

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Vierundsechzigster Band.

Mit den Portraits von:

Paul Wallot, Eleonora Duse, Arthur Sullivan.



W r e g l a u

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Inhalt des 64. Bandes.

Januar. — Februar. — März.
1893.

	Seite
Emil Bohn in Breslau.	
Arthur Sullivan	322
Georg Buß in Berlin.	
Paul Wallot und das Reichstagshaus	99
Ch. Ebner in Stuttgart	
Georg Herwegh. Ein Dichter der Freiheit. Eine literarische Skizze.	374
Georg Engel in Berlin.	
Das Hungerdorf. Novelle	277
Albert von Forst in Dresden.	
Die Bedeutung Belforts Süddeutschland gegenüber	366
R. Grazer in Temesvar.	
Eine communistische Colonie	237
Paul Habel in Breslau.	
Wanderungen antiker Denkmäler	340
Wilhelm Jensen in München.	
Aus der „vergeffenen Zeit.“ Novelle	1. 139
Eily von Kretschman in Berlin.	
Die ethische Bewegung in Deutschland	186
Kurd Laßwitz in Gotha.	
Naturnothwendigkeit und ihre Grenzen	52
Paul Lindau in Dresden.	
Friedrich Spielhagens Gedichte	115
Schlag neun	246

Laura Marholm in Friedrichshagen-Berlin.	
Eleonora Duse	169
Valerie Matthes in Schweidnitz.	
Piemont. Historische Ode von Giosuè Carducci. In deutscher Nachdichtung.....	361
Robert Prölß in Dresden.	
Die französische Armee beim Ausbruch der französischen Revolution.	205
Edmond Roisset in Berlin.	
Das „Doppel-Jah“ in der neuesten französischen Literatur.....	328
Friedrich Spielhagen in Berlin.	
Leidgenossen	111
Alfred Stern in Zürich.	
Talleyrands Memoiren	81
Robert Waldmüller (Ed. Duboc) in Dresden.	
Der Kirschkern-Oberst	383
K. Wernicke in Halle a. S.	
Die Heilsarmee	124
f. U. von Winterfeld in Stuttgart.	
Christian Wolff in seinem Verhältniß zu Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen	224
Eugen Wolff in Kiel.	
Briefe von Heinrich Heine an Heinrich Laube	23
Bibliographie	127. 264. 404
Bibliographische Notizen	133. 270. 409

Mit den Portraits von:

Paul Wallot, radirt von Johann Lindner in München; Eleonora Duse, radirt von Prof. Wilhelm Krauskopf in Karlsruhe; Arthur Sullivan, radirt von Johann Lindner in München.





Band 64. — Heft 190.

— *en* —
Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Jannar 1893.

16.
Jahrgang.

Greslan.

Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXIV. Band. — Januar 1893. — Heft 190.

(Mit einem Portrait in Radirung: Paul Wallot).



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Inhalt.

	Seite
Wilhelm Jensen in München.	
Aus der „vergeffenen Zeit.“ Novelle	1
Eugen Wolff in Kiel.	
Briefe von Heinrich Heine an Heinrich Laube	23
Kurd Laßwitz in Gotha.	
Naturnothwendigkeit und ihre Grenzen	52
Alfred Stern in Zürich.	
Calleyrands Memoiren	81
Georg Buß in Berlin.	
Paul Wallot und das Reichstagshaus	99
Friedrich Spielhagen in Berlin.	
Leidgenossen	111
Paul Lindau in Dresden.	
Friedrich Spielhagens Gedichte	115
K. Wernicke in Halle a. S.	
Die Heilsarmee	124
Bibliographie.	127
Arnold Böcklin. (Mit Illustrationen.) — Der Untergang.	
Bibliographische Notizen.	133

Hierzu ein Portrait: Paul Wallot.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunftbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Poftanstalten nehmen jederzeit Beftellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen find ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.

Siebenhufenerstr. 2/3.



Paul Wallot, 1860-1930

Paul Wallot

© 2011 by the author. All rights reserved. Printed in the U.S.A.



Aus der „vergesenen Zeit.“

Novelle

von

Wilhelm Jensen.

— München. —



in Erdenfleck, den die Natur wie wenig andere zur Menschenwohnsstatt, zur Anlage einer Stadt geschaffen.

Der Wanderer kommt über eintönig öde Hochfläche, auf der dunkle Nadelholzwälder mit Kornäckern und sumpfigen, schilfbewachsenen Einmuldungen wechseln. Auf schattenlosem Weg sticht die Sonne, oder rauher Wind peitscht, ohne ein Hinderniß zu treffen, Wolken, Regen, Schnee drüberhin. Das Auge findet keinen erfreuenden Anhaltspunkt, als da und dort den fragwürdigen eines spitzen Dorfkirchthurms, der von kalkweißem Gemäuer nadelartig halb über Fichtensäumen des gleichförmig hingeböhten Chiemgaus aufsteigt. Nur im Süden ragt die langgestreckte Linie der Vor- und Kalkalpen, von der Benediktenwand im Westen bis über den Waßmann und Untersberg im Osten hinaus; etwa sechs Wegstunden sind's an den Fuß der nächstbelegenen Berge. Aber in der strahlengitternden Luft flachen die vielfältigen Felsenrücken, Kuppen, Schroffen, Zacken und Zinnen sich ab, verschwimmen ineinander. Sie bilden nur eine ferne, zerstückelte Mauer, wenige erregen ein Gefühl ihrer Mächtigkeit, der starren Wildniß, die auf ihnen thront.

Da mit einem Schlage verwandelt sich die öde Nähe. Ein tiefflassender Durchriß zerspaltet die Hochebene, von einem breiten, gewaltig dahermogenden Strome durchrollt, dem Inn. Im Gang ungezählter Jahrtausende haben seine Wasser sich tief und tiefer eingegraben, ihre ursprünglich flachen Ufer vielfach zu senkrecht aufragenden Steilwänden ausgeschart. Und zwar in besonderem Maße, wild-grotesk, an dieser Stelle.

Handelschiffahrt stromauf und -ab auf dem Inn; eigenes Stadtrecht und Stadtgericht mit dem Blutbann schlossen eine weitreichende Selbständigkeit ein, und stolz sah das uralte städtische Wappen, ein ausschreitender rother Löwe mit goldener Krone und dreifach gespaltenem Schweif in weißem Schildfeld, vom Brückenthor auf die Ankömmlinge aus dem Chiemgau herab.

Im Uebrigen theilte im Gang der Jahrhunderte Wasserburg allgemeine städtische Geschehnisse, wie seine Bewohner allgemeine Menschenloose. Deftiger verheerten große Feuersbrünste die Stadt, der im Frühling hochgeschwollene, wüthend einbrechende Inn riß ab und zu Häuser und ganze Straßen mit sich fort, Kriegsnöthe und langwierige Belagerungen erzeugten im Innern Hungersnoth und Seuchen. Doch so viel an Einzelleben dabei vor der Zeit zu Grunde ging, das Gesammtwesen überdauerte die bösen Tage und Jahre der Drängniß; einem sturmgerüttelten, starken Baume gleich, schlug es seine Wurzeln nur fester in den Boden. Allzeit war die Stadt dem Landesherrn und zumeist auch der Kirche treu ergeben, nur im Beginn der Reformation drang die neue Lehre Martin Luthers da und dort auch in die Bevölkerung Wasserburgs ein, führte Zwiespalt und Unruhen mit sich, die vereinzelt noch bis über den Ausgang des 16. Jahrhunderts fort dauerten. Doch die jederzeit römisch-eifrigen bayrischen Herzöge griffen stets mit äußerster Strenge ein, um die katholische Gläubigkeit in der Stadt zu bewahren. Mehrere Geistliche, die in den Verdacht der Abtrünnigkeit gerathen, wurden feierlich der priesterlichen Würde und Gewandung entkleidet und in weißen Leinen Kitteln als Ketzer dem weltlichen Gericht zu peinlicher Leibes- und Lebensstrafe überantwortet; andere entzogen sich dem Scheiterhaufen, Galgen, Rad und Schwert durch rechtzeitige Flucht in protestantisch gewordene Lande. Allein mannigfache Glaubensverfolgung von Pfarrern, Magistern und Bürgern dauerte bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts an, zu welcher Zeit die Brüder von der Gesellschaft Jesu nach Wasserburg, wie überhaupt in die bairischen Lande berufen wurden, um mit erprobten Löschmitteln jeden ketzerischen Funkenrest zum Nimmerwiederaufglimmen auszutreten. Im Großen und Ganzen aber hatte die lutherische religiöse Brandstiftung den Seelen Wasserburgs nicht mehr an Schaden zugefügt, als eine Feuersbrunst um die Mitte des 15. Jahrhunderts einigen Häusern der Stadt. Urheberin derselben war eine junge Frauensperson gewesen, wegen ihrer Uebelthat nach Fug und Recht an der Leiter ausgerufen, mit glühenden Zangen gezwickt, öffentlich gestäupt und dann verbrannt worden, und mit dem Anfang des 17. Jahrhunderts war jeder Einwohner Wasserburgs durch gründliche Belehrung von Seiten seiner neuen Seelsorger aus dem Orden Ignaz von Loyola zu der heilsamen Erkenntniß gelangt, daß jene wohlverdiente Strafe der Brandstifterin nur eine unerlaubt und ungottgefällig gelinde für solche Verberbtheit sein würde, deren Ruchlosigkeit sich vermähle, einen Buchstabenlaut im Munde der berufenen Verkündiger der päpstlichen Glaubensbotschaft anzuzweifeln.

Heute ist Waſſerburg in das Eiſenbahnnetz unſerer Tage eingegittert worden, oder wenigſtens führt ein Schienenſtrang in einer Entfernung von drei Viertelſtunden daran vorüber. Anders als früher liegt die Stadt dadurch mit der Welt umher verbunden, doch nicht zu ihrem Vortheil, denn das neue raſche Verkehrsmittel hat Handel und Wandel in ihr nicht erhöht, ſondern ſie um vieles ſtiller und verläſſener gemacht. Der Zug brauſt vorbei, ohne daß jemand ſeiner Inſaſſen etwas von ihr gewahr nimmt; höchſtens ſteigt ein halbes Duzend von Leuten an dem einsamen Bahnhof aus und wandert ihr, der alten Salzſtraße folgend, zu. Niemand aber läuft auf ihr mehr Gefahr, unter Pferde und Räder, oder in Zank und Ungelegenheit mit peitiſchenknaſſenden, ſchimpfenden, trotigen Fuhrleuten zu gerathen. Das Salz nimmt jezt andere, ſchnellere Wege, und alle übrigen Handelswaaren thun das Gleiche. So iſt die Straße verödet, wie der Inn, auf dem kaum dann und wann noch ein Marktboot zu einem Nachbarort entlangzieht; nur Holzfloße treiben noch von den Bergen her, der Donau zu, vorüber. Für den Bedarf Anderer hat Waſſerburg keine Bedeutung, keine Durchgangs- und Lagerſtätten mehr, ſondern iſt ein auf ſich ſelbſt beſchränktes Stückchen Welt mit einer heutigen Bevölkerung von etwa viertehalb tauſend Köpfen, während es zu ſeiner Blüthezeit wohl das Drei- und Vierfache gezählt, für Vertheidigung und Angriff über ein halbes Tauſend wehrhafter Männer in's Feld ſtellte. Der Segen der großen Erfindungen unſerer großen Zeit hat mancher kleineren, einſt lebensvoll kräftigen Ortschaft ein recht fragwürdiges Janusgeſicht zugebreht.

Doch für Denjenigen, der von der Station her oſtwärts über den „Röbingerberg“ daherkommt, taucht unter ſeinen Füßen die Stadt noch immer in gleicher Weiſe plötzlich und überraschend auf, und anhaltend glaubt er ſich um Jahrhunderte zurückverſetzt. Sie ſcheint ganz in eine enge Gebirgſchlucht eingebettet zu liegen, obwohl ihre Umgebung in Wirklichkeit nur unbeträchtliche Erhebungen über das Niveau der weiten Hochfläche aufweiſt. Aber der Inn hat dieſe ſo tiefgrundig ausgehöhlt, daß beinahe rings um ſeine Schleife faſt ſenkrechte, unerſteigbare Bergwände aufragen, die durch ihre Farbe, Zerklüftung und Zerrung eine zweite Täuſchung erregen, als beſtehe ihre loſe Mergel- und Geröllmaſſe aus hartem Felsgestein. Völlig nackt und kahl, ohne Blatt und Halm umgürten ſie den Fluß gleich einer jenseits deſſelben aufgerichteten rieſenhaften Stadtmauer, nur droben, gewiſſermaßen auf ihrer Plattform, thront hoher, dunkler Laub- und Nadelholzfranz, ſenkt ſich da und dort in eine Einkerbung der Steilwandung tiefer hinein. Das Bild iſt ſo ſonderartig, daß ein fremd Davorgeſtellter nicht ahnen würde, wo in der Welt er ſich befinde. Er könnte wähnen, einen phantaſtiſch belegenen Ort im Orient vor ſich zu ſehen, wenn nicht die Kirchen, die Bauart der Häuſer ihn in's Abendland zurückwieſen.

Doch eigentlich weniger nach Deutſchland, als über die blauen Berge hin nach Italien, denn man gewahrt auf den erſten Blick, daß die vom letzteren herübergekommene Baukunſt hier ſtarken Einfluß geübt. Dicht zu-

eines Haushaltes gebracht, den besseren, jungen Männern fehlte der Muth, ihr Herz an Weib und Kind zu hängen, die von unablässiger Gefahr bedroht wurden, und die Verlotherten schafften sich leicht freien Ertrag. Denn zahllos war die Schaar derer, die vom weiblichen Geschlecht als Troßbirnen dem wilden Heerlagerleben zuströmten; Scham und Scheu, Würde, Recht und Nedlichkeit hörten sie aus jedem Munde als veraltete Narrheiten gehöhnt, begierig griffen sie nach dem Genuß der Stunde, lebten flüchtig in trunkenem Taumel, gingen unter wie ein Heuschreckenschwarm, den der Hagelschlag zerschmettert, und tausendköpfig traten andere an ihre leergewordene Stelle. Was sich aber da und dort an sittig verbliebener weiblicher Jugend im Schutz fester Mauern erhalten, war ein bedrücktes, freudlos verkümmertes Geschlecht. In der Dürftigkeit und Engniß ihres Daseins suchten sie gegen das hilflose Diesseits bei dem Gedanken an ein besseres Jenseits einzigen Trost, füllten vom Morgen bis zum Abend die Kirchen, saßen im traurigen Hauswinkel über dem Gebetbuch, zwischen ihren Händen den Rosenkranz abfingernd. Oder wo sich ein junges Gemüth aus unbezwinglich krafftvollem irdischem Lebensdrang gegen die todte Entsagung wehrte, konnte es doch nicht dawider kämpfen, sich nach anderer Richtung in ein dumpfes Brüten zu vergraben und über den Widerspruch seines Gefühls mit dem garstigen und unnatürlichen Getriebe der Menschen nachzugrübeln.

Schlimmer war von der zweiten Hälfte des endlosen Krieges kaum ein deutsches Land mitgenommen worden, als das bayrische, und in diesem ganz besonders die Gegend um den Inn, den bald dieses, bald jenes der kriegerischen Heere zu vertheidigen und zu überschreiten suchte. Der bayrische Kurfürst Maximilian, das Haupt der Liga, stand als glaubenseifrigster Katholik und rüchhaltigster Beförderer der Ausbreitung des Jesuitenthums unwankbar zur Sache des habsburgischen Kaisers und machte sein Land dadurch zu einem Hauptangriffspunkt der protestantischen Heermassen. Fortwährend wechselten die Hauptpersonen auf der schreckvollen Schaubühne. Gustav Adolf und Bernhard von Weimar, Tilly und Wallenstein, Baner und Torstenson traten ab, aber neue füllten die kurze Leere aus, und das große Trauerspiel setzte sich immer blutiger, immer unerbittlicher mordend, brennend, austilgend fort. Es gab keinen Ort mehr, den der Krieg nicht zum mindesten um drei Viertel, oft um vieles mehr, seiner Einwohner beraubt hatte, und je weiter er vorschritt, desto gleichartiger ward es, ob Feind oder Freund, Kaiserliche und Liguisten oder Schweden und Franzosen in ein Dorf, eine Stadt einrückten. Kein Gebot der Parteizugehörigkeit, der Menschlichkeit galt mehr, nur das des Gewinns; jeder entpreßte der verhungernnden Bevölkerung gleicherweise, was sie noch besaß, das letzte Brot, den letzten Trunk. Im Ganzen, wie im Einzelnen war der Schwache die schutzlose Beute des Starken. Gewalt allein herrschte, und die Weigerung des Wehrlosen brachte Marter und Tod. Wirtshausfeuer und in Flammen lodernde Ortschaften machten die Nächte zu hellem Tag; noch mehr an Furcht flößte der Abzug der Heere ein, als ihr Heran-

rücken, denn auf die von ihnen geräumten Plätze ergoß sich der gierige Schwarm der Marodeure, blutdürstige Leichenhyänen nach den räuberischen Wolfsrudeln. Und über die wildeste Rohheit und Habsucht der Männer hinaus ging die Eier, die Grausamkeit und Verthierung der Soldatenweiber und Dirnen, die gleich Schmetfliegen in ungeheuerlichem Troß von Hunderttausenden, ein Auswurf aller Völker Europas, den großen, kleinen und kleinsten Heerkörpern nachschwirrten, das gesammte deutsche Land überdeckten. Denn gekämpft in Schlachten, Gefechten und Scharmützeln ward unablässig fast überall, und überall riefen die katholischen Priester und evangelischen Prediger den Beistand und Segen des Höchsten für den Sieg ihrer „heiligen Glaubenswaffen“ herab.

* * *

Das thaten an jenem Abend auch die Glocken von St. Jakob, oder wenigstens glaubte Regina Edlinger aus ihnen die eisernde Stimme des Stadtpfarrers Johann Wolfgang Knoll zu vernehmen, die bald die Hilfe Gottes und der heiligsten Jungfrau für die Fahnen der Gläubigen anflehe, bald Fluch und Verdammniß auf die Heerschaaren der Reßer niederbeschwöre. Beides war auch wieder besonders von Nöthen, denn nach einer kurzen, ruhigen Zwischenzeit rückte das Verderben, wie schon oft, auf's Neue gegen den Inn heran. Eine entsetzliche Verheerung der bayrischen Lande durch die vereinigten Schweden und Franzosen im Jahre 1646 hatte den Kurfürsten Maximilian zum Abschluß eines Waffenstillstandes und Anknüpfung von Friedensunterhandlungen veranlaßt gehabt. Doch nachdem der Feind in Folge derselben Bayern geräumt, erkannte der Kurfürst noch rechtzeitig durch heilsame Belehrung seiner Berather von der Gesellschaft Jesu, daß er im Begriff stehe, einen Pact mit dem Teufel zu schließen, und durch irdisch-schwächliche Rücksicht auf das zeitliche Glend seiner Unterthanen sein und ihr ewiges Seelenheil unwiederbringlich gefährdete. So kündigte er schnell den unheiligen Vertrag wieder, verband sich auf's Neue mit dem geängstigten, von gleicher Frömmigkeit besetzten Kaiser Ferdinand III. und rüstete eifertig nochmals seine halb aufgeriebene Streitmacht, um die Widersacher Gottes und des römischen Glaubens vom Erdboden auszurotten. Doch war der, dem zu Ehren dies geschehen sollte, offenbar über die an ihm begangene Treulosigkeit noch erzürnt und gab, wenigstens vor der Hand, zur Strafe derselben dem Teufel die Lenkung der Zügel anheim, denn der schwedische General Wrangel und der französische Marschall Turenne schlugen an der Donau, wie am Lech das verbündete bayrisch-kaiserliche Heer und drängten dies unter fortwährenden Gefechten Schritt um Schritt gegen Osten zurück.

Vom Otiemgau indeß brandete das erneute Kampfgetöse noch weitab im Westen, und die Stadt Wasserburg lag auf ihrer Halbinsel, als herrsche Frieden ringsum auf der Erde. Von droben herab angesehen, nahm sie sich auch wie immer seit Jahrhunderten aus, doch in ihrem Innern war sie nur

mehr ein Schattenbild dessen, was sie in ihrer Blüthezeit gewesen. Ihre feste Lage und starken Mauern hatten zwar stets in den endlosen Kriegsnöthen jedem Angriff getrogt, sie war niemals vom Feinde erobert und verwüstet worden; ihre Kirchen, Thürme und Giebel ragten unverändert aus der Wasserumrahmung auf. Aber Markt und Straßen, die Häuser im Innern standen verödet, seit langen Jahren rollten keine Salzwagen mehr über die Brücke, Handel und Gewerbe waren fast unbekannt geworden und die Zahl der Bewohner auf weniger als ein Viertel der früheren herabgesunken. Wovon die übrig gebliebenen ihr Leben fortfristeten, wußten sie zumeist selbst kaum, die verheerten Acker lieferten keinen Ertrag mehr, Fleischkost, Milch und Eier bildeten für die heranwachsende Jugend beinahe unbegriffen fremde Worte. Hohläugig, wie überall in deutschen Landen, saß der Mangel, der Hunger an jedem Tisch; mit den bedrückten Gemüthern und geschwächten Leibern hatte jegliche Krankheit leichtes Spiel, den matt glimmenden Lebensdocht zum Auslöschen zu bringen, und in und um die zahlreichen Kirchen fand sich kaum ein leerer Begräbnißraum mehr vor. Es war kein Unglück, dorthin zu gelangen, weder für den zur Ruhe Gebetteten, noch für seine Angehörigen; wenigstens pries der geleitende Geistliche sein Absterben als eine Erlösung zu ewiger Freude durch die erbarmungsreiche Gnade des Allmächtigen, aber auch seine Predigtzuhörer am Grabe pflichteten in der Stille bei, es sei schon aus irdischen Gründen in der That eigentlich besser, aller der täglichen Mühsal, Sorge, Noth und Erwartung des noch schlimmer Hereinbrechenden für immer enthoben zu sein. Der Krieg hatte die Stadt Wasserburg nicht mit wilden Raubthierzähnen zu zerfleischen vermocht, aber er hatte das Leben darin mit Barentagen umklammert und ihm, immer enger pressend, nach und nach den Athem in der Brust zerdrückt. Ein mäßliches Hinschwinden an Kraftlosigkeit war's, und wie über einer großen Grufstätte wuchs das Gras auf dem Markt und in den leblosen Straßen aus dem Boden herauf.

Und doch lag die Stadt scheinbar so friedlich, von keinem Feind bedroht, da, und die letzte Abendsonne überdeckte ruhig und freudig wie mit einem goldenen Gewirk die kleine grüne Kuppe des Magdalenenberges, auf der Regina Edlinger saß. Ihre Brust hatte so heftiges Verlangen nach anderer Luft als drunten in den Straßen getragen, deshalb war sie hier heraufgestiegen, obgleich es ihr nicht leicht geworden, durch das Brückenthor hinaus zu kommen. Denn dies blieb seit Jahren beständig auch am Tage fest geschlossen, um jeder möglichen Ueberrumpelung durch einen marodirenden Soldatenhaufen vorzubeugen, und der alte mürrische Wächter wollte dem Mädchen nicht zum Durchlaß öffnen; Weibskleute gehörten hinter die sichere Mauer und hätten in solcher jährlichen Zeit nichts draußen zu suchen, könnten vom Herumstreunen vor'm Thor nur Schimpf und Schande befahren. Aber sie hatte seine Grämlichkeit doch zu überwinden vermocht, er kannte sie als eine ehrbare Jungfer, und da sie versprochen, vor'm Dunkelwerden zurück-

zu kommen, war sie durch die aufgeriegelte Thür zur Brücke hinaus und auf den steilen Hochrand über dem Innstrom emporgeklommen. Nun saß sie, langsam aus tiefer Brust athmend, droben, ganz allein in leer-einsamer Stille, denn von der späteren kleinen Vorstadt jenseits des Flusses war noch kein Haus vorhanden, und in der Stadt trieb Niemanden sonst gleiches Bedürfnis wie sie.

Sie konnte noch nicht alt genannt werden, doch stand sie schon seit gerauem auch nicht mehr in erster Jugend, denn sie war grad' im Jahr des Kriegsbeginns zur Welt gerathen, so daß ihr nur eins an dreißig mehr fehlte, und man sah's auch an zwei feinen Rinnen, die sich ihr quer über die Stirn zogen, nicht als Furchen, doch Vorboten sich bildender Falten. Die Magerkeit ihres Gesichts und besonders der Hände sprach von dürftigster Ernährung, und in ihrem Bau lag alles eher als Fülle, aber nicht Schwächliches, sondern etwas wie ein von innen treibender, durch äußere Umstände zurückgehaltener Drang des Körpers, sich lebenskräftig zu entwickeln. Sie saß und hielt den Blick grad' in die niedergehende Sonne hineingerichtet, und wie die röthlich werdenden Goldstrahlen derselben sich in ihren dunkel-violett-blauen Augensternen brachen, sie wie zwei Blumentelche ausleuchten ließen, erinnerte durch sie das blasser, schmale Gesicht trotz der Stirnlinien nicht an vorzeitig herannahenden Herbst, sondern an den Frühling. Es waren Augen wie Veilchen, doch über die ein kalter Frostwind gegangen; Sonderbares, geheim Sehnsüchtiges sah daraus hervor: eine Jugend, die gern geblüht hätte, aber nicht Boden, Luft und Licht dazu gefunden.

Sie war ein Wasserburger Kind und niemals weiter als bis hierher aus der Stadt herausgekommen, doch wurzelte sie in dieser trotzdem wie eine halbfremde, nicht recht dorthin gehörige Pflanze. Vor ungefähr siebzig Jahren hatte der Herzog Albrecht V. ihren Aeltervater Stephan Eölinger, damaligen Rathsherrn in Wasserburg mit einer beträchtlichen Anzahl anderer Bürger wegen Verdachtes lutherischer Gesinnung nach München in den Falkenthurm führen lassen, aus dem er zwar vor Fällung des Urtheilspruches entkommen, aber landflüchtig in die Fremde geflohen, und, mit Acht und Bann belegt, dort gestorben war. Der verderbliche Trieb steckte ihm wohl vererbt im Blut, da er ein naher Aenderwandler des gleichfalls aus Wasserburg entstammten katholischen Priesters zu Passau, Johannes Pfeffinger, gewesen, der, zum evangelischen Glauben übergetreten und später erster Superintendent und Professor in Leipzig geworden, von der Erinnerung der Gläubigen als ein Schandfleck und teuflische Ausgeburt seiner Vaterstadt bewahrt wurde. Wegen solcher Herkunft gemieden und argwöhnisch angesehen, hatte der Vater Reginas ein zurückgezogenes, nur auf sein Haus beschränktes Dasein geführt, in dem sowohl er als seine Ehefrau etwa zehn Jahre nach der Geburt ihres einzigen Kindes ziemlich gleichzeitig gestorben; wie der schon damals in Amt und Würden stehende Stadtpfarrer Knoll ohne viel Bemäntelung kundgegeben, Beide wiederum zu einer erneuten höllischen Gemeinschaft vereint.

Denn auch die Abstammung der Frau von einer Schwester des berücktigten Pfarrers an der St. Jakobskirche, Michael Kellers, der sich gleich im Anfang der Reformation zugeneigt, ließ in ihr den weiterverpflanzten Samen diabolischen Gifttrautes vermuthen. So war Regina Edlinger als verlassenes Waisenkind in dem ihr anheimgefallenen väterlichen Hause übrig geblieben, nur unter Obhut einer entfernten alten Anverwandten von mütterlicher Seite, die dem elternlosen Mädchen vom Amt als Pflegerin bestellt worden. Es war eine mit gutem Bedacht getroffene Vormundschaftswahl, denn ein besseres Zeugniß nie von einem Zweifel berührter Glaubensfestigkeit und sichersten Gehorsams der Kirche gegenüber konnten sämtliche Geistliche keiner ehrsamten alten Jungfer der Stadt ausstellen, als Katharina Haberschnell, und diese, die bis dahin in allerfärmlichsten Umständen gelebt, unterzog sich mit rührender Opferwilligkeit der Aufgabe, ihre verwahrloste Dachkammer zu verlassen und als Pflegemutter in das Edlinger'sche Haus überzusiedeln. Ein nicht unbeträchtliches Erbtheil des Kindes machte damals die Wirthschaftsführung zu einer nicht allzu beschwerlichen, und ebenso gewissenhaft wie der Fürsorge für die leibliche Ernährung, kam Katharina der übernommenen geistlichen Pflicht nach, die ihr Anvertraute vom Morgen bis zum Abend mit Speise aus heimgebrachten Predigten und Gebetbüchern zu versehen. Das fiel der verdächtigen, doppelten Blutüberlieferung Reginas halber besonders wichtig, denn alle ihre Altersgenossinnen bekundeten das gerechte Mißtrauen, das sie oder ihre Eltern, Tanten und Vassen in die Abkömmlingin zweier städtischer Schandflecke setzten. Sie ließen dieselbe nicht an ihren Spielen und Belustigungen theilnehmen, riefen ihr „Kekerin!“ oder auch wohl als höchsten Abscheuausdruck „Pfeffingerin!“ nach, und sahen das Treiben der übrigen Kinder meidend, wuchs sie einsam unter den Bußermahnungen Katharina Haberschnells in dem stillen Hause auf.

Mit diesem aber besaß es eine eigene Bewandniß, durch die es noch weit mehr in der Stille lag, als ein anderes der Stadt sonst. In früherer Zeit hatte von der St. Jakobskirche her eine schmale Gasse zur Salzsenderzeile hinübergeführt, doch im Verlauf der Jahre war sie wunderbar an beiden Enden mit Häusern zugebaut worden, so daß man nur noch durch dunkle, unter den letzteren hindurchführende Schwiebbogen in sie hineingelangen konnte. So glich sie einem kleinen abgezweigten Flußgrinnal, an dessen Zugang sich verschüttendes Geröll aufgehäuft, daß es wasserlos daliegt; Niemand kam mehr hindurch, als die Bewohner der in ihr befindlichen Häuser. Wie aber ein öd' gewordenes Flußbett allmählich verwuchert und verwilbert, so waren hier gemach die Gebäude verödet und verfallen. Die Stadt bot Raum genug, und zumal da durch weitere Verbauung auch die Bogenzugänge verrammelt wurden, so daß nur ein kaum mannesbreiter, winkliger, finsterner Durchschlupf mehr in das Gäßchen führte, wollte Niemand mehr drin wohnen. Man hieß es „die vergessene Zeit!“, obwohl sie in der Mitte Wasserburgs lag, gab es in diesem viele Leute, die sie nie mit Augen

gesehen. Doch dem Vater Reginas, der nach einsamer Zurückgezogenheit getrachtet, erschien sie zur Erfüllung seines Wunsches am geeignetsten; er hatte sich in ihr um Billiges eines der verfallenden Häuser angekauft, es ausbeßert, und darin war Regina Edlinger geboren und hauste sie noch heute.

Jetzt nicht mehr unter Vormundschaft, sondern selbständig, denn sie war lange in's Alter eigener Mündigkeit gekommen. Aber seit ihrer Geburt und noch mehr seit dem Tode ihrer Eltern hatte sich viel in der Welt, der Stadt und auch in ihrem Hause verändert. Als sie mündig geworden und ihr Erbtheil zu eigenem Schalten angetreten, zeigte sich, daß die Aushändigung desselben Katharina Haberschnell wenig Mühwaltung mehr verursachte. Sie hatte zur gottesfürchtigen Erhaltung ihres Lebens stets reichlich gegessen und getrunken und von der ihr vertrauten Habe den bedürftigen Armen gegeben, die nach ihrer eigenen geistigen Erkenntniß, wie nach der Unterweisung durch ihre geistlichen Berather in den zahlreichen Kirchenstöcken Wasserburgs bestanden. Daß in Folge davon für Regina von der Hinterlassenschaft ihres Vaters außer dem Hause fast so gut wie nichts übrig geblieben war, bekümmerte Niemanden und am wenigsten die Amtsbehörde. Die Zeit war nicht dazu angethan, sich mit solchen Kleinigkeiten zu befassen; der Krieg hatte schon überall böß am Mark der Stadt gezehrt. Wenige besaßen mehr das, was sie früher gehabt, und es war kein Grund abzusehen, warum eine Nachkommnin übelberufener Vorfahren es besser haben sollte, als die allezeit glaubenstreu Bewährten und bei ihren Verlusten doch von dem Bewußtsein der über ihnen leuchtenden kurfürstlichen Gnade Erhobenen. Im Allgemeinen freilich hatte die wilde Zeit Regina Edlinger nicht nur ihres Elternerbtheils an Hab und Gut, sondern auch an schlimmem Leumund entledigt. Es gab auf den Straßen nicht Spiel und Belustigung mehr, Niemand rief ihr mehr nach: „Da geht die Reherbirn!“; sie war denen ihrer Altersgenossinnen, die noch in der Stadt lebten, gleichgiltig geworden und bei ihnen in Vergessenheit gerathen, wie die „vergeffene Zeit“, drin sie wohnte. Dort lebte sie noch mit der alten Katharina Haberschnell zusammen, die, demüthig-unterwürfig gegen sie geworden, immer weinerlich, wenn sie nicht auf dem Kirchenschemel kniete, wehflagte, es sei nun der Lohn ihrer siebenzig Jahre langen Frömmigkeit und aller ihrer für das Kind gebrachten Opfer, daß sie nicht satt zu essen bekomme. Regina tauschte selten ein Wort mit ihr, aber sie hatte aus Gewohnheit die Alte im Hause behalten, um nicht ganz allein darin zu sitzen, und sie sorgte durch kläglichst bezahlte Nadelarbeit für den Unterhalt ihrer immer hungrigen Stubengenossin mit. Von dieser eine Rechenschaft zu verlangen, war ihr nie eingefallen, sie besaß selbst keine deutliche Vorstellung davon, daß ihr ohne die Pflugschaft Katharinas vergönnt gewesen sein würde, in besseren Umständen zu leben, und obgleich sie viel in ihrer Einsamkeit grübelte, dachte sie über ihre Dürftigkeit niemals nach. Wohl fühlte auch sie oftmals zu karg befriedigten leiblichen Hunger, doch

kümmerte der sie wenig. Ein anderes Hungergefühl steckte in ihr und war mit den Jahren in ihrem Innern angewachsen; wonach mußte sie sich nicht zu sagen. Aber sie empfand es, drängend und begehrend, in ihrer trotz aller schlechten Nahrung kräftigen Brust, heftigeren Triebes, als ein vor Seere schmerzender Magen.

*

■

*

So saß sie heut' auf dem grünen Bodengrund des Magdalenenberges und sah in die blitzenden Sonnenstrahlen hinein. Vor ihrem Blick flimmerte dabei noch etwas, das sie, auf der Brücke einmal rückschauend, wahrgenommen, die Sonnenuhr über dem Thor mit der Umschrift: „Die sonn kein stund zeigt an, wo man nit sterben kan“, und über diesen Spruch dachte Regina Eblinger gegenwärtig nach.

Er sagte gewiß die Wahrheit und zwar eine von einfachster, alltäglich fast bewährter Art, denn sie hatte schon manchmal erfahren, daß Jemand jäh plötzlich, ohne nur eine Stunde vorher davon zu ahnen, gestorben war, und zu irgend einer Zeit machte der Tod ja doch jedem Menschenleben ein Ende. Aber dennoch klang ihr etwas Sonderbares aus dem kurzen Reimwort; ihr kam's daraus zu einer Vorstellung, um sterben zu können, müsse man vorher erst gelebt haben, und sie fragte sich weiter, was denn eigentlich leben heiße. Jeden Tag in immer gleicher Weise aus dem Morgen den Abend werden zu sehen, im dunklen Hause der „vergesenen Zeit“ mit der Nadel zu arbeiten, um etwas zum Essen zu haben, und die nothdürftige Nahrung zu sich zu nehmen, um wieder weiter nähen zu können; sonst nichts, als das Gejammer der Muhme Katharina, die Erinnerung an vieljährigen Hohn, Mißachtung, auch gelegentlich Mißhandlung in der Jugend, und der Vorausblick auf das stetige Fortdauern solcher Tage, Wochen und Jahre bis zum grauen Haar und der Gebrechlichkeit des Alters. Was dahinter noch lag, wußte sie nicht, aber sie hoffte nichts davon. Sie war streng im katholischen Glauben erzogen worden, doch der protestantische Geist saß wohl als Erbstück in ihr, oder ihre geistlichen Seelsorger hatten in Gemeinschaft mit Katharina Haber schnell den Bogen bei ihr zu stark angespannt, und er war zerbrochen. Ohne sich selbst darüber klar zu sein, hatte sie von Kindheit auf sich die Kirchenlehren durch's Ohr eingehen lassen, mit dem Mund und der Hand Bräuche und Vorschriften derselben mitgemacht, aber in's Herz war ihr von alledem nichts eingedrungen, noch zu einer Ueberzeugung von seiner Wirklichkeit geworden. Sie that, was ihr geboten ward, um nicht gestraft zu werden, was sie die Andern thun hörte und sah. Dann, als sie keine Furcht mehr zu haben brauchte, in der arg hereingebrochenen Zeit Niemand sich mehr um sie bekümmerte, ließ sie's, legte es ab wie ein unbequemes Kleidungsstück, ohne je wieder einen Blick in die dunkle Ecke zu werfen, wohin sie es bei Seite gethan. Doch war sie von der Natur zum Grübeln veranlagt und dachte für sich viel darüber nach, wer die Welt und die

Menschen geschaffen habe, wozu, und was er von ihnen verlange. Mit dem letzteren kam sie bald in's Reine, denn sie fühlte deutlich die Gebote und Verbote des Schöpfers in sich selbst, Gutes, nicht Böses zu thun, gerecht und rechtschaffen, mitleidig und hilfsreich zu sein, nicht im Born und Aerger zu handeln, Kränkungen nicht zu vergelten und Ungemach ruhig zu ertragen. Dagegen half von Jahr zu Jahr alles Nachdenken ihr weniger, die Lenkung der auf Erden geschehenden Dinge durch die Hand Gottes zu begreifen. Sie sah und hörte, daß überall Unthat, Betrug, Blutvergießen und Grausamkeit herrschten, daß oft die Besten daran hilflos zu Grunde gingen und die Schuldlosen straflos in Glanz und Ueberfluß prasteten. Freilich sollte dafür im Jenseits ein Ausgleich an Lohn und Strafe stattfinden, aber die Kopffähigkeit Reginas reichte nicht aus, um sich dies zu einem klaren Begriff und ihr Gerechtigkeitsgefühl damit in Uebereinstimmung zu bringen, zu fassen, daß es ganz nichtsbedeutend sei, wie im irdischen Leben Gutes und Uebles vergolten werde, sondern einzig, was Beides einmal im Himmel erwarte. Es war schlimm, daß sie schon als Kind niemals vor den Pfarrern, Cooperatorn und Benefiziaten in ihrer Vaterstadt als vor höher gearteten Wesen Ehrfurcht und Zutrauen zu ihnen zu gewinnen vermocht hatte, denn dadurch kam sie allmählich auch um das Vertrauen in die Wirklichkeit der von jenen gepredigten Verheißungen und Tröstungen in einem besseren, ewigen Leben. Ihr leuchtete nicht ein, woher die geistlichen Herren zu diesem unbedingt sicheren Wissen davon kämen, und andererseits drängte sich ihr aus dem Lebenswandel derselben öfter als einmal ein Grund zu der Annahme auf, daß Manche selbst nicht so zweifellos von einem zu fürchtenden Gericht am jüngsten Tage überzeugt sein möchten. Dann sah es aber auch mit der „freudigen Urständ“ der hienieden nur von Kummer und Noth bedrückt Gewesenen wenig zuversichtlich aus, und wie es sich so im Kopf Regina Edlingers nach und nach weitergebildet, hatte sie sich gemach auch ihrer früheren Hoffnung auf etwas sie nach dem Tode noch schön Erhaltendes entschlagen.

Solcherlei Gedanken gingen ihr heut, Erinnerung, Gegenwart und Zukunftserwartungen ineinanderschlingend, besonders durch den Sinn, und als Ergebnis stand, wie aus der Luft herabgefallen, klar vor ihr, wenn der Zeiger der Sonnenuhr auf dem Brückenthor einmal ihre Todesstunde über lang oder vielleicht auch kurz anzeigen werde, so habe sie eigentlich überhaupt vorher nicht gelebt. Das hatte sie wohl schon oftmals, doch noch nie so deutlich wie heute, in diesem Augenblick gefühlt. Mechanisch hielten ihre Finger einige Grasspalme neben ihr gefaßt, zogen daran und veranlaßten dadurch ein kleines lebendiges Ding aus dem Gehälm hervorzuschlüpfen und sich in die Höl' grad' auf ihren Handrücken zu schnellen. Sie sah bei der leicht kitzelnden Berührung nieder, eine zierliche braun-grüne Heugrille war's, und diese unwillkürlich mit der anderen Hand hohl zudeckend, redete sie laut zu ihr: „Du hast's besser, weißt nicht, daß du sterben mußt, und bist vergnügt, daß du in der Sonne hüpfst.“

Da scholl eine Antwort oder eine Anrede ihr in's Ohr: „Fängst Du Grillen?“ daß sie verbucht zusammenfuhr. Ihre Einbildungskraft war lebhaft, gewann leicht über sie Macht, und einen Augenblick hatte sie gemeint, der kleine Heuhüpfer habe mit seiner Stimme auf ihre Worte erwidert. Dann drehte sie plötzlich den Kopf und sah, wer es in Wirklichkeit gethan, mit verwundertem Ausdruck, denn ihr war nichts von einem Heranschreiten über den weichen Boden zu Gehör gekommen. Doch stand Jemand hinter ihr, ein Mädchen aus Wasserburg, das sie kannte, mit Namen Emmerenz Kleeberger, auch ein Waisenkind, die Tochter eines völlig verarinteten und vor Kurzem verstorbenen Messerschmieds, wohl fast um zehn Jahr jünger als Regina. Auch sonst von dieser sehr verschieden, dunkelhaarig und mit schwarzen bligenden Augensternen, wohl auf irgend eine Abkunft von altem römischem oder slavischem Blut zurückweisend. Ihre Brust rundete sich voll aus faden-scheinig abgetragenen Nieder, sie sah mit einem scheulos-kecken, doch schönen Gesicht drein und schlug ein Lachen zu ihrer Frage auf. Nun versetzte Regina: „Wie kommst Du hierher?“ und die Emmerenz gab zurück: „Durch Deine Beihül', ohn' daß Du's weißt. Der Knurrinak am Thor wollt' mich nicht hinauslassen, der Teufel ginge draußen in Mannsröcken um und schnappte unsereins, wie ein Hund nach Fliegen. Aber ich hab' Dich hinaus gehen sehen, mach'ts mir zu nutz, ich müßt' Dir nach, und so kam ich durch. Der Beichtiger hat mir gestern gesagt, lügen wär' eine Sünd', wenn man's nicht zu frommen Zwecken thät'. Ob meiner grad' fromm ist, weiß ich nicht, darum hab' ich nicht mit einer Lüge anfangen wollen, sondern bin Dir nachgegangen. Nun ist's in Richtigkeit damit und kann ich weiter gehen, wohin ich will.“

Sie lachte wieder. „Was willst Du denn?“ fragte die Hörerin.

„Das Knurren zwischen den Rippen still machen und nicht mehr Knochen nagen, woran die Hunde sich schon die Zähne stumpf gebissen. Oder auch ein Heuhüpfer sein, wie Deiner da, und mich greifen lassen.“

„Du willst aus der Stadt fort?“

„Mir greint keiner drin nach, mich wieder zu haben.“

„Aber wohin?“

Die Befragte schwenkte sich auf der Ferse im Kreis um und zog, wie unwitternd, die Luft mit der Nase ein. „Wo der Wind Bratendampf vom Spieß herweht.“

Regina schüttelte jetzt verwundert den Kopf. „Du bist unflug, wenn Du Hunger hast, irgendwohin zu gehen, wo Dich Niemand kennt. 's ist überall Darben in der Welt; glaubst Du, die Leute schenken Dir da eher etwas, als in Wasserburg?“

„Bist 'ne Gans, nur schad' daß man sie nicht braten kann,“ stieß die Emmerenz Kleeberger, spöttisch die Lippe über die weißen Zähne aufziehend, aus. „Es giebt genug Leute, die am Biwakfeuer beim vollen Topf sitzen und nicht darben, trinken auch nicht aus dem Kübel dazu wie in Wasserburg,

sondern aus der Kanne. Und ich will nichts geschenkt haben, ich kauf's mir.“

„Hast Du denn Geld?“ antwortete die Andere erstaunt. „Dann brauchst Du ja auch zu Haus nicht zu hungern.“

In den schwarzen Augen der vor ihr Stehenden glimmerte ein Gefunkel, sie erwiderte lachend: „Einen Sparpfennig hab' ich noch im Sack dazu; wer ihn nicht zu früh ausgiebt, kann in der Noth davon zehren. Aber in der Stadt giebt keiner mir Brod und Wein dafür, die Jungen sind sauertöppisch und haben selbst nichts, und aus dem Keller der Ehrwürdigen, die's wohl gern thäten, mag ich's nicht; dazu bin ich selber noch zu jung. Ich muß weit bis heut Nacht und verschwak' die Zeit. Willst Du mit mir? Du hast Deinen Sparpfennig wohl auch noch, in die vergessene Zeil kommt kein Dieb. Aber er ist schon etwas angechimmelt und bringt draußen in der Welt nichts mehr ein. Da bleibst Du besser zu Haus; die Ehrwürden sind nicht heikel, und vielleicht hat von ihnen Einer noch Appetit auf den Schimmel.“

Die Sprecherin hatte den Arm niedergestreckt, war über den Scheitel Regina's gefahren und zupfte von diesem bei dem letzten Wort ein im Sonnenlicht hellblinkendes graues Haar fort, das sich schon zwischen die blond-braunen eingemischt, und das sie der Sitzenden zum Schabernack auf die Hand legte. Dann sprang sie mit dem Ruf: „Du kannst dem Wächter sagen, daß ich keine verlog'ne Dirn gewesen bin!“ gegen Norden von dem Hügel hinab, war in ein paar Augenblicken verschwunden, und einsam saß Regina Edlinger wieder in der Abendstille auf der kleinen grünen Ruppe da.

Sie sah der hurtig Davongelaufenen nach, ihr kam's vor, als ob sie geträumt habe. Wohin und was wollte die Emmerenz? Die hatte wohl fast Recht gehabt, sie eine Gans zu heißen, denn es ging ihr kreiselnd im Kopf herum; sie hatte die Rede des Mädchens allerdings nach dem Wortlaut verstanden, doch keinen Sinn darin begriffen. Die Unkluge lief aus der Stadt in die Weite, weil sie hungerte, und besaß doch einen Sparpfennig, für den sie sich hätte satt essen können. Nein, sie sagte ja, in Wasserburg gäbe ihr Niemand etwas dafür, als die ehrwürdigen Herren, und von denen möge sie nichts. Das stimmte mit einem Gefühl Regina's überein, aber einen Zusammenhang hineinbringen konnte sie trotzdem nicht, denn die Geistlichen verkauften doch nicht Brod und Wein. Und sie selbst sollte ebenfalls einen Sparpfennig besitzen, der indeß nichts mehr einbringe, weil er schon angechimmelt sei. Das war Alles narrenhaft sinnloses Gerede.

Aber ein Traum war's doch nicht gewesen, sondern eine kurze Wirklichkeit, die, so schnell sie vorübergegangen, etwas in ihr hinterlassen. Was, konnte sie sich nicht sagen, sie fühlte es nur als eine über sie oder in sie hinein gekommene Unruhe. Ihr Ohr vernahm aus der Brust herauf den eigenen Herzschlag, und ihr war's, als treibe dieser ihr Blutwellen in's Gehirn empor, die alles vernünftige Umherdenken im Kopf wirt und nutzlos machten.

Da schimmerte noch das auf ihrer Hand, was die Emmerenz Kleeberger ihr vom Scheitel gezupft und darauf gelegt. Regina nahm es zwischen die Finger und betrachtete es. Wahrhaftig ein graues Haar, ganz gleich denen auf dem Kopf Katharina Haberjchnell's.

So alt also war sie schon, und ihr kam jetzt auch zum Verständniß, was das Wort 'Schimmel' bedeuten gesollt, daß es ein zutreffender Vergleich für dies Haar gewesen. Ja, so weit war sie schon, der weiße Scheitel und die Altersgebrechlichkeit, die sie sich oft vorgestellt, kein Bild noch ferner Zukunft mehr, sondern schon anfangende Wirklichkeit und Gegenwart. Die Sonnenuhr über dem Thor konnte jeberzeit die Stunde anzeigen, in der sie sterben solle, ohne daß sie zuvor gelebt haben werde.

Plötzlich überließ sie mit einem Schauer und überfiel sie zugleich mit einem jähen Begreifen, was das drängende und begehrende Hungergefühl in ihr sei. Sie hungerte nach etwas ihr Fremdem, nur als leeres Wort Bekanntem, nach Freude, Glück, nach einem Inhalt, Werth und Zweck des Lebens. Ohne dies einmal damit erfüllt, kennen gelernt, gefühlt, besessen zu haben, war es überhaupt nicht gewesen. Ob das namenlose Glück lang oder kurz sein mochte, wenn es sich nur einmal beseligend und den bitterlichen Hunger beschwichtigend kundgethan, dann war es gleichgiltig, wann der Uhrzeiger seinen deutenden Schattenstrich auf eine Stunde des Zifferblattes hinwarf. Aber von woher ein solches Glück kommen, wie es aussehen und wodurch es sich zu erkennen geben sollte, das waren Fragen, auf die weder die Erde umher, noch der Himmel drüber und am wenigsten Regina Eblinger in sich selbst eine Antwort wußte.

Sie hatte so lange grabaus in die jetzt hinter der Stadt niedergehende Sonne hineingeschaut, daß ein ganzes Netz von rothglühenden Fäden an ihren Wimpern hing und sich über Alles hinlegte, worauf ihre Augen sich nun verwandten. Der Abend brach an, sie mußte wohl heimkehren; nun hob sich aus einem der da und dort verstreut stehenden alten Bäume noch eine helle Vogelstimme, daß sie, darauf hörend, noch sitzen blieb. Die kleine Sängerkuhle schmetterte so laut und jauchzte so freudig in die linde Sommerluft, unfraglich wußte sie nichts von Noth und Verkümmern, sondern was sie aus sich herausjubelte, war ein glückliches Lebensgefühl. Auch drunten in der Stadt gab es an manchen Stellen Vögel in kleinen, engen Käfigen, arme, gefangene Thiere; welch' ein anderes, schöneres Loos hatte dieser hier gegen ihres gefunden. Es kam Regina, eigentlich war die Emmerenz Kleeberger doch nicht so thöricht, sie flog frei, sorglos und lachend in die Welt hinaus, wie der singende Vogel in den Wald.

Denn das that er jetzt, küßte die bunten Flügel aus dem vereinzeltsten Baum und schwang sich nach dem hohen, dichten Laubbusch hinüber, der nordwärts in breiter Ausdehnung die Steilwand über der Farnschlinge bedeckte. Das Mädchen blickte ihm nach und sah an der Stelle, wo er verschwand, die Blätter sich bewegen. Sonderbar war's, daß der kleine Körper

des Thierchens eine so starke Regung des Gezweiges verursachte, doch hier außen im Freien hatte heut' Alles für sie ein anderes Gesicht als sonst, und sie dachte, die Blendung ihrer Augen vergrößere ihr wohl das Hin- und Herschwanken des Blattwerks.

Dann indeß ging es doch über ein Spiel der Einbildung hinaus, daß der Vogel sich in einen Menschen verwandelt haben sollte, denn, ob auch undeutlich, wie durch ein Schleiernez sah sie einen Mann aus dem Waldrand hervortreten. Er nahm sie nicht gewahr, sondern bewegte sich eilig gegen den Uferabsturz zu und blickte von diesem aufmerksam nach Wasserburg hinüber, als suche er zwischen dem Dächer- und Giebelgewirr etwas herauszufinden. Um ein Weilchen später jedoch drehte er den Kopf, ward der Sitzenden ansichtig und stuzte leicht zurück. Er schien unschlüssig, machte eine halbe Regung, als ob er sich wieder in den Busch hineinwenden wolle, änderte aber seine Richtung und schritt statt dessen auf den Platz Regina's zu.

Niemand aus der Stadt war's, das erkannte sie, und wie er näher kam, daß es ein junger Mann wohl im Anfang der Zwanziger sei, sehr kräftig gebaut und doch schlank-schmiegsam bei seinem stattlichen Wuchs. Er trug eine Kleidung, nicht recht wie ein Bürger und auch nicht wie ein Bauer, einen enganliegenden Koller aus starkem Büffelleber und drunter Hosen von gleichem Stoff und gleicher Farbe, die gelblich-grau wenig in die Augen fiel, noch aus geringer Entfernung derjenigen eines Felsgesteins oder Baumstammes ähnelte; seine Gewandung wie sein leichtes Schuhwerk mußten geschickt sein, überall hindurch zu kommen, auch im verranktesten Dickicht noch ein Schlupfloch zu finden. Wie seine Züge nun unterscheidbar wurden, ließen sich zuerst neben einer Habichtsnase zwei dunkel und dicht überbraute hellgraue Augensterne erkennen, auch falckenartigen Blicks, das Gefühl regend, daß nichts um sie her ihrer Sehstärke entgehe. Das kurzgehaltene braune Haar besaß trotzdem nichts Störriges, sondern von der Natur weich Gewelltes und stand sehr gut zu dem dunkel sonnenverbrannten Gesicht, das wie von einem Glanz überhellt wurde, wenn die Oberlippe sich etwas von der lückenlosen schneeweißen Zahnreihe herauszog. Der Fremde bot zweifellos ein Bild vollkommener männlicher Kraft und Geschmeidigkeit dar, doch noch etwas darüber hinaus, eine jugendliche, nicht leicht derartig bei einem feines Geschlechts wiedergefundene, augenerfreuende Anmuth.

Prüfend hielt er bei'm langsamen Heranschreiten den Blick Regina entgegen gerichtet, lüftete jetzt artig die gleich seinem Wams knapp anliegende Leberlappe vor ihr vom Kopf und sprach sie bescheiden an: „Verzeihet, Jungfer, daß ich Euch in Eurer Abendvergnügung störe. Es muß gut sein, hier so zu sitzen und auf den Fluß und die Stadt hinunter zu schauen. Ist das Wasserburg da drunten?“

Sie war bei seinem Näherkommen aufgestanden und hatte davongehen gewollt, denn es bedünkte sie nicht gerathen, so allein mit einem fremden Mann zusammen zu treffen. Wenn sie auch nichts von Werth bei sich trug,

war's doch schon öfter geschehen, daß marobirendes Gefindel Bauersfrauen und Mädchen ganz in der Nähe der Stadt überfallen und ihnen bis auf's letzte die Kleider vom Leibe weggeraubt hatte, daß sie nicht gewußt, wie sie in ihrem bloßen Zustand durch's Thor unter die Menschen hineingelangen sollten. Doch der Anblick des Unbekannten beruhigte Regina bald, daß er kein Wegstrolch und nichts Gewaltthätiges von ihm zu befürchten sei; so war sie stehen geblieben und erwiderte auf die Anrede: „Habt Gruß, wer Ihr seid. Ja, die Stadt ist Wasserburg.“

„Und seid Ihr von dort, Jungfer, wie's meine Augen mich vermuthen lassen?“ fragte er.

Sie antwortete: „Ja. Doch warum vermuthet Ihr's?“

Die Annahme lag freilich nahe, nur daß er durch seine Augen dazu gelange, klang ihr verwunderlich und unverständlich ausgedrückt. Aber er erklärte es nun; seine Lippe hob sich dabei zu einem leichten Lächeln über die Zähne, wie er versetzte: „Ich habe gehört, die Töchter der Bürger von Wasserburg sollen schöner sein, als an andern Orten.“

Das war ihr nicht als Grund seiner Vermuthung in den Sinn gekommen, sie mußte auch nichts von solchem Ruf ihrer Stadtgenossinnen, ganz gewiß aber hatte ihr noch niemals ein Mund Derartiges gesagt. Sie war nur gewöhnt, daß sich keiner um sie bekümmerte, die jungen Männer in Wasserburg am wenigsten, oder daß man ihr höchstens ein mißachtliches Wort nachrief. Und doch wie Spott war's von den Lippen vor ihr nicht geflungen; so stand sie ungewiß befangen, ward ein wenig roth und fragte, um etwas zu entgegnen: „Wollt Ihr in die Stadt?“

Er erwiderte hurtig: „Wolf Baumgartner ist mein Name, schöne Jungfer, daß Ihr wißt, wer ich bin. Ich möcht's wohl, denn ich bin hungrig und müd' vom langen Weg, und ich hab' gesehn, auf dem Land rundum ist Alles noch wüßt vom letzten Krieg, nicht Rost, noch Rast. Aber ich fürchte, Euer Thorwart läßt mich nicht ohne Schriftbeglaubigung und Passirschein ein; den hätt' ich wohl, daß ich eines achtbaren Bürgers Sohn aus Ulm bin, wenn ich nicht im Wald unter einen wilden Haufen gekommen wär! Dabei gerieth mir Hut und Tasche, drin ich mein Zeugniß trug, abhanden, und gut war's nur noch, daß ich meine Goldgülden in's Wams eingenäht, so bracht' ich sie zum mindesten durch. Doch die Wächter an den Thoren sind zumeist mürrische Gesellen und vertrauen einem ehrlichen Gesicht nicht ohne Schein. Oder ist Eurer etwa von anderer Art?“

Das konnte Regina nicht bejahen, im Gegentheil, er war bärbeißig, wie kaum Jemand sonst in der Stadt, und Wolf Baumgartner versetzte leicht aufseufzend: „So muß ich im Wald eine Unterkunft suchen, meinen nagenden Hunger mit Wurzeln stillen und Verzicht leisten, in Eure Stadt hinein zu kommen, obwohl dies mir gegenwärtig schwerer fällt, als noch um wenige Augenblicke zuvor.“

Auch Regina mußte keinen Rath, doch ihr Gesicht drückte lebhaft aus, es thue ihr leid, daß er die Nacht dergestalt ohne Nahrung unter freiem Himmel zubringen solle. Sie hatte nicht ganz verstanden, warum ihm das Absteigen von seinem Wunsch jetzt noch schwerer werde, aber ein Gefühl durchdrann sie daraus, daß ihre Antheilnahme an seiner mißlichen Lage noch mehr verstärkte, zumal da er hinzufügte: „So wird's mir um meines üblen Verlustes willen nun allerorten ergehen, daß ich nirgendwo in eine Stadt gelange, wenn nicht Jemand Glauben und Vertrauen zu mir faßt und mir mittheilbar in meiner Bedrängniß hilfreiche Hand leiht. Darauf aber darf Einer, der in's Mißgeschick gerathen, sich keine Hoffnung machen, denn die Menschen sind hartherzig in unsern Tagen und jeglicher allein auf sich bedacht, daß ihm nicht in den Sinn kommt, das Ungemach eines andern zu bessern, ob er's auch mit geringer Mühe vermöchte. So gehabt Euch wohl, junge Maid, und laßt mich meines kümmerlichen Weges weiter ziehen. Nur saget mir noch, wie Ihr Euch benennet, damit ich bei der Erinnerung an diese allzu kurze Begegnung mit Euch nicht nur Eures Angesichts und Eurer Stimme, sondern auch Eures Namens gedenken kann.“

Sie nannte ihm den letzteren, und er fiel mit einem aufstrahlenden Blick ein: „Regina — eine Königin — das hätte mein Gefühl mir schon zuvor sagen können, sei der Name, der Euch gebühre. Und es fügt sich als das richtige ‚Edlinger‘ daran, obwohl Euer Antlitz und Eure Gestalt schon das gleiche bekunden, daß Ihr von edlem Geschlechte herkommt.“

„So wollt Ihr weiter und keinen Versuch machen —?“

Es gerieth Regine halb unbewußt über die Lippen, im Kopf ging ihr ein Nachsinnen über etwas Anderes um, und sie fuhr rasch fort: „Glaubt Ihr, daß Niemand zu unserer Zeit an einem Mißgeschick theilnimmt? Wie meintet Ihr, es könne Euch wer mit geringer Mühe beihilflich sein?“

Wolf Baumgartners Blick wandte sich auf den Jnn hinunter, und er erwiderte mit leichter Betonung: „Ein Mann — ich würde nicht davor zurückschrecken, im Dunkel den Fluß zu überschwimmen, wenn Einer mich drüben am Ufer erwartete und mir etwa durch eines der kleinen Wasserthore, die nicht behütet sein werden, zum Eintritt in die Stadt verhülfe. Dann fände ich auch wohl eine Unterkunft für die Nacht, denn beim Anblick von gutem Geld fragt ein Gastwirth den, der in seine Thür tritt, nicht, wie er in die Stadt gekommen. Aber ich kenne keinen Mann bei Euch, von dem ich solchen Beistand und Liebesdienst erhoffen könnte.“

Das Mädchen war erschrocken. „Ueber den Jnn wolltet Ihr schwimmen, durch das reißende Wasser? Darin ist schon manch' einer untergegangen und nicht wieder heraufgekommen.“

Er lachte: „Mich würd's nicht verschlucken, so grimm es sein mag; ich thät's nicht zum ersten Mal, denn die Donau ist nicht von zahmerer Art. Man muß' nicht hinüber wollen, wie ein Pfeilschuß, sondern wie ein Vogel, der quer durch den Sturmwind schlägt — dort unter'm Steilrand abschwimmen

und zufrieden sein, auf langer Bahn da drüben, wo der Strom sich umwendet, anzulanden —“

Der Sprecher deutete mit der Hand nach den beiden Stellen hinunter, doch brach er kurz ab: „Wozu stell' ich's mir vor, da ich nicht im Stande wär', einen Zugang durch die Mauer zu gewinnen.“

Nun aber entgegnete Regina ungewiß zögernd: „Dazu bedürfte es keines Mannes Beihilfe — wenn Ihr den Muth hättet. Ihr vermuthet's richtig, es führen ein paar kleine Ausgänge durch dunkle Bogen an den Fluß — die sind nicht bewacht, nur bei Nacht mit einem Riegel von innen verschlossen. Aber den könnte auch die Kraft eines Mädchens — könnte ich —“

Sie sprach nicht aus, seine Augen goffen einen so aufleuchtenden und warmen Blick in die ihrigen, daß ihr war, als ob sie geblendet wieder in die Sonne hineinsähe. Dazu flog's ihm staunend, ungläubig vom Mund: „Du? — verzeiht, holdselige Regina — Ihr wolltet mir solchen Liebesdienst erweisen?“

Sie fiel rasch ein: „Einen Beistand in Eurer mißlichen Lage — ich thät's Jedem, den ich in solcher Bedrängniß anträfe — nein, Jedem nicht — denn — denn Jeder hätte nicht den Muth, das zu thun, was Ihr vorhabt, über den Inn zu schwimmen.“

Sie hielt den Blick halb wieder zu ihm aufgeschlagen, und eine unverhohlene Bewunderung seiner männlichen Entschlossenheit und Kraftsicherheit glänzte zwischen ihren Lidern. Sein Gesicht und Behaben dagegen gab jetzt unverkennbar eine Besorgniß kund, er könne irgendwoher von einem Auge mit dem Mädchen zusammen wahrgenommen werden, und sein Trachten stand merklich danach, sie zu raschem Fortgang zu veranlassen. Eilig beredete er mit ihr die Zeit, wann sie ihn drüben am Ufer unter der Mauer erwarten solle. Er deutete nochmals die Stelle, wo ungefähr er an's Land zu kommen denke, dann faßte er ihre Hand, beugte sich nieder, drückte, als ob er wirklich eine Königin vor sich habe, seine Lippen darauf und begab sich hurtigen Schrittes wieder dem Waldsaum zu. Durch das Buschlaub blickte er nach der gleichfalls Fortgeschrittenen zurück, die Oberlippe hob sich ihm zu einem geräuschlosen Lachen über die weißen Zähne, und zwischen diesem hervor vermurmelte er halblauten, lustig-zufriedenen Tones: „In der Sprengel sitzen die Krametzvögelweibchen alle fest und am sichersten, wenn ihr Federwerk in die Herbstmauer kommt.“ Er besaß in der That Hunger, doch befand sich nicht in übermäßiger Noth, diesen zu befriedigen, denn er setzte sich auf's Moos, zog aus einer Wamstasche Brod, Schinken und eine kleine Blechflasche Aquavit oder „Lebenswasser“ hervor und that sich an Speise und Trank gütlich, augenscheinlich in seinem ruhigen Behagen von dem Gedanken an sein bevorstehendes Wagniß, über den Inn zu schwimmen, nicht im mindesten beeinträchtigt.

(Schluß folgt.)





Briefe von Heinrich Heine an Heinrich Laube.

Herausgegeben

von

Eugen Wolff.

— Kiel. —

Aldolf Strodtmann veröffentlichte in seiner Sammlung von Heines Briefen siebzehn an Laube gerichtete Schreiben. Den Empfang einer gleichen Anzahl Schriftstücke bescheinigt Strodtmann in einem unter Laube's Nachlaß befindlichen Briefe vom 14. November 1861 mit dem Bemerken, daß er im Druck „die rein persönlichen Schimpfereien auf Gutzkow“ fortlassen werde. Die Ausgabe von Karpeles fügte nur zwei Zettel hinzu. Als ich Anfang 1892 den Nachlaß Laube's durchsah, fand ich noch zwölf unbekannte Briefe Heine's, zunächst in Abschrift. Die alsdann von mir herangezogenen Originale der erhaltenen Briefe Heine's an Laube bewahrt jetzt, gesondert von den meisten anderen Nachlaßstücken, des letzteren Pflanztochter Frä. Cornelia Haas in Heidelberg. Auch damit ist die Correspondenz beider Männer nicht erschöpft: erwähnt doch namentlich Laube in seinen Erinnerungen an Heinrich Heine (Gartenlaube 1868, S. 26) aus dessen letzten Lebensjahren „lange Briefe über religiösen Glauben und sein Verhältniß zu Gott, Kirche, Tod und Unsterblichkeit“, Briefe, welche ihm leider verloren gegangen seien.

Die nun hier vorliegenden Schriftstücke eröffnen zwar nicht wesentlich neue Gesichtspunkte zur Beurtheilung Heine's, bieten jedoch willkommene Ergänzung und nach mancher Richtung nicht unwichtige Befestigung der einen oder andern Ansicht über Heine's Leben, Wesen und Dichten. Charakteristisches Interesse ist den meisten überdies auch in stilistischer Beziehung nicht abzusprechen, wie ja gerade die Eigenart dieses Schriftstellers eine engere Ver-

wandschaft zwischen seinen Privatbriefen und seinen eigentlich literarischen Prosaschöpfungen bedingt. Nachdem schließlich Heine längst in die Zahl derjenigen Dichter eingetreten ist, deren Briefe aneinandergereiht als Gesamtbild dargeboten werden, scheint mir die Ausfüllung der Lücken im Briefwechsel mit Laube besonders erwünscht.

Uebergangen sind nur einige wenige nebensächliche Bemerkungen, die auch im Ausdruck anstößig erschienen. Sonst erfolgt der Abdruck getreu nach den Originalen, welche bis auf die dictirten und nur selbst unterzeichneten beiden Briefe von 1850 ganz von Heine's eigener Hand geschrieben sind, — nur daß natürlich offenbare Schreibfehler sowie störende Nachlässigkeiten in der Interpunction und in der Bezeichnung des Umlautes verbessert wurden.

Oft schreibt Heine, wohl unter französischem Einfluß, den Umlaut von a als ae oder gerabezu e. Auch vereinzelte andere Einwirkungen französischer Schreibweise lassen sich erkennen; bedenklich ist aber namentlich das Eingreifen französischer Rection und Construction (widersprach die Artikel, glaubte wissen lassen, diesen Mangel abhelfen, ins Reine sein); dazu gehört auch unreflectirter Gebrauch der Apposition und sonstiges grammatische Schwanken. Romanische Fremdwörter, auch solche, die in Deutschland selbst ungebräuchlich, kommen reichlich zur Verwendung; auch Laube erkannte offenbar, daß sich hierin französischer Einfluß verrieth, und so tilgte er zur Vermeidung von Selbstverrath einige Fremdwörter in einem der hier abgedruckten Schriftstücke, das zu anonymer Veröffentlichung bestimmt war. Diese Wörter sind theils noch in ihren romanischen Schriftzeichen, meist aber gerade entgegengesetzt nach der deutschen Aussprache geschrieben (Indiskreion, Redakzion, Revolutionäre, Szenen u. s. f.). Von letzterer Erscheinung abgesehen, ist die Schreibweise Heines keineswegs vorgeschritten, ja sie bekundet in ihren *y* für das modern durchgeführte *i*, den *ß*, *st* für *s*, *st*, den *k* für *z*, *th* für durchgeführtes *t* ein auffallendes Zurückbleiben in den Gepflogenheiten des vorigen Jahrhunderts, in dessen Ueberlieferungen seine Schulbildung noch steckte. An seine frühe Jugendzeit gemahnt ferner häufig die Apokope des *e* am Ende der Zeitwörter. Hervorstechende Eigenschaften des Stils sind schließlich die häufige Auslassung des persönlichen Fürworts, nicht bloß nach dem Kaufmannsstil in der ersten Person, und die möglichste Abstoßung schwerfälliger Hilfszeitwörter in zusammengesetzten Constructionen. —

Die hier gebotenen Briefe umfassen die Jahre 1839—1850. Laubes Beziehungen zu Heine, welche erst mit dem Tode des Letzteren enden, beginnen bereits 1833; aber 1839 ist das Jahr ihrer persönlichen Bekanntschaft. Gerade 1833 übernahm Laube zum ersten Mal die Redaction der „Zeitung für die elegante Welt“ zu Leipzig; in diesem Blatt feierte er begeistert Heine's „Französische Zustände“, „Zur Geschichte der neuern schönen Literatur in Deutschland“ und den ersten Band des „Salons“. Laube's eigener Roman „Das junge Europa“, den Heine kannte, athmete zukunfts-

frohen Geist, seine „Reisenovellen“ wandelten direct auf Heines Spuren, doch hatte sie sich dieser noch im September 1835 nicht verschaffen können. Bei Uebernahme der „Eleganten Welt“ nähert sich Laube auch persönlich dem gefeierten Dichter in Verehrung und sucht ihn natürlich als Mitarbeiter zu gewinnen. Kam Heine unter diesen Umständen schon von vornherein dem jüngern Schriftsteller mit besonders lebhaftem Interesse entgegen, so kettete sie die Menzelsche Denunciation und die aus ihr folgende Nechtung des sogenannten Jungen Deutschland noch fester an einander; auch berührte die unwandelbare Treue, mit welcher Laube dem Dichter schriftstellerisch und persönlich ergeben blieb, den Vielverfolgten auf's wohlthuenbeste.

Während Heine im sichern Zufluchtsort der freilich bitteren Selbstverharmung lebte, war Laube 1834 aus Sachsen verwiesen, zu Berlin verhaftet und neun Monate in der Hausvogtei gefangen gehalten worden. 1837 wurde er zu sieben Jahren Festung verurtheilt; indessen handhabten die damaligen Gewalthaber selbst das System der Unterdrückung mit schwächlicher Halbheit: auch die Haft Laube's trägt keineswegs alle Kennzeichen der Tragödie, denn auf Verwendung der Fürstin Büdler-Muskau wurde ihm das Amtshaus Muskau als Aufenthaltsort angewiesen, wo er in Begleitung seiner Frau und nicht ohne Verkehr lebte. Nach anderthalb Jahren hob man auch diese Internirung auf. Unmittelbar darauf fällt unser erster Brief.

Paris, den 7. Januar 1839.

Liebster Laube!

Ich schreibe Ihnen heute unter den verdrücklichsten äußern Verhinderungen: draußen schneekaltes Sturmwetter, in meinem Zimmer mehr Rauch als Feuer, neben mir ein Papagen, der beständig schreit, und ein schönes Weib, welches mit einer alten tauben Magd zankt. — Und wie sieht's erst im Innern aus, in der Seele — wie in einem alten Schornstein, worin Heeringe getrocknet werden und die Fegen auf ihren Besenstielen auf und ab steigen!

Aber ich darf es doch nicht länger aufschieben, ich muß Ihnen heute antworten, damit Sie wenigstens erfahren, daß die verzögerte Rücksendung des Büdler'schen Manuscriptes nicht meiner Schuld bezumessen — ein Franzose, dem ich es anvertraut, hat mich bis heute an der Nase herumgeführt, und ich muß es endlich ihm abnehmen und einem andern zur Durcharbeitung anvertrauen. Dann habe ich Ihnen auch zu bedeuten: daß ich sehr bald eine Reise antrete, die mich auf geraume Zeit von Paris entfernt halten möchte, und daß ich daher wünsche, das Manuscript Ihrer Literaturgeschichte recht bald zu erhalten. Schicken Sie mir alles, was davon abgeschrieben ist, sobald als möglich, und zwar durch die fahrende Post — Buchhändlergelegenheiten sind verdammt langschleppig, und so habe ich z. B. Ihren vorletzten Brief sehr spät erhalten. Adressiren Sie das Paquet: an H. Heine, aux soins de Mr. Jules Cohen, Faubourg Poissonnière No. 15 à Paris.

Seyn Sie nicht ungehalten — auch heute noch nicht, auch heute schicke ich Ihnen die verlangten biografischen Notizen noch immer nicht — aber Sie sollen sie doch binnen 14 Tagen erhalten.

Ich gratulire Ihnen, daß Sie jetzt Ihre völlige Freiheit erlangt haben — was Sie auch jetzt beginnen mögen, meine Theilnahme bleibt Ihnen gewiß; auch in literarischen Unternehmungen, — obgleich ich mich aus dem Zeitgezanke gern fern hielte — Aber, ich habe es Ihnen oft genug gesagt, und Sie wissen auch von selbst! daß Sie der einzige sind, mit dem ich, im tiefsten Sinne des Wortes, harmonire. Ich gebe Ihnen carte blanche, wo Sie es nur wollen, und wozu Sie es nur wollen, meinen Namen zu ge-

brauchen. Sie können in meinem Namen sagen und thun, was Sie nur wollen — so viel Zutrauen setze ich in Sie!

Ich befinde mich wohl und muthig und baue mir täglich neue Luftschlösser. Mit meinen Augen geht es besser.

Ich lebe viel, schreibe wenig und gebe gar nichts heraus. Letzteres hat ganz andere Gründe, als Sie wohl vermuthen dürften. Campe nemlich ist es, welcher mir alle Lust dazu, wonicht gar die Freude am Schreiben selbst verleidet. Daß er früherhin, wo er in Angst vor Verantwortlichkeit schwebte, meine Bücher mit gräßlichen Verstümmelungen drucken ließ, das vergeiß ich ihm, obgleich er mich dadurch den peinlichsten Mißverständnissen preis gab. Aber jetzt, denken Sie was mir geschieht! denken Sie:

Vor länger als 12 Monaten schickte ich ihm eine Nachrede zum 2. Bande meiner Gedichte, wovon er mir versicherte, daß sie im Begriffe ständen, die Presse zu verlassen. Kein Wort Politik darin, kein Wort, das mir der stöckigste Zensor nicht hingehen lassen konnte — ich ließ das Manuscript einen Destreicher lesen, der mir versicherte, es kann in Wien das Imprimatur erlangen. — Nur Durchbesehung der Schwaben und Zurechtweisung des kgl. Pfligers enthielt mein Manuscript. — Ich bestimmte mich schon nicht mehr darum, — als ich im Herbst Brief von Campe erhielt, worin er versicherte, daß meine Gedichte nicht die Censur passiert hätten, daß also meine Nachrede ebenfalls nicht gedruckt worden, und daß er mir vorschläge, diese Nachrede in einer Zeitschrift, welche er unter dem Namen Literarische Jahrbücher unter der Presse habe, gleich abdrucken zu lassen. — Nur abdrucken! Nur schnelles Abdrucken, antwortete ich ihm auf der Stelle, nur abdrucken, gleichviel wo, aber schnell!

Und nun vor 14 Tagen erhalte ich die Aushängbogen und finde, daß der Aufsatz ganz verstümmelt ist, und zwar böshaft verstümmelt, in den wichtigsten Uebergängen, wie es keine Censur thut, sondern nur eine freche Privathand es thun konnte. Ich habe Campe sogleich meinen ganzen Unwillen, meine ganze Entrüstung, meinen ganzen Ekel geschrieben und ihm angezeigt, daß ich meine Nachrede in ihrer Originalgestalt drucken lassen. Er hat mir kläglich geantwortet und mir fast eingestanden, daß es nicht der Censor war, der mich verstümmelte. Sie sehen, ich bin verrathen und verkauft von Campe, der freilich sehr bald dafür büßen muß, daß er mit Guklows Helfershelfern, dem miserablen Wihl, dem elenden Beurmann, und ähnlichem Gesindel fraternisirt. — Da mir der Charakter Guklows ganz klar ist, so bin ich überzeugt, daß Campe eben von Guklow am Ende abgestraft wird, und daß er wie Menzel am Ende den Bodensatz der Guklowschen Freundschaft kosten wird. Ja, Guklows ganzes Wesen ist mir klar — und ich bedauere ihn sehr. Er ist befallen von einem Dämon, der mir wohl bekannt ist. Ich erinnere mich, daß ich vor diesem Dämon immer Angst hatte. Es ist vielleicht ein Galgenmännlein — Zuerst hatte ihn Kokebue, der überlieferte ihn dem Müllner, dieser dem Menzel, dieser wieder dem Guklow — der hat ihn vielleicht am wohlfeilsten erstanden und kann ihn nicht los werden, und wir sehen ihn bald als wahnsinnigen Halbhelder im Lande herumlaufen, wenn nicht gar ihm der Teufel den Hals umdreht. Ich scherze nicht ganz; das Böse, was in ihm sitzt, erscheint mir wie Ueberlieferung. Er wirft mit Roth wider seinen Willen. Mich z. B. will er loben, und weiß doch nichts Besseres zu thun, als daß er die Triumphe, die er mir baut, mit dem alten Menzelschen Roth besetzt, von meinem Jubelhume spricht, ganz à la Menzel, Der mit dieser Lösung zuerst den Pöbel gegen mich zur Bundgenossenschaft aufrief und sein eigenes Originalbeutethum dokumentiren wollte. Oder sollte wirklich Guklow so wenig Bildung, so wenig Takt besitzen, daß er von Dingen redet, woran man weder mich noch den Pöbel erinnern sollte, Dinge, die jeder, der meine Achtung genießen will, nicht einmal denken sollte, so kläglich, so miserabel sind sie. — Sie begreifen, eben Sie, Laube, der Sie nächst Varnhagen der tastbegabteste Schriftsteller sind, Sie begreifen, daß ich hier nicht aus Unmuth spreche; jener gedruckte Roth hat für mich nichts Verlegendes, ich bin sogar zufrieden, wenn meine Feinde keinen neuen Roth ersinnen, mit der Mistgabel mich bedrohen statt mit seinen

Stiletten, und ich habe lieber, daß sie damit nach der längst verlassenen Wiege hinstechen, als daß sie nach meinem jetzigen Bette oder Ruhestätte hinziele — Sie verstehen mich — aber jede Erwähnung, in der angedeuteten Weise, ist mir immer ein Kriterium für den Charakter und das innere Wesen dessen, der sich derselben bediente.

Das Jahrbuch selbst, worin Gutzkow mich gelobt und Laube und Mundt getadelt, ist mir erst vor einigen Tagen zu Gesicht gekommen — und was ich oben erwähnt, werden Sie zu deuten wissen. Die Angriffe gegen Sie und Mundt erregen bei mir nur Ekel — Wie wird das enden! An Geist und Talent fehlt es dem Manne nicht, aber beidem fehlt jener Halt, ohne welchen Alles verpufft und verknistert. Kleinere Sterne werden länger glänzen als dieser strahlende Comet, der mit seinem Flammenschweif am Himmel der Literatur, ohne Schonung und Gesetz, dahin läuft. Was bedeutet dieser Comet? Oder ist dieser Comet zugleich selber das Unglück, welches er bedeutet? Ich glaube es fast, denn dieses literarische Unglück, welches Gutzkow heißt, ist groß genug und hinlänglich betrüblich. Leben Sie wohl und heiter. Ihrer Frau und der Fürstin Bückler meine gehorsamsten Grüße.

Ihr Freund

Monsieur Heinrich Laube.

H. Heine.

Müskau

en Silesie (Allemagne).

Das Schreiben führt uns mitten in die literarischen Kämpfe der Zeit. Nur der Anfang ist persönlicher Natur.

Unter dem erwähnten Bücklerschen Werk haben wir des Fürsten „Andeutungen über Landschaftsgärtnerei“ in französischer Uebersetzung zu verstehen.

Beurmann und Wihl waren von Heine auf's Freundlichste in Paris empfangen worden. Ersterer hatte sich dann Ende 1837 öffentlich mit Gehässigkeit über Heine geäußert und die Gastfreundschaft desselben mit feindseliger Indiscretion erwidert, wie auch Ludwig Wihl zugestand. Dieser ließ sich indessen selbst in seinem Aufsatz „Heinrich Heine in Paris“ unter Anerkennung des Dichters absprechend über den Charakter Heine's vernehmen, den er gegen Börne herabsetzte. Er veröffentlichte seine Auslassung 1838 im „Telegraphen für Deutschland“, welchen Gutzkow seit dem Vorjahre, noch dazu in Campe's Verlag, redigirte.

Inzwischen sah sich Heine von der schwäbischen Dichterschule, deren er freilich ironisch genug in der „Romantischen Schule“ gedacht, dadurch herausgefordert, daß sich Gustav Schwab von der bisher mit Chamisso gemeinsam geführten Redaction des „Musen Almanachs“ und seine Landsleute von der Mitarbeit zurückzogen, weil der Verleger dem Jahrgang 1837 Heine's Bild beizugab. Dieser zeichnete nun die schwäbische Schule in der Tannhäuser-Legende auf die bekannte respectwidrige Weise, darauf ging Gustav Pöfner Anfang 1838 in der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ mit „Heine's Schriften und Töndenz“ in's Gericht. Diesen Aufsatz besprach der „Telegraph“ zu Heine's neuem Verdruß ohne besonders scharfe Widerlegung. Im Mai entsteht Heine's Antwort, ursprünglich als Nachrede zu einem zweiten Band des „Buchs der Lieder.“ Da jedoch sein Verleger Campe sich nicht scheute, Gutzkow das Manuscript zu zeigen, erhebt dieser in einem ausführlichen, anmaßenden Briefe vom 6. August 1838 heftige Vorwürfe, namentlich den der Unsitlichkeit

gegen den Dichter. Trotzdem geht Heine auf dieses Schreiben in Kürze ruhig ein. Die Gedichtsammlung läßt er erst 1844 unter dem Titel „Neue Gedichte“ in die Oeffentlichkeit treten. Das Nachwort erschien aber alsbald im „Jahrbuch der Litteratur“, das Gutzkow ebenfalls herausgab, mit der Ueberschrift „Schwabenpiegel.“ Gegen die Verstümmelung desselben erließ der Autor in der „Zeitung für die elegante Welt“ eine Verwahrung, und ebenda veröffentlichte er auf Campe's im „Telegraphen“ folgende Behauptung, daß die sächsische Censur die Kürzungen verschulde, einen schonungslosen offenen Brief „Schriftstellernöten.“ Nun sucht Gutzkow in seiner Zeitschrift dem Gegner den Garaus zu machen, daneben sendet Wühl an den „Hamburgischen Correspondenten“ einen Artikel, welchen Kühne in der jetzt von ihm redigirten „Zeitung für die elegante Welt“ gleichzeitig mit einer Parodie desselben abdruckt, die Heine im Namen „Hektors, des Jagdhunds bei Hoffmann und Campe in Hamburg“ abgefaßt hatte.

Laube kam mit seiner Frau 1839 nach Paris, verweilte in Frankreich bis gegen Ende des nächsten Jahres und verkehrte so fast ein Jahr mit Heine persönlich, bis er sich wieder in Leipzig niederließ. Heinrich Heine stand damals geistig wie körperlich in voller Kraft. Eben beschäftigte ihn eine Schrift über bezw. gegen Börne, welche freilich nur zu sehr geeignet war, die Schaar von Heine's Feinden zu verstärken, um so mehr als Gutzkow gleichzeitig dem 1837 verstorbenen Börne ein verehrungsvolles literarisches Denkmal setzte.

Saint-20, den 3. September 1840.

Liebster Laube!

Vor etwa 10 oder 12 Tagen schrieb ich Ihnen, den andern Tag erhielt ich Ihren verdrießlichen Brief, dessen letzte Gründe ich erst heute verstehe, indem ich, von einer Exkursion in die Bretagne hier ankommend, einige Briefe aus Hamburg vorfand, und klar einsehe, von welcher Art der Gaunerstreich ist, der gegen mich ausgeheckt worden. Wie weit Campe schuldig ist, weiß ich nicht, aber daß Mr. Gutzkow ein literarischer Cartouch ohne Gleichen, ist wieder aufs Glänzendste bewährt. Man rechnet auf völlige Unthätigkeit von meiner Seite und wieder sucht man mich durch Drohungen und durch Vermittlungen zum Schweigen zu bewegen. Dießmal aber ist Schweigen Feigheit und Verrath an die Interessen unserer Litteratur: — Legen Sie die Hand auf mein Herz: es schlägt ruhiger als je und die Schnöbilitäten, womit ich hier heimgesucht werde, begegnen der trägmüthigsten Apathie. — Aber es ist die Frage, soll dieses unerhörte Ränkenystem, die organisirte Lüge, in der Litteratur gebuldet werden? Ist es nicht meine Pflicht, es zu enthüllen? Ich scheere mich den Heister um das Schicksal meines Buches, ich bin an Schimpfen gewöhnt, ich bin zufrieden mit meiner eignen Zufriedenheit, — ich will mir selber genügen, und deßhalb hatte ich auch niemanden beauftragt, mein Buch zu vertreten. Es gilt jetzt ein schlechtes Treiben an den Tag zu bringen, damit das Publikum lerne, was die anonyme Presse, die einem Gutzkow erlaubt, durch Helfershelfer zu verläumben, am Ende bedeutet. Durchsicht habe ich diese Manöver gleich, bei Gelegenheit Ihrer Litteratur habe ich Ihnen bereits darüber Licht gegeben, und Sie waren der Meinung, es müßte in Deutschland etwas geschehen. Daß ich die kleinen anonymen Artikel, die damals gegen Ihr Buch erschienen, nicht in der Allg. Zeit. widersprach, ist nicht meine Schuld, sondern Kolbs, der mir meinen Aufsatz zurückschickte. Ueberall traf ich auf Gutzkowsche Intriguen in Betreff Ihrer, und ein andermal erzähle ich Ihnen, wie ich dergleichen entgegen arbeitete. Wie können Sie mich verkennen! Wie können Sie meine Schreibfaul-

helt mißdeuten. — In Betreff der Literatur glaubte ich Ihnen Hinlängliches wissen lassen, und schrieb nicht, erstens weil die außerordentlichsten Erisen alle meine Federthätigkeit in Anspruch nahmen und dann auch weil ich Ihnen Resultate zu melden wünschte, und trotz aller Mühen nicht dazu gelangte. Sobald ich in Paris anlaufe, schreibe ich Ihnen entweder selber haarklein alle darauf bezüglichen Mißlichkeiten oder lasse sie Ihnen durch einen Dritten schreiben, um Zeit und gute Laune zu schonen. Jeder Brief kostet mir Augenanstrengung.

Jetzt handelt es sich weder um ein Buch von Ihnen oder von mir, sondern um das Gutzkowsche Treiben vor dem Publikum zu enthüllen, und bin ich des Bestands der Freunde, deren Interessen hier eben so gut wie die meinigen im Spiel sind, einigermaßen sicher, so tret ich als ein ehrlicher und gemäßigter Mann auf und sage die ehrliche Wahrheit, die am Ende dennoch siegt; — möge man nachher immerhin alle meine Lebensverhältnisse, durch listige Entstellungen, verläumdern.

Suchen Sie besonders Kühnes Bestand zu gewinnen. Wenn er die Elegante nicht mehr besitzt, wird er ebenso gut wie ich und Sie dem Brechmißbrauch Gutzkows et Conforten ausgehekt sein. Er ist ein tiefstimmiger Kopf und wird leicht begreifen, wie es wichtig jetzt ist, daß ich unterstützt werde. Ich bitte, gehen Sie auch andere Freunde an, in meinem Namen. — Campe, welcher das Gutzkowsche Buch über Börse nicht drucken wollte, hat die zu Grunde liegende Selbstdifferenzen geordnet, und druckt es jetzt. — Von Weill hab ich Brief vorgefunden (ich schickte ihm mein Buch von Granville aus) und auch er macht mich drauf aufmerksam, daß die Frankfurter Seelenwittwe Börnes und ihr überlebender Leibgatte sehr viel Geld gegen mich spendiren werden. Aus Hamburg erhalte ich denselben Wink.

Ich habe in der letzten Zeit viel Noth und Sorge gehabt und besonders viel Geld eingebüßt. — Indessen meine Finanzen sind in diesem Augenblick in sehr gutem, fast blühenden Zustand, und ich mach Sie darauf aufmerksam, Geldinteressen brauch ich nicht zu schonen.

Ich habe mir ins Gedächtniß zurückgerufen, was ich Ihnen von Granville aus geschrieben, und von diesem Brief will ich folgenderweise Gebrauch machen. Diesen Brief müßten Sie jemanden anvertrauen, der ihn drucken läßt; da er älter ist, als was ich später vorzubringen habe, und gewiß auch ganz den Charakter der Unabsichtlichkeit tragen mag und die Intriguen, die gegen mich gesponnen werden, schon gleich erkennen läßt: so kann dieser Brief die nützlichsten Resultate hervorbringen: erstens werde ich dadurch gezwungen weitere Erklärungen und Grörterungen zu geben, Briefe von Campe mitzutheilen, ich reize vielleicht gar Gutzkow schon gleich zu Angriffen gegen Campe, und alles, was ich vorbringe, erscheint absichtloser in den Augen des Publikums. Da ich in der Ferne lebe, so ist die Mittheilung des Briefes keine Indiskrektion, sondern nur ein Freundschaftsdienst, wodurch die dem Abwesenden gespielte Bosse und Perfidie in seinen Wirkungen vereitelt wird. Nur muß der Brief (dieses Aktienstück!) mit klugen Worten eingeleitet und encadrirt werden.

Gegen Schufte muß man mit List agiren, sonst ist man perdu.

Ich glaube, ich habe hier ausgepünktelt, wie der Feldzug am vorthellhaftesten für mich eröffnet werden kann. — Findet sich kein Mensch von bekanntem Namen, der den erwähnten Brief aus Granville mit Ihrer Erlaubniß publiciren kann, so müssen Sie ihn durch einen Anonymus drucken lassen. Jedenfalls hoffe ich, daß Sie diesem Plan gemäß handeln werden. Ich glaube, es steht nichts im Brief, was nicht mittheilbar. In drei Tagen bin ich in Paris, wo eine Masse Geschäfte meiner harren. Werde aber nichts vernachlässigen. Schreiben Sie mir bald, was Sie gethan, ob Sie meinen Plan in obiger Weise eingelegt. — Sie haben keinen Begriff davon, mit welcher mauvais foi gegen mich intrigirt wird, und wie ich zu jederartigen Gegentwehr berechtigt bin!

Daß aber mein armer Zimmerman todt ist, ist doch das Schlimmste. Er gehörte noch zum Sagenkreis des alten Deutschlands. Wie weit ich zum jungen Deutschland

gehöre, wird sich jetzt zeigen, wenn der Krieg in der Welt wieder los geht. Ich glaube noch an mir selber. H. H.

Von dem Eingangs und gegen Ende erwähnten Brief ist nur die Nachschrift erhalten (s. Heine's Gesammelte Werke, herausgegeben von G. Karpeles, Band IX., S. 250 f.).

Seit Februar 1840 sandte Heine wieder der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ Correspondenzen.

Der Kampf mit Gutzkow über Börne spitzte sich besonders heftig zu; Gutzkow zieh Heine der Lüge, ohne selbst bei der Wahrheit geblieben zu sein. Noch peinlicher gestaltete sich durch des Dichters Schuld der Streit mit einem Herrn Salomon Straus aus Frankfurt a. M., dem nunmehrigen Gemahl von Börne's Freundin, Frau Wohl, welche von Heine in unverantwortlicher Weise verdächtigt war; schließlich kam es bekanntlich zum Duell mit Straus.

Heinrich Laube, dem die Denkschrift „Heinrich Heine über Ludwig Börne“ gewidmet war, billigte sie keineswegs. Wie er selbst (Gartenlaube 1868, S. 25 f.) erzählt, schloß er nach tagelangen Debatten: „Nun denn, wenn Du also dem Gelüste absolut nicht entsagen kannst, dann able es wenigstens durch eine That, welche über Börne hinausragt!“ — „Wie das?“ — „Setze mitten in diese Invectiven hinein einen Berg, welcher Deine höheren und weiteren Anschauungen der Welt erhebend darstellt. Sein Inhalt wird den Lesern die Ueberzeugung einflößen, die Polemik vor und hinter diesem Berge sei eine leichte That, welche erklärt und entschuldigt werde durch Dein persönliches Bedürfnis, historisch vollständig zu sein, historisch aufzuräumen.“ — „Mit dem ‚Berge‘ hast Du Recht,“ gab Heine zu. „Ich werde ihn errichten.“ — So wurde der „Berg“ zum geflügelten Wort zwischen den Freunden, Tag um Tag kam aus Heine's Mund: „Der Berg ist angefangen! Der Berg wächst, der Berg erhebt sich!“ — Freilich erklärt sich Laube für enttäuscht, da er als „Berg“ nichts weiter fand, als die eingeschobenen Freiheitshymnen aus Helgoland.

So werden auch die Anspielungen des folgenden Briefes verständlich.

Paris, den 6. October 1840.

Liebster Laube!

Es sind jetzt 4 Wochen, daß ich Ihnen von Saint-Lo aus schrieb, und erst gestern Abend erhielt ich Antwort; ich eile Ihnen darauf zu erwidern. — Der vorgeschlagene Selbstzugplan gegen den Lump Gutzkow war gut im Momente, wo ich Ihnen schrieb — jetzt, wo denken Sie hin! jetzt ist alle Welt, sogar die elegante, gegen mich gewonnen; Sie haben keinen Begriff davon, wie gut gegen mich manövriert wird, wie Juden und Patrioten gegen mich vereinigt, wie die großen Freiheitshelden über mein armes Buch losseifern, trotz dem großen Berg, den ich darin aufgebaut — aber die Alimtheit ist hier für den Augenblick eine Thatfache, gegen die ich nichts vermag, und die nur mit der Zeit schwindet, und ich hoffe in kurzer Zeit; denn nur eine geringe Weile lang kann Gutzkow die Revolutionäre Parthen betrügen und die Maske fällt in demselben Momente, wo ich hingegen aufs unumwundenste für die große Sache auftreten muß — die Zeitereignisse verlangen entschiedene Handlungen . . . Einen momentanen Triumph will ich den Deuten gönnen, und es wäre Thorheit, eine Polemik anzufangen in einer isolirten Lage, wo ich die öffentliche Meinung gegen mich habe und kein einziges wichtige aner-

kannte Organ der schmächtigsten Artikelfabrik entgegen zu setzen habe. — Als ich sah, daß ich nicht einmal die Elegante benutzen konnte, verlagte ich die Fußtritte, die ich dem Pupp Gutzkow mehr im Interesse der ganzen Schriftstellerwelt, als in meinem eignen Interesse geben wollte. — Ich will die ungünstige Witterung ein bißchen vorübergehen lassen, es ist der Rath der klügsten Köpfe, und ich wundere mich, daß Sie, als Sie nicht gleich mir zu helfen wußten, nicht dasselbe denken und jetzt glauben, die Polemik könne vortrefflich losgehen — in den Rosen! Ich kenne diese Rosen nicht, aber ich weiß, daß dies nicht das geeignete Blatt — Sie warfen mir vor, ich sey Schuld, daß Ihr Journal nicht ins Leben trat — ehrlich gestanden, auch ein solches neue Journal wäre nicht im Stande gewesen, mich in diesem Augenblick zu decken, um so weniger, da es gewiß seiner Tendenz wegen den Radikalismus noch mehr gegen mich aufwiegen würde. Da ich noch nie gegen Gutzkow geschrieben habe, so giebt mir das gänzliche Schweigen noch immer einen großen Vortheil und ich kann mich sehr gut in eine göttliche Vornehmheit hüllen: Ich weiß sogar, daß er über Besteres am giftigsten, daß er mich eben zum Sprechen zwingen wollte — Campe nergelte ihm immer mit der Versicherung, daß ich nur ihm, dem Verleger, öffentlich geantwortet, sonst aber nie einem Schriftsteller. Sie haben keinen Begriff davon, wie ihn mein Schweigen pikirt, und dies ist wohl mit ein Grund seiner vielen frechen Lügen und Verfälschungen der Thatfachen, die ich berichtigen soll. Er mag sich trösten, ich werde ihm einst antworten, aber zur rechten Zeit. Hilft nichts diese Verzögerung, irre ich mich in meiner Erwartung, daß diesem Heuchler die revolutionäre Maske bald abgerissen wird, so antworte ich ihm mit wenigen Zeilen, die ihm jedoch nicht munden werden, denn in Folge derselben muß er sich mit einer Waffe schlagen, woben kein Lügen und Intriguiere hilft — ich treibe nemlich zum Duell, wie ich Ihnen schon in Paris gesagt habe. Ich muß es aber geschickt anfangen, daß ihm dann keine Alternative bleibt als zwischen der Pistole und der Ehrlosigkeit und daß man nicht glaube, die Triebfeder meiner Handlung seien gereizte Eitelkeit. Seien Sie nur ruhig, der hat kein Parbon, sondern nur Frift.

Wenn Sie daher, fußend auf den Plan, den ich vor 4 Wochen andeutete, in den Rosen eine Polemik eingeleitet, so leiten Sie sie wieder aus und thun Sie alles mögliche, daß ich die Position, die ich jetzt genommen, nicht einbüße. Das Publikum muß indirekt meine polemischen Mittel insinuiert bekommen, und wenn ein Privatbrief, der geschrieben ward, ehe ich von Gutzkows Vorrede zum Börne etwas wußte, in einem Aufsatze zu meinen Gunsten abgedruckt steht, so kann Gutzkow sich doch noch keiner Antwort rühmen. Besser freilich, wenn es nicht geschehen, es unterbleibe. Sollte es aber geschehen seyn und Gutzkow antwortet, so muß ihm durchaus durch einen dritten geantwortet werden, und zur Verfügung dieses dritten stelle ich einige Briefe von Campe, die ich Ihnen dieser Tage zuschickte, und wo Campe mir sagt, daß Gutzkow Himmel und Hölle in Bewegung setze, um mein Manuscript in Händen zu bekommen, daß er alle mögliche List dazu aufbietet, daß er dieses Intriganten wegen das Buch so schnell als möglich drucke, daß er deßhalb den ersten besten Titel dafür erformen, daß der Intrigant ganz besondere Absichten, weßhalb er in seinem Buche die Geliebte Börnes in den Himmel hebe, wovon er im mündlichen Gespräche nur schnödes zu erzählen wisse, daß in dieser Beziehung eine Lüge zwischen dem was er denkt und was er schreibt — und dergl. mehr, was mit Recht gedruckt werden darf, wenn Gutzkow das, was ich in einem zufällig gedruckten Privatbriefe sagte, als Lüge erklärt. So viel zu meiner Deckung für schlimme Fälle.

Anben schickte ich Ihnen einen Zettel von Campe an seinen Commissionär, der Ihnen 12 Exemplare des Börne und 12 Exemplare des 4. Salontheils geben wird; ich bitte Sie, mir durch Brockhaus, wenn diese Gelegenheit schnell genug geht, 6 Exemplare von dem Börne und 6 Exemplare des Salons hierherzuschicken und die übrigen Exemplare zu meinem Besten, für Freunde, die etwa drüber Artikel machen wollen, zu verwenden. — Anben schickte ich Ihnen ebenfalls einen Artikel, welchen mir ein Freund, der Professor Duisberg, so eben zuschickt, mit dem Wunsche, denselben nach Belieben in irgend einer deutschen Zeitung abzudrucken. Ich habe ihn kaum, aber er ist immer ein günstiger Aufsatz.

und ich bitte Sie, sehen Sie zu, ob Brockhaus denselben in der Leipziger Allgemeinen Zeitung oder in den Blättern für literarische Unterhaltung abdrucken und zwar schnell abdrucken will. Ist er aber nicht dazu zu bewegen, so suchen Sie ihn irgend anderswo unterzubringen, wo er gelesen wird. — Daß Kühne von Leipzig abwesend, ist ein Unglück, aber sorgen Sie nur, seine Rückkehr für mich zu benutzen. Weill hatte für die Elegante, gleich beim Erscheinen meines Buchs, unaufgefordert einen Artikel geschrieben und abgeschickt, den ich nicht gelesen, der mir aber im rechten Augenblick sehr genützt hatte. Der J. Kaufman muß ja ein dummes Vieh seyn! — Den Schluß Ihrer Literaturgeschichte habe ich bey meiner Rückkehr vorgefunden. Der Lumpy Heng versprach zu mir zu kommen, und endlich mit ihm die hollbergerischen Interessen zu ordnen — kam aber nicht, trotz der Rendez-vous — Sie haben keinen Begriff davon, wie diese Verdrüßlichkeiten mich mißstimmen, und nur das Bewußtsein, nichts verabsäumt zu haben, tröstet mich. Ich schreibe im nächsten Brief mehr darüber, es fehlt mir die Zeit. Auch über Ihr Buch kann ich mich nicht exhortieren, das läßt sich nicht mit wenigen Zeilen abthun. Sie werden aber meinen Aufsatz lesen und Gottlob! ich kann Ihnen öffentlich sagen, was ich denke. Die 2 letzten Bände, der 3. und 4., sind vortrefflich, tausendmal besser als die ersten. Ich kenne das jetzige Deutschland nicht, und kann nicht beurtheilen, in wie weit die Form zweckmäßig. Wir besitzen aber kein Buch, das umfassend die Literatur bespricht. Ich will heut nur sagen, daß das Buch, welches man zu verschreyen sucht, am wenigsten den Tadel verdient, den man dagegen ausläßt. Ich table ganz andere Dinge, z. B. es ist kein Berg drin. Ein Berg ist aber nothwendig, das sehen Sie an meinem Börne, der allgemein anspricht. Spaß bey Seite, mein Börne ist ein sehr gutes Buch — ich habe gestern Abend $\frac{2}{3}$ des Guklowschen Börne gelesen — Gott weiß, es übte auf mein Gehirn wie ein narotischer Trank. Ich schlief vortrefflich die ganze Nacht. Es ist langweilig über alle Maßen. Grüßen Sie mir die Frau Doktorin, der ich mich unterthänigst zu Füßen lege. Meine Frau ist in der Küche beschäftigt und ich rieche den vortrefflichsten Braten.

Ihr Freund

H. Heine.

Monsieur
le Docteur Heinrich Laube,
homme de lettres,
Leipzig (Saxe).

So offenkundig Heines bedenkliche Schwächen und Fehler sind, die Parteimänner seiner Tage, besonders von links, haben mit Unrecht seiner Charakterlosigkeit zugerechnet, daß er nicht zur Partei hielt. Einmal gingen seine Anschauungen vielfach über den Parteiliberalismus hinaus, andererseits war er Dichter und als solcher ohne Verständniß und Sympathie für den politischen Tageskampf, namentlich wenn dieser die Poesie seinen Tendenzen dienstbar zu machen strebte: die Kunst für die Kunst! forderte Heine mit Recht.

Die „Rosen, eine Zeitschrift für die gebildete Welt,“ gab Robert Heller in Leipzig seit 1838 heraus. — Alexander Weill war in Paris, J. Kaufman in Leipzig als Journalist thätig. — Laubes „Geschichte der deutschen Literatur“ entstand während der Musfauer Haft und erschien in vier Bänden 1840. —

Laube übernahm um die Wende der Jahre 1842 und 43 von neuem die Leitung der „Zeitung für die elegante Welt“. Unter Ausdruck seiner lebhaften Freude über dieses Ereigniß verspricht Heine bereits am 7. November 1842 als Beitrag für das Blatt ein humoristisches Epos, „Atta Troll“.

Ursprünglich (17. October 1842) hatte es der Dichter dem Stuttgarter Verleger Cotta für das „Morgenblatt“ in Aussicht gestellt, bot es aber nun der Zeitschrift des Freundes an, falls deren Verleger, Voss in Leipzig, das gleiche Honorar von 10 Louisdor für den Druckbogen zahlen wolle. Der sich alsbald über „Atta Troll“ entspinrende Briefwechsel führt uns lebendig in die Entstehungsgeschichte des Gedichtes ein und giebt manchen beachtenswerthen Beitrag zur Beurtheilung des Textes.

Paris, den 20. November 1842.

Liebster Laube!

Ihren Brief vom 12. November habe ich erhalten, und ich eile, Ihnen ungefähr die erste Hälfte des Gedichtes zu schicken; in etwa drei Tagen schicke ich Ihnen die andere Hälfte, die etwa zwei Blätter stärker, aber ich schicke sie ebenfalls per Briefpost, da die Portobifferenz nicht so ungeheuer seyn mag und jedenfalls von der größeren Sicherheit der Beförderung aufgewogen wird. Dadurch gelangen Sie auch gleich zur Gesamtkennntniß des Gedichtes. Sie werden sehen, die zweite Sendung ist unendlich schöner und wichtiger, jedenfalls poetischer als die heutige. Ich habe in dieser zweiten Hälfte versucht, die alte Romantik, die man jetzt mit Knüppeln todtzuschlagen will, wieder geltend zu machen, aber nicht in der weichen Tonart der frühern Schule, sondern in der kesssten Weise des modernen Humors, der alle Elemente der Vergangenheit in sich aufnehmen kann und aufnehmen soll. Aber das romantische Element ist vielleicht unserer Gegenwart allzusehr verhaßt, es ist untergegangen bereits in unserer Literatur, und vielleicht in dem Gedichte, das ich Ihnen jetzt schicke, nimmt die Muse der Romantik auf immer Abschied von dem alten Deutschland!

Wie ich mich bei Cotta diskulpire, sage ich Ihnen später. — Auf Herrn Voss werde ich das ungefähre Honorar des Atta Troll traßiren, sobald ich das Gedicht Ihnen ganz zugeschiedt. In Betreff seiner Besorgniß, daß ich das Gedicht nicht als Buch vor Mitte des nächsten Sommers drucken lasse, können Sie ihn beruhigen. Bis jetzt kam mir nichts anders in den Sinn als den Atta Troll meiner Gedichtsammlung einzuverleiben, die bereits seit Jahr und Tag angekündigt ist und gewiß nicht sobald kommen wird, da das Manuscript noch nicht abgeschrieben, was bey mir die Hauptsache. Ich habe einen wahrhaften Ekel vor solcher Arbeit, da mir Campe den ganzen Spaß verleidet — selbstem er einem Wühl, einem Gukow meine Manuscripte in Hände gegeben. Letzterer oder ersterer müssen sich sogar materiell an dem Manuscript meiner Gedichte dergestalt vergreifen haben, daß mir vieles drin fehlt — und ich das durchsäuete und beschmutzte Manuscript wieder ganz neu abschreiben muß. Die Bewandtniß hat es mit meiner Gedichtsammlung!

Seuffert wird in 8 Tagen Ihnen eine Paralese zwischen der Rachel und der Dorval zusenden. Außer Seuffert ist hier nur Duisberg fähig, über Paris mit Sachkenntniß und in gutem Deutsch zu schreiben. Dieser würde die Uebersichtsberichte am besten machen. Ich habe bereits mit ihm in dieser Beziehung gesprochen. — In meinem nächsten Briefe mehr hierüber. Heiter grüßend

Ihr Freund

H. Heine.

Apropos: das erste und zweite Capitel des Troll müssen durchaus zusammengebrudt werden, in derselben Nummer der Eleganten.

* * *

Den 3. December [1842.]

Liebster Laube! .

In diesem Augenblick erhalte ich Ihren Brief. Ich ermesse ganz die Wichtigkeit Ihrer Bemerkung. Statt der mißfälligen Cancan-Strophe setzen Sie gefälligst folgende:

Ja, ich möchte schier behaupten,
 Daß sie manchmal sehr bedenklich,
 Mit gemüthlos frechen Sprüngen,
 An die Grand'-Chaumière erinnre.

Der Schluß des zweiten Capitels kann ganz wegfallen und Ihr gewünschtes Einschließel mag hier als Ersatz dienen. Nämlich nach den Worten

In Gesellschaft des Laskaro,
 Der den Atta Troll getödet —

fällt alles weg, die sämtlichen Strophen bis am Ende, und statt derselben setzen Sie gefälligst die folgenden, die ich in diesem Augenblick gebichtet, während meine Frau neben mir in der Badewanne sitzt:

Dir, Varnhagen, sey gewidmet
 Dies Gedicht. Dem milden Freunde
 Möge es als Antwort dienen
 Auf den jüngsten seiner Briefe.

Ach! es ist vielleicht das letzte
 Freye Waldblich der Romantik —
 In des Tages Brand- und Schlachtkern
 Wird es kümmerlich verhallen!

Andre Zeiten, andre Vögel!
 Andre Vögel, andre Vieber!
 Wie sie schnattern! Jene Gänse,
 Die gemästet mit Tendenzen!

Auf der Pforte der Parthen
 Plattern sie mit lahmen Schwingen.
 Platte Füße, heiß're Stehlen,
 Viel Geschrey und wenig Wollte.

Manche weißgefärbte Raben
 Sind darunter. Diese krächzen
 Spät und früh: die Gallier kommen!
 Sind des Capitales Retter.

Andre Vögel, andre Vieber!
 Gestern las ich in der Zeitung,
 Daß der Tied vom Schlag gerührt
 Und geheimer Hofrath worden.

Ich sehe wohl, liebster Laube, daß Sie mich in's Unglück bringen wollen. Jetzt wird der ganze Landsturm des Patriotismus über mich herfallen. Ueber meine Frivolität wird ja nur deßhalb geklagt, weil ich nicht zu der Parthen gehöre. Früher durfte ich deßhalb alles naht sagen, was ich nur wollte. — Seuffert schickt einen guten Artikel den 15. — Ich habe keine Zeit, Ihren Brief ordentlich zu lesen; auf Noß habe ich längst trassirt, wie Ihnen gemeldet und wie Sie es haben wollten. Es liegt mir den Teufel daran, ob ich die paar Groschen früher oder später trassirte, und ich that es zunächst, weil ich eben in diesem Augenblick nichts auf Gotta abgeben wollte. Ich hoffe aber, meine Tratte ist richtig eingelöst worden. Ich arbeite angestrengt; muß noch vor Ende des Jahres einige Artikel nach Augsburg schicken. Gutzkow wird hier schön geprießt; je n'y ai pas nui. — Leben Sie wohl; nach einigen Tagen schreibe ich Ihnen über die andern gewünschten Veränderungen

Ihr

Monsieur

le Docteur Henri Laube
 aux soins de Mr. L. Voss, Libraire,
 Leipzig.

H. Heine.

* * *

Paris, den 19. Dezember 1842.

Liebster Laube!

Ich habe bis heut mit Schreiben gezögert, weil ich eines Theils erwartete, ob Sie mir etwa über die zweite Sendung meines Gedichts irgend eine Aussetzung machen würden, die ich zu gleicher Zeit berichtigen könnte; andern Theils wartete ich, um den verprochenen Aufsatz von Seuffert mitzuschicken, den ich aber bis heute vergebens erwartete, was freylich nicht die Schuld Seufferts, da derselbe in diesem Augenblick ein Geschwür an der Hand hat, das ihn am Schreiben hindert. Heute schicke ich Ihnen das Manuscript,

das meinem Gedichte zwischen dem 17. und 18. Capitel zu intercaliren ist. Ein Theil des früheren 18. Capitels wird hier, wie Sie dem Setzer genau begreiflich machen werden, wegfallen. Ich habe zu dieser Umänderung meine Zuflucht genommen, da ich leider eine Parthie des Gedichtes, die der artistischen Ründung wegen ganz wesentlich, jetzt nicht machen kann und Ihnen doch ein nothdürftig geründetes Ganze geben wollte. Der Knoten des Ganzen fehlt — das Publikum wird es aber nicht bemerken. Dieses steht immer nur auf Einzelheiten. Wie richtig sagt Goethe:

Gibt Ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken!

Ist im letzten Capitel, in den Versen:

Spielte dort ein unzweideutiges
Liebespiel mit einer Värin —

Ist Ihnen hier das Wort unzweideutiges etwa zu stark, so mögen Sie es immerhin durch die:

Spielte dort ein überzartes —
ersetzen. Die inculpirte Stelle im Caput IV:

Trauet nur keinem
Menschen, welcher Hosen trägt

kann ich, im Fall es durchaus nothwendig, nicht anders umändern, als daß ich die ganze Strophe durch folgende schwächere Verse ersetze:

Kinder, hütet Euch vor jenen
Unbehaarten Lügenbälgen,
Jenen gleisnerischen Menschen,
Die ein Auswurf der Vipeben.

Die Verse im Caput VI:

Kinder, noch ein Weilchen bleib ich
Unter Euch und dann verschwind ich —

mögen Sie immerhin ersetzen durch:

Kinder, meine Erdenvallfahrt
Ist vollbracht, wir müssen scheiden.

Die Strophe im Caput X, wo Ihnen die Verse:

dieser plumpen

Und zugleich perfiden Bestien —

mißfielen, ersetzen Sie gefälligst durch folgende Strophe:

Doch mit schlecht geleckten Lölpseln
Täglich mich herum zu balgen,
In der Heimath Eichenwäldern,
Ward ich endlich überbrüssig.

Sie haben mir nicht bestimmt geantwortet in Beziehung auf den Professor Duisberg. Wie können Sie glauben, daß ich Ihnen Mitarbeiter empfehlen würde, wenn ich nicht überzeugt von deren Werth für Ihr Journal. Ich wiederhole Ihnen nochmals, daß Duisberg hier der einzige ist, welcher gutgeschriebene und zuverlässig gebachte Uebersichten aus Paris geben kann. Daß Sie den Mr. Weillischen Mist aus der Eleganten (Weill und Elegant!) herausfegen werden, haben Sie mir, glaub ich, bereits gesagt. Wenn ich selber Ihnen für die nächsten Monathe nichts bestimmtes verspreche, so geschieht es, um sicher zu seyn, daß ich Ihnen immer Wort halte. Einige Gedichte hab ich geschrieben, die ich Ihnen gelegentlich schicke. — Noch ein Wort; es liegt mir sehr viel daran; Ich bitte Sie, die Nummern, worin mein Atta Troll abgedruckt ist, jedesmal unter Kreuzfouvert an den Herrn Carl Heine, per Adresse des Herrn Salomon Heine in Hamburg zu schicken. Auch mir wollen Sie gefälligst die Abdrücke unter Kreuzfouvert jedesmal nach Paris zuschicken.

Der Scandal, den Gutzkow hier angerichtet, um die Aufmerksamkeit zu erstickeln, ist widerwärtig über alle Beschreibung. Sein Talent der Intrigue bewährt sich aufs glänzendste. Denken Sie sich, Gotta fürchtet ihn so sehr, daß die Allgemeine Zeitung nicht einmal die Entgegnung auf seine Unverschämtheiten gegen die Pariser Correspondenten aufnehmen will. Sagen Sie mir, ob die Elegante ihn besprechen wird oder noch wartet mit dem Anfang der Feindseligkeiten. Diese werden früh oder spät eintreten und Sie können sich auf offenen Krieg gefaßt machen. Im Augenblick, bin ich überzeugt, läßt er Sie schon ausspioniren und kassirt Sie vielleicht.

Ihr Freund

Monsieur

H. Heine.

le Docteur Henri Laube
aux soins de Mr. L. Voss, libraire.
Leipzig.

* * *

Liebster Laube!

Anbei 1. das Schlusskapitel des Atta Troll, welches die Widmung an Varnhagen enthält; aber ich bitte, ändern Sie nichts dran: wegen Hertweghs Mißgeschick habe ich nichtmehr „Zinne der Parthen“ sagen dürfen. Zweitens erhalten Sie eine Neklamazion, die ich in einem Auszug aus einem Briefe an Sie gekleidet, indem ich wünsche, daß Sie ob der Frechheit, womit man auf mein Schweigen immer rechnete, einige tüchtige Worte sagen. Kann man durch Lügen meinem persönlichen Reumund keinen Flecken ancorrespondiren, wie in der miserablen Straußischen Complottrung, so möchte man wenigstens meiner schriftstellerischen Reputation etwas anhängen, und die schlechten Gedichte im Musenalmanach müssen dazu dienen. Ach, Liebster, die Göttheische Zeit des Schweigens ist vorbey. Vergessen Sie nur nicht die Exemplare unter Kreuzcouvert nach Hamburg und hierher. Ich sehe hier keine deutschen belletristischen Zeitschriften (doch die Elegante wird bald hier gehalten werden). Müssen wir also treulich mittheilen, wenn etwas geflatcht wird, das mich interessirt.

Herrn Voss werde ich, wie ich Ihnen bereits gesagt, sogleich schreiben, wenn ich mahl das ganze Gedicht vor Augen habe. Jetzt habe ich nichts mehr in Bezug auf dasselbe Ihnen zu schicken, Alles ist in Ordnung, und ich hoffe, daß der Abdruck nicht zu lang sich hintrödelst. — Leben Sie wohl, und grüßen mir Ihre Frau. Wir befinden uns wohl. Hier habe ich einige mahl unseres jungen Deutschlands Buchhändler, den Böventhal, gesehen; er will vieles, weiß aber nicht, was er will.

Ihr Freund
H. Heine.

Paris, den 24. Januar 43.

* * *

Paris, den 11. Februar 1843.

Liebster Laube!

Dies sind die ersten Zeilen, die ich seit 14 Tagen schreibe; mein Augen-Nebel hat sich nämlich wieder eingestellt. Erst heute geht es mir etwas besser. — Ihren Brief vom 1. Februar habe ich gestern erhalten und ich eile, das Nothwendigste drauf zu antworten:

Mit den Interpolationen und Einschübseln hat es ganz seine Nichtigkeit, Sie irren sich weder in der Reihenfolge der Capitel noch in den Aenderungen. Der Vers:

Als ich saß beim tothen Bären
In dem Thale Roncerat —

muß, wie sich von selbst versteht, verändert werden, und ich bitte Sie, die ganze Strophe durch folgende zu ersetzen:

Ja, Gut-Gut, der alte Vogel
War es, der mir freundlich nahte,
Im verhegten Lustreviere,
In der Hütte der Urka.

Ich hätte hier einen argen Boß geschossen. Auch die Strophen können Sie auslassen, welche Ihnen am Schlusse so sehr mißfallen, und das Kapitel schließt dann mit den Worten:

— die Balkas

Wird noch lang vergebens rathen,
Wer der größte Lump in Deutschland.

Im letzten Capitel, in der Zueignung an Varnhagen, stehen die Worte: „Auf den Zinnen Deutschlands“ — ich bitte Sie, setzen Sie statt dessen: „auf den Wällen Deutschlands.“ Sie haben gut reden, der Mangel an Zusammenhang im Gedichte, das Zerstückte, ist eine Folge der ursprünglichen Beschränkung: hätte ich nicht von vornherein die Absicht gehabt, das Gedicht in einem zahmen Journal abdrucken zu lassen, wäre die Verfüllung der Zeitdecker prägnanter hervorgetreten. Jetzt fühle ich das Bedürfnis, diesem Mangel in einem späteren Buchdruck abzuheften, und da bietet sich mir fast für 200 Strophen der köstlichste Stoff. Wie weit ich diesen Vorrath nachträglich bearbeite und überhaupt den Atta Troll durch interessante Zuthat als Buch von honestem Volumen erscheinen lasse, kann ich Ihnen erst später sagen, und das ist der Grund, warum ich auch Herrn Boß erst in einigen Monaten antworten kann; seinen Antrag habe ich mir ernsthaft zu Gemüthe genommen. Wenn das Ganze so fertig wird, wie es in meinem Geiste steht, sollen Sie nicht über Ründung und Mittelpunkt zu Klagen haben. — Ich hatte Sie ersucht, die Nummern des Atta Troll jedesmal nach dem Druck, unter Kreuzkouvert, mit der Post hierher zu schicken. Das kostet Ihnen jedesmal ein paar Silbergroschen und mir hier nur einen Sous oder zwei. Statt dessen erhielt ich vor 10 Tagen ein Paquet in Wachsleinwand durch die Messagerie, worin — die zwei ersten Nummern der Eleganten enthalten. Das Porto kostete mir 5 Franken und 15 Sous. Das ist Alles, was ich von der Buchhandlung erhalten. Ich bitte Sie daher, mir umgehend die bereits erschienenen Nummern der Eleganten (so wie auch die ersten zwei, die ich weggegeben) unter Kreuzkouvert mit der Post zu schicken. Unverzüglich. Ich bitte Sie, vergessen Sie es nicht. Ich hab sie eben jetzt zur Uebersicht nöthig. Auch meine Hausnummer hatte die Buchhandlung unrichtig bemerkt: sie ist 46 Faubourg Poissonnière. Ich bin heute zu blind, um über die Typographen meines Gedichtes in der 2ten Nummer der Eleganten mich zu expectoriren. Ich werde es Ihnen aber nicht ersparen. Ich beruhige mich nur noch durch den Gedanken, daß Sie eben in einer Probenummer so viel als möglich hineinpresseu mußten. Sonst wäre dieser Druck unverantwortlich. Ich komme darauf zurück. — Ich schreibe heute schon mehr als meine Augen erlauben.

Geiter und ergeben

Ihr Freund

H. Heine.

Wenn Kreuzkouvert (Frankfurt) gestattet ist, so wäre dies das Beste: das Porto würde vom Honorar abgezogen.

Monsieur

le Docteur Henri Laube,
aux soins de Mr. Voss, Libraire.
Leipzig.

Die hier gebotenen Varianten verdanken ihre Entstehung meist der Rücksicht auf die Censur; doch auch davon abgesehen, arbeitete Heine gern an seinen Versen herum. Censor in Leipzig war der Historiker Wachsmuth. Laube berichtet über diesen Vorgang (Gartenlaube 1868, S. 26): „Wachsmuth kennend und die Linie kennend, welche er einhalten mußte, schrieb ich immer Heine sogleich nach Empfang eines neuen Heftes: dies und dies wird gestrichen werden, Sorge für Ersatz! — Und in kürzester Frist erhielt ich einen neuen Text. Manchmal hatte ich Wachsmuths niederdeutschen Charakter, der

mitunter stark humoristische Accente vertrat, irrthümlich unterschätzt, und die Heinesche Variante ist ungedruckt in meinen Händen geblieben."

Zum Vortheil des Gedichtes konnte so gleich auf die beiden ersten Aenderungen verzichtet werden: die Abschwächung der Cancanstrophe im ersten Capitel wie die Streichung der drei letzten Strophen des zweiten Capitals, welche leider aus der ursprünglichen Fassung der „Eleganten Welt“ nicht in die Buchausgabe übergingen, ist vermieden; die Ersafstropfen traten deshalb mit Variation an das Ende des Gedichtes in ein besonderes Widmungskapitel, wohin sie auch am besten passen. — Mit Rücksicht auf Herwegh's Verbannung aus Preußen tritt für „Zinne der Partei“ zunächst am 24. Januar 1843 „Zinnen Deutschlands“, schließlich am 11. Februar noch unverfänglicher „Wällen Deutschlands“, — da ja Herwegh es gewesen, welcher Freiligrath's ursprüngliche Mahnung:

„Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei“

von sich zurückgewiesen hatte:

„Ich hab' gewählt, ich habe mich entschieden,
Und meinen Lorbeer flechte die Partei.“

Da „Atta Troll“ gerade gegen die deutschen Tendenzdichter gerichtet ist, verkleistert die Aenderung in nicht eben dankenswerther Weise den direkten Angriff gegen das nun einmal gegebene Schlagwort der Zeit. — Vorziehen möchten wir auch die, auf Grund einer eigenhändigen Correctur in der Briefhandschrift, hier gebotene Construction, „platte Füße, heiß're Kehlen“ als Ausruf zu „Viel Geschrei und wenig Woll“ zu stellen, statt es, wie die Drude, im Dativ auf „flattern sie mit . . .“ zu beziehen. — Unausgeführt blieb schließlich glücklicherweise die am 19. Dezember 1842, „im Fall es durchaus nothwendig“, zugestandene Abschwächung, so daß die Warnung des Bären vor den behofsten Wesen in Druck kam.

Entschieden zum Vortheil gereicht dem „Atta Troll“ die sich daran schließende, von Laube gewünschte Ersetzung der zwei niedrig prosaisch anmuthenden Verse, in welchen der Held auf sein Scheiden vorbereitet, durch zwei pomphaftere. — Auch darin hat Laube dem Freund wohl zum Guten gerathen, daß er nach einer Milde rung der „perfiden Bestien“ (s. denselben Brief) verlangte, sowie daß er (s. den Brief vom 11. Februar 1843) einen gelegentlichen Irrthum des Dichters und besonders die persönlichen Invectiven ausmerzen ließ, durch welche Heine den Wettstreit um den Lumpenlorbeer illustrierte; so wurde nur das Gerippe dieser Strophen unter Auslassung der Namen gedruckt. Im übrigen möchten die hier gebotenen Fassungen: „in der Heimat Eichenwäldern“ und „wer der größte Lump in Deutschland“ den gedruckten: „in der treuen Heimat, dessen . . .“ und „wem der Lumpenlorbeer ziemt“ vorzuziehen sein. — Ganz zweifellos wird man jedenfalls die am Anfang des Briefes vom 19. Dezember 1842 concedirte, aber keineswegs gewünschte, farblose Abschwächung: „überzartes Liebespiel“ zu Gunsten

des vom Dichter eigentlich gewollten, bezeichnenden: „unzweideutiges Liebespiel“ zurückstellen dürfen.

Die geplante Erweiterung des „Atta Troll“ ist für die Buchausgabe tatsächlich vor sich gegangen.

Gutzkow fand auf Empfehlung seiner Hamburger Freundin Therese von Bacharach Eingang in die ersten Pariser Kreise (s. seine „Briefe aus Paris“).

Die Reclamation, deren der Brief vom 24. Januar 1843 als einer Beilage Erwähnung thut, richtet sich gegen den Mißbrauch, welchen Heine's Jugendfreund Friedrich Steinmann mit des Dichters Briefen und Versen trieb. Laube ließ diese Verwahrung sofort in der „Zeitung für die elegante Welt“ vom 8. Februar desselben Jahres abdrucken (s. Heine's Gesammelte Werke, herausgegeben von Karpeles, Band IX, S. 271 f.).

Söwenthal ist jener junge Mannheimer Verleger, der sein Geschäft ausdrücklich mit einer Aufforderung an die „Schriftsteller des Jungen Deutschland“, sich ihm zu nähern, eröffnet hatte, sich auch in der Folge für diese Gruppe stark engagierte und namentlich den bedenklichsten Stein des Anstoßes, Gutzkows „Wally“ verlegte; sein Verlag wurde deshalb durch den Bundes-tagsbeschluß gegen das Junge Deutschland mitgeächtet.

Der am Schluß des letzten Briefes laut werdende Unmuth über die Druckart des „Atta Troll“ ist vermuthlich mit dem Verdruß identisch, dessen der Beginn des folgenden Schreibens gedenkt. Im übrigen führt uns dieses auf rein persönliches Gebiet und gewährt uns einen recht unerquicklichen Blick in Heine's Charakter.

Paris, den 1. Februar 1845.

Mein theurer Freund!

Ich hätte Ihnen längst geschrieben, längst ist die Lumperen vergessen, die mich verdrücklich berührte, Sie haben mir unterdessen Ihre Liebe bewährt, aber ich leide so sehr an meinen Augen, daß mir jeder Brief eine saure Anstrengung. Bin halb blind, traurig und ein Unglück nach dem andern bricht auf mich herein. Das betrübteste ist der Tod meines Oheims; wir hatten uns beide sehr geliebt, ich konnte die brillianteste Zukunft von ihm erwarten, und siehe! vor seinem Tode läßt er sich irre leiten bey letztwilligen Bestimmungen. Jetzt muß ich meiner Familie etwas durch die Presse Angst einflößen, um wenigstens meine Pension zu sichern, die man aus Lücke in Frage stellen will. Sie sehen, ich vertraue Ihnen meine geheimsten Gedanken, wo meine Existenz von abhängt. Strenge Verschwiegenheit und Hülfe in der Noth. Wo Sie nur können, suchen Sie gegen meine Familie zu trommeln, besonders gegen den Handels-gerichtspräsidenten Wolff Halle, der Senator in Hamburg werden will und die Angriffe am wenigsten vertragen kann. Es wird eine unerhörte Niederträchtigkeit gegen mich ausgeübt.

Ich schicke Ihnen anbei zwei Artikel, die Sie von fremder Hand abschreiben lassen und in der brockhaus'schen Leipziger Zeitung sobald als möglich zu inseriren suchen müssen. Zerreißen Sie nur gleich meine Handschrift. No. I. ist ein Angriffsartikel, suchen Sie etwas den Stül zu verändern im Anfang, damit man nicht auf mich rathe; der Schluß aber muß ganz so bleiben. Bitte, machen Sie nur, daß er unverzüglich abgedruckt wird.

No. II ist ein Vertheidigungsartikel, woran nichts zu verändern, ich habe ihn so persö dumm als möglich geschrieben und so stylistisch schlecht, wie reiche Leute vertheidigt

zu werden pflegen. Zögert etwa die Redaktion, diesen Artikel im Journal aufzunehmen, so lassen Sie ihn unverzüglich (ebenfalls in der Leipziger Zeitung von Brockhaus) als Inserat drucken (das ist noch perfider), und das ausgelegte Geld (sagen Sie mir nur gleich, wie viel) soll Ihnen getreu erstattet werden.

Sie sehen, ich habe von Gutzkow etwas gelernt, aber Gott weiß! ich übe die Kunst nur, wenn man mir menschenmörderisch die Kehle zuschnüren will. Ob literarischer Unbill werde ich mir wahrlich nie solche Mühe geben.

Und nun leben Sie wohl, grüßen Sie mir herzlichst Ihre Frau, von der wir hier noch oft sprechen. Sie hat bei meinen Französinnen das präziöseste Andenken hinterlassen.

Diskreziön und schnelle Hülfe. Lassen die reichen Leute wirklich gegen mich schreiben, so werden Sie mir Hülfsvölker. Hr. Weill sagt mir, er habe an Kuranda einen Artikel geschickt. Ist er zu grell, so mag Kuranda die Ausdrücke mildern, nur bei Leibe kein verlegendes Wort gegen meinen Vetter Carl Heine, der immer mein innigster Freund war, obgleich jetzt mein Gegner. Aber drucken soll Kuranda den Artikel so schnell als möglich, und ich bitte Sie, ihn, wenn er gedruckt, unter Kreuzkowitz an Carl Heine nach Hamburg durch die Redaktion zuzusenden. Können Sie ähnliche Volksstimmen in der Weser Zeitung oder in der alten Bremer Zeitung oder in berliner Bossische oder Spenerische Zeitung hervorrufen, so geschieht mir dadurch großer Vorshub, denn diese Blätter werden in Hamburg gelesen.

Schreiben Sie mir bald, und bleiben Sie treu gewogen
Ihrem Freund

Campe steht mir hülfreich bei.

Monsieur

le Docteur Heinrich Laube,
aux soins de Mr. Voss, Libraire.
Leipzig.

H. Heine.

46. Faubourg Boissonière.

* * *

No. I.

Hamburg, den 7. Februar.

Der Präses unseres Handelsgerichts, Herr Dr. Adolph Halle, der durch das Vermächtniß seines hingeschiedenen Schwiegervaters Salomon Heine zu großem Reichthum gelangt, hat jetzt auch das prachtvolle neue Haus auf dem Jungfernstieg bezogen, das ihm der Verstorbene mit beispiellosem Luxus meubliert hinterlassen hat, und auf den seidenen Polstern erwartet der Glückliche dort die reitenden Diener, die ihm seine endliche Bestallung als Senator überbringen werden. Wenn Verstandeseigenschaften allein zu dieser Würde berechtigen, wenn der Taktik eines merkantilischen Naturells hinreichend, so kann der hoch- und wohlweise Rath gewiß keine bessere Wahl treffen. Die berechnende Feinheit des Herrn Handelsgerichtspräsidenten bewährte sich jüngst ganz meisterhaft in Bezug auf seinen Vetter Heinrich Heine, dessen Mißgeschick bei den letztwilligen Verfügungen seines Oheims hier allgemein bedauert wird. Ja, sogar die Gegner bedauern den leichtsinnigen Dichter, der in der Liebe und dem Worte eines todkranken Greises eine hinlängliche Garantie zu haben vermeinte gegen abgefelmte Advokatenkniffe, unterstützt von notariellem Haffe.

* * *

No. II.

Hamburg, den 6. Februar.

Ueber das Verhältniß, in welches sich der Dichter Heinrich Heine, durch seine eigene Schuld, zu seiner Familie gestellt hat, erlauben wir uns einige Worte. — Der verstorbene Banquier Salomon Heine war nicht bloß einer der reichsten, sondern auch gemüthvollsten und großartigsten Männer, der den Glanz seines Namens und deßhalb ganz besonders den Neffen liebte, dessen Verühmtheit ihm mehr Freude machte als sie wohl verdiente. Der Munifizenz des generösen Oheims verdankte der Poet manche schöne Summe, und seit sechs Jahren bezog er eine bedeutende Jahresrente, die ihm von ersterem — es soll

nicht in Abrede gestellt werden — lebenslänglich zugesichert worden. Sterbend legte der Greis den Wohlstand des geliebten Neffen in die Hände seines einzigen Sohnes, den er zum Universalerben ertoren, und dem er nicht bloß kolossale irdische Schätze, sondern auch geistige, seine Tugend, hinterläßt. Diesen letzteren, der dazu immer der reichste und anhänglichste Freund seines Vaters gewesen, kann ebenso wenig wie den Vater der Verdacht treffen, den Dichter kränken gewollt zu haben, wenn auch ein offizielles Testament letzterem nur eine mäßige Summe zur unbedingten und erzwingbaren Verfügung anweist. Es giebt excentrische Naturen, die lebenslang unter Vormundschaft, womöglich sogar unter noch engere Beaufsichtigung gesetzt werden sollten, und gegen deren Willkür eben so gut wie die Regierungen auch Privatpersonen sich sicher zu stellen suchen müssen. In dieser Hinsicht hat der verstorbene Salomon Heine das wahre Beste seines Neffen ebenso sehr wie das der übrigen Familie berücksichtigt, und in den getroffenen Einrichtungen hat auch letztere keineswegs gesucht, eine bloße Waffe gegen einen ihrer nächsten Verwandten in die Hände zu bekommen. Wie durfte man — in einigen Zeitungen geschieht es — einen solchen Verdacht aussprechen, zumal hinweisend auf einen Mann, der, ein Muster von Sitteneinheit, seit 15 Jahren der Präses unseres Handelsgerichtes ist, durch seine Verdienste einer noch höheren Ehrenstellung entgegenstrebt, und wegen seines Scharfblickes, seiner Sinnigkeit, seines Edelmuthes und seiner Toleranz an den weisen Nathan von Reising erinnert! Nein, die beschuldigte Familie hat sich bloß in den Stand setzen wollen, das schon an und für sich Unerlaubte, die öffentliche Besprechung von Familien-Angelegenheiten, zu verhindern, den bösen Dämon der Spottsucht zu zügeln, wo er sich an Privatverhältnissen wagt, die nimmermehr als Material zu literarischen Arbeiten mißbraucht werden dürfen, und ihr wahrhafter Zweck war: die Heiligkeit der unantastbaren Familienbände zu schützen. Niemand kann edler und zugleich für das häusliche Wohl vorrichtiger handeln. Wie viele Schriftsteller haben nicht schon bereut, daß sie es nicht (so!) für ein Lebensbedürfnis hielten, über ihre Privatverhältnisse öffentlich zu sprechen. Liebevoller Arme haben sie von sich gewiesen, um alsdann im Alter einsam auf das glückliche Familienleben Anderer zu sehen. Nicht immer schüttet Fortuna ihr Füllhorn auf sandigen Boden; sie weiß oft, was sie thut, wenn auch Unzufriedenheit sie sich mit einer Winde vor den Augen vorstellt.

Zur unbefangenen Würdigung dieser Schriftstücke müssen wir uns Heine's pecuniäre Lage sowie sein Verhältniß zum Oheim Salomon Heine in Hamburg und zu dessen Familie vergegenwärtigen.

Heine's schriftstellerische Thätigkeit warf meist kaum 3000 frs. im Jahr ab. Um ihn vor Sorgen und Lohnschreiberei zu behüten, hatte ihm der mit Millionen gesegnete Oheim anfangs 4000 frs., später 4800 frs. jährliche Rente ausgesetzt und regelmäßig ausgezahlt, die nach Heinrich's Tode zur Hälfte auf seine Witwe übergehen sollte. Heine lebte sehr freigebig; seine Opferfreudigkeit für nähere und selbst fernere Freunde ist eine der Seiten seines Wesens. Die 20000 frs., um welche Campe 1837 das Verlagsrecht von Heine's Werken auf elf Jahre kaufte, reichten anscheinend gerade zur Deckung seiner Schulden, die besonders aus verfehlten Börsenspeculationen herrührten, durch welche er seine Einnahme auf die Höhe seiner Ausgaben hatte heben wollen. So entschloß sich der deutsche Dichter und — was hier schwerer in's Gewicht fällt — Publicist zu einem bedenklichen und verhängnißvollen Schritte, indem er weitere 4800 frs. Jahresrente von der französischen Regierung annahm. — Blieb auch das Verhältniß zum Oheim, bald durch unmittelbare Schuld des einen oder andern Theils, bald durch Zwischenträgereien

mißgünstiger Verwandten, nicht ohne vorübergehende Trübungen, so war der Dichter doch eben noch Anfang Oktober 1844 bei dem Besuch in Hamburg auf's freundschaftlichste von Salomon Heine geschieden.

Heinrich Heine knüpfte, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, an das Testament des Oheims hohe Erwartungen; jedenfalls durfte er die Anweisung zu unveränderter Fortzahlung der bisherigen Rente als selbstverständlich ansehen. Da meldet ihm ein kahler Brief des Universalerben Carl Heine, den er als besonders liebevollen Vetter betrachtete, daß ihm nur ein einmaliges Legat von 8000 Mark Banco testamentarisch ausgesetzt sei; er, der Sohn Salomon Heine's, wolle aber aus freien Stücken die — Hälfte der bisherigen Rente weiter zahlen, unter der Bedingung, daß ohne seine Zustimmung der Dichter nichts über den Oheim veröffentliche.

Diese herbe Enttäuschung im Augenblick, wo der Dichter seine Kräfte schwinden fühlte, wo die unheimlichen Vorboten seines langsamen Absterbens sich zu offenbaren begannen, raubte ihm jede Besinnung. So tief sich indeß der Stolz des Dichters durch das schwacherhafte Feilschen Karls verletzt fühlen mochte, so heftig ihn die Katastrophe gerade jetzt erschüttern mußte, — das Gegenmittel, dessen er sich bediente, zeugt doch von einem im Grunde unedlen, niedrigen Charakter. Für einen Ehrenmann gab es nur zwei Wege: auf die Rente völlig zu verzichten oder, falls man sie weder entbehren noch ersetzen konnte, seinen Stolz insoweit zu überwinden, daß man durch eine Gegenvorstellung, die durchaus nicht demüthig zu sein brauchte, an die Großmuth und das Schamgefühl des andern Theils appellirte. Heinrich Heine verlor vor Bestürzung den Kopf: sein nun zu Worte kommender Instinkt riß ihn zu dem unverantwortlichen Plan hin, die volle Weiterzahlung der Rente, neben vermittelnden Verhandlungen, durch öffentliche Pression erzwingen zu wollen, — und dennoch demüthigte er sich schließlich! Glaubte er anfangs gesetzliche Ansprüche auf die Pension zu besitzen, dann bedurfte er um so weniger der Gewaltthätigkeit. — Nicht genug also, daß er das Zeugniß Meyerbeer's und die Vermittlung Campe's erfolgreich anrief: er mobilisirte all seine Freunde, namentlich Detmold, Lassalle, Schücking, Weill, den Fürsten Büdler und auch Raube, um die Verwandten durch den Scandal, den die Erbschaftsangelegenheit in der Presse hervorrief, einzuschüchtern.

Thatsächlich mußten die Freunde in erster Linie die dem Dichter zu Theil gewordene Behandlung als scandalös empfinden; thatsächlich entbehrte die Angelegenheit, namentlich in den Augen von Publicisten, nicht ganz des öffentlichen Interesses. Jedenfalls aber wird es begreiflich, daß sie, nachdem Heine selbst einmal seine Privatbedrängniß der Oeffentlichkeit preisgegeben hatte, theilnehmend und mitleidig zum Freunde standen und ihm ungestüm die öffentliche Meinung günstig zu stimmen suchten.

Raube's Eingreifen war übrigens nicht eigentlich activ: er ließ den zweiten Artikel als bezahltes Inserat in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ vom 22. Februar 1845 veröffentlichen; dabei beschränkte er sich auf wenige stilistische

Änderungen („hat“ hinter „gestellt“ fehlt, „nur“ steht für „bloß“, „welcher“ auch immer für „der dazu immer“, einmal „welche“ für „die“, „verbraucht“ für „mißbraucht“, — „an Privatverhältnisse wagt“ statt des Dativs) sowie auf Verdeutschung einiger Fremdwörter („Freigebigkeit“ für „Munificenz“, „große“ für „kolossale“). Der erste Artikel findet sich wesentlich abgeschwächt im redactionellen Theil der von Kuranda herausgegebenen „Grenzboten“ (IV. Jahrgang, I. Semester, 1. Band, S. 527 f.); der Wortlaut ist nun:

Aus Hamburg.

Der Heine'sche Nachlaß und Herr Dr. Halle.

Der Heine'sche Nachlaß tritt nun mehr und mehr als eine abgemachte Sache in den Hintergrund. Der Präses unsers Handelsgerichts, Herr Dr. Adolf Halle, welcher durch das Vermächtniß seines Schwiegervaters Salomon Heine zu großem Reichtume gelangt ist, hat nun auch das prachtvolle neue Haus auf dem Jungfernstieg bezogen, und der Glückliche erwartet in diesem luxuriös meublirten Hause seine endliche Bestallung als Senator. Natürlich fehlen dieser Gunst des Schicksals auch die Reider und Klätcher nicht, und die mit dem Testamente mit Recht oder Unrecht Unzufriedenen tauchen überall auf und behaupten: bloße Verstandeseigenschaften und merkantillischer Charakter seien noch nicht genügend für einen solchen Posten, die Erbschaftsangelegenheit, der Advokatenstyl und dergleichen, solle nur erst in der Nähe betrachtet und geprüft werden. Doch eine solche Prüfung ist hierbei nicht zu fürchten, und der hoch- und wohlweise Rath wird wissen, wie viel oder wie wenig auf dergleichen Insinuationen zu geben ist. Es ist dies ein Fall, bei welchem sorgfältig zu prüfen ist, wie weit bei der Verleihung öffentlicher Stellen Rücksicht zu nehmen sei auf die sogenannte öffentliche Meinung, und ob das unter der Oberfläche hinfischende Gemurmel denn auch wirklich schon öffentliche Meinung genannt werden kann.

An diese fingirte Correspondenz schließt sich folgende vermittelnde Bemerkung, die vielleicht auf Weill's Artikel beruht:

Dieser uns nicht ganz deutliche Brief ist uns von einem anderen als unserem gewöhnlichen Corresp. eingesendet worden, und wir geben ihn nur, um an die Heine'sche Erbschafts-Angelegenheit zu erinnern, welche gar sehr der Erinnerung bedarf. Das Resultat in derselben läuft da hinaus, daß die genialste Person der ganzen Familie Heine, der einzige Heine, welcher noch mit Auszeichnung genannt werden wird, wenn die Millionen Goldstücke längst verkommen sind, in dem berufenen Testamente so gut wie leer ausgegangen, das heißt mit einem ganz kleinen Kapital abgeheißt ist. Er genoß bekanntlich von seinem Oheim eine Jahresrente und es unterlag keinem vernünftigen Zweifel, daß ihm diese Rente durch das Testament des Oheims gesichert sein werde. Zu großem und allerdings bei allen Gebildeten dem Testamentsabfasser ungünstigem Erstaunen fehlte diese Rente im schriftlichen Nachlasse. Wer hat das Testament aufgesehen? war die erste Frage, wer hat in solcher unrihmlichen Weise auf den alten Herrn eingewirkt? Möglich, daß bei diesen Erörterungen im Publikum dem Einen oder dem Anderen Unrecht geschehen ist. Aber natürlich war es, und die Familie kann sicher sein, daß dieser Vorwurf nicht ruhen und nicht sterben wird, so lange es deutsche Schriftsteller giebt. Diese, sie mögen Heine lieben oder hassen, müssen indignirt sein über eine Behandlung, welche selbst bei unheimlichem Vermögen das Gente der Familie abheißt wie den lästigten Bettler und die alten Tage des Dichters verächtlich dem Zufall Preis giebt; sie müssen eine niedrige Rache der Mittelmäßigkeit dahinter suchen. Von wem sie eigentlich herrührt, die Rache, wir wissen es nicht, wir sind von den persönlichen Verhältnissen nicht unterrichtet, wir erlauben uns auch deshalb nicht, Jemand zu bezüchtigen. Nur Eins wissen wir gewiß, und dies betrifft den Sohn des verstorbenen Salomon Heine, den Vetter des Dichters, Carl Heine. Wir wissen, daß ihn nicht der geringste Vorwurf treffen kann, und daß er nach wie vor den

Dichter mit Liebe und Treue behandelt hat. Wir zweifeln auch nicht, daß er, was an ihm liegt, den Vorwurf der öffentlichen Stimme zu entkräften suchen wird. D. Reb.

Adolph Halle war der Mann von Therese Heine, zu welcher Heinrich selbst, nach neueren Forschungen von Ernst Elster, einst Liebe im Herzen getragen. Gegen ihn, den glücklichen Verstandesmenschen, welcher die Braut heimgeführt, hegte der Dichter von je Argwohn, dem seine Poesie oft genug in satirischem Spott Ausdruck gab. — Ueber den Verlauf des Erbschaftsstreites ist im übrigen zur Genüge geschrieben worden (vgl. H. Hüffer in der Deutschen Rundschau, Band XLII, S. 450 ff.). — Der Ausbruch von Heine's Krankheit wurde durch seine Bestürzung zwar nicht verursacht, aber doch wohl beschleunigt. Sogleich im Januar 1845 befiel ihn eine schlagartige Lähmung. Als im Sommer 1846 die falsche Nachricht von Heine's Tod durch die Zeitungen ging, schmolz Karls Partherzigkeit; sobald die Meldung widerrufen war, schrieb er liebevoll an den Wether und zeigte sich zur Fortzahlung der Rente geneigt. Im Februar 1847 bot sein Aufenthalt in Paris Gelegenheit zu voller Versöhnung; doch bequeme sich der Dichter jetzt sogar zu der schriftlichen Verpflichtung, über seine sämtlichen Verwandten nichts ohne deren Genehmigung zu veröffentlichen.

Für Laube's Unterstützung in der Familienangelegenheit dankt Heine bereits am 24. Mai 1845 (s. Werke, hg. v. Karpeles, IX, 319) mit der Bitte: „Sagen Sie mir jetzt, wie viel Inseratkosten Sie für mich gezahlt haben, und wie ich Ihnen dieselben zukommen lassen soll.“

Im Frühjahr 1847 weilte Laube wieder in Paris. Wie fand er den Freund verändert! Abgemagert, mit grauem Bart, ein Auge völlig, das andere auch schon fast ganz geschlossen, schleppte sich Heinrich Heine mühsam am Stod fort.

Jetzt erst griff zwischen den Freunden die Anrede Du Platz. Da Heine bei Laube's späterem Besuch sein Lager nicht mehr verlassen konnte, gehört nachstehendes undatirte Billet in die Zeit dieses Beisammenseins von 1847.

Ich wünsche Dir, Ueber Laube, den schönsten guten Morgen, und bitte Dich Ueberbringen das Album und die Bücher zu geben. — Um 1 Uhr bin ich bei Weill, rue du Cadran No. 14. — Du hast hier verflucht schlechtes Wetter. H. Heine.

Monsieur Henri Laube
Hôtel de Rouen
Rue d'Anguilliers.

Die übrigen Billets aus denselben Wochen (s. Werke, hg. v. Karpeles, IX, 347 f.) erwähnen fortlaufend die steigende Krankheit, hier aber ist nicht davon die Rede; namentlich auch sollen durch Ueberbringer Bücher abgeholt werden, welche Laube wohl mitgebracht; ebenso verweisen endlich die Schlusssätze auf die ersten Tage eines Aufenthaltes, — so scheint der Zettel an die Spitze der brieflichen Denkmäler des Besuchs von 1847 zu gehören.

In den nächsten Jahren stieg Heine's Krankheit und damit seine satirische Bitterkeit. Denn seine Geisteskräfte blieben die lange Qual hindurch bis

an's Ende frisch, nur daß natürlich die Weihe der reinen, gesunden Stimmungslirik für gewöhnlich von ihm wich und die zarte, ätherische Muse oft durch den Spott des Romus von Heine's Schmerzenslager hinweggeschleudert wurde. Diese schonungslose, noch immer geistreiche Satire klingt auch in den beiden letzten uns vorliegenden Briefen an.

Paris, den 12. October 1850.

Liebster Laube!

Schon seit einem Jahrhundert habe ich Lust oder vielmehr Unlust, Dir zu schreiben; aber ich wollte eine gute Stunde abwarten, wo kein körperliches Mißbehagen den moralischen Unmuth steigert. Aber die Stunde kam nicht, und in einer Stimmung, die desperater als je, schreibe ich Dir heute. Ich habe bereits diesen Morgen meine Frau bis zu Thränen gequält und jetzt kommt die Reihe an Dich, dem ich jetzt in der plumpsten Weise das Unangenehme sagen will, das ich Dir bei besserer Laune viel glimpflicher oder überzuckert beigebracht hätte. Es gilt dieses zunächst Deinem Buche über das deutsche Parlament, das ich vor länger als 6 Monaten gelesen und doch noch nicht verbaut habe. Verschweigen darf ich Dir das nicht, oder kann ich Dir es nicht, dazu bin ich zu sehr Deutscher. Doch wozu lange verschimmelten Ärger wieder durchläuten: so viel wisse, daß mich das Buch 8 Tage lang todtkrank machte. Es ist ein sehr gut geschriebenes Buch, das beste, was ich von Dir gelesen habe, und Dein Verbrechen ist um so größer. Ja, Du hast ein Verbrechen an dem heiligen Geist begangen und Du weißt, daß diese Sorte von Verschuldungen keine Vergeßniß finden. — Es betrübt mich zugleich der Gedanke, welcher schrecklichen Sühne Du dadurch entgegen gehst. Möge die Hand Gottes einst nicht zu schwer auf Dir lasten, denn ich weiß, daß Du wie ich selber, bei meinen sündigsten Handlungen nur aus Dummheit gefrevelt. Du hast Geist genug, um Dummheiten begehen zu können; was bei dem Mittelmäßigen ganz umstatthaft ist, muß man dem Großen manchmal erlauben. Das Schreckliche ist, daß Deine Gegner, die Dich mit dem Maßstab ihrer eigenen Gemeinheit messen, Deine Handlung nicht der Dummheit, sondern der Klugheit zuschreiben. Wie weit ich davon entfernt bin, an die Motive zu glauben, die Dir der republikanische Jugendpöbel mit mehr oder minder bona fides andichtet, kannst Du Dir leicht vorstellen; ich begreife wie Du die Helden Deiner ehemaligen Parthei — (Du hast vielleicht vergessen, daß Du zur revolutionären Parthei gehört hast und als ein Koryphäe derselben genug erduldet hast) — wie Du hohle Liberale, strohköpfige Republikaner und den schlechten Schweiß einer großen Idee, mit Deinem prickelnden durchhieselnden Talente, lächerlich machen konntest — leichtes Spiel hattest Du jedenfalls, da Du diese Personen nur genau abzukontrieren brauchtest, und die Natur Dir hier zuvorgekommen, indem sie Dir Karikaturen bereits fig und fertig vorgeführt, in die Feder geliefert — Du hast kopflose Menschen guillotiniert. Aber ich begreife nicht, wie Du mit einer stoischen Beharrlichkeit der Lobpreiser jener Schlechtern und noch Mittelmäßigeren sein konntest, jener Helden, die kaum werth sind, ihren geschmähten Gegnern die Schuhriemen zu lösen, und die sich resumiren in dem Eulen von Sagern, diesem Achilles, dessen Homer Du geworden bist. Wie schade, daß seine Mutter Thetis ihn nicht bei den Fersen, sondern bei dem Kopfe faßte, als sie ihn in den Strog tauchte, so daß der Kopf der verletzliche schwächlichste Theil des Eulen wurde. Doch kein Wort mehr — auch werde ich gestört in diesem Augenblicke, — genug ich habe Dir meine Meinung gesagt, unbekümmert um welchen Preis.

Und nun zu einem ebenfalls trüben Gegenstand. Ueber mein Ballet hast Du mir kein Wort wissen lassen, welche Saumseligkeit um so tadelhafter, da erstens mein Körperzustand nicht der Art ist, daß ich auf Etwas lange warten darf, und da ich Dir zweitens mummwunden den Grund angegeben habe, warum ich diese Sache gefördert zu sehen wünschte, warum es mit ihrer Förderung Eile hat. Es handelt sich hier nicht von einem literarischen Interesse, es stachelt mich hier nicht die Ruhmsucht, die mich überhaupt nie sehr gestacheln hat und ihre hinlängliche Befriedigung hier auf Erden fand; es handelt sich um die Interessen

meines Suppentopfs, weit respectablere Interessen, die mich leider bis zum letzten Augenblick beschäftigten. Was ich Dir bereits früher darüber geschrieben, hast Du vielleicht vergessen; meine Krankheitskosten haben sich seitdem vergrößert; es ist grauenhaft, wie ich nicht bloß leiblich, sondern auch finanziell abgezehrt bin. Es liegt ein Fluch auf meinen Finanzen. Mit meinen Sippen und Magen stehe ich in denselben häßlichen Verhältnissen. Mein Vetter giebt mir eine höchst anständige Summe jährlich, die aber doch nicht hinreicht, weil ich in Paris wohnen muß; eine Transportirung nach Deutschland ist gar nicht mehr möglich, so sehr bin ich herunter, ich würde die Reise keinen Monat überleben, die Transportkosten wären verloren. Ueber diese Punkte sprach ich hier mit dem Dr. Joseph Wacher, den Du seitdem in Wien gesehen haben wirst, und der Dir gewiß unsere Unterhaltung mitgetheilt hat. Er hatte die Idee, daß ich ein poetisches Buch auf Subscription herausgeben solle und machte sich anheißig, mir dadurch zu einer bedeutenden Summe zu verhelfen. Die Idee lächelte mir nicht sehr, sie grinst mir vielmehr etwas säuerlich in's Gemüthe, da ich dergleichen immer für eine versteckte Vettelei anseh, obgleich unsere bedeutendsten deutschen Schriftsteller sich einer solchen Form unterzogen. Ich wäre gern aus dieser Welt gegangen ohne je auf den Dank meiner deutschen Mitbürger Anspruch gemacht zu haben. Ich habe die gemeineren Berührungen mit dem Publikum immer Campen überlassen. Und das soll nun anders sein, noch kurz vor meinem Tode — ein verdrießlicher Gedanke ist es mir, zu einem solchen Hülfsmittel meine Zuflucht nehmen zu müssen. Konferire hierüber mit Herrn Wacher, der mir auch in Bezug auf das Ballet seinen Mithilfe versprochen. — Ich weiß nicht, ob Du meinen Bruder nicht gesehen; da ich ihm noch immer nicht geschrieben habe, und vielleicht auch nicht sobald dazu komme, ihm zu schreiben, so wäre es mir lieb, wenn Du ihm authentische Nachrichten von mir gäbest, da in deutschen Blättern so viel Wiberfinniges von mir geredet wird. Solltest Du mit dem Ballet zu keinem Resultate gekommen sein und auch kein nahest vorherziehen, so bitte ich dieses Manuscript sehr stark versiegelt an meinen Bruder zu geben mit dem Bemerkten, daß ich ihm seiner Zeit anzeigen werde, wie ich darüber verfügen will. Ich bitte Dich auch, Herrn Wacher anzuzeigen, daß er mir über die besprochene Angelegenheit sobald als möglich schreibt. Ich habe Dir auch geschrieben, daß Du meine kleine Tragödie William Ratkiss einmal durchlesen und mir sagen solltest, ob sie für das Theater zurechtbar sei, in welchem Falle ich mich namentlich erböte, die vielleicht mißfälligen Geistererscheinungen darin auszumergen und noch ein oder zwei Szenen hinzuzudichten, um dem Entwurf einer zu großen Kürze zu entgegen. Aber ich habe auch hierüber von Dir keinen Brief erhalten.

Mein Zustand hat sich insofern verschlimmert, daß meine Contractionen stärker und bezwärtiger geworden. Ich liege zusammengekrümmt, Tag und Nacht in Schmerzen, und wenn ich auch an einen Gott glaube, so glaube ich doch manchmal nicht an einen guten Gott. Die Hand dieses großen Thierquälers liegt schwer auf mir. Welch ein gutmüthiger und lebenswürdiger Gott war ich in meiner Jugend, als ich mich durch Hegels Gnade zu dieser hohen Stellung emporgeschwungen! Ich lebe ganz isolirt und sehe wenig Deutsche, außer durchreisende Fremde. Meißner war hier und ich sah ihn viel. Auch seinen großen Landsmann Moritz Hartmann sah ich dieser Tage; ist ein sehr hübscher Mensch, und alle Frauenzimmer sind in ihn verliebt, mit Ausnahme der Mäusen. Er ist hier im Gefolge von Adolf Stahr und Fanny Lewald, bei welchen er Lohnkassapert und sich ein literarisches Trinkgeld verdienen wird. Stahr's Reise nach Italien habe ich mit großem Vergnügen gelesen. Seinen politischen Glaubensgenossen H. Weill sehe ich gar nicht mehr. Monsieur Vamberg, der berühmte Hebbelst, hat sich einige kleine Stinkereyen zu Schuß kommen lassen und bleibt jetzt weg. Wie Meyerbeer an mich gehandelt hat, als er glaubte, ich sei schon todt und nicht mehr explosibel, ist Dir bekannt; er ist wieder hier in Ruhmgeschäften. Seuffert hatte sich einigermaßen vom Coss zurückgezogen und sich der Religion in die Arme geworfen, jetzt aber scheint er heißer vereinigen zu wollen, und noch obendrein die Liebe hinzuzufügen: er ist verliebt und Bachus, Christus und Amor bilden jetzt seine Dreieinigkeit. Er ist aber von allen Hiesigen der Beste und jeden-

falls der Geistreichste. Karpeles hat geheirathet, und zwar eine junge Dame, die ihn an Schönheit übertrifft. Meinen Freund Balzac habe ich verloren und beweint. George Sand das Luder hat sich seit meiner Krankheit nicht um mich bekümmert; diese Emancipatrice der Weiber oder vielmehr diese Emancipatrice hat meinen armen Freund Chopin in einem abscheulichen, aber göttlich geschriebenen Roman auf's Empörendste maltreatirt. Ich verliere einen Freund nach dem andern und bey denen, die mir übrig bleiben, erprobt sich das alte Sprichwort: Freunde in der Noth gehn sechzig auf ein Loth —

Aber das Sprichwort ist doppelschneidig, es kritisiert nicht blos die Beklagten, sondern auch den Kläger: mich trifft jedenfalls der Vorwurf, daß ich in der Wahl meiner Freunde sehr kurzfristig war, und ich deren so leichte wählte. Welche Menge Freunde muß ich jetzt haben, daß mir ein Pfund herauskommt.

Schreibe mir bald Antwort, meine Adresse ist rue d'Amsterdam 50 — Ich vergaß Dir oben zu sagen, daß ich mit meinem Freunde Campe noch immer in derselben Lage stehe; dieser Freund in der Noth hat mir seit laenger als 2 Jahren nicht geschrieben, beschränkt sich darauf, die halbjährigen Wechsel zu zahlen, die ich contractmäßig auf ihn traßire, eine geringe Summe, welche nicht einmal ausreichen würde, meine Krankenwärterin zu bezahlen, indem ich dieser Person außer der Beköstigung täglich 5 frs. zahlen muß. Deine Frau laß ich freundschaftlich grüßen, so wie auch meine Mathilde, die Euch beiden die hübschesten Dinge (bien des choses) sagen läßt. Ich wünsche Euch Gesundheit und Geiterkeit und empfehle Euch dem besonderen Schutze Gottes. Heinrich Heine.

Laube's sehr lebendige Schrift „Das erste deutsche Parlament“ erschien breibändig im Herbst 1849 zu Leipzig. Er erstrebte nach eigenem Geständniß (s. Laube's Gesammelte Schriften, Band XVI, S. 97) „Freiheit mit Maß, Einigung des deutschen Vaterlandes auch mit Opfern.“ Die Pläne der süddeutschen Republikaner erschienen ihm haltlos und besonders von großer Gefahr für eine Einheit Deutschlands. So hielt er sich im Frankfurter Parlament zum linken Centrum und zur Erbkaiserpartei. Heine nahm argen Anstoß an der Mäßigung des Freundes; auch gegen Meißner und Kolb spricht er sich sehr schroff über Laube's Buch aus (1. November 1850 bezw. 21. April 1851, — Werke, herausgegeben von Karpeles, IX, 376 und 381). —

Seit Anfang des Winters 1849 war Laube Direktor des Hofburgtheaters in Wien. Für Heine lag es deshalb nahe, in seinen erneuten finanziellen Nöthen nach dem Strohhalme theatralischer Lantidämonen zu greifen — vergeblich. — Den „Ratcliff“ überschätzte der Dichter von jeher. Das Ballet „Der Doktor Faust“ brachte ihm wenigstens eine erhebliche Einnahme vom Direktor des Theaters der Königin in London, der es bei Heine bestellte, ohne es schließlich aufführen zu können, da es den Balletmeistern als eine zu gefährliche Neuerung erschien, das Libretto eines Dichters in Scene zu setzen. Laube legte das Manuscript, weil sich in Wien nichts dafür thun ließ, schon 1849 Meyerbeer zur Aufführung am Berliner Hoftheater vor. Als hier 1854 das Ballet „Satanella“ von Taglioni in Scene ging, glaubte Heine seinen „Faust“, genauer die Mephistophela, widerrechtlich benutzt. —

Heinrich Heine's ältester Bruder Gustav lebte in Wien als Redacteur des „Fremdenblattes“. 1851 und 1855 besuchte er den kranken Dichter. 1852 trat der jüngere Bruder Maximilian an Heinrich's Schmerzenslager.

Nach Maximilian Heine's „Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie“ (S. 106) verkehrte damals George Sand als besonders gern gesehener Gast bei dem Dichter, der sie seinen „besten Freund“ nannte. Wenn dieser sie in vorliegendem Brief der Theilnahmlosigkeit anklagt, haben wir darin eine voreilig ungerechte Bitterkeit zu sehen, wie sie an Schwerkranken nicht selten ist. — Ihre Beziehungen zum Componisten Chopin während des gemeinsamen Aufenthaltes auf Mallorca behandelt George Sand in „Un hiver à Majorque“. — Gegen die auch von Heine hier getheilte Annahme, daß sie Chopin im Prince Karol der „Lucrozia Floriani“ darstelle, protestirt die Dichterin (*Histoire de ma vie*, IV, 467).

Die Hauptgegenstände dieses Briefes lehren im nächsten Schreiben wieder.

Paris, 30. November 1850.

Liebster Laube!

Die Bitterungs-Veränderung verschlimmert in diesem Augenblick meinen Krankheitszustand und raubt mir Lust und Fähigkeit zum Schreiben. Daher nur das Nöthigste zur Beantwortung Deines letzten Briefes. Ueber den politisch confessionellen Theil desselben kein Wort mehr, da dergleichen doch zu keinem Resultate führen könnte. Genug wir wissen jetzt, auf welchem Felde wir uns beide nicht begegnen dürfen, ohne feindselig an einander zu gerathen. Es ist traurig, daß dem so sei. Es hat mich gerührt, daß Du nicht darauf eingegangen bist, den Unmuth, dem ich in meinem letzten Brief den Zügel schießen ließ, einer momentanen persönlichen Empfindlichkeit beizumessen: indem ich Dich der Vernachlässigung meiner Privatinteressen beschuldigte, konntest Du sehr leicht meine Unmuthsworte einem Particularismuthe zuschreiben — ich hatte darauf gerednet, denn es kam mir im Grunde nicht in den Sinn, daß solche Vernachlässigung statfinde, und Dein Brief beweist mir, wie wenig es der Fall ist. Daß Du rein auf die Sache eingingest, ist ehrlich und redlich, und daß Du mit den banalsten Schmähungen: Charaktermangel, Poeteneitelkeit, Popularitätsucht u. dergl. auf mich einschiffst, ist mir sehr erfreulich, und ich sehe darin die Fürsorge des Freundes, der wohl weiß, daß ich diese Parteilprache sehr gut kenne und gegen ihre herbsten Abiotismen nachgerade sehr abgestumpft sein muß. Du hast Dich so verjüngt, daß Du wieder ein Schüler des alten Jahn geworden, und die alte Turnhose angezogen. Was Dein Appell an das Urtheil der Vernünftigen und Praktischen betrifft, so wäre ich nicht übel geneigt, Dir einen Brief von Barnhagen mitzutheilen, der mir dieser Tage offen und durch verschiedene Hände gehend zugekommen ist und eine schreckliche Apologie des jungen Deutschlands und namentlich Deiner enthält. Hier sind keine banalen Spießbürgergeraphrasen, es sind blutige Wahrheiten, und nicht ich werde sie dem Freunde mittheilen. Der Himmel erhalte Dich und schenke Dir Gesundheit und alle jene Philisterfreuden, die Du so theuer erkaufst hast.

Was meine Geschäfte betrifft, so will ich mich kurz fassen. Die Aufführung des *Natcliff* war nur eine vorübergehende Grille, an die ich selbst nicht ernsthaft dachte und die ich ganz aufgebe. Kann aber das Ballet doch zur Aufführung kommen, so war mir das sehr gepiffen; und indem ich zu dem ursprünglichen Libretto noch ein halb Duzend Druckbogen hinzuschreibe, die das Bezüglichste und Interessanteste enthalten müßten, so würde ich wohl ein Büchlein geben können, das dem Volumen des *Alta Troll* gleichkäme und mir ein erkleckliches Honorar eintragen könnte. Nun aber bin ich Campen gegenüber auf folgende Weise gebunden: Ich muß ihm jedes Buch, das ich herauszugeben beabsichtige, vorher zu demselben Honorar anbieten, das mir ein anderer Buchhändler dafür geben würde, und im Falle er mir dieselbe Summe zugestände, bliebe ihm der Vorrang vor andern Buchhändlern. Du siehst, ich muß nun warten, bis ich Gewißheit von Dir erhalte, daß das

Ballet wirklich aufgeführt werde, und alsdann müßtest Du mir die Summe angeben, die ich von Campe verlangen dürfte für ein Opus von angebeutetem Volumen. Es ist möglich, aber nicht wahrscheinlich, daß er sich bereit erklärt, für den verlangten Preis durch einen seiner Helfershelfer dort in Wien das Buch zu drucken, um es gleichzeitig bei der Balletaufführung ausgeben zu können. Dieser Demarche muß ich mich unterziehen, wenn ich ihm nicht das Messer in Händen geben will gegen mich selbst. Bisher hat er seine contractlichen Verbindlichkeiten richtig erfüllt, und der Himmel weiß! daß auch ich die meinigen strict erfüllen will. Es ist möglich, wenn er sieht, daß ich dort einen Buchhändler habe und auf ein bestimmtes Honorar Anspruch machen kann, er diesmal sich weniger zähe zeigen dürfte und jedenfalls sein kindisches Stillschweigen brechen müßte. Sage mir daher, welche Anerbietungen ich ihm machen soll, um eventualiter gleich ins Actue zu sein. Das Project einer Herausgabe eines neuen Buchs Gedichte rückt wieder in die Ferne, da meine Krankheit mir nicht erlaubt, das flüchtig Exponierte aufzuzeichnen und für den Druck zu ordnen. Wird die Noth groß, so muß ich freilich mit einem solchen Buch herausrücken. Du sagst mir nicht, ob Du Herrn Joseph Vacher über mich gesprochen; man erwartet ihn in Paris, wie ich höre; ist er jedoch noch in Wien, so laß ich ihn bitten, mich bei seiner Ankunft hier recht bald zu besuchen. — Meinen Bruder, wenn Du ihn siehst, bitte ich freundlich zu grüßen; ich habe erfahren, wie er der Menschheit einen neuen Beweis gegeben hat, daß er sich mit der Erhaltung derselben eifrig beschäftigt. Grüße mir auch Frau Doctorin Laube, von der wir oft in traulicher Unterredung uns hier unterhalten. Wir will heißen ich und meine Mathilde, die an meinem Krankenbette einen harten Stand hat, mir mehr als je mit Treue und Liebe ergeben ist, und vielleicht auch die einzige Ursache ist, warum ich dieses hundsstöttische Leben noch mit Geduld ertrage.

Dein Freund

Heinrich Heine.

50 rue d' Amsterdam.

Monsieur
le Docteur Henri Laube
aux Bureaux de la Direction
du Burg-Theater.

Vienne.
Capital de l'Autriche.

Mit der Entfremdung Varnhagen's von Laube hat es seine Richtigkeit. Als dieser den in so vieler Beziehung Gesinnungsverwandten 1852 nach fünfjähriger Trennung in Berlin besuchte, brach die Gegnerschaft offen hervor, denn Varnhagen bekannte sich trotz seiner früheren diplomatischen Zurückhaltung zur radicalen Partei. —

1843 hatte Heine den Verlag der Gesamtausgabe seiner Schriften an Campe gegen eine sehr mäßige Jahresrente verkauft. — Eine neue Verständigung mit dem lange geschäftlich befreundeten Verleger erfolgte im Sommer 1851 bei dessen Besuch in Paris. Noch im selben Jahr erschien die Gedichtsammlung „Romancero“.

Die oft wiederholte Anerkennung Heine's für das liebevolle Verhalten seiner Frau sollte der Vielgeschmähten heute endlich als Schutzbrief dienen und unnöthige Angriffe von ihrem Andenken fern halten. Freilich haben wir uns ihre Stellung am Krankenbette nicht unter dem Vorzeichen einer barmherzigen Schwester zu denken; Heine selbst hielt sie mit Recht zur Zerstreuung an, und natürlich besonders dann, wenn fremder Besuch ihm Abwechslung brachte. —

Als Laube 1855 nochmals nach Paris kam, fand er des Freundes Leib zur Mumie zusammengeschrumpft, aber noch bewegte sich des Dichters Witz in den „frechsten Geistesprüngen“ (s. Gartenlaube 1868, S. 27). Der Eindruck dieses Widerstreites war ein peinlicher.

* * *

Die uns erhaltenen Briefe reichen nicht in diese Zeit hinein. Nur noch zwei Abschnitte liegen vor uns, welche in den bereits 1861 von Strodtmann zuerst gedruckten Briefen übergangen wurden, heute aber unbedenklich zur Ergänzung herangezogen werden dürfen.

Am 7. November 1842 schreibt Heine an Laube im Anschluß an den dritten Absatz („schlecht geht es uns auf jeden Fall“, — Werke, herausgegeben von Karpeles, IX, 270):

Ad vocem Gutzkow bemerkte ich Ihnen, daß, wie Sie richtig vorausgedacht, sein ganzes Buch eine Intrigue und Lüge ist. — Weiß, nemlich der H. Weiß, war in der jüngsten Zeit sein Bohmlatz, und schreibt mir aus Deutschland, wie sehr sein Gutzkow es bereue, mich angegriffen zu haben, wie sehr er mich jetzt lieb und wie er gewiß einst mein bester Freund sein werde. So niederträchtig denkt dieser Böbel von mir. Ich bemerke Ihnen dieses, damit Sie in Betreff der Eleganten wissen, woran Sie mit Weiß sind und daß er nur eine Creatur jenes Intriganten, der die Anarchie unserer Tagespresse so hundsöttisch arglistig gegen uns ausgebeutet. Ich, gemeinschaftliche Sache machen, und der beste Freund werden von C. Gutzkow!

In dem erhaltenen Theil des Briefes vom 19. October 1846 (ebenda IX, 340) lautet der bisher unterdrückte Schlußsatz:

Mr. Gutzkow habe ich auch hier als einen der betriebamsten Gehülfen der Verächtigung und Entstellung meiner Privatverhältnisse — ertrappt.

Beide Abschnitte beziehen sich noch auf den Streit um Börne, der zweite im besondern auf die aus Rache folgenden Intriguen von Strauß. —

In Laubes Nachlaß fand ich schließlich ein an Heine adressirtes Billet, das, obgleich nur G. S. unterzeichnet, nach Erwähnung der „Consuelo“ zweifellos von George Sand herrührt. Ich reihe es hier an.

G. S.

Cher Cousin, vous m'avez promis la traduction de quelques lignes de vous sur Potsdam ou sur Sanssouci. Voici le moment où j'en ai besoin. Permettez-moi de les citer textuellement en vous nommant; c'est par cette citation que je veux commencer la seconde série des aventures de Consuelo, la quelle vient d'arriver à la cour de Frédéric. Dépêchez-vous donc et venez me voir, car je pars dans quelques jours.

Votre cousine

G. S.

Monsieur Henry Heine,
rue de faubourg Poissonnière
46.

Die Anrede ist als technischer Ausdruck der Bohème zu nehmen.

Die Fortsetzung der „Consuelo“, „La comtesse de Rudolstadt“, enthält die Zeilen Heine's nicht, ebenso wenig „Consuelo“ selbst. Nach der Entstehungszeit der „Comtesse“ fällt das Blatt um die Wende der Jahre 1842 und 43. Heine wohnte am Ort der Adresse vom October 1841 bis 1846.

Es wird sich um die nachfolgende Bemerkung handeln, die von dem Verhältniß der Stadt Berlin zu Friedrich dem Großen ausgeht (Reisebilder II): „Wäre seit seinem Tode nichts mehr daran gebaut worden, so bliebe sie ein historisches Denkmal von dem Geiste jenes prosaisch wunderbaren Helden, der die raffinierte Geschmacklosigkeit und blühende Verstandesfreiheit, das Reichte und das Tüchtige seiner Zeit, recht deutsch-tapfer in sich ausgebildet hatte. Potsdam z. B. erscheint uns als ein solches Denkmal, durch seine öden Straßen wandern wir wie durch die hinterlassenen Schriftwerke des Philosophen von Sanssouci, es gehört zu dessen oeuvres posthumes, und obgleich es jetzt nur steinerne Makulatur ist und des Lächerlichen genug enthält, so betrachten wir es doch mit ernstem Interesse und unterdrücken hie und da eine aufsteigende Lachlust, als fürchten wir, plötzlich einen Schlag auf den Rücken zu bekommen, wie von dem spanischen Röhrchen des alten Frig.“ —

* * *

Die vorstehend bekannt gegebenen Briefe Heinrich Heines tragen in jedem Sinne deutlich genug den Stempel seiner eigenartigen Persönlichkeit. So bezeugen sie neben seinem Geist und Witz namentlich auch seine fast schrankenlose Subjectivität. In ihr liegt wohl der einheitliche Mittelpunkt seines Wesens, in ihr wurzeln gleichmäßig die an sich einander scheinbar schroff widerstreitenden Eigenschaften seines Lebens und Dichtens. Denn so wenig wir die Bedeutung eines Dichters ausschließlich nach dem Grad hohepriesterlicher Weihe, die auf seinem Leben ruht, bemessen werden, so gewiß darf sich die Wissenschaft nicht mit Umkehrung der Formel aus „Atta Troll“ begnügen, — „ein Talent, doch kein Charakter!“ In erheblichen Theilen von Heine's lyrischen und prosaischen Werken tritt uns subjectives Spiel entgegen, und wir suchen vergebens das Substrat einer festwurzelnden Idee, eines einheitlichen Ideals. Auch das verleiht ihnen, neben der jegliche Mittelmäßigkeit vernichtenden Gewalt des Heine'schen Witzes, einen gewissen originellen Werth, wenn wir auch höher als diese Zeugnisse seiner Virtuosität diejenigen Dichtungen stellen müssen, in welchen es ihm gelingt, den Zwiespalt seines Herzens zu überwinden oder doch zu überbrücken. Wo er die Einheit der Stimmung ernstlich wahrte, wo es ihm überhaupt um's Dichten Ernst ist, erscheint er ganz Musik und Duft, ja oft auch in der Prosa als lyrischer und selbst plastischer Künstler. Aber die tödtlichsten Feinde hatten seine Brust zum Tummelplatz ihrer wilden Kämpfe erkoren: auf poetischem Gebiete Romantik und Naturalismus, auf politischem Radicalismus und Romantik, auf nationalem Judenthum, Deutschthum und Pariserthum, auf religiösem Heidenthum, Christenthum und Judenthum! So ist er frei von dem Fluche, aber auch von der Pietät und Solidität der Tradition, ein self-made man, aber ein Parvenu, — eins der charakteristischsten Gebilde der literarischen und socialen Uebergangszeit.



Naturnothwendigkeit und ihre Grenzen.

Don

Kurd Laßwitz.

— Gotha. —

Daß „Natur“ ein vieldeutiges Wort ist, weiß Jedermann; trotzdem läßt sich eine mächtige, in der Gegenwart lebendige Bewegung im Grunde auf eine mangelhafte Unterscheidung der Bedeutungen dieses Wortes zurückzuführen. Schon vor mehr als zweihundert Jahren hat der berühmte Chemiker Robert Boyle in einer kleinen Schrift „Ueber die Natur selbst“ sich über die Fehlschlüsse beklagt, welche aus dem Mißbrauch des Wortes „Natur“ hervorgehen. Er könnte es, wenn er heute lebte, in noch viel ausgedehnterem Maße thun, nachdem der von ihm vertretene Begriff des Naturmechanismus eine vertiefte, durch die wissenschaftliche Forschung gerechtfertigte Bedeutung gewonnen hat. Denn neben der ganz exacten Bestimmung, wonach Natur den Inbegriff dessen umfaßt, was der Nothwendigkeit erkennbarer Gesetze unterliegt und somit den Gegenstand der Naturwissenschaft ausmacht, verstehen wir andererseits unter Natur auch immer noch jenes unbestimmte Etwas, das uns wie ein ursprünglich Gegebenes entgegentritt, wenn wir gegenüber den Verfeinerungen der Cultur auf unser innerstes Wesen zurückgehen versuchen. In diesem Sinne ist „Natur“ das Lösungswort für alle Bestrebungen, welche irgend eine wirkliche oder scheinbare Stockung im Culturleben durch eine Besinnung auf die unmittelbare Erfahrung des Menschen zu beseitigen wünschen. Natur ist also dann — im Geiste Rousseau's — der directe Gegensatz zur Cultur, welche als eine Entartung des Natürlichen erscheint; und damit kehrt sich der Sinn des Wortes genau in das Gegentheil dessen, was die Wissenschaft mit Natur bezeichnet. Denn diese ver-

steht darunter jenes Gebiet der Naturgesetzmäßigkeit, das erst im Fortschritt der Erkenntniß von uns erobert wurde und demnach selbst ein Erzeugniß der Cultur ist.

Hieraus entsteht nun eine gefährliche Verwirrung, wenn nicht philosophische Befinnung darauf hinweist, daß Natur im Leben und Natur in der Wissenschaft zwei ganz verschiedene Dinge anzeigen; das eine Mal den unergründeten Mutter Schoß des Daseins, aus welchem immer neue Kräfte verjüngend und schöpferisch emporsteigen; das andere Mal die feste Fügung der Nothwendigkeit in Raum und Zeit, in welcher ein ewiges Gesetz alles Werden in unverrückbare Bahnen zwingt.

Wer im gewöhnlichen Sinne von Natur als dem ursprünglichen Quell aller Gestaltung spricht, der will eben damit ein Gebiet hervorheben, das er sich unabhängig denkt von jeder menschlichen Sagung, unabhängig von der Willkür der Individuen, von den Regeln der Convention, von den Gesetzen des menschlichen Denkens, kurzum von Allem, was als Resultat einer culturhistorischen Entwicklung zu betrachten ist. Was er sich unter Natur vorstellt, ist ein unbestimmtes Weben und Walten des Alls. Daß es in diesem ein gesetzliches Geschehen giebt, wird wohl stillschweigend vorausgesetzt, aber in welcher Beziehung dasselbe zum Bewußtsein der Menschheit steht, wird nicht näher erwogen. Natur soll gerade das bedeuten, was allem menschlichen Schaffen und Denken übergeordnet ist, die Weltgestaltung selbst. Nicht bloß die Sonnen- und Weltssysteme, die sich im unendlichen Raume ballen, nicht bloß auf Erden der Kreislauf der Gewässer, das Rauschen des Windes, das Zerbröckeln der Gesteine, nicht bloß das Wachsen der Zellen, die Entwicklung der Organismen, die Wechselwirkung alles Lebendigen, nicht bloß diese unabhsehbaren Prozesse des Werdens und Vergehens werden als Natur bezeichnet, sondern auch der innerste Grund des Menschendaseins selbst. Das unbewußte Spiel der Triebe und Regungen in der Menschenseele, das Auf- und Niedergewogen der Gefühle, das Aufbrausen der Leidenschaften, ebenso der Wechsel der Vorstellungen, der unwillkürliche Verlauf der Gedanken, die Macht der Einbildungskraft und die Schöpferthat des Genius heißen natürlich, werden betrachtet als der Ausdruck der im Inneren der Dinge waltenden Urkraft, der Natur. Mit diesem Namen wird Alles zusammengefaßt, was im Wechsel der Zeit zur Fülle des Lebens sich gestaltet, was Himmel und Erde umspannt und als Leib und Lust im Menschenherzen fluthet, ja endlich auch der Urgrund des Lebenswillens selbst, der in den socialen Beziehungen der Einzelnen und der Völker sich verwirklicht. So gilt Natur als das Weltgeschehen selbst, als eine ursprüngliche, ja als die einzige, allumfassende Realität, wenigstens als eine Macht, welche in allen Gestaltungen der Wirklichkeit als eine im letzten Grunde bestimmende Bedingung auftritt. Und als solche übergeordnete Gewalt soll sie die Zuflucht bilden, zu welcher die Menschheit sich drängt, wenn die Widersprüche des civilisirten Lebens sich zuspitzen und häufen, um aus dem ewigen Jungbrunnen der Natur Erquickung und neue Säfte zu gewinnen.

Nun aber kommt die Wissenschaft von der Natur und erklärt sie als ein großes Uhrwerk, das unter dem eisernen Gesetze der Nothwendigkeit sein gefühlloses Räderpiel abrollt. Und diese Wissenschaft ist die mächtige geistige Führerin des Jahrhunderts, das ihr seinen eigenartigen Charakter verdankt. Die Naturwissenschaft schreitet einher als Siegerin im Kampf der Geister. Ihr Fuß wurzelt im unerschütterlichen Grunde mathematischer Gesetze, mit dem Scepter der Rechnung lenkt sie die Bewegungen der Körper bis in die fernsten Räume und Zeiten. Ihre unerschöpflichen Hilfsmittel entnimmt sie dem breiten, fruchtbaren Boden der Erfahrung, und ihr Haupt schmückt die Strahlenkrone des Erfolgs, in welche die alles überwindende Technik immer herrlichere Edelsteine einfügt. Kein Wunder, daß ihren Worten gläubig gelauscht wird. Und diese Worte sagen: „Was ich euch gebe als das Resultat der Forschung, als das Eigenthum, worüber ihr als Herren schaltet, das kann ich euch nur geben, weil es der Erkenntniß unterworfen ist, und es ist der Erkenntniß unterworfen, weil es Gesetzen gehorcht, welche den Umlauf der Sonnen ebenso unänderlich bestimmen wie den Zerfall der Molekeln in eurem Nervensystem, wenn eine Empfindung euch durchzuckt. Es ist der Zwang des Gedankens, der die Natur unter dem Gesetz der Ursächlichkeit zu einem Mechanismus macht, und zu diesem Mechanismus gehört euer eigen Leib und Leben, sofern ihr diese erkennen wollt.“

Dies sagt die Naturwissenschaft, und sie sagt es mit Recht; aber sie sagt auch nicht mehr. Die Natur ist ein Mechanismus, zu welchem der Mensch ebenfalls gehört, sofern er sich als Gegenstand der Forschung betrachtet. Jedoch nun entsteht die Verwirrung durch den Doppelsinn des Wortes „Natur“. Natur gilt für gewöhnlich als die allumfassende Realität, als die Weltgestaltung selbst. So wäre denn diese Weltgestaltung ein Mechanismus, in welchem jede kleinste Veränderung von Ewigkeit her gesetzlich bestimmt ist, und in diesen Mechanismus gehörte das ganze Menschenleben mit seinen Freuden und Schmerzen, mit der Kraft des ethischen Charakters und der Gewalt des ästhetischen Genies, mit der sittlichen Forderung der Willensfreiheit und allen Gütern des Ideals? Das kann nicht sein!

Es giebt eine Realität in den Tiefen des Menschenlebens, welche keiner Naturwissenschaft zugänglich ist, und an welcher der Glaube an die Freiheit der Bestimmung nicht rütteln läßt. Und keiner ernstern Wissenschaft fällt es ein, diese Freiheit stürzen zu wollen. Es ist lediglich ein Mißverständniß über die Bedeutung des Wortes Natur, wenn man der Naturwissenschaft einen derartigen Uebergriff unterlegt. Die Natur, welche die Naturwissenschaft erkennen lehrt, ist eben nicht jenes allumfassende Weltgeschehen, sondern sie ist nur ein Theil davon, derjenige Theil, in welchem Nothwendigkeit und Mechanismus herrschen, weil der Zweck des Gedankens, die Form unserer Erkenntniß dieselbe bedingen.

Aus dem Mißverständniß aber entsteht schwere Schädigung. Die Einen meinen, wenn die Wissenschaft die Natur, das heißt jetzt das Weltgeschehen

selbst, zum Mechanismus macht, so ist jene vom Uebel und muß gestürzt oder umgewandelt werden. Denn hätte sie Recht, so gäbe es keine Freiheit, also keine Sittlichkeit, keine Kunst, keine Religion; dann aber ist es besser, wir haben keine Erkenntniß, als daß wir die heiligsten Güter des Lebens aufgeben sollten. Oder — die Wissenschaft ist im Irrthum — und das ist sie, da die Freiheit eine Thatsache ist — also muß sie erst recht umkehren. Und so erhebt sich in vielen Gemüthern, welche die sogenannte naturwissenschaftliche Weltanschauung, richtiger die materialistische Auffassung, nicht befriedigen kann, ein Widerspruch gegen die wissenschaftliche Erkenntniß überhaupt, welcher um so gefährlicher ist, als er im Gegensatz zur ernstlichen Forschung nunmehr zu wüstem Aberglauben und culturwidrigem Mysticismus führt.

Andere wieder meinen, es kann nicht zweierlei Welten geben, eine Welt der Nothwendigkeit und eine Welt der Freiheit. Nun lehrt uns das einzig Untrügliche, was wir haben, die wissenschaftliche Erkenntniß, daß die Welt der Nothwendigkeit besteht. Folglich muß der Glaube an die Freiheit eine Täuschung sein. Wir wollen uns aber nicht in Illusionen wiegen, wir wollen der Wahrheit in's Gesicht schauen, sehe sie aus, wie sie wolle. Also fort mit dem Glauben an die Freiheit und Alles, was damit zusammenhängt; wir sind Sklaven und müssen thun, was die Natur gebietet; sehen wir zu, wie wir uns damit abfinden.

Beide Parteien haben Unrecht. Es ist ein Irrthum, daß die Natur, welche Gegenstand der Erkenntniß ist, alle Realität des Daseins umfasse. Es ist aber auch ein Irrthum, zu glauben, daß die volle Geltung der Naturgesetze dadurch Einbuße erleide, daß es ein Reich der Freiheit giebt.

Man wird vielleicht einwenden, dies sei eine willkürliche Aufstellung. Denn wenn nun einmal Alles, was der Erkenntniß unterliegt, dem Gesetze der Nothwendigkeit gehorcht, so ist ja gar keine Schranke gezogen, wieweit dieses Gebiet reicht; man kann es doch nicht von der subjectiven Willkür oder vom Zufall abhängig machen, wie weit man in der Erkenntniß gehen will. Es muß demnach die Möglichkeit zugestanden werden, daß alles Seiende erkennbar sei, also auch dem Mechanismus des Gesetzes unterliege. Und so müsse es entweder im Grunde der Dinge keine Freiheit geben, oder die Erkenntniß sei nur eine subjective Gedankenbildung, der keine Bestimmung über das Wirkliche zukomme.

Hier sind wir an der Frage, wo die Philosophie einzusetzen hat. Wer sagt uns denn, was das Wirkliche ist? Wer sagt uns, daß es nur eine Art der Gesetzmäßigkeit, die Naturgesetzmäßigkeit, giebt? Ist nicht das Gesetz des Gewissens: Du sollst! auch eine Bestimmung, welche Wirklichkeit bedingt? Die Möglichkeit, zu untersuchen, wie Nothwendigkeit und Freiheit neben einander bestehen können, ist eine Aufgabe der Philosophie. Der Lösung dieser schwierigen Frage vermögen wir uns zu nähern, wenn wir den Begriff der Natur richtig fassen. Es handelt sich darum: Wie ist es möglich, daß ein Gebiet von Erscheinungen existirt — die Natur —, in welchem das gilt, was wir Natur-

nothwendigkeit nennen? Und wenn ein solches Gebiet existirt — das uns ja die Erfahrung nachweist — wie ist es möglich, daß zugleich etwas existirt, was wir Sittlichkeit nennen, das heißt eine Welt, in welcher unser Wille sich frei fühlt in dem Gebote, daß das Gute sein soll?

Mit gleichem Recht treten die Fragen auf: Wie ist es möglich, daß etwas existirt, was wir Kunst nennen, das heißt eine Welt, in welcher unser Gefühl sich frei bewegt unter der Forderung, daß sie als schön allgemein gefallen soll?

Und wie ist es möglich, daß etwas existirt, was wir Religion nennen, das heißt ein Erlebnis, in welchem unser Ich sich der Einheit aller dieser Welten, der Natur, Sittlichkeit und Schönheit bewußt wird unter der Gewißheit, dieselben in der Liebe Gottes als die unendliche Ergänzung der eigenen Persönlichkeit zu besitzen? Um diese Fragen zu erörtern, möge gestattet sein, auf das Wesen des Erkennens mit einigen Worten einzugehen.

* *

Die natve Vorstellung von der Einrichtung der Welt und unserer Erkenntniß davon ist die, daß man annimmt, es gebe eine fertige und in sich bestimmte Ordnung der Dinge, von welcher in irgend einer Weise Abbilder oder auch nur Zeichen in die menschliche Seele gelangen; und diese erzeugen in uns die Vorstellungen und Begriffe, welche unsere Erkenntniß von der Welt ausmachen. Diese Auffassung führt zu unüberwindlichen Schwierigkeiten. Erstens ist es nicht möglich, eine befriedigende Erklärung darüber zu geben, auf welche Weise die Ordnung der Dinge eine geordnete Reihe von Vorstellungen hervorrufen könne, welche die erstere mit Sicherheit repräsentirt. Denn wenn die Vorstellungen nur Bilder oder gar nur Zeichen der Dinge sind, so weiß man nicht, wie sie in's Bewußtsein hineinkommen, und noch viel weniger weiß man, worin die Garantie liege, daß die Ordnung und Zusammenfassung der subjectiven Vorstellungen auch wirklich dem objectiven Zusammenhang der Dinge entspreche. Ferner aber — wenn man eine solche Uebereinstimmung voraussetzt, gleichviel, wie sie zu erklären sei — so ist eine Lösung der oben aufgestellten Fragen nach der Möglichkeit von Natur, Sittlichkeit, Kunst und Religion gar nicht einzusehen. Denn wenn es eine an sich fest bestimmte Ordnung fertiger Dinge giebt, welcher von diesen Richtungen des Bewußtseins entspricht sie dann? Ist sie eine Ordnung der Nothwendigkeit, so ist unser Glaube an die Freiheit Täuschung; beruht sie aber auf Freiheit, wie ist es dann möglich, daß es mathematische Gewißheit und Erkenntniß der Natur als einer festen Gesetzmäßigkeit giebt?

Um dieser Schwierigkeit zu entgehen, hat man die Frage umgekehrt. Nicht die Dinge, sagt man, sind es, welche unsere Vorstellungen bestimmen, sondern unsere Vorstellungen, richtiger unsere Begriffe, bestimmen die Ordnung der Dinge. Hieran ist jedenfalls soviel richtig, daß Alles, was unsere Erfahrung enthält, in der subjectiven Form der Vorstellung irgend Jemand zum

Bewußtsein kommt. Gefühle und Willensakte sind offenbar subjectiven Charakters; aber auch alles, was wir die Körperwelt nennen, ist uns in der subjectiven Gestalt von Empfindungen und Vorstellungen gegeben. Denn wir haben ja keine Möglichkeit, irgend etwas wahrzunehmen und als wirklich zu erkennen, was uns nicht zuvor durch die Thätigkeit unserer Sinne zum Bewußtsein kommt.

Daß uns alle Dinge in subjectiver Gestalt gegeben sind, ist also nicht zu leugnen. Damit ist indessen keineswegs gesagt, daß sie nur subjective Bedeutung haben. Die Wendung, daß unsere Begriffe bestimmend sind für die Ordnung der Dinge, darf vor Allem nicht dahin mißverstanden werden, daß es etwa von unserm subjectiven Belieben abhängt, welche Vorstellungen von den Dingen wir uns machen wollen. Es versteht sich ja ganz von selbst, daß dann jede Erkenntniß unmöglich wäre. Was hier Begriff genannt ist, bedeutet gar nichts Subjectives. Allerdings entwickeln sich die Begriffe im Denken des Einzelnen, sie sind uns nur als psychologische Gebilde bekannt. und insofern liegt der Schein nahe, daß sie blos subjective Bedeutung haben. Aber dies wäre nur dann der Fall, wenn sie uns nicht aufgezwungen würden, wenn wir nicht mit Nothwendigkeit veranlaßt wären, Anschauungen zu haben und Begriffe zu bilden nach ganz bestimmten Gesetzen. Wäre die Ordnung der Begriffe in unsere Willkür gegeben, so wäre die Welt nichts als ein Spiel unserer Phantasie, eine Dichtung unseres Verstandes. In Wirklichkeit aber sind es die Anschauungen, welche sich uns aufdrängen und dadurch die Begriffe des Verstandes mit einem Inhalt erfüllen, über welchen wir nicht frei verfügen können. Begriff bedeutet im Gegensatz zur Phantasievorstellung diejenige Einheit des Gedankens, welcher der Zwang des Gesetzes zukommt, welche also gerade dasjenige ist, was über das blos Subjective unseres Inneren hinausführt und die Objectivität des Gedachten ausdrückt. Wenn man dies berücksichtigt, so wird es möglich, nunmehr trotz der rein subjectiven Form unserer Wahrnehmungen die Existenz objectiver Ordnungen zu erklären.

Schon die Sätze der Mathematik, dann die Regelmäßigkeit der Naturerscheinungen, die Gebote der Moral, die Formen des Schönen, sind zweifellose Beweise von der Existenz allgemeingültiger Ordnungen. Es giebt also subjective Vorstellungsgebilde, welche allen Subjecten in gleicher Weise zukommen und die man deshalb als objectiv bezeichnet. Wenn dies aber der Fall ist, so giebt es gemeinschaftliche Gesetze für die Subjecte, und diese Gesetze, welche demnach den Subjecten übergeordnet sind, stellen den objectiven Weltinhalt dar. In dieser Fassung erkennen wir somit ausdrücklich die Existenz objectiver, vom Subject unabhängiger Bestimmungen an, jedoch mit der Einschränkung, daß diese Bestimmungen nur einen Sinn haben, insofern Subjecte vorhanden sind, für welche sie gelten. Denn ihre Allgemeinheit und objective Realität besteht ja eben darin, daß sie etwas über das Verhalten der Subjecte festsetzen, daß nämlich unter gegebenen Umständen in allen Subjecten dieselbe Vorstellungsverbindung

stattfinden muß. Sie bedeuten also ganz dasselbe, was für die naive Auffassung die Ordnung der Dinge bewirken soll.

Was heißt es denn, wenn wir sagen: „hier ist ein Beilchen“, und wenn wir dabei meinen, daß hier unabhängig von allem Bewußtsein ein Ding gegeben ist? Doch nur, daß hier etwas ist, wodurch jedes Subject zu der Wahrnehmung eines Beilchens und aller damit verbundenen Wirkungen gezwungen ist. Dies heißt also, hier ist eine objective Bestimmung, welche für alle Subjecte verbindlich ist, ein Beilchen wahrzunehmen, und das ist eben der Gegenstand „Beilchen.“ Man kann also, ganz wie der naive Realist, sagen: „Dieses Beilchen ist ein objectives Ding.“ Man denkt dabei nur etwas mit, woran das naive Bewußtsein nicht denkt, weil es eben die Folgen seiner Aussage nicht erwägt; man denkt nämlich zugleich mit, daß Dinge, damit man überhaupt von ihrer Existenz reden könne, doch immer von irgend Jemand vorgestellt werden müssen: man denkt die vorstellenden Subjecte zugleich mit. Denn ohne diese hat es gar keinen Sinn, von einem Beilchen zu zu sprechen, weil ein Beilchen ein bestimmter Complex von Farben, Widerstandsempfindungen, Gerüchen, von räumlich und zeitlich bestimmten Anschauungen, von Begriffen über seine Entstehung, seine Wirkungen, endlich von Gefühlen und Strebungen ist, und weil die Anschauung aller dieser Eigenschaften, sowie ihre Verbindung zum einheitlichen Gedanken eines Beilchens doch nirgend anders vollzogen wird, als in der Vorstellung eines bewußten Wesens. Es wird wenigstens Niemand im Stande sein, zu sagen, was ein Beilchen sei, außer durch Angabe von lauter Thatfachen, die in irgend einem Subject vorgestellt werden. Nur folgt daraus nicht, daß das Beilchen nur im Subject sei — dann wäre es bloß subjectiv und vielleicht Schein; es folgt nur, daß es nicht ohne ein Subject bestimmt werden kann. Es ist unabhängig vom Subject, es ist objectiv; aber diese Objectivität besteht in nichts anderem, als darin, daß es die Bedingung ist für die Uebereinstimmung der Subjecte in Bezug auf die im Gegenstand „Beilchen“ gesetzte Einheit von Vorstellungen. „Es giebt eine Ordnung der Dinge“ bedeutet also nichts anderes, als: „Es giebt Bedingungen für die Uebereinstimmung der Subjecte.“ Dies sind die Objecte.

Wir haben uns bei dieser Auseinandersetzung aufhalten müssen, weil sie so oft mißverstanden wird. Man erklärt die Auffassung „Objecte sind Bedingungen für die Uebereinstimmung der Subjecte“ für „subjectiven Idealismus“, oder „Illusionismus“, das heißt für eine Lehre, welche alle Realität des Seins aufhebe und dafür subjectiven Schein und Einbildung setze; und man behauptet gar, der sogenannte „Neukantianismus“ lehre einen derartigen Unsinn. Das ist gründlich falsch. Das Mißverständniß entsteht daraus, das man uns die Behauptung unterlegt, die Dinge existirten nur im Subject. Wenn das wäre, so würden sie sich allerdings in subjectiven Schein auflösen, denn es wäre durch nichts zu constatiren, wie und woher eine Verbindung und Uebereinstimmung der Objecte stammen sollte. Wir würden von den

Vorstellungen niemals zu den Gesetzen der Gegenstände kommen, denn wer sagte uns, daß das, was ich hier Beilchen nenne, dasselbe ist, was sich mein Nachbar vorstellt? Phantasie und Wirklichkeit wären überhaupt nicht zu unterscheiden, wenn die Bedingungen zur Bildung von Vorstellungen, von Begriffen der Gegenstände, nur im Subject lägen. Dann wäre alle Erkenntniß unmöglich, denn Erkenntniß setzt gerade voraus, daß es etwas giebt, worin die Subjecte übereinstimmen. Und dies kann nicht in den Subjecten allein liegen, weil man nicht einfiehet, warum sich dann in ihnen allen dieselbe Vorstellungsverknüpfung vollziehen soll. Diese Uebereinstimmung muß vielmehr den Subjecten aufgezwungen werden durch etwas, was nicht aus ihnen selbst entspringt. Aber daß sie nicht ohne die Subjecte stattfinden kann, ist selbstverständlich. Ohne denkendes Subject kann es keine Erkenntniß geben. Wo Niemand ist, der eine Meinung hat, kann auch nicht von Uebereinstimmung die Rede sein. Gerade indem wir sagen, es giebt Bedingungen für die Uebereinstimmung der Subjecte, sagen wir auch, daß diese Bedingungen nicht in den Subjecten liegen können, sondern daß es Gesetze giebt, welche den Subjecten übergeordnet sind und sie zwingen, gesetzmäßige Anschauungen und Begriffe von Gegenständen zu haben. Und diese Gesetze sind das Objectiv; aber sie wirken nur in den Subjecten.

Wir haben nunmehr einen großen Vortheil gewonnen, indem wir die Objecte nicht als eine Ordnung fertiger Dinge definiren, sondern als Bestimmungen, wodurch Objecte gesetzmäßig vorgestellt werden müssen.

Zunächst löst sich die Frage, wie es möglich ist, daß es eine Ordnung der Vorstellungen in den Subjecten — die Erkenntniß — giebt, welche der Ordnung der Objecte entspricht. Denn jetzt handelt es sich ja nicht mehr, wie beim naiven Realismus, darum, daß eine fertige Welt von Dingen, die an sich existiren, in das Bewußtsein der wahrnehmenden Wesen eintritt, sondern die Ordnung der Vorstellungen von den Dingen ist mit den Dingen selbst schon gesetzt. Dasselbe Gesetz, welches ausspricht, daß hier ein objectives Ding, ein Beilchen, ist, spricht auch aus, daß dieses als die Bedingung für die Verbindung der Vorstellungen zur Wahrnehmung eines Beilchens gegeben ist. Es braucht gar nicht erst etwas in die Subjecte hineinzukommen, um die Vorstellung des Beilchens zu erzeugen, weil der subjective Vorgang die psychologische Erscheinungsform des Objects selbst ist. Wir haben nicht nöthig, Object und Subject künstlich zu verbinden, wenn wir uns klar gemacht haben, daß Object und Subject überhaupt gar nicht getrennt denkbar sind. Es ist dieselbe Einheit, welche Eigenschaften und Wirkungen gesellig im Object verbindet, die auch die Vorstellungen im Subject zum Begriff des Gegenstandes nothwendig zusammenschließt. In diesem Sinne kann man sagen, daß der Begriff den Gegenstand schafft, wie man auch sagen kann, daß der Gegenstand den Begriff hervorruft, weil nämlich beide, Gegenstand und Begriff, ein und dasselbe sind — nämlich das Gesetz des Daseins; und dieses Gesetz wird nur verschieden bezeichnet, je nach dem Standpunkte, von welchem

auss man es betrachtet. Geht man davon aus, daß es objective Ordnungen giebt, welche unser Denken bestimmen, so nennt man das Gesetz oder die Einheit des Seienden den „Gegenstand“; geht man davon aus, daß Alles, was wir erfahren, irgendwie vorgestellt werden muß, so nennt man das Gesetz, welches die Einheit der Vorstellungen ausdrückt, den „Begriff.“

Nun aber können wir auch zur Aufklärung der oben gestellten Fragen weiter schreiten. Wir haben nämlich jetzt denjenigen Grundsatz der Erkenntniß gewonnen, welchen man den kritischen Gedanken nennt, diejenige Auffassung von der Welt, die uns die Vereinbarkeit von der Nothwendigkeit und Freiheit ermöglicht.

Wir haben gesehen, daß es gar keine Dinge giebt im Sinne fertiger Weltgestalten, die sich in Vorstellungen umsetzen, sondern daß es Gesetze für Vorstellungen giebt, die sich in den Subjecten vollziehen, Einheiten der Bestimmung, durch welche erst die Gegenstände der Erkenntniß mit unseren Begriffen zugleich erzeugt werden. Unsere Erkenntniß durch den Verstand stellt nicht Dinge an sich vor, sondern sie enthält gewisse Arten von Einheiten, in denen sich die Uebereinstimmung der Subjecte als ein gesetzlicher Zusammenhang ausdrückt. Es kann also sehr wohl verschiedene Arten geben, in welchen gesetzliche Einheiten erzeugt werden — die Vorstellungen können nach verschiedenen, gesetzlich bedingten Grundsätzen sich zu Verbindungen zusammenschließen, von denen die Erscheinungen der Natur unter dem Gesetze der Nothwendigkeit nur eine der wirklich vollziehbaren ist. Welche andere Arten giebt es noch, durch welche Uebereinstimmung von Subjecten bedingt ist?

Als das umfassendste, allerdings auch als das unbestimmteste solcher Gebiete tritt uns zunächst das Leben selbst entgegen; wir meinen damit den gesamten Lebensinhalt, den man, wie oben dargelegt, auch in einem allgemeinen Sinn schlechthin als Natur bezeichnet, das Zusammenwirken alles Seienden, wie es sich in der Entwicklung der lebenden Wesen und der menschlichen Gesellschaft, sowie im Erlebniß und den Erfahrungen des Einzelnen überhaupt offenbart. Aus diesem allgemeinen Gebiete treten nun besondere Richtungen hervor, welche durch Thatfachen der Cultur ausgezeichnet sind. Es ist dies außer der theoretischen Erkenntniß dasjenige praktische Handeln der Menschheit, welches unter dem Sittengesetze sich vollzieht, ferner die zweckmäßige Gestaltung des Lebens unter dem ästhetischen Gesichtspunkt, endlich die Gemeinschaft des Gefühls in der Religion.

Jede dieser Richtungen stellt sich dar als eine besondere Art der Wirklichkeit, oder besser, als eine besondere Form der Gesetzmäßigkeit, durch welche Verwirklichung von Erfahrung erzeugt wird. Auf diese Weise entstehen Natur, Sittlichkeit, Kunst als selbständige Realitäten, indem dasjenige, was sich uns als Weltproceß enthüllt, sich nach eigenen Gesetzen gestaltet, nach Weisen der Bestimmung, die wir als Principien der Verstandeserkenntniß, als die Idee der Freiheit und als die Idee der Zweckmäßigkeit bezeichnen. Wie ein jeder Mensch sein Erlebniß in der Form von Gedanken zusammenschließt, zugleich

aber mit diesem Erlebniß ganz bestimmte Willensregungen verbindet und Gefühle der Lust und Unlust durchkostet, und wie sich Gedanken, Wille und Gefühle im Einzelnen wohl widersprechen können, dabei aber der Mensch doch die ganze, sein Leben umfassende Persönlichkeit bleibt, so erweist sich auch der Weltinhalt nach diesen drei Richtungen des Wahren, Guten und Schönen als Natur, Freiheit und Zweckmäßigkeit gegliedert, ohne deshalb in seiner Einheit zu zerfallen. Wie dies zu verstehen ist, bedarf allerdings einer näheren Erläuterung.

Was uns in der täglichen Erfahrung entgegentritt, wird auf dem naiven, unwissenschaftlichen Standpunkte der Weltbetrachtung einfach für das „Wahre“, „Wirkliche“, „Seiende“, für die Dinge selbst gehalten. Aber es ist keineswegs das Ursprüngliche, es ist vielmehr thatsächlich schon ein Product der Arbeit des Bewußtseins, der Abstraction und Combination. Der Unterschied zwischen der naiven und der philosophischen Auffassung besteht nun darin, daß letztere sich über die thatsächlichen Umformungen Rechenschaft zu geben sucht, welche der Weltinhalt bei seiner Gestaltung zum subjectiven Erlebniß erleidet, um die möglichen Gattungen von Begriffen, Ereignissen, Realitäten zu unterscheiden, um zu erkennen, daß es Grade und Arten der Wirklichkeit giebt. Die naive Auffassung dagegen kennt solche Unterschiede nicht, indem sie die thatsächlich verschiedenen Formen der Realität für ein und dieselbe ansieht und für das Wirkliche überhaupt hält. Auf diesem Standpunkt kann man daher nicht begreifen, wie z. B. neben der Realität, welche die Naturvorgänge im Raume als Mechanismus bilden, noch die Realität der Willensfreiheit bestehen könne, ohne daß die eine die andere aufhebt oder stört. Das kommt daher, weil für die naive Auffassung die Dinge eben nichts sind, als die eine, fertige Ordnung der Dinge, und damit ist ihre Weisheit zu Ende. Die Philosophie dagegen unterscheidet Werthe der Realität (logische, psychologische, theoretische, ethische, Gefühlswerthe, Begehrungswerthe) und grenzt dieselben als eigene Formen der Realität ab. Gelingt dies der Philosophie, so kann das praktische Leben alsdann bewußtermaßen diejenigen Werthe bevorzugen, welche je für die Gestaltung der Lebensrichtungen in Wissenschaft, Ethik, Kunst, Religion, Gesellschaft förderlich und vortheilhaft sind, d. h. es kann Realität bestimmter Art nach Culturprincipien schaffen. Das ist der eminente Culturwerth der Philosophie, daß sie die Formen des Daseins nach Rechten und Mitteln sondern lehrt.

Auf dem kritischen Standpunkte sagen wir uns nun, daß die verschiedenen Realitäten auf der Art und Weise beruhen, wie der Weltinhalt in verschiedenen Formen zu Einheiten zusammengefaßt auftritt. Denn das ist doch offenbar die Voraussetzung für alles Sein überhaupt, daß es in Zusammenhängen besteht. Diese Zusammenhänge müssen aber zugleich die Bedingungen enthalten, unter welchen sie im menschlichen Bewußtsein als Ordnungen des Erlebnisses sich ausweisen. Wir können den Weltproceß als solchen nur erkennen und überhaupt etwas von ihm aussagen, insofern sein Inhalt bereits zu Einheiten gestaltet ist, die sich auf unser Bewußtsein be-

ziehen. Was das Seiende ohne unser Bewußtsein ist, bleibt eine Frage, die man offenbar nicht beantworten kann. Das, was wir das Seiende nennen, hat immer schon eine Beziehung auf die Gesetze, unter welchen es sich für unser Bewußtsein gestaltet. Soweit eine solche Gestaltung nicht vollzogen ist, besteht überhaupt nur die unbekannte Bedingung zur Möglichkeit der Erfahrung, daß etwas sei. Ueber diese Bedingung selbst kann man nichts aussagen, sondern immer nur über die Formen, in denen sie in unserem Bewußtsein auftritt. Sie ist das große X, welches im gestalteten Erlebnisse sich als Inhalt und Gesetz unseres Bewußtseins ausweist. Jenes X ist das, was Kant das Ding an sich nannte, es ist die bloß gedachte Gesamtheit dessen, was noch wirklicher Weltinhalt werden kann und das sich am besten bezeichnen läßt als eine unendliche Aufgabe für die Menschheit, es zum Erlebnisse zu gestalten. Es ist das ewig Bestimmbare, das in unserem Bewußtsein als Weltinhalt bestimmt wird, und zwar durch Gesetze, welche zugleich die Gesetze des Bewußtseins sind. Damit ist schon gesagt, daß diese Bestimmung sich nicht etwa nach willkürlichen, subjectiven Anordnungen vollzieht, sondern daß sie die objective Ordnung selbst ist, der auch das subjective Bewußtsein unterliegt, daß aber diese Ordnung als realer Weltinhalt zugleich mit seiner Realität im Bewußtsein auftritt.

So erklärt es sich, daß entsprechend den Richtungen unserer psychologischen Thätigkeit im Denken, Wollen und Fühlen auch drei Hauptrichtungen in der gesetzlichen Gestaltung des Weltinhalts als Natur, Sittlichkeit und Kunst sich unterscheiden lassen. Nicht etwa, daß die subjectiven Vorgänge jene objectiven Realitäten des Welt- und Culturprocesses hervorbrächten und bedingen; sondern indem jene objectiven Realitäten sich vollziehen, bildet der gesetzliche Zusammenhang, durch den sie selbst bedingt sind, auch zugleich die Bedingung für den subjectiven Zusammenhang im Bewußtsein. Und dies ist das Große an der kritischen Auffassung, daß sie die Möglichkeit nachweist, wie jene Realitätsgebiete, Natur, Sittlichkeit, Kunst, neben einander ohne Widerspruch bestehen können. Dies können sie darum, weil sie ein und dasselbe Bestimmbare — noch nicht Bestimmte — nur in verschiedenen Formen der Bestimmtheit darstellen. Sie sind Realisirungen ein und desselben Weltinhalts unter verschiedenen Richtungen des Bewußtseins. Natur, Sittlichkeit und Kunst sind nicht getrennte Welten, sondern sie sind ein und dieselbe Welt in verschiedenen Gestaltungsweisen. Damit ist nicht etwa gemeint, daß sie den Weltinhalt darstellten nur unter verschiedenen Standpunkten betrachtet, — denn das wäre ein subjectives Spiel und kann uns höchstens als Bild dienen, — sondern es ist gemeint, daß wir es wirklich mit drei realen Arten der Gesetzesform zu thun haben, deren Einheit durch die Einheit des Bewußtseins gewährleistet ist. Dieser Punkt, die Einheit der Weltrealitäten, wird uns noch weiter zu beschäftigen haben. Zunächst betrachten wir die einzelnen Arten, in welchen der Weltinhalt sich realisiert.

*

*

*

Was wir oben schon angedeutet, führen wir nun im Einzelnen aus. Die erste Stufe der Realität ist das Leben selbst, d. h. jene Mannigfaltigkeit des alltäglichen Erlebnisses, wie sie dem Bewußtsein als die Fülle des Daseins ohne systematische Reflexion sich aufdrängt. Das allgemeine Gesetz, unter welchem diese Realität steht, ist die Ordnung im Nacheinander der Zeit und der Zusammenschluß zum Erlebnis räumlich getrennter Individuen. Das Leben spielt sich ab in der persönlichen Erfahrung der Einzelnen, und die Bedingung, daß solche Einzelwesen gleichzeitig nebeneinander existiren können, nennen wir den Raum. Raum und Zeit sind die allgemeinen Bedingungen dafür, daß die subjective Ordnung des Erlebnisses der einzelnen bewußten Wesen zugleich eine objective Ordnung von Dingen und Körpern ist. Alles, was uns in Raum und Zeit umgiebt, unsere Sinne reizt, unser Gefühl beherrscht, unsere Willenstriebe bewegt, unsere Lebensenergie ausmacht, ist schon durch die Einheit des Bewußtseins geordnetes Erlebnis und als solches objectiv. Wer es ist kein reiner Bewußtseinsgehalt, d. h. kein Weltinhalt, welcher in reiner, einseitig gesetzlicher Weise realisiert wäre, sondern alle Richtungen des Bewußtseins wirken in ihm zusammen. Dieser Weltinhalt heißt das Leben, und diejenige Einheit, in welcher derselbe sich realisiert als Erlebnis, heißt eine Persönlichkeit. In jenem und aus ihm erst gestalten sich die höheren Realitäten der Natur, der Sittlichkeit, der Kunst, welche wir als reine Culturrichtungen bezeichnen wollen.

Es fällt vielleicht auf, daß wir die Natur auch als eine Richtung der Cultur erklären, während sie doch gewöhnlich gerade als Gegensatz zur Cultur aufgefaßt wird. Wir verweisen zur Erläuterung auf das, was wir im Beginn dieses Aufsatzes über den Doppelsinn des Wortes Natur gesagt haben. Wenn wir von der Natur als einer reinen Culturrichtung sprechen, so meinen wir damit nicht jenes unbestimmte Etwas des Weltgeschehens überhaupt, sondern wir verstehen darunter die Natur im wissenschaftlichen Sinne, den Inhalt der Naturwissenschaft, den erkennbaren, nach dem Gesetze der Nothwendigkeit sich vollziehenden Naturlauf. Nicht der Sturmwind, der unser Schiff zerschmettert, nicht die Sterne, die über unserm Haupte leuchten, sind Natur in unserm Sinne als Theile der Cultur, sondern objective Natur sind an diesen Erlebnissen nur die atmosphärische Bewegung, insofern sie sich nach mechanischen Gesetzen vollzieht, der nach mathematischer Ordnung stattfindende Lauf der Gestirne und die Ausbreitung der Aetherwellen. Und nur dieses Product der Naturwissenschaft ist es ja, welches zum Gegensatz von Nothwendigkeit und Freiheit führt. Das Naturgesetz, demzufolge jedes Atom seine vorgeschriebene Bahn beschreiben muß, steht im scheinbaren Widerspruch zur Freiheit des Willens, nicht aber der Sturmwind und der Sternenschein, deren Ursachen wir nicht kennen, die wir als ein zufälliges Ereigniß betrachten. Daß die Erscheinungen gegen unsern Willen auftreten, bedingt keinen Widerspruch, d. h. keinen Widersinn, sondern bewirkt höchstens ein Gefühl der Unlust oder der eigenen Schwäche. Der Widerspruch tritt allein

im Denken auf, wenn man die gesammte Kette der Thatfachen zu verstehen sucht. Erst die Auffassung der Natur als Mechanismus hat den Zwiespalt der Erfahrung erzeugt; vorher existirte die Frage nicht, wie Freiheit möglich sei, da man die Natur nicht als Gegensatz dazu dachte. Daher haben wir bei unserm philosophischen Problem nur die Natur als Gegenstand der Naturwissenschaft in Betracht zu ziehen; denn allein in diesem Sinne ist die Natur als allgemeingiltig und gesetzlich eine objective Realität.

Man wird allerdings sagen, der Sturmwind, der uns scheitern läßt, der Sternenschein, zu dem wir aufblicken, sind ja ebenfalls objectiv real; der Wilde, der Ungelehrte, der von Naturwissenschaft keine Ahnung hat, ist doch den Naturgewalten voll und ganz unterworfen? Gewiß, und der Philosoph ganz ebenso! Aber diese Natur, die hier gemeint ist, ist nicht die Natur, die zur kritischen Frage treibt. Sie ist nicht das Product der Naturwissenschaft, sondern ihre noch nicht gelöste Aufgabe. Sie ist lediglich Naturerlebniß. Als Erlebniß besitzt sie, wie wir oben ausführten, ebenfalls Realität, die Realität des Lebens, jedoch nicht diejenige Realität, welche zur Realität der Freiheit in Gegensatz tritt. Hier ist vielmehr noch alles ungeschieden zusammen, bloßes Ereigniß, das ebenso Gegenstand der Erkenntniß, als des Willens oder des Gefühls werden kann, und uns eben darum zum Beispiel dient, daß ein solches Zusammen von Bestimmungsweisen möglich ist. Aber hier zeigt sich gerade, was wir durch die Unterscheidung der Realitäten gewinnen. Das Erlebniß besitzt Realität in gewissem Sinne, indessen seine Allgemeingiltigkeit, seine höhere Realität erhält es durch die wissenschaftliche Objectivirung als gesetzliches Ereigniß. Es wird als Natur bestimmt, und wir sehen zugleich, daß diese Natur nur ein Theil der Realität überhaupt ist.

Daß aber diese Natur als gesetzliche Realität zur Cultur gehört, erkennt man aus der Ueberlegung, daß sie sich erst an und mit der Cultur entwickelt. Die Geschichte der Naturwissenschaft ist nichts Anderes als die allmähliche Gestaltung des subjectiven Erlebnisses der Menschheit zu einer objectiven Gesetzmäßigkeit, an welche sich nunmehr die Einzelnen gebunden wissen. Wir verfolgen nur an einigen Beispielen den Verlauf, wie mit der Entwicklung der Cultur sich immer weitere und gesichrtere Gebiete hervorheben, in denen die Uebereinstimmung der Subjecte sich als gesetzlich bedingt erweist; diese Bedingung eben ist die Natur, wie sie sich durch die Erkenntniß als eine objective Realität mit dem Ansteigen der Cultur enthüllt.

Je niedriger der Culturzustand ist, um so weniger objective Natur giebt es, das heißt, um so ungewisser steht die Menschheit dem Eintreten und Verlauf der Naturerscheinungen gegenüber. Alles Leben vollzieht sich zunächst im Bewußtsein der einzelnen Individuen, und erst die Thatfache, daß sie sich untereinander verständigen können, daß in ihrem Erlebniß Uebereinstimmung herrscht, ist das Merkmal, daß objective Ordnungen bestehen. Aber jene Uebereinstimmung ist sehr mangelhaft, diese Ordnungen sind zusammenhanglos. Wohl verständigen sich die Volksgenossen über gemeinsame Unternehmungen,

wohl bilden Tages- und Jahreszeiten, der Verlauf der Witterung, die Gewohnheiten des Wildes und dergleichen gewisse Regelmäßigkeiten, welche sich aus dem passiven Erleben der Einzelnen herausheben als Zeichen, daß es etwas Erkennbares giebt. Jedem selteneren Ereigniß dagegen steht der Wilde rathlos gegenüber; es ist für ihn unerkennbar und zusammenhanglos mit den gewohnten Erscheinungen. Die ganze Natur ist durchsetzt von solchen Räthseln und Wundern und erscheint daher als das Werk willkürlicher und unbegreiflicher Gewalten. Je weiter indeß die Erkenntniß fortschreitet, um so mehr zieht sich dieses Gebiet des Unerwarteten und Räthselhaften zusammen, um so lückenloser wird der gesetzliche Zusammenhang der Erscheinungen. Das unbestimmte Erlebniß gestaltet sich zur ursächlich begründeten Wirkung. Solche gesetzliche Einheiten in immer größerem und engerem Zusammenhange aus den subjectiven Erfahrungen der Individuen herauszuarbeiten, ist ein Culturproceß; durch ihn entsteht objective Natur als eine Ordnung, welche als allgemeingültig erkannt wird. Den höchsten Grad dieser Allgemeingültigkeit und damit der objectiven Realität besitzen diejenigen Ereignisse, welche sich in der Form mathematischer Gesetze darstellen.

Es sei gestattet, ein Beispiel hier zu wiederholen, das wir bei anderer Gelegenheit gegeben haben, weil es gerade sehr bezeichnend ist. „Wenn der Vollmond am klaren Himmel plötzlich sein Licht verliert, rührt der erschreckte Wilde die Trommel und seine Zauberer versuchen ihre Beschwörungen. Die Mondfinsterniß ist ihm nicht Natur, sondern ein übernatürliches Ereigniß, gesetzlos, zufällig, daher furchterregend. Dieses fragwürdige Erlebniß tritt in die Reihe des gesetzlich Bestimmbaren und damit des objectiv Wirklichen, wenn den Sternkundigen durch die Beobachtung von Generationen die Periode des Saros bekannt ist, nach welcher die Finsternisse alle achtzehn Jahre sich wiederholen. Aber die höchste Stufe des Objectiven, nämlich die mathematische Gewißheit, erreicht das Ereigniß erst für den modernen Astronomen, welcher nicht nur sein Eintreten bis auf die Minute genau bestimmt, sondern auch seinen ursächlichen Zusammenhang in der gesetzmäßigen Bewegung der Himmelskörper nachweist. Jetzt erst gehört das Ereigniß zur Natur im wissenschaftlichen Sinne, d. h. zu derjenigen Gruppe der Erscheinungen, welche, abgelöst von allem subjectiven Vermuthen, von aller Furcht und Hoffnung des Menschenlebens, eine unantastbare Wirklichkeit der Existenz besitzen in dem gesetzlichen Zusammenhange des mathematisch formulirbaren Denkens.“

Und das ist denn auch der Entwicklungsgang der Naturwissenschaft gewesen, daß sie gelehrt hat, die Erscheinungen, welche dem Einzelnen nur als subjective Empfindungen gegeben sind, durch mathematische Größen als allgemeingültige Realitäten zu definiren. Denn dadurch erst sind sie mit Sicherheit zu bestimmen, wiederzuerkennen und zu beherrschen.

Töne, welche wir durch die Stimme hervorbringen, sind zunächst nur ein subjectives Erlebniß. Zwar gestatten sie eine gewisse Vergleichung, aber diese beruht auf dem unmittelbaren sinnlichen Eindruck, nicht auf einer objectiven

Bestimmung. Man kann einem andern nicht genau mittheilen, welchen Ton man meint, wenn man ihn nicht direct vorsingt, und auch dann bleibt es noch unbestimmt, ob man sich nicht selbst über die Höhe täuscht. Selbst die Fixirung in der Notenschrist gewährt noch keine absolute Bestimmung der Tonhöhe, wenn man nicht den Kammerton der Stimmung objectiv festzustellen vermag. Eine solche, von der sinnlichen Empfindung unabhängige Objectivität gewinnen die Töne erst, wenn sie durch mathematische Größen auszudrücken sind. Derjenige Ton, welcher durch 440 Schwingungen in der Sekunde hervorgebracht wird, ist durch diese Zahl absolut definirt und seine Höhe ist unter allen Umständen zu allen Orten und Zeiten als dieselbe wieder zu erzeugen. Erst durch die Zurückführung auf das akustische Gesetz hat der Ton objective Realität gewonnen; er bezeichnet jetzt nicht mehr ein bloß subjectives Erlebnis, sondern einen objectiven Vorgang.

Ebenso ist es mit den Farben. Die Erscheinung der Farben war der Menschheit immer bekannt, und in dieser Hinsicht besitzen sie eine gewisse Objectivität, insofern sie nach Regeln technisch erzeugt werden können. Aber diese Stufe der Wirklichkeit beruht erst auf der sinnlichen Vergleichung; wissenschaftlich objectivirt und dadurch Natur im Sinne der strengen Gesetzmäßigkeit wurden die Farben erst, als Newton gelehrt hatte, sie durch eine Zahlengröße darzustellen, nämlich durch die verschiedene Stärke ihrer Brechung, und noch mehr, als die Undulationstheorie des Lichtes gestattete, die Wellenlänge zu messen, welche einer bestimmten Stelle im Spectrum entspricht. Es ist bekannt, wie schwierig verschiedenen Individuen es wird, sich über eine bestimmte Farbennüance zu einigen, ebenso, wie die Farbe eines Körpers von der Beleuchtung abhängt. Soweit es sich hier um subjective Einflüsse handelt, oder, wie im zweiten Falle, um Bedingungen, welche nicht in allen Einzelheiten bekannt sind, weil man die Zusammensetzung der vorliegenden Farbe oder der Lichtquelle nicht kennt, steht der Beobachter dem Verlauf des Ereignisses, d. h. dem eintretenden Farbeneffect, in ähnlicher Ungewißheit gegenüber, wie der Wilde der Mondfinsternis. Dagegen ergibt sich eine vollständige objective Sicherheit, sobald der Physiker die Wellenlängen des Lichtes kennt, welche auf den Körper fallen und von ihm zurückgeworfen werden, weil alsdann Alles zahlenmäßig bestimmt ist. Und bei einer solchen Einreihung einer subjectiven Erfahrung in die Gesetzmäßigkeit der Natur handelt es sich dann nicht bloß um die Feststellung irgend einer einzelnen Erkenntnis, sondern es werden dadurch große, neue Gebiete der Wirklichkeit thatsächlich eröffnet; es wird Natur geschaffen, die vorher nicht als Natur, d. h. nicht als gesetzmäßig feststellbares Ereignis vorhanden war.

Wenn sich z. B. ein Stern nahezu in der Richtung auf unser Sonnensystem hin oder in entgegengesetzter Richtung fortbewegt, so kann die Beobachtung auch mit dem schärfsten Fernrohr diese Bewegung nicht bemerken, der Stern mußte bisher als unbewegt gelten; dennoch giebt es jetzt eine Methode, eine derartige Bewegung zu constatiren. Nachdem es gelungen

war, die subjective Erscheinung des Lichtes als eine meßbare Wellenbewegung zu objectiviren, zeigte es sich, daß in dem von den Sternen ausgesandten Lichte meist nur Wellen von bestimmter Schwingungsdauer enthalten sind, in Folge dessen im Spectrum der Sterne nur einzelne helle Linien an genau meßbarer Stelle auftreten. Bewegt sich nun der Stern mit einer gewissen Geschwindigkeit gegen die Erde, so wird dadurch die Wellenlänge um ein wenig vergrößert, die Strahlen werden im Prisma etwas stärker gebrochen, und die Spectrallinien erscheinen daher von ihrer Stelle gerückt. So minimal auch diese Verschiebung ist, so ist sie doch für die moderne Technik meßbar, und es ergibt sich daraus die Geschwindigkeit des Sternes gegen die Erde, welche durch keinen menschlichen Sinn direct wahrgenommen werden kann. Man erkennt in diesem Falle, wie durch die Zurückführung der sinnlichen Erscheinungen auf meßbare räumliche Beziehungen ganz neue Wirklichkeitsgebiete geschaffen werden. Die Bewegung des Fixsternes wird jetzt ein Theil der objectiven Natur.

Man braucht nur an die Entwicklung der Electricitätslehre zu denken, um zu verstehen, wie hier Vorgänge, für welche wir gar keinen specifischen Sinn besitzen, in den gesetzlichen Zusammenhang der Wirklichkeit durch die Fortschritte der Cultur eingetreten sind. Jede Entdeckung, welche ein bloß subjectives Erlebnis zu einem gesetzlichen Geschehen objectivirt, eröffnet dadurch neue Mittel, durch welche die subjectiven Centren des Bewußtseins in Verkehr treten und das Gebiet der Naturobjecte erweitert wird. Die Schallwellen, die Aethererschwingungen, die elektrischen Ströme sind solche neue Naturobjecte, welche früher nicht da waren; d. h. sie waren nicht da als eine objective Gesetzmäßigkeit, sondern nur in ihren subjectiven Wirkungen, in unserem unbestimmten Erlebnis. Wenn ein Gebiet der Sinneswahrnehmungen, wie Hören oder Sehen, eine Darstellung in mathematischer Theorie erfährt, so gewinnt dadurch die Menschheit ein neues Realitätsgebiet, zahllose Beziehungen treten auf, von denen vorher nichts zu bemerken war. Es würde z. B., wenn es gelänge, die Gerüche auf mathematische Gesetze zu bringen, offenbar ein neues Naturgebiet geschaffen werden, von welchem man jetzt nicht sagen kann, welche neuen Verkehrsmittel für die Subjecte es darbieten würde, vermuthlich nicht geringere, als sie die wissenschaftliche Akustik, Optik, Wärmelehre, Elektrotechnik und Chemie erzeugt haben.

* * *

Wir wollten im Vorhergehenden darlegen, daß dasjenige Realitätsgebiet, welches wir als Natur im wissenschaftlichen Sinn bezeichnen, als eine Richtung innerhalb der Cultur zu betrachten ist. Dadurch gewinnen wir erst die Möglichkeit, sein Zusammenbestehen mit den übrigen Culturgebieten, Sittlichkeit und Kunst, zu begreifen und die gegenseitigen Grenzen dieser Realitäten abzustechen. Wären z. B. die Begriffe von Viereck und Kreis einander

über- ober untergeordnet, so müßte entweder das Viereck krumm oder der Kreis geradlinig sein; da sie aber als Figuren beide einander gleichgeordnet sind, ist es kein Widerspruch, daß es geradlinige und krummlinige Figuren giebt. So ist es nun, wenn Natur, Sittlichkeit und Kunst coordinirte Richtungen unter dem gemeinsamen Oberbegriff der Cultur sind, auch kein Widerspruch, daß Gebiete der Nothwendigkeit, Freiheit und Zweckmäßigkeit neben einander bestehen; vielmehr können wir erst jetzt ihre Rechte und Grenzen bestimmen. Es handelt sich darum, die besonderen Arten der Geselligkeit festzustellen, durch welche diese drei Richtungen der Cultur als zwar völlig verschiedene, aber einander nicht widersprechende Realitäten auftreten.

Die Natur zeichnet sich nun, wie schon angedeutet wurde, dadurch aus, daß sie unter dem Geseze des nothwendigen Geschehens steht. Sofern das, was wir durch unsere Sinne wahrnehmen, in Raum und Zeit gegeben ist, kann es auch nur Veränderungen im Raum vollziehen, und insofern dieselben unter erkennbaren Gesezen stattfinden, nennen wir den Inbegriff dieser geseglichen Veränderungen Natur. Geseze sind, wie gesagt, nur als Begriffe und demnach durch das Denken darstellbar; denken wir daran, so erweist sich die Natur als Geselligkeit des Verstandes; denken wir aber daran, daß sie eben als Geselligkeit aller subjectiven Willfür enthoben ist, so ist Natur die objective Realität, welche sich in unserer Erkenntniß als Geselligkeit des Verstandes darstellt. Wir wollen jetzt nur kurz die Grundsätze zusammenstellen, durch welche die Natur als eine besondere Art der Realität auszeichnet ist.

Mit dem Erlebniß überhaupt hat die Natur dies gemeinsam, daß sie in unserer Wahrnehmung als Anschauung und Empfindung gegeben ist, d. h. daß sie mit der vollen Wucht sinnlicher Realität sich aufdrängt. Aber sie sondert sich von dem Erlebniß dadurch, daß sie Gefühl und Willen ausschließt, daß also alles dasjenige ihr fern bleibt, was unserem individuellen Leben seinen Werth verleiht. Als die rein objectiven Geseze, unter denen das Erlebniß den Charakter der Natur annimmt, treten vor allen die mathematischen Bestimmungen hervor. Alle Naturerscheinungen besitzen meßbare Ausdehnung in Raum und Zeit, sie gestatten eine Vergleichung als Größen und sind deswegen der Berechnung zugänglich. Sie erfüllen aber Raum und Zeit stets durch eine sinnliche Qualität, die in unserer Empfindung als Temperatur, Druck, Widerstand, Farbe, Schall u. s. w. bestimmbar ist. Das Gemeinsame für alle diese Qualitäten ist, daß sie einer steten Veränderung, einem Wechsel unterliegen, und gerade in diesem Wechsel beruht ihre Eigenthümlichkeit. Soll dieser Wechsel der Empfindungen nicht unbestimmtes Erlebniß, sondern gesegliche Natur sein, so muß er sich als meßbare Größe ausdrücken lassen, und dies ist dadurch möglich, daß alle Empfindungen in Raum und Zeit stattfinden, also auch ihr Wechsel. Veränderung aber im Raum heißt Bewegung, und Bewegung ist, seitdem

Galilei uns die Principien der Mechanik enthüllt hat, als mathematische Größe darstellbar. Hierin liegt der Grund, warum Natur in der Form räumlicher Bewegung auftritt, welche sich in Zahlenformeln fassen läßt. Das bisher Gesagte zeigt uns indeß die Natur lediglich als mathematisch bestimmbar, aber wir erkennen noch nicht, inwiefern die Gegenstände sich von bloßen Gedankengebilden unterscheiden; zur Vollständigkeit der Natur als Wirklichkeit, die unsere eigene Existenz als Körper mit einschließt, gehört noch ein Gesetz; dieses bestimmt den Zusammenhang, in welchem die Naturerscheinungen als Größen und Qualitäten so gesetzt sind, daß sie Dinge darstellen, die dauernden Bestand haben und Wirkungen ausüben. Diese Wirklichkeit der Natur ist bedingt dadurch, daß sie ein System von Einheiten bildet, welche wir Substanzen nennen; diese stehen ihrerseits in einer gegenseitigen Beziehung, die als Wechselwirkung bezeichnet wird. Substanz nennen wir die Bedingung dafür, daß die verschiedenen Eigenschaften, die wir z. B. an einem Wassertropfen wahrnehmen, als Ausdehnung, Gewicht, Flüssigkeit, Durchsichtigkeit, Gestalt, Temperatur u. s. w. eine Einheit bilden, sodaß dadurch ein Körper, der Tropfen, als ein in der Zeit dauerndes Object bestimmt ist. Die Eigenschaften selbst sind in Veränderung begriffen; daß es trotzdem Dinge giebt, welche Bestand und Dauer haben und von denen die wechselnden Eigenschaften ausgesagt werden können, muß daher auf einem besonderen Grundgesetz beruhen, welches jene Eigenschaften zur Einheit verbindet, und dies ist die Substanz. Man muß sich nur unter Substanz nicht wieder den sinnlichen Körper vorstellen, sondern die sinnlich nicht wahrnehmbare Bedingung für die zeitliche Dauer des Complexes von Eigenschaften, deren Zusammen erst den Körper ausmacht. Wir haben also jetzt die Substanz kennen gelernt als eine Gesetzmäßigkeit, welche der Natur eigenthümlich ist und welche der Grund ist, daß die Natur als Körperwelt im Raume auftritt.

Aber die Natur besteht nicht aus zusammenhanglosen Körpern, sondern sie ist ein System, d. h. die Körper bedingen gegenseitig die Veränderung ihrer Eigenschaften. Hier kommen wir nun wieder zu einem Hauptunterscheidungsmerkmal der Natur von den übrigen Culturgebieten und dem bloßen Erlebnisse. Auch im Leben, z. B. in der sittlichen Welt, stehen die Vorgänge in einer gegenseitigen Abhängigkeit; Freiheit bedeutet ja nicht Bestimmungslosigkeit, sondern Selbstbestimmung. In der Natur jedoch ist die gegenseitige Bestimmung der Körper zu einem System von anderer Art, sie ist ausgezeichnet dadurch, daß sie auf Nothwendigkeit beruht. Wir nennen Causalität dasjenige Gesetz, wonach jeder Veränderung eine bestimmte äußere Ursache zukommt, und keine Veränderung ohne eine solche äußere Ursache stattfinden kann. Da nun aber alle Veränderungen in der Natur Bewegungen sind, so müssen alle Ursachen in der Gestalt von Bewegungsgesetzen gegeben sein. Und diese erstrecken sich auch auf die Organismen, sofern diese Körper im Raume sind. Es darf hier nicht die Erweiterung des Causalitätsgesetzes ver-

geffen werden, welche im Begriff des Systems liegt. Die Ursachen bilden in der Natur nicht nur eine unendliche Reihe, so daß z. B. A die Ursache von B, B die Ursache von C und so weiter ist, sondern die Erfahrung zeigt uns, daß die Gebilde der Natur geschlossene Systeme darstellen, so daß alle Theile zu einem Ganzen zusammenwirken, welches sich nicht bloß als gesetzliches Ergebniß dieser Theile erweist, sondern in seiner Ganzheit wieder die Wirkung der Theile mitbestimmt. Ein solches Ganze, welches in Wechselwirkung mit seinen Theilen steht, ist auch der Organismus. Er ist ebenfalls causal bedingt, aber in dem höheren Sinne eines Systems; und in ähnlicher Weise kann man sich solche Systeme zu immer höheren Systemen zusammengeschlossen denken. Auch der Leib des Menschen baut sich aus Zellsystemen auf. So complicirt immer die Wechselwirkung des Ganzen mit den Theilen ist, welche im Nervensystem sich vermittelt, dennoch herrscht überall das Gesetz der Causalität, die ausnahmslose Wirkung der Ursachen. Hiermit sind die gesetzlichen Bestimmungen im Allgemeinen geschildert, durch welche aus dem Erlebniß überhaupt ein Theil, die Natur, als ein System bewegter Körper abgeschieden wird, weil in ihm Nothwendigkeit des Geschehens herrscht. Soweit dieses System reicht, ist die Natur ein Mechanismus, aber nicht weiter. Das Erlebniß kann auch durch andere Formen der Gesetzmäßigkeit realisirt werden.

* * *

An dieser Stelle möchten wir einen Einwurf erledigen, welchen der Leser vielleicht schon im Stillen gemacht haben wird. Wenn wir sagten, ein Ereigniß, z. B. der Sternenhimmel, besitzt Realität als Erlebniß, und er besitzt eine höhere Realität als Object des mechanischen Naturgeschehens, so wird man geneigt sein zu entgegnen, das sei eine künstliche Abstraction, durch welche der Widerspruch nicht gelöst werde, daß derselbe Sternenhimmel ein nothwendiges Naturgeschehen und zugleich etwa ein Gegenstand der freien poetischen Betrachtung sei. Es gäbe doch nicht zwei verschiedene Naturen, zwei verschiedene Sternenhimmel, den unmittelbar wahrgenommenen und den astronomisch berechneten; es könne doch nur einer der wirkliche Sternenhimmel sein, der andere aber sei dann eine menschliche Erfindung.

Darauf antworten wir mit dem Grundgedanken unserer Ausführung überhaupt; es handelt sich eben um die Frage, was ist Wirklichkeit, was ist Realität? Und da zeigte es sich, daß dies gar nicht etwas so Einfaches ist, sondern daß Realität stets die Beziehung auf ein Gesetz bedeutet, welches das Verhalten der Subjecte bestimmt und ihre Uebereinstimmung regelt. Es kann daher sehr wohl ein und dasselbe Erlebniß sich in verschiedenen Formen realisiren; denn diese Formen betreffen nicht Dinge an sich, sondern Arten von Verbindungen, die sich im Subject gesetzmäßig vollziehen. Wir können uns allerdings eine im Grunde der Dinge gelegene Bestimmung denken, welche die einheitliche Bedingung für die verschiedenen Realitätsformen ist, ja wir müssen sie sogar annehmen, wenn wir der Einheit unseres Erlebnisses

gewiß sein wollen; aber aussagen können wir darüber gar nichts. Unsere Erfahrung setzt stets schon die gesetzliche Gestaltung in der Zeit durch unser Bewußtsein voraus, und es ist die Einheit dieses unseres persönlichen Bewußtseins selbst, aus welcher wir schließen dürfen, daß die verschiedenen Gestaltungsgeetze der Ausdruck einer höheren, unserer Erkenntniß unzugänglichen Einheit sind.

Die Frage, was ist der Gegenstand, was ist z. B. der Sternenhimmel, läßt sich immer nur relativ beantworten, unter Vorbehalt der Umstände. Um zu sagen, was die Dinge absolut sind, müßte man sie in allen ihren unendlichen Beziehungen kennen, und das ist unmöglich. Deswegen kann man sie bloß als die unendliche Aufgabe der Erkenntniß bezeichnen; als existirend kommen sie allein vor, insoweit sie in ein Realisierungsgebiet eingeschlossen sind, und je nachdem können sie zugleich sehr Verschiedenes sein.

Blicken wir in klarer Nacht zum Sternenhimmel, so haben wir zunächst ein subjectives Erlebnis; dieses kann nach verschiedenen Richtungen als ein Object bestimmt werden. Eine erste Objectivirung ist die rein empirische als Anschauungsobject; werden gewisse Stellungen im Gedächtnis behalten und bezeichnet, so können sich schon verschiedene Individuen danach richten, Zeit und Ort ihres Aufenthalts in gewisser Hinsicht bestimmen. Die Sterne sind Objecte geworden. Was sind sie aber? Dem einen sind sie glänzende Nägel am Krystallgewölbe des Himmels, dem anderen Oeffnungen in demselben, durch welche wir in die Feuerphäre blicken, jenem sind sie Leuchten, welche Gott den Menschen alle Abende ansteckt, diesem Engel, die im Himmel schweben; dem Astronomen sind sie lediglich mathematische Bestimmungspunkte, dem Astrophysiker selbstleuchtende Sonnen oder abhängige Trabanten, deren Bahnen, deren Geschwindigkeiten er berechnet, deren chemische Zusammensetzung er zum Theil anzugeben vermag. Jedoch die Wissenschaft ist nicht abgeschlossen; wer sagt uns, als was wir die Sterne einst noch auffassen werden? Wir müssen also eine dieser Realitäten im Begriffe festhalten, oder wissenschaftliche Untersuchung ist überhaupt nicht möglich. Und diejenige Realität, welche das allgemeinste Geltungsgebiet besitzt und, wie auch unsere Erkenntniß sich im Einzelnen gestalten mag, ihrem Charakter nach unzweifelhaft feststeht, ist die der Gesetzmäßigkeit der Bewegung. In dieser Hinsicht nennen wir die Sterne Natur.

Aber es giebt noch andere Formen, in welchen das Erlebnis gesetzmäßige Gestalt annimmt. Das bloße Erlebnis, daß wir unter dem Nachthimmel stehen, ist tausendfältig mit anderen Erlebnissen verbunden, und diese Erlebnisse zeigen sich unter anderen in einem Zusammenhange mit unserem Ich, dessen wir uns in der Form des Wollens bewußt werden. Auf diesen Zusammenhang bezieht sich die Idee der Freiheit. Wir können bei jedem Erlebnis fragen: „Soll das sein?“ „Wollen wir, daß dies sein soll?“ Freilich, wenn wir einmal die Sterne als Natur objectivirt haben, können wir nicht mehr fragen: „Sollen sie sein?“ Denn dies eben ist das Zeichen der Nothwendigkeit, daß

die Natur ist, wie sie ist, und die Frage, wie sie sein soll, keinen Sinn hat. Aber das Erlebnis selbst, soll es sein? Sollen wir jetzt hier stehen und zu den Sternen aufschauen? Sollen wir nicht vielleicht arbeiten? Oder schlafen? Das Erlebnis kann also auch eine Bestimmung erhalten in Bezug auf unseren Willen; insofern aber dieser daran theilhaftig ist, ist das Ereignis, gleichviel wie es sonst noch bedingt sein mag, unter der Idee der Freiheit beurtheilt. Wir können die Forderung, daß etwas sein soll oder nicht sein soll, gar nicht stellen, wenn nicht vorausgesetzt ist, daß es auch anders sein könnte. Wir haben also in der Bestimmung der Dinge, daß sie sein sollen oder nicht, eine neue Art der Beziehungen innerhalb unseres Erlebnisses, wovon in der Naturgesetzlichkeit sich nichts findet. Diese Beziehungsform, auf welcher das moralische Urtheil beruht, nennen wir die Idee der Freiheit. Sie ist ebenso eine reale Bestimmung und Gesetzlichkeit, unter welcher das Erlebnis objectiviert wird, wie das Naturgesetz. Der Ausdruck „Idee“ soll nicht einen geringeren Werth als der Ausdruck „Gesetz“ bezeichnen, sondern nur einen andersartigen. Während das Naturgesetz die sinnlichen Dinge im Raume schafft und ordnet, besagt der Name „Idee“, daß das hierin liegende Gesetz die Dinge schon voraussetzt und nur die Beziehungen regulirt, in welche sich unser Wille oder Gefühl zur Gesamtheit der Gegenstände stellt. Diese Beziehungen sind aber gerade die vollgiltigsten Realitäten, weil sie unmittelbar unser Wohl und Wehe betreffen. Ideen heißen sie im Gegensatz zum Verstandesgesetze, weil nämlich die von ihnen gesetzten Beziehungen sich nicht anschaulich beweisen und mathematisch formuliren lassen (denn dadurch wären sie „nothwendig“), sondern weil sie auf einer anderen Richtung und Bethätigungsweise des Bewußtseins beruhen.

Wenn wir nun sagen, daß wir die Dinge in Bezug auf unseren Willen beurtheilen, so darf man nicht etwa glauben, daß die Moral von unserer subjectiven Willkür abhinge. Wir können uns vielmehr dem moralischen Urtheil nicht entziehen, wir sind mit unserem Erlebnis durch eine uns übergeordnete Bestimmung verknüpft, wodurch uns dasselbe als gut oder böse entgegentritt. Die Freiheit besteht nicht darin, daß wir ein Sittengesetz beliebig aufstellen könnten, sondern darin, daß wir es besitzen; denn dies bedeutet die Fähigkeit, moralisch zu urtheilen, und setzt voraus, daß wir den gegebenen Dingen nicht bloß passiv ausgeliefert sind, sondern eine Stellung zu ihnen nehmen können, ob sie sein sollen oder nicht. Und in dieser Stellungnahme liegt unsere Freiheit, liegt die Gestaltung des Erlebnisses zu einer persönlichen That. Das Erlebnis wird uns gegeben, aber wie wir es in die Einheit unserer Persönlichkeit aufnehmen, darin sind wir frei. In welcher Richtung dies geschehen soll, ist uns durch das Sittengesetz als eine objective Realität vorgeschrieben. Während uns das Naturgesetz keine Wahl läßt, besteht das Sittengesetz darin, daß wir es durch die freie Bestimmung über unsere Persönlichkeit in der Welt vollziehen, das heißt selbständig eine Ordnung schaffen sollen, die Gemeinschaft guter Menschen.

Daß wir hierher gehen, die Augen aufmachen und die Sterne sehen, das ist das Erlebniß. Unter den Denkmitteln des Verstandes ist dies alles Naturnothwendigkeit, verursacht durch lauter physiologische Geseze; aber unter der Idee, daß etwas sein soll oder nicht sein soll, steht das Ereigniß unter dem Sittengesetze. Es ist entweder gut, oder verwerflich, vielleicht auch indifferent — darauf kommt es jetzt nicht an. Jedenfalls ist es moralisch beurtheilbar, und das wäre es nicht, wenn es bloß Naturereigniß wäre. Unter der Idee der Freiheit entsteht aus denselben Bausteinen, wie die Natur, wenngleich nach einem anderen Plane, das Gebäude der menschlichen Handlungen. Die Beziehungen der Nothwendigkeit sind dadurch nicht aufgehoben, es sind nur andere Beziehungen dazu gekommen, und zwar für ein Gebiet, für welches jene nicht ausreichen; nämlich diejenigen Einheiten, durch welche das Erlebniß in der Willensrichtung der Persönlichkeiten geordnet wird, und deren Gesetz sich eben durch nichts anderes klarlegen und beweisen läßt, als durch das zweifellose Bestehen der Forderung: „Du sollst!“

Wir verstehen jetzt, wie Freiheit mit Nothwendigkeit, Sittlichkeit mit Natur ohne Störung zusammen existiren können. Bezögen sich diese Gesetzmäßigkeiten auf eine ursprünglich fertige Ordnung der Dinge, so stände man allerdings vor einer Unbegreiflichkeit. Nun haben wir aber auseinandergelegt, daß alle Realität erst einen Sinn gewinnt durch ihre Beziehung auf die Subjecte, daß von einer Ordnung der Dinge nur die Rede sein kann, insofern sich dieselbe im Bewußtsein der Menschen aufbaut. Wie die Bestimmtheit im Naturgesetz, so ist auch die Selbstbestimmung im Sittengesetz eine Ordnung, welche erst in der Entwicklung der Cultur zu Tage tritt. Je weiter die Cultur fortgeschreitet, um so klarer zeigt es sich, daß das Erlebniß der Menschheit sich unter verschiedenen Gestaltungsgesetzen zu reinen Culturformen ordnet. Das Naturgesetz bedingt die Uebereinstimmung der Subjecte in Bezug auf die Erkenntniß der anschaulichen Dinge, das Sittengesetz schreibt die Uebereinstimmung in Bezug auf den Willen der Einzelnen vor. Erkennen und Wollen sind nur in den Subjecten gegeben, sie sind charakteristische Bethätigungen, durch welche das Subject seinen Inhalt von Vorstellungen zu einem Weltinhalt vereinigt. Als solche aber sind sie nicht regellos und willkürlich, nicht selbst wieder subjectiv bestimmt, sondern objective Realitäten, an welche alle Subjecte gebunden sind, demnach ihnen übergeordnet. Das Zusammenbestehen von Nothwendigkeit und Freiheit erklärt sich also dadurch, daß sie außerhalb des Bewußtseins nicht in Frage kommen können, weil sie nichts anderes bedeuten, als Ordnungen im Bewußtsein, Geseze für das Erkennen und das Wollen, welche demnach nur für erkennende und wollende Wesen gelten. Gäbe es keine solchen Wesen, so gäbe es auch weder Natur noch Freiheit; nur Wesen, die sich zur Cultur entwickeln, sehen sich vor die Thatsache gestellt, daß das, was sie erkennen, und das, was sie wollen, sich nach besonderen Gesezen zur Naturordnung und zur sittlichen Ordnung zusammenschließt. Und die Frage, wie dies möglich sei, löst sich ihnen daraus, daß diese Vereinigung sich in

der Einheit ihres Bewußtseins vollzieht, indem sie sich sowohl als erkennende wie als wollende Persönlichkeiten wissen. Der Weltproceß ist der Culturproceß, welcher in den Persönlichkeiten bewußt wird.

* * *

Nothwendigkeit und Freiheit sind Bestimmungen, durch welche sich die Persönlichkeiten in objectiven Ordnungen, Natur und Moral, gebunden finden. Aber sie gehen in denselben nicht auf. Das Erlebniß enthält noch einen dritten Factor, das Gefühl. Das Natürliche wie das Sittliche ist in der Vorstellung der Einzelnen mit Gefühlen verknüpft, und diese sind rein subjectiv.

Sie bleiben das eigenste Erlebniß der Persönlichkeit, und sie sind daher auch das Mittel, durch welches dem Einzelnen die Einheit der objectiven Culturgebiete, Natur und Sittlichkeit, zur inneren Gewißheit gelangt. Sollte diese Einheit selbst der Erkenntniß unzugänglich sein, im Gefühl ist sie unmittelbar gegeben.

Weil nun alle Erfahrungen mit Gefühlen verbunden sind, so wird das Naturgeschehen wie das sittliche Handeln selbst Gegenstand des Gefühls, es wird im Gefühl Stoff zu einer neuen Einheit. Und wiewohl das Gefühl eigenstes Besizthum des Einzelnen bleibt, so giebt es trotzdem eine Uebereinstimmung des Gefühls, worin das Seiende und das Seinsollende, wie weit sie auch in der Erfahrung auseinanderfallen, doch geeinigt werden, nämlich in Bezug auf ihren Gefühlsantheil. Hierdurch entsteht ein neues Realitätsgebiet, das der Kunst. Insofern Natur und Sittlichkeit als Objecte des Gefühls auftreten, werden sie Stoff für die Kunst.

Hier ist irgend eine wirkliche Thatsache, eine Landschaft, eine menschliche Handlung, ein Charakter. An dem gegebenen Naturgegenstand können wir nichts ändern. Unter der Idee der Freiheit sagen wir zwar, daß dies oder jenes anders sein sollte, wir können indessen diesen Anspruch des Willens nicht vollziehen; das, was sein soll, vermögen wir in der überwiegenden Zahl der Fälle nicht wirklich zu machen, das Wirkliche nicht, wie es sein soll. Die Kunst aber überbrückt diese Kluft mit Hilfe des Gefühls. Zwar an der Natur kann sie nichts ändern, am Sittengesetz auch nicht; aber sie kann beide in der Vorstellung zu einer Einheit verbinden, und hierdurch wird ein neues Gefühl erzeugt, das Gefühl des Schönen. Wenn die Landschaft, die Handlung, der Charakter so vorgestellt werden, wie sie sein sollen, so entsteht dadurch freilich keine Wirklichkeit in der Natur oder Moral; aber es entsteht das Gefühl einer solchen Wirklichkeit. Die Natur wird als schön gefühlt, wenn sie vorgestellt wird, wie sie sein soll; die sittliche Handlung wird als schön gefühlt, wenn sie als wirklich vollzogen vorgestellt wird. Diese neue Realität des ästhetischen Gefühls erzeugt die Kunst, indem sie das Wahre als sittlich, das Sittliche als wahr vorstellt.

Und hierdurch, indem es ästhetisch wird, erlangt auch das subjective Gefühl eine objective Bedeutung. Schön oder häßlich ist ein Gegenstand oder eine Handlung, wenn die von ihnen erweckten Gefühle einen allgemeingiltigen Charakter haben, und zwar so, daß dabei das Gefühl Selbstzweck ist. Nur dann ist unser Urtheil ein rein ästhetisches, wenn die Allgemeingiltigkeit des Gefühls nicht etwa durch ein Interesse bedingt wird, das sich auf einen zu erreichenden natürlichen oder sittlichen Zweck richtet; in diesem Falle hätten wir es mit den Anwendungen der Naturerkenntniß oder der Praxis des sittlichen Lebens zu thun. Für die Kunst darf vielmehr lediglich das Gefühl in Betracht kommen, welches die Vorstellungen von den zu erreichenden Zwecken hervorrufen, und in dem freien Spiel der Vorstellungen von Zwecken lösen sich die unnahbaren Gewalten des Naturgesetzes und des Sittengesetzes zur Harmonie des Schönen auf. Das Gesetz, unter welchem das Reich der Natur und das Reich der Moral sich im lebendigen Gefühle der Menschheit zu einer neuen Realität, der Realität des Schönen vereinigen, kann man die Idee der Zweckmäßigkeit nennen. Unter dieser Idee erweist sich die Kunst als das dritte Mittel, Uebereinstimmung von Subjecten hervorzubringen, nämlich Uebereinstimmung im Gefühl. Erkenntniß und Wille werden nicht aufgehoben, sondern verbunden im Gefühl; so zerstört die künstlerische Gestaltung weder die Nothwendigkeit der Natur noch die Freiheit des sittlichen Handelns, sondern sie vereinigt sie als Gefühl zu einem allgemeinen Menschheitsbewußtsein, zu einer Harmonie der Gefühle. In diesem Sinne kann man von einer ästhetischen Weltanschauung sprechen, welche dem Wissen wie dem Sollen ihr Recht läßt.

Daß diese dritte Realität, die Realität des Schönen, in keinem Widerspruch mit der Nothwendigkeit der Natur steht, weil sie ebenfalls nur eine besondere Art bezeichnet, wie Weltinhalt realisirt, d. h. Uebereinstimmung von Subjecten erzeugt wird, das läßt sich vielleicht schneller einsehen, als das Verhältniß der Natur zur Freiheit. Denn von der Gestaltung des Gefühls begreift man, daß sie sich nur im Subject vollziehen kann. Wenn man nun bedenkt, daß es Ordnungen giebt, nach welchen sich Gefühle übereinstimmend in den Subjecten gestalten, und daß uns die Werke der Künstler solche Ordnungen in der Erfahrung aufweisen, so leuchtet es wohl auch ein, daß es überhaupt objective Gesetze giebt, die doch nur in und an den Subjecten Wirklichkeit gewinnen. Denn was bedeutet die objective Schönheit einer Beethoven'schen Symphonie für eine Welt von Tauben, oder ein Rafael'sches Gemälde für eine Welt von Blinden? Wie sich hier die Schönheit nur vollzieht im Gefühl sinnlich wahrnehmender Wesen, so vollzieht sich auch die Natur nur in der Erkenntniß denkender, das Sittengesetz im Willen sich selbst bestimmender Wesen. Und nun ist es kein Widerspruch mehr, daß die Cultur im Reiche der theoretischen Erkenntniß unter anderem Grundgesetz sich aufbaut, als im Reiche des Willens oder Gefühls. Die Sterne, welche am Himmel leuchten, sind für die Erkenntniß Naturnothwendigkeit; wenn aber das Erlebniß, daß wir den Sternenhimmel erblicken, in Bezug auf das damit

verbundene Gefühl realisirt wird, so daß ein Product entsteht, welches dieses Gefühl in jedem Menschen wieder erweckt, z. B. ein Gedicht, so haben wir unbeschadet des astronomischen Sternenhimmels eine ästhetische Einheit, ein Object der Kunst.

* * *

Das Resultat unserer Untersuchung ergab die Culturgebiete in ihrer Reinheit als Natur, Sittlichkeit und Kunst. Wir erkannten in ihnen ursprüngliche Formen der Geselligkeit wirksam, nach deren Bestimmung sich der Weltinhalt im Bewußtsein der Subjecte realisirt. Daß diese Gebiete im Grunde eine Einheit darstellen, konnten wir nur aus der inneren Erfahrung schließen, daß wir in uns selbst Denken, Wollen und Fühlen unterscheiden und uns doch in diesen Thätigkeiten als dasselbe bewußte Wesen vorfinden. Daß sich die Culturgebiete nicht widersprechen, haben wir also erklärt aus ihrer Einheit im Bewußtsein der Persönlichkeit, in welchem sie nur verschiedene Richtungen darstellen, nach denen der Inhalt des Erlebnisses sich gestaltet. Wenn wir daher auch begreifen, daß Denknöthwendigkeit, Freiheit und Zweckmäßigkeit objective Ordnungen sind, die nur im persönlichen Erlebnis zur Erscheinung gelangen und hier subjectiv geeint sind, so können wir doch hieraus nicht verstehen, wie sie selbst eine objective Einheit zu bilden vermögen. Denn gerade darauf, daß wir ihre Realität auf das Leben der Subjecte beschränkten, gründeten wir die Erklärung ihres Zusammenbestehens als objectiver Gesetze, welche den Subjecten übergeordnet sind. Wir können uns indeß nicht damit beruhigen, daß — zwar nicht jene Ordnungen selbst, aber — die Einheit derselben nur in den Persönlichkeiten begründet sei, welche doch immer endliche Einzelwesen bleiben. Wir müssen vielmehr annehmen, daß es eine uns unbegreifliche Einheit giebt, welche die objective Bedingung für die uns allein subjectiv zugängliche Einheit in der Persönlichkeit ist. Wie sich Natur, Sittlichkeit und Kunst als objective Ordnungen erweisen, obwohl sie nur in Denken, Wollen und Fühlen wirklich werden, wie aber letztere nunmehr eine subjectiv Einheit in unserm Erlebnis bilden, so fordern wir auch eine objective Einheit für Denknöthwendigkeit, Freiheit und Zweckmäßigkeit, entsprechend der subjectiven Einheit von Denken, Wollen und Fühlen in unserem Ich. Eine solche Einheit, welche wir demnach nur unter dem Bilde unseres Bewußtseins als eine unendliche, allumfassende Persönlichkeit vorstellen können, muß selbstverständlich jeden menschlichen Begriff übersteigen, da sie ja die Bedingung für alles Bewußtsein ist. Troßdem aber sind wir ihrer gewiß; denn sie ist uns selbst gegeben, zwar nicht in der Erkenntniß, aber im Gefühl. Das Gefühl, daß in der Einheit unserer Persönlichkeit uns Antheil gegeben ist an der Unendlichkeit der Welt, daß die Richtungen der Cultur in unserm Bewußtsein zusammenfließen, dieses Gefühl erleben wir als eine Realität von unumstößlicher Gewißheit. Dieses Einheitsbewußtsein von Ich und Welt ist ein Gefühl besonderer Art, der keine Einzelrichtung im Bewußtsein ent-

spricht, sondern welche das ganze Erlebnis als solches selbst umfaßt, und dieses Gefühl ist das religiöse Gefühl. Im religiösen Gefühl erleben wir die Gewisheit, daß unsere Persönlichkeit zusammenhängt mit einer unendlichen Persönlichkeit, welche die objective Bedingung der Welteinheit ist. Diese uns im religiösen Erlebnis gegebene Einheit ist Gott. Religion beruht nicht, wie die reinen Culturrichtungen, auf einer besonderen Geselligkeit oder Idee, sondern sie ist die Verbindung der reinen Bewußtseinsformen im Erlebnis selbst, das Gefühl dieses Erlebnisses als Antheil an Gott. Sie besagt, daß die ganze Unendlichkeit von Natur, Sittlichkeit und Schönheit dem einzelnen endlichen Wesen als eine Einheit zugänglich ist und ihm gegeben als eine Ergänzung dieses seines endlichen Wesens. Dieses ursprüngliche Wunder ist objectivirt im Begriffe Gottes, als des unbegreiflichen Grundes der Einheit von Ich und Welt; und es wird erlebt als ein neues Gefühl, das religiöse oder die Liebe Gottes. Die Existenz Gottes kann nicht durch den Verstand bewiesen werden, weil sie selbst Bedingung für jede Einheit ist; aber sie braucht auch nicht bewiesen zu werden, weil sie im Gefühl vorliegt und Gefühle eine unmittelbare Gewisheit besitzen. Daß unser Ich, obwohl dem Naturzwange unterworfen, obwohl unfähig, die Majestät des Sittengesetzes ganz zu erfüllen, obwohl nicht im Stande, völlig im Gefühl reiner Schönheit aufzugehen, doch nicht verloren ist, daß sich vielmehr unser Ich der erdrückenden Totalität des Seins gegenüber gerettet weiß als eine Persönlichkeit, in deren Einheit erst das gesammte Sein zum Weltbild zusammenfließt, das ist als Gedanke nicht zu fassen und doch als Gefühl unzweifelhaft. Aus diesem Gefühl der Gewisheit entspringt, vielmehr es ist selbst der Glaube an Gott als an die allumfassende Realität. Daß wir an dieser unendlichen Einheit aller Realität als endliche Wesen Antheil haben, ist eine Thatfache, für welche wir keinen objectiven Grund angeben können; denn es bleibt unbegreiflich, warum diese unendliche Realität der endlichen Wesen bedürfe. Der Glaube an Gott ist daher zugleich der Glaube an die Liebe Gottes, weil wir in unserer psychologischen Erfahrung ein Motiv, wodurch ohne begreifbaren Grund die ganze Realität des Lebens hingegeben wird, nur in der Liebe kennen, und die Liebe somit das einzige Gefühl ist, wodurch wir dieses Verhältniß der unendlichen Einheit zur endlichen Persönlichkeit symbolisch zu bezeichnen wissen. Einheiten, durch welche Weltzusammenhang geschaffen wird, finden wir nirgends, als in den Bewußtseinseinheiten von Persönlichkeiten; alle Einheiten, die wir als System begreifen, beruhen zuletzt auf ihrer Einheit in einem bewußten Wesen. Deshalb können wir auch, wenn wir versuchen, das Gefühl von Gott uns in einem Object zu denken, Gott nicht anders als eine Persönlichkeit vorstellen, da er ja die oberste aller Einheiten ist.

Als letztes Motiv, auf welches sich die Einheit aller Richtungen des Lebens und der Cultur gründet, finden wir somit den Glauben. Aber, dies besagt nicht, daß dieses letzte Motiv nun der willkürlichen Meinung überlassen sei, sondern nur, daß es nicht mehr aus dem Verstande geschöpft werden

kann, weil es auf dem tiefsten Gesamterlebnis unseres Innern beruht. Es versteht sich wohl von selbst, daß wir unter Glauben hier weder eine subjective Ansicht verstehen, noch etwa irgend ein Dogma, das uns von außen her durch irgend eine Autorität empfohlen werde. Jeder Glaube, der sich auf Autorität gründen will, verfehlt seinen Zweck, weil er sich von außen aufdrängt. Beweisraft hat nur derjenige Glaube, welcher unmittelbar im Gefühl innerster Gewißheit gegeben ist. Und diese Beweisraft erstreckt sich demnach nicht weiter, als auf das Leben der Persönlichkeit selbst. So schließen wir auch aus dem Glauben an die Einheit der Welt in Gott nichts anderes als das Recht, freilich auch die Pflicht der Persönlichkeit, sich selbst als einen Theil jener Einheit zu fühlen. Weiter als bis auf die Gewißheit dieses Gefühls können wir die Einheit aller Weltbestimmung nicht zurückführen. Dieser innere Glaube an die Einheit aller Realität ist die letzte Culturthatfache.

Ein ganz falsches Bild würde man erhalten, wenn man nun aus dieser letzten Zurückführung der Einheit der Cultur auf den Glauben den Schluß ziehen wollte, daß es überhaupt keiner anderen Bedingungen für die Cultur-entwicklung bedürfe, als des Glaubens, oder daß in irgend einem einzelnen Culturgebiete der Glaube die letzte Instanz sei, auf welche man sich berufen dürfe, oder welche gegen ein Grundgesetz der Cultur auftreten könne. Vielmehr ist gerade das Resultat unserer Ausführungen dies, daß Natur, Sittlichkeit und Kunst völlig selbständige Realitäten sind, gegründet auf objective Ordnungen, unter denen die Culturentwicklung verläuft. Bei keiner dieser Formen des Lebens bedarf es eines Eingriffes von Mächten des Glaubens. Die Natur entwickelt sich nach dem Gesetze der Nothwendigkeit zu mechanisch bedingten Systemen, die Freiheit des Willens ordnet sich dem Sittengesetze unter und erzeugt die moralische Welt, die Kunst gestaltet sich unter der Idee der Zweckmäßigkeit zum Gefühle der Schönheit. Der Glaube hat damit im Einzelnen nichts zu thun. Erst mit der Frage, wie es möglich sei, daß diese Richtungen der Cultur nicht auseinanderfallen, sondern nur verschiedene Gestaltungen des Erlebnisses der Menschheit darstellen, erst mit dieser Frage tritt der Glaube in sein Recht, als die Berufung auf die innere Gewißheit von der Einheit des Seins. Und so tritt auch das religiöse Gefühl dort in Wirkung, wo es sich um die Stellung der Persönlichkeit zur Gesamtheit ihres Erlebnisses handelt; dies aber freilich ist das Leben selbst. Es kann Jemand ein großer Naturforscher sein und die schwierigsten Probleme der theoretischen Erkenntnis lösen; es kann Jemand ein im strengsten Sinne sittlicher Charakter sein und ethisch völlig vorwurfsfrei verfahren; es kann Jemand als genialer Künstler Schöpfungen dauernder Schönheit erzeugen; und keiner von ihnen braucht religiöses Gefühl zu besitzen. Aber ein ganzer, echter Mensch kann keiner sein, der nicht sich selbst mit der Gotteinheit der Welt verbunden weiß, und eine warme, hinreichende Wirkung auf die Menschenseele wird von keinem ausstrahlen, der nicht in seiner eigenen Persönlichkeit

einen Funken glühen fühlt von der Liebe Gottes. In der Einheit des persönlichen Lebens ist die Religion die unentbehrliche Quelle, aus welcher Muth und Kraft, Trost und Zuversicht strömen, um das verlorene Ich über die Weltgewalten zu erheben als das unendliche Ich, dem die Mächte der Welt sich fügen.

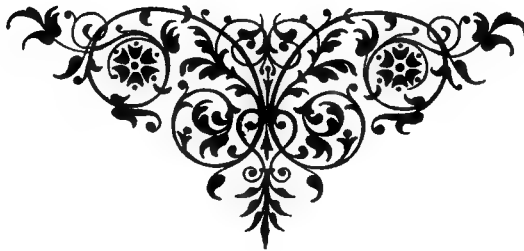
Doch nimmer möge mißverständener Eifer in der Form des Glaubenszwanges die reinen Formen der Cultur zu stören wagen. Im Gegentheil, je reiner die Gebiete von Natur, Moral und Kunst sich scheiden, je weniger sie ihre Rechtsphären und Zwecke verwechseln, um so höher entwickelt sich das Culturleben. Der Fortschritt der Menschheit besteht in der Sonderung der Culturrichtungen. Sie soll reinlich und entschieden sein, sonst entstehen die Formen der Uncultur: Schwärmerei, Mysticismus, Aberglauben, Intoleranz, Phantastik, Prüderie, tendenziöse Kunst, Bevormundung, und wie sie alle heißen. Die Erkenntniß verfolgte ihre wissenschaftlichen Aufgaben unbekümmert, ob der Wille das Ergebnis gut heißt, das Gefühl sich dabei behage; Sittengesetz und Schönheit sind ewige selbstschöpferische Mächte, welche sich jeder Theorie der Natur gegenüber behaupten.

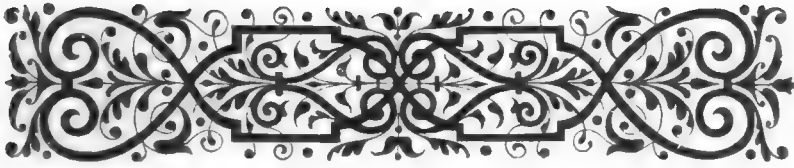
Das Gemüthsleben der Menschheit wird immer die Einheit bleiben, welche im Gefühle die Realitäten des Daseins vereint, wie sie auch beschaffen sein mögen. Und als die Wächterin des Gedankens steht Philosophie auf den Zinnen der Wissenschaften, um die Rechtsstreitigkeiten zu entscheiden, welche der Weltkampf der Culturgestaltungen hervorruft, und Annahmen zurückzuweisen, die aus der einseitigen Betonung einer Bewußtseinsrichtung entspringen.

Aller Inhalt der Cultur ist dem Fortschritt unterworfen. Es war eine andere Natur, die unter der Herrschaft des Aristoteles das Weltssystem in die Krystallphären des Himmels einengte, als die Natur des modernen Forschers, dem die fernsten Nebelwolken des Weltalls und die mikroskopischen Zellen mechanische Systeme sind; und eine ferne Zukunft mag wieder eine neue, uns unbekannte Form des Naturgeschehens als Realität erkennen. Andere Sitten gelten als das ethisch Gebotene in anderen Zeitaltern und bei anderen Völkern. Der Stil der Kunst und der Geschmack am Gefälligen wechseln. Mannigfaltig sind die Formen des Glaubens, in welchen das religiöse Gefühl nach einem Ausdruck sucht. Dies alles ist veränderlich. In jedem Culturzustande der Menschheit realisiren sich die Grundgesetze des Bewußtseins zu anderem Weltinhalt, und das eben ist der Weltproceß als Culturproceß. Unvergänglich aber bleiben im Wechsel des Inhalts die Grundrichtungen des Bewußtseins als die Wegweiser der Cultur. Daß Erkenntniß nur durch Denknothwendigkeit besteht, daß sittliche Beziehungen durch die Forderung „Es soll“ statuiert sind, daß das Zweckmäßige im Gefühle allgemein gefällt, das sind ewige Bedingungen der Cultur, vom ersten Abzählen der Beute bis zur Spectralanalyse, vom grünen Friedenszweig des Wilden bis zum rothen Kreuz der Genfer Convention, vom Zierath des

Gottentotten bis zu Goethes Faust. Und ebenso vom Fettschdienst bis zur Gottesliebe des Christenthums sind die wechselnden Formen der Ausdruck eines religiösen Gefühls, welches auf dem Bewußtsein beruht von einer Beziehung des Einzelschicksals zum Weltischickal. Diesen Inhalt des Bewußtseins immer reiner zu gestalten, die fortschreitende Verwirklichung der Grundgesetze zur Realität des persönlichen Erlebnisses, das ist die Aufgabe der Cultur.

Ist es uns gelungen, Naturgesetzlichkeit zu begreifen als eine dieser Formen, in welchen der Weltinhalt im Bewußtsein der Menschheit sich zur Realität gestaltet, so mögen wir getrost dem Mechanismus des Geschehens uns selbst als Gegenstand der Erkenntniß ausliefern. Wir wissen, daß er nur eine der Darstellungen ist, in welcher unserer Persönlichkeit ihr eigenes Erlebniß entgegentritt, insoweit es nämlich im Raume sich vollzieht. Wir wissen aber auch, daß Natur unter dem Gesetze der Denknöthwendigkeit die einzige Weltgestaltung enthüllt, in welcher die Strenge des mathematischen Beweises unbedingte Gültigkeit hat. Dadurch besitzen wir in ihr den festen Unterbau, auf welchen die Menschheit sich stützen muß, wenn sie ihr Banner zu neuen Siegen der Cultur entfalten will.





Talleyrands Memoiren.

Don
Alfred Stern.

— Zürich. —



Seiten ist das Erscheinen von Memoiren mit solcher Spannung erwartet worden, wie das der Memoiren Talleyrands. Von dem eingeweihten Staatsmann, der so viele Wandlungen in seinem langen Leben durchgemacht hat, hoffte man wichtige politische Aufklärungen zu erhalten. Von dem geistreichen Beobachter und Spötter durfte man eine Bereicherung des Schatzes epigrammatisch zugespitzter Aussprüche erwarten, die unter seinem Namen gehen.

Einer derselben, der freilich schon vor ihm erfunden worden war, lautet bekanntlich: „die Sprache ist dem Menschen gegeben, um seine Gedanken zu verbergen.“ Der lebende Talleyrand hielt sich daran; vielleicht aber hatte er doch eine Ausnahme von der Regel gemacht, indem er dem Papiere anvertraute, was erst Jahrzehnte nach seinem Tode das Licht der Welt erblicken sollte.

Indessen als das lange vorher angekündigte Werk, vom Herzog von Broglie herausgegeben und eingeleitet, endlich zu erscheinen begann, war die Enttäuschung nicht gering. Zunächst wurden 1891 die beiden ersten Bände veröffentlicht, die bis zum Anfang des Jahres 1815 reichen. Dann folgten gleichfalls 1891 zwei weitere Bände nach. Ein fünfter schloß die Reihe 1892 ab*). Ueberblickt man das Ganze, so bemerkt man sofort,

*) Mémoires du prince de Talleyrand publiés avec une préface et des notes par le duc de Broglie de l'Académie française. Paris, Calmann Lévy, 1891, 1892. 5 Bde.

daß die überwiegende Masse durchaus nicht den Charakter von Memoiren an sich trägt, sondern aus mannigfaltigen Actenstücken besteht. Nicht weniger als 450 Seiten des zweiten und dritten Bandes enthalten die diplomatische Correspondenz aus der Zeit des Wiener Congresses. Der Schluß des dritten Bandes und der vierte und fünfte, mit Ausnahme einiger Stücke anderen Inhalts und gewisser eingeschobener Abschnitte in der Form überleitender Erzählung, umfassen Depeschen, Instructionen, Briefe, sei es Talleyrands, sei es an seine Adresse gerichtet oder selbst keines von beiden, aus der Zeit seiner Gesandtschaft in London 1830—1834. Niemand wird den hohen historischen Werth dieser Actenstücke leugnen. Auch wird eine bedeutende Anzahl derselben hier zum ersten Male mitgetheilt*). Sehr viele aber waren bereits bekannt.

Das Verbot, vor einem bestimmten Zeitraum die hinterlassenen Denkwürdigkeiten Talleyrands zu veröffentlichen, hat nicht hindern können, daß ein guter Theil Rahm von der Milch vorher abgeschöpft wurde. Die diplomatische Correspondenz vom Wiener Congress, wie von der Londoner Gesandtschaft nach der Gründung des Kaisertums ruht selbstverständlich auch im Archive der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris. Dort hat ein findiger und betriebamer Gelehrter, G. Pallain, sie für zwei Editionen nutzbar machen dürfen. Die eine „Correspondance inédite du prince de Talleyrand et du Roi Louis XVIII. pendant le congrès de Vienne“ liegt bereits seit 1881 vor und ist auch in vorzüglicher deutscher Uebersetzung (von Bailleu) zugänglich. Die andere „Ambassade de Talleyrand à Londres 1830 bis 1834“ ist bisher in einem ersten Bande (Paris, E. Plon 1891) wenigstens bis zum Juli 1831 gediehen. Der Unterschied in der Wiedergabe von Actenstücken hier wie dort besteht darin, daß im Archive die Depeschen Talleyrands im Original, die ihm ertheilten Weisungen im Concept liegen, während es sich mit den betreffenden Stücken seines Nachlasses umgekehrt verhält. Indessen sind solche Varianten nicht bedeutend genug, als daß der doppelte Abdruck sich lohnte. Nimmt man dazu, daß manches sonstige Actenstück auch an anderer Stelle, z. B. im Briefwechsel Talleyrands mit Louis Philipp und Madame Abelaide (Comtesse de Mirabeau: *Le Prince de Talleyrand et la maison d'Orléans*, Paris, Plon 1890) zu lesen ist, daß das Interesse der urkundlichen Aufschlüsse beim heutigen Stande der historischen Literatur nicht mehr dasselbe sein kann wie vor fünfzig oder vor dreißig Jahren, so schrumpft die Bedeutung dieser Actenmasse unzweifelhaft zusammen.

Wenden wir uns nunmehr zu dem Reste der fünf Bände, so finden wir uns genöthigt, nochmals drei Abschnitte von den Memoiren im eigent-

*) Einige sind, wie der Anhang zum fünften Bande lehrt, vom Herausgeber, dem Herzog von Broglie, nicht nur Papieren Talleyrands, sondern auch dem Archive seines eigenen Hauses entnommen.

lichen Sinne abzuziehen. Die beiden historischen Essays über den Herzog von Choiseul und über den Herzog von Orleans lösen sich ganz von Talleyrands eigener Lebensgeschichte los. Sie sind äußerst reizvoll, durch eine Fülle feiner Bemerkungen ausgeschmückt, mit leichter, aber genialer Hand hingeworfen. In dem Essay über Orleans findet sich auch ein mit scharfem Griffel gezeichnetes Charakterbild von Sieyès. Leider versagt sich der Porträtist Philipp Egalités, „merkwürdige und wenig bekannte einzelne Züge seines Lebens und seines Charakters“ in das Gemälde aufzunehmen. Auch bricht seine Darstellung eben an dem Punkte ab, wo die Thätigkeit des Herzogs in der Revolution zu beleuchten gewesen wäre. Dafür verfehlt Talleyrand aber nicht, hervorzuheben, daß „eine privilegierte Natur aus dem ältesten Sohne des Herzogs und aus seiner Tochter höhere Wesen gemacht habe.“ Jener war der spätere König Louis Philipp, diese Madame Abelaide, die Talleyrand kaum geringeren Dank zu zollen hatten, als er ihnen.

Ein dritter Abschnitt hängt wenigstens mit Talleyrands Denkwürdigkeiten insofern zusammen, als er sich gegen zwei Beschuldigungen, die wider ihn erhoben worden waren, vor der Nachwelt in einem besonderen Aufsatz zu rechtfertigen sucht. Savary, der Herzog von Rovigo, bezichtigte ihn, Napoleon zur Erschießung des Herzogs von Enghien angestachelt zu haben. Ein Abenteuerer, Marquis de Maubreuil, gab zu verstehen, daß Talleyrand sich seiner habe bedienen wollen, um Napoleon während der Reise nach Elba aus dem Wege zu räumen. Ueber die thörichten Bosheiten eines Maubreuil waren nur wenig Worte zu verlieren. Savary's Anschuldigung dagegen, die 1823 viel Staub aufgewirbelt hatte, sollte ausführlicher widerlegt werden. Talleyrand hatte damals von Ludwig XVIII. in einem entrüsteten Schreiben verlangt, seinem Ankläger vor den Pairs gegenübergestellt zu werden. Dies schlug der König ab, „um nicht ärgerliche Debatten zu entfesseln und schmerzliche Erinnerungen zu erwecken.“ Zugleich aber ließ er ihn durch den Minister Villèle versichern, daß die Anklage des Herzogs von Rovigo keinen Eindruck auf ihn gemacht habe und verbot diesem, ferner bei Hofe zu erscheinen. Talleyrand nahm die betreffenden Actenstücke aus dem Jahre 1823 in sein Manuscript auf, fügte einige andere aus dem Jahre 1804, die zu seiner Entlastung dienen sollten, hinzu und betonte, daß der verhängnisvolle Spruch, dem der bourbonische Prinz zum Opfer fiel, ganz ohne sein Zuthun gefaßt worden sei, was Niemand in Frage gestellt hatte. Aber der Vorwurf, den seine Freundin, Madame de Rémusat, ihm macht, daß er nicht den Muth gehabt, seine Stimme gegen Napoleons Blutbefehl zu erheben, wiegt allein schon schwer genug. Noch schwerer wiegen die Zeugnisse, die Boulay de la Meurthe und Welschinger in ihren Schriften über den Herzog von Enghien zusammengestellt haben, selbst wenn man Grund hat, einen angeblichen Brief Talleyrands vom 8. März 1804 für gefälscht zu halten.

Nach so vielen Abzügen bleibt ein verhältnißmäßig kleiner Theil der fünf Bände für die Memoiren übrig. Diese selbst aber umfassen streng ge-

nommen Talleyrands Leben nur bis zum Sturze seines Ministeriums im Jahre 1815 nach der zweiten Restauration. Von da bis zur Juli-Revolution klafft leider eine Lücke, die auszufüllen Talleyrand unnötig erscheinen mochte, weil er, abgesehen von seinem Auftreten in der Pairskammer, während dieses Zeitraumes nicht auf der Bühne des öffentlichen Lebens stand. Die Regierung Louis Philipps führte ihn auf diese zurück. Allein statt einer zusammenhängenden Erzählung seiner Thätigkeit auf dem Gesandtschaftsposten in London zog er vor, die Urkunden sprechen zu lassen und sie nur durch ziemlich trockene Berichterstattung zu verknüpfen. Selten gewinnt sie durch die Charakteristik der Staatsmänner, mit denen der greise Gesandte Louis Philipps zu thun hatte, oder durch geschichtliche Rückblicke etwas individuelle Färbung. Ganz anders verhält es sich mit jenem zusammenhängenden Stück der autobiographischen Aufzeichnungen, in denen sich die Gestalt des Erzählers vom Hintergrunde des ancien régime, der revolutionären Epoche, des Kaiserreiches und der beiden Restaurationen abhebt. Dies allein ist des Namens von Memoiren würdig. Nur ihm kann eine Stelle in der großen Reihe von Werken dieser Gattung historischer Literatur eingeräumt werden, an denen die Franzosen so reich sind. Vermuthlich aber wird diese Stelle eine ziemlich bescheidene sein. Denn der Gehalt an neuer Kunde ist zu gering, die Verschleierung und Verschiebung des Thatsächlichen zu deutlich, die künstlerische Fassung zu ungleich, als daß von einem Meisterwerke die Rede sein dürfte.

Am wenigsten treffen diese Ausstellungen Talleyrands Jugendgeschichte und die Schülerzeit seines Mannesalters bis zum Ausbruch der Revolution. Hier giebt er sich als liebenswürdiger Plauderer, geschmeidig und anziehend, wie ihn der Verfasser der „Galerie des états généraux“ einst unter der Maske des Amène gezeichnet hatte. Die Erzählung der Kindheit, der geistigen Entwicklung, erster unschuldiger Liebe*) und freundschaftlicher Herzensbündnisse gleitet anmuthig am Auge des Lesers vorüber. Demnächst folgt man dem genussfähigen, verschmigten Weltkinde, das Abbé de Périgord hieß, in die Kreise vornehmer Geselligkeit und auf das Gebiet der Politik und des Finanzwesens. Man athmet etwas von der Luft jener verführerischen Zeit vor dem Sturme, in der allein, wie der alte Talleyrand nicht ohne cynisches Bedauern gestand, empfunden werden konnte, was „Luft des Lebens“ bedeutete. Es ist begreiflich, daß er hier wie auch sonst über seine galanten Beziehungen und über seine Leidenschaft, sich die Taschen mit Gold zu füllen wie füllen zu lassen, hinweggeht. Weniger verzeihlich ist es, daß er Mirabeau, dem er einst so nahe gestanden hatte, nur einmal ganz gelegentlich erwähnt. Auch zwischen früher bekannt gewordenen Briefen Talleyrands aus seiner Jugend und der Art und Weise, wie er Calonne's gedenkt, besteht ein merkwürdiger

*) Ganz anders wird diese Episode erzählt bei Bichot: *Souvenirs intimes sur M. de Talleyrand*, Paris 1870 (nach dem „Album perdu“) S. 47—51. Aber Bichot giebt selbst zu, daß die Echtheit der von ihm mitgetheilten Form bestritten sei. Vgl. Gorsas: *Talleyrand*, Paris, Savine 1891 S. 19—24.

Unterschied. Die Charakteristik Neckers und Lafayette's ist äußerst dürftig. Weitichweisige Auseinandersetzungen, wie über die Frage der Colonisation und den englisch-französischen Handelsvertrag von 1786, können solche Mängel nicht ersetzen. Sie sind zwar von Werth für die Erkenntniß der Gedankengänge Talleyrands, der in einem Athem für „den Triumph der Handelsfreiheit“ und für die Herrschaft seines Vaterlandes über das Mittelmeer, als einer französischen „Domäne“ schwärmt. Allein sein Verhalten in der Vorgeschichte der Revolution und diese Vorgeschichte selbst wird dadurch nicht weiter aufgehell't.

Noch viel weniger kann die Erzählung seiner Betheiligung an der Revolution befriedigen. Allerdings wird gleich zu Beginn derselben eine Mittheilung gemacht, die den Reiz der Neuheit beanspruchen könnte, wäre sie nicht der Hauptsache nach schon aus den Memoiren des Barons de Vitrolles bekannt gewesen. Talleyrand will in geheimen Zusammenkünften mit dem Grafen von Artois in Marly den Rath gegeben haben, die Reichsstände aufzulösen und, nach seinen Vorschlägen, eine Pairskammer zu schaffen oder Beschränkungen in's Wahlgesetz aufzunehmen, alsdann eine neue Versammlung zu berufen. Diese Zusammenkünfte müßten etwas früher stattgefunden haben, als Vitrolles sie ansetzt; übrigens liegt nicht der mindeste Grund vor, an der Richtigkeit der Thatsache zu zweifeln. Da Talleyrands Rath nicht befolgt wurde, sah er ein, wie er sagt, „daß man, wenn man nicht ein Thor sein wollte, an sich selbst denken müsse.“ Mit diesem kühnen Sprung versetzt sich der Erzähler in's Lager der populären Partei. Zu der Führerrolle, die er alsbald in dieser einnahm, passen freilich die Worte sehr schlecht, die er der Emigration widmet. „Der Graf von Artois hatte das Signal für sie gegeben. Ich liebte ihn. Ich hatte die ganze Kraft meines Verstandes nöthig, um der Versuchung zu widerstehen, ihm zu folgen.“ Sollte man nicht danach glauben, Talleyrand hätte auf der Rechten der Nationalversammlung gesessen? Sollte man es für möglich halten, daß er an so vielen ihrer Beschlüsse freudigen Antheil nahm? In der That bekommt der Leser der Memoiren davon sehr wenig zu hören, obwohl ein Zusatz zum Testamente Talleyrands und eine Stelle der Memoiren selbst (I. 228) „etwas mehr Licht“ versprechen. Seine Missionen nach London vor und nach dem 10. August 1792 werden nur flüchtig gestreift. Dieser Tag, an dem die Tuilerien erstürmt wurden und die Monarchie zusammenbrach, wird als ein „Verbrechen“ bezeichnet. Aber daß Talleyrand „dies Verbrechen“ in einem von ihm verfaßten Rundschreiben vor den Mächten Europas zu rechtfertigen unternahm, (Pallain: *Le ministère de Talleyrand sous le directoire* 1891 p. V—XI, Sorel: *L'Europe et la révolution française* III, 15) wird wohlweislich verschwiegen.

Um so länger verweilt der Erzähler bei der Schilderung seines Aufenthaltes in Nordamerika, wo er während der Schreckensherrschaft ein Asyl fand. Er lenkt mit Geschick die Aufmerksamkeit ab auf „dies große Land,

dessen Geschichte erst beginnt“ und fesselt durch den Bericht dessen, was er dort erlebt und gedacht hat. Wie er, nach Frankreich zurückgekehrt, durch seine Freundin, Madame de Staël, mit dem Director Barras in Verbindung gesetzt und durch diesen zum Minister des Auswärtigen erkoren wurde, mußte man schon bis in's Einzelne. Er hütet sich zu erwähnen, daß er dadurch aus einer peinlichen Geldklemme befreit zu werden wünschte (vgl. neuerdings B. de Barante: *Souvenirs* I. S. 90.) und stellt die Annahme des Amtes mehr als ein Opfer dar, das er gebracht haben wollte, „um mißfällige Menschen und Dinge zum Nutzen der Zukunft dienstbar zu machen.“ Ueberhaupt bestrebt er sich, seine Thätigkeit als Minister möglichst zu verkleinern. Niemand kann sich auf Grund seiner Memoiren den Gegensatz seiner Anschauungen über das Programm auswärtiger Politik zu denen des Directoriums vorstellen. Ebenso verdunkelt er den Zeitpunkt und die Gründe seiner Entlassung. Seinen Worten nach sollte man ihn für ein unschuldiges Lamm halten, das sich längst aus der Gesellschaft von Wölfen hinweggesehnt hatte. Auch Napoleons Idee, ihn während des ägyptischen Zuges als Unterhändler gegenüber der Pforte zu benutzen, muß zur Verhüllung des Thatbestandes herhalten.

Mit Napoleon tritt in Talleyrands Memoiren diejenige Gestalt auf, die das stärkste Interesse des Lesers herausfordern wird. Leider wiederholt sich aber auch hier die Erfahrung, daß die Veröffentlichung zu spät erfolgt ist, um große Ueberraschungen bieten zu können, und daß Talleyrands Aussagen bei der Vergleichung mit anderen Quellen häufig an Glaubwürdigkeit verlieren. Höchst bezeichnend ist es schon, daß Talleyrand sich rühmt, nach seiner Ernennung zum Minister unter dem Directorium zuerst „einen sehr verbindlichen Brief des Generals Bonaparte“ erhalten zu haben, während nach der *Correspondance inédite de Napoléon Bonaparte* der erste, mehr als verbindliche Brief von Talleyrand an den siegreichen Helben nach Italien gerichtet ist. Dies war schon 1819, lange vor Talleyrands Tode, gedruckt zu lesen, seine irreführende Angabe blieb aber stehen. Die Vorgeschichte des 18. und 19. Brumaire wird durch einen kleinen romanhaften Zug bereichert, davon abgesehen aber sehr im Zwielicht gehalten. Daß Talleyrand am Entscheidungstage vor dem Schlosse von St. Cloud im Wagen abwartete, ob er bleiben oder flüchten solle, findet man begreiflicher Weise hier nicht. Lesenswerth sind die Seiten, die dem Beginne der consularischen Regierung gewidmet sind. Aber eben da, wo man von denselben die meisten Aufschlüsse erwarten sollte, auf dem Felde der auswärtigen Politik, sind Talleyrands Mittheilungen häufig lückenhaft oder unzuverlässig. Dies erklärt sich gutentheils aus seinem ihm keineswegs allein eigenthümlichen Systeme, sich einen doppelten Napoleon zu construiren: einen maßvollen, „dessen Pläne jeder patriotische Franzose zu verwirklichen mithelfen konnte,“ auch wenn wenn er die Mittel nicht immer billigte, und einen zügellosen, der Europa und Frankreich zu immer neuen Kriegen fortriß und schließlich seinen eigenen Ruin herbeiführte. Der Friede von Amiens scheint ihm die Grenzlinie zu bilden.

Nun hat bekanntlich Talleyrand noch manches Jahr nach dem Abschluß dieses Friedens „mitgeholfen.“ Er hat, ohne zu murren, als treuer Diener seines zeitweiligen Herrn, des ersten Consuls und Kaisers, dessen ausgreifende Eroberungspolitik mit Rath und That unterstützt und bis zur Unterzeichnung der Verträge von Tilsit mit seinem Namen gedeckt. Er hat es dabei an Ausdrücken schmeichlerischer Unterwürfigkeit nicht fehlen lassen, die man neuerdings in der wichtigen Veröffentlichung Pierre Bertrands: *Lettres inédites de Talleyrand à Napoléon 1800—1809* Paris, Perrin 1889, dicht gehäuft finden kann. Es nimmt sich daher eigenthümlich aus, wenn Talleyrand sich damit brüstet, dem Kaiser zu der Zeit, „da er die Wahrheit noch hören konnte“ und selbst noch später, „als man ihn vorsichtig behandeln mußte,“ die Wahrheit gesagt zu haben.

Immerhin läßt sich nicht leugnen, daß Talleyrands Ideen „über die Herstellung eines wahren Gleichgewichtes in Europa“ von Napoleons Streben nach der Gründung eines Universalreiches bedeutend abwichen. Wie er sich jenes Gleichgewicht auch 1807 unmittelbar vor dem Tilsiter Frieden noch als möglich dachte, geht aus einer merkwürdigen Stelle seiner Memoiren hervor: „Es hätte dazu nur folgender Dinge bedurft: erstens Italien zur Einheit aufrufen, indem man das Haus Baiern dorthin verpflanzte, zweitens Theilung Deutschlands zwischen dem Hause Oesterreich, das sich bis zur Mündung der Donau erstreckt haben, und dem Hause Brandenburg, das man vergrößert haben würde, drittens Wiederherstellung Polens unter der Herrschaft des Hauses Sachsen.“ Wie in einer früheren berühmten Denkschrift vom 17. October 1805 (S. Bertrand S. 156 ff.) so spielte auch in dieser Phantasie die berechtigte Furcht vor den Gefahren mit, „die Europa von Osten her bedrohen.“ Es liegt jedoch auf der Hand, wenn man sich die damaligen Grenzen Frankreichs und die Masse seiner Vasallen vergegenwärtigt, daß auch Talleyrands Gedankenspiel nur ein Hohn auf die Idee des europäischen Gleichgewichtes war, von seinen willkürlichen Voraussetzungen ganz zu schweigen.

Wer im Auge behält, daß Talleyrand es darauf anlegt, sich gleichsam als den trauernden guten Engel Napoleons zu schildern, wird manche Lücke und manche Behauptung der Memoiren nach Gebühr zu würdigen wissen. Talleyrand läßt 1807 den österreichischen General Vincent in Warschau erscheinen, „einzig und allein damit beauftragt, über die Erhaltung der Ruhe in den ehemals polnischen Gebieten Oesterreichs zu wachen“, wobei er ihm nach Kräften geholfen haben will. Er sagt aber kein Wort über die wichtigen politischen Verhandlungen, die zwischen ihnen stattfanden, in deren Verlauf er Napoleons Friedensbedingungen „gerecht und gemäßigt“ nannte. Der Königin Louise legt er beim Abschied in Tilsit nach jenen peinlichen Zusammenkünften mit dem unerbittlichen Sieger die Aeußerung in den Mund: „Fürst von Benevent, nur zwei Personen bedauern, daß ich hierhergekommen bin, ich und Sie. Nicht wahr, Sie sind zufrieden mit dieser meiner Ansicht?“ worauf er nur mit Thränen der Rührung und des Stolzes antworten konnte. Aber die

Oberhofmeisterin Frau von Bosh, die eine solche Scene schwerlich mit Stillschweigen übergangen hätte, weiß nichts davon, berichtet vielmehr, daß man Talleyrand die Verhärtung Napoleons Schuld gebe.

Selbst wo er nachweisbar jene schöne Rolle des Warners gespielt hat, entgeht er der Versuchung nicht, seinen Worten und Handlungen den Stempel einer unerschütterlichen Folgerichtigkeit aufzudrücken, der ihnen in Wirklichkeit fremd war. Dies gilt namentlich von seiner Erzählung des spanischen Unternehmens Napoleons, dem er sehr viel Raum widmet. Er beruft sich dabei (I. 373) auf das Werk von de Pradt: *Mémoires historiques sur la révolution d'Espagne*, das 1816 erschien, fügt aber Manches aus eigener Erinnerung hinzu. Mit sichtlicher Beflissenheit lehrt er seine Sympathie für die bourbonische Königsfamilie in Spanien heraus. Sobald er, schon während des Aufenthaltes in Berlin nach der Schlacht bei Jena, Napoleons Absicht erkennt, „den spanischen Zweig des Hauses Bourbon zu zerstören“, gelobt er sich, um jeden Preis, nach Frankreich heimgekehrt, sein Ministerium niederzulegen. Man weiß, daß dies geschah, wenn auch die Gründe seiner Entlassung heute noch nicht ganz klar sind. Er erhielt die reich dotirte Stelle eines Vizegroßwählers, die er selbst als eine „ehrenvolle und einträgliche Sinekur“ bezeichnet. Sein Widerstreben gegen Napoleons spanischen Plan bleibt sich gleich. „Ich bekämpfte ihn,“ berichtet er, „mit aller Kraft, indem ich die Immoralität und die Gefahren einer solchen Unternehmung auseinandersetzte.“ Endlich giebt er, „gebrängt durch die arglistigen Argumentationen des Ehrgeizes des Kaisers“ einen Ausweg an. Er rath, um sich die erforderlich scheinenden Sicherheiten von Seiten Spaniens zu verschaffen, zur Besetzung Cataloniens bis zum Abschluß des Friedens mit England. Napoleon soll diese Provinz als Pfand behalten. Verzögert sich die Beendigung des Seekrieges, so läßt sich vielleicht ihre dauernde Verbindung mit Frankreich durchführen. Alles, was darüber hinausgeht, wird zum Unheil führen. Aber er überzeugt den Kaiser nicht. Dieser beginnt das diplomatische Intriguen-spiel, dem Talleyrand gänzlich fremd geblieben sein will. Die spanische Königsfamilie geht in Bayonne in die ihr gestellte Falle. Die Prinzen werden vom Kaiser der Obhut Talleyrands in seinem Schlosse Valençay überwiesen, „um die Welt glauben zu machen, daß er seine Pläne billige.“ Niemand aber wird dadurch getäuscht, und er ist glücklich als aufmerksamer Wirth, diesen bourbonischen Sprößlingen „Kummer und Sorge zu ersparen.“

In der Hauptsache, daß er das spanische Unternehmen entschieden mißbilligte, sagt Talleyrand die volle Wahrheit. Andere Zeugnisse bestätigen dies und machen Napoleons Behauptung zu Schanden, er sei erst von Talleyrand auf den Gedanken gebracht worden, die spanischen Bourbonen zu vertreiben.

Aber die Memoiren Talleyrands verschweigen, was die Memoiren der Frau von Remusat ausplaudern: „Er sagte uns: ein Prinz des Hauses Bourbon ist ein schlechter Nachbar für die Dynastie Bonaparte, und ich glaube nicht, daß der Kaiser sie belassen kann.“ Hierauf folgen verschiedene Er-

wägungen, wie man „den Friedensfürsten“, den leitenden spanischen Minister, verdrängen, falls der König sich diesem Ansinnen widersetze, für sein Volk und gegen ihn Partei nehmen, je nach den Umständen „das ganze Geschlecht der Bourbonen entthronen, oder durch Verheirathung des Infanten mit einer Prinzessin des Hauses Bonaparte „compromittiren“ müsse. Eben so wenig erwähnen Talleyrands Memoiren, daß er im Beginn des Jahres 1808 bei den trügerischen Verhandlungen mit Izquierdo zugezogen wurde. Man mag danach urtheilen, ob ihn mehr „die Gefahr“ oder „die Immoralität“ des Unternehmens kopfscheu machte.

Bedenklich ist auch die Wiedergabe eines Gespräches, das er, bald nachdem der Schlag von Bayonne gelungen, mit dem Kaiser gehabt haben will. „Was ist nun aus Ihren Prophezeiungen geworden, läßt er den Kaiser sagen, daß ich Schwierigkeiten finden würde, die spanischen Angelegenheiten nach meinem Willen zu leiten? Ich bin mit den Leuten fertig geworden. Sie sind mir alle in's Netz gegangen, ich bin Herr der Lage in Spanien wie in ganz Europa.“ „Diese Prahlerei,“ erzählt Talleyrand weiter, „ärgerte mich, da ich sie namentlich wegen der von ihm angewandten schändlichen Mittel höchst ungerechtfertigt fand. Ich erwiderte ihm indessen ruhig, daß ich die Dinge anders ansähe und glaube, er habe durch die Vorgänge von Bayonne mehr verloren als gewonnen.“ „Wie meinen Sie das?“ „Mein Gott, das ist sehr einfach, ich will es an einem Beispiel klar machen. Wenn Jemand in der Welt Thorheiten begeht, Maitressen hält, sich schlecht gegen seine Frau benimmt, selbst gegen seine Freunde sich viel zu Schulden kommen läßt, so wird man ihn zwar tadeln, indessen wenn er reich, mächtig und geschickt ist, kann er noch auf die Rücksicht der Gesellschaft rechnen. Sobald er aber beim Spiel betrügt (*triche au jeu*), wird er augenblicklich aus der guten Gesellschaft ausgestoßen, und sie verzeiht ihm nie.“ Der Kaiser erblaßte, war verwirrt und sprach an diesem Tage nicht mehr mit mir, aber von diesem Augenblicke datirt der Bruch zwischen uns, der mehr oder weniger deutlich hervortrat.“ Wenn man das Verhältniß Napoleons und Talleyrands überdenkt, wenn man die demüthig-schmeichlerischen Briefe kennt, die dieser auch später noch an jenen gerichtet hat, so wird man dem Wortlaute der Memoiren nicht trauen. Wohl aber liest man in den Memoiren Beugnots, daß dieser aus Talleyrands Mund hörte: „Siege können solche Züge (das Intriguenstück von Bayonne) nicht auslöschen, weil etwas Gemeines und Betrügerisches wie beim falschen Spiele (*de la tricherie*) darinsteckt.“ Was Talleyrand einem Beugnot gegenüber sagen durfte, verflücht er nicht sehr geschickt in die Antwort, die er dem Kaiser gegeben haben wollte.

Auch das ist nicht richtig, daß der Bruch „zwischen Napoleon und Talleyrand“ von jener Zeit herrühre. Wie wäre Talleyrand, obwohl nicht mehr Minister, sonst von Napoleon zu den Verhandlungen jenes Erfurter Congresses herangezogen worden, den er in farbenreichem Bilde vor uns aufleben läßt? Dies Stück der Memoiren würde als eine wahre Enthüllung

begrüßt werden können, hätte man nicht schon gewußt, daß Talleyrand hier „Napoleons Sache verrieth, indem er sich schmeichelte, seinen Interessen zu dienen.“ Besser als mit den angeführten Worten Vandals läßt sich Talleyrands Verhalten nicht bezeichnen. „Erfurt, sagt der genannte Historiker mit gutem Grunde, ist das Terrain, auf dem Talleyrand allen Ernstes den Kampf aufnimmt, den er schon seit ein paar Monaten eingeleitet hatte. Zunächst beabsichtigt er seinen besonderen Frieden mit Europa zu verhandeln, mit Oesterreich gute Beziehungen zu pflegen, sich beim Zaren ein Ansehen zu verschaffen, das ihn gegen die Wechselfälle der Zukunft sicher stellt. In Erfurt knüpft er mit Alexander jene Verbindung an, die ihm sechs Jahre später erlaubte, dem russischen Monarchen im eroberten Paris die Honneurs zu machen. Aber sein Abfall hatte auch edlere Beweggründe. Da er mit gerechtem Schrecken sah, daß Napoleon mehr und mehr die Grenzen des Möglichen verkannte und den größten Gefahren entgegenging, . . hielt er dafür, daß es nur ein Mittel gäbe, ihn zu mäßigen: nämlich die Mächte zum Widerstande zu ermuntern . . Er versucht es durchzusetzen, daß Oesterreich sich nicht zu tief beugt, daß Alexander sich nicht ganz hingiebt. Er warnt diesen Fürsten, schützt ihn vor der Verführung, bestrebt sich ihn der Bezauberung Napoleons zu entziehen, beschwört ihn, die Unabhängigkeit Europas seinem eigenen Ehrgeiz nicht aufzuopfern.“ Man muß Vandals Darstellung in seinem ausgezeichneten Werke *Napoléon et Alexandre I.* (Band I., Paris, Plon 1891) Schritt für Schritt mit Talleyrands Erzählung vergleichen, um diese auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Daß Talleyrand seine eigene Gestalt zu sehr in den Vordergrund rückt, Champagny's und Rumanzows Mitwirkung verschweigt, muß man dem Memoirenschreiber zu gute halten. Mit wahrer Virtuosität hat Talleyrand in diesem Abschnitt „das ungeheuerliche Maß erzwungener, erheuchelter oder selbst aufrichtiger Huldigungen“ geschildert, die Napoleon dargebracht wurden. Sein Spott trifft namentlich viele der kleinen deutschen Fürsten, die sich vor dem Uebermächtigen „zu Boden warfen.“ Daran gewöhnt, „ihre Größe an Schmeicheleien zu messen, die sie niemals übertrieben finden, beugen sie sich auch vor dem Sieger so tief, wie sie ihre Unterthanen vor ihrer eigenen Person gebeugt zu erblicken wünschen . . Ich habe in Erfurt nicht eine Hand auf edle Art die Mähne des Löwen streicheln sehen.“

Es thut wohl, auch von den Fürsten des deutschen Geistes reden zu hören, die Napoleon in jenen Herbsttagen zu Erfurt und Weimar nahen und die ihre Würde unstreitig besser zu wahren wußten. Leider bietet aber Talleyrands Bericht, so eingehend er ist, hier wieder arge Blößen. Drei volle Seiten sind der Unterhaltung des Kaisers mit Goethe gewidmet, die am 2. October 1808 in Erfurt stattfand. Es ist bereits verschiedentlich u. A. von Ludwig Geiger in der „Nation“ (1891, 9. Mai) darauf aufmerksam gemacht worden, daß Talleyrands Aufzeichnung ganz und gar nicht mit derjenigen übereinstimmt, die wir von Goethes Hand selbst besitzen. Man kann sagen: Form und Inhalt decken sich nirgends. Am stärksten ist es, daß nach Talleyrands

Memoiren vom Werther gar keine Rede ist, während Talleyrand selbst 1825 diesen Roman gegenüber R. von Bonstetten als einen der Gegenstände der Unterhaltung bezeichnet hat. (Briefe von R. v. Bonstetten an Friederike Brun, herausgegeben von Matthiſſon II, 312.) Aber hiervon abgesehen, wie viele Unmöglichkeiten tiſchen die Memoiren dem Leſer auf! Goethe ſoll Wieland neben Schiller und Leſſing als großen deutſchen Dramatiker genannt haben. Er ſoll erklärt haben, Roſebue, der damals die Gunſt des Zaren genoß, ſei noch in Sibirien gefangen. Er ſoll vergeſſen haben, daß er wenige Tage vorher dem Zaren vorgeſtellt worden war und ſagt haben, er hoſſe ihm vorgeſtellt zu werden. Talleyrand, der nach Goethes Bericht zuerſt „etwas entfernt“ geſtanden, ſpäter ſich „entfernt hatte“, will dies alles nicht nur gehört, ſondern auch ſofort aufgeſchrieben und ſeine Notizen Goethe zum Zwecke der Berichtigung gleichſam unterbreitet haben. „Ich folgte ihm, erzählt er, nachdem Napoleon mit ‚Leben Sie wohl, Herr Goethe‘ geſchloſſen hatte, und lud ihn zum Mittaggeſſen bei mir ein. In meine Wohnung zurückgekehrt, ſchrieb ich die erſte Unterhaltung nieder und verſicherte mich während des Eſſens durch verſchiedene Fragen, die ich an ihn richtete, daß ſie ſo, wie ich ſie hierherſetze, vollkommen genau iſt.“ In Goethes Tagebuch lieſt man zum 2. October 1808: „Tafel beim Herzog;“ ſogar das Mittaggeſſen bei Talleyrand iſt alſo Erfindung. Was konnte es ihn danach koſten, das Wort Napoleons, das zu Talma geſprochen war, etwas umgewandelt auch in die Unterhaltung des Kaiſers mit Goethe einzuflechten. „Sie werden vor einem Parterre von Königen ſpielen,“ hatte der Kaiſer dem großen Tragöden zugerufen. „Sie werden in meinem Parterre eine ſchöne Anzahl von Fürſten finden,“ rief er, nach Talleyrand dem großen Dichter zu.

Etwas beſſer ſteht es mit dem Berichte von Napoleons Geſprächen mit Wieland. Allein ſchon die Einführung Wielands iſt romanhaft. Nach den Memoiren hatte Napoleon zu Goethe geſagt: „Schreiben Sie Herrn Wieland, er möge hierher kommen. Ich werde ihm in Weimar, wohin der Herzog mich eingeladen hat, einen Gegenbeſuch machen.“ Wie man ſieht, ein ſehr cordiales Verfahren! „Der Auftrag wurde pünktlich ausgerichtet. Wieland kam an; er ließ beide zum Frühſtück einladen. Ich erinnere mich, daß der Fürſt-Primas mit vielen anderen Leuten dieſen Tag auch da war.“ Nun folgt eine Wiebergabe des Geſprächs, das mit ſchmeichelhaften Aeüßerungen für den Verfaſſer von Agathon und Oberon, den „deutſchen Voltaire“, beginnt, aber durch die Meldung Ransouty's, ein Kurier aus Paris ſei angelangt, unterbrochen wird. Talleyrand läßt es Napoleon in Weimar wieder aufnehmen auf jenem Ballſte des 6. October, das auf die Aufführung von Voltaire's „Tod Cäſars“ folgte. Schon in Erfurt hatte er ſich, wie er erzählt, darauf geſpißt, daß Napoleon über Tacitus ſprechen würde. „Er pflegte,“ bemerkt er ironiſch, der berühmten Unterhaltung Napoleons mit Johannes von Müller eingedenk, „ſeine Prachtgeſpräche (conversations d'apparat) ſorgfältig vorzubereiten und überräſchte, wohlgerüſtet wie er war,

sein Gegenüber. Drei oder vier Gegenstände behandelte er mit Vorliebe“. Tacitus gehörte zu ihnen, und in der That dreht sich nach den Memoiren die Unterhaltung mit Wieland ausschließlich um diesen. Napoleon greift ihn an als einen Historiker, „der aus allen Kaisern abgefeimte Schurken macht“. Wieland vertheidigt ihn, „da sein Genie nur wie die Gerechtigkeit unerbittlich sei“. Zum Schlusse fragt Napoleon, ob vielleicht Wieland durch Johannes von Müller erfahren habe, wie er über Tacitus denke. Wieland giebt es zu. „Noch halte ich mich nicht für geschlagen,“ endet der Kaiser. „Ich kehre morgen nach Erfurt zurück. Da wollen wir unseren Streit fortsetzen.“

Auch hier wird Alles über jeden Zweifel hinausgehoben. Die erste Unterhaltung in Erfurt soll Wieland, „der in seiner Anspruchslosigkeit nicht wußte, ob er dem Kaiser gut oder schlecht geantwortet hätte“, sofort niedergeschrieben haben. „Er brachte diesen Bericht, sowie man ihn hier gelesen hat, mit zum Fürsten-Primas“. Dort sah ihn Talleyrand, der mit Wieland daselbst zu Tische geladen war. Das Gespräch vom Weimarer Ballfeste wurde aber sofort von allen „jungen Akademikern“, die es mit angehört hatten, „weil sie ihrem Gedächtniß nicht trauten“, ausgezeichnet. „Am folgenden Morgen um sieben Uhr kam Herr von Müller (gemeint ist der Kanzler Friedrich von Müller) zu mir, um mich zu fragen, ob der Ausfall des Kaisers gegen Tacitus treu wiedergegeben sei. Ich ließ einige Worte ändern, was mir das Recht gab, eine vollständige Abschrift der Arbeit dieser Herren zu empfangen, die für das literarische Archiv (archives littéraires) von Weimar bestimmt war.“

Zunächst liegt die chronologische Verwirrung von Talleyrands scheinbar so sicherer Erzählung am Tage. Wieland ist nicht vor, sondern nach den Festen von Weimar in Erfurt gewesen, wo er in der That mit Talleyrand beim Fürst-Primas speiste und den Kaiser bei seinem Frühstück wieder sah*).

Mit der zeitlichen Umbrehung fällt aber der ganze Aufbau des Talleyrand'schen Berichtes zusammen. Alsdann werden hier sehr wichtige Theile der Unterhaltung zwischen Napoleon und Wieland, z. B. über Julius Cäsar, Religion, Dasein Christi vermisht. Man findet viel besseren Aufschluß in Wielands Leben von J. G. Gruber (1816) II. 491 ff. nach Briefen und mündlichen Mittheilungen des Dichters, sowie in den „Erinnerungen“ des Kanzlers von Müller, der, wie er sagt, an jenem Abend in Weimar „das ganze Gespräch Wort für Wort hören konnte.“ Von Talleyrand erzählt derselbe Gewährsmann, er habe ihn einmal während des Balles vermisht und zuletzt am Ende einer langen Reihe von offenen Zimmern gefunden, die zum Schlafzimmer des Kaisers führte. „Hier saß er einsam und nachdenkend auf einem Sopha und richtete alsbald den Wunsch an mich, daß

*) Wie Talleyrand nimmt auch F. v. Müller (Erinnerungen 1851, S. 259) eine zweimalige Anwesenheit Goethes in Erfurt an. Nach Goethes Tagebüchern (Werke, Weimarer Ausgabe III. 3., S. 392, 393) ist dies uns haltbar.

ich ihm doch ein Memoire über die Unterredungen des Kaisers mit Goethe und Wieland aufsetzen möchte, was ich jedoch abzulehnen suchte.“ Mag man nun auch annehmen, daß Müller sich doch noch erweichen ließ: soviel steht fest, daß Talleyrand mit der Wahrheit sehr leichtfertig umsprang.

Folgt man ihm wieder auf das Gebiet der öffentlichen Angelegenheiten, so sieht man auf's Neue, daß er vornehmlich durch Verschweigen sündigt. Aus Metternichs Depeschen weiß man, wie Talleyrand und Fouché sich einander näherten. „Sie sind,“ berichtete der österreichische Staatsmann nach Hause, „in der Lage von Passagieren, die das Steuer in der Hand eines tollkühnen Piloten erblicken, und die sich der Leitung des Schiffes zu bemächtigen bereit sind, sobald der erste Stoß den Piloten herabwirft.“ Die Memoiren wissen von dieser Verbindung mit Fouché nichts. Sie gedenken auch nicht der dadurch hervorgerufenen Wuthausbrüche des Kaisers. Sie bringen für die Jahre 1809—1814 überhaupt sehr wenig über Talleyrands Stellung zu den Fragen der Politik und enthalten nur spärliche Ergänzungen unserer Kenntniß vom Laufe der Dinge. In einer langen Ausführung über die Conflicte Napoleons mit der Curie wird das reuige Bekenntniß, durch die Mitarbeit an der Civilverfassung des Clerus schwere Schuld auf sich geladen zu haben, eingeschoben.

Es folgt die Geschichte der ersten Restauration, ein Glanzpunkt im politischen Leben Talleyrands. Schenkt man ihm Glauben, so hat er schon in den letzten Zeiten des Kaiserreiches, ohne zu schwanken, die Herstellung der Bourbonen als einzig mögliche Rettung Frankreichs angesehen. „Wer daran hätte denken wollen, die Familie des Menschen zu erhalten, der Frankreich in den Abgrund gestoßen hatte, würde nichts Anderes gewollt haben, als zur Fülle des Unheils noch die Erniedrigung hinzufügen.“ Zum Unglück für Talleyrands Andenken besitzt man aber einen Brief, den er am 17. März 1814 seiner Freundin, der Herzogin von Kurland, zukommen ließ.*) Seiner Bitte, das Schreiben sofort zu verbrennen, hat sie nicht entsprochen. Hier heißt es: „Wäre der Kaiser todt, so hätten wir den König von Rom und die Regentschaft seiner Mutter. Die Brüder des Kaisers könnten dies Arrangement zu hindern suchen; aber dies Hinderniß wäre leicht zu heben, man müßte sie zwingen, Frankreich zu verlassen, wo sie keinen Einfluß haben“. Drei Tage später schreibt er derselben Dame: „Man sprach heute von einer Verschwörung gegen den Kaiser und nannte die Generale, die ihr angehören sollen, aber Alles unbestimmt. Wäre der Kaiser getödtet, so würde sein Tod die Rechte seines Sohnes sichern. So lange er lebt, bleibt Alles unsicher, und Niemand kann voraussehen, was kommen wird. Nach dem Tode des Kaisers würde die Regentschaft alle Welt befriedigen. Man würde einen Regentschaftsrath ernennen, der Jeder-

*) Talleyrand intime d'après sa Correspondance inédite avec la duchesse de Courlande. La restauration en 1814. Paris. E. Kollb, (1891).

mann gefiele Verbrennen Sie diesen Brief, sobald Sie ihn gelesen haben. Es ist unerlässlich. Ueberhaupt, liebe Freundin, heben Sie keine Briefe auf.“ Auch diese Mahnung bewirkte das Gegentheil von dem, was sie bewirken sollte. Talleyrand war bereits Mitglied des Regentschaftsrathes, welcher der Kaiserin Marie Louise zur Seite stand. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß er sich auch in dem neuen Regentschaftsrathe keine kleine Stellung zugebacht haben wird.

Allein ehe zwei Wochen verflossen waren, hatten alle diese Pläne ein Ende. Die Kaiserin suchte mit dem kaiserlichen Prinzen das Weite, Paris capitulirte, die Verbündeten zogen ein. Talleyrand läßt den Leser seiner Memoiren nicht ahnen, wie schlaue es anstellte, der Kaiserin nicht zu folgen, ohne noch mit dem Kaiserthum offen zu brechen. Er deutet kaum an, wie, auch ohne sein Zutun, von anderen Seiten der Weg für die Rückkehr der Bourbonen geebnet wurde. Er bringt den Eindruck hervor, als wenn die Frage ihrer Herstellung ausschließlich zwischen ihm und dem Zaren, der in seinem Hause Quartier genommen hatte, verhandelt worden wäre. Von der Redaction der Charte sagt er nichts, als daß „Intrigue und Unfähigkeit“ sich ihrer bemächtigt hätten. Dafür verbreitet er sich ausführlich über den Abschluß des ersten Pariser Friedens, auf den er mit Recht Stolz sein durfte. Nicht minder berechtigt war er vom französischen Standpunkt aus, sich der Erfolge zu rühmen, die er auf dem Wiener Congreß davontrug. Doch sind es, wie schon bemerkt, fast ausschließlich die Urkunden, die er für sich sprechen läßt. Sie sollen ihm bezeugen, wie viele Hindernisse er besiegen mußte, um mit Glück als „Vertreter des Principes der Legitimität“ aufzutreten.

Wo er diese Urkunden durch flüchtige Erzählung ergänzt, klingt die Verherrlichung „der erhabenen Familie“ durch, „die Frankreich weise Freiheiten mit ruhmvollen, historischen Erinnerungen zurückbrachte.“

Die Geschichte der zweiten Restauration und des zweiten Pariser Friedens wird gleichfalls vornehmlich durch die Wiedergabe von Actenstücken beleuchtet, die größtentheils längst bekannt sind. Ein merkwürdiges Document wird sogar im Facsimile mitgetheilt. Es ist ein Brief Ludwigs XVIII. an Talleyrand, in dem der König sich bereit erklärt, um die beabsichtigte Sprengung der Brücke von Jena zu verhindern, sich selbst auf sie zu begeben und, wenn es sein müsse, mit in die Luft zu fliegen. Das Datum des Schreibens macht keine Schwierigkeit. Es lautet „Samstag um 10 Uhr.“ Dieser Samstag hätte der achte Juli 1815 sein müssen, an dem Blüchers Absicht, die Brücke zu sprengen, bekannt wurde. Willkürlich und schwachen Gedächtnisses fügt Talleyrand dem „Samstag“ noch „15. Juli“ hinzu. Nach Vitrolles' Memoiren hätte Ludwig XVIII. einen Brief dieses Inhaltes den „allirten Fürsten“ geschrieben und dadurch die Brücke gerettet. Nach Deugnot dagegen wäre das Ganze ein Einfall von ihm gewesen, durch den er nöthigen Falles den Preußen habe imponiren wollen, den der König sich aber zu Nutze gemacht habe, um

in einer heroischen Pose zu erscheinen. Wie dem auch sei: so viel steht fest, daß die Brücke nicht „durch einen bewundernswerthen Brief des Königs gerettet wurde,“ wie Talleyrand behauptet. „Die Brücke wird gesprengt,“ erklärte Blücher, „und ich wünsche, Herr Talleyrand setzte sich vorher darauf“ *). Nur die Unzulänglichkeit der Sprengversuche und die Ankunft Friedrich Wilhelms III., der Blüchers Leidenschaftlichkeit einen Zaum anlegte, hintertrieben die Ausführung des Zerstörungswerkes.

Ein paar Seiten sind der Erzählung der Umstände gewidmet, die Talleyrands Ausscheiden aus dem Amte im Herbst 1815 zur Folge hatten. Der Groll gegen Richelieu, seinen Nachfolger, und gegen den Zaren, Richelieu's „irdischen Abgott“ ist erklärlich. Niemand aber wird Talleyrand glauben, daß er „ohne sehr lebhaftes Bedauern“ die Macht aus den Händen gegeben und „den festen Entschluß gefaßt habe, nie wieder die Leitung der Politik zu übernehmen“. Man weiß vielmehr u. a. aus dem Briefwechsel der Madame de Rémusat, daß er auch nach seinem Sturze während der Restauration den Ehrgeiz hatte, zu den Geschäften zurückgerufen zu werden. Dieser Gedanke konnte ihm auch bei der Abfassung seiner Memoiren vorgeschwebt haben. Er begann sie ohne Zweifel bald nach seiner Entlassung und schloß sie im August 1816 mit dem Satze: „Die Nachwelt wird freier und unabhängiger als die Mitwelt über alle die urtheilen, die, wie ich, in einer der außerordentlichsten Epochen auf dem großen Welttheater gestanden und schon deshalb mehr Anspruch auf ein höheres Maß von Unparteilichkeit und Billigkeit haben.“

Diese Prophezeiung hat sich erfüllt. Wer über Talleyrands zahlreiche Abfälle den Stab bricht, giebt doch zu, daß er Frankreich immer die Treue bewahrt hat. Er glied, wie eine geistreiche Frau sich einmal ausgedrückt hat, „der Krone, die nicht dem Herrn folgt, sondern dem Hause treu bleibt.“ Talleyrand, der Memoirenschreiber hat sich aber mit dieser Vertheidigung nicht begnügen wollen. Er bemüht sich, durchblicken zu lassen, daß er von allen denkbaren Herren des Hauses die Bourbonen doch immer für die besten gehalten habe. Das Consulat Napoleons begrüßt er als den Uebergang „von der Polyarchie (sic) zur Erbmonarchie“, die sich eines Tages in die der Bourbonen zurückverwandeln konnte, „wenn der Inhaber des Thrones sich seiner unwürdig zeigte.“ Dem Kaiserthum leistet er Dienste, weil er die monarchische Gewalt“ herstellt und gleichsam den Platz für die legitimen Erben des letzten Königs offen hält. Einer der namhaftesten französischen Historiker, Albert Sorel, hat daher die Memoiren als eine Art Tendenzschrift ansehen wollen, die Talleyrand als ein Mittel zur Wiedererwerbung der Macht dienen sollte. Gewiß ist es, daß er Anderen gelegentlich Mittheilungen, die in die Hofkreise bringen konnten, aus seinen Aufzeichnungen

*) Diese Phrase (vgl. Wigger: Fürst Blücher, Schwerdt 1878 S. 269) könnte den Anlaß zur nachträglichen Erfindung der heroischen Willensäußerung Ludwig's XVIII. und zur Abfassung seines auf äußere Wirkung berechneten Schreibens geboten haben.

machte. Er las Barante das Capitel über den Erfurter Congreß vor. (Barante: Souvenirs I. 282). Er weihte Vitrolles in eine ganze Reihe von Abschnitten ein, die sich im Druck wiederfinden.

Erwägt man jedoch, wie viele anstößige Erinnerungen selbst durch seinen gekünstelten Bericht erweckt werden mußten, so wird man in Zweifel ziehen, ob er mehr an die zeitigen Inhaber der Gewalt, als an die Nachwelt beim Schreiben gedacht habe. Nur das wird man als sicher annehmen dürfen, daß er vor dieser seine gut royalistische Gesinnung leuchten lassen wollte. Dies apologetische Bestreben erklärt so manches, was ein kritisches Auge verlegt. Anderes kann man auf Rechnung seiner Nachlässigkeit und Erinnerungsschwäche setzen, für die man auch sonst bei Memoirenschreibern Beispiele genug kennt. So verwechselt der Autor das Departement der Seine und das Departement von Paris, läßt Avignon unter dem Convent mit Frankreich vereinigt und Louisiana im Frieden von Basel durch Spanien abgetreten werden, macht Carnot, „den General“, zu einem „Nüchtlings von Cayenne“. Wieder Anderes, wie die Erzählung von Napoleons Gespräch mit Goethe, erscheint als Ausfluß fecker Erfindung, die sich in das Gewand beglaubigter Wahrheit hüllt.

Immerhin erweckten manche grobe Irrthümer, zusammengenommen mit der Ungleichheit des Stiles, gleich beim Erscheinen der beiden ersten Bände den Argwohn, daß man es hier gar nicht mit Talleyrand selbst zu thun habe. Einer der besten Kenner der französischen Revolutionsgeschichte, F. A. Aulard, gab ihm sofort in einem scharfen Artikel der *Revue bleue* Ausdruck. Seitdem hat der Streit nicht mehr geruht. Ein förmliches Kreuzverhör entspann sich, und bis zum heutigen Tage ist bereits eine große Literatur über die Frage der Echtheit von Talleyrands Memoiren angewachsen. Die wichtigsten Erzeugnisse dieser Literatur sind in der Zeitschrift „*La Révolution française*“ (1891, 14. April; 1892, 14. November) und in der „*Revue historique*“ (1892, Januar, März, Mai) zu finden. Allen Angriffen hat der Herzog von Broglie in einem Vorwort zum fünften Bande die Spitze abzubringen gesucht. Schwerlich aber ist der Streit damit endgültig entschieden.

Die Frage, ob wir einen echten Talleyrand vor uns haben, könnte gar nicht aufgeworfen werden, wenn wir das ursprüngliche Manuscript Talleyrands, sei es von seiner Hand, sei es nach seinem Dictate oder nach seiner Anleitung geschrieben, besäßen. Es würde auch nichts verschlagen, wenn dies Manuscript keine gleichförmige Masse darstellte, sondern der Arbeitsweise Talleyrands gemäß aus Stücken verschiedenen Charakters bestände. Man weiß, daß er die Gewohnheit hatte, bald im Zusammenhang zu dictiren und das Dictat durchzusehen und zu verbessern, bald einige Gedanken auf's Papier zu werfen oder selbst nur einem vertrauten Sekretair anzugeben und diesem die Ausföhrung und Verknüpfung zu überlassen. Was der Diplomat und Minister bequem fand, mochte auch dem Memoirenschreiber passen. Jedenfalls aber muß es ein ursprüngliches Manuscript, das Wort in diesem sehr weiten Sinne

genommen, gegeben haben. „Das Memoire über den Erfurter Congreß“, das Talleyrand in Balençay 1826 Barante vorlas, war, wie dieser sich ausdrückt, „ein abgelöstes Stück seiner Erinnerungen“ (*morceau détaché de ses Souvenirs*). Noch klarer spricht Vitrolles von „einigen großen Heften“ (*quelques grands cahiers*), die Talleyrand herausuchte, als er ihm zum ersten Male „sechzig bis achtzig Seiten“ seiner Memoiren vorlas. Diese Hefte sind aber nicht zum Vorschein gekommen. Es wird vermuthet, daß sie, wie überhaupt die Stücke, die das ursprüngliche Manuscript bildeten, verbrannt worden sind.

Der Herzog von Broglie, dessen strenge Gewissenhaftigkeit als Herausgeber Niemand angezweifelt hat, konnte nur eine Copie benutzen. Sie rührt von der Hand des Herrn von Vacourt her. Dieser hat auch Notizen und Anhänge hinzugefügt, die sich nicht immer frei von Irrthümern und Ausschmückungen halten. Dies ist z. B. für die Erzählung der geheimen Zusammenkünfte Talleyrands mit Artois im Sommer 1889 von Flammermont in der *Revue historique* schlagend nachgewiesen. Vacourt, ein Diplomat, auf den Talleyrand etwas hielt, stand ihm gegen Ende seines Lebens sehr nahe. Auf ihn gingen kraft testamentarischer Verfügung alle Papiere Talleyrands, und darunter seine Memoiren, aus der Hand seiner Nichte, die ihn beerbt hatte, über. Vacourt fertigte, wie es in einem Verzeichniß seines Nachlasses heißt, eine „authentische und selbständige Copie der Memoiren Talleyrands nach den Manuscripten, Dictaten und Abschriften, deren Verwendung dieser ihm angegeben hatte“, in vier Bänden an und bestimmte, wozu er das Recht hatte, daß sie nicht vor 1888 im Druck erscheinen sollten. Die Uebereinstimmung dieser Copie mit dem Originalen wurde durch Talleyrands Nichte und durch einen schriftlichen Vermerk Vacourts selbst bezeugt.

Alles kommt darauf an, ob diesen Zeugnissen in vollem Umfang zu trauen ist. Ein erstes Bedenken wird durch den Umstand hervorgerufen, daß sich in Vacourts Copie „eine Lücke von acht Blättern“ findet, die der Herzog von Broglie nicht zu erklären weiß. Sie erscheint in dem Essay über den Herzog von Orléans. Die Vermuthung liegt nahe, daß hier etwas ausgelassen worden ist, was der Dynastie Louis Philipps unangenehm sein mußte. Sodann hat man sich zu erinnern, daß Vacourt es schon bei einer früheren Gelegenheit mit seinen Pflichten als Herausgeber nicht immer streng genommen hat. Man kennt seine Edition der Correspondenz Mirabeau's mit dem Grafen La Mard, in der Lücken, Willkürlichkeiten, Fälschungen vorkommen.*) Endlich läßt sich wenigstens an einem Punkte nachweisen, daß Talleyrands ursprüngliche Memoiren etwas enthalten haben, was in Vacourts Copie fehlt, ohne daß sich hier die geringste Andeutung davon fände. Der bekannte geistvolle preussische Diplomat Konrad Engelbert Delsner, der in

*) S. namentlich den Nachweis Flammermonts in der Zeitschrift „La Révolution française“ 14. Nov. 1892.

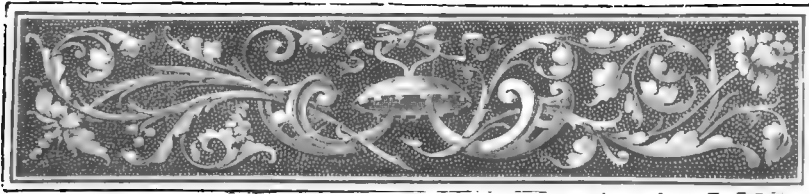
Paris seit Jahren heimisch war, schrieb am 16. Juni 1821 von dort seinem Freunde Barnhagen von Ense: „Als Meister- und Cabinetstück rühmte Baron Vitrolles, der die Talleyrand'schen noch ungedruckten Memoiren gelesen, die Schilderung eines Concertes zu Valençay, wobei die spanischen Infanten den Tact schlugen, wie Leute pflegen, die zum ersten Mal Musik hören. Mit dem Geiste und dem Scharfblick einer spöttisch-verächtlichen französischen Soubrette beobachtete der Hausherr die Verblüfften*)."

Nun wird bei der Schilderung des Aufenthaltes der Infanten zu Valençay in Talleyrands Memoiren ihr Leben und Treiben sehr genau beschrieben. Von einem solchen Concert, bei dem sie den Tact geschlagen hätten, ist aber keine Rede. Da Vitrolles oder Delsner, der vermuthlich Vitrolles selbst seine Kunde verdankte, eine solche Scene nicht erfunden haben werden, bleibt nur die Annahme übrig, daß Vacourts Copie vom ursprünglichen Texte abweicht.

Indessen solange dieser nicht zum Vorschein kommt, ist und bleibt man auf Vacourts Copie angewiesen. Streichungen wird man diesem vorhalten können, übrigens aber den Text der Memoiren vorläufig als gegeben hinnehmen müssen. Ueberschlägt man dabei noch einmal, wie gering ihr Werth an Masse und innerem Gehalt im Verhältniß zu den Documenten erscheint, die in sie eingeschoben und von denen sie gleichsam umflossen sind, so wäre man beinahe versucht auszurufen: „Tant de bruit pour une omelette.“ Wen aber die Anwendung dieses Sprichwortes zu hart dünken sollte, der wird jedenfalls ein anderes, gleichfalls dem Bereiche der Küche entnommenes, für zulässig erachten: „La sauce vaut mieux que le poisson.“

*) Briefwechsel Delsners und Barnhagens. Stuttgart 1865. Band II, S. 273.





Paul Wallot und das Reichstagshaus.

Von

Georg Wuß.

— Berlin. —

Ein gewaltiger Bau ist vor dem Brandenburger Thore und angesichts der Siegessäule am Königsplatze in Berlin emporgewachsen — das Haus des deutschen Reichstages. Aus der wohlgegliederten Steinmaße mit ihren reich geschmückten Portalen und vierseitigen, säulengezierten Ecktürmen hebt sich goldschimmernd ein in Kupfer, Eisen und Glas ausgeführtes Oberlicht mit steil gebogenen Eckträgern empor, und über demselben ragt in die klare Luft, leuchtend im Glanze der Vergoldung, eine reich geschmückte Laterne, deren Spitze auswächst in des Reiches Kaiserkrone. Aus erhabener Höhe grüßt das kostbare Symbol der Reichsgewalt als eine Mahnung herab, die in Sturm und Sieg errungene Einheit als das sicherste Fundament nationaler Wohlfahrt dauernd zu wahren.

Große Ideen, um deren Durchführung Völker begeistert gerungen, finden ihren sichtbaren Ausdruck in Stein und Erz. Der stolzen Freude über das Erreichte und dem gesteigerten Kraftbewußtsein entwachsen die Monumente, daß sie Zeugniß ablegen von dem Geschehenen und die Erinnerung an dasselbe bis in die fernste Zeit lebendig erhalten. Daß der alte Hader schwinde und durch die Wiedervereinigung der getrennten Theile ein starkes Reich erstehen, in dessen weitem Rahmen die Kräfte aller Stammesgenossen sich gedeihlich entwickeln und gegenseitig fördern können, ist der Gedanke gewesen, der die deutschen Herzen seit Jahrhunderten auf's Tiefste bewegt hat. Die Verwirklichung jenes Gedankens wies der Kunst die Aufgabe zu, den Empfindungen der Nation über das Errungene idealen Ausdruck zu verleihen.

Die Architektur, mag sie auch dem praktischen Bedürfniß dienen, ist des idealen Ausdruckes nicht minder fähig wie Malerei und Plastik, und sie findet gerade in solchen großen Wandlungen, welche sich im Leben des Volkes vollziehen, die frische Quelle, aus der lebendig die Kraft quillt, ihre dem Bedürfniß bestimmten Bauwerke charaktervoll zu gestalten und zu verklären.

So ist das Haus des deutschen Reichstages machtvoll und monumental emporgewachsen zu einer glänzenden Verkörperung des Reichsgebankens. In necessariis unitas, in reliquis libertas, in omnibus caritas! heißt es, und der Meister des Baues ist davon durchdrungen gewesen. Wie das Reich gestaltet ist als ein organisches Wesen, in welchem jedes Glied besonders lebt und doch alle für das Ganze und im Ganzen leben, so auch der Bau: unter der funkelnden Kaiserkrone liegt er da als ein großartiger geschlossener Organismus, in welchem jedes Glied einzeln zur Wirkung gelangt und gleichwohl sich dem Ganzen fügt. Jetzt, da fast alle Gerüste von seinen langgestreckten Fronten gesunken sind, ziemt es sich wohl, auch des Künstlers, der ihn geschaffen, eingehender zu gedenken.

Am der Südwest-Ecke des Reichstagsgebäudes erhebt sich ein kleines rothes Ziegelhaus, dessen breite und hohe Fenster seine Bestimmung zu Atelierzwecken genügend kennzeichnen. Hier regen sich die schaffenden Kräfte zu dem gewaltigen Werk, welches seiner Vollendung entgegengeht. Dort im ersten Stockwerk befindet sich Paul Ballot's Arbeitsstätte. Wenige Stufen führen aus dem Vorzimmer zu ihr' hinauf, die Thüre öffnet sich, und der weite, lichtdurchströmte Raum liegt vor dem Besucher.

Es ist in unseren Tagen Mode geworden, die Ateliers mit einem großen Aufwande von textilen Mitteln, angeblichen Alterthümern und sonstigen decorativ wirkenden Dingen effectvoll und malerisch zu schmücken, daß es Eindruck mache auf den Laien und ihm eine hohe Meinung beibringe von des Künstlers genialischem Wesen. Aber nichts von alledem an dieser Stätte — ein ernster, einfacher Zug geht hindurch, und nichts ist zu merken von irgend welcher Absicht, zu imponiren. Staffeleien mit Front- und Innenaussichten, Grundrissen und Querschnitten des Reichstagshauses, verschiedene Modelle und figurale Gipsabgüsse, unter ihnen jener der ewig schönen Milonischen Venus, Ansichten des Pantheon und der Akropolis, etliche Holzschnitte des Rethel'schen Todtentanzes überfliegt das Auge, um sich dann dem am Zeichentisch beschäftigten Meister zuzuwenden.

Im ersten Augenblicke mag man überrascht sein, hatte doch die Phantasie von der Größe des Baues etwas auf die Gestalt seines Baumeisters übertragen: sie schuf sich dieselbe imposant und bedeutend, und nun steht sie da, kaum mittelgroß, schlicht, freundlich und in recht bequemer Tracht, die etwas vom Künstlerchnitt an sich hat. Aber ein fesselnder Kopf ist es, mit ausdrucksvollen Zügen und feurigem Blick. Man merkt dem Ausdruck dieses Antlitzes an, daß er der Widerspiegel von Gedanken ist, die sich gern und

oft in idealen Regionen bewegen. Die ganze Erscheinung, so ungemein sympathisch, gewinnt noch im Feuer der Rede. Das lebhafteste Temperament des Rheinländers äußert sich, denn leichte Gesten begleiten die lebendig gesprochenen Darlegungen. Leise klingen die Worte an den oberrheinischen, insbesondere den Frankfurter Dialekt an, der so liebenswürdig und zutraulich erscheint. Mit Vergnügen folgt man den geistvollen Ausführungen des Künstlers, dessen Augen aus den blauen Wolken der langen Holländer, die er mit Behagen paßt, Blitze zu senden scheinen.

Das Gespräch bewegt sich auf dem Gebiete der Kunst, und was mit Worten nicht in genügender Klarheit ausgedrückt werden kann, wird schnell mit dem Stift in wenigen Linien scharf und klar skizziert. Es wird über Schinkel und seine Schule geredet und bei aller Anerkennung der Verdienste derselben gleichwohl hervorgehoben, daß ihre Bauten nicht folgerichtig aus dem Bedürfnisse entwickelt, sondern unter die Eigenart der hellenischen Bauweise gebeugt sind; es wird Klenze's und seiner Monumentalbauten, an welchen die Kunst der Massengliederung und die Großartigkeit der Binnenraumanlagen gerühmt werden muß, in aufrichtiger Bewunderung gedacht und das Verdienst des genialen Mannes um das tiefere Eindringen in die römische und italienische Renaissance-Architektur hervorgehoben; es geht, da unsere Blicke gerade auf die Zeichnung der Akropolis fallen, das Gespräch auf die antike Polychromie in Architektur und Plastik über, und es wird die übertriebene Vorstellung gewisser Leute von der Buntfarbigkeit der hellenischen Bauten und Bildhauerwerke zurückgewiesen. Aus allen Ausführungen sprechen Geist, tiefe Kenntnisse, klares Urtheil und ein feiner künstlerischer Sinn, welcher nur in der Wahrheit die echte Schönheit findet. Man gewinnt den Künstler und auch den Menschen lieb, und wer ihn verläßt, nimmt das Bild eines Mannes mit hinweg, der, ganz erfüllt von lauterem Streben, sich des Wortes des Dichters bewußt geworden ist:

Nur dem Stuft, den keine Mühe bleichet,
Mauscht der Wahrheit tief versteckter Born.

An den Ufern des Rheines sind schon viele große Meister erwachsen — Poesie, Sage, Geschichte, Kunst und Schönheit der landschaftlichen Scenerie erfüllen dort den Geist mit anderen Vorstellungen, als im nüchternen Norden und Osten unseres Landes. Die Gewaltigkeit der romanischen und gothischen Dome, die Fülle hervorragender mittelalterlicher Kirchenbauten, die malerischen Werke der Profanarchitektur, welche in jeder Stadt und in jedem Städtchen anzutreffen sind, üben auf leicht empfängliche Gemüther einen besonderen Zauber aus. Die Rheinlande haben denn auch Baukünstler stets in Menge hervorgebracht, und wer unter den jetzt schaffenden Berliner Architekten Umschau hält, wird viele finden, deren Wiege an den Ufern unseres gesegneten Stromes gestanden hat.

Paul Wallot's Heimatstadt ist das anmuthige patriarchalische Oppenheim, das so malerisch auf der Höhe am Rhein liegt und überragt wird

von der Katharinenkirche, einer Perle gothischer Baukunst, und von dem Trümmergestein der einst so berühmten Reichsfeste Landskron. In dem alten Reichstädtchen hat die Familie Wallot schon seit Jahrhunderten gewohnt; sie ist eng verwachsen mit der Chronik des Ortes. Als der vierte Sohn eines Weinhändlers wurde hier der Künstler am 26. Juni 1841 geboren.

Es war ein behäbiges, freundliches Hauswesen, in welchem der Knabe heranwuchs. Sonnig verklärte dasselbe die feinsinnige Mutter, Tochter eines Wasserbaumeisters und Schwester eines begabten Münchener Malers, der leider frühzeitig gestorben ist. Wenn die Hausfrau in der Dämmerstunde so prächtig alte Geschichten und Märchen erzählte, lauschten die Knaben und besonders unser sehr empfänglicher Paul sog, wie sich denken läßt, mit vollen Zügen die Poesie des Wunderlandes ein, das die Mutter ihm erschloß. Kam der Großvater oder der Onkel zum Besuch, so ging die Freude erst recht an, zumal der Maler für seine Neffen die lebhafteste Zuneigung hegte. Denkt man sich hinzu die herrliche Umgebung, den stuhenden Strom, die sonnebeschiedenen Nebenhügel, die erinnerungsreichen Bauwerke, die aus dem Genie der Kölner Dombauhütte entstandene Katharinenkirche, so lassen sich zur Genüge die Beweggründe für den Vorsatz des Knaben erkennen, demnächst ein Baumeister oder ein Maler zu werden. Daß zur Ausführung dieses Vorsatzes ein tüchtiges Können im Zeichnen erforderlich sei, empfand er lebhaft, und so besuchte er neben der Volksschule schon frühzeitig mit regem Fleiße die Handwerkerschule seiner Vaterstadt.

Für die damalige Zeit war es eine tüchtige Anstalt, wie denn überhaupt die Hebung des Handwerkerstandes durch Unterricht im Zeichnen und in einigen realen Wissenschaften schon zu einer Zeit in Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt als nothwendig erachtet und gefördert wurde, da das Fortbildungsschulwesen in Preußen noch in den Windeln lag. Für die bedeutenden Fortschritte, die der Knabe unter der Anleitung des schlichten, aber kundigen Lehrers machte, ist bezeichnend so ein breit und flott getuschtes gothisches Capitell von der Kanzel aus dem Dome zu Ravello, das in den Mappen des Künstlers treu bewahrt wird, und vor allem die bemerkenswerthe Thatsache, daß er für die Katharinenkirche nach den im Gotteshause verstreuten Echerben die Entwürfe und Cartons zu drei Chorfenstern zeichnete welche zur Ausführung gelangten und heute noch in feuriger Farbenpracht, unter den Strahlen der Sonne erglänzen. Für einen Fünfzehnjährigen waren es Leistungen, welche zu hohen Erwartungen für die Zukunft berechtigten.

Die Nothwendigkeit einer weiteren Ausbildung brachte dem angehenden Jüngling den ersten bitteren Schmerz, die Trennung vom Vaterhause — es ward beschlossen, daß er die Realschule in Darmstadt besuchen sollte. Aus dem traulichen Städtchen ging es, nach des Knaben Begriffe, in die Großstadt. Auf seine ganze Entwicklung übte der Darmstädter Unterricht den förderndsten Einfluß aus. Nach einem einjährigen Besuche der Realschule

gewährte ihm besonders die später zum Polytechnikum erweiterte Gewerbeschule, auf welche er übergesiedelt war, wesentlichen Nutzen. Unter der trefflichen Leitung des damaligen Directors Rülps erzielte man an der Anstalt vorzügliche Erfolge. Neben der Mathematik wurde dem Zeichenunterrichte, welchen der erfahrene August Lukas erteilte, für die Ausbildung der Schüler eine sehr erhebliche Bedeutung beigemessen.

In Hinblick auf solchen Einfluß und bei der ausgesprochenen Neigung des Jünglings für die Kunst ist es denn auch begreiflich, daß er sich mehr und mehr mit dem Gedanken vertraut machte, in die Gilde des hl. Lukas zu treten und sein Leben der Malerei zu widmen. Mit einem wahren Feuereifer wurde skizziert und aquarellirt — das Skizzenbuch war auf allen Ausflügen und bei allen Ferienbesuchen im schönen Heimatsstädtchen der getreueste Begleiter. Landschaften, Burgen, Kirchen, Ornamente, bemerkenswerthes Geräth aus alter Zeit, Holzschnikereien, Glasgemälde wurden mit sicheren und charakteristischen Strichen hingeworfen. Vor allem aber trat ein unleugbares Talent hervor, fesselnde Typen mit treffendem Ausdruck der Physiognomie wiederzugeben. Wer des Künstlers Skizzenbücher aus damaliger Zeit durchblättern darf, wird erstaunt sein über die Frische der Auffassung, die Schärfe der Darstellung und das materische Empfinden, welche ihm aus dieser Fülle der Jugenleistungen entgegenleuchten. Die ganze Bevatterschaft, verschiedene Eigenportraits, köstliche und humorvolle Typen aus Stadt und Land erscheinen in diesen Blättern. Eine besondere Verehrung ist dem Herrn Weinschütz, dem ehrsamem, mit der todbringenden Büchse bewaffneten Wächter der Weinberge, welcher vor der Traubenreife das minder einträgliche Geschäft eines Glückshusters oder Schneiders betrieb, entgegengebracht. Hoffentlich werden sich in der Folgezeit diese Mappen weiteren Kreisen öffnen und ihnen frohen Genuß gewähren.

Als der Ahtzehnjährige seine Studien auf der Gewerbeschule beendete, trat die endgiltige Wahl des Berufes an ihn heran. Einen harten Kampf mag es ihm gekostet haben, dem Wunsche, Maler zu werden, zu entsagen und nach dem Rathe des Vaters die Architektenlaufbahn zu ergreifen. Aber die anfängliche Bedrückung wandelte sich allmählich in Lust und Liebe zu dem gewählten Berufe um.

Es war im Jahre 1859, als Wallot das Polytechnikum in Hannover bezog. Die Wahl dieses Studienortes ist begreiflich, denn der Ruf Karmarsch's, des berühmten Technologen, welcher damals Director der Hochschule war, lockte ebenso sehr wie die rein künstlerischen Bestrebungen, welche während der Folgezeit in der Hannover'schen Architektenschule, die, getreu den Manen Ungewitter's, die Pflege der deutschen Gothik und das schöne Ausprägen der Construction im Bauwerke bei Verwendung echten Materials auf ihr Panier geschrieben hat, zum vollgiltigen Ausdruck gekommen sind. Zuerst hatte zu jener Zeit den Lehrstuhl für Gothik inne; er fand in dem jungen Wallot einen eifrigen Schüler. Wie zu den gothischen Studien und der Beschäftigung

mit der Bauconstruction, die von Debo gelehrt wurde, zog es den jungen Akademiker auch zur Mathematik hin, deren Lehrer Francke war. Die strenge Folgerichtigkeit dieser exakten Wissenschaft erschien dem Jüngling tief verwandt dem architektonischen Aufbau, und zudem gestand er sich, daß es für den Architekten mit dem Zeichnen allein nicht gethan ist. Während seines ganzen Studiums haben ihn denn auch Mathematik und Statik in hervorragender Weise beschäftigt.

Der Aufenthalt in Hannover, wo übrigens Hase schon längst eine erfolgreiche Thätigkeit nach der Richtung der mittelalterlichen Architektur entwickelt hatte, dauerte nur ein Jahr — es zog Wallot weiter nach Berlin. Die Mehrheit der Berliner Baukünstler folgte noch den Traditionen der Schinkel'schen Schule, zumal sie in Bötticher's ausführlicher und systematischer Darlegung der architektonischen Formensprache der Hellenen die wissenschaftliche Grundlage für ihre Thätigkeit gefunden hatte. Andere waren jenem strengen Classicismus nicht geneigt und verspürten Renaissancegelüste, die denn auch in der Profanarchitektur besonders durch französische Motive befriedigt wurden. Die Berliner Bauakademie hat zu jener Zeit unter dem Uebergewicht der hellenischen Richtung eine gewisse Einseitigkeit gezeigt, welche vielleicht künstlerisch veranlagten Naturen, die freiere Regungen verspürten, nicht zugefagt hat. Gleichwohl müssen die Vorzüge ihrer strengen Schulung anerkannt werden.

Wenn Wallot bereits nach einem Semester Berlin verließ, so lag der Grund denn auch keineswegs in jener Richtung der Akademie, der er noch jetzt in Dankbarkeit gedenkt, sondern in der Absicht, an der Universität zu Gießen das Facultätsexamen, den ersten Theil des Staatsexamens und Vorbedingung zum Eintritt in das großherzoglich-hessische Staatsbaufach, abzulegen. Die Technische Hochschule in Darmstadt bestand damals noch nicht, und so war denn mit der Gießener Universität ein Lehrstuhl für die Baukunst verbunden, welchen zu jener Zeit von Ritgen inne hatte. Berücksichtigt man, daß die Privat-Architekten damals noch in enge Bande geschnürt waren, und daß sich ihnen keine Gelegenheit zur vollen Entfaltung ihrer künstlerischen Kraft bot, so erscheint der Wunsch des jungen Akademikers nach einem Amte im Staatsbauwesen oder zum mindestens nach einem legitimirenden Zeugniß über ein bestandenes Examen sehr natürlich. Von Ritgen hatte mit der Restauration der Wartburg, seinem bedeutendsten Lebenswerk, schon längst begonnen, aber das Versenken in den mittelalterlichen Burgenstil hatte ihm die Verehrung für Bötticher's „Tektonik der Hellenen“ nicht geraubt, und so trug der Lehrer seinen Schülern fleißig aus diesem Buche vor.

Der Erfolg der Prüfung war für Wallot, nachdem er sich ein Jahr zum Examen vorbereitet, ein guter — seinem Eintritt in den Dienst seines engeren Vaterlandes stand nichts mehr im Wege. Ueber die Thätigkeit welche er nunmehr in seiner neuen Würde zu entwickeln hatte, läßt sich nicht viel berichten — sie bestand im Protokollführen bei Sitzungen, in der Her-

stellung zeichnerischer Arbeiten und in der Leitung auf der Baustelle. Vornehmlich hat ihn der Neubau eines Rath- und Spritzenhauses in Fränkisch-Grumbach beschäftigt. Wenn der gebotene Wirkungskreis auch ein angemessener war und sogar Gelegenheit bot, recht nützliche Erfahrungen zu sammeln, so drängte es doch den jungen Beamten zu einer weiteren Vertiefung seines künstlerischen Könnens und zu größeren Aufgaben. Dieser Drang war mächtiger als die Vortheile, welche eine Beamtenlaufbahn bot. Es reifte denn auch der Entschluß, die neue Thätigkeit aufzugeben und nochmals nach Berlin zu ziehen.

Nachdem Wallot ein Jahr im großherzoglich-hessischen Dienst gearbeitet, finden wir ihn im Jahre 1865 wieder in der preussischen Hauptstadt. Hier wird zunächst noch ein Semester fleißig auf der Bauakademie gearbeitet, um dann in die praktische Atelierthätigkeit einzutreten — es erschließt sich ihm das Atelier von Martin Gropius. Und nun beginnt die Künstlerlaufbahn.

Gropius war ein strenger Classicist, der zu Bötticher in innigen Beziehungen stand, eine fein empfindende Natur, deren Einfluß auf junge Fachgenossen um so nachhaltiger war, als sie ihre Lehren und Mahnungen stets in der liebenswürdigsten und wohlwollendsten Weise gab. In des Meisters Atelier ließ sich etwas lernen, zumal sich schon zu jener Zeit die Baukunst in Berlin zu heben begann und auswärtige Aufträge nicht ausblieben. Die Anstrengungen Gropius' zur Hebung des Ziegelbaues, zur Einführung der Farbe in die Architektur und seine Bedeutung als Ornamentiker sind allgemein bekannt und gewürdigt worden. Ein in der Entwicklung begriffener Künstler konnte unter einem solchen Führer, mochte er auch gerade nicht erfindungsreich sein, nur eine nachhaltige Förderung erfahren.

Das Streben, zur Höhe der Kunst hinauszubringen, verleiht jungen Leuten eine große Beweglichkeit und Lust zur Veränderung. So sehen wir auch Wallot nach einiger Zeit das Atelier Gropius' mit jenem von Richard Lucae vertauschen und sich hier den freieren Renaissancebildungen dieses schönheitsdurstigen Meisters, der mit ihnen den praktischen Bedürfnissen der modernen Zeit bestens entgegenkam, mit regem Eifer zuwenden. Dann tritt er in das Atelier Hitzig's ein. Das große Hauptwerk dieses Mannes, die in ernsten Renaissanceformen gehaltene Berliner Börse, stand schon vollendet da. Eine Fülle anderer bedeutender Aufträge war gefolgt, und der junge Wallot fand hinreichende Gelegenheit, sich fortzubilden. Seine hervorragende Befähigung im Zeichnen und Aquarelliren veranlaßte, daß er vorzugsweise zur Ausföhrung perspektivischer Ansichten von Concert- und Theaterföhlen und zur Mitarbeiterföchaft an dem schönen Palazzo Kronenberg für Warschau herangezogen wurde.

Aber wieder regte sich in ihm der Drang nach Veränderung — Italien lockt ihn, und im Jahre 1867 macht er sich auf, um endlich das Wunderland und dessen Kunst zu schauen. Der Künstler, der im Hinblick auf seine Herkunft und sein erstes Studium in Hannover prädestinirt schien,

ein Verfechter mittelalterlicher Baukunst zu werden, erkennt nunmehr, daß sein Herz der italienischen Renaissance schlägt; und doch hat ihn diese Erkenntniß in der Folgezeit nicht verhindert, auch in die Kunst des Mittelalters tief hineinzubringen und derselben eine Befruchtung der Gedanken zu entnehmen.

Nach einem längeren Aufenthalte in Oberitalien läßt sich Wallot im Jahre 1869 als selbständiger Architekt in Frankfurt a. M. nieder. Er hat sich ein freundliches Hauswesen gegründet und entfaltet unter den günstigen Verhältnissen, welche die politischen Wandlungen geschaffen, in der schönen Mainstadt eine ausgebreitete Bauthätigkeit. Nach dem deutsch-französischen Kriege wächst diese Arbeit mehr und mehr. Wie überall im deutschen Reiche, so nimmt auch in Frankfurt die Lust an baulicher Verschönerung, an großartigen Anlagen, an der Pflege von Kunst und Kunstgewerbe in bedeutendem Maße zu. Ein neues, frisches und frohes Leben, ein wahrhaft begeistertes Streben beginnt, und die Renaissance feiert Triumphe. Zahlreiche Wettbewerbe werden ausgeschrieben, und unser Künstler ist nicht derjenige, welcher sich scheut, mit anderen Fachgenossen seine Kraft zu messen — er tritt frisch auf den Plan und erringt Erfolge, wie sie wenigen Meistern beschieden sind. Bei dem Wettbewerb um das Niederwalddenkmal wird er mit einigen anderen Künstlern zu einer engeren Concurrenz herangezogen, aus der aber Schilling als Sieger hervorgeht. In Dresden gewinnt er im Jahre 1874 den ersten Preis für seinen Entwurf zu einer Friedhofsanlage an der Kreuzkirche. Dann folgt ein zweiter Preis für den großartigen Entwurf zur Bahnhofsanlage in Frankfurt a. M. und ein solcher für den Entwurf zur Stephanienbrücke in Wien. Die Krone des Erfolges aber bildet der erste Preis für seine meisterliche Arbeit zum Hause des deutschen Reichstages. Er siedelt im Jahre 1882 nach Berlin über, um hier den gewaltigen Bau zu errichten, der nunmehr äußerlich fast vollendet ist und hehr und großartig dasteht.

Dieses in kurzen Zügen geschilderte Schaffen wurde mehrfach unterbrochen von Reisen nach Italien. Gegenstand der Studien waren dort besonders die Werke des Sanmichele und vornehmlich des Palladio in Verona und Vicenza. Es ist der treffliche Bluntzschli gewesen, welcher Wallot auf jene beiden genialen Meister der Palastarchitektur hingewiesen hat. Mit dem gleichaltrigen Fachgenossen, der vom höchsten Streben erfüllt war und sich als echte Künstlernatur zu erkennen gab, hatte sich bald in Frankfurt ein freundlicher und anregender Verkehr entsponnen. Fruchtbare Gedanken wurden ausgetauscht und in so manchen Gesprächen über die architektonische Ausdrucksweise der großen Theoretiker, eines Vignola, Serlio, Palladio und Scamozzi, geredet. Da war es Bluntzschli, welcher ihm die Augen für die Eigenart und die Größe des Palladio erschloß. Als unser Künstler wiederum seine Schritte Italien zulenkte, geschah es in der Absicht, dem gegebenen Winke zu folgen und Palladios Paläste zu ergründen. Was der säulen- und

hallenreiche Palazzo Chiericati und die anderen Paläste des großen Meisters von Vicenza dem Auge des nordischen Mannes geboten, hat reiche Frucht getragen — die meisterliche Raumbehandlung, sowohl des Grundrisses, als des Aufrisses, welche sich in der Gliederung und Vertheilung der Massen und im Zusammenfassen derselben zu einer einheitlichen und großartigen Gesamtwirkung zu erkennen giebt, sowie die Sicherheit und Originalität, die einzelnen Glieder für jeden Fall neu und anders zu gestalten: die mit diesen Worten von Dürckhardt treffend gekennzeichnete Kunst des Palladio ist es auch, welche an dem deutschen Reichstagshause zum Ausdruck gelangt. Wer sich in den stolzen Bau vertieft, empfindet, daß ihn ein Künstler geschaffen, der das Geheimniß des großen Italieners erforscht, an dem Erforschten erstarkt ist und mit eigener Meisterschaft unter strenger Berücksichtigung des modernen Bedürfnisses und Empfindens weiter gebildet hat, auf daß sein Werk die monumentale Macht und Größe gewinne, wie jene des Altmeisters, und als ein die wiedergewonnene Einheit feierndes „hohes Lied in Stein“ dastehe.

Es dürfte überflüssig sein, auf die Vorgeschichte des Baues, die allgemein bekannt ist, zurückzugehen. Man weiß, daß der Künstler seinen ersten Entwurf mehrfach umarbeiten mußte. Ursprünglich waren die Haupträume in das Obergeschoß gelegt und neben der West-Ost-Achse, die vom Königsplatze zur Sommerstraße führt, auch die Querachse ausgebildet worden. In den folgenden Bearbeitungen wurde das hohe Erdgeschoß zum Hauptgeschoß umgewandelt, die Durchführung der Querachse aufgegeben, die vier symmetrisch angelegten Höfe zu zwei größeren zusammengezogen und endlich nach verschiedenen Aenderungen ein über dem großen Sitzungssaale, dem Kern des Gebäudes, projectirter hoher Kuppelaufbau zu geringerer Höhe herabgemindert und zu einem Oberlicht ausgebildet. Aus dieser Wandlung des ersten Entwurfes ist der Bau hervorgegangen, wie er sich nun darbietet.

Die Größenverhältnisse spielen bei einem Gebäude eine der wesentlichsten Rollen. Eine Fläche von rund 11638 Quadratmetern ist bebaut worden. Die Länge mißt 131,80 m und die Breite 88,30 m. Vier Thürme von vierseitiger Gestalt steigen an den Ecken des in Sandstein ausgeführten Baues hoch über die Attika empor, um in Gegenwirkung zu treten zu dem aus der Mitte sich erhebenden kuppelartig in Eisen ausgebildeten Oberlicht, welches ein reizvoll ausgebildetes Thürmchen, die sogenannte Laterne trägt. Jeder der vier Frontseiten ist ein Portal eingefügt. Portale und Eckthürme, diese auf jeder der beiden sichtbaren Seiten mit zwei vortretenden gewaltigen Säulen, haben reichen Schmuck an Ornament und Figuren erhalten, während die zwischen ihnen eingefügten Frontflächen einfacher behandelt und durch Pilaster, am Königsplatze aber durch Halbsäulen gegliedert sind. Nach dem Königsplatze wendet sich eben die Hauptfront. Ihr gegenüberstehend, wird man, sofern einige noch vorhandene Gerüste gefallen sind, einen besonders großartigen Eindruck gewinnen. Dort an den beiden Enden der lang gestreckten Fassade die hochragenden Thürme, an den Ecken über der Attika gekrönt von

prächtigen Gruppen knabenhafter Genien, welche im Triumph die Kaiserkrone in die Luft recken. Hier in der Mitte, über der großen Freitreppe und Auf-
fahrt, in festlicher Pracht die gegiebelte Säulenvorhalle des Hauptportals, über
welcher sich mehr nach rückwärts auf hohem Unterbau die von Reinhold Begas
modellirte und von Seitz in München in Kupfer getriebene Idealgruppe einer
hoch zu Ross sitzenden Germania und zweier Geniengestalten erheben wird,
während im Hintergrunde goldschimmernd die Kuppel mit dem säulengeschmückten
Thürmchen emporragt, dieses des Reiches Kleinod, die goldene Kaiserkrone
tragend. Monumentale Wirkung, gepaart mit edler Schönheit und maßvollem
Reichthum, wird von diesem Gesamtbilde ausgehen.

Der als Oberlicht gestalteten Kuppel wendet sich selbstverständlich eine
ganz besondere Aufmerksamkeit zu. Es mußte gefahrvoll erscheinen, bei einem
solchen Monumentalbau das Eisen in einer solchen Ausdehnung an beherrschender
Stelle zu verwenden.

Eisen und Stein, beide so verschieden in dem Verhältniß ihres Querschnittes zur Festigkeit, zu einer monumental wirkenden Einheit zu verbinden,
ist so schwierig, daß Semper wohl zu entschuldigen ist, wenn er in einem
vor Jahren erschienenen Aufsatze „Ueber Wintergärten“ etwas skeptisch über
eine glückliche Lösung urtheilt. Inzwischen sind in der Ausbildung und An-
wendung der Eisenconstructionen Fortschritte gemacht worden, welche jenen
Skepticismus nicht mehr zutreffend erscheinen lassen. Nichtsdestoweniger zeugt
Ballot's Vorgehen von bewundernswerther Kühnheit, und zwar um so mehr
als er, getreu dem Grundsatz, daß bei Schöpfungen der Architektur das
Aeußere ihres inneren Wesens Spiegel sein soll, die Kuppel scharf und klar
als Oberlicht gekennzeichnet hat. Es bildet diese meisterliche Lösung, den
Mittelaufbau in getreuer Ausprägung seines wahren Wesens und seiner Be-
stimmung in die Monumentalwirkung des Baues als berechtigten und schönen
Theil eingefügt zu haben, eine der hervorragenden Leistungen moderner
Architektur. Wird hier und da vielleicht bedauert, daß nicht der früher ge-
plante Kuppelaufbau ohne Oberlicht zur Ausführung gekommen ist, weil der-
selbe großartiger gewirkt habe, so läßt sich dieses Bedauern kaum theilen,
denn es kann und darf nicht Aufgabe der Architektur sein, das Zweckmäßige
zu Gunsten des Decorativ-Zweckmäßigen hinten anzusetzen.

Dringt man tiefer in die figuralen und ornamentalen Details des Baues
ein, so wird zu bewundern sein, wie feinsinnig und originell Alles gestaltet
und zu der Bestimmung des Baues in Beziehung gesetzt ist. Wird es den
Meistern der figuralen Plastik auch leicht, abstracte Gedanken concret auszu-
drücken, so ist es um so schwieriger, die Ornamentik, sofern sie nicht in-
different sein soll, zu durchgeistigen, ihr eine Bedeutung zu verleihen, welche klar
verstanden wird, und sie gleichsam zu einem sprechenden Gliede zu machen.
Auch in dieser Beziehung hat Ballot eine seltene Meisterschaft bewiesen.
Was da schmückt, erzählt von Kaiser und Reich, von der Einigung der
deutschen Stämme, von unseren Strömen, unseren Landgebieten, unserem

Schaffen auf hervorragenden Gebieten menschlicher Thätigkeit und von unserer Pflege idealer Güter. In dem Figurenschmuck, welche Künstlerhände geschaffen, klingen diese Schüberungen gleichsam in vollen Accorden aus. Aus sprudelnder Erfindungskraft und echtem Schönheitsgefühl ist diese Ornamentik geboren; sie ist originell durch und durch; sie fügt sich, wohl berechnet in Bezug auf Licht- und Schattenwirkung, ohne Annäherung den Fronten ein. Wenn von Seiten kundiger Männer der Heraldik getadelt wird, daß die Wappen und Kronen, welche als Schlußsteine den Fenstern der beiden Seitenfronten und jenen der Front an der Sommerstraße eingefügt sind, nicht richtig sind, so mag daran erinnert werden, daß die Aufgabe der Kunst nicht darin besteht, nach einem überlieferten Formencanon zu schaffen, um unabwendbarer Erstarrung zu verfallen, sondern daß sie frisch und lebendig im geklärten Geiste ihrer Zeit weiter zu schaffen und zu bilden hat. In dieser Auffassung hat bisher auch der Künstler sein gewaltiges Werk bis zum kleinsten Detail durchgebildet, und darum wird dasselbe auch, soweit nicht menschliche Vorausicht täuscht, auf lange Zeit hinaus fruchtbare und belebende Anregung den Jüngern der Architektur und der verwandten Künste bieten.

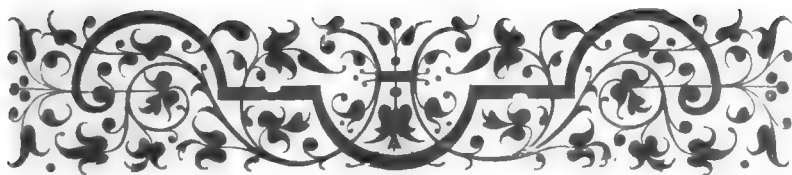
Ueber den Figurenschmuck an den Fronten ließe sich in weiterem Rahmen Vieles mittheilen, so aber mögen nur kurze Hinweise genügen. Jeden Thurm zieren vier Figuren, welche in stolzer Höhe über dem Gebälk der Säulen stehen und die Kräfte versinnbildlichen, auf welche sich ein wohlgeordnetes Reich gründet. An dem einen Thurm sind die Aeußerungen der ausübenden Staatsgewalt: die Wehrkraft zu Wasser, jene zu Lande, die Rechtspflege und die Staatskunst, an dem zweiten die ethischen Elemente der Volksbildung: Unterricht, Erziehung, Kunst und Literatur, an dem dritten die Gewerbe der Volksernährung: Ackerbau, Viehzucht, Bier und Wein, und an dem vierten Handel und Industrie: Großindustrie und Handel nebst Schifffahrt, Electricität und Kleinhausindustrie, verkörpert. Schöpfer dieser Colossalwerke sind die Bildhauer Maïson, Prof. Volz, Schierholz, Behrens, Prof. Lessing, Diez, Prof. Eberlein und Eberle. Schon aus dieser Namensübersicht ist ersichtlich, wie man aus dem Norden und dem Süden des Reiches die künstlerischen Kräfte zum würdigen Schmuck des Baues herbeigeht hat.

Im Giebelfelde des Portal-Ausbaues am Königsplatze wird eine sehr figurenreiche Composition von Prof. Schaper Platz finden. Sie zeigt in der Mitte das Wappenschild mit dem deutschen Reichsadler, dieser flankirt von den heroischen Gestalten eines Preußen und Bayern, denen sich ideale Gruppen als Vertreterinnen der Kunst und Wissenschaften, des Handels und der Industrie anschließen. Oben in beherrschender Höhe, wird, wie schon erwähnt, die Begas'sche Colossalgruppe mit der hoch zu Ross einherreitenden Germania und den begleitenden Genien einen hoch idealen Abschluß bilden. In der Halle selbst werden an den Rückwänden zwischen jedem der äußersten Säulenpaare die nach Wallot's Zeichnungen von Prof. Lessing modellirten

hochanstrebenden Reliefs, welche unsere beiden Grenzströme, den Rhein und die Weichsel, allegorisiren, eingefügt. Diese Allegorisirung unserer vaterländischen Flüsse und Ströme findet ihre Fortsetzung in den mächtigen Schlußsteinen der Bogenfenster des Hauptgeschosses, und zwar in ausdrucksvollen Köpfen mit charakteristischem Beiwerk — Schöpfungen des Prof. Wiedemann in Frankfurt am Main. Weist man noch auf den reichen Schmuck des Mittelbaues in der Langfront an der Sommerstraße und der Portale an den Seitenfronten hin, wo in jedem Giebelfelde der deutsche Adler seine Fittige ausbreitet, während oben über dem Hauptgesims auf hoch ragenden Postamenten zwei schlangenvernichtende Adler schweben, so läßt sich einigermaßen eine Vorstellung von der Bedeutung und dem Umfange der an den Fronten des Baues entwickelten künstlerischen Arbeit gewinnen.

Die Ausstattung des Innern ist vom Künstler nicht minder schön geplant. Nicht mit einem Uebermaße von Mitteln soll ein übertriebener Reichtum an effektvollen Decorationsstücken geschaffen werden, wohl aber soll Alles der Würde und der Größe des Reiches entsprechen und in echtem Material hergestellt werden. Sparsamkeit in der Gewährung der nothwendigen Mittel wäre sicherlich eine Verjüngung gegen die Kunst und die nationale Wohlfahrt, denn es pflegt sich aus der würdigen Lösung solcher Aufgaben ein befruchtender Segen auf Kunst und Handwerk zu ergießen. Wenn Frankreich auf den einschließlichen Gebieten sich einer hohen Blüthe rühmen kann, so verdankt es dieselbe nicht zum geringsten dem richtigen Ermessen seiner Herrscher und Staatsmänner, welche die Aufführungen großer Monumentalbauten als das nothwendige Übungsfeld für die Jünger der Kunst und des Kunsthandwerkes betrachteten. Mögen nach diesen Gesichtspunkten auch diejenigen Mittel freigebig gewährt werden, welche erforderlich sind, um die Räume, insbesondere die Eingangshallen, die Voräle für den Reichstags-Vorstand und Bundesrath, die große Wandelhalle und das Herz des Baues, den Sitzungs-saal, in einer Weise zu schmücken, daß ihre Wirkung dem herzerhebenden und großartigen Eindruck, welchen das Aeußere des Baues hervorruft, entspricht. In die Jahrhunderte wird dieser Bau hineinragen als ein Monument, das an eine große Zeit gemahnt. Mag er, wie es seines großen Baumeisters heißer Wille ist, auch dastehen als ein glänzendes Zeugniß, daß diese Zeit groß und vornehm in Sachen der Kunst dachte.





Leidgenossen.

Von

Friedrich Spielhagen.

— Berlin. —

I.

Mir wollte stets das Herz von neuem bluten,
Wann ich ihn las, des Weltumseglers Sang
In der Terzinen feierlichem Klang
Von jenem Felsen in des Meeres Fluthen,

Umlodert von der Trope Feuergluthen,
Auf dessen schroffem, gastfeindlichen Hang
Nur, wenn des Wegs Unendlichkeit sie zwang,
Der Küstensegler Schwärme willig ruhten,

Bis jener Zufall, den ihr Schicksal nennt,
Sich einen Menschensohn hat auserkoren
Im ziellos hingegoffnen Strom der Zeit:

Wo jedes zähste Gras und Moos verbrennt,
Sollst du erdulden, hilflos, weltverloren,
Das Martyrthum vollkommner Einsamkeit!

II.

Und schauernd fragt man: wie hast du ertragen,
 Du armer Mann, des Taifuns wilde Wuth,
 Des Regens Kälte und der Sonne Gluth,
 Des Durstes Brand, des Hungers grimmes Nagen?

Bei deines nackten Leibes Höllenplagen
 Nichts zur Gesellschaft als der Mäwen Brut,
 Die aus der steilen Klippen sichrer Hut
 Mit gellem Lachen höhnten deine Klagen?

O, schlimmer Graus! O, namenlose Pein!
 Und ach! du Unglücksel'ger, nimmer wieder
 Sollst du dich mischen in der Freunde Schaar,

Wie einstmals, als im duft'gen Myrtenhain
 So hell zur Laute tönten eure Lieder,
 Und droben stand der Vollmond leuchtend klar.

III.

Du hast gelernt entbehren, dulden, schweigen.
 Nun aber strahlt dir durch die finstre Nacht
 Der Glanz der Augen, die so hold gelacht,
 Als ihr zum ersten Mal beim Klang der Geigen

Euch schwanget in dem wechselvollen Reigen,
 Und euch ergriff der Liebe heil'ge Macht.
 Und sie ward dein. Die göttergleiche Pracht
 Des schlanken Leibes gab sie dir zu eigen

Und ihre süße Seele in den Kauf.
 Und niemals, niemals wieder sollst du trinken
 Nur einen Tropfen dieser sel'gen Lust;

Mag auch die Sonne tausendmal den Lauf
 Beginnen und zum glühen Osten sinken, —
 Nie wieder sollst du ruh'n an ihrer Brust!

IV.

Das ist der schärfste Dorn in deiner Krone,
Er dringt dir durch das Hirn in's tiefste Herz. —
Nun denn! und diesen allergrimmsten Schmerz,
Du theilst ihn doch mit manchem Erdensohne,

Dem d'rum, wie dir, das Leben ward zur Frohne;
Und seine Lippe kennt nicht mehr den Scherz;
Die scheuen Blicke irren niederwärts,
Und jede Sonne hebt sich ihm zum Hohne.

Und steht verlassen in des Marktes Drang,
Der ihn umrauscht mit seinem wirren Tosen,
Wie du in deines Meeres Wüstenei;

Und seine Pulse klopfen dumpf und bang;
Von jeder Nacht, der langen, schlummerlosen,
Wünscht er, wie du, daß sie die letzte sei.

V.

Ich drücke dir die Hand, mein Leidgenosse!
Dir ward und mir dasselbe bittre Loos:
Dir auf dem Eiland in des Meeres Schooß,
Mir in dem tausendköpf'gen Menschentrosse;

Du, starrend auf das Spiel der Wellenrosse,
Ich in der Lebensbrandung wild Getos;
Du auf dem Felsen ohne Gras und Moos,
Ich in des Glückes vielumworb'nen Schlosse.

Und gar um Eines, Freund, beneid' ich dich:
Du darfst, pakt dich der Schmerz, laut um sie weinen,
Es hört dein Klagelied kein sterblich Ohr;

Der Menge gier'ger Blick umlauert mich,
Und heiter muß ich einer Welt erscheinen,
Die mir verdämmert in dem Thränenflor.

VI.

Und noch um dies: Als du durch's Meer gezogen,
Da kam der Sturm, der dir dein Schiff zerschellt',
Die Woge, die dich ausspie aus der Welt —
Blind ist der Sturm, und sinnlos sind die Wogen.

Als ich ward um mein Herzensglück betrogen, —
Es prangte wolkenlos das Himmelszelt,
In Frieden ruhten Wald und Wies' und Feld,
Und durch den Aether Frühlingsvögel flogen —

Da schlich heran der Menschen Überwitz
Und schnürte mich in seine schnöden Bande,
Entehrte mich zu seiner Sakung Knecht:

Den Ausschlag gebe immer der Besitz.
Das gelte so durch alle Christenlande;
Wer im Besitze, der sei auch im Recht!

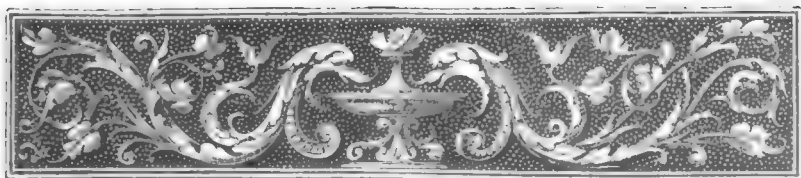
VII.

Und also, rechtlos denn, sind wir geschieden,
Es führt kein schmalster Pfad, mein Lieb, zu dir;
Wie du auch prangst in deiner Schönheit Zier,
Ich seh dich nimmer-nimmermehr hienieden.

Und ob wir tausend wilde Pläne schmieden,
Sie setzten tausend Wächter dir und mir,
Daß wir nicht fliehen aus des Rechts Revier
Und stören des Besitzes heil'gen Frieden.

Salas y Gomez! O, jetzt weiß ich wohl,
Weshalb so tiefes Grausen mich ergriffen,
Trat je vor meinen Geist dein düstres Bild!

Ich sah schon in der Brandung, dumpf und hohl,
Mein Glückeschiff zerschellen an den Riffen —
Der Alltagstugend mitleidlosem Schild.



Friedrich Spielhagens Gedichte.

Don

Paul Lindau.

— Dresden. —



Seit Spielhagens erstem schriftstellerischen Auftreten sind fünfunddreißig Jahre verflossen, und jetzt erst kommt er mit einem ersten Bande Gedichte heraus. Es ist ein Band von bescheidenen Verhältnissen, wie ihn dem Umfange nach jeder rechtschaffene deutsche Wald- und Wiesenidyller alljährlich zum mindesten einmal mühelos zu Stande bringt. Auf jedes Jahr der schriftstellerischen Thätigkeit Spielhagens kommen wohl kaum mehr als sieben bis acht Seiten. Unser Dichter gehört also, wie man sieht, nicht zu den Leuten, bei denen sich eine jede mehr oder minder echte Empfindung, ja jede verschwommene Regung, jeder zufällige Einfall sogleich in klingende Reime umsetzt. Er bedient sich vielmehr der gebundenen Form nur dann, wenn ihm zum Ausdruck dessen, was er zu sagen hat, Rhythmus und Reim geradezu aufgenöthigt werden. So ist er denn in Wahrheit das, was Goethe im vornehmen Sinne des Wortes den „Gelegenheitsdichter“ nennt. Er beherzigt Geibels Rath: er schweigt, wenn ihm „vom Ueberflusse tönend nicht die Seele schwillt.“ Giebt er aber seinen Gedanken und Empfindungen die anspruchsvolle Form des Verses, so darf man sich darauf verlassen, daß er diese Form mit peinlichster künstlerischer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit pflegt, daß er nicht ruht und rastet, bis er in formaler Beziehung das Höchste des Erreichbaren erkommen hat.

Formal sind diese Gedichte denn auch ganz meisterlich. Bis auf wenige Ausnahmen — und auch diese Ausnahmen scheinen zur Bekräftigung der Regel durchaus beabsichtigt zu sein — stellen sich die Reime in fröhlicher Zwanglosigkeit dar. Scheinbare Härten und burschikose Nachlässigkeiten in der

Sprache, die im ersten Augenblick überraschen mögen, erweisen sich der aufmerksameren und tiefer eindringenden Prüfung als wohlüberlegte Absichtlichkeiten. Spielhagen läßt in seinen Versen niemals fünf gerade sein; und stößt man auf Absonderlichkeiten, die die Verskünstler der strengsten Observanz, die Anhänger Platens und Geibels, als Incorrectheiten ankreiden würden, so wird man, wenn man nur genau hinsieht, gar bald erkennen, wie gerade sie der getreue Ausdruck seiner Eigenart und seines Temperaments sind. Just so, wie er es sagt, will er es gesagt haben, nicht gefeilter, nicht runder, sondern in diesem bestimmten Falle so hart und kantig, wie es dasteht.

Im Inhalt weist das kleine Buch eine große Mannigfaltigkeit auf. So wenig ich ein Freund von Classificirungen und Rubricirungen bin, treten hier einzelne Gruppen doch in zu scharfer Absonderung von einander auf, als daß es möglich wäre, sie zu einer allgemeinen Betrachtung zusammenzuziehen. Sie haben eben nur das Eine gemeinsam: die scharf ausgeprägte starke Individualität des Dichters, die überall, auch da, wo sie sich episch verstecken möchte, deutlich hervorspringt.

Mit dem scharfen Auge des Beobachters sieht Spielhagen die Verkehrtheiten und Verirrungen unserer Tage, und es reizt ihn, zu diesem und dem seine kritischen Glossen zu machen und in mehr oder weniger zahmen Reimen sein Urtheil zu sprechen. Die flotte Satire kommt namentlich in dem Distichenkranz „Fin-de-siècle“ zum Ausdruck. Mit vollem Freimuth, den man heutzutage gern Rücksichtslosigkeit nennt, rückt er denen auf den Leib, die ihm in ihrem Wesen und Wirken nicht zusagen, selbst wenn sie Romane dichten, und wenn die so gern angerufene collegialische „Zusammengehörigkeit“ nach weitverbreiteten Auffassungen ein verlogenes Schweigen zur Pflicht macht. Dem Dichter, der moderne Romane so wirksam in ein ägyptisches Gewand zu stecken weiß, Georg Ebers, widmet er gelegentlich die Verslein:

Und so schwimm' ich behaglich im heiligen Wasser des Nilus,
Das mit Palästen man stolz und Pyramiden umsäumt,
Seit ich mich höflich gewöhnt, ein Nöschchen zu nennen Narba
Und den privaten Docent, der es nicht pflückte, Pentour.

Die Meister der jugendlichen Ueberhebung läßt er sagen:

Wir sind Naturalisten und haben im kräftigen Urtschlamm
Unses erhabnen Genies; aber Poeten? — quod non!

Aber auch in zahlreichen anderen Gedichten, die in dem Werke zerstreut sind, gelangt die Satire zu scharfem und oft sehr glücklichem Ausdruck. Und bei denselben modernen Schriftstellern, den Naturalisten, Positivisten, Veristen und anderen Isten hat er schon vorher in dem Capriccio „Sommerfäden“ seine Karte abgegeben:

Armsel'ge Spötter, die ihr nicht begreiftet,
Wenn ihr es nicht mit plumpen Händen fasset;
Die ihr vergnüglich in dem Schlamme schleifet,
Was euch in euren schnöden Stram nicht passet;

Und was in edlen Herzen blüht und reifet,
So grünlich aus dem guten Grunde hasset,
Weil es euch zeigt in eurer ganzen Kleinheit,
Und an den Branger stellet die Gemeinheit.

Spielhagen gesteht einem Bismarck sehr wohl das Recht zu, sich mit Stolz einen Junker zu nennen. Indessen — quod licet Jovi . . .

Doch die, die blindlings folget, die Kohorte,
Dem Goliath, der ebnete die Bahn,
Hascht gierig nach dem übermüth'gen Worte;

Steckt pösig an den Hut den frechen Junker,
Und Jeder glaubt, er hab' was Recht's gethan,
Hat er sich weiblich aufgespielt als Junker . . .

Ihr thut mir leid, ihr Junker zweiter Klasse.
Wie ihr euch krampfet an des Hochmuths Sparren,
Man creditirt euch nicht die Schneid', die Berce.

Es lacht ob euch der Junker echter Rasse,
Und Einer zu dem Andern spricht mit Schmarren:
Nun ja, ein Kamerad — von der Reserve!

An die Verfechter der Sonntagsruhe und der Achtstundenarbeit richtet der Dichter die dringende Bitte:

Habt ihr für euch es durchgestritten,
So hemmet euren Siegerschritt
Und nehmt uns Arme freumblick mit.

Denn die grausamen Mäusen, die aus der Heidenzeit stammen, kümmern sich ja verwünscht wenig um Sabbatrube und wollen auch von der Achtstundenarbeit nichts wissen; die Grausamen respectiren nicht einmal die Nacht:

Da sind sie noch besonders munter
Und treiben's bunt und treiben's bunter,
Verdoppelnd unsrer Arbeit Qual,
Bis wir im Nebel des Chloral
Uns ihrer Frohnbe doch entwenden,
Für ein paar Stunden Ruhe finden.

Der satirisch-sarkastische Ton wird auch in dem Intermezzo „Nach antiken Motiven“ ausgeschlagen und durchweg festgehalten. Bei Spielhagen, der unter den modernen Dichtern vielleicht der leidenschaftlichste Verehrer der hellenischen Epik ist, mag die offenbar gewollte Respectlosigkeit, mit der er die antiken Stoffe behandelt, etwas Verwunderliches haben. Er lebt und weht mit seinem Homer. Unausgesetzt umschweben ihn bei seinem Dichten die Heldengestalten vor und hinter Trojas Mauern, und die Wesen, die den Olymp und den Hades bevölkern, stehen beständig vor seinem geistigen Auge. Ob er in seinem Studirzimmer sitzt oder am pommerschen Strande schlendert oder im Sande der Helgoländer Düne sich ausstreckt, — er denkt unwillkürlich an Charons Rachen, an die pfeilfrohe Artemis, an den Argostöbter, an Circe. Gerade bei Spielhagen also, der mit seinem Sinnen und Trachten so gern in die von Homers

Sonne beschienene Welt der Antike ausfliegt, berührt es seltsam, die hehren fagenhaften Gebilde der hellenischen Dichtung auf die bescheidenen Verhältnisse der modernsten Alltäglichkeit und Begreiflichkeit reducirt zu sehen. Er behandelt die unnahbar Lehren mit äußerster Nonchalance. Man könnte an die travestirte „Aeneis“ von Alois Blumauer denken; denn hier wie da wird mit denselben Mitteln dieselbe Wirkung erzielt: durch Anachronismen, durch die Anwendung der modernsten Begriffe und Thatfachen auf das Alterthum, durch die völlige Respectlosigkeit gegenüber den althehrwürdigen Göttern und Helben, und die scherzhafteste Unverfrorenheit, mit der das in unerreichbarer Höhe thronende Erhabene in den Staub unserer Alltäglichkeit gezogen wird, auf Kosten der Antike die Modernen lachen zu machen. Man könnte sogar an die ruchlos übermüthigen, aber unendlich witzigen und geistvollen Dichter, die dem frivolen Offenbach die empörend köstlichen Texte zu „Orpheus“ und der „Schönen Helena“ geschrieben haben, erinnern. Vielleicht auch an Heine und seinen gemüthlichen Verkehr mit der Schutzgöttin Hamburgs, die ihm Thee kocht und Rum dazu gießt, während sie selbst den Rum ohne Thee zu sich nimmt. An den und den mag man nebenher denken. Vor Allem aber ist es doch wieder Spielhagen selbst, der mit seinem ureigensten Wesen und in seiner eigensten Weise zu uns spricht.

Ob er mit dieser Darstellungsart nebenbei unserer neuesten Geschichtsschreibung, die es ja oft liebt, das Fernliegende durch Uebertragung auf Erscheinungen unserer Gegenwart „dem Verständniß nahe zu bringen“, die also Marc Anton auf dem Forum als einen flanirenden Pflastertreter auf dem Macadam und als einen Gigerl auf dem Wiener Ring schildert, einen kleinen Seitenhieb hat versetzen wollen, mag dahingestellt bleiben.

In der von Spielhagen gewählten scherzhaften Form steckt aber jedenfalls ein sehr ernster Gedanke, und die „moderne“ Auffassung, zu der er sich bekennt, ist sicherlich die richtige, die zeitlose oder allen Zeiten eigene. Der Dichter grübelt darüber nach, weshalb Odysseus die herrliche Kalyppo, die schöngelockte, melodisch wallende Göttin verläßt, und er findet die richtige Antwort: Ja, das Weib ist wunderschön, Kalyppo ist von herrlicher Bildung, sie ist liebenswürdig und gefällig, aber — man kann sich nichts mit ihr erzählen! Sie ist ein bißchen dumm, und das hält auf die Dauer kein Mensch aus.

Unser Dichter weiß auch ganz genau, weshalb die Zauberkraft der Circe an demselben Helben versagen muß, ich meine die Kraft mit den gewöhnlichen Handwerks-Zaubermitteln, mit den Waffen aus dem Arsenal der weiblichen Kofetterie, den vielverheißenden Blicken, dem verlangenden Lächeln, den begehrlieh halbgeöffneten Lippen. Solche Kunststücke, von gefühllosen Kofetten vollführt, verfehlen auf Männer gewöhnlichen Schlages, in denen sich nichts Anderes regt, als das Begehren nach dem Besitz, ihre Wirkung niemals. Wenn aber die schwache Hand der wirklich Liebenden diese kleinen Pfeile kraftlos schleudert, so prallen sie an der von Liebe gepanzerten Brust des

Gelben ab. Circes Zauberspuß versagt, weil sie selbst liebt, und weil sie sich von Odyseus geliebt weiß.

Es reizt unsern Dichter auch, das Problem zu ergründen, daß wir den göttergleichen Achill in lauterster Größe und ungetrübtester Reinheit verehren, daß ihm die Nachwelt in uneingeschränkter Bewunderung Streiche und Unterlassungssünden vergiebt, die nach dem ungeschriebenen und zu allen Zeiten gültigen Coder der Ehrenhaftigkeit durchaus dazu angethan wären, das glänzende Schilde seines Ruhmes durch einen häßlichen Fleck zu verunzieren. Er läßt sich ja allerdings nicht leugnen, daß der gewaltige Peleide, wie man in Berlin sagt, „einen Fettsack in der Conduitenliste“ hat. Spielhagen behandelt den „Fall Briseïs“. Patroklos fragt den tief verstimmtten Achill nach dem Grunde seines Kummer, und Achill antwortet:

Ach, mir raubt man das geliebte
Weib, das reine, holde, süße,
Und ich leg' dem frechen Räuber
Nicht das Haupt vor seine Füße! : . .

Nur die eig'ne Feigheit sagte:
Anton, steck ihn ein, den Degen!
Es ist klüger. Dafür kannst du
Weiblich dich auf's Schimpfen legen.

Und ich schimpfte weiblich; schimpfte
Schier das Blau vom hohen Himmel,
„Wie 'ne Küchenmagd“, und hieß ihn:
Schuft, Verräther, Räuber, Lummel.

Großer Zeus! und in dem Walde
Jeder Hirsch kämpft für die Seine
Bis zum Tode! Und ich konnte
Nichts als schimpfen für die Meine! . . .

Jetzt, anstatt mich zu ermannen,
Stürmend ihm in's Zelt zu brechen
Mit den tapfern Myrmidonen,
Zu entreißen sie dem Frechen, —

Freund Patroklos sieht die schwächliche, unmännliche Haltung des Achill weniger tragisch an und ist auch über deren Folgen weniger beunruhigt. Er sagt:

Wir, soviel ich weiß, wir leben
Noch in den naiven Zeiten,
Und es ist vergebne Mühe,
Um des Kaisers Bart zu streiten.

Andre Zeiten, andre Sitten!
Sicher werden Minnesinger
Tragen ihre Haut zum Markte
Für die lieben hübschen Dinger.

Sig' am Strande ich und kenne
Zu der Mutter, wie ein richt'ges
Mutterkönnchen, ein verwöhntes
Und zu allem Guten nicht'ges . . .

Glaube mir, mein Freund Patroklos,
Einst wird kommen doch die Stunde,
Wo ein kuger Mann den Finger
Begt in meines Ruhmes Wunde.

Und er spricht: Er ist gerichtet!
Nimmermehr war er ein Ritter
Ohne Furcht und ohne Tadel,
Und sein Ruhm ist eitel Flitter;

Er, der ruhig ließ geschehen,
Keinen kleinsten Finger rührte,
Als man ihm die Vielgeliebte
Vor der Nase weg entführte.

Wer nicht fechten und nicht sterben
Kann für seines Herzens Liebe,
Ist kein Mann, ob auch die Muse
Selber ihm den Nachruf schriebe! —

Ober wärst ein Atachö du,
Ober Lieutenant außerlesen,
Ein Duell mit dem Atriben,
Unvermeidlich wär's gewesen.

Jezo nicht einmal Thersites
Sagt, daß feige du gekiffen,
Bleibst ein Held, als ob dir zwanzig
Kugeln um die Ohren piffen.

Bleibest unser aller schönster,
 Aller schnellster Griechenheros
 Troß des bösen Falls Bräutigam. —
 Dafür sorgen laß Homeros!

Daß also ist die Antwort auf die Frage, weshalb die nachsichtige Nachwelt dem wunderbaren Helden alle persönlichen Kleinheiten und Schwächen vergeben hat und bewundernd zu ihm aufschaut, wie er im hellsten Sonnenlichte in goldigster Größe dasteht: der wahre Dichter hat ihn in makelloser Schöne und unerreichbarer Gelehrtheit erschaut, hat ihn so für alle Zeiten verherrlicht, und so erblickt ihn durch des Dichters Auge auch die Nachwelt.

Ganz demselben Gedanken giebt Goethe in seiner „Achilleis“ Ausdruck, wenn er von Achill sagt:

Und dir war es bestimmt, in diesem herrlichen Kriege
 Immer der Erste genannt zu sein, als Führer der Völker.
 So sich nun künftig der Kranz der ruhigen Männer versammelt
 Und den Sänger vernimmt . . .
 Wenn der rühmliche Preis den glücklichen Siegern erteilt ward,
 Immer wird dein Name zuerst von den Lippen des Sängers
 Fließen, wenn er voran des Gottes preisend erwähnte.
 Allen erhebt du das Herz als gegenwärtig, und allen
 Tapfern verschwindet der Ruhm, sich auf dich Einen vereinend.

Und auch diese Verse sind nur eine Paraphrase des Ausrufs Alexanders am Grabmal des Achill, wie er den Jüngling glücklich pries, in Homer den Heroß seiner Tapferkeit gefunden zu haben: „O fortunatum adolescentem qui Homerum virtutis tuae praeconem inveneris.“

Gehörte Spielhagen nicht einer Richtung an, die von unsern Jüngsten und Neuesten als überwunden und abgethan betrachtet wird, so würde man dem Dichter des Intermezzos „Nach antiken Motiven“, so stark in den Versen auch die Heine'schen Töne des „Atta Troll“ und des „Wintermärchens“ anklingen, sicherlich den Symbolisten beigegeben. „Circe“ erfüllt jedenfalls alle Bedingungen, die man an ein richtiges symbolistisches Gedicht zu stellen berechtigt ist.

In demselben leichten Tone, der hier angeschlagen wird, sind noch manche anderen Gedichte in dem vorliegenden Bande gehalten. In dem sehr umfangreichen „Sommerfäden“ überschriebenen schlägt Spielhagen die Wege ein, die Lord Byron im „Don Juan“ und Alfred de Musset in „Ramouna“ ihm gewiesen haben. Es sind poetische Schlendereien, planlos und ziellos, Feuilletons in Reimen, Causerien vom Hundertsten in's Tausendste, sprunghafte Capriccios. Spielhagen wählt auch dieselbe Form wie seine Vorgänger: die Ottaverime, die gerade durch ihre Schwierigkeit des in jeder Strophe dreimal wiederkehrenden Reimes zu allen möglichen Abschweifungen und Ausflügen verlocken. Denn das Handwerksgeheimniß ist längst verrathen daß beim Haschen nach dem anklingenden Reimworte sich oft ein neuer glücklicher Gedanke einstellt, ja mitunter ein ganz neuer Gesichtskreis erschließt,

Der wahre Dichter besitzt aber auch die Kunst, das geschickt zu verbergen und nicht merken zu lassen, wie sich hier eigentlich der Reim vom Knecht zum Herrn aufgeschwungen hat.

Die meisten der Spielhagen'schen Gedichte sind lang, und es macht den Eindruck, als ob er selbst oft das Bedürfnis fühlt, durch die äußere Form sich zur Knappheit zu zwingen. Daher wohl auch seine unverkennbare Vorliebe für die starrste, und in ihrer Concision unbeugsamste Form des Sonetts. Auch hier läuft indessen der Becher oft über, und die unerbittlichen vierzehn Sonettzeilen genügen dem Dichter nicht immer, um Alles das zu sagen, was er sagen will. Er muß noch ein zweites Sonett anfügen, um seinen Stoff zu erschöpfen; mitunter windet er sogar eine ganze Reihe von Sonetten zu einem Kranz. Die an Sita gerichteten Sonette gehören übrigens zu den innigsten und wärmst empfundenen des ganzen Buches, die wir mit den schönen Gedichten „An Helene“ und „Erfüllung“, dem ergreifenden Ausdrucke reinsten und echtesten Vaterliebe, als Perlen der Sammlung hervorheben möchten.

An kleinen Liedchen, wie sie Goethe, Heine, Uhland, Geibel, Mörike, Henze, Baumbach, Karl Siebel o tutti quanti achlos vor sich hinträllern, dem klingenden und singenden Ausdruck der augenblicklichen Stimmung, an den Liedern, die den Musiker gerabezu auffuchen, um von ihm die Uebertragung in Töne zu verlangen, herrscht hier nahezu völliger Mangel, obgleich Spielhagen doch auch manchmal, wie in dem Gedichte „Frühherbst“, verräth, daß ihm auch diese Weisen nicht fremd sind. Im Allgemeinen aber sind seine Gedichte, wie die von Schiller und Platen, unsangbar im höchsten Grade.

Den wesentlichsten und interessantesten Theil der vorliegenden Gedichtsammlung bilden aber wohl unstreitig die lyrischen Bekenntnisse, die Ich-Romane in Versen.

Daß diese Gedichte ein durch und durch individuelles Gepräge tragen, daß sie anknüpfen an Begebenheiten, die wirklich geschehen sind, daß die Gestalten, die in diesen Gedichten auftauchen, Fleisch und Blut in der Wirklichkeit haben, daß die Empfindungen, die da zum Ausdruck drängen, unmittelbar aus dem wahr und echt fühlenden Herzen des Dichters selbst hervorbrehen, das fühlt instinctiv Jedermann.

Tiefe Theilnahme und ernstes Mitgefühl weckt des Dichters berebtes Wort in den Herzen aller derer, die den Aufschrei seiner gemarterten Seele vernehmen: wie ihm das, was unsere Gesellschaft als ihre Grundlage und als ihre Citabelle bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigt — die größte, aber wohl auch unentbehrlichste aller „conventionellen Lügen“, um mit Max Nordau zu sprechen —, wie ihm Sitte, Moral, Alltags tugend, Pflicht, oder wie man es sonst nennen mag, unbarmherzig das versagt, was sein Herz gebieterisch verlangt; wie er im Gefühle seiner Ohnmacht, allein den Kampf gegen Alle aufzunehmen, sich abquält, wie er sich selbst zu meistern, die elementare Gewalt seiner Gefühle zu brechen, seine Triebe zu unterjochen

trachtet, wie aber immer und immer wieder die übermächtige Leidenschaft alles vernünftige Erwägen und Bedenken wie Spreu hinwegfegt, und wie furchtbar der Unglückliche in diesem Ansturm des wilden Herzens gegen die nüchterne Erkenntniß der Pflicht zu leiden hat. Er leidet bis zur Verzagt-heit, bis zur Verzweiflung.

... Was es mir hat entzissen,
Das Leben, bringt kein güt'ger Gott zurück:
Der Jugend freien Muth, ein fromm Gewissen,
Den Glauben an mich selbst und an ein Glück.

Dieselbe trübe kampfesmäde Stimmung klingt uns aus dem Gedichte „Ultima Thule“ entgegen, das wir erst vor Kurzem in einer Zeitschrift gefunden, und das in die vorliegende Sammlung noch nicht hat aufgenommen werden können, aus dem wir aber zur Vervollständigung der im Bande vereinigten Gedichte einige Verse mittheilen wollen:

Ich starre in's Feuer, der Hoffnung baar,
Das Auge verbunkelt von Thränen:
Erloschen am Leben ist jegliche Lust,
Es hängt, wie Blei, mir das Herz in der Brust,
Ich vergehe in tödtlichem Sehnen.

Umsonst, daß ich qualvoll gerungen, gekämpft!
Es hat nicht die Ferne das Feuer gedämpft,
Der Liebe verzehrende Flammen;
Umsonst, daß ich rastlos mit fiebernder Stirn
Ueber tausend Büchern zergrübelt das Hirn,
Mag dem, wer will, mich verdammen!

Und sind nicht auch die Sonette, die wir gleichzeitig mit dieser Besprechung der Spielhagen'schen Dichtungen in „Nord und Süd“ veröffentlichen, der tragische Ausdruck desselben hoffnungslosen Kampfes der Leidenschaft gegen den von der Gesellschaft zäh vertheidigten „Besitz“, der eo ipso für die „Alltagstugend“ schon das „Recht“ ist?

Vielleicht noch stärker als bei irgendwelchen anderen lyrischen Dichtungen hat sich unser beim Lesen der Spielhagen'schen ein Gefühl ängstlicher Bewunderung bemächtigt, das die Lyrik so oft in uns wachruft — der Bewunderung über das innerste Wesen dieser poetischen Individualitäts offenbarungen überhaupt. Was sind denn lyrische Gedichte in Wahrheit? Man könnte sie beinahe, wenn man weniger auf das Akademische als auf das Treffende des Ausdrucks sieht, als Reporterindiscretionen der Seele bezeichnen und den lyrischen Dichter als einen Selbstinterviewer. Was sich in den tiefsten Falten des Innern keusch im Verborgenen hält, was kaum dem vertrauten Freunde in's Ohr geraunt wird, was nur zaghaft, nur unter der sichern Bürgschaft der unbedingten Geheimhaltung, der intimsten Aufzeichnung anvertraut wird — die geheimste Regung, die sich wie die Lotosblume vor der Sonne Pracht fürchtet, das süße Geheimniß — sobald es, in den Zwang des Metrums und Rhythmus gebannt, im Gleichklang auslautet, tritt fest

und verwegen in das hellste Sonnenlicht und heischt nun Beachtung. Das zarte und scheue Intime, das unantastbare Eigenthum des Individuums zerflattert, und der Niederschlag, das lyrische Gedicht, wird ein literarisches Erzeugniß wie jedes andere. Es unterstellt sich freiwillig der Kritik. Es verzichtet auf allen Respekt vor persönlichen Leiden und Freuden. Es will sogar die Fiction schaffen, daß sich um den Menschen, der da jubelt und klagt, lacht oder weint, Niemand zu kümmern habe. Nur das Sachliche wirkt und soll wirken, nur das Gedicht. Und Jedermann steht das Recht zu, dem Vater, der den Tod seines geliebten Kindes beweint, dem Freunde, der seinem Schmerze über den Verrath des Freundes ergreifenden Ausdruck giebt, dem Liebenden, der verzweifelt über den Treubruch der Geliebten aufschreit, mit kühlster Unergriffenheit eine Censur darüber zu ertheilen, wie er sich in diesem Falle poetisch benommen hat. Schlecht gebrüllt, Löwe! Gut geweint, Vater! Mittelmäßig geliebt, Verzweifelter! Schlecht gereimt, Syriker!

Nun, Spielhagen hat zum Glück keinen Grund, als Syriker die Kritik zu scheuen. Die rein lyrischen Gedichte sind sogar unbedingt die vollsten, reinsten und schönsten der Sammlung. Das „Am Strande“ ist ein wahres Juwel. Und mit wahrer Genugthuung darf der mitfühlende Leser von der Freiheit Gebrauch machen, die seelische Autopsie der Menschen nicht vorzunehmen, darf sich vielmehr dem bequemen Wahne hingeben: all' die Klagen und Seufzer, die uns aus diesen traurigen Strophen entgegenklingen, der unwillige Aufschrei des gegen die „Sagungen“ sich aufbäumenden Trostes — Alles das ist „gedichtet“, ist nachempfunden, ist in die Seele des Dichters erst durch den Voratz und durch die Kraft des Talents künstlich hineingempfunden. Und wird es uns gar zu schwer gemacht, über dem Dichter den Menschen zu vergessen, drängt sich uns das stark Subjective mit seiner unmittelbaren Wirkung unabweisbar auf, nun, so haben wir doch die tröstliche Empfindung, daß auch für frohe Stunden im Dasein des Dichters in den gutgelaunten scherzhaften Gedichten berebte Zeugnisse genug vorliegen, daß trotz aller Bitternisse das Facit seines Lebens doch versöhnend ist, und die krause Rechnung noch mit einem Ueberschusse milder Fröhlichkeit abschließt:

Nur, daß so zwischendurch manch' gute Stunde
Beim Becherklang, und in verschwieg'ner Laube
Ein holdes Nehmen und ein selig' Geben

Von Herz zu Herzen und von Mund zu Munde:
Und, rechnen wir's zusammen, nun ich glaube:
So für einmal verlohnt sich's doch zu leben.





Die Heilsarmee.

Don

H. Wernicke.

— Halle a. S. —

Eine der charakteristischsten Erscheinungen in dem rastlosen Leben und Treiben der Riesengroßstadt London ist seit einigen Jahren die vielberufene Heilsarmee. Wenn man aus Queen-Victoria-Street hinaustritt nach der Themse zu, oder aus dem großartigen Thames-Embarkment entlang von Westminster bis nach Blackfriars-Bridge gelangt, richtet sich der Blick unwillkürlich auf ein hohes Haus, an dem mit großen goldenen Buchstaben über die ganze Fassade vertheilt, die Inschrift steht: The Home Office of the International Head-Quarters of the Salvation Army (Centralstelle des internationalen Haupt-Quartiers der Heilsarmee). Auch in anderen Theilen der Stadt finden sich noch mehrfach „Kasernen“ dieser sonderbaren militärischen Organisation. Oft begegnet man auf den Straßen männlichen und weiblichen Colporteuren in der „Uniform“ der Heilsarmee (dunkelblau mit rothen Streifen), und nicht selten, wenn man durch die Vorstädte fährt, kann man die „Heilsleute“ sehen, wie sie mit Musik von oft recht zweifelhafter Güte ihre „Rekruten“, die Neubekehrten, in Procession durch die Straßen escortiren, oder wie sie auf der Straße einen Kreis bilden, um der Predigt irgend eines Erleuchteten zu lauschen, die nur von Zeit zu Zeit durch Abfingung eines Niederwerfes oder durch den Tusch der Musik oder — die schlechten Witze der Vorübergehenden unterbrochen wird. Was ist nun die Heilsarmee eigentlich? Sie ist, um es kurz zu sagen, eine große Speculation, der mit ungewöhnlicher Energie in's Werk gesetzte Gedanke eines einzelnen Mannes, der es versteht, wie man die Massen fängt, — des „Generals“ Booth. Man denke dabei nicht etwa an einen militärischen Würdenträger — gemeint ist mit diesem Titel weder ein General der Cavallerie noch ein General der Infanterie, sondern der General — der Heilsarmee. Es ist sehr hübsch, wenn man sich so einen ordentlichen Titel aus eigener Machtvollkommenheit zulegen kann.

„General“ Booth hat seinen Plan zunächst auf die ihm wohl bekannten Schwächen des englischen Volkes gebaut. Wohl nirgends ist der Hang nach religiösem Formalismus so weit verbreitet, als in dem „frommen“ England, wo man durch Erfüllung äußerer Formen sich nur allzu gern des Nachdenkens über religiöse Fragen, der inneren Religiosität, überhoben glaubt. Die Menge läßt sich immer vom Scheine blenden; und wenn Einer auftritt und sagt: ich will euch retten und alle Welt, wir wollen wie Soldaten

den Himmel erobern, dann jubelt ihm die Menge zu, — so lange er eben nur Aeußerliches, wie Fahnen, Processionen, Uniformen u. s. w. verlangt. Der „neue Prophet“ verlangt freilich noch etwas mehr, — er verlangt auch Geld, und zwar recht viel, denn er und viele andere Leute wollen doch leben, und man muß doch auch etwas thun, indem man Hauptquartiere errichtet und Flugschriften druckt. Aber für „religiöse“ Zwecke, so lange sie nicht im Verborgenen wirken, sondern mit dem nöthigen Lärm auftreten, findet sich in England immer Geld. Und dann hat für die Engländer, die ja nicht, wie z. B. die Deutschen, wirklich ein Volk in Waffen sind, der militärische Anstrich, das „Soldaten-spiel“ einen großen Reiz. Was uns als unpassende und lächerliche Nachahmung militärischer Einrichtungen erscheint, kann dort viel selbständiger auftreten.

Ich hatte schon viel von der Heilsarmee reden hören, als ich durch Zufall im Anfang des Jahres 1890 in eine Versammlung der „Salvationists“ hineingeriet. Es war am Donnerstag nach Neujahr, und ich hatte beabsichtigt, im City-Temple die Predigt des Dr. Barker anzuhören, eines bekannten Kanzelredners, der dort jeden Donnerstag predigt. Am Eingang fiel jedoch mein Blick auf ein Plakat, welches anzeigte, daß heute „General“ Booth den Gottesdienst „leiten“ werde. Natürlich ging ich hinein und fand einen Platz, von dem ich das prachtvolle Gotteshaus bequem überschauen konnte. Die Kirche füllte sich bis auf den letzten Platz; viele der Anwesenden trugen die „Uniform“ der Heilsarmee. Jedem wurde ein Blatt mit gedruckten Vierterstexten gegeben und eine Anweisung auf eine noch nicht ausgefüllte Summe, mit der Bitte, die letztere möglichst hoch beziffert auszufüllen und dem „General“ bei einem Bankhause anzuweisen! Nachdem man so gesehen, daß man sich in Händen befand, die das „Geschäft“ verstehen, begann der Gottesdienst — wenn diese Farce ein Gottesdienst zu nennen ist. Von Beifalls-Rufen empfangen, trat der „General“ auf; er hat eine ziemlich imposante Figur, die etwas zur Corpulenz neigt. Ein langer grauer Spitzbart giebt dem Gesicht etwas von einem Pan. Er trug einen einfachen Ueberrock; wie er diesen aber auseinander schlug, sah man darunter hervor weithin leuchten das scharlachrothe „Generals“-Wams mit einem großen gestickten Kreuz. Zuerst gratulirte er den Anwesenden zum neuen Jahr (!) und hoffte, daß sie ihm gleichfalls Glück wünschten (Beifall). Darauf ertheilte der „General“ einem seiner Anhänger das Wort zum Gebet. Dieser trat vor, erhob die eine Hand (so wie die alten Griechen beteten) und betete um Erleuchtung mit einem Fanatismus und einer Leidenschaft, die mir geradezu unheimlich waren. Nun begann ein eigenthümliches Zwiegespräch zwischen der Gemeinde und dem „General“. Zuerst ließ er eins der gedruckt vorliegenden Lieder singen, wobei er höchst überflüssiger Weise (aber das macht mehr Eindruck) jeden Vers selber vorsprach, während man ihn doch ablesen konnte. Die Poesie dieser Gesänge war haarsträubend; Reime und Metrik ebenfalls mit souveräner Verachtung behandelt. Behalten habe ich einen Refrain, der mit einer Art von Operettenmelodie immer wiederkehrte:

I believe, we shall win
In the strength of our King (schöner Reim!).
„Ich glaube, wir werden gewinnen
Durch die Kraft unseres Königs (?).“

Ein anderes Gedicht bemühte sich darzulegen, wie Gott immer derselbe sei, am Montag, am Dienstag, am Mittwoch, die ganze Woche hindurch und am Sonntag nicht minder, — wirklich ein erhebender Gedanke, die Beständigkeit Gottes an der Folge der Wochentage zu demonstrieren! Nun folgte etwas, das eine Predigt sein sollte; in Wirklichkeit war es eine Aufforderung, zu den Fonds der Heilsarmee beizutragen; wenn dem Redner die Worte ausgingen, so ließ er schnell einen Vers singen, was immer mit großem Enthusiasmus geschah. Die Sprechweise des Generals ist höchst vulgär und durchaus für den großen Haufen berechnet. Sein Englisch ist das der niederen Volksklassen, namentlich in der Aussprache, die von seinem geringen Bildungsgrade zeugt. Aber er hat ein Etwas in seiner Rede, um das ihn ein Agitator beneiden könnte. Er rebete im

Wesentlichen für seine neuen Zwecke, die er in seinem Buche „In darkest England“ „Im dunkelsten England“*) ausgeführt hat, und durch die er sich auch den Beistand der anglikanischen Kirche gesichert hat. Es ist gewiß eine große und schöne Aufgabe, die verlorenen Glieder der menschlichen Gesellschaft dem Leben zurückzugeben und auf den rechten Weg zu bringen. Die stille und stetige Arbeit der menschlichen Gesellschaft selbst muß hierzu mithelfen, vor Allem die Selbsterziehung innerhalb der höheren Stände. Wo aber die „Rettung“ der Verlorenen auf so marktshreierische Weise in's Werk gesetzt wird, da wird man gegen die Ehrlichkeit der Absicht von vornherein mißtrauisch. Es war ein verhängnißvoller Fehler der englischen Kirche, durch ihre Billigung des Vorgehens der Heilsarmee ihr eine neue Stütze zu geben. Es kann die Zeit kommen, wo die Heilsarmee eine Gefahr für England wird.

Aber der „General“ beschränkt sich nicht auf England. Seine Organisation hat das Bestreben, international zu werden; die widerlichen Szenen, die vor Jahren in der Schweiz vorkamen, beweisen, daß die Heilsarmee auch außerhalb Englands Anhänger sammelt. Darin liegt auch für Deutschland eine Gefahr; zwar wird das deutsche Volk diesem Humbug hoffentlich nicht zugänglich sein, und vor Allem das Soldatenspiel dabei verachten, aber Vorsicht ist immer geboten. Ueberlassen wir der Wissenschaft immerhin, international zu sein, so gut wie sie dies vermag. Die socialen Probleme, zu denen doch auch das von der Heilsarmee angeblich in Angriff genommene gehört, lassen sich nicht für die ganze Menschheit in gleicher Weise lösen, sondern nur auf nationalem Wege. Daran soll Jeder an seinem Theile mitarbeiten, dazu Jeder die Hand bieten. Dann wird auch der Humbug der rothen wie der blaurothen Internationale von selbst verschwinden.

*) Nachahmung des Titels von Stanley's Buch „In darkest Africa“.





Illustrierte Bibliographie.



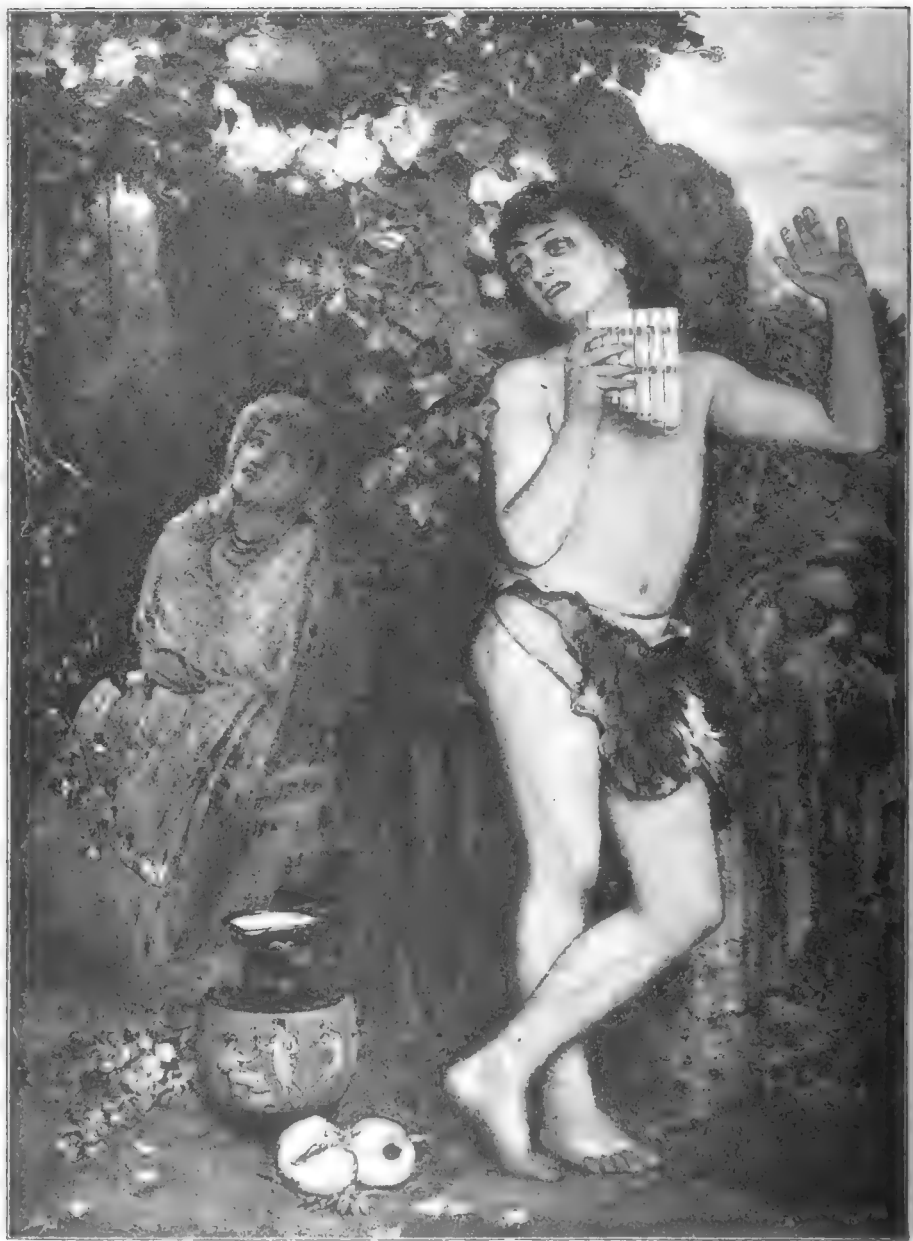
Das Schweigen im Walde.

Aus: Arnold Böcklin,
Eine Auswahl seiner hervorragendsten Werke. Verlag der
Photographischen Union, München.
Nord und Süd. LXIV. 190.

Arnold Böcklin. Eine Auswahl der hervorragendsten Werke des Künstlers in 40 Photographuren in Groß-Folio. Ausgabe vor der Schrift in Ganzleiderband 200 Mark, Ausgabe mit der Schrift in Ganzleiderband 100 Mark. Verlag der Photographischen Union in München.

Es ist ein eigenthümliches und kühnes Unterfangen, gerade die Werke Arnolds Böcklins in Reproduktionen, die des Reizes der Farbe entbehren, zu verbreiten. Denn man darf wohl sagen, daß bei kaum einem andern unter den lebenden Künstlern, die besondere Gabe der sogenannten „Coloristen“ nicht ausgenommen, die Farbe einen so wesentlichen, ja unentbehrlichen Bestandtheil des Kunstwerkes bildet, wie gerade bei den Böcklin'schen Schöpfungen.

Worin die unvergeßlich tiefe Wirkung, die jedes Böcklin'sche Kunstwerk auf den Beschauer übt, der unwiderstehliche Reiz, der diesen in unserer gesammten zeitgenössischen Kunst allein dastehenden Werken innewohnt, die unbeschreibliche Stimmung beruhen, ist nicht leicht zu sagen. Es ist weder der Vorwurf, noch die Composition, weder die Zeichnung, noch das Colorit, nichts für sich allein. Es ist Alles in Allem. Es ist das



Nähe des Hirtens.

Von: Arnold Böcklin, Eine Auswahl seiner hervorragenden Werke. Verlag der Photographischen Union, München.



Blick am Meer. Aus: Arnold Böcklin, Eine Auswahl seiner hervorragenden Werke. Verlag der Photographischen Union, München.

Ganze in unlösbar fester Verbindung der einzelnen Theile. Scheidet man also auch nur ein einziges davon aus, so sollte man meinen, daß das Wesen seines Wertes bis zur Unbegreiflichkeit entstellt werden müsse. In Allem, in seinem Denken, Erschauen und Bilden, ist Böcklin durch und durch originell. Er hat seine eigene Technik, er hat seine eigene Zeichnung und auch seine eigenen Farben.

In einigen seiner Meisterwerke findet man Incorrectheiten in der Zeichnung, die dem Schüler der unteren akademischen Klassen mit Recht die herbste Nüge des Professors zuziehen würden. Darf man aber bei diesem Meister, der wiederum in denselben Schöpfungen, auf denen die kindliche, ja oft kindische Unrichtigkeit in den Verhältnissen das spöttische Schmunzeln der Akademiker hervorruft, Gestalten und Gegenständliches mit einer Schönheit, schwingreichen Kühnheit und vollendeten Richtigkeit zeichnet, die zur Bewunderung herausfordern — darf man bei ihm von „Verzeichnungen“ reden, wie bei einem Stümper oder Anfänger? Oder ist nicht vielmehr vorauszusetzen, daß das, was dem kritischen Beschauer als eine unerlaubte Vernachlässigung oder als ein offenkundiger Verstoß erscheint, dem großen und ernsten Künstler sehr wohl bewußt gewesen ist? Daß er auch damit seinem immer bedeutenden künstlerischen Zwecke hat dienen wollen, gerade wie unsere größten Dichter in ihre Werke falsche Reime und unrichtige grammatische Constructionen einstreuen, über die dem pedantischen Schulfuchs die Haare zu Berge stehen?

Und nun Böcklins Farben! Dieses einzige Colorit, dessen Geheimniß kein Maler vor ihm befehen hat und kein Mitlebender ihm ablauscht! Dieses flüssige Tiefblau seines Wassers, dieses dumpfe Grau seiner Felsen, dieses schwermüthige Grün seiner Cypressen, diese metallenen Reflexe und dieser Perlmuttermglanz seiner märchenhaften Gebilde! Wer einmal in das fürchterliche Blau der weitaufgerissenen starren Meubsenaugen, das Böcklins Kunst zum ersten Mal verständlicht, geschaut hat, der wird den unheimlichen Eindruck nimmer wieder los. Durch die Farbe vielleicht noch mehr als durch alles Andere überträgt sich der tiefpoetische Gehalt der Böcklin'schen Bilder auf den, der sie betrachtet, der sich wie durch eine magnetische Kraft immer wieder zu ihnen hingezogen fühlt. Und diese einzige poetische, phantastische Kraft, die den Böcklin'schen Meisterwerken innewohnt, ist wohl gerade das, was den Meister von allen anderen Mitlebenden und Mitstrebenden großen Künstlern unterscheidet. Mit demselben Rechte, mit dem man Richard Wagner den Dichter-Componisten genannt hat, darf Arnold Böcklin den Ehrentitel des Dichter-Malers beanspruchen.

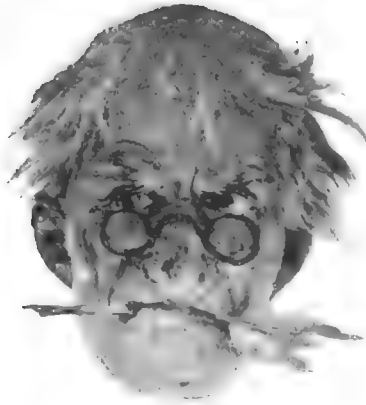
Wenn nun ein unternehmender Kunstverleger an einen kunstverständigen Berather mit der Frage herangetreten wäre, ob eine Vervielfältigung der Böcklin'schen Hauptwerke mit den sorgfältigsten Mitteln unserer vorgeschrittenen Technik vom künstlerischen wie vom geschäftlichen Standpunkte aus als ein dankenswerthes Unternehmen zu betrachten wäre, so würde man sich bei dieser Eigenart unseres Künstlers kaum darüber haben vertvunden können, wenn der Kunstverständige die Frage verneint hätte. Nun aber stellt sich zu unserer aufrichtigen und freudigen Ueberraschung heraus, daß der Theoretiker wieder einmal Unrecht gehabt hätte, und daß auch in diesem Falle Probiren über Studiren gegangen ist.

Die uns vorliegenden ersten Blätter des Böcklin'schen Albums haben trotz des nothgedrungenen Verzichtes auf farbige Wiedergabe einen unerwartet großen Eindruck auf uns gemacht, und ad oculos ist der Beweis geführt worden, daß, wenn man auch den Böcklin'schen Bildern den zauberhaften Reiz der Farbe abstreift, im Vorwurf, in der Composition, in der Vertheilung von Licht, Halbdunkel und Schatten noch soviel unverwundlich Schönes übrig bleibt, daß wir dieses vornehme künstlerische Unternehmen mit wärmster Theilnahme willkommen heißen dürfen. Dabei sind die Reproductionen ganz meisterlich, und für den, der die Originale kennt, vergegenwärtigt sich bei der Betrachtung dieser Photographuren das farbige Original mit eindringlicher Kraft, und aufs Neue wirkt auf uns der tiefpoetische Inhalt dieser einzigen Kunstwerke.

Erwähnen wir von den vorliegenden Blättern nur eines: den Centauren in der Schmiede. Böcklin ist, wie alle großen Künstler, ein Kind, mit der vollsten Naivetät des infant terribles und auch mit dem unbewußten Humor des Kindes. Schon die Idee, daß das Hufeisen des Centauren reparaturbedürftig ist, hat doch etwas unsagbar Komisches. Und wie kindlich wahr und richtig ist dieser Centaur! Wie großartig ist das Phantasiegebäude hier veranschaulicht, die Zusammenpaarung der Arten, der Uebergang vom Pferd zum Menschen! Und dieser köstliche Anachronismus! Die Nachbarn unserer

Lage, die mit offenen Mäulern vor der Schmiede stehen bleiben und sich den wunderlichen Gast aus dem tiefsten Dunkel jagenhafter Vergangenheit betrachten! Und mit welcher Vollendung ist der Schmied gezeichnet! Eine Figur, die dem Velazquez in seiner Schmiede des Vulkan nicht zur Unehre gereichen würde. Wir wollen indessen nicht versuchen, in einer Schilderung mit Worten vom Wesen und Wirken dieses Blattes eine Vorstellung zu geben. Hat schon die farblose Reproduktion des Delgemäldes eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Klavierauszuge einer Orchesterpartitur, so ist das gesprochene oder geschriebene Wort vollends ohnmächtig, den Reiz der Töne und der Farbe nachempfinden zu lassen. Die Sammlung der 40 ausgewählten Werke Böcklins wird in dieser sorgsam und würdigen Wiebergabe allen Verehrern und Bewunderern des Schweizer Meisters eine ernsthafte und dauernde Freude bereiten und die Volksthümlichkeit des Künstlers fördern, wie sie es verdient.

P. L.



Böcklin.

Der Untergang.

Roman von Theodor Wolff. Berlin 1892. Verlag von Freund & Jessel
[Carl Freund].

Es ist das Werk eines jugendlichen Schriftstellers, jung in der Erfindung, in der Nonchalance und Reifeit, mit der alle Hindernisse beseitigt werden, jung im Vortrage, in der Ueberschwänglichkeit des Ausdrucks. In seinem Helben hat Theodor Wolff jedenfalls den jungen Menschen darstellen wollen, der an der Verleugnung des Ideals, an der Unfähigkeit, Liebe zu empfinden und Liebe zu erwecken, zu Grunde geht. Es läßt sich aber nicht behaupten, daß es dem Verfasser gelungen wäre, tiefere Theilnahme für ihn zu erwecken. Sein Held begeht keine Handlung, die irgend etwas bedeutete, seine Gedanken sind verworren und unreif, und in seinen Gefühlen läßt er sich einfach von den ersten Regungen leiten, die nicht immer die besten sind. Gleich durch sein erstes Auftreten bringt er sich eigentlich um alle Sympathie, er macht sich lächerlich. Als Junge von fünfzehn Jahren stellt er sich an die Spitze einer Arbeiterdeputation, die bei seinem Vater, einem reichen Fabrikanten, um Lohnerhöhung vorstellig wird, und die diesen dummen Jungen zum Sprecher erwählt hat. Der fünfzehnjährige Fabrikantensohn hält mit bebender Stimme einen großen Speech über die Stiefkinder des Schicksals. Leider verabsäumt es der Vater, dem ungezogenen Jungen darauf die einzige Antwort zu geben, die ihm gebührt. Herbert — so heißt der jugendliche Sprecher — verläßt bald das väterliche Patrizierhaus in Hamburg und geht nach Berlin, mit dem ausgesprochenen Programm, das Weib zu finden, das er lieben würde. Nach einigen mißglückten Versuchen, die ihn schon am Erfolge seines Bemühens zweifeln lassen — nachdem er ein anständiges junges

Mädchen aus guter Familie, ein halbes Kind, das sich ihm arglos vertraut, im Thiergarten heimlich abgeküßt hat, ohne sich auch nur eine Stunde weiter um die Sache zu kümmern —, merkt er, daß eine schöne junge Frau, die Gemahlin eines reichen Marmorhändlers, einigen Eindruck auf ihn macht. Als auch sie die Wahrnehmung macht, daß Herbert ihr nicht gleichgültig ist, macht sie sich aus dem Staube und entflieht nach Capri. Herbert folgt ihr. Das ewig Weibliche zieht ihn hinan, das Unausbleibliche, hier wird's gethan. Mit einer unbeschreiblichen Einfachheit, ohne die geringsten Bedenken. Nach der Rückkehr erfährt es der Mann. Er verzeiht der Frau, unter der Bedingung: nicht wiederthun! Aber auch diese milde Bedingung erfüllt sie nicht. Die beiden Schulsüßigen kommen wieder zusammen und beschließen, gemeinsam in den Tod zu gehen. Auf dem Wege nach dem See, in dem die Lebensmüden ihr Ende finden wollen, wird die Geliebte zaghaft. Herbert redet ihr selbst ritterlich zu, von dem unseligen Vorhaben abzustehen. Sie kehrt um und wird sich von ihrem Mann zum zweiten Mal Verzeihung erbitten. Herbert ertränkt sich.

Nicht in jedem Falle ist der Tod eine Sühne; und bei dem Untergange Herberts hat der Leser dieselbe Empfindung, die Victor Hugo am Grabe eines verbummelten, überlickten jungen Mannes ausdrückt, der seinem nutzlosen Dasein ein freiwilliges Ende gemacht hat:

Jeune homme, tu fus lâche, imbécille et méchant,
Nous ne te plaindrons pas.

Mit Herbert wird wirklich nur etwas Unnützes aus dem Dasein weggefeßt, und wir bedauern es, daß der Schriftsteller sich mit diesem Unnützen so lange beschäftigt.

Die Darstellung leidet an einer Ueberfülle von sprachlichen Bildern, an Ueberstränglichkeit und an stimmungsmachenden Wiederholungen. Es kann ja von guter Wirkung sein, hier und da einmal dasselbe Wort, dieselbe Wendung zum öfteren zu gebrauchen, aber es darf nicht, wie bei Wolff, zur Manier werden. Er wendet aber dies Mittel beständig an, um damit die gewollte Stimmung hervorzuzaubern. Gleich auf der ersten Seite finden wir Folgendes: „Der Gedanke verfolgte ihn, daß er das Weib suchen wollte, das Weib, das ihn liebte . . . Es sollte keines von den Weibern sein, die so oft zu lieben vermögen . . . es sollte das Weib sein, das nur einmal liebte, nur dies eine Mal . . . Er wollte das Weib suchen, für das er leiden konnte . . . Der Gedanke verfolgte ihn, und das Bild verließ ihn nicht, wie . . . vor seinem brechenden Blick die letzten Sonnenstrahlen zusammenflutheten und zu ihrem Bild sich verwoben, zu dem Bilde des Weibes, das ihn liebte, und das er lieben konnte“ u. s. w. Dazu kommen noch die Ueberstränglichkeiten. Wolff spricht von „flammenstarken Armen“ und dergleichen. Bei ihm rauschen die Geister beständig durch die Luft, die Engel schweben auf den Strahlen herab, die Blumen lächeln unter dem Fuß der Sonne, kurz, es geschehen lauter ungewöhnliche Sachen. Und endlich diese Tropen, diese ewigen Bilder! Die Leute thun Alles „wie“, sie sehen immer aus „wie“. Auch das sprachliche Bild ist ein Schmutz. Es ist nicht hübsch, beständig Schmutz zu tragen, und geschmacklos, zuviel davon anzulegen. Der Verfasser erinnert an die Geiger, die keinen Ton auf dem Instrumente streichen können, ohne durch den Druck des zitternden Fingers auf die Saite einen süßlich vibrierenden Klang hervorzurufen. Manchmal hat man sogar die Empfindung, als ob ein grausamer Italiener das schreckliche Register des Tremolo auf seiner Orgel zöge und eine lange italienische Arie in dieser unausgesetzten Zittererei erklingen ließe. Man schwachtet ordentlich nach einem einfachen, ruhigen Satz. Dieses ewige Herumplätschern in der Bildlichkeit, dieser Ueberchwang im Ausdruck, das ist's, vor dem Theodor Wolff vor Allem auf der Hut sein sollte. Bei jedem Satz sollte er sich fragen, ob es nöthig ist, ob es zur Verdeutlichung oder zur Verschönerung wirklich beiträgt, die Vergleichung, die Aehnlichkeit, den Gegensatz, mit einem Worte, das Bild heranzuziehen. Und beständig sollte er sich die Mahnung unjeres größten und weisesten Dichters vergegenwärtigen:

Er trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor.

Die augenfälligen Fehler dieses Romans lassen aber das ganz entschiedene schriftstellerische Talent Theodor Wolffs, der fest zugreift, gut und scharf sieht und warm empfindet, nicht verkennen. Er hat Unarten abzulegen, aber es steckt entschieden etwas in ihm.

Bibliographische Notizen.

Die Kunstwerke Athens. Auf den Spuren des Gaudenzio Ferrari. Ein Sommernachtsstraum in der Valhalla. Nachgelassene Schriften von Alexander Freiherrn von Warsberg. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller.

Der weitgereiste österreichische Edelmann, der sich bereits in seinen „Dusseligen Landschaften“ als ein Schriftsteller von tiefer Empfindung für die Schönheit südländischer Natur und Kunst bewährt hat, ist in den drei hier vereinigten Aufsätzen gar sehr verschiedenen Fragen der Kunstgeschichte alter und neuer Zeit nachgegangen. Das einigende Band bildet die Persönlichkeit des Verfassers, die mit warmer Offenherzigkeit hervortritt, wie es dem kälteren norddeutschen Empfinden oft etwas befremdlich erscheinen mag. So wird in lebenswürdiger Begeisterung mitunter nicht blos das schriftstellerische Object, sondern auch die Empfindungsweise des Autors selbst, seine nach Zeit und Raume wechselnde Auffassung mit naiver Gewissenhaftigkeit dargestellt und vergliebert, so daß seine Schriftstellerei einen tagebuchartigen Charakter annimmt. Abgesehen von diesem leichten Anhauch von Selbstgefälligkeit weiß uns Warsberg durch sein feines Verständnis des rein künstlerischen in den Werken der Vergangenheit und die Selbstständigkeit seines Urtheils zu fesseln. Dies tritt in dem — jetzt freilich theilweise veralteten — Aufsatz über die athenischen Kunstwerke namentlich durch die entschiedene Betonung des genreartigen Charakters der vollendeten griechischen Kunst zu Tage. Der Aufsatz über Gaudenzio Ferrari bringt werthvolles, weil durchweg aus eigener Anschauung geschöpftes Material für die Würdigung dieses im Ganzen noch allzu wenig gekannten Malers. Inhaltlich am leichtesten wiegt das letzte Stück, das uns aber den Verfasser auch als begeisterten und feinfühlenden Verehrer Rauchscher Plastik kennen lehrt. Im Ganzen darf man sagen, daß die Freunde des zu früh Dahingegangenen an ihm und seinen Lesern wohlgehandelt haben, da sie diese nachgelassenen Schriften zum Druck beförderten. M. S.

Die Kunstlehre Dante's und Giotto's Kunst. Eintrittsvorlesung, gehalten in der Aula der königlichen Universität in Leipzig am 4. Mai 1892 von Hubert Janitschek. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Nicht würdiger konnte Hubert Janitschek von dem Lehrstuhl Anton Springers Besitz ergreifen, als mit dieser gehaltvollen, in schöne sprachliche Form gekleideten Eintrittsrede, welche er als eine Art Einleitung zu seinen Vorlesungen über italienische Kunst betrachtet wissen will. Vorausgeschickt ist eine warme und klare Würdigung der Persönlichkeit Springers, die sich von selbst zu einem Programm der eigenen Lehrthätigkeit entwickelt. Gegenüber der immer wieder auf's Neue gestellten Frage, was die Aufgabe der Kunstgeschichte an Universitäten sei, halte ich — sagt der Redner — an der bündigen Erklärung Springers fest, daß die Kunstgeschichte ein Ausschnitt aus der Geschichtskennntniß eines Volkes, einer Zeit sei und damit im akademischen Lehrplan eine nicht minder nothwendige und berechtigte Stellung hat, als die Geschichte der Religion, der Literatur, der wirtschaftlichen Verhältnisse, um die politische Geschichte zur wirklichen Kenntniß eines Volkes, eines Zeitabschnittes zu ergänzen. Mit der Vermittelung von Kenntnissen ist allerdings die Aufgabe der Kunstgeschichte ebenso wenig erschöpft, wie die ihrer Schwesterdisciplinen; „wie diese, hat sie nicht blos Kenntnisse zu spenden, sondern auch zu bilden“, d. h. Auge und Seele zu bilden für die Wahrnehmung des Schönen in den Kunstwerken der Vergangenheit und Gegenwart. Abzuweisen ist die unfruchtbare Idee einer absoluten Schönheit; die künstlerische Auffassung der Natur und damit die wechselnden Ausdrucksformen der Kunst sind abhängig von Zeit und Ort und Temperament des Künstlers, und die Aufgabe der Kunstgeschichte ist es, die Fremdheit aller dieser Factoren, die uns vom Kunstwerk trennt, zu beseitigen und damit den Standpunkt zu bestimmen, von dem aus das Kunstwerk die in ihm geborgene Schönheit in voller Kraft auszustrahlen vermag. In diesem Sinne wird die Kunstlehre Dantes, die sich auf Thomas von Aquino gründet und im engsten Zusammenhang steht mit dem Geist des Franziskanerthums, sowie ihre befreiende Wirkung gegenüber der mittelalterlich-scholastischen Auffassung erörtert undargelegt. Nicht mehr ein Lockmittel des Lernfels ist die Schönheit irdischer Dinge, sondern ein Abglanz der göttlichen Urschönheit; die Thätigkeit des Künstlers ist ein Analogon zur schöpferischen Thätigkeit Gottes. Sie entspringt der Inspiration; und was er

innerlich zu erleben vermag, kann der Künstler darstellen. Diese neue Auffassung der Kunst tritt uns schöpferisch bethätigt zuerst in der Malerei Giotto's entgegen.

M. S.

Regerische Kunstbriefe aus Italien, nebst einem Anhang: Gedanken zu einer Lehre vom Kunstschaffen. Von Dr. Heinrich Pudor. Dresden-M., Oscar Damm.

Wir haben Herrn Heinrich Pudor niemals ernst genommen, und was neuerdings über Meinungen und Thaten desselben verlautet, glebt uns leider so weit Recht, daß wir Anstand nehmen müssen, öffentlich ein hartes Wort über den Mann zu sagen, der vielleicht mehr unser Mitleid verdient, als unsern Tadel. So sei nur kurz bemerkt, daß auch das vorliegende Buch dem ernstesten Leser nichts zu bieten vermag, was nicht von anderen Autoren, die der Verfasser meistens nicht kennt, bereits besser und verständiger gesagt worden wäre, abgesehen von den Stellen, wo die anspruchsvolle Oberflächlichkeit des Halbwissers uns Aerger oder Lachen erregt. Es wäre wirklich besser, Herr Pudor schränkte seine Vielschreiberei und namentlich die Bewunderung seiner eigenen Geistesgröße etwas ein, vielleicht gelangte er dann nach ernstem Studium dazu, bei der in gewissem Grade anzuerkennenden Wärme des Empfindens, die er für Werke der bildenden Künste immerhin besitzt, später einmal etwas Brauchbares zu produciren.

M. S.

Die k. k. Hofmuseen in Wien und Gottfried Semper. Drei Denkschriften Gottfried Semper's, herausgegeben von seinen Söhnen. Innsbruck, A. Edlinger.

Die Thatfachen der Eröffnung der schon seit längerer Zeit fertiggestellten neuen Hofmuseen in Wien für den Besuch des Publikums und der Einweihung von Schilling's Semperdenkmal in Dresden, womit zugleich eine Ausstellung seiner Entwürfe und Skizzen verbunden war, im September d. J., haben die äußere Veranlassung zu dieser Veröffentlichung gegeben, mit welcher die Söhne Semper's den Mänen ihres Vaters einen Tribut schuldiger Verehrung zollen. Sie bedeutet aber zugleich einen Protest im Namen der historischen Wahrheit gegen die in der That auffallende Absichtlichkeit, mit welcher in allen officiellen Publicationen über diese Wiener Monumentalbauten bisher der Name Gott-

fried Semper's todtgeschwiegen ist. Aus den hier veröffentlichten Denkschriften — dem Bericht über die Concurrenzprojecte Hafenausers und Böhrs und zwei Programmen für die bildnerische Ausschmückung der Museen — geht aber, wenn dies nicht bei allen Unbefangenen längst als historische Thatsache bekannt wäre, unwiderleglich hervor, daß der eigentliche Schöpfer der Hofmuseen kein anderer als Gottfried Semper ist, welcher keinen der ihm vorgelegten Entwürfe zur Ausführung empfehlen konnte und deshalb selbst mit der Ausarbeitung der neuen Pläne beauftragt wurde. Es geht ferner daraus hervor, daß die Fassaden der beiden Gebäude bis in ihre feinsten Details und Maße, und demzufolge auch ihre innere Eintheilung, in Semper's Geist genau so fertig dastanden, wie sie sich jetzt den Blicken zeigen und daß auch seine Absichten betreffs des bildnerischen Schmuckes der Museen mit fast ängstlicher Genauigkeit durchgeführt worden sind. So wird die Schrift als Beitrag zur Geschichte eines unserer größten Architekten und zur Abwehr einer etwa beabsichtigten Verbunkelung der Thatfachen Vielen willkommen sein.

M. S.

Beders Weltgeschichte. Neu bearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt von Professor Wilhelm Müller. Mit Illustrationen und Karten. Bd. 7 u. 8. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Der vorige Band dieser Weltgeschichte brachte uns die Entwicklung der Reformation und im Anschluß daran eine Darstellung der Kriege, die mehr oder minder direct aus ihr hervorgegangen sind. So haben wir in Frankreich die Hugenottenkämpfe mit allen ihren Gräueln und Vernichtungsscenen, in England sehen wir eine Lösung der Kirche vom Primat des Papstes sich vollziehen, die von unendlicher Bedeutung für die eigenartige Geschichte dieses Landes geworden ist, in Deutschland endlich stehen der schmalhalsigen und der 30 jährige Krieg in unmittelbarem Zusammenhang mit der religiösen Bewegung; dieser jedoch wird zuletzt nur noch geführt, um politische Nachfragen zur Entscheidung zu bringen, und hat das Resultat gezeitigt, daß unser Land in seiner ganzen Culturentwicklung auf zwei Jahrhunderte zurückgeschleudert und nach außen hin zu völliger Ohnmacht und politischer Gift- und Rathlosigkeit verurtheilt worden ist. Diese Verhältnisse werden in schlichter, ansprechender und all-

gemein verständlicher Sprache, die, durch die bekannten hübschen Bildwerke unterstützt, an Deutlichkeit gewinnen dürfte, dem Leser vor die Seele geführt.

Der soeben erschienene vierte Doppelband enthält in der Hauptsache die Geschichte des 18. Jahrhunderts, dessen Inhalt sich von selbst um die beiden Pole gruppiert: Aufklärung und Nationalismus im geistigen Leben, Despotismus oder doch Absolutismus im staatlichen und politischen Dasein der Völker. Dieses absolute Regime nun hat in den verschiedenen Staaten eine ganz verschiedene Färbung angenommen; welsch' ein Unterschied zwischen dem kirchlich starren, finsternen und unnahbaren Absolutismus eines zweiten Philipp in Spanien und der aufklärerisch angehauchten, dem Volke zugänglichen, menschlich freien Regierungsform des großen Friedrich in Preußen! Und doch sind beide Arten demselben Princip entsprungen, der Selbstherrlichkeit und Omnipotenz des Fürsten; nur soll diese Allgewalt in dem einen Falle sich selbst dienen, im anderen Falle einzig und allein dem Wohle des Volkes gewidmet sein, das ist der große Unterschied. — Wir folgen mit Interesse der Darstellung des Buches, die es nicht unterläßt, an passender Stelle auf solche oder ähnliche Gedanken nachdrücklich hinzuweisen, wir spenden den schönen Porträts unser volles Lob und begrüßen es als eine durchaus praktische und nützliche Zugabe im Interesse eines größeren Leserkreises, daß hier und da zur Orientirung historische Karten eingefügt sind. — Druck, Papier und Ausstattung sind sehr gut. wd.

Drei Lebensepisoden von Helene von Hülsen. Berlin, Richard Edstein Nachfolger G. Krüger.

Aus dem reichen Schatz ihrer Erinnerungen veröffentlicht Helene von Hülsen, die Gattin des ehemaligen Generalintendanten, drei Episoden, welche, in dem gefälligen Plauderton, über den sie verfügt, erzählt, den Leser ein Stündchen angenehm unterhalten. Am meisten Interesse für einen größeren Leserkreis haben jedenfalls die Erinnerungen an Charlotte Birch-Pfeiffer, in welchen der jetzigen Generation das Bild der begabten Frau vor Augen geführt wird, die Jahrzehnte hindurch das Repertoire der deutschen Bühnen beherrscht hat und trotz der Wandlungen, welche der Geschmack inzwischen erfahren, verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden, der in unserer schnell lebenden Zeit die Abgeschiedenen allzu geschwind verfallen. mz.

Junge Leiden. Roman von R. Mengs. Berlin, Otto Janke.

Diese unter der kühnen Flagge eines Romanes in die Welt gesandte Erzählung darf ihrer moralischen Tendenzen wegen der reiferen weiblichen Jugend unbedenklich in die Hand gegeben werden und wird jugendlichen Leserinnen viel Wohlgefallen bereiten; sie spannt, unterhält und verschüßt der Tugend zu dem verdienten Lohn; — somit ist allen billigen Ansprüchen Genüge gethan, die an einen Familienroman gestellt werden dürfen. mz.

Allerlei Menschliches. Von B. A. Rosegger. Wien, A. Hartleben.

Daß Rosegger gewohnt ist, das menschliche Leben und alles, was dem Einzelnen wie der Gesamtheit widerfahren mag, mit nachdenklichen Augen anzuschauen, das ist uns aus seinen Erzählungen längst bekannt. In seinem neuesten Buche, das meistens theils Betrachtungen über sachliche Themata, jedoch untermischt mit lehrreichen Geschichten enthält, tritt diese beschauliche Richtung ganz besonders hervor. Jeder Leser wird dem sinnigen Beobachter des Menschenlebens für manche neue und fruchtbare Anregung dankbar sein. O.

Chiemgauer Volk. Erinnerungen eines Chiemgauer Amtmanns von Hartwig Beck. Aus seinem Nachlasse. Zweites (Schluß-) Bändchen. Leipzig, G. A. Liebeskind.

Dieses zweite Bändchen enthält zwölf hübsche Geschichten und Schilderungen aus dem Leben des oberbairischen Gebirgslandes, dem der Verfasser liebevolle und verständnisvolle Anhänglichkeit bewahrte. Die Ausstattung ist nicht so gut, wie man es sonst bei Werken dieses Verlages gewohnt ist; der Druck ist (wenigstens in dem überlieferten Recensionsexemplar) stellenweise entsetzlich matt. O.

Zwei Westfälische Geschichten. Erzählt von Gisbert Frhr. Vinde. Münster in W., E. Oberbüschen's Buchhandlung, Paul Hinge.

Das Bestreben, westfälische Eigenart im Charakter seiner Bewohner, in Sitten und Gebräuchen, wie das Land der rothen Erde selbst, welches jedenfalls sein Heimatland ist, zu schildern, mag wohl dem Verfasser die Anregung zu den Erzählungen gegeben haben, die beide auf westfälischen Edelhöfen spielen; das locale Colorit giebt den Grundton an, doch ist darüber das

allgemein Menschliche nicht vergessen, und wie der Leser diesen Vorgängen sein Hauptinteresse zuwendet, so hat auch der Verfasser die Kraft seines Könnens auf dieselben concentrirt. Große Geduldsgabe ist nicht seine Sache, auch wäre es zum Vortheil seiner Schilderungen, wenn sie weniger in die Breite und mehr in die Tiefe gingen, aber es steckt Originalität in ihnen, es ist gesunde Kost, die, wenn auch nicht stark gewürzt, doch nicht reizlos ist und aus der Masse der trivialen Tageserzeugnisse herausgehoben zu werden verdient.

— mz. —

Der Schatz und Anderes. Von Heinrich Seidel. Leipzig, M. G. Liebesskind.

Eine längere Erzählung „Der Schatz: eine Geschichte aus der Heimat“ und vier kleinere Stücke füllen den zehnten Band von Seidel's gesammelten Schriften. Der Leser wird an Allem seine Freude haben, sowohl an der feinen Charakteristik und sinnigen Lebensanschauung, wie sie außer der ersten namentlich auch die dritte Erzählung („Der Lindenbaum“) erkennen läßt, als an dem derberen, aber stillvergnügten Humor, der die vierte Geschichte durchzieht („Wie mein Freund Bornemann schwengingerte“). Den Schluß des Bandes aber bildet ein kleines Cabinetsstück von ganz besonderer Art, auf das alle Verehrer und Freunde des liebenswürdigen Humoristen ausdrücklich aufmerksam gemacht sein sollen.

Der Abschluß des zehnten Bandes seiner Werke traf für den Verfasser zusammen mit dem Abschlusse des fünfzigsten Lebensjahres (25. Juni 1892). Dieses

doppelte Jubiläum feiert er durch eine Selbstschilderung, deren poetische Einfärbung ebenso anmuthig ist, wie sie nach ihrem Kerne als aufrichtig und zutreffend anerkannt werden muß. Im Morgentraume dieses Jubeltages stellen seine poetischen Kinder — Allen voran Herr Leberecht Hühnchen und Freund Bornemann — ihm ihre Gratulationsworte ab; und bald darauf wird er wunderbar verlegt in einen olympischen Club, in dem gerade Jean Paul, Uhland, W. Hauff, Chamisso, Fritz Reuter den genau vor 70 Jahren (25. Juni 1822) geschehenen Eintritt von G. L. A. Hoffmann in das Jenseits festlich begehen. Die Art, wie sich Heinrich Seidel in dieser Gesellschaft bewegt, beweist von Neuem, wie viele Züge er in der That mit jedem dieser geistesverwandten Vorgänger und Vorbilder gemeinsam hat.

Vor ihnen Allen aber hat er den Vorzug voraus, diese naive Lust am harmlosen Leben und am anmuthigen Fabuliren bis in unsere vielfach so unpoetische und wenig harmlose Zeit herübergerettet zu haben. Möge er Weibes in ihr und für sie noch lange behalten!

O.

Vom Lebenswege. Gedichte von Hans Hoffmann. Leipzig, M. G. Liebesskind.

Der bekannte Novellist zeigt sich auch in seinen lyrischen Gedichten, deren Abtheilungen jedesmal ein Denkspruch aus Goethe gewissermaßen als Leitstern voranleuchtet, als ein feingebildeter, formgewandter Mann, der seinen Anschauungen, Empfindungen und Gedanken auch in Versen frischen und originellen Ausdruck verleiht.

dr.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Arminius, W., Um den Waldsee. Schwarzwald-Novelle in Versen. Mit Vorwort von W. Jensen. Dresden, E. Pierson.

Bäumler, Ch., Ueber Krankenpflege. Freiburg i. B., Akadem. Verlagsbuchh. von J. C. B. Mohr.

Beetschen, A., Schweizerlust. Neue Dichtungen. St. Gallen, Busch & Co.

Bernhard, M., In Treue fest. Roman. Dresden, E. Pierson.

Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes. No. 611—642. Halle, O. Hendel.

Bienenstein, K., Aus tiefstem Herzen. Gedichte. Dresden, E. Pierson.

Bierbaum, O. J., 25 Jahre Münchner Hoftheater-Geschichte. Ein Rückblick auf die 25-jährig. Amtsführung des Freiherrn Karl von Perfall als Leiter der Münchner Hofbühne. Mit dem Bildniß des Jubilars und mit 70 Illustrationen. München, E. Albert & Co.

Böcklin, A., Eine Auswahl der hervorragendsten Werke des Künstlers. München, Photographische Union.

Bohrmann, M., In der Steppe. Culturbilder aus Russland. Dresden, E. Pierson.

Bormann, G., Die Stunde kommt! Eine Erzähl. Berlin, Gebr. Paetel.

Bonffier, H., Anleitung zur Modellkunst. Leipzig, M. Rühl.

Brochner, M., Rauschgold. Dresden, E. Pierson.

Bruckner, B., Hamorling als Erzieher. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A. G. (vormals J. F. Richter.)

Das Buch zum Vorlesen. Sechs heitere Romane von Schücking, Girndt, Stöckl, Zell u. von Schlögel. Berlin, A. Goldschmidt.

Bueley, C., Die Neueren Schnelldampfer der Handels- und Kriegsmarine. Mit 156 Abbild. Zweite Auflage. Kiel, Lipsius & Tischer.

- Cottascher Mosen-Almanach für das Jahr 1893.** Herausg. von Otto Braunn. Mit 6 Kunstbeilagen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh.
- Croon-Mayer, E.** Johannes von St. Gallen. Ein Pilgerlied. Dresden, E. Pierson.
- Dauthendey, M.,** Josa Gerth. Roman. Dresden, E. Pierson.
- Droyen, Joh. Gust.,** Geschichte Alexanders des Grossen. Vierte Auflage. Mit fünf Karten von Richard Kiepert. Gorha, Fr. A. Perthes.
- Dukmeyer, Fr.,** Der Arbeiterkaiser. Trauerspiel in fünf Akte. Berlin, E. Rentzel.
- Dunker, W.,** u. M. Bell, Englische Gesprächs- und Wiederholungs-Grammatik. Vollkommene Schulung im Englischen auch ohne Lehrer in einundzwanzig Gesprächen mit dem Schüler. Dritte Auflage. Erste Lieferung. Stettin, Herrck & Lebeling.
- Egelmann, E.,** Die Pflöckfahrt. Ein lustiger Sang aus dem Schwarzwald in sechs Abenteuern. Stuttgart, P. Neff.
- Ernst, O.,** Gedichte. Zweite Auflage mit dem Bilde des Dichters. Hamburg, C. Kloss.
- Franzel, K.,** Frauenrecht. Novelle. Berlin, Gebr. Paetel.
- Freudenthal, Fr.,** Sonderlinge und Vagabunden. Bilder und Erzählungen aus der nordhannoverschen Heide. Oldenburg, G. Stallin.
- Friedrich, Dienstmädchen-Zucht und Lehren.** Charlottenburg, A. Michow.
- Fürst, L.,** Die häusliche Krankenpflege mit besonderer Berücksichtigung des Kindes. Vorträge für Frauen und Jungfrauen. Mit 1 Titelbild in Lichtdruck und 40 Abbildungen. Leipzig, C. L. Hirschfeld.
- Garde, A.,** Menschliche Tragödie. Gedichtbuch der Gorenwart von Apfelfeldt, Garde, Löns, Marwin, Traudt und Vanselow. Dresden, E. Pierson.
- Garny, A.,** Lola. Ein Gedicht. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer.
- Gerhard, C.,** Gelüste Dissonanzen. Novellen. Dresden, E. Pierson.
- Gothischer Kalender pro 1893.** München, Liter. Institut Dr. M. Hutter, R. Fischer.
- Greller, B.,** Vom kleinen Rudi. Dresden, E. Pierson.
- Greller, B.,** „Töte sie!“ Berlin, Verein der Bücherfreunde.
- Grosse, J.,** Am Walchensee. Roman. Dresden, E. Pierson.
- Gspandl, J. R.,** Septische und aseptische Gefänge eines Mediciners. München, Fr. Bassermann.
- Güssow, P.,** Bunte Bilder. Freud und Leid der Gymnasialzeit. Humoresken. Mit Illustrationen von H. Lüders. Quedlinburg, Chr. Fr. Vieweg.
- Haarr, F.,** Deutsche Klänge. Hannover-Linden, Manz & Lange.
- Heif, F. E.,** Ulrich von Hutten. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dresden, E. Pierson.
- Hertzka, Th.,** Freiland. Ein sociales Zukunftsbild. Fünfte durchgesehene Aufl.-ge. Dresden, E. Pierson.
- Herzog, A.,** Salomith. Eine Bearbeitung des „Hohen Liedes“ in acht dramatischen Gesängen auf Grund der neuesten Forschungen. Berlin, S. Gerstmann.
- Höcker, P. O.,** Der Wüstenprinz. Kulturgesch. Erzählung aus der Blüthezeit Aegyptens. Illustr. von A. Dressel. Berlin, H. Küger.
- **Hütz** von Berlichingen. Kulturgeschichtliche Erzählung. Illustr. von E. Klingenstein. Berl., H. Krüger.
- Hörmann, A. v.,** Neue Gedichte. Leipzig, A. G. Liebeskind.
- Hörmann, H.,** Vom Lebenswege. Gedichte. Leipzig, A. G. Liebeskind.
- Hopfen, H.,** Helga. Schauspiel in fünf Akten. Berlin, Gebr. Paetel.
- **Verdorben zu Paris.** Roman. 2. Aufl. Zwei Bände. Berlin, Gebr. Paetel.
- Hutschenreiter, E.,** Eriola. Dramatisches Ged. in vier Aufzügen. Dresden, E. Pierson.
- Iron, R.,** Lyndal. Roman aus dem südafrikan. Farmerleben. Deutsch von Marie Schramm-Macdonald. München, Fr. Bassermann.
- Janischek, M.,** Gesammelte Gedichte. Zweite vermehrte Aufl. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.
- Jordan, W.,** Letzte Lieder. Frankfurt a. M. W. Jordan's Selbstverlag.
- Jugend-Album, deutsches.** Herausg. von J. Lohmeyer. Zweiter Band. Mit 4 Vollbildern u. über 100 Abbildungen. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A. G. (vormals J. F. Richter.)
- Kant, H.,** Die Weltanschauung Friedr. Nietzsches. Zweiter Theil: Kunst und Leben. Dresden, E. Pierson.
- Im Kampf um die Weltanschauung.** Bekenntnisse eines Theologen. Zehnte bis zwölfte Auflage. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.
- Keller-Jordan, H.,** Ausgewanderte. Rom. Stuttgart, W. Kohlhammer.
- Kirchhoff, A.,** Länderkunde von Europa. Mit vielen Abbildungen und Karten. Lieferung 107–113. Wien, Prag, Leipzig, F. Tempsky und G. Freytag.
- Kleiner Münchner Kalender pro 1893.** München. Liter. Institut Dr. M. Hutter, R. Fischer.
- Köhler, P.,** Flotte Burschen. Eine Janenser Geschichte. Jena, Fr. Mauke's Verlag.
- Kniest, Ph.,** Kaufleute und Schiffer. Erzählungen und Bilder a. d. Handels- und Seeleben. Zwei Bände. Oldenburg, G. Stallin.
- Kretschmar, F.,** Die Unvollkommenheit der heutigen Psychiatrie und die Mangelhaftigkeit der deutschen Irrengesetzgebung mit Entwurf einer neuen Irrenproceßordnung. Ein Wort zur Irrenfrage. Leipzig, R. Ohlig.
- Kromer, H. E.,** Schauen und Bauen. Gedichte. Dresden, E. Pierson.
- Die Kunstbewegung unserer Zeit und Deutschlands, insbesondere Münchens Kunstausgabe** Zur Aufklärung und Gedeihenserhaltung. München, G. Franz'sche Hofbuchh.
- Lauegg, F. A.,** Junker v., Krypto-Monotheismus in den Religionen der alten Chinesen und anderer Völker. Leipzig, W. Engelmann.
- Laugen, M.,** Gedichte. Zweite, gesichtete und verm. Auflage. Köln, A. Ahn.
- Langer, K.,** Ringen und Singen. Erste Gedichte. Dresden, E. Pierson.
- Lindenbergh, P.,** Berliner Polizei und Verbrechertum (Universal-Bibliothek No. 2996. 2997.) Ph. Reclam jun.
- Lipsius, A.,** Helgoland. Beschreibung der Insel und des Badeslebens. Mit 48 Abbildungen nach Natraufnahmen und 1 Karte. Leipzig, A. Titze.
- Loewenberg, J.,** In Gängen und Höfen. Eine Hamburger Erzählung. Hamburg, A. Goldschmidt.
- Lothar, R.,** Caesar Borgia's Ende. Trauerspiel in einem Akt. Dresden, E. Pierson.
- Lüders, H.,** Anno 70 mitgekäufen. Erlebnisse eines Berliner Jungen im deutsch-französischen Kriege. Mit 40 Illustrationen vom Verfasser. Quedlinburg, Chr. Fr. Vieweg.
- Marbach, O.,** Lenz und Liebe. Johannisgruss an Schwestern, Bräute und Gattinnen. Leipzig, B. Zechel.
- Melnhardt, Ad.,** Das blaue Buch. Märchen und Skizzen. Berlin, Gebr. Paetel.

- Mistral, F.**, Mireio. Provençalische Dichtung. Deutsch von A. Bertuch. Strassburg, K. J. Trübner.
- Moltke, Graf H. v.**, Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten Sechster Band. Briefe an seine Braut und Frau. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.
- Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. Band VII. Reden — Sachregister. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
- Muret, Encyclopädie.** Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Lief. 6. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.
- Ohorn, A.**, Die Helden der Küste. Eine Geschichte vom Deutschen Nordseegestade. Leipzig, O. Spamer.
- Otto, Fr.**, Männer eigener Kraft. Vorbilder von Hochsinn, Thatkraft und Selbsthilfe für Jung und Volk. 3. Aufl. Leipzig, O. Spamer.
- Pecher, J. K.**, Diätetik und Lebensregeln für geistig Beschäftigte. Leipzig, K. F. Pfau.
- Peter, S.**, Schiller's Leben. Der reiferen Jugend erzählt. Mit 11 Holzschnitten. Halle, M. Niemeyer.
- Petersen, G. P.**, Reinhart Rotfachs. Eine deutsche Thiersage für Jung und Alt erzählt. Mit 6 Vollbildern von A. Dressel. Leipz., O. Spamer.
- Philander, Medizinische Märchen.** Stuttgart, Levy & Müller.
- Pick, Salomo und Salomit.** Eine Dichtung. Dresden, E. Pierson.
- Pohlidal, H.**, Psyche. Sensitive Novellen. Dresden, E. Pierson.
- Puder, H.**, Wiedergeburt in der Musik! Dresden, Verlag der Dresdner Wochenblätter.
- Reich, E.**, Geschichte und Gefahren der Frucht-Abtreibung. Culturgeschichtlich-medicinische Studie. Zweite Aufl. Leipzig, H. Barsdorf.
- Reichensberg, N.**, Friedrich Albert Lange als Nationalökonom. Bern, R. J. Wyss.
- Reincke, R.**, O du selige Backfischzeit! Bilder und Vignetten. Mit begleitenden Dichtungen von Frida Schanz. Leipzig, A. Titze.
- Schachinger, C. M.**, Reise durch Italien, nach Aegypten und Palästina. Mit 45 Abbildungen. Wien, A. Hartleben.
- Scharf, L.**, Lieder eines Menschen. München, E. Albert & Co.
- Schereuberg, E.**, Gedichte. Gesamt-Ausgabe. Dritte Auflage. Leipzig, E. Keil's Nachfolger.
- Schlessmann, H.**, Wiener Schattenbilder. Text von E. Postel. Wien, R. Mohr.
- Schmidt, K.**, Der kleine George. Das grosse Amerikaners Meisterwerk „Fortschritt und Armuth“ gemeinverständlich bearbeitet. Dresden, E. Pierson.
- Schultzler, A.**, Anatol. Berlin, Bibliogr. Bureau.
- Schublin, O.**, „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht.“ Novellen. Dritte Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.
- Seldel, H.**, Gesammelte Schriften X. Band. Der Schatz und Andres. Leipzig, A. G. Liebeskind.
- Slevers, W.**, Asien. Eine allgemeine Landeskunde. Mit 156 Abbildungen, 14 Karten u. 22 Tafeln. Leipzig, Bibliograph. Institut.
- Specht, K.**, Gedichte. München, Seitz und Schauer.
- Stamford, Th. v.**, Das Schlachtfeld im Teutoburger Walde. Mit einer Karte. Kassel. Th. G. Fischer.
- Steiner, R.**, Wahrheit und Wissenschaft. Vorspiel einer „Philosophie der Freiheit.“ Weimar, Herm. Weissbach.
- Stephan, der kleine.** Ein Hilfsbuch für's Publikum. Band I. Post- und Telegraphen-Handbuch. Bearb. von C. H. Schmidt. 8. Aufl. Dresden, G. Kühnmann.
- Stern, Th.**, Vor Zeiten. Novellen. Zweite Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.
- Suttner, H. v.**, Die Tiefennersten. Rom. Dresden, E. Pierson.
- Teimann, K.**, Am Ligurischen Meer. Drei Riviera-Geschichten. Dresden, E. Pierson.
- Thaler, Chr.**, Kochbuch für Unerfahrene. Wien, A. Hartleben.
- Tolstoj's gesammelte Werke.** Vom Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld. Band V, VI: Krieg und Frieden. Berlin, R. Wilhelm.
- Torresani, C.**, Baron, Der beschleunigte Fall. Roman. 2 Bände. Dresden, E. Pierson.
- Die Jackercomtesse. Roman aus der Gesellschaft. Dresden, E. Pierson.
- Trojan, J.**, Das Ständebuch. Illustr. von Bernh. Mörlins. Hamburg, Verl.-Anst. u. Druckerei (vorm. J. F. Richter.)
- Twain's Leben.** Separatdruck aus den „ausgew. humorist. Schriften Mark Twain's.“ Stuttgart, R. Lutz.
- Uhland's Gedichte.** Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Arndt, Closs, Koch, Makart, Max, Zick u. A. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.
- Ulmann, S.**, Das Buch der Familienspiele. Mit Illustrationen. Wien, A. Hartleben.
- Villamarina, „Oberall Dasselbe.“** Novellen. Berlin, Gebr. Paetel.
- Vogel, H.**, Kinder und Paradies. Ein heiteres Bilderbuch. Mit Reimen von Frida Schanz und Julius Lohmeyer. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A. G. (vorm. J. F. Richter.)
- Westarp, A.**, Graf v. Fürst Bismarck und das deutsche Volk. Zur Erinnerung an den Sommer 1892. Mit einem Bildnisse des Fürsten Bismarck. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.
- Whitmann, S.**, Das Reich der Habsburger. Rechtm. deutsche Übersetzung von O. Th. Alexander. Berlin, C. Ulrich & Co.
- Wilke, A.**, Die Elektricität, ihre Erzeugung und ihre Anwendung in Industrie und Gewerbe. Allgemein verständlich dargestellt. Mit 11 Tafeln und 775 Text-Illustrationen. Leipzig, O. Spamer.
- Wincke, G.**, Freiherr. Zwei Westfälische Geschichten. Münster, E. Obertüschen.
- Wolff, E.**, Columbus. Drama in neun Handlungen. Dresden, E. Pierson.
- F. Welke Blätter. Novellen. Mit Randzeichnungen von Leop. Burger. Leipzig, O. Metz.
- Zeitschrift für Hypnotismus, Suggestionstherapie, Suggestionstherapie u. verwandte psychologische Forschungen.** Jahrgang I. Heft 1 u. 2. Berlin, H. Brieger.
- Zenker, E. v.**, Geschichte der Wiener Journalistik während des Jahres 1848. Ein Beitrag zur Deutschen Culturgeschichte. Wien, W. Braumüller.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schleifische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt normals S. Schottlaender, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1893er. Frische Füllung. 1893er.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

—
Sprudel . . 53° 20 R
Mühlbrunn . 40 .
Schlossbrunn 41° .
Therminbrunn 47° .
Kneibrunn . . 47° .
Hartbrunn . 34° .
Felsenquelle . 47 .
Kaiser Karls-Qu. 33° .
Kaiserbrunn. 39° .
—♦—

**Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause**

Quellen- Producte.

—
KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.
—
KARLSBADER
Sprudel-Seife.
—
KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.
—♦—

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen
sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Uebersseelsche Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLensaures MINERAL-WASSER.

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen an Flaschen und
Krügen:—

15,822,000 in 1889,

17,670,000 „ 1890.

*“Die Beliebtheit des Apollinaris-
Wassers ist begründet durch den
tadellosen Character desselben.”*

THE TIMES, 20. September 1890.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.



Band 64. — Heft 191.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Februar 1893.

16.

Jahrgang.

Breslau.

schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schönlender

Februar 1893.

Inhalt.

	Seite
Wilhelm Jensen in München.	
Aus der „vergeffenen Zeit.“ Novelle. (Schluß)	139
Laura Marholm in Friedrichshagen-Berlin.	
Eleonora Duse	169
Eily von Kretschman in Berlin.	
Die ethische Bewegung in Deutschland	186
Robert Pröfz in Dresden.	
Die französische Armee beim Ausbruch der französischen Revolution.	205
J. U. von Winterfeld in Stuttgart.	
Christian Wolff in seinem Verhältniß zu Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen.	224
R. Grazer in Temesvar.	
Eine communifistische Colonie	237
Paul Lindau in Dresden.	
Schlag neun	246
Bibliographie.	264
Vom Kaukasus zum Hindukusch. (Mit Illustrationen). — Wie Ludwig Dietrich Schrift- steller geworden ist.	
Bibliographische Notizen	270

Hierzu ein Portrait: Eleonora Duse.

Radirung von Prof. Wilhelm Krauskopf in Karlsruhe.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ be-
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die

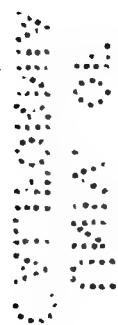
Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.

Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte

von

Belhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig. (Monatshefte).

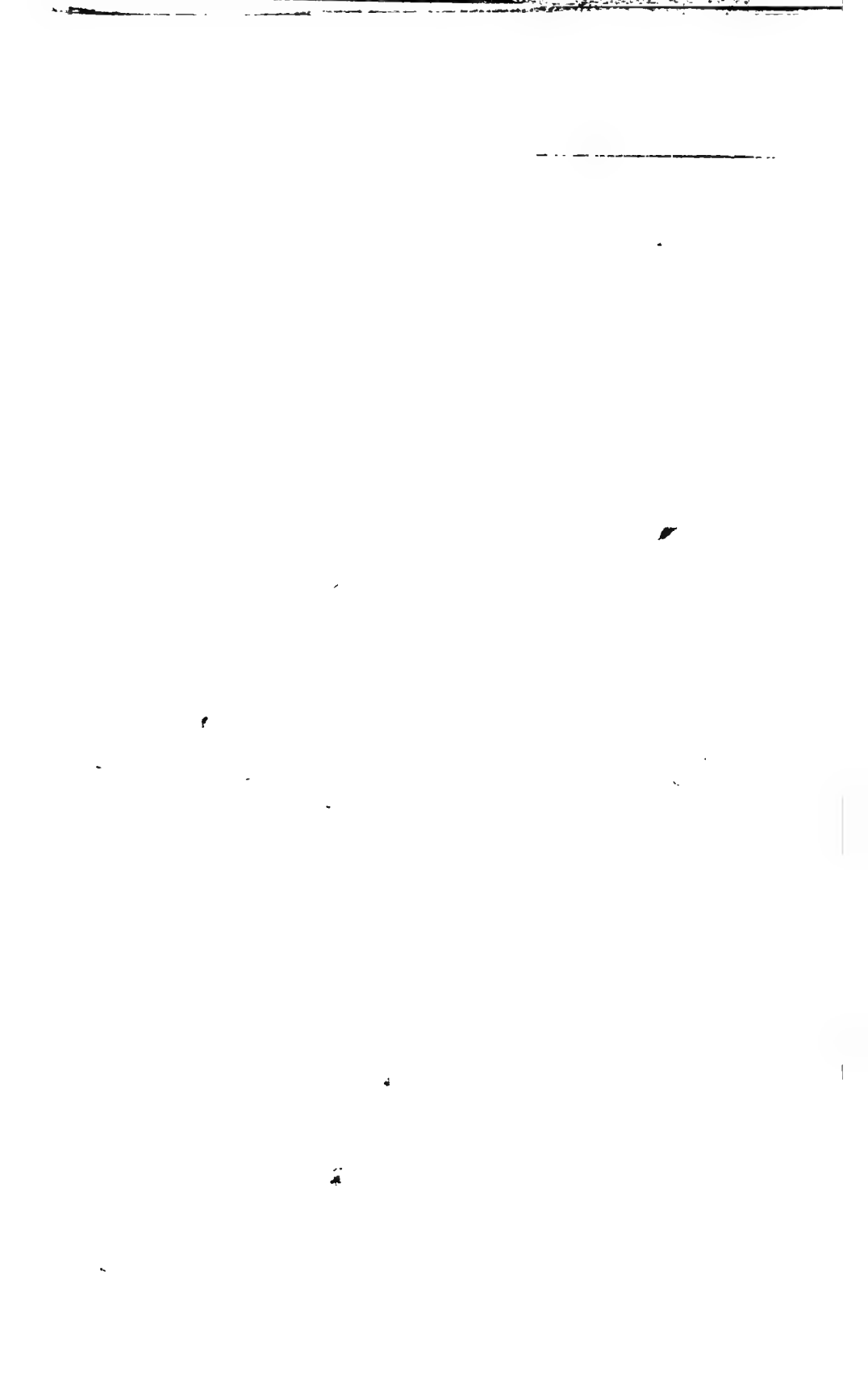


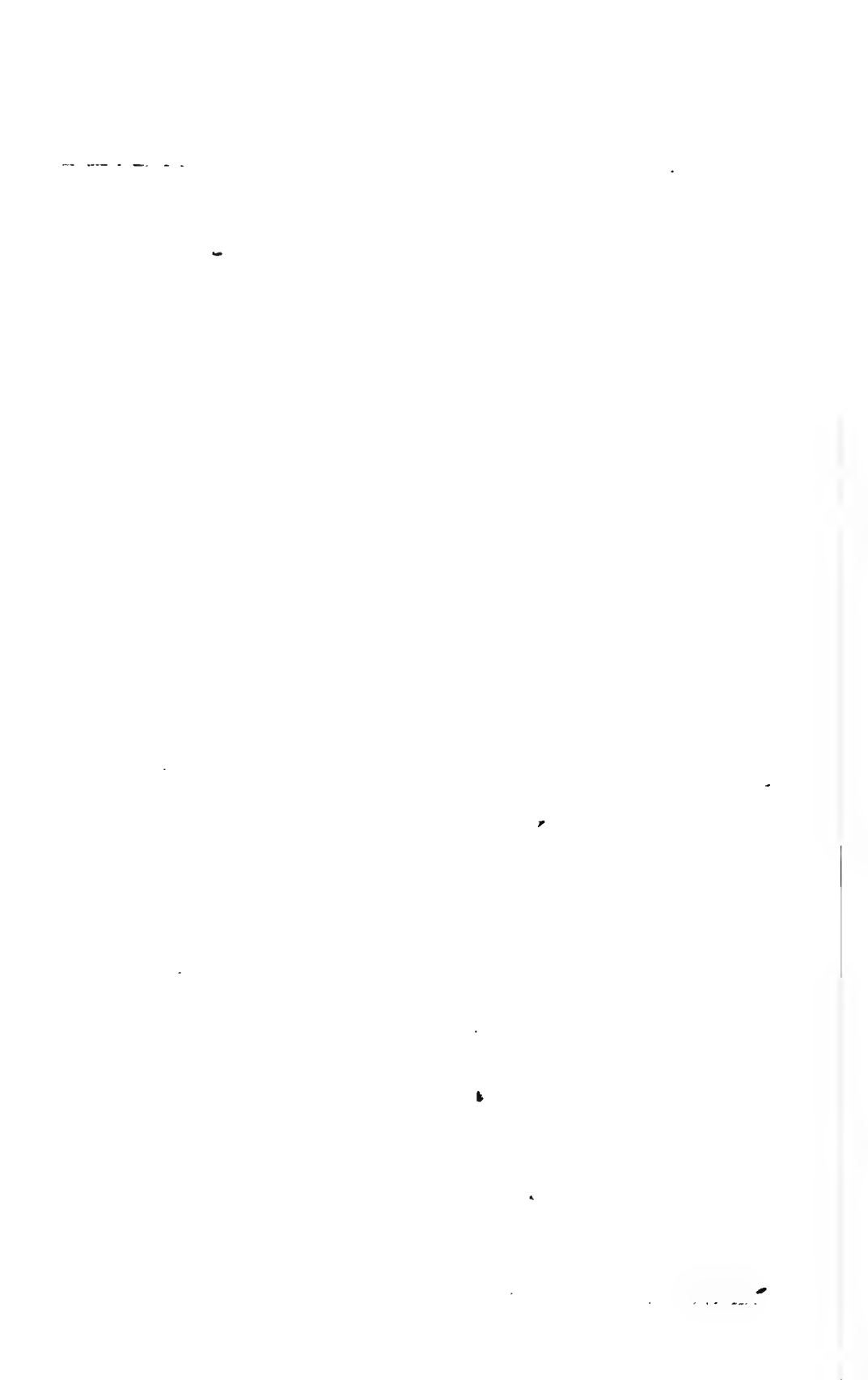
5243



J. Aude.

Siilestische Verlagsanstalt vorm. C. F. Neumann & Co. in Breslau





Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXIV. Band. — Februar 1893. — Heft 191.

(Mit einem Portrait in Radirung: Eleonore Duse).



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.



Aus der „vergessenen Zeit.“

Novelle

von

Wilhelm Jensen.

— München. —

(Schluß.)

Drüber, der Brücke zu, stieg Regina Edlinger den Abhang hinunter. Tageslicht lag noch um sie, aber von einer Art, einem rothen Sommerabendzauber, wie sie ihn noch niemals gesehen, und ebenso erschien ihr die Luft weicher und wonniger denn je, als athme sie dieselbe in eine unbekannte Tiefe der Brust hinab ein, bis wohin ihr sonst noch nie ein Athemzug gedrungen. Solches Tages konnte sie sich aus ihrem ganzen Leben nicht erinnern und solches Wohlgefühls, das über sie gekommen, ohne daß sie wußte, wann und wodurch. Nur entsann sie sich, beim Heraufsteigen und wie sie droben gegessen, hatte sie noch nichts davon empfunden. Luft und Licht mußten sich erst nachher so wunderbar verwandelt haben.

Auch zum Nachgrübeln, wie zuvor und sonst fast stets, trieb sie gegenwärtig nichts an, im Gegentheil war ein Wunsch in ihr, überhaupt nichts zu denken, sondern einzig mit dem Gefühl die Schönheit des Abends zu genießen. Nur zwei Gedanken konnte sie doch nicht verdrängen, die kamen ihr immer wieder, wie die Mücken, die ihr über dem Kopf auf und nieder tanzten. Der eine war phantastisch-märchenhafter Natur: Der kleine Vogel, welcher aus dem vereinzelt Baum nach dem Waldrand hinübergeflogen, habe sich dort in Wolf Paumgartner verwandelt. Denn die Stimme, die aus der Brust des letzteren gekommen, klang ihr ganz so im Ohre nach, wie der Gesang aus der Kehle des Vogels.

Der andere Gedanke war, es sei gut, daß die Emmerenz Kleeberger mehr ostwärts gegangen, sich nicht nach der Richtung fortgemacht habe, aus der Wolf Baumgartner hergekommen. Warum Regina das gut dünkte, wußte sie sich nicht anzugeben, aber sie war froh darüber, daß es nicht anders geschehen.

Nun ging sie über die Brücke, die Sonnenuhr mit der Umschrift drumher sah ihr entgegen. Doch sie ward jetzt bei der Rückkehr nicht davon erfasst, daß die letztere sie selbst angehe. Natürlich zeigte die Sonne fortwährend Stunden an, in denen Menschen auf der Erde starben, alte Leute, die lange genug gelebt hatten und sich einmal in's Grab legen mußten. Aber wer noch jung war und das Leben nicht hinter sich, sondern noch vor sich sah, für den galt der alte Sinnspruch der Uhr nicht. Allerdings starben dann und wann auch junge Menschen; damit indeß mußte es dann eine besondere Verwandtniß haben, welche, ließ sich nicht sagen. Denn Regina fühlte merkwürdig anders, als noch vor einer Stunde, wenn es nicht gleichgiltig sei, zu sterben, wer noch leben wolle, dem könne der Uhrzeiger gar nichts anhaben.

Der alte Wächter öffnete ihr das Thor, er sagte: „Na, hast Dir draußen die Backen von der Sonne roth brennen lassen? siehst ja aus, als wärst im Jungbrunnen gewesen. Wo ist denn die Andere, die Dir nachlief?“

„Ich weiß nicht, sie hat gesagt, sie käm' heute nicht heim,“ antwortete Regina. Der Alte knurrte: „'S wär' nicht die erste und kein Schaden um sie; steht sie wieder da und will Einlaß für zwei, kann sie damit über die Bruck' springen, bei mir kommt sie nimmer vorbei. Aber bei Dir weiß man, wie man dran ist, daß Du allein durch's Thor zurückpassirst.“

Das trieb unwillkürlich der Hörerin etwas das Blut in den Kopf, denn es klang beinah, als schaue er ihr in die Gedanken hinein. Oder vielmehr, es bewährte, daß er dies nicht könne, nicht ahne, wie sie von seinen, im übrigen ihr eigentlich unverständlichen Worten absonderlich berührt werde. Im Stillen mußte sie lachen und zugleich denken, es sei die Schuld seiner Härteigkeit, daß es nöthig falle, ihn so an der Nase zu führen und an ihm vorüber zu gehen, ohne daß er bemerke, sie passire nicht allein, sondern bringe, wie er von der Emmerenz gesagt, zwei durch's Thor in die Stadt. Doch das geschah ihm recht; wäre er nicht so verdrossenen Gemüths und besäße Zutrauen zu einem offenen, ehrlichen, schönen Menschengesicht, da würde die ganze künstliche Veranstaltung unnöthig gewesen sein, und Wolf Baumgartner hätte gradewegs mit ihr über die Brücke hereinwandern können. Mit etwas ihrem Leben Fremden, einem Uebermuth kam's ihr, daß sie, den Fuß weitersetzend, noch einmal zurücksprach: „Gebt gut Acht zur Nacht, Thorwart, daß keine Maus durch ein Löchlein einschlüpft und Euch im Schlaf an der Nase zupft.“ Dann ging sie durch die kurze, auf den Marktplatz führende Gasse vorwärts. Hier zwitterte das Dämmerlicht schon ein wenig, wie sie querüber der St. Jakobskirche zuschritt, doch war's so hell noch, daß sie den von der letzteren her ihr begegnenden Stadtpfarrer

Johann Wolfgang Knoll schon aus einiger Entfernung unterschied. Verhäßigen Gefichts, etwa in der Mitte der Fünfziger, wandelte er daher, und seine schwarze Soutane ließ, ziemlich weit vorgebuchtet, erfreulich gewahren, daß seine wohlgenährte Gestalt durch die allgemeine Nothdurft in der Stadt zum Glück noch nicht mit beeinträchtigt worden sei. Auch er erkannte Regina jetzt, und da sie in Gedankenabwesenheit Miene machte, grußlos an ihm vorbei zu gehen, sprach er sie, innehaltend, mit der Strenge seelsorgerischer Pflicht an: „Treibt die Scheu vor dem Heiligen Dich, an mir vorüber zu blicken? Faste und bete, Pfeffingerin, daß der böse Geist Deines Geblütes aus Dir entweiche!“ Doch zugleich erweiterten sich jetzt seine auf ihr hastenden Augen mit einem Ausdruck der Verwunderung, und er fügte sanftmüthig drein: „Si sieh, bist Du denn in Wirklichkeit die Regina Eblinger? Mich bedünkt, die Gnade Gottes hat sich an Dir offenbart, denn sie bewirkt, das Antlitz eines sich zu ihr Kehrenden des Abstoßenden zu entkleiden und es dem Anblick der Menschen wohlgefällig zu machen. Wenn der Herr Dich so aus Deiner Verirrung erlösen will, geziemt es seinem Diener, ihm als ein Werkzeug seiner Pläne bereit zu sein und zur Reise zu zeitigen, was er barmherzig in Dich ausgesäet. Es ist wohl seine Fügung, daß meine Wirthschafterin betrübsam von einer Krankheit befallen worden, so daß ich genöthigt bin, sie zur Genesung für längere Zeit aus der Stadt fort in die Landluft ihres Heimortes davongehen zu lassen und ihrer Dienstleistungen zu entbehren. Wenn Du solche bei mir versehen willst, liebe Regina — denn ich weiß, es ist ein gutes Werk, Dir zu anderen Umständen, ich meine, als denen zu verhelfen, in welchen Du in der vergeffenen Zeit lebst — so komme morgen Abend, nachdem ich die Kranke weggeschafft habe, zu mir in's Haus, und es wird der Segen des Höchsten nicht mangeln, daß Du für das Bedürfniß meines Leibes Sorge trägst und ich zum Entgelt das Heil Deiner Seele fördere.“

Staunend hatte Regina es vernommen und schaute dem mit einem liebenswürdigen Grufzwink der Hand Weiterwandelnden nach. Es mußte eine Veränderung mit ihr vorgegangen sein, auch der brunnige Thorwart hatte es ebenso kundgethan, von einem Jungbrunnen gesprochen, aus dem sie zurückgekommen; das besagte wohl das Gleiche, wie: „daß sie dem Anblick der Menschen wohlgefälliger geworden sei“. Selbst dem des Stadtpfarrers, der sie eben noch zuvor mißächtlich „Pfeffingerin“ angerebet; sie konnte sich freilich kaum eine schrecklichere Vorstellung machen, als daß sie Hauswirthschafterin bei ihm sein müsse, und nichts in der Welt werde sie dazu bringen, morgen zu ihm zu gehen. Aber hörbar schlug trotzdem das Herz ihr freudig über die unerwarteten Worte, die ihm vom Munde gekommen; sie begriff nicht, was drüben auf der grünen Höhe mit ihr geschehen sein möge, wie aus einem Märchen war's, doch es konnte wohl nicht anders sein und fiel auch nicht so unglaublich, denn ihrem eig'nen Gefühl kam heut' Abend die Welt märchenhaft vor. Schnell tauchte sie jetzt in den

engen verwinkelten Zugang nach ihrer Behausung ein; in der Stube saß Katharina Haberichnell bereits, beim Schein eines dunstig glühenden Lampendochtes in ihrem Gebetbuch fingernd. Die Eintretende stellte sich wortlos vor sie hin und sah sie ein Weilchen stumm an, daß die Alte jammernd losbrach: „Nach doch Feuer, Kind, daß ich meine Suppe bekomme, ich wart' schon so lang auf Dich.“ Nun antwortete Regina: „Bin ich's denn? Erkennst Du mich noch?“ Das verstand die Befragte nicht, sondern wehklagte über den Undank der Menschen, für die man sich sein Lebtag abplage, wie ihre Namensschwester, die heilige Katharina, für die blutdürstigen Heiden, und zum Lohn nachher dasitzen müsse, wie der hungernde Hiob ohne Brot und Vrei in der Wüste. Doch vermurmelte ihre Stimme gemach beruhigter: denn sie sah begierig zu, wie das Mädchen stärkere Flammen als sonst auf dem Herd schürte und reichhaltig ungewöhnliche Abendkost bereitete. Dann setzte sie der Mühne davon vor, indeß ohne selbst dran theilzunehmen; sie hatte keinen Hunger, sondern saß ungeduldig zuwartend, daß die Alte fertig werde, und sprach rasch, als diese den letzten Löffel in den Mund geschoben, „Nun leg' Dich zu Bett, denn wie Du's gesagt, es ist schon spät heut geworden, und nach Deiner vielen Tagesmüh' thut der Schlaf Dir in Deinem Alter noth.“ Das entsprach auch dem Gefühl und Wunsch Katharinas, sie erwiderte gähnend: „Ja, guten Schlaf hab' ich wohl redlich verdient; den heiligen Nothhelfern sei Lob und Dank, daß Du's endlich mal erkennst, Kind. Ich sah's Dir an, Du bist einem von ihnen begegnet, und er hat Dir's in's Herz gegeben, in Dich zu gehen und besser für Deine alte, treue Pflegemutter zu sorgen, auf daß es auch Dir selbst wohl ergehe und Du lange lebest auf Erden.“

Sie humpelte in ihre Kammer; es war seltsam, Regina that heut' zum zweiten Mal, was sie Zeit ihres Lebens kaum je gethan, sie lachte und redete vor sich hin: „Eine heilige Nothhelferin — ich hätte nicht gedacht, daß ich's dazu im Leben noch bringen würde.“

Sie sah einen Augenblick in's Licht. „Ist's denn eine Heilige?“ Doch ihr Kopf nickte schnell drauf: „He!sen ist Menschenpflicht — die Bibel sagt's auch — die Hungernden sättigen und den Ermüdeten Rast bereiten.“

Nun nahm sie die Lampe und stieg hurtig die schmale Treppe in's halb verfallene obere Stockwerk zu einer Kammer hinauf, in der vor halb zwanzig Jahren ihr Vater genächtet hatte. Seine Bettlade mit Zubehör von Pfuhl und Decke stand noch drin, nie mehr benutzt, sie war den beiden Hausbewohnerinnen überflüssig gewesen. Eine Fledermaus schoß beim Hereinkommen des Lichts, wie ein böser Geist, durch's Fenster davon, und schwarzhaarige Spinnen liefen an den Wänden. Hurtig scheuchte Regina auch sie hinaus, säuberte das da und dort hängende Reggewebe fort, schüttelte den Staub langer Jahre aus der Bettdecke. Von einer der Wände sah eine kleine Metallplatte, die ihrem Vater ehemals als Spiegel gedient; der wandte sie ein paar Augenblicke unschlüssig-zaubernd das Gesicht zu, trat dann mit

der Lampe davor und schaute hinein. Sie schien prüfen zu wollen, ob das Geräth noch brauchbar sei, doch, fleckig und verrostet, gab es nichts zurück, und gleich drauf schrak sie von einem Klang zusammen. Die Uhr der nahen St. Jakobskirche that zehn Schläge; hastig wandte sie sich ab, huschte über die Treppe zurück in die untere Stube, wo sie die Lampe brennend hinter eine Truhe auf den Boden stellte, und verließ wieder das Haus.

In den Straßen und auf dem Marktplatz, über den sie schnell hinging, war es völlig leer und dunkel, ringsum in den Häusern das Licht schon erloschen, nur der sternklare Himmel hellte ein wenig herab. Die schlimme Zeit ließ mit Allem sparen, auch mit Del und Kerze, und in anderer Art nicht minder mit den Tagstunden, die Noth und Kümmerniß anfüllte; sie suchte jegliches auf das geringste Maß zu beschränken. So lagen fast sämtliche Stadtbewohner schon in vergessendem Schlaf oder mühten sich, ihn zu erhaschen. An plätschernden Brunnen unter der Marienkirche vorbei kreuzte Regina den Marktplatz und begab sich durch seinen östlichen Laubengang weiter abwärts, dann verschwand sie im schwarzen Dunkel einer zur Rechten abzweigenden niedrigen Bogenwölbung. Mit den Händen tastete sie sich vor, Schritt um Schritt, bis sie auf das dicke, eichene Balkenwerk eines schmalen Thors, einer Wasserpforte, die, am Tag offen stehend, an den Fluß hinausführte, traf. Ihr stockte der Herzschlag einmal bei dem plötzlichen Gedanken, der Ausgang könne doch mit einem Schloß verwahrt sein. Dann hätte sie den Erwarteten trügerisch verlockt, ihn nutzlos arger Gefahr ausgesetzt, denn über die Mauer zu gelangen, war unmöglich, und er mußte wieder zurückschwimmen, um beim Tageslicht nicht entdeckt zu werden. Peinigend faßte die Vorstellung sie an, daß er sie für ein hinterhältig treuloses Geschöpf halten und mißachten werde; mit zitternder Hand suchte sie nach dem Riegel. Gottlob, da war er, vorgestoßen, doch fest eingeklemmt, nicht zu bewegen. Aber sie strengte alle Kraft an, mehr als sie aufbieten zu können geglaubt hätte, und er wich freischend aus seiner eisernen Mauerhaft. Die schwere Thür gab ihrem Druck nach, und dicht vor ihr rauschte der Inn, die breite, wirbelnde Wasserwehr der Stadt.

Ein schmucklos, sich nach Norden verbreitendes Vorgelände erstreckte sich in Bogenwurf des Strombettes um die Stadtmauer, darauf ging Regina Schlinger entlang, der Stelle zu, die Baumgartner ihr von drüben gebedeutet, daß er dort anzulanden denke. Ein wenig heller, als in den Straßen, war es hier außen durch das freiere Sterngeleucht, doch immerhin so dunkel, daß der Blick nur ein Stück des Wasserrandes, nichts vom jenseitigen Steilufer unterzieh; lauter als am Tage klang in der Nachtsille das Geräusch der schnellenden Wellen, sonst lag Lautlosigkeit über Allem. Nur in Abständen schollen Uhrschläge der Wasserburger Kirchen, Regina stand ausblickend an dem verabredeten Platz. Sie hatte befürchtet, zu spät gekommen zu sein, aber nun wartete sie, schon endlos lang schien's ihr, umsonst. Nichts regte sich, nichts schimmerte im zitternden Dunkel.

Hatte er den Muth verloren, das Wagniß zu unternehmen, und kam nicht?

Nein, sie kannte ihn nur aus einem Zusammensein von Minuten, aber sie wußte, was er gesprochen, war gewiß, ihn schreckte keine Gefahr. Als eine Verkörperung der Kühnheit und Kraft, jedes männlichen Selbstvertrauens, stand er ihr vor Augen. Nicht vor diesen allein als Gedächtnißbild; in sich selbst empfand sie das Alles und noch unanzweifelbarer, als Blick und Gehör es ihr zu sagen vermocht.

Warum kam er denn nicht?

Plötzlich durchfuhr es sie, daß der Athemzug ihr in der Brust blieb. Hunger hatte ihm die Stärke seiner Arme geschwächt, er konnte die Gewalt des Stromes nicht mit ihnen durchbringen, die Wirbel hielten ihn gepackt und rissen ihn machtlos zu Thal fort — an ihr vorüber — unsichtbar — vielleicht in diesem Augenblick — um ihn, wenn er ermattet sich nicht länger zu wehren vermöge, hinunterzuschlingen —

Ihre Sinne verwirrten sich bei der Vorstellung.

Nicht er, sie selbst war's, die mit dem wilden Wasser kämpfte. Kalt fühlte sie es über ihre Rippen heraufschwellen, die Brust ersticken, noch ein hohles Gurgeln im Ohr, und ihr Leben auslöschen. Aber sie wehrte sich nicht dagegen; das Leben war ihr ja immer gleichgiltig gewesen, ein zweckloses Nichts, nur quälendes Hungergefühl und Ueberdruß; gut, daß es ein Ende nahm, heut', nach dem schönen Abend. An den klammerte sie sich mit ihrem letzten Gedanken, durchlebte ihn noch einmal. Wie ein Anhauch des unbekannten Glücks, das an ihr vorübergeschwebt, sie mit einem Flügelschlag gestreift, war er gewesen, und nun ging er vorüber. Sie hörte und sah nichts mehr; nur eins stand ihr sonderbar vor den Augen, ein Lichtschein, wie wenn die Hand sich fest auf die geschlossenen Lider drückt. Aus weiter Ferne schimmerte er her, von der kleinen Lampe, die am Boden hinter der Truhe auf ihre Rückkehr wartete. Sie kam nicht wieder, doch der Lampenbocht brannte fort.

Ein Ton riß sie zur Besinnung zurück, vom St. Jakobsturm schlug es elfmal. Das war ja erst die verabredete Stunde, das Zeichen, bei dem er drüben abschwimmen sollte. Sie hatte unnöthig Todesangst durchgemacht; erst jetzt begab er sich drüben in die Wellen, noch lebte er.

Harrend, umsonst die Augen in's Dunkel über dem Inn hinausbohrend, stand sie wieder. Aber der Aufruhr in ihr war zu mächtig, athemlähmend, betäubend und doch zugleich mit stürmischen Blutwellen ihr bis in's Ohr hinaufklopfend. Die rückgekehrte Angst füllte es ihr mit einer Sinnesstäuschung, sie hörte deutlich einen Hilfeschrei aus der Mitte des strudelnden Flusses, und sinnverloren lief sie gradaus vor, das Randwasser klatschte ihr über die Füße.

Da tauchte, ein halb Duzend Schritte seitwärts von ihr, etwas Helles, Weißliches, eine Gestalt aus dem Strom, und mit einem lauten Jubelruf:

„Seid Ihr's?!“ slog sie drauf zu. Er antwortete: „Sei still, daß uns Niemand hört! Ist das Thor offen?“

Sie stand dicht vor ihm und glaubte es doch noch nicht, streckte unwillkürlich beide Arme aus, ihn zu fassen, sich zu überzeugen, daß er es wirklich sei. Erst wie ihre Hand auf einen nahüberrieselnden bloßen Arm stieß, erkannte sie plötzlich, daß er ohne Kleider vor ihr stehe, dieselben zu einer dunklen Masse zusammengeballt auf dem Kopf trage. Ein Schreck durchfuhr sie, sie kehrte sich hastig um und sagte stotternd: „Das war gut — sonst wäret Ihr nicht lebend herübergekommen — aber ich hatte nicht daran gedacht. Kleidet Euch ruhig an — es ist Niemand mehr wach in der Stadt — ich warte, bis Ihr fertig seid.“

Nun lachte er, wie etwas spöttischen Klangs, hinter ihr: „Jungfernaugen sind keine Katzenaugen, und wären sie's, käm's in dem Fall nicht allzuviel drauf an. Leicht ging's nicht herüber, Euer Inn kann's doch noch besser, als die Donau.“

Sie hatte sich abgewendet auf einen am Ufer liegenden Stein gesetzt, und fortwährendes Zittern lief ihr durch die Glieder, wohl noch von der überstandenen Angst. Nein, die fühlte sie beruhigt, wie mit einem Schläge vom ersten Aufklang seiner Stimme ausgelöscht, aber das Zittern konnte sie trotzdem nicht beherrschen.

Dann trat er bekleidet zu ihr und sagte: „Wenn Alles in der Stadt schläft, wird es schwer halten, noch in einer Wirthschaft Einlaß zu finden. Ich hätt's vorher bedenken und früher kommen sollen.“

Reginas Brust mußte erst einmal nach Luft ringen, eh' sie stoßend erwiderte: „Ja, das wäre auffällig in der Nacht — und man könnt' Euch nach Eurem verlorenen Zeugniß befragen. Ich hab's auch bedacht und einen Imbiß für Euch gerichtet — und wenn's Euch genügt — eine Kammer und ein Bett stehen leer bei mir im Haus —“

„Bei Euch?“ Wie von Staunen überwältigt kam's von Wolf Paumgartner's Mund, und unwillkürlich riß ein Dankesgefühl ihn fort, den Arm um die Schultern des Mädchens zu legen, während er entgegnete: „Das wolltet Ihr noch für mich thun? Ihr seid eine Samariterin — nein, ein Engel des Himmels in Huldgestalt. Wo könnte ein von üblem Geschick Betroffener sicherer ruhn, als unter seinem Schutze, und der Hunger nagt seit gestern an meinen Kräften.“

Regina führte ihn am Ufer entlang und durch die kleine Thorpsorte, deren Riegel sie von innen wieder vorschob. In der Finsterniß des niedrigen Bogenganges sprach er: „Nun also bin ich in Wasserburg,“ und nachfügend: „Laßt Eure ortskundigen Augen für mich sehen, daß sie einem Blinden den Weg zeigen,“ legte er seinen Arm wiederum auf ihre Schulter. So ließ er sich von ihr weiter führen und fühlte in seiner Hand das Zittern, das noch immer ihren Körper durchdrann. Sie gingen über den schweigsamen Marktplatz, und an der Marienkirche vorbei die „Pfaffengasse“, die Straße

der geistlichen Herrn durchschreitend, tauchten sie bald in den lichtlos engen Zugang zur vergessenen Zeit hinein.

* * *

Als Wolf Baumgartner am andern Morgen nach vortrefflichem Schlaf aus seiner Kammer in die Unterstube herabkam, war ihm über Nacht etwas in den Sinn gerathen, wovon er gestern noch nichts geahnt zu haben schien. Er hatte des Wegs weiter in die kaiserlichen Erlande gewollt, über Linz hinaus, zu einem dort festhaften Oheim, doch bedacht, es werde ihm bei den wiederkehrenden und muthmaßlich noch bevorstehenden Kriegsläufen überall ergehen wie in Wasserburg, daß er aus Mangel eines Ausweises und Passierscheines nirgendwo in ein Thor hineingelange. Hier aber befand er sich gegenwärtig durch glückliche Fügung im Innern einer guten Stadt, und er hatte erwogen, wie die Umstände lagen, würde es thöricht von ihm gehandelt ein, die gesundene sichere Unterkunft kurzfristig aufzugeben, um sich wiederum gleicher Fährlichkeit und Hilflosigkeit auf der Straße bloßstellen. Ausreichende Geldmittel, bis zur Rückkehr günstigerer Zeit in Wasserburg zu verbleiben, besaß er ja, als seines vermöglichen Vaters Sohn, im Wams eingenäht und konnte somit auch einem etwaigen Eingeschlossenwerden in der Stadt durch ein feindliches Belagerungsheer gleichmüthig entgegenstehn. Das Alles setzte er Regina Eblinger, als ihm in der Nacht gekommen, auseinander, doch fügte einmal ein Aufblick seiner Augen in ihr Gesicht stumm-verständlich bei, es geselle sich in ihm noch ein nicht ausgesprochener Grund hinzu, der ihn nicht so rasch wieder aus Wasserburg fortlasse. Sie hörte ihm schweigend zu, aber eine roth ihr über die Stirn und Schläfen heraufsteigende Färbung sprach, daß ihr Herz beschleunigter klopfe, und als er zu Ende geredet, stimmte sie seinen Vernunftgründen ohne aufzuschauen mit leiser Stimme bei. Danach indeß hub er nochmals an, daß er nirgendwo lieber in der Stadt verweilen würde, als in dem Quartier, welches er ihrer Güte und Huld für diese Nacht verdankt habe, und mit etwas befangenem Ton fragte er, ob sie sich vielleicht entschließen könne, ihm gegen gebührligen Entgelt die Kammer oben auf die Dauer seines Aufenthaltes zu überlassen. Dagegen wehrte sie sich jedoch — das heißt, merkbar nicht gegen seinen ausgedrückten Wunsch überhaupt, sondern eine Geldentschädigung dafür anzunehmen. Aber mit einer Messerflinge eine Naht an der inneren Brustseite seines Rollers auftrennend, versetzte er, sie selbst befinde sich in bedrängter Lage, und nur, wenn er für seine Unterkunft und Kost Bezahlung entrichte, erlaube sein Gewissen ihm, die Wohnung in ihrem Hause beizubehalten. Er legte einen hervorgelösten Goldgulden auf den Tisch — man sah, daß noch manche weitere sich im Wams bargen — und er fuhr schnell fort, Geld sei überhaupt nur ein nichtsagender Ausdruck für das Glückgefühl und die Dankbarkeit, die er darüber empfinde, unter dem nämlichen Dach mit seiner Beihelferin und Wohlthäterin bleiben zu dürfen, und vielleicht — er hoffe es nicht, aber wünsche es doch beinaß'

— bringe eine herankommende üble Zeit Beschwerniß und Gefährdung für sie mit sich, darin er ihr nützen und mit der Kraft seiner Arme kundgeben könne, wie es ihn treibe, alles Gute, das sie ihm gleich einer Schwester oder noch opferwilliger, als eine solche, angethan, mit einem großen Beweis seines davon übertoll erfüllten Herzens zu vergelten. Wenn es für Regina eines Zeugnisses bedurft hätte, daß sie nicht unbedachtam einem hergelaufenen Landstreicher ihren Beistand geleistet, so ging dies unwiderleglich aus seinem Selbstsitz hervor, der festen Entschiedenheit, mit der er darauf beharrte, nicht ohne Bezahlung im Hause Unterstand zu finden, vor allem und am deutlichsten jedoch aus dem einfach-natürlichen, vom Herzen kommenden und zum Herzen sprechenden Ausdruck und Ton seiner Worte. Das Mädchen hatte, in der vergeffenen Zeil ohne Umgang und Verkehr gealtert, nur höchst selten im Leben einmal mit jungen Männern Rede gepflogen, gewiß aber noch aus seinem Munde eine derartig zugleich männlich sichere und doch auch halb besangenen bittende Sprache von so wohl lautender Stimme vernommen. Aehnlich erging es Katharina Haberschnell, wenn auch nicht grade durch die nämliche Art der Einwirkung auf ihr Gemüth. Sie hatte nicht begriffen, wer der Fremde sei, wie und woher er in's Haus gerathen, und Regina für überflüssig erachtet, sie durch irgendeine Angabe darüber aufzuhellen. Aber bei dem Anblick der neugeprägten funkelnden Goldmünze, die er hervorgeholt, glänzte es zwischen den verrunzelten Lidern der Alten von einer köstlichen Vorausicht auf volle Schüsseln mit ihrer Leibspeise, und sie zwinkerte heimlich und ängstlich ihrer ehemaligen Pflgetochter zu, die Wünsche des freigebigen jungen Mannes nicht abschlägig zu becheiden. Dieser Mahnung bedurfte es freilich bei Regina Edlinger nicht, vielmehr hätte sie gegen ein Abmuthen von Seiten Katharinas und sämtlicher Bewohner Wasserburgs obendrein sich nicht einen Augenblick irre machen lassen, dem Begehren Wolf Baumgartner's zu willfahren und ihn als Hausgenossen aufzunehmen. Im Gegentheil besud sie sich auf seine Bitte bereitwilligst mit noch einer Fürsorge und Mühwaltung für ihn, begab sich unter die Laubengänge am Markt in die Gewerstatt eines Tuchmachers und kaufte dort nach einem Auftrag, der ihr geworden, für baare Zahlung einen Gewandstoff ein, den noch am gleichen Tag ein Schneider in Angriff nahm, Bekleidungsstücke daraus zu fertigen. Denn Baumgartner besorgte, wenn er auf die Straßen gehe, an seiner absonderlichen Tracht als ein nicht Angehöriger der Stadt erkannt und möglicherweise von Jemandem als Fremdling nach seinem Ausweis befragt zu werden. Darum lag ihm dran, sich baldigst eine Kleidung zu beschaffen, die ganz nach dem Brauch derjenigen der Bürger Wasserburgs sei und ihn jedem als einen solchen erscheinen lasse. Auch zu dieser Umgestaltung seines Aeußeren besaß er ausreichende Geldmittel und vermochte nach ein paar Tagen schon seine neu hergestellte, durchaus unauffällige Gewandung anzulegen, die Niemanden mehr einen von auswärts zur Stadt Hereingekommenen in ihm vermuthen ließ.

So hatte sich in dem einzigen noch bewohnten Hause der vergessenen Zeit eine Aenderung vollzogen, freilich von keinem der übrigen Stadteinwohner bemerkt, denn kein fremder Fuß trat in sie hinein, und jeden zwang die Zeit, so viel gegen die Bebrängniß und Dürftigkeit seines eigenen Daseins aufzukämpfen, daß er kaum mehr nach ehemaligem Brauch Auge, Ohr und Zunge für das Betreiben seiner nächsten Nachbarn besaß. Nur für eine Angehörige des Gemeinwesens war jene Veränderung vorhanden, für Regina Edlinger. Das war allerdings von der Natur der Sachlage begründet, denn ihrer wirthschaftlichen Thätigkeit fiel eine größere Aufgabe zu, und mit weiblicher Umsorge war sie eifrig sowohl auf die Herrichtung schmachtenderer Mahlzeiten, als auf behagliche Verbesserung der Kammer des neuen Hausgefahrten bedacht. Nach beiden Richtungen stand ihr nur Geringes zu Gebot, aber sie wußte mit dem Wenigen überraschend viel zu bewirken. Die Gleichgiltigkeit, mit der sie bisher die täglichen Erfordernisse des Lebens behandelt, nur für das Allernothwendigste gesorgt, hatte sich zu immer regsammer umsichtiger Geschäftigkeit verwandelt. Ueberall legte sie ordnend, bessernd die Gedanken ihres Kopfes, die Geschicklichkeit ihrer Hand an, und was sie vornahm, gerieth und gedieh. Unverkennbar war in ihr, ohne daß es früher zu Tage getreten, die Anlage zur Führerin eines Hauswesens, zu einer vorzüglichen Hausfrau verborgen gewesen und offenbarte sich gegenwärtig in so rascher Ausbildung, als ob sie ihr erst über Nacht durch eine Märchenfee als Geschenk zu Theil geworden sei.

In Wirklichkeit aber hatte ihr über Nacht irgend eine gute Fee eine wunderbare Gabe in's Gemüth gelegt, etwas ihr bis dahin fremd-unbekannt Gewesenes, fröhlichen Sinn, und von diesem stammte, wie aus einer lebenskräftigen Wurzel Blätter und farbige Blüthen aufsprießen, aller rege Trieb und Eifer in ihr her. Nicht im Hause, sondern im Innern Reginas selbst war am meisten verändert; sie begriff ihre eigenen Augen nicht, mit denen sie zuvor Welt und Zeit als trüb und sie mit trostloser Einförmigkeit umgebend angesehen. Wohin sie schaute, nahm alles sich hell und freudig aus; das lag nur in ihrem Blick, denn in Wirklichkeit besaß nichts auf Platz und Straßen umher ein frohes Gesicht. Entbehrung, Sorge und banges Zuwarten herrschten fast ohne Ausnahme in der Stadt. Doch Regina hatte nie so wie jetzt gefühlt, daß diese sie nichts angehe, daß sie keinerlei Zusammenhang mit ihr habe. Im Haus der vergessenen Zeit lebte sie gleichwie auf einer Insel; das war Wasserburg ja auch in der That, aber es hätte sie vollkommen gleichgiltig belassen, wenn eines Morgens alle übrigen Häuser dieser Insel verschwunden gewesen wären, ja im Grunde würde die letztere sie dann noch weit köstlicher bedünkt haben. Ihre Gedanken konnten einmal über solche Vorstellung hinstreifen, doch sie haften nicht darauf, wie überhaupt auf nichts. In ihr und um sie befand alles sich beinahe ständig in einer fließenden Bewegung, wie es in Träumen geschah, oder noch ähnlicher um die Spitzen der hohen Alpenberge, wenn der weiße Morgennebel um sie

wogte. Nun verdeckte er sie völlig — dann lichtete er ſich ein wenig an einer Stelle, ließ geheimnißvoll etwas hindurchſchimmern, ahnen — da zerriß er plötzlich, daß goldig gleißend, einen Augenblick von der Sonne angeflammt, eine Felſenkrone klar aufleuchtete und funkelte — und wieder trieb verſchleiern das Nebelgeſpinnſt darüber hin. Aber dies Wallen und Weben verhieß einen heiteren, glanzvollen Tag, die Empfindung geſtaltete ſich das ſchöne, kommende Werden, nicht der Gedanke, der ſie nur in ihrem zauberhaften, einbildneriſchen Spiel beeinträchtigt hätte. Und ſo dachte Regina Eblinge eigentlich nichts, auch nicht bei ihrem häuslichen Schaffen und Thun. Doch trotzdem kam dies ihr von ſelbſt, als ſei es auf's ſorgfältigſte überlegt, und was ſie anfaßte, vollendete ſie zur Erfreung. Nicht am wenigſten auch für Ratharina Haberschnell, die endlich in den reichhaltigeren Mittags- und Abendſchüſſeln das, wenngleich verſpätete, Walten einer gerechten Weltordnung und die ſchließliche Belohnung ihrer lebenslangen Pflicht- und Glaubenſtreue eingetreten ſah.

Aber auch Wolf Baumgartner erregte überzeugend den Eindruck, daß er, einmal zur Erkenntniß gelangt, es ſei der Umſtände halber für ihn am vernünſtigſten, einſtweilen in Waſſerburg zu verbleiben, ſich keine beſſere Unterkunft in der Stadt aufzuſuchen und zu wünſchen gewußt haben würde. Augenscheinlich liebte er die Geräuſchloſigkeit, einen ruhigen Tagesverlauf in möglichſter Stille, die er nirgendwo ſo vollkommen hätte finden können, wie in der vergeſſenen Zeit. Seine Lebensführung war eine ſo eingezogene, als ob er mit den dürftigſten Unterhaltsmitteln hauszuhalten genöthigt ſei; keine der zahlreichen Meth- und Bierſchenken in der Stadt ſah ihn je als Gaſt, und er verließ nur ſelten den Tag über das Haus. Womit er ſich, droben auf ſeiner Kammer ſitzend, beſchäftigte, wußte Regina nicht genauer, nahm nur an Tinte, Feder und Papierblättern, die auf dem Tiſch lagen, gewahr, daß er zeitweilig ſchreiben möge, und ihrer Vorſtellung erſchien's mit ſeinem Weſen wohl vereinbar und ſehr glaublich, er gebe ſich zwiſchen den vier Wänden der Niederſchrift abſonderer Betrachtungen oder Anmerkungen hin. Denn obgleich er eines Bürgers Sohn war, weckte er doch nicht das Gefühl, ſelbſt das Gewerf oder Gewerbe eines ſolchen zu betreiben, ſondern darüber hinausragend, irgend einem Beruf der Gelehrſamkeit anzugehören oder wenigſtens einen das Gewöhnliche übertreffenden, höheren Schulunterricht geſeſſen zu haben. Das trat öfter in Aeußerungen bei ihm zu Tage, welche Verſtändniß der lateiniſchen Sprache bekundeten; überhaupt wußte er vielerlei Dinge, von denen die Wenigſten in Waſſerburg eine Ahnung beſaßen, und war trotz ſeiner Jugend ſchon an vielen Orten in Deutſchland geweſen, da er ſie offenbar aus eigener Anſchauung kannte. Auch von den Fürſten und Ländern, den, politiſchen Verhältniſſen und ſelbſt vom Heer- und Kriegswesen wußte er gut Beſcheid, wie ſich dann und wann aus einer ſeiner Bemerkungen ergab, und Regina war nichts mehr geiſtig Anregendes erdenkbar, als während und nach der gemeinſamen Mahlzeit neben ihm am Tiſch zu ſitzen, ſeinen

Neben zuzuhören oder ihm Antwort auf seine Fragen zu geben. Die letzteren betrafen zumeist Dinge, die ihm fremd, doch ihr vielfach bekannt waren, Einrichtungen der Stadt, die Anzahl der Bürger, ihrer erwachsenen Söhne und Gehilfen, die Menge der kurfürstlichen Truppenbesatzung auf der Burg, der Geschütze und Vorräthe, die in dieser vorhanden seien. Er bezeugte lebhaftes Interesse für Alles, was Wasserburg anging, und in wohlbegreiflicher Weise, denn ein rascheres Herzklopfen in der Brust des Mädchens wachrufend, entfiel ihm hin und wieder ein Wort, welches darauf hindeutete, daß er mit dem Gedanken umgehe, sich völlig in der Stadt niederzulassen und für immer in ihr zu verbleiben. Wenn das Dämmerlicht herankam, ließ er sich deshalb auch gern von seiner Hausgenossin auf einem abendlichen Umgang durch die Straßen begleiten, betrachtete sich alles in seinem muthmaßlich künftigen Wohnort im Ganzen wie im Einzelnen auf's Genaueste und zog für seine Unkenntniß aus der Führung und vertrauten Bekanntschaft Reginas mit jedem Winkel ihrer Vaterstadt Gewinn. Auch Morgens that er stets das Nämlche; er war kein Langschläfer, sondern begab sich schon im ersten, der Hochsommerzeit gemäß früh beginnenden Licht, wenn Alles sonst in der Stadt noch schlief, zu einem Gang hinaus. Dann zog ihn besonders das Freie, die frische Luft draußen am Innufer an; er riegelte selbst sich die kleine Wasserpforte auf, durch die er in der Nacht hereingelangt war, und umwanderte auf dem schmalen Vorgelände des Flusses die Stadtmauer nach Norden und Westen bis zu der Stelle, wo der Strom wieder hart an sie herantrat und kein Weiterkommen zuließ. Dann legte er auch für die Bauart der Mauer und ihrer Thürme ein Interesse an den Tag, der fast die Fachkundigkeit eines der Baukunst Beflissenen bei ihm vermuthen lassen konnte, denn er zog ab und zu ein Pergamentblättchen aus der Brusttasche und entwarf geschickt mit wenigen Bleigrißelstrichen darauf eine Abzeichnung der besonders sein Augenmerk auf sich ziehenden Stellen und Baulichkeiten. Desgleichen musterte er achtsam die in der Nähe des Wasserthors auf's Trockne gezogenen breiten Innfahrzeuge und kleineren mit Tauen an eingerammten Pfählen befestigten Rachen, die im Wellenschutz eines kurzen vorgebauten Steindammes lagen, und wenn er so eine Stunde oder mehr beschaulich verbracht, kehrte er, noch ehe die Straßen sich belebten, in die verlassene Zail zurück, um hier, geweckten Hungers, mit Regina die seiner bereit harrende, über dem Herdfeuer dampfende Frühsuppe einzunehmen.

Doch auch sonst verbrachte er täglich manche Stunde in ihrer Gesellschaft, besonders, da er keine Schenke aufsuchte, nach der Abendmahlzeit. Die alte Katharina begab sich dann stets bald zu Bett, um sich an ihrem wohlverdienten Schlaf nichts zu verkürzen, und beließ ihn mit dem Mädchen beim trüben Licht der kleinen Lampe allein. Für die Weiden war's noch zu früh, dem Beispiel der Alten zu folgen, und natürlich, daß sie beisammen sitzen bleibend, auch miteinander redeten. Reginas Gesichtsausdruck hehlte nicht, das sei für sie das Schönste des Tags, die Stunde, auf die sie schon vom Morgen

her als auf die beste warte. Aber Baumgartner führte gleichfalls, auch abgesehen von den mannigfachen Aufschlüssen, die er durch sie über Wasserburg bekam, wie es schien, nicht ungern eine Unterhaltung mit ihr. Ihre Kenntnisse von der Welt und den Vorgängen draußen waren sehr gering, doch dafür hatte sie desto mehr in der Stille über ihr eigenes Dasein und das Leben der Menschen auf der Erde überhaupt gedacht, brachte nicht selten Gedanken vor, die den Hörer sichtlich überraschten, auf die er selbst noch nie gekommen. Aus ihrem Gespräch fügte sich ihm allmählich zu ihrem äußeren Bild ein zweites ihres Inneren zusammen, und es ließ sich ihm anmerken, daß er das letztere zuweilen gleichsam mit einem Staunen betrachtete. So fledenlos und doch von einer ausgebildeten Sonderart war's, wie die Zeit wohl nur wenig Aehnliches in deutschen Landen aufweisen mochte; ein Erzeugniß, ein Geschöpf der Natur, das gewissermaßen keine himmlische, sondern nur eine irdische Mitgift empfangen, nicht Lohn noch Strafe in einem Jenseits hoffte und fürchtete und dennoch nur eine Vereinigung der besten Menscheneigenschaften und Bestrebungen darbot. Sie glich einer Pflanze, die vermöge ihrer Wurzel innewohnender Kraft aus einem faulen, mit Gifstoffen angefüllten Boden für ihr Wachsthum einzig den gefunden Nährstoff entnahm; so hatte sie von je für ihre geistige und gemüthliche Entwicklung durch eigenen Trieb alles Schlechte und Häßliche ausgeschieden, sich nur von guten und schönen Gedanken und Empfindungen genährt. Aus dieser unberührten, in manchem noch kindlichen Reinheit ihrer inneren Natur entfloß etwas, das Leben, der eine Empfänglichkeit für edleres Denken und Fühlen in sich selbst trug, bei näherem Kennenlernen unwiderstehlich anziehen mußte, und Wolf Baumgartner erwies sich als im Besitz solcher Gemüthsanlage. Merkbar faßte er zu seiner Hausgenossin eine fortjährende freundschaftliche Zuneigung, die sich mit einer Achtung vor ihrem sich ihm mehr und mehr offenbarenden Wesen verband und zunächst darin kundthat, daß ihm die, seinem Munde in den ersten Tagen geläufigen Anreden „Schöne Jungfer“ und „Junge Maid“ nicht mehr von der Zunge kamen. Hin und wieder, wenn sein Blick während der Unterhaltung zufällig ein Weilschen auf der schmalen feinfingerten Hand Reginas gehaftet, konnte er plötzlich einmal die Augen nach ihrem Gesicht aufschlagen, als ob dies ihm unbekannt und er gespannt sei, es zum ersten Mal zu sehen, und dann ging es allmal wie mit einem kurzen Ausbruch der Enttäuschung und des Bedauers zwischen seinen Lidern hindurch. Davon nahm sie, deren Blick nur an ihm hing, wenn der seinige sich von ihr abgewendet hatte, nichts gewahr, doch sie empfand das tägliche Anwachsen eines vertrauteren Gefühls für sie in ihm, und dies Erkennen überfloß ihr die Wangen mit einem freudigen, früher nie über diese gekommene Färbung. Glück war's, das in der dürftigen Stube Tag um Tag, wie eine Blume an einem sonnigen Frühlingsrain, weiter aufblühte; als lauschte sie auf eine lieblich klingende Traumstimme, hörte sie ihn sprechen, von seinem Leben erzählen. Darin mischten sich freilich manchmal verwunderliche, nicht in Uebereinstimmung zu bringende Widersprüche, die er öfter zu spät selbst empfand

und eilig zu verwischen sich beflüß. Der Hörerin indeß kam auch davon nichts zum Bewußtsein; sie horchte am liebsten mit geschlossenen Augen, der Klang seiner Stimme war's, der ihr Ohr und Seele ganz erfüllte, und was dieselbe sprach, nahm ihr ebenfalls Traumesart an, über deren verschiedengehaltiges Hin- und Herweben man nicht dachte, die nur das Gefühl mit stiller Befriedigung aufnahm. Wenn dann die Stunde kam, daß sie in ihre Schlafkammern auseinander gingen, leuchtete sie ihm die Treppe hinan, entzündete ihm droben seine dünne Unschlittkerze, und er reichte ihr zur „Guten Nacht“ die Hand; die ihrige zitterte allabendlich leicht dabei, doch sie schmiegte sich an jedem neuen Abend mit den schmalen Fingern vertrauter und inniger in die seinige hinein. Nur einmal jetzt trennte Regina sich nicht in dieser gleichmäßigen Weise zur Nachtruhe von ihrem Hausgefährten. Sie hatte ihn wie stets hinaufgeleitet, allein droben auf dem Treppenabsatz löschte ein Zugwind ihr die Lampe aus, und sie wollte an den Herd zurückgehen, dieselbe wieder anzünden, um mit ihr seine Kerze zu entflammen. Doch Wolf Baumgartner versehte, er brauche kein Licht, suchte im Dunkel ihre Hand zum Abschiedsgruß, legte indeß, wie er diese gefunden, mit plötzlicher Bewegung den andern Arm um ihre Schultern und, sich niederbeugend, drückten seine Lippen einen Kuß auf ihren Mund. Einen Augenblick lang nur, dann zog er seine Hand rasch aus der ihrigen, drängte sie mit einem festen Armruch von sich ab, jagte kurz: „Gute Nacht!“ und schloß seine Thür. Sie blieb vor dieser noch athemlos, wie der Besinnung beraubt, stehen, schrak danach einmal jählings zusammen und schwankte, einer Nachtwandelsenden gleich, mit geschlossenen Lidern und haltlosen Knien, sich an's Geländer klammernd, die Treppe hinunter in ihre Kammer, wo sie die Lampe nicht mehr anzündete, sondern, ohne sich auszukleiden, in halber Bewußtlosigkeit sich auf ihr Bett hinstreckte.

* * *

Das war an einem Abend gegen die Mitte des Julimonats geschehen, und am anderen Morgen leuchteten die Wangen Regina Edlingers von einer blühenden Lebensfarbe gleich dem am wolkenlosen Himmel aufstrahlenden Frühroth. Sie wartete auf Wolf Baumgartner mit dem Morgenimbiß, doch vergeblich; wider die Gewohnheit blieb er fort, den ganzen Vormittag lang. Regina wußte nicht, ob er ausgegangen oder droben in seiner Kammer sei; sie hätte sich davon unterrichten, hinaufsteigen und nach ihm sehen, oder ihn von unten rufen können, allein das erstere zu thun, gebrach ihr heut der Muth, und zum anderen versagte ihr die Stimme: Auch wie sich endlich kundgab, daß er sich nicht im Hause befunden, da er um die Mittagszeit heimkehrte, begrüßte das Mädchen ihn nicht beim Eintritt auf dem Flur, sondern hielt sich in der Stube zurück und ließ ihn die Stufen zu seiner Kammer hinaufsteigen. Sein Gesicht sprach von Mißmuth, als hege er einen Verdruß über sich selbst, er stand unschlüssig und zögerte, zur Mittagsmahlzeit

hinunter zu gehen. Dann indeß kam er, mit einem etwas gekünstelten Spaswort zum Gruß eintretend, und setzte sich zu den beiden Frauen an den Tisch, doch sein Wort und Wesen hatten heut Gezwungenes, und sein Blick vermied offenbar, dem Reginas zu begegnen. Das freilich brauchte er nicht zu befürchten, denn wenn er verlegen erschien, so saß sie noch mit weit höher gesteigerter Befangenheit ihm gegenüber, und ihre niedergeschlagenen Augen hoben sich niemals zu ihm auf. Beide redeten kaum mit einander und nur Gleichgiltiges; er machte den Eindruck, vom Gefühl eines Unrechts, das er begangen habe, bedrückt zu sein, und bewährte dies auch, indem er gleich nach Beendigung der Mahlzeit kurz sagte: „Verzeiht mir, Regina, was ich im Dunkel gestern Abend gethan, und gedenket nicht daran.“ Damit verließ er die Stube, und nun hob sich ihr Blick zum ersten Mal und ging ihm nach. Aus ihren Augen sprach, wie verblendet er sein mußte, zu glauben, daß sie ihm darum zürne, daß er meine, ihren Lippen etwas ihnen Widerwärtiges aufgedrängt zu haben. Wie ein schüchterner Knabe kam er ihr vor, der Scheu vor ihr trug, weil er sich fortreißen lassen, sein Inneres zu verrathen, und bei ihr nicht den gleichen Herzschlag gefunden, sie gekränkt zu haben wähnte. Deshalb hatte er sich am Vormittag nicht in's Haus getraut; sie mußte nicht, ob sie heimlich lachen oder vor Seligkeit aufjauchzen sollte. Nein, sie wußte es genau, denn sie mußte sich beide Hände fest auf die Brust drücken, um das laute Hervorbrechen des Jubels aus ihr in Gegenwart Katharina Haberschnells zurückzupressen. Doch daß sie nicht daran denken sollte, davon brauchte ebensowenig als die Anwesenheit der Alten seine thöricht reumüthige Bitte um Vergebung seines unbedachten Thuns im Dunkel sie abzuhalten.

Ehe der Abend dieses Tages noch kam, brach es aber mit plötzlichem lautem Getöse in die bisherigen Stille Wasserburgs herein. Wie ein Wirbelsturm aus Westen mit klirrendem Hagelschlag und donnerndem Krachen brauste, dröhnte und prasselte es jäh daher, in einer Stunde die Stadt kaum mehr erkennbar belassend. Die Schweden und Franzosen hatten abermals über das vereinigte bayrisch-kaiserliche Heer einen Sieg davon getragen, dies aufgelöst über die Mar zurückgeworfen und drängten den Geschlagenen eifertig nach, um auch den Brückenübergang des Inn bei Wasserburg in ihre Hand zu bringen. Wenn sie sich desselben bemächtigen konnten, stand ihnen der Weg in die österreichischen Lande, zur Hauptstadt des Kaisers offen, und nichts war für sie, wie für den letzteren zur Zeit von höherer Wichtigkeit, als der Besitz dieser Brücke. Darum rafften der bayrische Feldzeugmeister von Humoldtstein und der General Trudmüller hastig von ihren versprengten Truppen zusammen, was sie in der Eile vermochten, und warfen sich damit zur Vertheidigung in die feste Mauern- und Flußgürtelwehr von Wasserburg hinein. Daß dieses eine hochbedeutende Rolle für den Ausfall des wiederbegonnenen Krieges gewinnen könne, war schon lange vorausgesehen, und die bayrische Besatzung hatte in letzter Zeit Tag und Nacht an einer

Verstärkung der Vorwerke auf dem westlichen Hochufer gearbeitet, um den schmalen Landzugang, den Schlüssel zur Stadt und Brücke, noch sicherer zu verriegeln. Von allen übrigen Seiten drohte keine Gefahr, dagegen trug der reisende Strom allein vollaussreichende Fürsorge.

So hurtig und plötzlich jedoch, jähcr Hochwasseranschwellung des Inn durch einen Wolkenbruch im Gebirg ähnlich, stuthete das Truppengedränge zu Pferd und zu Fuß in die stille Stadt, daß diese nach wenigen Stunden vollständig und überall in ein lautes, lärmendes Heerlager umgewandelt war. In allen Häusern bezogen die Soldaten Quartiere, geberdeten sich, obwohl sie zum großen Theil aus bayrischen Landsleuten bestanden, der ungeheuren Verwilderung durch den nun dreißig Jahre andauernden Krieg gemäß, als unumschränkte Herren, fordernd und nehmend, was ihnen gefiel. Ein Schwall von Weibern, Dirnen und Troßbuben ergoß sich mit herein; es konnte nicht ausbleiben, daß bei solcher gewaltigen Vermehrung der Kopfszahl in der Stadt binnen Kurzem die vorhandenen Lebensmittel sich unzureichend erweisen mußten, zumal da das Heer auf seinem schleunigen Rückzug nicht Zeit gehabt, sich mit Weiterem als dem für den augenblicklichen Unterhalt Nothwendigsten zu versehen. Doch kam die Nahrungsfrage erst in zweiter Reihe in Betracht, jeder mochte drauf ausgehen, wie er in Küche und Kammer der Bürger Befriedigendes für Hunger und Durst fand, das hieß, stahl und raubte. Die Hauptsache zunächst, für die alle Kraft angespannt ward, bildete das Trachten, dem hurtig nachrückenden Feinde den Uebergang über den Inn unmöglich zu machen, also eine Erstürmung Wasserburgs zu verhindern. Ringsum wurden die Mauern mit Geschützen bepflanzt und zahlreiche Wachtposten aufgestellt; straffes Kriegeregiment war an die Stelle der sorglosen Lässigkeit des bürgerlichen Amtswesens getreten. Nicht nur ein Hereinkommen in die Stadt, auch ein Verlassen derselben ohne den Passirschein eines Hauptmanns war nicht mehr denkbar, strengste Bewachung jedes Thors fand statt, selbst der kleinen Mauerpforten zum Inn, durch die Niemand mehr als Mägde, welche am Flußrand waschen wollten, Durchlaß erhielten. Es bestand die Gefahr, schwedische Kundschafter möchten die erste Unordnung und Verwirrung benutzt haben, um sich unerkannt mit dem Soldatenstrom und seinem Gefolge einzuschleichen, die schwächsten Stellen der Befestigung, sowie die Vertheidigungsmaßregeln im Innern auszuspiiren und dem Feinde Nachricht davon zu überbringen. Man wollte verdächtige Leute wahrgenommen haben, fahndete achtsam auf sie und trug vor Allem Sorge, wenn sie vorhanden waren, ihnen jede Möglichkeit zur Uebermittlung einer Botschaft nach Außen abzuschneiden.

So schnell hatte diese Umordnung der Verhältnisse in der Stadt sich im Gang der letzten Nachmittagsstunde zugetragen, daß mit dem Dämmerungsanbruch Alles bereits feste Gestalt und Regelung erhalten; auf dem Platz in der Burg, dem Markt und in den breiteren Gassen loderten Wachtfeuer auf, und überall wogte das buntschneidige Gedränge und Getriebe eines Feldlagers umher. Die einzige, von ihm unberührte, völlig leer gebliebene Stelle

bildete die vergessene Zeit; Niemand vernuthete ihr Vorhandensein, und kein Fuß hatte ihren düstern, labyrinthischen Zugang entdeckt. Man vernahm in ihr nur das über die Dächer herabkommende Getöse rundum gleich einer fernen Wasserbrandung, doch, von dieser umgeben, erschien sie gegenwärtig in übertragenem Sinn nochmals wie eine stillverlassene Insel inmitten der lauten, lärmersfüllten wirklichen.

So geschah's, daß Regina Eblinger von der Verwandlung um sie her erst am Abend durch Wolf Baumgartner erfuhr, der eiligen Schrittes von draußen heimkam. Sie hatte den Nachmittag lang darüber gesonnen, wie sie ihn bei seiner Rückkunft begrüßen, was sie ihm nachträglich als Antwort auf seine mittägige Bitte um Verzeihung sagen wolle; doch wie er eintrat, ließ sein Verhalten sogleich erkennen, daß der Augenblick nicht dazu geeignet sei. Offenbar gedachte er nicht an seine Aeußerung beim Weggang, er berichtete kurz, was sich ereignet habe, und befand sich in sichtlichcr Erregung. Doch war er hungrig und bedacht, sein Nahrungsbedürfniß zu befriedigen; er aß hastig und wortlos, erst am Schluß schärfte er nach einem kurzen Uebergang Regina ein, unter den jetzt eingetretenen Verhältnissen ja gegen keinen Menschen eine Silbe von seiner Anwesenheit in ihrem Hause verlauten zu lassen. Dann stand er schnell auf, sagte ihr flüchtig gute Nacht und verließ die Stube; doch nicht, um zu seiner Kammer hinaufzusteigen, sondern eilfertig sich wieder hinaus auf die Straßen zu begeben. Hier nahm er augenscheinlich lebhaftestes Interesse an dem Soldatentreiben, durchwanderte sämtliche Gassen der Stadt, blieb oft geraume Zeitlang an einer Stelle seitwärts im Dunkel betrachtend und der an den Feuern geführten Unterhaltung zuhörend, stehen; an den Wasserthoren vorüberkommend, gewahrte er, daß auch bei diesen eine Veränderung eingetreten und sie von Posten bewacht seien. So brachte er mehr als die Hälfte der Nacht zu, kehrte erst kurz vor Anbruch des Frühlichts in seine Wohnung zurück, holte indeß hier den versäumten Schlaf nicht nach, sondern gab sich im Morgengrauen einer eifrigen Schriftthätigkeit hin.

Der Vormittag brachte für Regina eine gewisse Sorge. Was vorher zu ahnen gewesen, stellte sich als rasch erfolgte Wirklichkeit heraus, auch für Geld ließen sich in der Stadt kaum mehr Nahrungsmittel aufreiben, und es fiel ihr schwer, eine Mahlzeit zum Mittag herzurichten. Doch gelang es ihr, schlecht und recht, noch einigermaßen, und der neue Mißstand bekümmerte sie nicht sonderlich. Ihre Hände waren bei der Beschäftigung, nicht ihre Gedanken, und diese glichen Vögeln, die mit ausgebreiteten Flügeln durch blaue Lüfte hinschweben, unter denen die Erde sonnebeglänzt in Sommerfreudigkeit daliegt. So empfand Regina sich fast unablässig; sie fühlte auch nicht, daß sie ging, ihr war's, sie werde wirklich ohne ihr Zuthun über den Boden fortgetragen. Um sie und in ihr war nur ein volles Aufgehen in einer seligen Gegenwart, deren ihrem Leben fremd gewesene Wonne sie gleichsam mit jedem Athemzug tief in sich aufnahm. Dabei fand kein Denken

an die Zukunft, keine Beunruhigung wegen eines als wahrscheinlich bevorstehenden leiblichen Mangels in ihrer Brust Raum.

Erst zum Mittag kam Wolf Baumgartner, der dann sich doch noch etwas zum Schlaf hingelegt, herab. Er bemerkte nichts von dem dürftigeren Ausfall der Kost, die sichtlich nur Katharina Haberschnell nicht mit der bisherigen täglichen Befriedigung erfüllte, sondern er ak offenbar mit gedankenabwesender Gleichgültigkeit und sprach die Vermuthung aus, daß das schwedisch-französische Heer wohl bereits draußen vor dem Burgthor eingetroffen sein werde. Die Frage, ob das in der That schon geschehen sei, beschäftigte ihn sehr; von der Stadt aus ließ es sich nicht gewahren, um sich darüber zu vergewissern, hätte er an der Westseite irgendwo zur Mauer hinaufsteigen müssen. Aber er nahm wohl mit Recht an, dazu keine Erlaubniß zu erhalten, dagegen würden die Posten einem Mädchen, das von Neugier getrieben werde, voraussichtlich heut' den Zutritt nach oben noch nicht verwehren, und da ihm merklich an der Auskunft gelegen war, erbot Regina sich freudig, statt seiner den Versuch zu machen. In der That ward sie dabei auch nicht behindert, noch andere Frauen und Mädchen hatte der gleiche Trieb, zur Belustigung und Unterhaltung der Soldaten, hinaufgeführt, und einer von diesen lachte nur: „Na, hast auch noch neugierige Augen im Kopf, wie die Schwedenhuben ausschauen? Brauchst nicht bange zu sein, wir lassen sie nicht herein, und wenn sie kämen, Dir thäten sie nichts mehr.“ So konnte Regina frei umherblicken und sah die Vermuthung ihres Hausgenossen bestätigt. Zwar grade der Stadt gegenüber hielten die Vorwerke auf dem Rößinger Berge den Feind in Entfernung unwahrnehmbar zurück, doch zur Linken und Rechten derselben breiteten sich am hohen Innufer schon weitgedehnte Zeltreihen entlang, Trommelschlag und Hornrufe klangen von dort herüber, und ab und zu ließ sich ein dichtes Getümmel anrückender, Lagerquartier beziehender Truppen unterscheiden. Eine der Besatzung Wasserburgs wohl zehnfach überlegene Heermasse mochte es sein, und die Ausschauende begriff, daß der Schutz der Stadt nicht auf der Zahl ihrer Vertheidiger, sondern nur auf ihrem Stromgürtel und der Festigkeit ihrer Mauern ruhe. Zugleich aber kam's ihr zum ersten Mal, daß auch sie sich als Angehörige Wasserburgs empfand; auch ihr Feind war's, der ihre Vaterstadt bedrohte, und kurz schwoll ein jähes Verlangen in ihr auf, ein Mann zu sein, um ihn mit bekämpfen, mit ihr Leben zur Vertheidigung der letzteren daran setzen zu können.

Doch eine flüchtige Regung nur war's, sie eilte wieder hinunter, Baumgartner die Nachricht zu überbringen. Auf dem Heimweg sah sie Katharina Haberschnell in die Thür der St. Jakobskirche hineinhumpeln, und es überfiel sie mit einer plötzlichen herzklopfenden Scheu, in die Wohnung zurückzukehren. Ohne die Anwesenheit der Alten erschien ihr das Haus in der vergessenen Zeit so still und einsam; das war ihr noch niemals sonst in die Vorstellung gerathen, und sie wußte nicht, warum heut' grade, weshalb es ihr auf einmal mit einem Erschrecken kam, in den menschenleeren Flur

einzutreten und durch ihn zur Treppe hinaufzugehn. Zaudernb blieb sie einige Augenblicke stehn, aber dann beschwichtigte ein Gedanke ihr die einbildnerische Gespensterfurcht. Sie brauchte ja nicht die Treppe in dem einsamen Hause hinaufzusteigen, sondern konnte dem droben in seiner Kammer Besfindlichen ihre Mittheilung von unten zurufen, und beruhigter ging sie wieder vorwärts.

Die alte Katharina hatte sich während dessen in den Beichtstuhl des Pfarrers begeben, dem sie, als ihrem Lieblingsbeichtvater, seit langen Jahren ihre Sünden und Sorgen zu vertrauen gewöhnt war. Von den ersteren fühlte sie sich eigentlich völlig rein, aber dafür erfüllten sie die Ereignisse in der Stadt seit heut' Mittag desto schwerer mit den andern. Nicht daß sie Angst vor den Schweden und Franzosen empfunden hätte, doch sie hatte von Reginas vormittägiger Mühsal, Einkäufe für den Tisch zu machen, gehört, und schreckensvolle Vorstellungen in der Küche zu erwartenden Mangels gingen ihr durch den Kopf. Redselig klagte sie diese entsetzliche Befürchtung, die nun wieder der Lohn aller ihrer Gottestreue und Menschenpflicht zu werden drohe, dem Hörer hinter dem Beichtstuhlgitter, der indeß heute wenig mitfühlende Theilnahme für ihr bitterliches Leidwesen an den Tag legte, sondern sie nur mit grausamer Kürze darauf hinwies, daß die Dürftigkeit hienieden doppelten Reichthum im Himmel eintrage und der Hunger auch eine Prüfung sei, die der Herr über die Seinigen verhänge. Erst als Katharina darauf jammernd erwiderte, sie lebe nicht in Armuth, vielmehr bestehe das Fürchterliche darin, daß sich auch für das reichliche Geld in des Herrn Baumgartners Wams voraussichtlich nichts mehr einkaufen lassen werde, da begann der Beichtiger ein Interesse an ihrem Beklagen zu fassen. Er bethätigte dies wenigstens durch allerhand Fragen, wer der Genannte sei, wie und woher er in das von der Alten bewohnte Haus gekommen, was er in der Stadt wolle und treibe. Darauf gab sie, so gut sie's vermochte, Antwort, denn besonders viel Weiteres, als daß er reichlich mit Goldgulden versehen sei, wußte sie von dem plötzlich über Nacht in's Haus gekommenen Fremden selbst nicht. Aber ihre Beschreibung seiner Persönlichkeit und was sie nach den mitangehörten Gesprächen zwischen ihm und Regina aus ihrer Gedächtnisblase herauszukramen im Stande war, genügte dem guten Vater, um immer größere Theilnahme für ihren bedauernswerthen Zustand zu gewinnen und sich immer genauer nach allen Verhältnissen in ihrem Wohnhause, wie dem Zugange dorthin zu erkundigen. „So, so,“ sagte er, „die Regina Edlinger, die ja wohl die Pfessingerin von ihrem lutherischen Aeltervater her benannt wird, hat den Herrn Baumgartner aus Nächstenliebe nächstlicher Weile bei sich im Hause aufgenommen. Nun, das ist ja eine christliche That, der man sich von ihr wohl versehen konnte.“ Und der gerührte Geistliche entließ seine Beichtigerin nicht nur mit einem besonders wirklichen Segen, den er zu spenden Befugniß hatte, sondern auch mit der Bertröstung, er werde selbst am nächsten Morgen bei ihr einschauen, um für

Abhilfe zu sorgen, wo ihrem ehrwürdigen Alter etwas Geziemliches mangle. Davon jedoch möge sie bei ihren Wohnungsgenossen heute ja noch nichts verlauten lassen, damit diese nicht eine Ausrede bereit halten könnten, warum sie eine gottesfürchtige, arme, alte Frau so unbarmherzig in ihrem Recht verkömmerten, sondern sie solle nur um die sechste Frühstunde sein Kommen vor der Thür erwarten, um ihm das Haus, in welchem die Grausamkeit sie dem Hungertode preisgeben wolle, anzuzeigen.

* *

Solche trappistische Schweigjamkeit ging aber doch über Katharina Haberschnells alte Kräfte. Sie nahm wohl manche Stunden lang fast übermenschlich ihre Stärke zusammen, dem letzten Geheiß des Pfarrers Folge zu leisten, allein der Anblick des noch karglicher als am Mittag bedachten Abendtisches überwältigte ihre Festigkeit, sodaß ihre Zunge sich nicht länger enthalten konnte, von den Aeußerungen zu reden, die ihr Beichtvater über die an ihr geübte unmenschliche Vernachlässigung gethan. Und einmal im Zuge, ergoß sich der Strom ihres tiefgefränkten Unrechtsgefühls an eine würdigere Altersverpflegung weiter, warf Alles, was ihr im Beichtstuhl über die kummerreichen Rippen geflossen, nochmals aus und mündete in der ihr gewordenen Trostverheißung, daß der Herr Pfarrer selbst in der Frühe des nächsten Morgens als ein Engel des Himmels kommen werde, um ihr in ihrer hilflosen Verlassenheit, wie noch nie eine alte Frau, die ihr ganzes Leben für Andre geopfert, solche erlitten habe, Beistand zu bringen. Das mußte sie sagen, wenn er ihr auch verboten habe, heut' Abend davon zu reden, aber ihr Herz sei zu voll von dem Unrecht und der Grausamkeit, die sie wie ein Lamm unter Wölfen erdulde, und würde zerpringen, wenn sie es noch länger stillschweigend in sich verhalten sollte.

Das indeß hatte Regina Eblinger, allerdings unverzeihlicher Weise, schon oftmals gleichgiltig belassen, und that's heute noch besonders, da sie, ganz von Selbstsucht bewältigt, kaum etwas von dem anschuldigenden Jammer ihrer treuen Pflegemutter hörte, sondern nur an sich dachte oder vielmehr köstlich ihren eigenen traumhaft schwebenden Zustand empfand. Dagegen hatte Wolf Baumgartner plötzlich einmal aufmerksam auf die Mittheilungen der Alten zu achten angefangen, war bald danach merkwürdig blaß geworden, und es ließ sich erkennen, eine über ihn gerathene Unruhe trieb ihn vom Tisch auf und wortlos durch die Thür davon, zu seiner Kammer hinan. Dort blieb er, ohne zurückzukehren, nur der Ton seines beständigen Hin- und Herschreitens droben klang durch das spätabendlich stille Haus herab.

Die alte Katharina begab sich in ihrer neu geweckten Zuversicht auf die Gerechtigkeit Gottes und seiner auserlesenen irdischen Werkzeuge zu erquicklich verdientem Schlaf in's Bett, doch Regina wartete noch, daß Baumgartner wiederkommen, ihr die Hand reichen und gute Nacht sagen werde. Aber Stunden vergingen, eine um die andere, er erschien nicht, nur sein Schritt

tönte über ihrem Kopf gleichmäßig fort, als ob er, auf und ab gehend, über etwas Schwieriges nachdenke. Ohne daß sie es merkte, fielen ihr zuletzt bei der kleinen Lampe die Augen zu, und eingeschlafen blieb sie am Tisch sitzen. Dann träumte sie, daß sie seinen Fuß auf der Treppe höre; er trat durch die Thür, trat auf sie zu und nahm ihre Hand. Aber wie an dem vorgestrigen Abend vor seiner Kammer legte er zugleich den andern Arm um ihre Schulter, und sein Gesicht bog sich dicht gegen ihres nieder. Dabei hielt er sie immer fester an sich gedrückt, und sie fühlte, daß ihr das Blut schneller durch alle Glieder schoß, heiß bis in die Schläfen hinaufklopfte. Doch sie regte sich nicht, strebte nicht danach, zurückzuweichen. Sie konnte sich nicht wehren und wollte es nicht, denn es war ja das unbekannte Glück, nach dem ihr Leben geburftet hatte, die Stunde, nach welcher der Schattenstrich der Sonnenuhr anzeigen möchte, was er wollte —

Da fuhr sie aus dem Traum in die Höl', und Wolf Baumgartner stand wirklich vor ihr. Sprachlos, verwirrt sah sie ihn an; sie fühlte, ihr Gesicht müsse hoch roth sein und glühe noch stärker auf. Auch aus seinen Augen sprach Anderes als sonst, unstät Aufgeregtes; er raunte nur so, halblaut: „Gut, daß Ihr noch wacht, kommt zu mir herauf, wo Niemand uns hört, ich habe Euch etwas zu sagen.“

Sie wußte kaum, daß sie nach seinem Geheiß gethan und oben bei der tief herabgebrannten Talgkerze in seiner Kammer saß. Er stand vor ihr und sprach wieder, jetzt vernehmlicher: „Ich muß fort aus der Stadt, wenn der Morgen anbricht, Regina. Es giebt nur ein Mittel dafür, zu dem Ihr mir verhelfen müßt, ehe der Pfarrer der Alten hierher kommt und nach mir sucht. Sie hat ihn auf meine Spur gebracht, und findet er mich, ist's um meinen Kopf geschehen und um Wichtigeres.“

Das Mädchen blickte ihn halb verbucht, halb schreckhaft an und wiederholte nur: „Der Pfarrer, der nach Euch sucht? Warum —?“

Er fiel ein: „Nur durch eine der Wasserpforten, wenn sie in der Früh geöffnet werden, kann ich mit Eurem Beistand hinauskommen,“ und er fügte rasch Einiges nach, das ihr, kaum aufgefaßt, verworren durch den Kopf klang. Vergeblich mühte sie sich, Anderes während dessen zu begreifen, und versetzte, als er innehielt, nur verständnißlos abermals: „Warum sucht der Pfarrer nach Euch? Warum müßt Ihr fort?“

Nun trat er noch dichter an sie heran und gab wieder mit halbraunender Stimme Antwort: „Wenn Ihr mir helfen sollt, darf ich's Euch nicht hehlen, und Ihr seid ja meine gute Freundin geworden, Regina, der ich vertrauen kann. Ich bin nicht, was Ihr geglaubt, sondern aus dem schwedischen Heerlager und habe mich unserm Feldhauptmann erboten, Wasserburg auszufundtschaften, wo es am Besten angreifbar sei —“

„Ihr?!“ Als ein Schrei brach es aus dem Mund Reginas, daß er ihr hurtig seine Hand verschließend auf die Lippen drückte und fortfuhr:

„Wir wußten vorher, daß es kaum Wichtigeres für uns geben werde, das lockte mich und die Gefahr —“

Es bligte in seinen Augen, er warf den Kopf zurück. In seiner Bürgertracht erkannte man augenblicklich klar den Kriegsmann und keinen gemeinen Ranges in ihm; Hinreißendes an männlicher Kraft, jugendlichem Stolz, todtrogender Kühnheit floß aus seinem Anblick. Regina starrte ihm athemlos in's Gesicht, dann schrie sie wieder auf:

„Ihr ein Kundschafter? Ihr! Und ich sollte Euch helfen, hinauszukommen, dem Feinde Nachricht zu bringen, wie er die Stadt erobern kann. Nie, nie, niemals!“

Sie preßte sich die Hände auf die Ohren, um nichts mehr zu hören, Verzweiflung und Entsetzen hatten in ihrer Stimme durcheinander gerungen; er streckte die Hand nach ihr, und sie sprang auf, aus der Kammer fortzustürzen. Doch die Kniee brachen ihr, taumelnd machte sie nur ein paar Schritte und fiel, mit der Stirn gegen seinen Bettrand aufschlagend, zu Boden. So lag sie kraftverlassen, wie im wilden Fieber flog ihr Körper hin und hergerüttelt.

Wolf Baumgartner stand, von Unerwartetem betroffen, verduzt. Er trat hinter sie und sagte, leicht bebenden Tons: „So willst Du mich finden, überwältigen lassen, sehen, wie ich erschossen, vielleicht an den Galgen gehängt werde?“

Ein furchtbares Schauern durchfuhr ihr die Glieder, ihre Brust stöhnte von keuchendem Athem, doch danach rang sie heraus: „Ich kann's nicht — sprich nicht weiter — ich kann's nicht —“

In seinen Zügen drückte sich aus, ohne ihre Hilfe war er und sein Werk verloren. Und er hatte das Letzte, Gewaltigste versucht, sie zu bewegen, denn die da verzweifelnd vor ihm lag, liebte ihn — er wußte es — liebte ihn, wie nur je ein Mädchen im ersten, namenlosen Herzenssturm einen Mann geliebt hatte, und selbst die Angst, ihn zu tödten, ließ sie ihm nicht willfahren. Auch er begann zu zittern, sein Blick ging irr umher —

War's denn das Letzte, was in seiner Macht gestanden?

Doch alles Kopfzerbrechen blieb umsonst. Sein Denken hatte nur die eine Möglichkeit, aus der Stadt zu entkommen, aufgefunden, und sie ruhte auf der Beihilfe eines weiblichen Geschöpfes, dessen Widerstand nicht zu überwinden war.

Seine Finger krampften sich zusammen, preßten die Nägel in die Handfläche. Hastige Vorstellungen kreuzten sich ihm im Hirn. Die Ueberredung fruchtete nicht — was dann?

Gewalt?

Ebenso nutzlos — er konnte sie nicht zwingen, ihm aus eigenem Willen beizustehen, und ohne diesen ließ seine Absicht sich nicht erreichen.

Nichts — und die Zeit drängte. Die Talgkerze war am Verlöschen, that kund, daß mehr als die Hälfte der Nacht vorüber, der Morgenanbruch

nicht mehr fern sein mußte. Ohne sich zu rühren, wie in tochter Bewußtlosigkeit, lag Regina auf den Knien, den haltlosen Kopf mit der Stirn gegen die Bettlade stützend; nur ein rüttelnder Stoß durchfuhr ihr ab und zu den Körper und sprach, daß Leben in ihr sei.

Da flackerte der rothglühende Docht noch einmal auf, fiel um und verlöschte. Doch bei seinem letzten Schein war's, als ob er sein Geflacker zwischen die Lider Wolf Baumgartners hineingeworfen habe, es plötzlich in den Augen desselben fortsetze. Nun aber verschwand Alles, tobte Finsterniß erfüllte die Kammer.

Und ein paar Athemzüge lang auch lautlose Stille, doch dann klang die Stimme des jungen Mannes, nicht gebieterisch fordernd wie vorher, sondern weich tönend, verändert, durch's Dunkel: „Regina —“

Sie antwortete nicht. Er kniete neben ihr, schlang seinen Arm um ihren Nacken und wiederholte: „Regina — liebst Du mich nicht?“

Sie hörte es und verstand's, denn aus ihrer gepreßten Brust kam ein wimmernder Ton. Aber sie erwiderte nichts und regte sich nicht, auch nicht, wie sein andrer Arm sie ebenfalls umfaßte, halb aufrichtete und halb emporhob. So bog er ihren Kopf rückwärts über an seine Brust und küßte sie auf die Lippen. Sie ließ es unbeweglich geschehen, als gehöre ihr Körper ihr nicht an, oder als habe sie keine Macht, ihm zu gebieten.

Nur ihr Herz schlug, so laut, daß sein Ohr es hörte, immer stärker, immer schleuniger, und ihre Seele lebte. Doch nicht in wach-bewußtem Zustand; ihr war entschwunden, was in der letzten Viertelstunde geschehen, wo sie sei. Statt dessen knüpfte sich der abgerissene Traum von drunten ihr wieder an; darin hielt Wolf Baumgartner sie umschlungen, trug sie schwebend durch die Luft und legte sie sanft auf einen blühenden Frühlingsgrund nieder. Er küßte sie, und sie gab ihm seinen Kuß jezt zurück; auch ihre Arme verflochten sich um seinen Nacken. Der Athem setzte ihr plötzlich einmal aus, und im Ohr klang's ihr, wie von der Stimme des Stadtpfarrers Knoll gesprochen, sie begehe eine Todssünde, der die ewige Strafe im Jenseits folgen werde. Aber die fliegenden Schläge des Herzens antworteten, es sei warmes, heißes Leben, zum ersten Mal — kein Frevel, sondern ein höchstes Recht und höchste Pflicht — und es war ja auch nur ein Traum —

Oder war's das nicht, war es doch Wirklichkeit? Sie schlug einmal die Augen auf, und sie sah in lichtloses Schwarz der Nacht, in der sie wohl auf ihrem Bett ausgestreckt lag. Nur so übermächtig Sinne und Seele erfassend, so wie Feuer durchglühend und zugleich wie in brausende, brandende Wogenfluth niedertauchend, konnte ein Traum doch nicht sein. Aber was es sein mochte, es war stärker als sie. Sie schloß die Lider wieder zu, oder eine Uebergewalt drückte sie ihr herab. Sie hätte ihr nicht widerstehen können, wenn sie gewollt, doch sie wollte auch nicht. Denn Alles ging ihr in einem ungeheuren Bewußtsein unter, was es war, es war nur das Glück. — —

Dann öffneten sich die Augen Reginas einmal wieder — ob nach

Minuten, nach Stunden oder nach einer Ewigkeit — es gab ihr kein Maß dafür. Aber sie sah in einen ersten matten Morgenschimmer und kam wohl aus dem Schlaf, von einer Stimme geweckt: „Es wird Zeit, Geliebte, Du mußt Deinen Mann retten.“

Sie erwiderte: „Ja,“ noch ohne Gedanken, nur des Einen bewußt, daß sie so antworten müsse. Doch da schoß die Erinnerung in ihr auf, was sie sollte, was sie mußte, durchfuhr sie fiebernd vom Kopf zur Sohle. Sie wiederholte: „Ja, Dich retten — sie kommen, Dich von mir zu reißen!“ und sie sprang jäh auf, ihn angstvoll anblickend. So stand sie jetzt reglos, ihre Fähigkeit, zu denken, zu thun, was sie wollte, war gelähmt. Doch er hatte klare Besinnung und Ueberlegung des Nothwendigen, setzte es ihr rasch nochmals, wie er es schon zuvor gethan, auseinander. Sie entgegnete zu Allem „Ja — ja,“ aber ohne sich zu bewegen. Erst wie er ihre Schulter faßte: „So komm schnell!“ zuckte, wie aus der Berührung seiner Hand, Kraft in ihren Körper. Man sah, ihr Geist war jedes eigenen Willens beraubt unter seinem Geheiß; fest seinen Arm umklammernd, hielt sie sich an diesem und glitt, taumelnden Schritts, neben ihm über die Treppenstufen hinunter.

Draußen auf den Straßen und dem Markt blaute das stählerne Frühlicht über den verschwinnenden Sternen auf. Die Wachtfeuer waren erloschen; nach reichlichem Nachtrunk lagen die Soldaten zumeist noch an den verkohlten Scheiterresten umher. Erst wenige auch von der Bevölkerung der Stadt befanden sich im Freien auf den Füßen, kaum andere, als etwa ein Duzend von Mägden und Frauen, die auch trotz der feindlichen Belagerung wie sonst nach ihrem Brauch in der Frühe dem Inn zuwanderten, um Wäsche darin zu reinigen; am östlichen Uferstrand nah unterhalb der Brücke, waren sie außer jeder Gefahr, selbst vor etwaigen Schüssen völlig in Sicherheit. Die Posten am kleinen Wasserthor, unter dessen Wölbung noch Dämmerung lag, ließen sie noch schlaftrunken hinaus, nur dann und wann ihnen einen Spas nachrufend. Nun meinte gähnend einer: „Mit der Bettel möcht' ich auch keine Betttücher klopfen, ich glaube, die bräch' einem bei der Wascharbeit die Knochen im Leibe durch.“ Es galt einer gewaltig großgewachsenen und breitrückigen Magd, die zusammen mit Regina Edlinger einen hochvollgehauchten Wäschekorb trug; ein alter abgerissener Rock Katharina Haberschnells schlotterte ihr um die Beine, während zu enge Kleidungsstücke den Oberkörper umschnürten; ihr Kopf und Gesicht waren mit einer Haubentapuze halbundeutlich verummelt. „Puh,“ lachte der andere Wachtposten, „aus dem alten Holznapf möcht' ich mich auch nicht mit Weihwasser betropfen;“ die Weiden schritten hurtig durch die geöffnete Pforte hinaus. Davor befanden einige Weiber sich schon am seichten Wasser, auf kleinen Bretterstegen in ihrer klopfenden, spülenden und schwazenden Thätigkeit; dem Morgenroth abgekehrt, sahen die Steiluferwände der anderen Flußseite noch grau, erst von kaltem Licht angehellst herüber. Regina und ihre Begleiterin begaben sich, um Platz für ihre

Arbeit zu finden, etwas nach rechts aufwärts, wo die an Pfählen angetauten Nachen sich leiz schaukelten.

Plötzlich schollen Rufe der Wäſcherinnen auf: „Was wollt ihr? Wo wollt ihr hin?“ Eines der kleinen Boote hatte ſich vom Ufer abgelöst und ſchwamm an ihnen vorüber; die ungewöhnlich große Magd ſtieß es mit einer Stange vom Rand, der ſchnellenden Strommitte zu. Die lauten Stimmen der Mägde machten die Mauerbeſetzung aufmerkſam, und auch bei ihr erhob ſich Geſchrei, ein Ruf: „Das iſt kein Weibsbild, ein verkleideter Mann, ein Rundschafter, der in's ſchwediſche Lager hinaus will! Schießt!“ Ein Schuß krachte, Regina ſprang jählings im Nachen auf, daß dieſer faſt umſchlug, breitete hoch die Arme aus und deckte Wolf Baumgartner mit ihrem Körper gegen die herabgerichteten Muſketenläufe. Noch ein Schuß, und wieder einer; der erſte ſchlug in den Bootrand, der andere ſtreifte die Stirn des Mädchens, daß ein kleiner Blutſtrahl aus ihr hervorſprang. Doch es waren die lezten Kugeln, die das Fahrzeug bedrohten; in den wallend rauſchenden Strom gelangt, ward es von dieſem blißſchnell fortgeriſſen. Das Vorgeſtück verbreiterte ſich, die Stadtmauer trat weiter zurück, und ehe eine Botſchaft auf ihr herumlaufen konnte, ſchoß der Rahn, die Flußkrümmung umbiegend, nah unter der Burg hindurch uneinholbar nordwärts den Inn weiter hinunter.

* * *

Auf dem weſtlichen Flußufer, unter dem das Boot entlang trieb, blißte jetzt die Morgenſonne mit erſtem Goldſtrahl Zelte, Standarten, Waſſen, tauſendköpfig buntfarbiges Leben an. Wolf Baumgartner hatte ſeine behindernde, entſtellende Weibertracht abgeworfen und lenkte in dem enganliegenden ſandfarbigen Koller, den er bei ſeiner Ankunft auf dem Magdalenenberg getragen, den Nachen zum linken Stromrand hinüber. Die Augen Reginas hingen wie feſtgebannt an ſeinem Geſicht, ſeiner Geſtalt; er nahm ſich prächtig aus, ſein Blick leuchtete vom Bewußtſein des vollbrachten kühnen Wagniſſes, des hohen Verdienſtes, das er ſich erworben, richtete ſich voraus, war ſchon droben im befreundeten Lager. Man ſah, dort befanden ſich alle ſeine Gedanken, mechanisch führte ſeine Hand die Stange, trieb nun mit kraftvollem Stoß den Rahn auf's Kieſgeröll des Strandes. Haſtig ſprang er an's Land, und ſichtlich erſt, als er's gethan, kam ihm zum Bewußtſein, daß noch Jemand bei ihm ſei, daß Regina ihm nachfolge. Halb abweſenden Denkens ſah er ſie an, eh' ihm vom Munde gerieth: „Ja ſo, Du haſt auch Dein Leben drangeſetzt und kannt nicht in Deine Vaterſtadt zurück. Ich hatt's im Augenblick ganz vergeſſen — ſei ohne Sorge, ich werd' Dir's reichlich vergelten.“

Ein ſchmäler, gewundener Steig hob ſich unfern an dem Bergrand empor, den ſtieg er ſo hurtig hinauf, daß ſie ihm kaum nachzukommen vermochte. Dann befand er ſich plötzlich zwiſchen Gelärm und Gefunkel, Getümmel und Gebräng, im ſchwediſchen Heerlager. Doch ſie ſah und hörte kaum etwas davon, es war ihr wie das Wogen und Durcheinanderfließen

bunter Gestalten in einem Traum; keine derselben ging sie an, außer einem einzigen, der für sie allein die Welt ausmachte, für den sie allein in der Welt Ohr und Auge besaß. Nichts war leiblich um sie, nichts in ihrer Seele und ihrem Herzen, als er, der geliebte Mann, dem sie angehörte, wie er ihr, und dem sie folgen mußte, wohin er sie brachte. Weiter reichte ihr Denken nicht, nur zu dem einen noch, daß sie sich hier vor den tausend Augen nicht an seinen Arm klammern konnte, sondern hinter ihm drein gehen mußte. Das that sie, in seine Fußtapfen tretend; beseligend kam ihr aus ihnen etwas von ihm herauf.

Doch da brach ein Schwarm eilig laufender Soldaten zwischen sie und ihn herein, hemmte ihr den Schritt, drängte sie achtlos zur Seite. Nicht lang, dann stand sie wieder frei und allein, aber ihr Blick suchte vergeblich umher. Sie sah ihn nicht mehr — wo war er geblieben?

Ein leerer Platz lag vor ihr, den er noch nicht überschritten haben konnte, er mußte dort in das vereinzelte große Gezelt mit aufgepflanzten Standarten vor dem Zugang eingetreten sein.

Keine andere Möglichkeit, sie ging darauf zu. Doch querüber kreuzte ihr etwas den Weg, ein schillernd, in Sammet und Seide hoch aufgeputztes junges Weib unter wallendem Federhut. Das wandte den Blick nach ihr, blieb stehen und lachte: „Bist auch zur Klugheit gekommen und 'ne Lagermetz geworden? Das Wort kläng' denen drunten in der Stadt wohl, als ging's damit auf den höllischen Bratrost, aber einmal nicht gehungert und lustig gewesen, was scheert's, was nachher wird! Wer hat sich denn noch in Deine Stirnfalten vergafft? Ein Junker scheint's nicht nach Deinem Kleid. Na, ein Landsknecht thut's auch wie er, mit dem grauen Schimmel kann man nicht wählerisch mehr sein.“

Regina sah die Sprecherin ausdruckslos an; sie erkannte die Emmerenz Kleeberger, doch was diese gesagt, klang ihr nur halb und gleichgiltig im Ohr. Sie hatte keine Zeit, darauf zu hören, mußte weiter zu Ihm, Ihn wieder zu finden, und nun befand sie sich wieder auf dem Platz allein. Nachträglich indeß durchschloß ihr jetzt ein Begreifen den Kopf, was die Emmerenz gemeint und was aus ihr geworden sei.

Mit Entsetzen und Abscheu sah sie der kostbar ausgestaffirt Fortgehenden nach, aber zugleich schlug ihr eine heiße Blutwelle in's Gesicht. Etwas Sinnverwirrendes wollte über sie kommen; um nichts weiter zu denken, lief sie hastig dem Zelt entgegen, in dem Wolf Paumgartner verschwunden sein mußte. Doch zwei Wachtposten standen an der Thür, sie fürchtete, von ihnen zurückgewiesen zu werden, es war vermuthlich das Kriegszelt eines hohen Befehlshabers. So suchte sie, ob sie nicht seitwärts noch einen anderen Eingang finde, und entdeckte auch einen solchen. Das Innere war augenscheinlich durch eine leinene Zwischenwand in zwei Räume getheilt, sie gelangte in einen halbdämmerigen, leeren hinein, wo sie, sich besinnend, Athem holte. Was wollte sie denn hier? Sie horchte, um zu erfahren, ob sie sich auch

nicht getäuscht habe, unrichtig gegangen sei. Drüben, in der Abtheilung jenseits des Vorhangs sprach Jemand: „Ihr habt einen großen Dienst geleistet, Herr Junfer“ — das Weitere sagte Reginas Verständniß kaum auf. Aber dann durchfuhr es sie glücklich, denn Seine Stimme begann halbklenden Tones zu antworten: „Es ging auch nicht leicht, Herr Obrist, und kostete ziemlich viel. Ich mußte einer alten Jungfer schön thun, um lebendig wieder aus dem Wasserneft herauszukommen. Sie ist übrigens eine gute Person, die reichliche Belohnung verdient; ihr die von Euch zu erbitten, fühle ich die Pflicht, da sie für mich ihre Vaterstadt verrathen hat und ich sie nicht dorthin zurückschicken kann, ohne daß sie Gefahr liefe, im Inn ertränkt oder gar lebendigen Leibes auf's Rad geklochten zu werden.“

Der Junfer Wolf von Maurach, der sich bisher Baumgartner benannt, brach ab, denn durch die linnene Zwischenwand klang plötzlich ein wimmernder Aufschrei. Ihm entfuhr: „Was ist dort?“ und etwas Unwillkürliches, ihm selbst nicht klar Werdenbes trieb ihn, einen kleinen Durchlaß im Vorhang nach dem Nebenraum auseinander zu schlagen. Da sah er auf der andern Seite Regina Eblinger aus dem Zelt verschwinden.

Er mußte sich erst deutlich machen, daß sie es wirklich gewesen und wie sie hierher gerathen sei. Aber dann stand er betroffen. Offenbar hatte sie gehört, was er dem Obrist eben gesprochen. Es war ihm in der freudigen Erregung, seine Aufgabe erfüllt zu haben, vom Mund geflogen, doch zu ihr selbst hätte er nicht so geredet. Er schätzte sie ja wirklich, das Zusammenleben mit ihr hatte ihm ein Freundschaftsgefühl für sie eingeflößt, und er hätte ihr mit Willen durchaus nicht weh thun wollen und können.

Ein kurzes Besinnen, und er eilte ihr nach, um ihr zu sagen — was wußte er nicht, doch wenn er sie einhole, werde er die richtigen Worte schon finden. Wie er aus dem Zelt trat, lief sie ostwärts über den leeren Platz; eine Kraft war in sie gerathen, daß sie Herrschaft über ihre Glieder besaß, schleunig ihre Füße bewegen konnte. Doch ihr geistiges Vermögen brach unter einer dumpfen, schweren, angstvollen Betäubungslast zusammen. Wie ein brandiger Nebel wogte es um ihren Kopf, durch ihr Gehirn; mit jedem Athemzug drang er ihr in die Brust, marternd und erstickend.

Gleich einem Blitzschlag war zum ersten Mal die Erkenntniß, das Vollbewußtsein auf sie niedergefahren, daß sie ihre Vaterstadt an den Feind verrathen habe — von ihm hatte sie's gehört.

Was hatte er dem Obrist vorher gesagt? —

Wie brandendende, zischende Wellen warf sich in ihrem Kopf Eins über das Andere —

Weshalb hatte sie das gethan — sich nicht geweigert, wie zuerst — ihm willenlos gehorcht?

Was war sie denn anderes, als die Emmerenz, der sie eben mit Abscheu und Verachtung nachgesehen — mit Hochmuth, solches Geschöpf nicht mit der Hand zu berühren —

Schmach, Schande, Sünde — die Todsünde, die Gott mit ewiger Verdammniß strafe —

Nein, das nicht — das allein nicht. Wenn es einen Gott gab, konnte er ein Geschöpf nicht verdammen, das er so schwach, so blind, so sehnuchtsvoll geschaffen — er mußte es barmherzig zu sich aufrichten und vergebend sprechen: Ich legte das Alles in Dich hinein, Du konntest nicht anders —

Immer eines über das andere hin, und darumher der erstickende Nebel, das Wogen und Zischen —

Aber über Allem die Marterqual in der Brust, der herzzerbrechende Jammer, die Verzweiflung. —

Regina lief gradaus vorwärts, sie hörte nicht, daß ihr ein eiliger Fuß nachkam. Nur jetzt, wo sie plötzlich vor dem Absturz des hohen Innufers stand und stockte, fühlte sie mehr, als daß sie's mit dem Ohr vernahm, es sei etwas hinter ihr, und drehte unwillkürlich den Kopf um. Da war Er es, kaum fünf Schritte von ihr entfernt; er rief sie an: „Regina — warum — ich wollte.“ Allein jetzt wußte er nicht, was er ihr sagen sollte, verstummte und hielt ungewiß den Fuß. Eine Secunde lang nur war's, daß ihr rückgekehrtes Gesicht ihn anblickte — die funkelnde Sonne fiel ihr über den Fluß her voll in die Augen — dann stürzte sie, wie geblendet, oder wie ein besinnungslos gehektes Wild wieder vorwärts. —

Was war das gewesen? Er stand noch, aber wie betäubt, von einem schwindelnden Taumel erfaßt, durch den er die verschwundenen Augen noch immer auf sich gerichtet sah. Doch woher kamen sie? Niemals im Leben noch hatte er Aehnliches gesehen, wie diese beiden dunkelblauen, tiefen, geheimnißvollen Sterne, aus denen es gleich erstem Frühlingshimmel geleuchtet, wie Weichenblüthen und Weichenduft. Waren das die Augen Regina Edlingers, die er eine alte Jungfer benannt? Dann hatte er zum erstenmal in sie hineingeblickt oder eine Fee sie zu zauberischem Märchenglanz verwandelt. Denn was aus ihnen gesprochen, war holdseligste Jugend, erster, übermächtig sehnuchtsvoller Schlag eines Mädchenherzens, durch namenlosen Jammer hindurch unauslöschlich aufstrahlende unsägliche Liebe —

Und drüben am Haarrand des edlen, blassen Gesichts der rothe Fleck, wo die Kugel die Stirn gestreift — auch das war die Liebe, die sich schützend vor ihn hingeworfen, die keinen Herzschlag lang gezaubert, für ihn in den Tod zu gehn. —

Nur Augenblicke hatte er ihr, wie noch nie im Innersten durchbebt, nachgestarrt, dann sprang er vor und rief: „Regina!“ Sie war geradezu über den Abhang weiter gelaufen, doch fiel dieser hier nicht senkrechten Sturzes hinunter, dachte sich nur in schräger Steilheit, da und dort mit Pfriemenstrauch und kurzem Gestrüpp bewachsen, nieder. Die Fliehende glitt aus, schlug vornüber und rollte, doch das nur lebte als Bewußtsein in ihr, sie

wollte nicht stürzen, nicht ohne Befinnung brunten liegen bleiben, und instinktiv sich im Fall anklammernd, kam sie unverletzt in einer Wolke von Staub, Sand und Geröll hinab. Nah seitwärts von ihr sprang auch er, in gleicher Weise strauchelnd und vorschließend, achlos zur Tiefe, erreichte den Flußrand nur um Secunden nach ihr. Nun schrie er mit plöthlicher tödtlicher Angst wieder: „Regina!“

Sie hörte es, doch hörte nicht, wandte sich nicht mehr. Grade vor lief sie in's Wasser hinein, einige Schritte watenb, dann wich der Grund ihr unter den Füßen. Er sah's und flog ihr nach, da rissen die Wellen sie mit sich.

Alles Denken hatte ihn verlassen, nur ein Hämmern durchraute ihm die Brust: — die Augen — die Augen — er mußte sie wieder sehen! Wie ein Vogel schoß er ein Stück am Strand dahin, ihr voraus, warf sich gleichfalls in den Strom. Auch in den Kleidern fürchtete er sich nicht, seine Kraft hatte manchmal solchen Wogen getrotzt.

Sie sah nicht, daß er vor ihr war, obwohl die bauschenden Kleider ihr den Kopf noch über dem Wasser hielten. Ihre Augen hielten sich geschlossen, und keine Todesangst war in ihr. Sie hatte diese schon einmal durchgelebt, damals, als sie in der Nacht sein Herüberkommen vom Ufer drüben erwartet; da war sie im Inn untergegangen — so empfand sie's mit verworrenen Sinnen — und jetzt wiederholte sich's ihr nur in einem Traum. Und so schreckensvoll es damals gewesen, so beruhigend war es heut. Keine Kälte, die ihr die Glieder schauern ließ, ihr eisig über die Lippen heraufschwoll, kein hohles Gurgeln im Ohr, kein Ringen der Brust gegen die Erstickung. Sie mußte und fühlte, ihr Leben lösche aus, und sie wehrte sich nicht dagegen. Doch nicht wie in jener Nacht, weil das quälende Hungergefühl ihres leeren Daseins damit ein Ende nahm, sondern weil es gestillt war. Eine Stunde lang hatte sie das Glück kennen gelernt, und mehr konnte sie nicht verlangen. Ja, sie durfte nicht länger athmen, denn sonst — das allein klopfte ihr eine dumpfe Angst durch die Brust — sonst zerann ihr als falscher Trug, was sie für wahr und echt gehalten. Sie mußte ihr Glück behüten, daß es nicht so geschehe — nur ganz kurz noch — dann konnte Niemand es mehr nehmen, in aller Ewigkeit nicht. Nun sank ihr Kopf tiefer, und das Wasser schlug ihr über die Lippen. Keins-Denken war mehr in ihr, einzig noch eine Vorstellung, ein Bild. Deutlich sah sie die Sonnenuhr über dem Brückenthor vor sich, doch wunderbar warf der Zeiger seinen Schattenstrich grad' auf ihr Gesicht, und drunher stand als Umschrift:

„Die sonn die stund zeigt an, wo ich nun sterben kan.“

Unfangbar ruhevoll und schön war's, darauf hinzusehen, gleich dem weichen, wonnigen Sommerabend, als sie von der kleinen grünen Berghöhe herab über die Brücke in's Thor zurückgegangen.

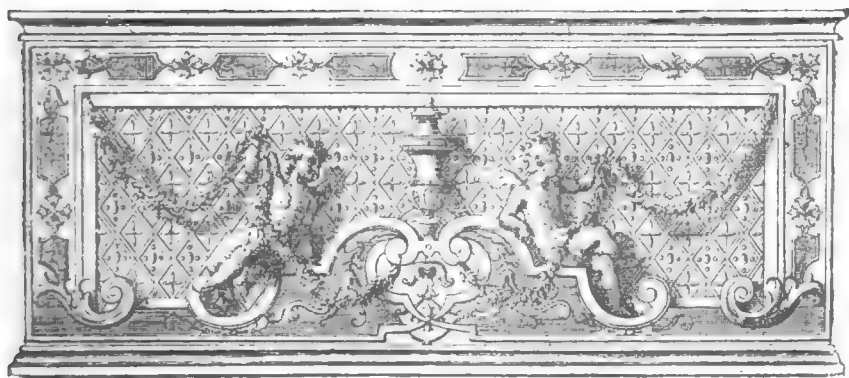
Da riß noch einmal etwas sie aus ihrem verdämmernnden Hinüberträumen in's Nichts zum Bewußtsein zurück. Vor ihr rangen kraftvolle Arme eines

Schwimmenden an sie heran, und dicht neben ihr scholl ein Ruf: „Halte Dich an mir — ich rette Dich — ich —“. Seine Stimme war's — aus ihr durchstieß es Regina Edlinger noch einmal mit einem Gefühl des Lebens, einer letzten Kraft und Macht über ihre Glieder. Wie in dem bleichen Morgenlicht in der Kammer kam's ihr vom Mund: „Ja — ja“ — sie schnellte krampfhaften Aufschubs ihre beiden Hände über die Wellen und schlang sie, vorgeisend, um Wolf Baumgartners Hals. Doch dadurch zog sie seinen Kopf mit unter die strudelnden Wirbel; in gewaltiger Anstrengung mußte er sich wieder herausarbeiten, den Mund zu befreien, um rufen zu können: „Nicht so — laß mich los — ich halte Dich!“ Aber sie verstand wohl nicht mehr, denn sie that das Gegentheil. Nur fester noch klammerten ihre Arme sich um seinen Nacken zusammen, unlöslich — er suchte, sie von sich abzurufen, doch in diesem Augenblick waren sie stärker, als er, lagen um ihn wie eiserne Ketten. Und von ihnen niedergezogen, reichte in den Kleidern auch seine stolze Kraft nicht aus, dem reißenden Strom zu trotzen. Zugleich mit dem ihrigen tauchte sein Kopf abermals hinunter und kehrte nicht wieder herauf. Zischend und schäumend bäumte das Wasser sich kurz über der Stelle, wo die Beiden verschwanden; dann wallten, in der höher gestiegenen Sonne glimmernd, wie immer die Wellen des Inn zwischen ihren steilen Uferwänden zu Thal.

* * *

Auch diesmal bewährten der Stromgürtel und die Mauern Wasserburgs ihre alte Unüberwindlichkeit. Nach fruchtloser Belagerung zog das schwedische Heer von bannen, es gelang ihm nicht, die Stadt zu erobern, noch den Inn zu überkreuzen; der Kaiser, der Kurfürst und die Jesuiten blieben drüben in Sicherheit. Doch bald darauf vermochten sie ihre segensreiche Herrschaft über das gesammte bayrische Land zurückzutragen, denn nach wenig Monaten ward der westfälische Frieden geschlossen, und der blut- und thränenreiche dreißigjährige Krieg hatte sein Ende erreicht. Ob auch die Thränen Katharina Haberschnells dadurch gestillt und sie in andere, ihrem verdienstlichen Leben würdiger entsprechende Umstände versetzt worden, berichtet die Ueberlieferung nicht; vielleicht ward sie's durch die Pest, die gleich nach dem Friedensschluß in der Stadt ausbrach und die Bevölkerung nochmals um die Hälfte verringerte; auch der Stadtpfarrer Johann Wolfgang Knoll scheint durch sie zu den ewigen Freuden eingegangen zu sein. Von der „vergessenen Zeit“ hat sich nur der Name noch erhalten. Sie wurde nach fast zwei Jahrhunderten gewissermaßen wieder entdeckt, nach der St. Jakobskirche, wie nach der Salzsenderzeile dem Zugang neu geöffnet und im Jahre 1839 zur heutigen breitgeräumigen „Färbergasse“ erweitert.





Eleonora Duse.

Don

Laura Marholm.

— friedrichshagen-Berlin. —

I.

Eine hagere Gestalt, ohne Leppigkeit, doch voller Reiz; ein verhärmttes Gesicht voll schmerzlicher Süße; nicht jung und blühend, doch von einem bleichen, jehnjüchtigen Zauber; la femme de tronte ans, die gelebt und gelitten hat und weiß, daß Leben Leiden ist, ein Weib ohne Sieghaftigkeit, doch voller Souveränität, ein leises gedämpftes Wesen und eine zerpringende Stimme, — das ist Eleonora Duse, wie sie durch die Rollen ging, die sie sich dichtete aus berühmten Parabestücken.

Während ich sie sah, suchte ich, wem ich sie vergleichen konnte; welche große Schauspielerin der letzten zehn oder mehr Jahre sie in Relief zu stellen vermöchte oder gegen sie in Relief hervorträte. Aber nicht die Wolter und nicht die Bernhard, nicht die Ellenreich und nicht die Conversationsvirtuosinnen des Théâtre français meldeten sich, standen auf in meiner Erinnerung, lebten und stritten wider sie. Die ganze Gruppe der französischen Tradition und der deutschen Tradition stand abseits, eine Einheit für sich — und auch sie stand abseits, eine Einheit für sich. Jene eine abgeschlossene Welt und ein fertiges Kulturbild — diese zur Hälfte dasselbe, aber doch zur Hälfte doch eine Welt im Beginn und ein Kulturbild im Werden. Nicht die Italienerin bloß gegen Deutsche und Französischen, nicht eine Schule gegen andere Schulen — sondern ein Weibtemperament gegen andere Weibtemperamente, eine Differenzierung der Sensibilität, gegen die ihre berühmten

Vorgängerinnen etwas urweltlich Massives, etwas schreiend Grelles, ja, man könnte versucht sein zu sagen, etwas geringer Weibhaftes haben. Vielseitiger sind viele gewesen, größere Mittel haben die meisten gehabt; aber vergleicht man sie mit der Duse, so sieht jene laute convulsivische Kunst auf einmal aus wie eins jener Makart'schen Monstregemälde, die so farbenfeurig waren und so fahl geworden sind, und betrachtet man die traditionsfichere Virtuosität der gefeierten dramatischen Künstlerinnen der siebziger und achtziger Jahre, so wirkt sie gegen das Spiel der Duse wie ein reichinstrumentirter prächtiger lärmender Festmarsch gegen ein einsames Violinsolo, verloren hinausgeträumt in die Nacht.

Die Stücke, mit denen Eleonora Duse nach Berlin kam, waren der Bekanntschaft des Publikums anbequem; da war nichts, was von dem ganz gewöhnlichen Virtuositinnenprogramm abwich. Bravourrollen der Sarah Bernhardt wie „Fedora“, Paradesperde wie die „Cameliendame“, Théâtre français-Stücke wie „Francillon“ und „Divorçons“, dazwischen „Cavalleria rusticana“ und die alte bläßliche „Locandiera“; „Fernande“ und „Nora“. Sie spielte Shakespeare hier nicht, und das war klug, denn was für eine Gemeinschaft ist zwischen dem blassen Fleisch der Duse und den prallen Geistes- und Körpermuskeln der vollblütigen Renaissance, der ihr eigener Lebenssaft roth vor die Augen trat und sie zu Handlungen der Liebe und der Mordgier trieb, bei deren bloßem Zeitungsbericht der Dame der Gegenwart unwohl wird. Aber sie spielte auch Stücke nicht, die sie in ihrem Blut und ihrer Seele erlebt haben mußte, weit intimer, weit detaillirter, als das mit ihrem französischen Repertoire der Fall sein konnte; sie enthielt uns „die ehrbaren Mädchen“, mit der für sie geschaffenen Rolle der Paolina von Marco Praga vor und ebenso dessen „Ideale Frau“, worin sie einiges von dem tiefsten Grund ihrer instinctiven Lebensphilosophie hätte hervorkehren können. Auch die „Tristi amori“ ihres berühmten Landsmannes Giuseppe Giacosa brachte sie nicht mit. Sie absolvirte in Berlin ein Gastspiel, weiter nichts. Sie wollte keine Experimente machen, sondern auf einem sicheren, eingetretenen Wege wandern, der sichere Recensionen in eingetretenen Wegen brachte. Ob sie oder ihre Rathgeber sich doch nicht dabei geirrt haben? Ob nicht ihrem Gastspiel dadurch ein Etwas mangelte, was doch in ihrer Persönlichkeit so deutlich zu ahnen war, aber nicht die vollen Bedingungen, sich zu entfalten, fand. Ob sie nicht hier etwas einbüßte, gerade weil sie so sicher gehen wollte? Die Stücke, die gewählt wurden, waren so sichtbar auf das Publikum berechnet, das die hohen Eintrittspreise bezahlen konnte. Bahnbrecherin sollte sie hier nicht sein. Das zahlungsfähige Publikum sollte nicht verstimmt werden. Ob das nicht ein Irrthum war? Die Berliner sind so neuigkeitsjüchtig. Selbst die, die es haben können, sind gar nicht so satt und zufrieden, wie sie aussehen. Es ist eine Unruhe hier nach etwas Anderem, die sich freilich erst in Rühle gegen das Vorhandene ausdrückt. Es war etwas wie eine ganz schwache Verstimmung da, daß sie den Berlinern etwas vorenthielt. Da sie

doch nun einmal mit Textbüchern dasaßen und in den Zwischenacten überall in Gängen und Foyers die fleischrothen Reclams studirten, so hätten sie gleich ebenso gut was wirklich Neues sehen und lesen mögen. Es ist ein Horchen und Warten und Wünschen hier, das noch weder Wesen noch Namen hat, das sich erst nur im Ablehnen ausdrückt, dem sie aber hätte eine Seele geben können. Das Unvergeßliche, was sie in Berlin hätte thun können, war das Wagniß mit neuen Stücken von einer tieferen Echtheit der Empfindung. Da sie „Odetta“ gab, warum konnte sie nicht „Tristi amori“ geben oder „Le Vergini“?

Und doch! Auch in dem, was sie gab, hat sie eine Welt geöffnet, die früher nicht da war, denn es ist die ihre. Die Welt ihrer eigenen Seele, ihrer eigenen Lebensauffassung, die Welt des differenzirten Weibes, der vor ihr keine eine Sprache geliehen auf der Bühne, des Weibes, dessen Geheimleben kein Dichter völlig ergründen, das nur das Weib zu offenbaren vermag, das mit versfeinerteren Nerven und sensiblerer Seele und nüancirteren Sensationen blutend hervorgegangen ist aus alten, gröberen, dumpferen Formen des Empfindens in neue, hellere, feinere, — souverän und gebrochen zugleich verlangend und hoffnungslos.

II.

Es ist etwas Müdes an Eleonore Duse, etwas so Müdes, so Müdes. Nicht die Müdigkeit der erschöpften Sinne, der schlaffen Blasirtheit. Auch nicht die Müdigkeit der abgehezten Künstlerin, wenn auch die zuweilen hervorbricht und sie dann eine ganze Rolle, einen ganzen Abend gleichgültig fallen läßt. Auch nicht die Müdigkeit der inneren Leere, der hohle Klang des Affects, bei dem alle Virtuosen ankommen. Auch nicht die stumpfe Ermattung nach der aufgewühlten Leidenschaft, der Halbchlummer des Raubthiers, den unsere Tragöden und Tragöbinnen zu spielen und zu fühlen lieben. Leidenschaft, die sogenannte große Leidenschaft, die kommt wie der Wüstenwind und Verborrung und Gebeine hinter sich läßt, auch so eine alte Tradition von der griechischen Tragödie her bis auf den gestrigen Tag — das ist etwas, was die Duse nicht kennt; die Brunhilden und Medeen und Messalinen und alle ehrgeizigen, sinnlichen, herrschsüchtigen Fürstinnen auf dem Rothurn sind nicht für sie geschrieben; sie ist keine historische Fürstin und Märtyrerin, sie ist Fürstin von eigenen Gnaden und ihre eigene Märtyrerin, und es geht durch all ihr Spiel immer ein Staunen darüber, warum sie leiden muß und gemartert wird, und zugleich ein schlummerndes Wissen, daß sie leiden muß und gemartert werden wird — und das giebt ihrer Seele jene tiefe müde Melancholie. Denn es ist nicht ihr Leib, und es sind nicht ihre Sinne, und es ist nicht ihr Verstand, die so müde importtauchen wie aus einer schweren Lethargie zur ersten Besinnung, sondern ihre Seele ist müde, so müde, voll von einer sanften, weichen, schmeichelnden, anlehnenden Müdigkeit, voll von der Müdigkeit der Einsamkeit, und darum zieht sie sich leise und bittend

heran, wo es warm ist. Und es ist warm bei der Liebe. So spielt Eleonore Duse die Liebe. Nicht gierig und lechzend, mannartig fordern, wie die Wolter und die Bernhard, nicht verbrennend in Sinnlichkeit und lüstern lockend, nicht befehlshaberisch als das große Weib, das den kleinen Mann nimmt und geruht, ihn glücklich zu machen, — sondern sobald sie liebt, auch als „Fedora“, ist sie immer das kleine Weib, und der Mann ist für sie der große Mann, der Geber, der ihr Glück in seiner Hand hält, nach dem sie sich hinschmiegt, ängstlich, fast schüchtern, mit dem ernstesten, müden, halb kindlichen Lächeln, in den sie sich hineinsetzt, wie die Heimgekommene sich wärmt am Feuer, an dem sie sich lieblos festsaugt mit ihren scheuen dünnen Kinder- und Mutterhänden. Nie ist das Weib weiblicher dargestellt worden als von Eleonore Duse. Ja, ich nehme es auf meine Klappe und sage: nie ist das Weib auf der Bühne dargestellt worden vor Eleonore Duse.

Denn es ist zugleich das wissende, reife Weib und das ewige Kind im Weibe und das erotische Schmachten, das Schmachten nach Inhalt — denn des Weibes Inhalt ist der Mann — das sie spielt. Das Weib ist sich nicht selbst genug, kann sich nicht selbst genug sein, es hat auch nichts von der momentanen Hingabe, es hat nicht genug damit, neben dem Manne zu leben — es kann nur leben im Manne. In seiner Zärtlichkeit ist ihre Lebenswärme. Sein Glühen, von ihr erweckt, darin ruht und schwillt und blüht ihre Vitalitätskraft. Er giebt die Wärme, in der ihr Leben aufgeht und prächtig wird und reich und stolz und gesund und sicher. Und sie giebt sich an den Mann, — nicht mit der dummen Unschuld des Kindes, nicht mit dem Jungfräulichkeitsbünkel der grünen verkapselten Knospe, nicht mit der Brunst der Buhlerin, nicht mit der herablassungsvollen Nachsicht der „keuschen Hoheit“ des „reinen Weibes“, nicht mit der kameradschaftlichen Biederkeit des Mannweibs, nicht mit dem Widerstreben des Zwitteres — das Alles haben wir auf allen Bühnen in allen Sprachen sattfam, seit wir sehen und denken konnten, und auch noch früher, zu sehen und anerkennend zu genießen bekommen, denn das ist so ungefähr die bisherige Scala von Frauentypen, wie sie von großen und kleinen Schauspielerinnen verstanden und dargestellt worden. Und in diese selbe Scala und diese selben Rollen bringt nun die Duse etwas hinein, das bisher auf der Bühne nur so mit unterlief, das in der „großen Kunst“ nur ein Kestkunststück war und in der kleinen Kunst nur ein willkommenes Ingrebienz, das sie aber zu der Saite macht, auf der ihre ganze Darstellung vibriert, zu dem Grundton und dem Sinn jeder ihrer Rollen, die ohne das keinen Sinn hätten. Sie giebt sich an den Mann mit der Innerlichkeit des wissenden Weibes, mit der zitternden, angstvollen Innerlichkeit der ganzen, vollen Weibhaftigkeit, der es graut vor ihrer leeren Einsamkeit, die hinschmelzen und sich selber finden will im Geliebten und schauernd fühlt: es sind immer nur Augenblicke, Augenblicke, die der Mensch hat, auf keine Dauer läßt sich rechnen, denn wir schwimmen auf einem dunklen Wasser vom Gestern zum Morgen, und unsere

öde Sehnsucht ist nicht so bang wie unser angstvolles Zittern, unser fieberndes Horchen im Glück.

Was Eleonore Duse spielt, das ist die Ungewißheit.

Auf diese Note ist ihre ganze Kunst gestimmt. Die Ungewißheit — dieses, daß man nichts weiß, nichts besitzt, nichts vermag, daß Alles ein Ungesähr und das ganze Leben eine Unberechenbarkeit, ein Aneinanderreihen von Zufälligkeiten ist, diese bange Unsicherheit, die so complett im Gegensatz zu der „Ursache“ und „Wirkung“ der alten, Gott und der Logik vertrauenden Schulaesthetik, der festen Burg aller Schauspielkunst, stand, dieses Dumpfe, Dunkle, Geheimnißvolle, in dem sie nachtwandlerisch dahingeht, giebt ihrer Innerlichkeit die kranken Farben und die tiefe vibrirende Resonanz. Es ist etwas Schüchternes an ihr, eine Stimmung, die den grellen, schreienden Accenten fast abergläubisch abgeneigt ist, die sich nicht nur in ihrem Spiel, sondern auch in ihrer Kleidung ausdrückt.

Selten hat man Toiletten von einer vornehmeren Discretion, von einem individuelleren Geschmack auf der Bühne gesehen. Wie die Duse immer nur ihre eigene Seele spielte, so bot sie auch immer nur ihren eigenen Leib dar. In allen Rollen, in denen ich sie sah, hatte sie immer nur eine einzige Maske — ihr eigenes Gesicht. Was sich dann in diesen Zügen erlebte, welche Regungen sich auf diesen Wangen mit den tiefen Linien, um diesen klagenden Mund, in diesen eingesunkenen mächtigen Augen mit den schweren, beladenen Lidern auslösten, das war die Charakteristik dieser Rolle. Ihre Brauen blieben immer dieselben schwarzen breiten Bogen, ihr Haar blieb immer dasselbe wellige, blantschwarze Italienerinnenhaar, das in einen bescheidenen Knoten, bald ein bißchen höher, bald ein bißchen tiefer aufgesteckt war, von dem sich immer im Laufe des Actes zwei halbhangemachte Vordersträhnchen loslösten, in dem sie immer mit den blassen, etwas knöchigen, nervösen Händen über der Stirn herumruschelte, als mache jede heftige Erregung ihr Kopfwohl und sie müsse die Schwere lockern.

Auf ihrer fahlweißen Haut, auf ihren Kleidern funkelte es nie von einem Schmuckstück und so ungemildert hatte die Magerkeit ihres Halses und Nackens etwas Rührendes. Ihr mittelgroßer schlanker Körper mit den breiten Hüften hatte nichts von der runden Taille, aber auch nichts von dem starken Leib der dramatischen Modegestalten. Diese dürftige Gestalt war so schön in der von keinem Corset eingengten Musli ihrer langen, gleitenden, stolz fließenden Bewegungen. Ihre Gesten mit den Armen waren die des Lebens, häufiger, heftiger, grotesker durch die italienische Lebhaftigkeit. Es war nicht in den „schönen Armbewegungen“, sondern in der Noblesse der Rückenlinie und der Beinstellungen, worin die stolze schmiegsame Souverainetät dieser Natur sich ausdrückte. Und nun endlich die Toiletten — die Costüme der Eleonore Duse, Costüme für diesen Leib und diese Seele. In keiner dieser vielen Gesellschaftstoiletten war etwas Gesellschaftsmäßiges, nichts von der Puppenhaftigkeit der französischen Moden. Sie gehörten keiner Mode an, aber sie

können eine Mode schaffen. Es war etwas Antikes in dieser langen weichen Faltigkeit und etwas Renaissanceartiges zugleich in diesen sammetnen Niedern und überfallenden Schultertragen.

Aber weder mit der Antike, noch mit der Renaissance, noch mit der jetzigen Mode stimmte diese neue Behandlung der Farbe überein. Da war keine starke Nuance von Roth — außer der Arme-Deute-Blouse der Nora — da war kein leuchtendes Gelb, nichts aus der Scala von Blau, nicht eine tiefe, satte, ungebrochene Farbe. Die Grundfarben von Frau Duse waren schwarz und weiß in allen Stoffen und Nuancen, in Kleidern und Mänteln. Dazu kamen in allen Uebergängen weiße, fränklich vergilbte Spitzen, dichtgefaltet über den Brüsten, von wo das Gewand ungegürtet auf die Erde fiel. Und in dieser Melancholie der Grundfarben blaß-Bronze, matt-Pensee, stilles Myrthengrün in weichen Sammet- und Atlastönen. Es war eine stille Trauer in diesen Costümen, die jedem Alter angehören konnten, nur nicht der frohen Jugend. Und diese eine Note fehlte überhaupt in ihrem Spiel. Sie war nicht froh. Sie konnte sich freuen, aber sie konnte nicht froh sein. Die Freude und die Extravaganz waren in ihrem Wesen auf der Bühne nie vorhanden. Ich habe sie ein paar Mal im Hut auftreten sehen. Es waren bescheidene Wittwenhüte.

III.

Zum ersten Mal sah ich die Duse als „Nora“. Es traf sich so und war mir nicht recht. Ich erwartete nicht viel von der Italienerin in diesem Stück mit dem ernordischen Temperament. Die beste deutsche Nora, Frau Hamlo, habe ich nicht Gelegenheit gehabt zu sehen, die beste nordische Nora aber, die Nora, Ibsens Nora, Frau Hennings, vom königl. Theater in Kopenhagen, habe ich gesehen, und sie stand mir noch in jedem Zuge im Gedächtniß. Frau Hennings als Nora war ein kleines, feines, nervöses Geschöpfchen, blond und spitznäsigt, nett und pikant, gekleidet und gekräuselt mit einem kleinlichen Geschmack, Alles hübsch, billig und ordentlich, die feine Bürgerstochter mit dem mageren Portemonnaie, den vielen Prätexten, dem wohnstubeengen Horizont und den tausend kleinen äußeren Rücksichten. Es war etwas Zurückgebliebenes an dieser Nora mit ihrem vogelzwitschern- den Geplapper, etwas Angelesenes, Aufgepöppeltes in ihrer Bewunderung für die Büreaufseele Helmer, etwas Kindisches in ihrer Vorstellung von seinem verborgenen Heldensinn. Es war auch eine gewisse natürliche, vielleicht ererbte Disposition zu Schwindelgeschäften in ihr und eine höhere-tochterhafte, hohlköpfige Lustigkeit, ein kokettes Hopsen und Springen, weil ihr das so gut steht. Und als nun das Leben in diese ganze künstliche Nettigkeit hineinbläst, da wird das Hühnergehirnchen ganz confus, und das arme Dingchen hüpfet und hüpfet in seinem Corset, seinen Stirnlöchern und hochhackigen Stiefelchen herum und stimulirt sich selbst, nervenschwach und

urtheilslos, wie es ist, in die rasendste Angst hinein. Diese Angst, das war das große Meisterstück in Frau Hennings' meisterhaftem Spiel. Es war ein einziges Stieren auf einen Punkt, eine ununterbrochene Autosuggestion, die um so ergreifender wirkte, weil sie so typisch gezeichnet war, der Weg, auf dem eine wohlherzogene bürgerliche Mustertochter in's Irrenhaus oder in's Wasser gelangt. Und als nun der Umschlag geschieht, und eine vollbefiederte raisonnirende Emancipationsdame aus dem lieblichen Gänschen hervorspringt, — da vermochte auch Frau Hennings große und echte Kunst die Luft nicht zu überfließen. Da zerfiel die Nora in zwei Hälften, die nothdürftig an dem Drähtchen des Wunderbaren zusammenhingen. Dieses Wunderbare nahm Frau Hennings mit hinüber und damit, mit diesem ungesprochenen „Auf Wiedersehen“ ging sie ab.

Wie Eleonora Duse als Nora hereinkommt, nachdenklich in ihr Portemonnaie sieht und unwillkürlich die Pause macht, ehe sie den Dienstmann bezahlt, die bei mittellosen Leuten gewöhnlich dem Zahlen vorangeht, da war sie eine blass, kränkliche Frau mit etwas Stille in Wesen. Und als sie dann das dürftige Pelzchen und Pelzmützchen abwarf, kam eine magere schwarzhaarige Italienerin zum Vorschein in einer alten grellrothen, saloppen Blouse. Sie spielt mit den Kindern, wie erwachsene Menschen, deren Gedanken von anderen Dingen in Anspruch genommen sind, mit Kindern zu spielen pflegen, ohne wirkliche Heiterkeit; Frau Linden kommt, und sie erzählt ihr ihre ganze Geschichte mit überströmender italienischer Zungenfertigkeit, aber doch mit etwas Abweisendem, wie Jemand, der nicht ganz bei der Sache ist. Am liebsten sitzt sie — sehr unbürgerlich — auf der Diele und arbeitet da mit den Weihnachtsjachen herum. In den Szenen mit Helmer hat sie etwas unterwürfig Jäzliches — bei ihm ist ihr warm, und bei ihm ist Schutz, sie drückt sich an ihn heran mehr wie eine Kranke, als wie ein Kind. Alle die Szenen, die ganz von Noras moderner Nervosität geprägt sind, kommen und gehen — aber die Duse wird nicht nervös. All das Zappelige, Hin- und Herfahrende, Abgerissene, die vielen plötzlichen Umschläge, die unmotivirten Einfälle, all die Detailzüge des Kindes der bürgerlichen Décadence — sie gehen sie gar nichts an. Weder hier noch anderswo. Die Duse spielt nie die Nervöse. Sie spielt sie nicht, gerade weil sie die feine echte Sensibilität der Nerven hat. Sie kann das Fieber der äußersten Aufregung spielen, und sie spielt es oft, aber das Zerkackte, Launische der Nervosität als Disposition spielt sie nicht. Dazu haben ihre Seele und demzufolge auch ihr Geschmaç zu sehr die langen, rhythmischen Wellenlinien der tiefen Schwingungen.

Ibsens Nora ist eine hysterische Halbheit — und so hat sie keine dichterische Intuition, tiefer als sein Verstand, auch gewollt; Eleonore Duses Nora ist ganz Weib. Ein gedrücktes Weib durch Mangel und kleine Verhältnisse, mit etwas Dumpfem, das sich stumm einem neuen Unglück zu unterwerfen bereit ist. Auch sie hat etwas vom Kinde, wie jedes ganze

Weib, aber wo sie Kind wird, ist sie ein trauriges Kind. Und das Unglück kommt! Und merkwürdig: sie hat nicht dies verzweifelte Ankämpfen, dieses fürchterliche, endlose, innere Angstgeschrei, das hysterische Ringen der kleinen Seele um ihr Leben. Es ist etwas Lumpiges an solch einem Kampf, wo das Können und das Wollen so unverhältnißmäßig ungleich sind. Auch der Duse Nora weist den ersten Angstgedanken mit plötzlicher Vielgeschäftigkeit von sich. Aber sie bewundert dabei nicht ihren Muth, wie Frau Hennings. Sie sagt nur immer zu ihren wachen Gedanken: Nein, nein! Ihr Nein ist das Nuancenreichste, was ich gehört habe, es liegt die ganze menschliche Gefühlswelt darin. Aber an anderen Tage, am Weihnachtstage, da hat sie über Nacht das Ja, Ja! des Verhängnisses in sich vernommen, und es ist etwas wie Fatalismus über sie gekommen. Sie hat sich zum Fest gekleidet, aber nicht mit billigen Lappen wie Nora, es ist ein werthvolles, langfaltiges, tiefgrünes Gewand, das sie trägt, ihr einziges, aber gebiegenes Festkleid, und ihre Gestalt ist hoch und still, schlank und müde. Und wie die Handlung voranschreitet, wird sie immer müder und resignirter — der Tod kommt, da ist nichts dagegen zu thun. Als dann, nach der Tarantella-Probe, Helmer sie aus dem Speisezimmer zu Mittag ruft und sie weiß, jetzt ist das Schicksal nicht mehr aufzuhalten, da fliegt sie mit einem Satz und Jauchzen zu ihm hinein, und im Sprung einen Augenblick in der Luft schwebend, ist sie anzusehen wie eine jener mageren wilden Bacchantinnen ohne Freude, deren Reliefs uns aus der spätgriechischen Zeit zugekommen sind.

Der dritte Act. Nora kommt mit Helmer vom Maskenball herunter. Sie ist zerstreut, theilnahmlos bei Allem, was vorgeht. Das, was geschehen wird, ist für sie schon wie etwas Vergangenes; es ist schon geschehen, da es in ihr geschehen ist, sie führt nur noch mechanisch aus, was sich in äußeren Handlungen daran knüpft. Als Helmer hingeht, um den Briefkasten zu leeren, sucht sie ihn nicht mit hundert Kniffen und Vorwänden abzulenken; sie macht kaum eine schlaffe abhaltende Geberde, es kommt ja doch, es ist doch nichts dagegen zu thun. Sie steht ganz weiß und unbeweglich, während Helmer den Brief liest; wie er auf sie zugestürzt kommt, wirft sie nur stumm den Mantel über, und hinaus zur Thür!

Er zerrt sie zurück und überfluthet sie mit Vorwürfen, in denen die ganze jämmerliche Spießbürgerlichkeit seiner Seele sich entblößt. Und jetzt beginnt das Spiel der Duse; dies ist der Moment im Drama — der eine Moment in jedem Drama — weswegen sie diese Rolle ausführt.

Sie steht am Ofen, ganz en face, ohne sich zu regen, und sie bleibt da stehen, ohne sich zu regen, bis er zu Ende ist. Sie sagt nichts, sie unterbricht ihn nicht. Nur die Augen reden. Diese großen, leidensvollen, krankhaft weit offenen Augen, die ihm immer folgen, wie er vor ihr auf- und abläuft, immer mit ihm auf- und abgehn in einer grenzenlosen, unsagbaren Verwunderung, einem aus dem Himmel gefallenem Erstaunen, das nach und nach, ganz langsam und nach und nach zu einer unsäglich, unsäglich

Enttäuschung wird; und aus der Enttäuschung wird allmählich eine unbeschreibliche, bittere, ekelranke Verachtung. Und in diese Augen, die immer mit ihm auf- und abgehen, kommt endlich eine Frage: wer bist Du? was gehst Du mich an? was willst Du hier? warum redest Du?

Der andere Brief fällt in den Kasten, und Helmer überschüttet sie mit zärtlichen Vormundworten. Aber sie hört ihn gar nicht. Sie sieht ihn auch nicht mehr an. Was will denn dieser Schwäger jetzt hier? Sie kennt ihn ja gar nicht. Sie hat ihn ja gar nicht geliebt. Es war ein Mann da, an dem sie sich wärmte und der ihr Schützer war. Der Mann ist nicht mehr da. Sie hat ja nie geliebt!!

Und sie geht hinein mit gleichgiltigen, mislaunigen Bewegungen, zieht sich um und kommt heraus, sehr eilig, um nur rasch fortzukommen. Er hält sie auf. Ja, was denn? Das Weib ist ja jetzt wach in ihr. Das Weib mit seiner größten Schmach — daß es nicht liebte. Was will er denn von ihr? was macht er denn für Einwendungen? Er —? Tant de bruit pour une omelette! und sie wirft ihm das in ein paar gleichgiltigen Phrasen hin, zuckt die Achseln, kehrt ihm den Rücken und geht rasch hinaus zur Thür. Und unten schlägt die Pforte dröhnend zu. Gar keine Rede von was „Wunderbarem“!

So brachte die Duse die Einheit der Persönlichkeit in die zwiegespaltene Nora. Abrechnung? Es giebt keine Abrechnung zwischen Mann und Weib, als den Ruß oder das Achselzucken. Ibsens gründlichste Dialektik behandelt sie wie einen Mundvoll Worte. Gründe? Mit Gründen ist noch nie in der harten Wirklichkeit was ausgerichtet worden, am wenigsten in dem Naturverhältniß zwischen Mann und Weib. Nora erwacht eines Tages, und Helmer ist ihr widerlich. Und sie läuft mit demselben instinctiven Abscheu vor dem Widerlichen davon wie ein lebendiger Mensch vor einem verwesenden Cadaver. „Wunderbares“ kann dabei selbstverständlich gar nicht vorkommen. Es sollte denn sein, daß der lebendige Mensch verrückt würde und zu dem Cadaver zurückkehrte.

So selbstherrlich wie mit dem Text zur „Nora“ geht Eleonore Duse mit dem Text aller ihrer Rollen um. Wo man ihr folgen kann — und das ist ja nur ausnahmsweise — da merkt man, wie sie ihn sich unterwirft, wie er in ihrem Mund ein anderer wird, wie ein anderes Wesen aus den geschriebenen Worten hervorsteigt, ein Wesen, an das der Dichter nicht gedacht hat, und das er in den meisten Fällen gar nicht seiner eigenen Lebensanschauung und Eigenart nach so hätte gestalten können — ein Wesen, mehr Weib und in tieferem Sinne Weib, als die Damen der Gesellschaft in Ibsens und Sardous Dramen, ein Wesen, viel einfacher als das im Text gegebene, aber zugleich auch viel größer. Eleonore Duse ist keine Dialektikerin, wie Ibsen und Sardou Dialektiker sind — das Alles, das ganze Außenwerk, das ganze Verstandesraffinement, das geht sie gar nichts an. Das ist gar nicht für sie geschrieben. Sie faßt ihre Rolle aus ihrem Instinct

heraus auf, aus ihrem feinen, sicheren, untrüglichen Weibinstinct — und ihr Instinct, das ist sie selbst, und jede ihrer Rollen, das ist sie selbst. Sie wechselt nicht viel, sie ist keine Naturalistin, die zahllose kleine Züge ausstiftelt und zu einer Persönlichkeitsmosaik zusammensetzt, sie ist wahr bis zur Rücksichtslosigkeit, aber sie ist nicht objectiv wahr, einmal so und einmal so und einmal wieder anders, immer verschieden nach den verschiedenen Rollen. Nein, sie ist nur wahr wie der Mensch, der den Muth und den Stolz hat, sich voll und ganz zu geben, wie er ist. Es liegt ihr nichts daran, sich zu verwandeln, sie spielt aus den drei oder vier tiefen Grundlinien ihrer Natur. In dieser großen Einfachheit liegt auch die Gefahr der Eintönigkeit, und sie würde ihr nicht entgehen, wenn sie nicht diese vibrirende Seele hätte, diese tiefe schmerzliche Innerlichkeit, die vielleicht nie vor ihr über die Bühne gegangen ist; die jedenfalls nie vor ihr so zu dem centralen Punkt des Weibempfindens gemacht worden ist. Sie kommt Einem entgegen, unbekümmert und halb in sich versunken, eine volle und heile Weibnatur, in jener unauslösllichen Einheit, die die Basis des wohlgeschaffenen Weibes ist: Weib-Kind und Weib-Mutter zugleich, ein Weib mit dem Stempel tiefeinschneidender Weiberlebnisse, mit der Tragik des Weiblebens unauslöschlich eingeprägt in ihre Züge, und diese Tragik des Weiblebens lebt sie aus auf der Bühne. Darum ist ihr Spiel so einfach, denn es kümmert sie nichts Anderes, als dies, und darum hat ihr Spiel diese unbeschreibliche stille Noblesse, denn sie ist heil und ganz. Und wie sie Alles vereinfachte, was sie berührte, so veredelte sie auch Alles. Denn alle diese Gestalten, die sie schuf, sie handelten aus der Einheit ihrer Weibnatur heraus, und darum hatten sie auch alle, wo sie brachen, haften, verfolgten, schabeten, nur eine und dieselbe Motivirung: sie reagirten damit auf das crimen laesae majestatis, das an ihrer Weibnatur begangen war, sie rächten damit das, was das echte Weib nie verzeiht, die Mißhandlung seines Weibheiligthums, und darum thaten sie das Alles nicht mit pathetischen Geberden, viel Wesen und tragischem Geschrei, sondern ruhig und still, wie man etwas Selbstverständliches thut, mit einer dumpfen Ruhe, einer stillen Gelassenheit, wie die intacte Natur das Verhängniß erträgt und vollzieht.

So spielte die Duse „Nora“; aber so, aus dieser Grundstimmung heraus, spielte sie auch Clotilde in „Fernande“ und Odetta im gleichnamigen Stück, beide von Sardou, und das war schwerer. Clotilde und Odetta sind beides ein paar gemeine Seelen. Clotilde, eine vornehme Wittwe, rächt sich für ein gebrochenes Heirathsversprechen ihres mehrjährigen Liebhabers, eines jungen Mannes von adelstolzer Familie, dadurch, daß sie seine Neigung für ein deflorirtes Mädchen bis zur Ehe treibt und ihm später triumphirend sagt, wenn er geheirathet hat. Odetta wird von ihrem Gatten in der Nacht mit dem Liebhaber ertappt und in Zeugen Gegenwart aus dem Hause geworfen. In einem lieberlichen Leben entehrt sie nun jahrelang den Namen ihres Mannes und ihrer aufwachsenden Tochter. Durch diesen Makel auf

der Familie wird die Verheirathung der letzteren fast unmöglich gemacht, und der Mann versucht, der heruntergekommenen Frau seinen Namen für eine größere Geldsumme abzukaufen. Sie stellt zuvor die Bedingung, ihre Tochter zu sehen, wird verhindert, sich derselben zu erkennen zu geben, und geht, als sie von dem Besuch kommt, in hysterischer Selbstverachtung in's Wasser. Dies der Inhalt der beiden Stücke, in denen die Duse ihr Größtes und Schttestes gab.

IV.

Sie kam als Clotilde in die Spielhölle, um sich nach dem jungen Mädchen zu erkundigen, das sie fast überfahren hätte, eine ruhige, einfache, vornehme Dame, einfach auch in der Kleidung, eine Frau, die glücklich gewesen ist, ihren Schatz in sich trägt und gut ist. Die Art, wie sie dann das junge Mädchen in ihrem Hause empfängt, ihr zuspricht, es ihr heimisch macht, war von so gerader, bezwingender Herzlichkeit, daß das Publikum, sehr unvermuthet in dieser Scene, bei offenem Vorhang in einem Beifallsturm ausbrach. Der Geliebte kommt von einer verdächtigen Reise zurück, und in ihrem angstvollen Stolz, um sich nicht selbst zu betrügen, listet sie es ihm ab, und er räumt es auch gleich ein, daß sie ihm gleichgiltig geworden und er schon nach anderer Seite hin verliebt ist. Diese andere ist Fernande. Er geht, um sie zu suchen, er findet sie im selben Hause und kommt gleich wieder. Clotilde glaubt, er komme zu ihr zurück. Dies stumme Ausstrahlen der Freude bei seinem Eintritt — ein warmes Licht von innen heraus, krankhaft zitternd von Leiden — muß man gesehen haben, zu beschreiben ist es nicht. Und als Alles klar ist, und ihr kein Zweifel mehr bleibt, da beugt sie sich einen Augenblick auf seine Hand, wie um sie zu küssen, die sie so oft geküßt, streicht leise mit ihrer Hand drüber hin . . . Diesem Manne sieht sie nicht mehr in's Gesicht, aber diese Hand kann sie noch nicht aufhören zu lieben, diese liebe kosende Hand, die Erinnerung an ihr Glück.

Und dann handelt sie; d. h. sie läßt geschehen. Und als es geschehen ist, da hat sie die Scene mit Pomerol, wo sie vertheidigt, was sie gethan. Die Duse hat eine ganz eigene Art von Dialektik; nicht die Dialektik des Verstandes und der Ueberlegung, sondern die der Impulse. Das, was sie Böses thut — und sie hat viele Rollen, in denen sie Böses thut — thut sie nicht aus Bosheit, sondern wie unter einem dumpfen Zwang. Etwas in ihr ist todtwund und sterbenskrank, jenes Etwas, das ihre Lebensquelle war, und dieser nagende, brennende Schmerz treibt sie zu Handlungen, die blutig und schmerzhaft und schwarz sind, wie ihr Inneres. Sie geht in einer stillen Ruhe herum, während sie sie ausführt, sie sind für sie das Selbstverständliche — die Außenseite ihrer Innenseite. Am vollständigsten hat sie diesen Zustand, die blasser Starre der leergewordenen Innerlichkeit, dargestellt in der rasenden „Fedora“. Kommt ihr dann der französische Raisonneur in die Quer, so raisonnirt sie auch mit ihm, — aber als Weib. Das heißt,

sie übertäubt alle seine Gründe mit ihrem außerordentlichen Nüancenreichtum an Interjectionen mit und ohne Worte. Sie kommt aus dem Bannkreis ihres Vorstellungslebens nicht heraus, sie gelangt nie auch nur zu dem Bewußtsein des objectiven Urtheils.

Und als nun der Geliebte mit dem entehrten Mädchen verheirathet ist, da kommt Clotilde mit ihrem zurückbehaltenen Schlüssel eines Abends zu ihm. Plötzlich steht sie in der Thür und sieht ihn allein, und es ist etwas Unausprechliches von stummer, gebrückter Liebe in ihrer Haltung. Es ist wie ein armer banger Appell an das Geschehene, daß es doch nicht geschehen sein möge, und zugleich hat sie vergessen, weswegen sie kam. Erst als er sie ohne Umstände hinausweist, da brennt der Wundschmerz wieder, und da sagt sie ihm, wer seine Frau ist.

Ebenso „Odette“. Sie ist verliebt, und sie empfängt ihren Geliebten. Der Mann kommt gerade nach Hause, ein kleiner, beschränkter, überbeweglicher, cholertischer Mann (Herr Ando ist ein Partner, der ihr an Können fast ebenbürtig ist) und faßt sie bei der Schulter, wie sie auf den Andern zu will. Sie schrumpft ganz ein in diesem Moment des ertapptseins. Sie steht da, ganz klein und schmal und wirr und stammelnd. Da weist er sie aus dem Hause, mitten in der Nacht, kaum bekleidet. Und auf einmal wächst sie und wird groß und straff, das Weib, dem Haus und Kind verboten und die tödtlichste Schmach in der rohesten Form angethan ist, und dieser Härte gegenüber schwindet ihr eigener Fehler ein, und mit einer Stimme, rau und heiser wie von einem Thier, das sich zur Wehr stellt, ruft sie ihm ihr: Feigling! zu und geht.

Viele Jahre sind vorüber, wir sehen Odette wieder als den Deckmantel eines Spielsalons, keine Cocotte aus der Gesellschaft, — eine abgemagerte, gealterte, desillusionirte Frau, die jetzt der Mann aufsucht, gealtert und vergrämt, wie sie, um ihr ihren Namen abzufauchen. Aber in ihrem Wesen ist noch dasselbe Gepräge des maßlos getränkten Weibes, es steht Alles noch vor ihr, als wäre es gestern geschehen, unvergessen, ungemildert, sie behandelt sich und ihn mit einer müden gleichgültigen Wegwerfung, aber ihre Stimme ist rau und heiser und ersticht wie unter einem inneren Krampfe der Empörung, und sie hat Töne, explosiv, wie das Brüllen eines Thieres.

Darauf kommt der letzte Act, das Wiedersehen mit der Tochter. Sie tritt auf, gekleidet und anzusehen wie eine abgehärmte vieljährige Wittwe, stolpernd, kaum zu halten, mit dem harten Glanz der fixen Idee in den Augen, mit einer eigensinnigen kranken Hast auf sie zustürzend — — da sieht sie das frische unschuldige Mädchen, und etwas Scheues kommt über sie, und sie zieht sich gewissermaßen in sich selbst zusammen mit einer schüchternen edigen Bewegung. Sie spricht, aber unsicher und verlegen, ihre Schultern ziehen sich in die Höhe, und ihr Rücken krümmt sich in einer Befangenheit ohne Namen, und die unruhigen mageren Hände hält sie an sich, damit sie sich nicht hinstehlen zur Tochter. Und das Mädchen kratzt seine Erinnerungen

und Souvenirs aus, spielt das Lieblingsstück der Mutter und plaudert von der „Verstorbenen“. Da klingt in diesem Mann und dieser Frau heraus, was sich nie in ihnen regte, solange sie zusammenlebten, der einfache Urton des Menschenthums, der gemeinsam und gleich in ihnen vibriert. Und er und sie, jedes in sich zusammengezogen und weit von einander, sitzen und weinen. Und dann faßt sie das Mädchen um mit jenem Ausdruck in den Zügen und jenem Zittern in den Armen, das sich nicht spielen und nicht nachahmen läßt, das nur das Weib hat, die selber Mutter war, und sie trinkt sich satt an ihrem Anblick und streichelt sie mit reuigen, heißen Händen, und sie betrachtet sie und zupft ihr die Spitzen zurecht und kann nicht aufhören, mit den Händen diesen lieben Körper zu fühlen, und wird still darüber. Ganz still, wie ausgelitten. Und wie sie am Mann vorbeikommt, greift sie heimlich nach seiner sich weigernden Hand in einem Versuch, sie zu küssen. Und dann reißt sie sich los. Und im Hinausgehen kommt es über sie, daß sie sich nicht halten kann, und sie stürzt weg.

Es sind die schweren Rollen, die Eleonore Duse am Herzen liegen. In „la locandiera“ war sie nicht mehr, als eine gewöhnliche Schauspielerin, und der prickelnde Dialog von „Cyprienne“ und „Francillon“ hatte zu wenig gemeinsam mit ihrer Natur. Selbst in der „Cameliendame“ spielte sie wie in einem Zwang. Diese leichtsinnige, frivole Cocotte mit dem Liebesverlangen der Schwindstüchtigen schien ihr zu sehr Nippfigur zu sein. Eleonore Duses Freude und Heiterkeit schlägt so seltsam stumm nach innen, sie kann den sich mittheilenden Uebermuth, die Zuversicht der Unerfahrenen nicht spielen, ihre Natur ist schwer, wie das Leben. Es war, als fühle sie sich für das Glück und Unglück der „Cameliendame“ innerlich nicht jung genug. Eleonore Duses Kunst ist jene große Kunst, die nur da heimisch ist, wo die große Frage, die Frage alles Lebens anfängt: woher? warum? wohin? Wir treiben auf den Wassern im Nebel, leiden Unrecht und thun Unrecht und wissen nicht weshalb. Fatum, Fatum! Wir können nichts davon und nichts dazu thun. Und wo sie dahingehen kann in der Blindheit des Fatalismus, da ist sie zu Hause.

Das konnte sie in „Fedora.“

Dies schöne, vornehme, reife Weib, dem der Geliebte ermordet nach Hause gebracht wird, verwandelt sich nicht zur Furie. Wie wir sie wiedersehen, ist ihr Wesen ganz ruhig: eine kalte, stille Weltbame. Sie hat nur eben dies eine auszuführen: das Verderben des Mörders. Das ist eine Aufgabe, wie jede andere; sie ist selbstverständlich und wird ruhig, wie etwas Selbstverständliches vollbracht. Es ist gar keine besondere Bosheit und keine Spur von perverser Schadenfreude dabei, — der Mörder ist für sie ein fremder und gleichgiltiger Mensch. Aber sie ist eine Einsame geworden in ihrer Blüthe, der Tisch des Lebens, der nur einmal gedeckt steht, ist vor ihr umgestürzt worden, gerade als sie zugreifen wollte, und diese Mißhandlung will sie vergelten. Sie ist stolz und ohne Illusionen, sie ist aus der Herrenkaste, die

Böses mit Bösem und Gutes mit Gutem bezahlt, und sie übt eben Justiz. Es ist etwas von Geschlossenheit und Gedankenlosigkeit in dieser Fedora.

Und dann kommt der Umschlag. Und sie liebt den Mann, den sie verfolgte, und sie erfährt, daß der todte Geliebte ein Betrüger an ihm und ihr gewesen, und daß jetzt erst der Tisch des Lebens gedeckt steht, während die Geheimpolizisten draußen auf den von ihr Verrathenen warten, und sie klammert sich an ihn mit blassen angstvollen Händen, mit Liebkosungen von unsäglich innerlicher Zärtlichkeit, und es ist etwas von der Hilfslosigkeit des Kindes und etwas von der schützenden Innigkeit der Mutter an ihr, wie sie ihn zum Bleiben verführt und zur Liebe verlockt, zur Liebe dieser Nacht, in die sie sich versteckt wie ein geängstigtes gehektes Thier in einem Schlupfwinkel.

Es sind noch zwei Züge an Eleonore Duse's Kunst zu erwähnen: das ist, wie sie die Züge und wie sie den Tod behandelt. Ich sagte schon einmal, daß sie keine Realistin ist, daß sie ihre Gestalten auf den dunklen Contouren des unbewußten Innenlebens, nicht auf den zusammengetragenen Details der äußeren Züge aufbaut. Nach diesem Instinct behandelt sie auch den Tod. Die Todesscene hat für sie nur Bedeutung, sofern sie das Innenleben spiegelt. Als organischer Auflösungsproceß ist sie ihr ganz gleichgiltig. Sie hat den Tod nicht an Krankenbetten studirt, und sie machte ihn kurz ab, in „Fedora“ sowohl, wie in der „Cameliendame“. Im ersteren Stück war es der plötzliche, kurze Entschluß, das Gift zu nehmen, was sie unterstrich, in letzterem die Freude, den Geliebten zu halten und bei ihm zu verlöschen.

Und nun die Züge — mit welcher Selbstverständlichkeit giebt sie die Duse. Ihre Züge und ihre Falschheit sind gewinnend, eifrig überredend, ein Stück Phantasie wie beim Kinde. Sie sind das Integrirende am Weibe, das mit so Vielem zu kämpfen hat, eine Waffe, deren Anwendung ihr Genuß ist und bei deren Führung sie immer ganz besonders einnehmend und schlau liebenswürdig ist. Auch wer den Text nicht versteht, sieht es ihr an, wenn sie lügt, sie ist dann so besonders lebendig, mit großen zwingenden Augen und einer übersprudelnden Beredsamkeit.

Ein gutes italienisches Stück spielte die Duse nur — die „Cavalleria rusticana“. Sie war darin am meisten Naturalistin, denn sie spielte, was sie täglich vor Augen gehabt, ihre Umgebung, ihre Landsmannschaft, nicht so, was sie ihrer eignen Seele abhorchte. Ihre Santuzza, das verlassene, übernächliche, verwahrloste Mädchen mit den rauhen, klanglosen Rehlönen der Verzweiflung war echt und überzeugend, aber die barbarische Wildheit der Angeberin, — das war etwas, was einen an diesem dumpfen blassen, schwächlichen Geschoß überraschte wie ein Brüllen aus der Kehle eines Rehs.

IV.

Und nun summa summarum? Eleonore Duse geht von Tournée zu Tournée. Sie geht jetzt nach Amerika, sie wird wieder nach Berlin kommen,

und wieder nach Petersburg und Wien, und wo sie sonst gewesen und nicht gewesen ist, hingehen. Sie wird reisen und reisen und spielen und spielen, wie alle Virtuoseninnen vor ihr. Sie wird es müde werden, unsäglich müde — man sieht es ihr jetzt schon an — aber sie wird es nicht sein lassen können. Und sie wird Virtuosa werden, wie alle die anderen.

Und wenn wir sie wiedersehen werden, wird sie dann noch dieselbe sein, die sie jetzt ist? Ihre Technik ist außerordentlich, aber der Inhalt ihrer Kunst ist einfach: er ist Melancholie und Noblesse. Wird dieser zitternd spröde Grundton der Duse'schen Weibnatur sich aushalten lassen in unendlichen Wiederholungen? Darum habe ich in diesen unzulänglichen Linien das Eigenste ihres Wesens, wie es sich mir darstellte, mit angestrengten Händen festzuhalten gesucht, weil sie jetzt noch sich selber ganz beisammen hat. Ihre Natur ist nicht von den massiven, die sich immer wieder ausheilen und überall durchbohren. Sie hat Alles, was sie giebt, auf eine Note gestimmt, die sonst in der Schauspielkunst nur mittlang — auf die Innerlichkeit. Sie ist für mich das Weibgenie auf der Bühne.

Man gebraucht jetzt das Wort Genie auf zweierlei Weise: entweder leichtsinnig oder ungern. Entweder wird es jedem Trompeter nachgeworfen, oder es wird verweigert. Man erkennt an, daß es schauspielerische Genies giebt, gegeben hat und vielleicht auch geben wird. Aber mir ist es noch nicht aufgefallen, daß der Versuch gemacht wurde, zwischen dem weiblichen und dem männlichen Schauspielergenie zu unterscheiden.

Vielleicht lag es daran, daß sie sich auch nicht so wesentlich von einander unterschieden. Der Held war männlich, und die Liebhaberin war weiblich, die männlichen oder weiblichen Alten waren komisch oder weinerlich, und die Charakterdarsteller beiderlei Geschlechts waren gewöhnlich böse Menschen. Die Unterschiede beruhten auf Aeußerlichkeiten in Kleidung und Haltung und Stimme; man sah, das war ein Weib, also brachte sie wohl auch die Gefühle eines Weibes zur Darstellung; die Tradition herrschte, und nach ihr bildete sich die weibliche Schauspielerin am Mann, sie deklamirte und tragirte wie der Mann, sogar mit den bekannten tragischen Schritten. Was die Bühne brachte, das waren Typen, nicht Individualitäten, und ich habe selbst die größten Schauspielerinnen der älteren Schule nur wenig davon abweichen sehen.

Im Conversationsstück war mehr die Beobachtung des Lebens, d. h. die Darstellerin war vor Allem Dame, und die Empfindungsgrenze der Dame war nothwendig auch ihre Empfindungsgrenze. Und der Tragödin, wie der Conversationschauspielerin kam es doch vor Allem darauf an, wie sie sich am besten ausnahm.

Aber der Duse kommt es gar nicht darauf an, wie sie sich ausnimmt. Alles, worauf es ihr ankommt, ist eine Empfindung, eine Seelenschwingung, die sie überwältigt, ein Geheimniß ihrer Natur als Weib, das nach oben drängt, zum Ausdruck zu bringen. Sie spielt auch nicht realistisch, d. h. mit dem Bestreben, durch die Wahrheit ihres Spiels im Allgemeinen einen er-

schütternden Eindruck zu machen, was sich immer am besten auf dem Wege der pathologischen Erscheinungen, wie Husten, Krämpfe, Todeskampf, Wahnsinn, Wollustzuckungen zc., erreichen läßt, da diese auch wirklich die ausdrucksfähigsten und grob wirksamsten sind. Das ist nichts für sie, das ist allgemeine Schauspielkunst für beide Geschlechter. Was sie will, das ist ihre eigene Seele, ihr eigenes Weibsein, die ganz individuelle Vibration ihrer Physis und Psyche zum Ausdruck zu bringen. Das kann sie nur, indem sie ganz sie selbst ist, d. h. ganz natürlich. Daher hat sie diese Geberden, diesen Tonfall, dies ungeschminkte Alter, das man sonst nie auf der Scene sieht; denn ihr Körper ist nichts anderes für sie, als ein Instrument ihrer Weibseele. —

Was ist Genie? Man hat darunter bisher immer ein Uebermaß — d. h. ein im Verhältniß zu den Durchschnittsmenschen größeres Quantum und eine höhere Entwicklung — von Intellect, Phantasie und Leidenschaft zusammen, aber doch mit einem Uebergewicht in's Geistige hin verstanden. Das Genie war eine männliche Eigenschaft, und wenn man vom Genie des Weibes sprach, so verstand man darunter ungefähr dasselbe, worin man das Genie des Mannes sah. Durchseelung verstand man kaum unter Genie, verfeinerte Geschlechtlichkeit auch nicht. Es war eben noch ein recht tagenhafter Begriff. Es giebt allerdings auch eine Art von weiblichem Genie, aber wo das Weib Genie ist, da ist es dem Mann am allerunähnlichsten und am meisten Weib, denn da ist es productiv aus erster Hand, aus seiner Weibheit heraus, aus seiner durchseelten Sinnlichkeit. Diese Productivität hat Eleonore Duse.

Die Productivität des Weibes hat es vorzugsweise immer zur Schriftstellerin und zur Schauspielerin gemacht, d. h. es den beiden Ausdrucksformen des Innenlebens zugetrieben, die die directesten und unmittelbarsten und in denen die geringsten technischen Schwierigkeiten zu überwinden sind. Das Weib mit den kurzen Wellen seiner Impulse bedarf des raschen Umschlages seiner inneren Schwingungen. Die bei Weitem meisten Frauen drängt es zum Schauspielerthum, und keiner Productivität entsagt das Weib so schwer, wie der der Bühne. Warum? wir wollen Eitelkeit und die anderen untergeordneten, nach außen gehenden Regungen bei Seite lassen und uns eine Duse vorstellen, wie sie auf der Bühne wirkliche Thränen weint, wirkliche psychische und vielleicht auch körperliche Leiden fühlt, sich wirklich vertheidigt und sich wirklich freut.

Wir wollen von der Fähigkeit der Autosuggestion und von der Sensibilität der Nerven absehen und fragen: Was sucht das Weib auf der Bühne? Sensationen.

Die productive Natur kann es in der Monotonie des wirklichen Lebens nicht aushalten. Das wirkliche Leben ist Einförmigkeit. Einförmigkeit in der Liebe, Einförmigkeit in den Verrichtungen, Einförmigkeit in den Genüssen, Einförmigkeit im Leiden. Diese Einförmigkeit, den Halbschlaf des täglichen

Daseins zu unterbrechen, ist der Drang aller überschüssigen Vitalitätskraft. Diese Vitalitätskraft kann mehr oder weniger ich-erfüllt sein. Für die ganz ich-erfüllte, d. h. für die individuell verpersönlichste, productive Vitalität ist der nächste Weg dazu: Dichtung oder Darstellung. Unter diesen beiden liegt wieder der letztere der Mittheilungsform des Weibes am nächsten. Und das Weib, das diese Sensationen gekannt hat, besonders die tragischen, kann nicht mehr von ihnen lassen. Denn es lebt in ihnen mit einer Intensität, wie nur in den seltensten Hochmomenten des Lebens. Und diese kann es nicht bewußt genießen. Die fictiven Erschütterungen aber, die doch nicht fictiv sind, da die erregten Nerven darin zittern, die genießt es in einem seltsamen Unterbewußtsein; es genießt sich selbst in den Schauern der ausgelösten seelischen und physischen Schwingungen, es genießt sich selbst in den tausend Reflerwirkungen, und es genießt sich selbst in der darauffolgenden, ganz reellen Ermattung und Abspannung. Unser Leben, das für die meisten Frauen ein ewiges halbwachses Warten auf das Niemalskommenbe, oder ein arbeitsvoller Werktag ist, unser Leben wird für die geniale Schauspielerin ein Doppelbaisein voller brennender, heißer Farben — Schmerzensfarben und Lustfarben. Sie kann mit dem vollen Sensualismus des Weibes — was die meisten andern Frauen nie können, oder sich nie gestatten — jede innere Schwingung bis in ihre Spitze treiben und ausklingen lassen, die ganze Scala der Weibgefühle genießen und um- und ausleben. Und da das immer halb Wirklichkeit und halb Fiction ist, und da nach der ungeheuren Steigerung immer die Leere zurückbleibt, darum sind die großen Schauspielerinnen immer auch die großen Desillusionirten, darum vielleicht ist das süße Gesicht der Duse so voll kranker Müdigkeit und hoffnungslosem Verlangen. Aber die heißen Farben, die Schmerzensfarben und die Lustfarben, locken immer von neuem, und darum können sie nicht davon, die großen Tragödinne, vom Leben der Bühne; aber allmählich, ganz allmählich schläßt die innere Intensität ab, und die Farben werden fahler und fahler.





Die ethische Bewegung in Deutschland.

Von

Tilp von Kretschman.

— Berlin. —

I.

Vor genau hundert Jahren erschien eine deutsche Uebersetzung der Selbstbiographie Benjamin Franklins, die Herder in so hohem Grade begeisterte, daß er sie zum Ausgangspunkt seiner für die Oeffentlichkeit neu bearbeiteten Briefe zur Beförderung der Humanität wählte. Er berichtet darin von Franklins Plan, in Philadelphia eine Gesellschaft der Humanität zu stiften, und giebt ausführlich die Fragen wieder, die jedes Mitglied zu beantworten hatte. Die wichtigsten lauteten: „Haben Sie irgend eine besondere Abneigung gegen eins der hiesigen Mitglieder? Erklären Sie aufrichtig, daß Sie das Menschengeschlecht, ohne Rücksicht, von welcher Hautirung oder Religion Jemand sei, überhaupt lieben? Glauben Sie, daß Jemand an Körper, Namen oder Gut, bloß speculativer Meinungen oder der äußerlichen Art des Gottesdienstes wegen, gekränkt werden müsse? Lieben Sie die Wahrheit um der Wahrheit Willen, und wollen Sie sich bestreben, sie unparteiisch zu suchen, und wenn Sie sie gefunden, auch Anderen mitzutheilen?“ „Das Philadelphia, für das diese Gesellschaft gestiftet ist, kann überall liegen,“ schrieb Herder, und ein imaginäres Gespräch mit Freunden führte zum Bund der Humanität, mit dem Grundsatz des Apostels: Unter uns ist kein Jude noch Grieche, kein Knecht noch Freier, kein Mann noch Weib; wir sind Eins und Einer.

In Wirklichkeit ist es damals zu der Gründung einer solchen Vereinigung nicht gekommen, aber Herders Gedanken, im Zusammenhang mit denen eines Lessing, eines Kant, eines Goethe und Schiller haben im Stillen weiter

gearbeitet, sie sind auch außerhalb Europas auf fruchtbaren Boden gefallen, und während wir uns mit mehr oder weniger müßigen Speculationen über sie abmühten, haben sie sich in Amerika in praktische Thaten umgesetzt; von dort aus kommt, wie zu Herders Zeiten, die Anregung zu uns zurück.

Professor Felix Adler, der von Kant am meisten beeinflusst worden ist, gründete im Jahre 1876 in New-York die erste Gesellschaft für ethische Cultur, die insofern mit Herders Bund der Humanität übereinstimmt, als die Duldung gegen alle Menschen, welches auch deren theologische oder philosophische Ueberzeugungen sein mögen, ihr Grundsatz ist. Der Zweck des Vereines ist die Vertiefung und Läuterung des sittlichen Lebens seiner Mitglieder; er will nicht, wie etwa eine religiöse Secte, eine neue Trennung durch Aufstellen neuer Glaubensartikel herbeiführen, er will auf Grund der allen Guten gemeinsamen moralischen Begriffe die Schranken zwischen den religiösen und socialen Parteien niederreißen. Der Gründer, der mit staunenswerther Energie und rastlosem Eifer seiner Sache große Verbreitung und werththätige Unterstützung verschaffte, wendete seine praktische Thätigkeit hauptsächlich der ethischen Erziehung zu, die dort, wie überall, in der Schule wie in der Familie gar sehr vernachlässigt wird. Die Sprecher der Gesellschaft halten jeden Sonntag eine Rede, die auch von Nichtmitgliedern gern gehört wird, leiten den moralischen Unterricht der Kinder und versammeln an verschiedenen Abenden der Woche junge Leute um sich, die sich über bestimmte Fragen der praktischen Ethik aussprechen. So stellte zum Beispiel die ethische Gesellschaft von St. Louis in ihrer Sommerschule für angewandte Ethik folgende Fragen zur Discussion: Ist es möglich, im Geschäft durchaus redlich und dabei mit Erfolg thätig zu sein? Ist es in der Politik möglich? u. In derselben Gesellschaft bildeten sich gesellige Vereinigungen von Arbeitern und Arbeiterinnen, bei denen Vorträge verschiedenen Inhalts gehalten, auch kleine Concerte veranstaltet wurden.

Außer in St. Louis traten in Philadelphia und in Chicago ähnliche Gesellschaften zusammen, von denen jede ihre besonderen Sprecher hat; die von Chicago wurde von William M. Salter, einem ebenso bedeutenden Redner wie ausgezeichneten Menschen, begründet, dessen Vorträge unter dem Titel: Die Religion der Moral von Professor G. von Gizycki in die deutsche Sprache übersezt worden sind und zu dem schönsten gehören, was auf diesem Gebiet bisher geleistet worden ist. Dem großen Publikum sind sie zunächst fremd geblieben, und fast schien es, als ob die Frage des Uebersetzers: Hat die ethische Bewegung eine Zukunft? verneinend beantwortet werden mußte, wenn der Antrieb dazu im Stillen nicht auch bei uns thätig gewesen wäre. Was Marie von Ebner-Eschenbach in ihrem „Gemeinde-Kind“ ausspricht, daß eine neue, erlösende Religion von drüben zu kommen schien, empfanden Viele mit ihr. Es war ihnen, als ständen sie plötzlich auf eigenen Füßen, während sie bisher mit verbundenen Augen von einem Unbekannten geleitet wurden; als erwachten sie nach langer Krankheit zu neuer Kraft. Durch

das ganze Buch zieht sich der Gedanke: „Ich glaube, daß wir gewöhnlich viel zu niedrig vom Menschen denken. Die höhere Natur liegt in uns Allen: sie wird nicht oft angerufen, und vielleicht aus eben diesem Grunde bleibt das menschliche Leben auf einem so niedrigen Stande, wie es in der That ist. Laßt eine neue Religion entstehen, welche es wagt, den Menschen bei seiner besten Seite zu fassen, welche ihn zur Gerechtigkeit, Großmuth und allem Edeln auffordert, bloß weil sie sein wahres und eigentliches Leben sind: und ich glaube, die Welt wird erstaunen über die Antwort.“ Für die große Mehrheit der Gebildeten unserer Tage repräsentiren diese Worte eine ganz neue Weltanschauung. Der kindliche Glaube, der sie einst an einen himmlischen, gerechten Leiter aller Dinge knüpfte, der in blindem Vertrauen von ihm Schutz und Vergeltung des Bösen und Guten sicher erwartete, ist den Meisten in seiner beseligenden Ursprünglichkeit verloren gegangen, und da ihnen von dem früheren Zustand nur die Ueberzeugung von dem irdischen Jammerthal und der Schlechtigkeit der Menschen übrig geblieben ist, so findet der Pessimismus in seiner trübsten Gestalt überall Eingang, und die Ideallösigkeit lähmt jede freudige Thatkraft. Dagegen sagt Salter: „Die alten Religionen scheinen uns in die Geheimnisse dessen einzuführen, was hinter dem Schleier liegt: die neue bemächtigt sich jener Geheimnisse und macht sie in ihrer ganzen Hoheit zum Ziel und zum Gesetz des menschlichen Lebens. Die alten Religionen lassen uns auf unseren Knien in verzückter Betrachtung und Anbetung: die neue heißt uns aufstehen und glauben, daß Alles, was die Menschen angebetet haben, Alles, was sie geträumt haben, Alles, was so hoch über ihnen und ihrer Macht entrückt schien, die Menschen in Zukunft werden und verwirklichen werden.“ Damit stimmt der Satz aus dem Programm der ethischen Gesellschaft von Chicago überein: „Während sie gänzlich außerhalb der — christlichen und jüdischen — Kirchen steht, wendet sie ihre Zeit nicht darauf, dieselben anzugreifen, sondern sucht das Werk aufzunehmen, welches diese in einem solchen Maße ungethan gelassen haben: das Werk der moralischen und socialen Reform.“ Das der moralischen steht dem der socialen voran, und Salter betont deshalb zunächst die moralische Cultur des Einzelnen. Mit den glühendsten Worten, an denen seine begeisterte Sprache so reich ist, spricht er von dem geheiligten Gesetz der Moral, das über allen Sitten, Meinungen und Gebräuchen steht, mit denen es so oft fälschlicherweise verwechselt wird. Die Ansicht, daß Moral nur verfeinerte Selbstsucht ist, daß der Mensch nicht fähig sei, freiwillig einem höheren Gesetz zu folgen, freiwillig für Andere zu leben und zu leiden, verdammt er als den wahren Unglauben, den allein zu verfolgenden Atheismus und verlangt von dem Jünger der echten Moral, daß er durch sie sich über seine persönlichen Interessen zum Gedanken der Menschheit erhebe, denn erst die Allgemeinheit des socialen Fühlens kann als Maßstab seines Werthes gelten. Voll klaren Ernstes beantwortet er die Frage, was als eine moralische Handlung angesehen werden kann: Sie muß unsere eigene Handlung

sein, aus unserer tiefsten Ueberzeugung hervorgehen, nicht dem Herkommen oder der Mode folgen; sie muß sich ihres guten Zweckes bewußt sein; sie muß freiwillig geschehen und nicht aus Selbstinteresse; sie muß einem Grund-
satz und keinem vorübergehenden Trieb entspringen.

Damit führen die Gedanken Salters zu denen eines anderen Buches hinüber, das ebenfalls den Sprecher und Gründer einer ethischen Gesellschaft Mr. Stanton Coit, zum Verfasser hat. Seine Reden: „Die ethische Bewegung in der Religion“, von Professor G. von Gizycki übersetzt, kamen zu einer Zeit heraus, als der mystisch-trübe Nebel des Rembrandtbuches das ganze literarische Interesse zu verschlingen drohte, und nur Wenige sich gern von dem bequemen, vortheilhaften „Hellbunkel“ zum vollen Licht des neuen Werkes wandten, umsomehr, als es rücksichtslos die moralischen Schäden des Einzelnen wie der Gesamtheit beleuchtet. Die Forderungen, die Salter stellt, vertieft und verschärft Coit; was jener unter einer moralischen Handlung versteht, verlangt dieser vom ganzen inneren und äußeren Leben. Die Tugend der intellectuellen Redlichkeit, die von keiner Religion anerkannt, geschweige denn gelehrt worden ist, betont er bis in ihre äußersten Konsequenzen: „Der Augenblick, in welchem die intellectuelle Redlichkeit in der Religion klar als eine Pflicht erkannt wurde, bezeichnet eine Epoche in dem moralischen Fortschritt der Welt. . . . Wir predigen nicht die Freiheit, sondern die absolute Verpflichtung, selbst zu denken, oder andernfalls überhaupt keine Meinung zu haben, — nicht das Recht, sondern die Pflicht sorgfältiger Untersuchung. Professor Clifford drückt es nicht zu stark aus, wenn er sagt: Wenn ein Mensch, welcher einen Glauben hegt, der ihm in der Kindheit gelehrt, oder zu dem er später überredet worden ist, irgendwelche Zweifel, welche hinsichtlich desselben in seinem Geiste entstehen, niederhält oder vertreibt, geistlich das Lesen von Büchern und die Gesellschaft von Menschen vermeidet, welche denselben in Frage stellen oder untersuchen, und diejenigen Fragen für irreligiös hält, welche nicht leicht gestellt werden können, ohne denselben zu stören, — dann ist das Leben jenes Menschen eine große Sünde gegen die Menschheit. — Es ist Jedermanns Pflicht, fügt Coit hinzu, die große gemischte Masse wahrer und falscher Meinungen, welche wir von der Vergangenheit erben und welche die wahre Luft und Nahrung bilden, wovon wir als moralische Wesen leben, reinigen zu helfen. Wir vernachlässigen unsere Vorrechte und setzen unsere Pflicht hintan, wenn wir einen einzigen Zweifel unterdrücken, oder Wahrheiten unsere Bestimmung geben, welche zu glauben wir nicht gute Gründe haben. Die Wahrhaftigkeit, die von jedem Menschen, was seine Worte betrifft, verlangt wird, verlangt die höchste Moral von seinen Gedanken und Thaten. Es darf nicht, wie bisher, als Tugend gepriesen werden, wenn man blindlings einer religiösen, politischen, künstlerischen oder sonstigen Partei folgt, sich zur Puppe in der Hand Anderer macht, genährt von den eigenen Vorurtheilen, Interessen und Begierden. Gegen die Faulheit im Denken, gegen die Stumpfheit im Fühlen gilt es Front zu machen, wie die größten

Geister aller Zeiten es gethan haben. „Habe Muth, Dich Deines eigenen Verstandes zu bedienen!“ ruft Kant in Beantwortung der Frage: was ist Aufklärung? und sagt weiter: „Faulheit und Feigheit sind die Ursachen, warum ein so großer Theil der Menschen, nachdem sie die Natur längst von fremder Leitung freigesprochen, dennoch gerne zeitlebens unmündig bleiben; und warum es Andern so leicht wird, sich zu deren Vormündern aufzuwerfen. Es ist so bequem, unmündig zu sein. Habe ich ein Buch, das für mich Verstand hat, einen Seelsorger, der für mich Gewissen hat, einen Arzt, der für mich die Diät beurtheilt, so brauche ich mich ja nicht selbst zu bemühen. Ich habe nicht nöthig zu denken, wenn ich bezahlen kann; Andere werden das verdienstliche Geschäft schon für mich übernehmen.“ In seiner Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht sagt Kant: „Alles Gute, das nicht auf moralisch-gute Gesinnung gepropft ist, ist nichts als lauter Schein und schimmerndes Elend.“ Und Herder betont, daß die einzig wahre Religion Gewissenhaftigkeit sei, d. h. Gehorsam gegen das Gewissen, den inneren Richter. Goethe spricht sein Urtheil häufig dahin aus, daß der Mensch ihm lieber sei, der auf eigenem Wege irre geht, als der auf fremdem Wege recht wandelt; und ein anderer großer Dichter, Milton, sagt: „Wenn ein Mann Dinge glaubt, bloß weil sein Pastor so sagt oder die Kirchenversammlung so bestimmt, ohne andere Gründe zu kennen, so wird, ob auch sein Glaube wahr wäre, doch die Wahrheit selbst, welche er besitzt, seine Keterei.“ Sie alle sprechen, wenn auch mit verschiedenen Worten, von der intellectuellen Redlichkeit, einer Tugend, die ihrer Prediger harrt und geübt und verbreitet werden müßte, wie keine andere, und zwar nicht nur von denen, deren Stimme von Vielen gehört wird, sondern von jedem Einzelnen im kleinsten Kreis. Gerade auf den letztgenannten Punkt weisen die Lehrer der ethischen Gesellschaften stets auf's Neue hin. Uns fehlen Menschen, die in Wort und That gegen die Unwissenheit, gegen die versumpfte Moral, gegen die rohen Sitten, gegen die Mißachtung, welche die Männer den Frauen beweisen, gegen die Selbsterniedrigung der Frauen, gegen die Frivolität und den Luxus kämpfen; denn alle sittliche Cultur des Einzelnen soll nur zur Cultur der Gesammtheit führen. Der Mensch ist kein Kunstwerk, das nach seiner Vollendung einem schön erleuchteten Raum zur Zierde gereicht, sondern ein Motor, der fortwirkende Kräfte erzeugt, in der freien Natur, womöglich im Sturme stehend. Es wäre ein todttes Capital, das die ethischen Gesellschaften hervorbrächten, wenn es nicht zum Wohle Aller angelegt würde. Salter wie Coit stellen den Menschen nicht nur auf eigene Füße, sie fügen ihn auch als Glied in die Kette der Menschheit ein; doch während die gewöhnliche Art der Wohlthätigkeit den moralisch und physisch Blinden und Lahmen gleichsam jährlich neue Steden schenkt, mit denen sie sich weiter durch's Leben tappen, suchen sie die Uebel selbst zu heilen. Sie vertrösten nicht mit Worten, die für den Leidenden nur Stacheln haben, auf die Zukunft, auf Vergeltung oder Heilung irgend welcher Art; sie fassen selbst zu, um all' dies herbeizuführen. Ein

fast vergessener deutscher Philosoph, J. Fries, schrieb einmal: „Wir haben ein orientalisches, ein griechisches und ein christliches Zeitalter gehabt, wir stehen jetzt an der Schwelle des Zeitalters der Humanität.“ Ist dies der Fall und sind wir berufen, es herbeizuführen, so dürfen wir nicht mehr so oft von unserer Barmherzigkeit, unserem Mitleid den Armen und Elenden gegenüber sprechen, sondern von Gerechtigkeit und Liebe; das Gefühl des Hinabsteigens zu ihnen, das Vielen so beschämend ist und so verbitternd gewirkt hat, kann nur dadurch weichen. Coit erzählt von einer kirchlichen Armen-Mission, die an sich ein gutes Werk that, wobei aber der Missionar jene Hauptlehre den Armen vorhielt: Ihr könnt nicht mäßig und nicht rechtschaffen leben, wenn ihr nicht die Hilfe von oben erbittet; in euch selbst liegt nicht die geringste Kraft, Recht zu thun, sie kommt nur durch Christi Gnade. „Es war nicht genug,“ sagt Coit, „daß sie arm und ungebildet und ohne die höheren Freuden und Genüsse des Lebens waren: er mußte sie jenes unschätzbaren Juwels berauben, des freudigen Bewußtseins, welches Jeder besitzt: die Kraft zu haben, seine Pflicht zu thun. Ich begehrte aufzustehen und zu sagen: Es ist nicht wahr, was Du predigst, ich weiß es, es ist nicht wahr. . . Ihr könnt mäßig sein, ihr könnt männlich sein, es liegt in euch, ihr habt das Vermögen dazu in euch. Ihr möget arm sein und ungebildet, selbst unmäßig und unehrlich, aber laßet Keinen wagen zu sagen, daß ihr unfähig seid, alle Versuchungen zu überwinden.“ Die Kraft, Recht zu thun, ist ebenso ein Theil unserer selbst, als die Kraft, zu essen und zu sehen; es gilt diese Kraft anzurufen, den Glauben an sie zu erwecken, Selbstachtung zu schaffen und dadurch zu moralischem Streben anzustacheln.

Das sind in großen Zügen einige der leitenden Gedanken, welche die ethische Bewegung in Amerika wach gerufen und verbreitet haben und die bei uns immer weitere Kreise zu gleichen Bestrebungen begeistern. In Berlin hat sich besonders der deutsche Mitherausgeber des auf Stanton Coits Anregung 1890 gegründeten „International Journal of Ethics“, Professor Dr. G. von Gizycki, um die Verbreitung der Ideen jener Vereinigungen mit solchem Erfolg bemüht, daß ihr amerikanischer Gründer, Mr. Adler, bei einem Besuch in Berlin, die Stiftung einer deutschen Gesellschaft befürwortete. Er gab zwar selbst zu, er habe hier zuerst das Gefühl gehabt, vor Mauern zu stehen, ohne entscheiden zu können, ob sie von Stein oder von Eisen seien; aber sein Vortrag, den er im März v. J. vor einem kleinen Kreise hielt, schlug die erste Bresche in diese Mauer. Im April luden Geheimrath Kristaller und Professor von Gizycki zu einer zweiten Versammlung ein, wobei Lekturer über die Bestrebungen und Ziele der amerikanischen Gesellschaften sprach und ein Comité von Damen und Herren gewählt wurde, das die weiteren Vorbereitungen zur Gründung einer deutschen Gesellschaft in die Hand nahm. Folgendes Programm wurde zunächst aufgestellt:

„Die Gesellschaft für ethische Cultur will zu gemeinsamem Wirken durch That und Wort alle Diejenigen (Männer wie Frauen) vereinigen,

welche die Nothwendigkeit anerkennen, der Feindseligkeit und dem Unmaß in der Menschenwelt engere Schranken zu ziehen, und welche auch gewillt sind, Selbstbeherrschung, Gerechtigkeit und liebevolle Mitempfindung in sich und in Anderen zu pflegen.

Den Mitgliedern aller anderen in gutem Glauben handelnden Gemeinschaften offen stehend, will die Gesellschaft selbst keinerlei Parteistellung einnehmen; sie läßt vielmehr ihren Mitgliedern vollste Freiheit in religiösen, socialen, politischen Ueberzeugungen.

Die ethische Gesellschaft will alle Bestrebungen unterstützen, welche die ernste Befinnung auf die gemeinsamen Grundlagen menschlicher Gesittung und die entsprechende Gestaltung der Erziehung und Lebensführung zu fördern geeignet sind.“

Eine Versammlung im Mai, bei der Vertreter und Vertreterinnen der verschiedensten politischen und religiösen Richtungen anwesend waren, eröffnete eine Dame mit einer Klarlegung der Bewegung im Allgemeinen, an die sich Discussionen knüpften.

Bis dahin war noch nichts darüber an die Oeffentlichkeit gedrungen; jetzt erschien in der Nationalzeitung vom 15. Mai ein längerer Artikel, und Ende Juni kam eine kleine Broschüre heraus: „Die ethische Bewegung in Deutschland. Vorbereitende Mittheilungen eines Kreises gleichgesinnter Männer und Frauen zu Berlin“ (Dümmlers Verlagsbuchhandlung), die als die erste Rundgebung dieser Art die vollste Aufmerksamkeit verdient. Die Anonymität der kleinen Schrift wird dadurch erklärt, daß „einige der Männer und Frauen, deren Mitwirkung den übrigen erwünscht war, einer kurzen Frist bedurften, bevor sie voll und ganz für die Sache der ethischen Bewegung eintreten konnten, theils weil sie zur Zeit in besonderer Weise mit übernommenen Pflichten belastet sind, theils weil es ihnen nicht zulässig schien, durch ihr persönliches Hervortreten auch nur entfernt und mißverständlich den unberechtigten Eindruck zu erwecken, als ob die Institutionen oder die Kreise, innerhalb deren sie zur Zeit besondere Vertrauensstellungen einnehmen, auch in dieser Angelegenheit mit ihrer Ueberzeugung und mit ihrer Autorität hinter ihnen ständen.“

Als Professor Felix Adler am 3. Juli wieder in Berlin anwesend war und vor einem großen Zuhörerkreis eine begeistert aufgenommene Rede hielt, sollte die kleine Broschüre ihn von dem neuen glücklichen Sturmloch gegen die von ihm gefürchteten „Mauern“ überzeugen.

Der Inhalt theilt sich in drei Theile: dem vorhin erwähnten Artikel der Nationalzeitung, der über die bisherige Entwicklung der ethischen Bewegung referirt, die Eröffnungsrede der Maiversammlung und ein zusammenfassendes Schlußwort. Was beim Durchlesen der Broschüre zuerst als der wesentliche Unterschied zwischen ihr und den amerikanischen Veröffentlichungen auffällt, ist die Betonung des Kampfes gegen die Intoleranz in allen drei

Theilen. Man empfindet, daß die Bewegung, welche der Zedlig'sche Volksschulgesetzentwurf hervorgerufen hat, nicht nur nicht vergangen ist, sondern nun einem entschiedenen Angriff gegen den geistigen Druck theologischer Gewalthaber Platz gemacht hat. „Die ethischen Gesellschaften,“ so heißt es, „stehen auch allen denjenigen kirchlich Gesinnten offen, welche anerkennen, daß es etwas giebt, was, unabhängig von jedem religiösen Bekenntniß, die Herzen verbindet. Nur gegenüber der grundsätzlichen Intoleranz kennt die ethische Bewegung keine Duldung. Sie betrachtet Denjenigen als einen Feind aller menschlichen Gesellschaft, der die sittliche Zuverlässigkeit und den socialen Werth seiner Mitmenschen an ihren Glaubensvorstellungen mißt.“ Sodann hält der Verfasser eine Popularisirung und gemeinsame Pflege der ethischen Wissenschaft für besonders wichtig, um die Unabhängigkeit des Charakters und der Humanität von theologischen Vorstellungen einleuchtend darzuthun und eine so allgemeine Bildung herbeizuführen, daß in Zukunft Jeder gegen die beleidigende Behauptung, es gäbe keine allgemein menschliche Moral energisch protestiren könne. Die Umwälzung der sittlichen Pädagogik ist eines der Ziele der ethischen Gesellschaft, denn auf keinem Gebiet wird mehr gesündigt als auf diesem. Die hauptsächlich an der Hand der Bibel geleitete sittliche Erziehung der Kinder will der Verfasser nicht umstoßen, er verlangt nur, daß die großen religiösen Denkmale der Vergangenheit nicht die einzige Richtschnur für die Erziehung von Menschen bilden, die in einer Welt leben und wirken sollen, welche ganz andere Anforderungen an sie stellt, als sie es in jenen fernen Epochen gethan: „Die Ethik des Familienlebens, die Stellung der Frau, die sittliche Bedeutung der Arbeit, die Fragen der industriellen und politischen Moral, die Pflicht der intellectuellen Reklame — alle diese Fragen sind den sittlichen Gesetzgebern jener einfacheren und dem hochentwickelten menschlichen Zusammenleben fernliegenden Zeiten noch nicht zu vollem Bewußtsein gekommen.“ So sehr der Verfasser auch auf der Seite der Religion steht — er erzählt, daß Mitglieder der ethischen Gesellschaft Amerikas durch sie ihrer Kirche zurückgewonnen wären, und hätte den Ausdruck des Bischofs Philipp Brooks hinzufügen können, der seinen Zuhörern den Besuch der ethischen Vorträge empfahl — so rücksichtslos spricht er sich gegen die orthodoxe Theologie aus. In einem im „Magazin der Literatur“ erschienenen Artikel wird dieser Standpunkt am schärfsten kritisiert und Toleranz auch gegen Intoleranz verlangt. Da jedoch eine ethische Gesellschaft für das Gute nicht kämpfen kann, ohne das Schlechte zu bekämpfen, so muß sie gerade gegen die Intoleranz ihre Waffen am meisten schärfen, denn in ihr liegt der Grund zu vielen schweren Mißständen unserer Zeit. Ein Mensch, er mag im Uebrigen noch so rechtschaffen sein, der einen anderen verdammt oder auch nur mißachtet, weil er einer anderen religiösen oder politischen Partei angehört, begeht damit eine offenbare Ungerechtigkeit. Der Werth des Einzelnen darf in Sachen der Religion nicht nach seinem Verhältniß zu Gott, sondern muß nach seinem Verhältniß zur Menschheit beurtheilt werden, und

in der Politik fragt es sich nur, ob Sonderinteressen oder ob das Interesse am Wohl der Gesamtheit die treibende Kraft ist.

Der zweite Theil des Festes, die Rede, welche am 7. Mai d. J. gehalten worden ist, beschäftigt sich zunächst mit der Frage, ob die Gründung einer ethischen Gesellschaft in Deutschland einem Bedürfnis entspricht, die sie entschieden bejaht, da der Glaubens-, Klassen- und Racenhass immer mehr überhand nimmt und daneben eine alte Weltanschauung unrettbar dem Zusammensturz entgegengeht. Der feste Punkt, auf den wir uns zu stellen haben, ist das gemeinsame Mahnwort aller Religionen: Seid gut, — es ist die Thatsache des Gewissens. Den Vorwurf, als wollten die Führer der ethischen Gesellschaft sich selbst auf ein moralisches Piedestal erheben und den „Verdornenen“ unter ihnen Buße predigen, weist die Verfasserin energisch zurück. Sie sind im Gegentheil von der ganz modernen Einsicht durchdrungen, daß „nur durch Zusammenschluß aller schwachen Einzelkräfte wirkliche Culturfolge zu erringen sind“, und wollen sich mit allen guten Elementen zu diesem Zweck vereinigen.

Sehr richtig bemerkt die Vortragende, daß es zunächst darauf ankommt, ideelle, nicht materielle Werthe zu schaffen, daß es gilt bis in's Kleinste, ja bis in die Geselligkeit hinein, ethisch vorzugehen. Von vielen socialen Reformern wird der letztgenannte Punkt als zu geringfügig übersehen, während es gerade wichtig wäre, den geselligen Verkehr so zu ethisiren, daß er wieder als Anregung und Erholung angesehen werden könnte, nicht als wüste Kneiperei oder blasirtes Zeitmotschlagen, wodurch die Klügsten und Besten nur zu oft zu Einsiedlern werden. Hätten wir uns nicht angewöhnt, Jedem den Rücken zu kehren, der nicht zu unserer Partei, zu unserer Gesellschaft, ja selbst zu unserem Beruf gehört, wir würden viel mehr Stoff zur Unterhaltung finden, wir würden vor allen Dingen viel tiefer in die Menschen hineinschauen; die scheinbaren Abgründe zwischen ihnen würden immer mehr verschwinden, weil Toleranz und gegenseitige Achtung sie überbrückt. Was die praktische Thätigkeit betrifft, so betont die Verfasserin die Erziehung und Bildung der Erwachsenen durch die ethische Gesellschaft und weist dabei auf Toynbee-Hall, die Niederlassung einer englischen Universität mitten unter der Arbeiterbevölkerung Londons, hin, wo junge Männer, die ihr Studium beendet haben, höhere Bildung und Cultur zu verbreiten suchen. In einem Vortrag, den Professor Lujo Brentano im Verein deutscher Studenten gehalten hat, erzählt er von dieser Anstalt, die er selbst besuchte: Die Abendvorlesungen werden stark besucht; die Bibliothek wird eifrig benutzt; Gemälde, die sich in Privatbesitz befinden, kommen dort zur Ausstellung, und die Toynbee-Männer lehren nicht nur, sondern sie nehmen auch an den Vergnügungen, an den Clubs und den eigenen Angelegenheiten der Arbeiter Theil, wobei die Frage: bist Du Anglikaner oder Dissenter, Katholik oder Jude, Tory oder Whig, Radikaler oder Socialdemokrat nicht aufkommt, sondern nur die: womit kann ich Dir helfen? Die Resultate sind bedeutende,

denn die Bildung hat sich gehoben, und dem Ausländer fällt es besonders auf, daß die geistige Nahrung der höheren und niederen Klassen ein und dieselbe ist. Stanton Coit hat durch seine Nachbarschaftsgilden in London und New-York Aehnliches erreicht, und Salter verlangt es in seiner Rede über die socialen Aufgaben junger Männer. Doch die geistigen Gaben müssen ebenso wie die materiellen von den Mitgliedern einer wahrhaft ethischen Gesellschaft dem Nothleidenden nicht mit einer Art hochmüthigen Mitleids als Almosen in den Schoß geworfen werden. Coit führt darüber die Worte eines ausgezeichneten Philanthropen an: „Nach einer Erfahrung von elf Jahren würde ich sagen, daß Keiner die Wurzeln des Uebels berührt, welcher nicht den Helfer mit dem, welchem er helfen will, in ein freundschaftliches Verhältniß bringt;“ und der Aesthetiker John Ruskin rief der Geistlichkeit Englands zu: „Ihr speißt mit den Reichen und predigt den Armen; es wird nicht besser werden, bis Ihr mit den Armen speißt und den Reichen predigt.“

Wenn am Schluß der Rede Kant als derjenige erwähnt wird, dessen Gedanke von der unsichtbaren ethischen Gemeinde jetzt seine Verwirklichung findet, so darf auch Lessing nicht vergessen werden; denn sein Freimaurer-Gespräch „Ernst und Falk“ gipfelt in demselben Gedanken. Als ein Freimaurer-Bund ohne Geheimnisse und ohne Ausschließung der Frauen kann die ethische Gesellschaft ja auch bezeichnet werden, besonders wenn wir des Schlußes gedenken, den Herder dem Gespräche Lessings hinzufügte: „Alle Symbole mögen einst gut und nothwendig gewesen sein; sie sind es aber, wie mich dünkt, nicht mehr für unsere Zeiten. Für unsere Zeiten ist gerade das Gegentheil nöthig: reine, helle, offenbare Wahrheit. . . . Glaubst Du aber nicht, daß man auch dem Wort Humanität einen Fleck anhängen werde? . . . Das wäre sehr inhuman. Wir sind nichts als Menschen; sei Du der Erste unserer Gesellschaft.“

Im Schlußwort der Broschüre wird auf diese und andere ethische Bewegungen früherer Zeiten hingewiesen; das Christenthum war die größte und umfassendste, und es liegt nicht an ihm, sondern an der Herrschsucht und dem Unverstand seiner späteren Verkünder, daß die Bewegung in todtten Formeln erstarrte. Neuerdings, wo das Bedürfniß nach tieferer Erfassung unserer Pflichten, nach individueller Gestaltung des Lebens von innen heraus, entgegen der früheren gedankenlosen Nachahmung hergebrachter Sitten und Vorstellungen, immer weitere Kreise ergreift, werden auch im Christenthum die Stimmen zahlreicher, die es aus seiner Dornröschen-Verzauberung erlösen wollen. In England wirkt Drummond, in Deutschland Egidy in dieser Richtung; sie erstreben Beide nichts Anderes, als ethische Cultur; der einzige, allerdings tiefgreifende Unterschied besteht in ihrer Aufrechterhaltung des Namens Christenthum; und doch ist es zweifellos weit besser, eine neue Fahne zu hissen, deren klares Bild keinem Mißverstehen ausgesetzt ist, als eine alte, deren leuchtendes Symbol durch die Fälschung vieler ungeschickter Hände nur von Wenigen noch erkannt werden kann. Die ethische Gesell-

schaft sieht jedoch das Wachsen dieser Bestrebungen aus der Mitte der kirchlichen Gemeinschaften heraus nur als eine Mitarbeit an, die sich, je näher dem Ziele, desto sicherer ganz mit ihr vereinigen wird; denn es kann nicht genug betont werden, daß sie durchaus nicht religionsfeindlich auftritt und mit den bestehenden Freidenkergemeinden nicht identisch ist. Sie tastet den Glauben des Einzelnen nicht an, so lange er seine persönlichen religiösen Vorstellungen nicht zur alleinigen Grundlage der allgemeinen Moral machen will und nicht den Werth des Menschen an ihnen mißt.

In einzelnen kurzen Abschnitten giebt das Schlußwort eine Uebersicht über die nächste praktische Thätigkeit der Gesellschaft, welche die Hebung der ethischen Volksliteratur und Volkserziehung als erstes Ziel im Auge hat. Von großem Werth wird es dabei sein, die Einrichtungen in Amerika und in Frankreich zu studiren und das Gute in ihnen nicht schablonenmäßig nachzuahmen, sondern unserem Charakter und unseren Zuständen anzupassen. Das Bedürfniß nach der Gründung eines ethischen Unterrichts macht sich vielen Eltern immer deutlicher fühlbar, da er „in Folge der religiösen Befangenheit oder kirchlichen Abhängigkeit eines Theiles der Lehrwelt zur Zeit als höchst unbefriedigend und für die Charakterentwicklung der Jugend bedenklich erachtet werden muß.“ Wer sich nur etwas gerade mit diesem Zweig der heutigen Erziehung bekannt gemacht hat, muß erkennen, wie statt Liebe Haß, statt Toleranz Intoleranz systematisch groß gezogen wird, wie die lebendigen Gefühle und Gedanken des Kindes durch Einprägen von Worten und alterthümlichen Formeln erstickt werden und entweder Spottlust oder Heuchelei oder Denks Faulheit das Resultat eines Unterrichtes ist, der doch die Grundlage der ganzen Charakterentwicklung sein soll. Professor Felix Adler, der sich der moralischen Erziehung der Kinder mit größter Hingebung angenommen hat, veröffentlichte ein Buch darüber, das gewiß auch bei uns freudig begrüßt werden wird*).

In den Schriften unser großen Denker und Dichter finden sich auch viele beachtenswerthe Gedanken darüber: ich erinnere nur an Goethes Erzählung von der pädagogischen Provinz in Wilhelm Meisters Wanderjahren, wo die Erziehung nicht auf Furcht und geistige Knechtschaft, sondern auf Ehrfurcht und geistige Befreiung gegründet ist. Doch es scheint mir einseitig, nur den Lehrern den Vorwurf zu machen, daß sie die ethische Erziehung ihrer Zöglinge nicht richtig zu leiten verstanden; die Eltern tragen viel größere Schuld daran. Man scheint des Glaubens zu leben, jede Mutter und jeder Vater könne von selbst Kinder erziehen, während Menschen zu bilden die schwerste Aufgabe und eine praktische Wissenschaft von höchster Wichtigkeit ist, auf deren Gebiet noch Gesetze zu finden und Entdeckungen zu machen sind, wie auf keinem anderen. Es gilt nicht allein die Jugend zu erziehen,

*) The Moral Instruction of Children. New-York 1892. G. von Olzcyk wird dieses Werk in's Deutsche übersetzen.

sondern es gilt auch die Erwachsenen heranzubilden, damit sie dazu im Stande sind.

Zu ihrer gegenseitigen Förderung und Belehrung sollen Versammlungen mit Vorträgen und Diskussionen eingerichtet werden. Es wird dabei besonders anregend wirken, wenn die verschiedensten Ansichten über einzelne Fragen ausgetauscht werden; nichts kann günstiger sein, um Selbstbeherrschung, Gerechtigkeit, gegenseitige Achtung und Duldung zu fördern. Mit Recht betont der Verfasser des Schlußwortes, daß die Summirung der kleinsten täglichen Wirkungen dieser Art die größten Erfolge der Menschenbildung erziele. Es tritt dabei an den Einzelnen die entschiedene Aufforderung heran, auch seinerseits mit zu arbeiten zum Wohle der Gesamtheit, denn keine dafür angewandte Kraft geht verloren.

Darauf legt die ethische Gesellschaft den größten Nachdruck; sie bekennt sich entschieden, daß es irgend welche besondere politische, kirchliche oder sociale Moral giebt, in deren Namen eine Menschenklasse diesen höchsten Gesichtspunkt aus den Augen lassen kann, und ist in dieser Richtung auf unvermeidliche Kämpfe gefaßt.

Alle Einrichtungen zum Besten der Armen und Unterdrückten finden bei ihr die vollste Unterstützung, sobald sie nicht intolerant und engherzig auftreten. „Viel wichtiger aber,“ heißt es im Schlußwort, „als alle Darbietung von Hilfe und Barmherzigkeit ist die Gewährung von Recht und Gerechtigkeit. Es ist eine Beleidigung, Jemandem, der ein Recht zu fordern hat, nur ein Almosen zu gewähren. Die ethische Bewegung wird sich daher mit dem höchsten Ernste der Prüfung der großen socialen und wirthschaftlichen Fragen im Sinne der vorurtheilsfreien Erörterung aller verbesserungsbedürftig erscheinenden Einrichtungen und Zustände, selbst der durch uralte Gewohnheit und Erfahrung als unveräußerlich und unantastbar geltenden widmen. Bei dieser Prüfung wird sie aber auch mit aller Vorsicht und Gerechtigkeit darauf achten, daß die unumgängliche Fort- und Umbildung der Einrichtungen nicht durch die elementaren Leidenschaften des Neides und Hasses . . . in einen unheilvollen Wucherungsproceß auflösender Neubildungen verwandelt werde.“

Die Bestrebungen der ethischen Gesellschaft umfassen somit ein fast unendlich erscheinendes Gebiet, und Viele, die davon lesen, werden sich vielleicht enttäuscht von ihr abwenden, wenn sie die kleinen, unscheinbaren Anfänge sehen, womit alles Neue in's Leben tritt. Wir sind auf Spott und Mißdeutungen aller Art gefaßt, umsomehr als die ethische Gesellschaft keine mit großen Mitteln ausgerüstete Wohlthätigkeitsanstalt ist und die ideellen Werthe, die sie besitzt und schafft, nicht prunkend sichtbar und deshalb nicht sofort gewürdigt werden, besonders nicht von dem größten Theil der höheren Gesellschaftsschichten, wo der belebende Glaube an das Gute, an den Fortschritt der Menschheit so weit geschwunden ist, daß Worte wie „Verachte deinen Nächsten wie dich selbst“ ausgesprochen werden konnten. Dieser Pessimismus fällt wie Mephisthau auf emporstrebendes Leben, und gegen ihn in Wort und

Schrift kämpfen, heißt der Menschheit die Lebensfreudigkeit wiedergeben, ohne die kein erfolgreiches Streben denkbar ist. Der Verfasser des Schlußworts spricht sich darüber folgendermaßen aus: „Es ist der gefährliche Pessimismus zu bekämpfen, welcher gegenüber den socialen Bewegungen der Massen keine Zuversicht mehr auf den Sieg des Vernünftigen und Guten im Herzen trägt und eine Art von düsterer Resignation in dem Gedanken findet, daß das Unterliegen des Bestehenden nur zugleich mit einem allgemeinen Zusammenbruch unter Strömen von Blut eintreten werde. Dem moralischen Bankerott solcher Anschauungen treten wir mit dem freudigen Glauben an die Menschennatur entgegen.“

Als Professor Felix Adler am 3. Juli v. J. in Berlin über die ethische Bewegung sprach, betonte er besonders, wie wichtig es gerade in Deutschland sei, diesen Glauben wachzurufen. Das Pflichtbewußtsein, sagte er, imponire dem Ausländer im Deutschen am Meisten, aber es dürfe sich nicht nur in der Befolgung überlieferter Gebote, sondern es müsse sich schöpferisch äußern und im Vollgefühl der eigenen moralischen Kraft eine neue Welt gestalten. Im sittlichen Streben liegt für Alle der wahre Werth des Lebens; die Pflicht ist das Rettungsboot, das bereit ist, uns aufzunehmen, wenn der religiöse Glaube Schiffbruch leidet. Die Verpflichtung einer ethischen Vereinigung sei es aber auch, der socialen Frage nicht aus dem Wege zu gehen, sondern sie dadurch einer Lösung entgegenzuführen, daß sich unter den Mitgliedern mindestens ebensoviel Arbeiter wie Unternehmer befinden, die sie von allen Seiten beleuchten können. Ist sie doch auch nicht nur eine Arbeiterfrage; jede Menschenklasse bedarf der Erlösung, bedarf der ethischen Cultur, wie jeder einzelne Mensch. Darum soll einer dem andern helfend und fördernd näher treten um durch tägliche kleine Wirkungen die großen herbeizuführen.

Der Mensch, sagt das Sprichwort, ist dem Menschen ein Wolf, ein Teufel, ein Engel, ein Gott; dasselbe sind sich die Menschenklassen und Völker.

Die ethische Cultur erstrebt, daß der Mensch des Menschen Engel werde, während die Cultur, für deren Verbreitung man glaubt mit Blut und Eisen Bahn brechen zu müssen, wie Wolf und Teufel gewirkt hat. Was nützen die Kreuzzüge dem Orient? Was war es für eine Cultur, die von Engländern, Spaniern, von Portugiesen, Holländern und Deutschen fernen Welttheilen gebracht worden ist? Europäer haben von Cultur geprahlt und sie durch ungerechte Kriege, durch Betrug und Unterdrückung ihres glänzenden Namens beraubt. Ethische Cultur umfaßt das Menschengeschlecht als ein Ganzes, das für einander, nicht gegen einander arbeitet.

Es sei erlaubt, Herder zum Schluß, wie zum Anfang sprechen zu lassen:

„Wer unternimmt's zu sagen, wohin das Menschengeschlecht in seinen fortgesetzten, auf einander gebaueten Bemühungen gelangen könne und vielleicht gelangen werde? . . . Blicke umher! Wie viel wahre und echte Wissenschaft ist ungebraucht in der Welt! Wie viel Verstand liegt unterdrückt und begraben! wie viel Anderes wird gemißbraucht! Scheinwahrheit, starres Vorurtheil, heuchelnde

Lüge, träge Lust, vernunftlose Willkür verwirren unser Geschlecht. . . Wie lange haben wir uns mit dem Unnützen beschäftigt? Zeigen uns nicht Jahrtausende der Geschichte unseren Unverstand, unsere kindische Trivialität und Feigheit?

Einheit unserer Kräfte also, Vereinigung der Kräfte Mehrerer zu Beförderung eines Ganzen im Wohle Aller — mich dünkt, dies ist das Problem, das uns am Herzen liegen sollte.“

II.

Der vorhergehende Abschnitt war bereits geschrieben, als die Deutsche Gesellschaft für ethische Cultur sich constituirte.

Die Einladung zu der vom 18.—21. October währenden Versammlung wies als Unterzeichner eine große Anzahl bedeutender Persönlichkeiten auf, die durch ihr Eintreten für diese Sache ihr das weitgehendste Interesse sicherten. Den oft stürmischen Verhandlungen der vier Tage wohnten gegen 600 Zuhörer aus allen Schichten der Bevölkerung bei, die mit besonderer Genugthuung den Umstand begrüßten, daß der deutsche Gelehrte, dem seine einseitige Abgeschlossenheit gegenüber den socialen Bestrebungen mit Recht oft zum Vorwurf gemacht worden ist, aus der Studirstube in das öffentliche Leben trat.

Der Director der Berliner Sternwarte, Geheimer Regierungsrath Professor Dr. Wilhelm Förster, der neben dem Professor Dr. Georg von Gizycki, von Anfang an die Seele der Bewegung war, hielt als Vorsitzender des Comités die Einleitungsrede*). Er schilderte das moralische und sociale Elend unserer Zeit, gegen das bisher das rechte Heilmittel nicht gefunden worden ist: „trotz Christenthum und Philosophie sind wir eigentlich noch Wilde geblieben“, denn die beseligenden Lehren des Christenthums sind im Dogmatismus des Kirchenthums erstarrt, und während sonst die Wissenschaften einen ungeahnten, glänzenden Aufschwung nahmen, blieb die Ethik in Bücher gebannt, ohne lebendigen Einfluß auf Volkserziehung, da die Kirche darin eine absolute, dem Laienelement wie der Lehrerschaft gleich unnahbare Autorität ausübte. Auch gegenüber der Autoritäten-Herrschaft auf politischem und juristischem Gebiet betonte der Redner die Nothwendigkeit, selbständig denkende Menschen zu erziehen. „Vertiefendes Denken wirkt an sich schon ethisch, d. h. läuternd, harmonisirend, beseligend. Welche herrlichen Wirkungen lassen sich davon erwarten, wenn dasselbe dem höchsten Ziele dieses Erdenlebens, der Beglückung Aller, mit derselben Treue zugewandt wird, mit welcher man bisher nur bei Erforschung der Probleme der Natur gearbeitet hat.“ Was die schon bestehenden verwandten Bestrebungen betrifft, so begrüßte der Redner mit besonderer Herzlichkeit, „in brüderlicher

*) Erschienen bei Ferd. Dümmler. 1892.

Liebe“ die durch Herrn von Egiby hervorgerufene. „Unser ist die Zukunft,“ rief er begeistert aus, eine Zukunft, in der der rohe Kampf um's Dasein in einen Wettstreit harmonischer Kräfte zur Erringung der größtmöglichen Vollkommenheit und des größtmöglichen Wohlstandes für Alle umgewandelt sein soll. Er schloß mit dem Ausdruck der freudigen Hoffnung, daß es allmählich gelingen werde, durch begeistertes Reden und Thun mit der Parole: „Einer für Alle und Alle für Einen,“ den Sieg des Guten herbeizuführen. Nachdem die Zuhörer ihrer Befriedigung über das Gesagte vollen Ausdruck gegeben hatten, wurde der Statutenentwurf verlesen. Die beiden ersten und wichtigsten Paragraphen desselben lauten: 1. Es ist der Zweck der Gesellschaft, im Kreise ihrer Mitglieder und außerhalb desselben als das Gemeinsame und Verbindende, unabhängig von allen Verschiedenheiten der Lebensverhältnisse, sowie der religiösen und politischen Anschauungen, die Entwicklung ethischer Cultur zu pflegen. Unter ethischer Cultur als Ziel ihrer Bestrebungen versteht die Gesellschaft einen Zustand, in welchem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten. 2. Zur Erreichung des Zweckes der Gesellschaft sollen zunächst folgende Betätigungen dienen: 1. Veranstaltungen zur Hebung der ethischen Jugend-erziehung in allen ihren Stufen und zur Pflege des Wahrhaft-Menschlichen und Gemeinsamen im ethischen Unterricht, unabhängig von den trennenden Lehren der religiösen Confectionen und Parteien; 2. Veranstaltungen von Vorträgen und Besprechungen über ethische Forderungen und Probleme im Kreise der Mitglieder und Pflege der weihervollen Einwirkung von Wissenschaft und Kunst auf die weitesten Kreise des Volkes. 3. Verbreitung von ethisch förderlichen Erörterungen durch Bücher, Zeitschriften, Flugblätter, Zeitungsartikel u. s. w. 4. Betheiligung an der Hebung der Lebenslage der ärmeren Volksschichten, sowie an dem Schutze und der Hilfe für alle Leidenden und Bedrängten gegen jede Art von Unglück und Unrecht.

Die nun folgende Discussion war eine so lebhaft, daß es zu einem Abschluß am selben Tage nicht kam; Vertreter fast aller Volkskreise und fast aller Parteien — nur die Hochconservativen und das orthodoxe Kirchenthum hatten sich ausgeschlossen — betheiligten sich an der Debatte, und so seltsam es erscheinen mag, in einem Punkte waren alle einig, der Mann wie die Frau, der Gelehrte wie der Proletarier und der Offizier: daß es höchste Zeit sei, der moralischen Verjüngung, besonders in den höheren Kreisen, energisch entgegenzutreten. Es fielen harte Worte, aber auch Worte von tiefer, einschneidender Wirkung. Der Höhepunkt der allgemeinen Verhandlungen war zweifellos die mit großem Enthusiasmus aufgenommene Rede des Obersten a. D. Hugo v. Gizycki. Er wandte sich zunächst an die Vertreter des vierten Standes, die sich abweisend gegen die Gesellschaft verhalten hatten. „Sie irren“, so sagte er „wenn sie behaupten, wir hätten kein Herz für das Elend des Volks. Man müßte ja blind sein, um das nicht zu sehen, worüber man auf Schritt und Tritt stolpert. Wir haben nicht nur ein Herz für das Volk,

wir haben auch den guten Willen, ihm zu helfen. Aber eine hohe Bürgertugend fehlt den oberen Ständen, eine Tugend, die im vierten Stand monopolisirt zu sein scheint: das ist der Muth. Und woher kommt das? Das kommt von dem verfluchten, infamen Streberthum, das rechts und links schaut, um ja nirgends anzustoßen, um ja keine andere Meinung, als die des Vorgesetzten zu zeigen. ^{99/100} der Gebildeten weiß heute, daß die Dogmen und Kirchenvorschriften Menschenmachwerk sind, von der Wissenschaft längst überholter, alle geistige Entwicklung niederdrückender Wortkram, aber nur ^{1/100} hat den Muth, es zu sagen. Gegen diese Feigheit haben wir zu kämpfen. Es gilt, wieder Charaktere zu erziehen, denn auf ihnen allein beruht das Heil unseres Vaterlandes und der Menschheit.“ Die allgemeine Anerkennung, die dem Redner zu Theil wurde, sprach ein Arbeiter in besonders drastischer Weise aus, indem er versicherte, so habe er noch Keinen von den Gebildeten reden hören, er lasse sich aber trotzdem nicht in's Garn locken, denn „ich bin Anarchist und wünsche die ganze Gesellschaft zum Teufel.“

In den weiteren Verhandlungen trat deutlich zu Tage, wie Wenige sich mit dem Gedanken vertraut machen konnten, daß es sich hier um keine politische oder religiöse Gesellschaft handle, sondern um eine Vereinigung auf dem Allen gemeinsamen Boden der Ethik. Die Redner der freireligiösen Gemeinden verlangten gradezu eine feindliche Stellungnahme der Kirche gegenüber; die Arbeiter erwarteten einen offenen Kampf gegen den Kapitalismus; die Freisinnigen einen gegen die Socialdemokratie, — während es sich einzig und allein um einen Kampf gegen das Unrecht auf allen Gebieten und in allen Parteien handelt. Nicht neue Schranken gilt es aufzurichten, sondern alte einzureißen, damit gute, ernste Menschen sich die Hand reichen können zu gemeinsamer Arbeit, wie es Professor Förster in der Einleitung zur dritten Versammlung betonte.

Von besonderem Interesse war an diesem Tage die Rede Dr. Coits, der als Gesandter der ethischen Gesellschaft Londons in Berlin erschienen war. In schlichter und doch packender Weise berichtete er von seinen Erfahrungen bei dem moralischen Jugendunterricht und trat der Ansicht entgegen, daß gerade auf diesem Gebiet der Religion gegenüber eine bestimmte Stellung eingenommen werden müsse. Ein bekannter deutscher Gelehrter, Professor Ernst Häckel, sprach noch an demselben Abend seine entgegengesetzte Meinung aus: „Die Ethik ist unsere Religion“, so ungefähr sagte er, „sie beruht auf der Naturwissenschaft, und wir allein sind es, die sie durch eigene Arbeit fördern können. Der Dogmenglaube ist nicht mehr im Stande, die franke Zeit zu beleben; wir knien nicht mehr vor Götzen und alten Kleidungsstücken, sondern vor der Weltseele, wie Meister Goethe.“ Als bezeichnend für unsere Zustände führte er noch an, daß in Spanien, dem Lande der Inquisition, eine Freidenkergemeinde*), ohne Anstoß zu erregen, zu derselben Zeit getagt habe,

*) Herrn Professor Häckel muß entgangen sein, daß der Freidenkercongrès in Madrid, der am 14. Oct. v. J. eröffnet wurde, bereits am 15. Oct. polizeilich geschlossen

als bei uns ein Mann verurtheilt wurde, der die Echtheit eines Nothes anzweifelte. Es war unausbleiblich, daß der einmal angeschlagene Ton noch weiter klang, aber der Ruhe und Milde Försters gelang es, den Tropfen Del in die hochgehenden Wogen der Debatten zu gießen. „Wir wollen uns nicht aus der Kirche hinausdrängen lassen,“ entgegnete er auf eine dahin zielende Bemerkung, „wir wollen sie ethisiren. Wir geben auch diejenigen kirchlich Gesinnten nicht auf, die uns noch schroff gegenüberstehen; die Religion ist uns Privatsache, die Ethik soll uns verbinden.“

In der letzten Versammlung, am 21. October, drehte sich die Debatte um die literarische und sociale Thätigkeit der Gesellschaft. Was den ersten Punkt betrifft, so wurde vorläufig davon Abstand genommen, ein regelmäßig erscheinendes Organ zu gründen. Statt dessen sollten in zwangloser Folge „Mittheilungen“ für die Gesellschaft herausgegeben werden; Professor G. von Gizycki übernahm die Redaction derselben und ist das erste Heft, das unter anderen den officiellen Bericht über die Versammlungen enthält, bereits am 20. November zur Ausgabe gelangt. Der zweite Punkt gab Anlaß zu weitgehenden Controversen, die durch Geh. R. Professor Förster eingeleitet wurden. Er sagte zunächst, daß mit der Betheiligung an der Hebung der Lebenslage der ärmeren Volkschichten und an dem Schutz und der Hilfe gegen Unglück und Unrecht, die sociale Frage berührt sei, und es hier gelte, das Räthsel der Sphinx zu lösen. Zwei Hoffnungen veranlaßten ihn, diese Lösung für möglich zu halten: die eine auf die gesunde, menschliche Natur in den unteren Kreisen des Volkes und die andere auf die wissenschaftliche Forschung und ihre wichtigen Ergebnisse für das tägliche Leben. Was haben Chemie und Physik allein in den letzten Jahrzehnten für die Landwirthschaft geleistet, welche Vervollkommenung der Technik ist erreicht worden! Die Anwendung alles Deßjen, was die Wissenschaft praktisch hervorbringt, fehlt nur noch überall. Und da ist den Gebildeten wieder der schwere Vorwurf zu machen, daß sie vieles Gute ohne Prüfung verwerfen, daß ihre trübe, vertrauenslose Weltanschauung sie verhärtet und blind macht. Die Erde kann noch unendliche Menschenmassen ernähren, wenn die Wissenschaft kein todttes Capital mehr bleibt; an der Mühe und am Ernst darf es nur nicht fehlen. Der Redner ging dann auf die ausschließliche Rolle über, die die Wohlthätigkeit heute spielt und die entschieden aufgegeben und durch Gerechtigkeit ersetzt werden muß. Er unterzog unsere Rechtsverhältnisse einer scharfen Kritik und verlangte von den Mitgliedern der Gesellschaft, daß sie in Wort und Schrift, durch Rath und That für Diejenigen einzutreten hätten, die sich, sei es durch Unkenntniß, sei es durch Noth, nicht zu helfen wüßten. Eine Entschädigung unschuldig Angeflagter und Verurtheilter müsse nach und nach auf gesetzlichem

werden mußte. „Die Theilnehmer,“ so berichtete die Frankfurter Zeitung, „sollen vor Gericht gestellt werden.“ Vgl. auch das Correspondenzblatt des deutschen Freidenkerbundes vom 1. Nov. 1892, S. 46—47.

Wege erreicht werden. Professor Tönnies ging auf das gegebene Thema noch näher ein. „Die Thatfache, daß wir das Ideal eines besseren gesellschaftlichen Zustandes als Ziel unserer Arbeit hinstellen, ist schon an sich ein großer Fortschritt,“ sagte er, „es giebt gute, begeisterungsfähige Menschen genug, die mit uns arbeiten werden, die mit Hintansetzung ihrer selbst, ihrer Umgebung, ihrer Familie auf Grund wissenschaftlicher Methoden zur Umgestaltung der Verhältnisse beitragen werden. Die Kirchen suchen die Wurzel des Übels im Unglauben, wir haben diese Wurzeln in der Lebenslage gefunden und sprechen von deren Hebung, nicht durch Wohlthätigkeit, wie sie heute meist ausgeübt wird und zur Demoralisation der Bevölkerung führt. Gebt dem Armen ein menschenwürdiges Heim, gebt den verlassenen, auf der Straße aufgewachsenen Kindern ihre Mütter wieder — das ist ethische Wirksamkeit. Die Herren, welche vom grünen Tisch aus die Welt verbessern wollen, pflegen von einer nicht sehr wissenschaftlichen Weltanschauung auszugehen.“

Die noch folgenden Auseinandersetzungen boten viel des Interessanten; sie lieferten, wie die vorhergehenden Tage, dem stillen Beobachter eine Fülle von Material zur Vertiefung seiner Menschenkenntniß und gewährten ihm Einblicke in die Herzen und Köpfe der Mitlebenden, wie sie ihm so direct kaum vorher ermöglicht worden waren.

Das Resultat des Congresses, die Constituirung der Gesellschaft mit 200 Mitgliedern, deren Zahl sich inzwischen vervierfacht hat, muß als das denkbar günstigste bezeichnet werden.

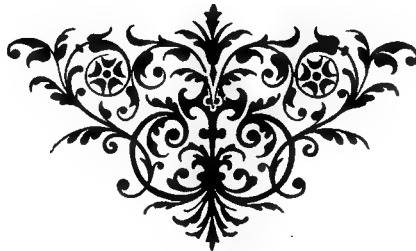
Trotz aller Angriffe und Entstellungen seitens der Presse gewinnt die Gesellschaft von Tag zu Tag an Bedeutung und verbreitet sich in so erfreulicher Weise, daß es nicht mehr als ein allzu ferner Zukunftsraum erscheint, sie durch Zusammenschluß mit den Gesellschaften anderer Länder in eine internationale umzumandeln. Selbst französische Zeitungen, wie das Journal des débats, brachten wohlwollende Berichte. Innerhalb des deutschen Reiches sind in Berlin, Frankfurt a. M., Straßburg, Kiel, Mühlhausen und Magdeburg Abtheilungen und Zweige entstanden.

In Berlin sind die vier einzelnen Gruppen: für ethische Erziehung, für ethische Bildung, die literarische und sociale Gruppe in volle Thätigkeit getreten. Dr. Martin Keibel, der als sein Privatunternehmen mit dem Monat Januar einen ethischen Jugendunterricht nach der Methode Adlers beginnen will, bekam zahlreiche Anmeldungen dafür. Die zweite Gruppe will Concerte unentgeltlich veranstalten, Museen und Ausstellungen durch eine erfahrene Zeitung allen Klassen des Volkes genussreich und verständlich machen; sie regt auch zu Vorträgen an, wie solche bisher alle vierzehn Tage stattgefunden haben. Die sociale Gruppe hat sich in verschiedene Abtheilungen eingetheilt, von denen jede eine bestimmt abgegrenzte Thätigkeit hat. Die literarische Gruppe will dadurch Einfluß auf die Presse und die Schriftstellerwelt ge-

winnen, daß sie Vertreter derselben zu ihren Versammlungen heranzieht und eine Aussprache ermöglicht.

Dem berechtigten Bedürfnis nach einer Zeitschrift, welche die Ideen der ethischen Vereinigungen in die weitesten Kreise des Volkes hineinträgt, kam Professor G. v. Gizycki nach, indem er die Redaction des vom 1. Januar d. J. ab erscheinenden Wochenblattes: „Ethische Cultur“ übernahm. Im Programm desselben spricht er die Grundgedanken aus, welche die Deutsche Gesellschaft für ethische Cultur in's Leben riefen und ihr Kraft verleihen:

„Wir lassen uns den Glauben an die Güte der Menschennatur nicht nehmen und wissen, daß, ob auch die religiösen Vorstellungen der Vergangenheit in Vielen von uns erblaffen und verschwinden, der Gehalt unseres Lebens, das „Heilig-Menschliche“ in uns dadurch keine Einbuße zu erleiden braucht. Aber aus diesem freudigen Optimismus gegenüber den Gesetzen der Welt und der Natur des Menschen folgt keineswegs, daß wir die Uebel der gesellschaftlichen Zustände verkennen. Wir gewahren sie wohl; aber wir sehen sie nicht für etwas Endgültiges an, da wir die Kräfte erkennen, welche ihre Beseitigung bewirken werden. Nicht werden wir also die Gemüther mit den bestehenden Mißständen zu versöhnen suchen, sondern werden zu Zeiten eindringlich das „Loß der Unzufriedenheit“ predigen; und Mangel an dem sittlichen Muthe, die Dinge beim rechten Namen zu nennen und das Schlechte mit Ernst zu bekämpfen, soll man uns, so hoffen wir, niemals vorwerfen dürfen. Aber die Stimmung, aus der dieser Kampf und unser ganzes Wirken hervorgehen soll, ist nicht die des Hasses, sondern der Liebe zur Menschheit, deren Glieder mit einander in Leid und Freude solidarisch verbunden sind; und unsere Siegeszuversicht wird alle Verbitterung fernhalten. Stets möge unserem Kampfe der Charakter ethischer Cultur eigen sein: Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und Achtung vor dem, was Achtung verdient.“





Die französische Armee beim Ausbruch der französischen Revolution.

Don

Robert Prölß.

— Dresden. —

Es hat nicht an Schriftstellern gefehlt, welche in dem Zustand der französischen Armee bei Ausbruch der französischen Revolution eine der Hauptursachen des raschen Zusammenbruchs der alten französischen Monarchie erblickten — eine Auffassung, der man auch in zwei neueren Werken, in Aimé Chérests „La chute de l'ancien régime“ und in Ernst von Stockmars „Ludwig XVI. und Marie Antoinette auf der Flucht von Montmédy“, wieder begegnet. In letzterem heißt es geradezu: Das stehende Heer war schon vor der Revolution stark verkommen. Die Regierung hatte die Armee, wie den ganzen Staat, lange vernachlässigt; ihre hin und wieder auftretenden Reformversuche berührten nur Einzelnes; für den Geist geschah nichts, und so wucherten die Keime des Verfalls immer weiter.“ Andererseits hat es aber doch nicht völlig an Stimmen gefehlt, welche Ludwig XVI. und einzelne Männer seiner Regierung gegen derartige Vorwürfe vertheidigten, ja ein neueres kleines Werk, Albert Duruy's: *L'armée royale en 1789* ist vornehmlich diesem Zwecke gewidmet. Auf welcher Seite liegt nun die Wahrheit? Liegt sie vielleicht auf keiner von beiden, sondern vielmehr zwischen inne? Die Beantwortung dieser Fragen erscheint um so wichtiger, wenn wirklich, wie Albert Duruy behauptet, ohne eine genaue Kenntniß vom Zustand der französischen Armee vor dem Ausbruche der Revolution eine richtige und ehrliche Beurtheilung dieser letzteren und ihrer Leistungen gar nicht möglich sein sollte.

Die französische Armee hatte unter der erfolgreichen Regierung Ludwigs XIV. lange für eine der besten gegolten, obschon sie mit großen Mängeln behaftet

war. Sie bestand aus den Truppen des königlichen Hauses, dem stehenden Heere und der Miliz, welche letztere im Frieden entlassen wurde. Die Mannschaften der beiden erstgenannten Heereskörper wurden angeworben, die des letzteren ausgehoben. Beides sollte nach Gesichtspunkten der Brauchbarkeit, jenes ohne Anwendung von List und Gewalt, dieses nach dem Grundsatz der Gleichberechtigung, ohne Parteilichkeit geschehen. In einem Lande, dessen ganzes Regierungsweisen aber auf Begünstigung, Bevorrechtung und Ausbeutung der Stellen beruhte, war an eine strenge Beobachtung dieser gesetzlichen Vorschriften nicht zu denken. So wurden, was die Miliz betrifft, immer mehr Verufe, Stellungen, ja ganze Stände, Ortschaften und Städte von der Militärpflicht befreit, bis die ganze Blutsteuer des Landes fast nur auf der ländlichen Bevölkerung und zwar, wegen Bestechlichkeit der Beamten, auf dem ärmeren Theile derselben lag, wogegen die Käuflichkeit der Stellen und Aemter das Anwerbegegeschäft nur zu oft in Hände brachte, in denen es zu einer Sache schmachlichster Ausbeutung wurde, die vor keinem Mittel der List und Gewalt zurückschreckte. Diese Käuflichkeit übte aber einen noch um vieles verhängnisvolleren Einfluß auf die Besetzung der Offiziersstellen aus. Obgleich das Gesetz selbst noch die höchsten Stellen ohne Ansehen der Geburt und des Ranges nicht dem Verdienste verschloß, so wurden sie thatsächlich doch fast nur nach Gunst oder Befürwortung besetzt oder, was noch schlimmer war, verkauft, so daß nicht selten die wichtigsten Stellen zum Nachtheil des Dienstes in den Besitz Unfähiger und Unmündiger gelangten und die Armee in einem bestimmten Umfange nicht nur Eigenthum des Königs, sondern zugleich noch derjenigen war, welche dergleichen Stellen durch Kauf erworben hatten, was freilich immer der königlichen Bestätigung noch bedurfte. Der Vortheil, welchen der Stellenverkauf dem Hofe bot, verbunden mit jenem Günstlingswesen, hatte aber auch noch zur Folge, daß mit der Zeit eine das wirkliche Bedürfniß der Armee weit übersteigende Zahl höherer Stellen geschaffen wurde, die sich unter Choiseul auf mehr als 2200 mit einem jährlichen Aufwand von über fünf Millionen belief; die Pensionäre und Pensionen mit inbegriffen.

Ein Fürst, der seine Interessen und die des Reiches zu wahren wußte, wie Ludwig XIV. in der Zeit seiner Kraft, verlor wenigstens bei Besetzung der wichtigsten Stellen die Tüchtigkeit der Armee nicht aus den Augen. Doch traten schon gegen Ende seiner Regierung die Mißbräuche stärker hervor, die unter den Nachwirkungen der Niederlagen im spanischen Erbfolgekrieg und unter der Mißwirthschaft der Regentschaft noch wuchsen. Immer aber erhielt sich in der Armee etwas von dem alten Geiste, so daß ein Staatsmann, wie Fleury, denselben auf's Neue beleben und zu großen Siegen entflammen konnte. Auch fehlte es anfänglich selbst einem dem Sinnengenuß so sehr ergebenen Fürsten wie Ludwig XV. nicht an Berathern, welche den schädlichen Einflüssen des Günstlingswesens entgegenarbeiteten. Aimé Chérest, um das Kurzsichtige der späteren Erlasse Ludwigs XVI. noch schärfer zu beleuchten, welche dem Bürgerthum den Offizierstand völlig verschlossen, hebt besonders

die Verordnung hervor, welche unter den Ministern Machault und d'Argenson 1750 erlassen wurde. Um die Verdienste der bürgerlichen Offiziere im letzten Feldzuge zu belohnen, wurde durch sie eine größere Zahl derselben in den Adelsstand mit dem Zusatz erhoben: der König würde diese Auszeichnung auf alle ausgedehnt haben, wenn er nicht befürchtet, hierdurch die Bevorrechteten allzusehr auf Kosten der Steuerzahler zu vermehren. Läßt sich hierin aber nicht ebenso gut der erste Schritt zu jenen von Chérest verurtheilten Erlassen Ludwigs XVI. erblicken? D'Argenson und Machault, welcher letztere einer der bedeutendsten französischen Staatsmänner des vorigen Jahrhunderts war, und schon damals die Unhaltbarkeit des alten Régime erkannt hatte, sollten, wie sehr sie auch von Ludwig XV. geschätzt wurden und wie nöthig sie Angesichts des neu ausgebrochenen Krieges auch waren, doch schon nach dem ersten Jahre desselben den Rabalen der königlichen Maitresse erliegen, welche nun die Heerführer nach Gunst und Laune ein- und absetzte. Die Folgen sollten nicht ausbleiben. Denn der Wechsel von Führern, die, auf einander eifersüchtig, sich gelegentlich wohl auch einander entgegenarbeiteten; die Unfähigkeit Anderer, welche im Kriege nur eine Gelegenheit, sich zu bereichern und zu glänzen, suchten, wirkte auf Offiziere und Mannschaften aufs Verderblichste ein. Die Disciplin löste sich in verschiedenen Theilen des Heeres in bedrohlicher Weise auf. Raubend und sengend zogen die Soldaten haufenweise im Lande herum, das sie mit Schrecken und Elend erfüllten. „Das Land“ — schrieb St. Germain damals — „ist dreißig Meilen in der Runde so verwüstet, als ob Alles niedergebrannt worden wäre. Unsere Nachzügler und Marodeure haben die Mauern der Häuser kaum stehen gelassen. Mit solchen Truppen ist nicht zu dienen.“ Selbst die äußerste Strenge, die Einzelne, wie der Marschall d'Estrees in Anwendung brachten, der an tausend Marodeure hängen ließ, vermochte dagegen nichts auszurichten. Ueberhaupt schrieben manche gerade der Strenge der Militärgeetze die wachsende Desertion der Truppen zu, die selbst im Frieden einen bedenklichen Umfang erreicht hatte, wogegen andere darin den Grund in der vielfach eingerissenen schlafferen Disciplin sahen. Auch beschwerte schon Louvois sich wiederholt über eine zu milde Handhabung der Geetze und bedrohte im Wiederholungsfalle den Kriegsrath selber mit Strafen. „Es ist“ — sagt dagegen etwas später der Marschall von Sachsen — „ein gefährlicher Grundsatz, den Marodeur mit dem Tod zu bedrohen, weil jeder davor zurückscheut, einen armen Teufel deshalb zu ergreifen und dem Tode zu überliefern.“ Albert Duruy tritt beiden Auffassungen entgegen. „Der Fehler der Zeit“ — heißt es bei ihm — „war nicht eine zu große Härte gegen den Soldaten, sondern eine zu große Nachsicht gegen die Offiziere. Man würde der Regierung jene Härte gewiß nicht zum Vorwurf gemacht haben, wenn sie bei letzteren nicht so viel Ueppigkeit und Verweichlichung geduldet hätte.“ Die im Allgemeinen immer schlaffer gewordene Mannszucht entsprang in der That wesentlich der Bequemlichkeit der Offiziere, welche, sobald der Dienst es nicht dringend verlangte, ihren

Vergnügungen nachgingen. Im Frieden sah ein Regiment der Provinz seinen Obersten oft durch Monate nicht, die er in Paris verbrachte. Ein inneres Verhältniß konnte sich daher zwischen den Mannschaften und ihren Vorgesetzten nur selten entwickeln. Was den Soldaten im Kriege so häufig zur Desertion, zu ausschweifenden Handlungen, zu Raub und Todtschlag trieb, war leider auch noch die schlechte Verpflegung, die ihren Grund in der Schwerfälligkeit des Transportwesens und in den Unterschleifen bei der Verwaltung hatte. Von Hunger und Durst gepeinigt, der Kälte und verheerenden Krankheiten hilflos preisgegeben, gerieth der Soldat nicht selten in einen Zustand der Wuth und Verzweiflung.

Vergeblich hatten der an d'Argenson's Stelle getretene Marschall de Belleisle, sowie Choiseul, nachdem er das Kriegsministerium selbst übernommen, um dem anfänglich nicht ohne Glanz geführten Kriege nach einer Reihe zum Theil schmachvoller Niederlagen mehr Nachdruck zu geben, den verhängnißvollen Einfluß der Favoritin zu beschränken gesucht. So hatte Belleisle 1759 eine Verordnung durchzusetzen gewußt, kraft welcher kein Offizier mehr in den Besitz eines Regimentes gelangen sollte, der nicht wenigstens 7 Jahre, und zwar fünf als Capitän im Heere gedient hätte. Choiseul dehnte diese Bestimmung sogar auf 14 Jahr aus. Allein wenn derartige Verordnungen der Willkür auch manchen Niegel vorschoben, so wurden sie doch zu oft nur umgangen.

Schon in den österreichischen Erbfolgekriegen hatten verschiedene der intelligenteren jüngeren Offiziere die Ueberzeugung gewonnen, daß die altfranzösische Heereseinrichtung und Taktik den Fortschritten nicht mehr gewachsen seien, welche Friedrich d. Gr. bei seinem Heere eingeführt hatte. Sie drangen auf größere Leichtigkeit der Bewegung, des Ineinandergreifens und Zusammenwirkens, so wie auf eine dementsprechende Ausbildung der einzelnen Waffen und Truppentkörper. Diese Ansichten, obschon mit Erfolg bekämpft, theils weil es nicht an leidenschaftlichen Anhängern der alten Ueberlieferung fehlte, die sich auf die Siege früherer Zeiten und die nationalen Eigenthümlichkeiten des französischen Soldaten beriefen, theils weil die verlangten Reformen, indem sie eingewurzelte Mißbräuche abstellen wollten, zugleich alte Vor- und Gewohnheitsrechte bedrohten — mußten durch die Erfolge der preußischen Waffen im siebenjährigen Kriege noch an Stärke gewinnen, ohne die Hartnäckigkeit der alten Schule doch brechen zu können. Von den Anhängern der neuen Richtung traten St. Germain, Guibert und Gribeauval besonders hervor. Letzterer war schon von d'Argenson (1752) nach Berlin geschickt worden, um die von Friedrich d. Gr. eingeführte leichte Artillerie zu studiren. Durch den Sturz dieses Ministers jedes Schutzes beraubt, verließ er den französischen Dienst und trat 1757 als Kommandant der Artillerie und des Miniercorps in die österreichische Armee. Er zeichnete sich bei der Eroberung von Glatz und bei der Vertheidigung von Schweidnitz in so hervorragender Weise aus, daß er zum österreichischen Feldmarschalllieutenant erhoben wurde.

Eine Zurücksetzung, welche der mißtrauische und empfindliche St. Germain 1760 durch den zum Befehlshaber der Rheinarmee erhobenen Herzog von

Broglie erlitten zu haben glaubte, bestimmte auch ihn, der ohnehin, wie wir sahen, der im Heere eingerissenen Mißwirthschaft müde war, den französischen Dienst zu verlassen. Er forderte ein Kriegsgericht, das zwischen ihm und dem Herzog entscheide, und da man ihm dieses verweigerte, sandte er seine Orden zurück. Bald darauf trat er mit dem Range eines Feldmarschalls in dänische Dienste, wo er seine Reformideen, wenn auch nicht ohne Anfeindung, zur Ausführung brachte. Auch diese Stellung gab er jedoch bald wieder auf; keineswegs aber deshalb, weil, wie seine Gegner behaupteten, seine Reform hier gescheitert wäre, sondern weil nach dem Sturze Struensee's, dem er seine Stellung verdankte, ihm ein längeres Verbleiben mit der diesem schuldigen Dankbarkeit unverträglich erschien.

Guibert, der seinen Vater als dreizehnjähriger Knabe in den Krieg begleitet und sich darin durch Muth, Tapferkeit und Einsicht ausgezeichnet hatte, wurde durch die lebendige Anschauung von der Ueberlegenheit der preussischen Waffen und Kriegsführung sehr rasch für diese gewonnen. Er war überzeugt, daß sich derselben nur begegnen lasse, wenn man sich ihrer Vortheile ebenfalls zu bemächtigen wisse. Er sprach diesen Gedanken in einem 1772 unter dem Titel *Essai général de tactique* erschienenen Werke aus, welches sich viele Anhänger gewann, aber noch weit mehr Gegner hervorrief, zumal er darin eine scharfe Kritik an den militärischen Zuständen Frankreichs geübt und die Mißbräuche der Privilegirten aufgedeckt und bekämpft hatte. Er entzog sich diesen Feindseligkeiten durch eine längere Reise in's Ausland, die er zu weiteren militärischen Studien benützte.

Inzwischen war Orléans unmittelbar nach beendetem Krieg von Choiseul in französische Dienste zurückberufen worden, um seine Reform der Artillerie hier zur Ausführung zu bringen. Auch diesmal scheiterte er an dem Widerstand seiner Gegner, und Choiseul's Sturz hatte auch seine Absetzung mit zur Folge. Der Verfall, der jetzt unter dem Einfluß der neuen Maitresse des Königs, Madame Dubarry, und ihres Vertrauten, des Herzogs von Aiguillon auf allen Gebieten des Staatswesens um sich griff, erfaßte natürlich auch das Heer. Fast Alles, was Choiseul mühsam gebessert, ging wieder verloren, daher Ludwig XVI. die Armee in einem überaus mangelhaften, einer gründlichen Umgestaltung bedürftigen Zustande übernahm. Ein frischer, glückverheißender Zug ging zunächst durch das Land. Aiguillon wurde verbannt, Vergennes mit der Leitung des Auswärtigen, der rechtschaffene du Muy an seiner Stelle mit dem Kriegsministerium betraut. Verhängnißvoll aber war es, daß der junge unerfahrene und unentschlossene König, statt dem ersten Antrieb seiner Seele zu folgen und den ernsten, einsichtsvollen Machault zu seinem Rathgeber und ersten Minister zu wählen, auf Rath seiner Tanten den zwar geschmeibigen und unterhaltenden, aber frivolen und charakterlosen Maurepas dazu erkor. Anfangs ließ sich zwar scheinbar Alles gut an, da dieser, um die öffentliche Meinung zu gewinnen und im Vertrauen des Königs sich zu befestigen, Männer wie Turgot und Malesherbes in die Regierung berief. Auch stimmte er ihren Reformen ebenso bereitwillig zu, als der von

Turgot in Vorschlag gebrachten Berufung St. Germain's zum Kriegsminister. Dieser, der damals in stiller Zurückgezogenheit lebte, war dieser Ehre so wenig gewärtig, daß man ihn, wie einst Cincinnatus vom Pfluge, von der Arbeit in seinem Garten zu jenem Vertrauensposten abrufen mußte. Ob- schon bereits 68 Jahre alt, wendete er sich dem von ihm geplanten Reform- werke doch mit rastlosem Eifer zu. Seine Thätigkeit und sein Wirken haben aber eine noch härtere Beurtheilung, als die Turgot's erfahren. Gleich diesem hatte auch er mit dem Widerstande und den Rabalen der Privilegirten zu kämpfen. Noch heute sind es nur einzelne Stimmen, welche ihm Gerechtig- keit widerfahren lassen. Der hauptsächlichste Vorwurf, den man ihm machte, war: ein fremdes, dem französischen Naturell und Charakter widerstrebendes Militärsystem seinen Landsleuten aufdrängen gewollt zu haben — ein Ver- gehen, das in den Augen der Franzosen um so schwerer wog, als dieses System dem Besieger Frankreichs, dem verhassten Preußen, entlehnt war. Es ist nur zu verwundern, wie selbst deutsche Geschichtsschreiber in diesen Vorwurf mit einstimmen konnten, zumal derselbe einer hinreichenden Be- gründung entbehrt. Ein Blick auf die Reformen St. Germain's setzt dies ganz außer Zweifel. Er stellte die Disciplin in einem Grade wieder her, daß Männer wie Lafayette und Rochambeau während des amerikanischen Krieges dieselbe nicht genug bewundern konnten. Er erweiterte die Ver- ordnungen, welche eine regelmäßige Beförderung im Heere bezweckten und die Willkür der Ernennungen in gesetzliche Schranken verwies. Er hob die Käuflichkeit der Stellen und Aemter im Heere auf und schränkte das Unwesen überflüssiger Ernennungen und Besoldungen ein. Er versuchte das Verwaltungswesen des Heeres zu verbessern, indem er bei jedem Armeecorps die Selbstverwaltung einführte. Er berief Gribeauval, der seine Reform nun wirklich dauernd begründen und zur Ausführung bringen konnte, wo- durch die französische Artillerie, die bis zum dritten Range herabgesunken war, wieder zum ersten erhoben wurde. Gribeauval war es, welcher bei dieser Waffe die Beförderung ganz vom Verdienste abhängig machte. Auch Guibert wurde von St. Germain wieder berufen, um seine Reformideen zu verwirklichen, wobei er keineswegs so einseitig verfuhr, wie seine Gegner ihm Schuld gaben, vielmehr war er bestrebt, die bewährten Vorzüge der alt französischen Taktik mit denen der neuen preussischen zu verbinden. Auch würde St. Germain seine Verbesserungen noch weiter ausgedehnt haben, wenn man ihm Zeit und Freiheit gegönnt hätte. So aber wurde er schon nach kaum einem Jahre wieder verdrängt. Und wenn auch nicht jede der von ihm eingeführten Veränderungen zu loben ist, so ist doch zu bewundern, wie viel und wie Treffliches er im Kampfe mit einflußreichen Widersachern durchgesetzt hat. Er hatte, um seine Reformen möglichst rasch durchzuführen, sich in Montbary einen Gehilfen erwählt, der auch, so lange er ihm unter- geordnet war, willig auf seine Ideen einging, sich aber eben so widerstandslos zum Werkzeug der hereinbrechenden Reaction machen ließ. Nachdem es

dieser nämlich gelungen war, Turgot zu stürzen, waren auch St. Germain's Tage gezählt. Montbarey erhielt seine Stelle und hatte nichts Eiligeres zu thun, als eine der letzten, von seinem Vorgänger angebahnten Reformen, die Eintheilung Frankreichs in 16 Militärbezirke, womit eine raschere Mobilisirung, ein leichteres einheitliches Ineinandergreifen und Zusammenwirken der verschiedenen Waffen und Truppenkörper erreicht werden sollte, wieder rückgängig zu machen. Von welcher Bedeutung diese Neuerung gewesen sein würde, geht daraus hervor, daß man später auf dieselbe wieder zurückgriff. Auch die Reformen Guiberts hoffte Montbarey wieder beseitigen zu können, indem er 1778 im Lager von Baussieux einen Wettkampf zwischen den Vertheidigern des alten und des neuen Militärsystems anordnete und dabei jene unter die Führung des Marschalls de Broglie, diese unter die des Generals Rochambeau stellte. Der Sieg auf Seiten der letzteren war jedoch zu entschieden, als daß man gewagt hätte, den Guibert'schen Verbesserungen noch weiteren offenen Widerstand entgegenzusetzen. Die heimliche Gegnerschaft blieb freilich bestehen. Auch zur Umgehung der in Kraft bleibenden Reformen St. Germain's bot Montbarey willig die Hand, wie sich aus der Thatfache ergibt, daß im Februar 1778 nur allein in der Cavallerie vom Hofe wieder 40 Capitänstellen verkauft werden konnten. Es beweist zugleich, wie unbequem manche der Reformen St. Germain's dem Könige gewesen sein mögen, der mit Eifersucht über den Vorrechten der Krone wachte und dabei zuweilen den eingerissenen Mißbrauch derselben mit dem Rechte verwechselte. „In einem Staat, wie dem meinen“ — warf er unter Anderem St. Germain ein — „bedarf man großer Gnadenbezeugungen, um die großen Herren an den Dienst zu fesseln.“ Hieraus erklärt sich, warum trotz aller dagegen erlassenen Verordnungen die Zahl der höheren Offiziere sich nicht verringerte, sondern sich sogar von 1775—1789 noch um 70 Personen vermehrte. Dagegen ist, was die Käuflichkeit der Stellen betrifft, eine beträchtliche Abnahme anzuerkennen, da sie bei Eröffnung der Generalstände nur bei der Cavallerie noch in größerem Umfang bestand.

Aus diesem Allen geht, wie ich glaube, genügend hervor, daß die Reformen St. Germain's nicht sowohl mit dem Naturell und Charakter der Franzosen, als mit den Interessen der Privilegirten im Widerspruch standen. Ersteres läßt sich eigentlich nur von einer einzigen seiner Verordnungen mit einigem Rechte behaupten, von der Einführung der bei der preussischen Armee üblichen Prügelstrafe mit flachem Säbel. Möglich, daß sie schon damals vielfach Unwillen im Heere erregte, wiewohl sich dafür nichts anführen ließ, als das fliegende Wort eines Soldaten: daß ihm am Säbel nichts, als die Schneide gefalle. Jedenfalls kann dieser Unwille bei den Offizieren kein zu großer gewesen sein, da weder der den Anordnungen St. Germain's so willig entgegenarbeitende Montbarey, noch sein Nachfolger Ségur daran Anstoß genommen haben, sondern die Strafe ruhig bestehen ließen. Es ist überhaupt schwer einzusehen, warum die Schläge mit flacher Klinge für den französischen Soldaten

schimpflicher gewesen sein sollen, als das Ruthenlaufen. Ich halte die Einführung derselben aber deshalb für einen Mißgriff, weil sie um Vieles leichter als diese Gelegenheit zum Mißbrauche bot. Hatte der Offizier den Säbel doch stets bei der Hand, um sich seiner in der ersten Aufwallung des Zornes bedienen zu können. Auch war es wohl dieser Mißbrauch, welcher später den revolutionären Parteien willkommenen Anlaß bot, diese Strafe mit Erfolg als Agitationsmittel gegen die Regierung zu gebrauchen und den Soldaten gegen sie aufzuregen.

Den stärksten Beweis für die unter Montbarenz hereingebrochene Reaction (die von ihm, und nicht, wie Chérest behauptet, erst von seinem Nachfolger ausging) bietet seine Verordnung v. J. 1779 dar, kraft welcher fortan Niemand mehr Zulassung in das Offiziercorps der französischen Armee finden sollte, der nicht den Nachweis seiner abligen Geburt zu liefern im Stande sei; was in schreiendem Widerspruch mit der von Gribeauval bei der Artillerie durchgesetzten Bestimmung stand, welche ausdrücklich die Stellen der Lieutenants 3. Grades den Sergeant-Majors vorbehielt. Die erweiterte und verschärfte Verordnung, welche 1780 unter Ségur erschien und jenen Nachweis auf vier Generationen väterlicherseits für alle Offiziere der Armee ausdehnte und von der Bestätigung des königlichen Genealogen abhängig machte, war nur eine Folge davon und wohl schon früher geplant.

Wenn Bésenval über Unordnungen klagt, die unter St. Germain und Montbarenz in der Armee wieder eingerissen seien, was ohnehin in entschiedenem Widerspruch steht mit dem fast überschwänglichen Lobe, das Lafayette und Rochambeau der Mannszucht der französischen Soldaten im amerikanischen Kriege gezollt haben, so darf nicht übersehen werden, daß Bésenval, obschon ein tüchtiger Offizier, hier doch Partei ist. Scheiterte durch die Ernennung St. Germain's doch seine Intrigue, damals de Castries durch die Königin zum Kriegsminister ernennen zu lassen; glaubte er sich doch, wiewohl, wie ich denke, mit Unrecht, von St. Germain zurückgesetzt; gehörte er doch noch zur alten Schule und zu den Vertrauten des Polignac'schen Kreises. Wenn dennoch Unordnungen im Heere wirklich entstanden sein sollten, so haben sie gewiß nur den Widerstand zur Quelle gehabt, welcher den Reformen St. Germain's entgegengesetzt wurde, oder fallen doch erst der Gleichgiltigkeit Montbarenz zur Last, der mehr an die Ausbeutung seiner Stellung, als an die Wohlfahrt des Heeres dachte. Jedenfalls aber widmete dessen Nachfolger, Ségur, der Mannszucht wieder die vollste Aufmerksamkeit, so daß man nun eher wieder über zu große Strenge zu klagen begann. Auch verdankte ihm die Armee noch verschiedene Verbesserungen.

Uebersieht man nun unbefangen das unter Ludwig XVI. bis zum Ausbruch der Revolution für die Armee Geleistete, so wird man anerkennen haben, daß sich dieselbe jetzt in einem ungleich besseren Zustand befand, als derjenige war, in welchem er dieselbe übernommen hatte. Noch immer aber war sie freilich mit großen Mängeln behaftet, die mit dem veränderten Geiste der Zeit in einem weit fühlbareren Widerspruch standen, als früher. Noch

immer zeigte die Recrutirung der Mannschaft die alten Uebelstände, obgleich ich keineswegs der Meinung bin, daß z. B. die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht den Abfall des Heeres von der königlichen Sache abgewendet haben würde. Noch immer bestand, wenngleich in ungesetzlicher Weise und in weit geringerem Umfang als früher, die Käuflichkeit der Aemter und Stellen im Heere. Noch immer spielte bei Besetzung der höheren Stellen die Bevorzugung des Hofadels vor dem niederen Adel eine bedeutende Rolle. Noch immer ließ die Verwaltung des Heeres manches zu wünschen. Das Schlimmste aber war doch die seit kurzem eingeführte grundsätzliche Ausschließung des Bürgerthums vom Offizierstande. Wenn man durch sie gehofft hatte, sich um so fester auf diesen verlassen zu können, so sollten schon die nächsten Ereignisse eine bittere Enttäuschung bringen; da bei dem ausbrechenden Kampfe der Regierung mit den Parlamenten und dem ihnen verbündeten Adel nicht wenige der abligen Befehlshaber und Offiziere das Standesinteresse über den militärischen Gehorjam stellten. Nichtsdestoweniger würde ein kräftiger, umsichtiger, sich seiner Ziele klar bewußter und sie beharrlich verfolgender Fürst mit Hilfe dieser Armee die ausbrechende Revolution leicht im Keime ersticken, oder ihr doch eine seinen Zwecken entsprechende Richtung gegeben haben.

Im Jahre 1787 nahmen die Zerrwürfnisse der Regierung mit den Parlamenten und dem Adel einen drohenden Charakter an. Aufstände brachen in verschiedenen Provinzen aus, denen die duldsame Haltung der Befehlshaber und Offiziere noch Vorschub leistete. Salonne wurde entlassen und die vom Hofe auf seinen Nachfolger, Coménil de Brienne, gesetzten Erwartungen erfüllten sich nicht. Nur zu bald war er verhafteter, als jener. Da er die Armee zu seinen Zwecken zu bedürfen glaubte und derselben jeden Grund oder Vorwand zur Unzufriedenheit nehmen wollte, hatte er einen Kriegsrath eingesetzt, welcher sich mit der Untersuchung und Abstellung der dringendsten Uebelstände beschäftigen sollte. Daß es ihm Ernst mit wirklichen Verbesserungen war, geht schon allein aus der Zusammensetzung des Kriegsraths hervor, in den er die intelligentesten, dem Fortschritt ergebensten Männer, wie Guibert und Gribeauval berufen, von dem er jedoch — und vielleicht eben deshalb — alle Marschälle von Frankreich ausgeschlossen hatte. Beides gab Anlaß zu den heftigsten Anfeindungen. Noch ehe der neue Kriegsrath sein Werk begonnen hatte, wurde er von den immer noch zahlreichen Anhängern der alten Schule und den Gegnern einer verhassten Regierung als eine Gesellschaft von Strebern und Machern (*faiseurs*) in der öffentlichen Meinung herabgesetzt und verdächtigt. Verächtlich sprach man von seinen Mitgliedern, als von jungen Menschen ohne Erfahrung und Kennniß. Und doch zählte Guibert, die Seele des Ganzen, der mit Auszeichnung im siebenjährigen und im corsischen Kriege gebient, bereits 46, der durch ganz Europa berühmte Gribeauval aber sogar 72 Jahre. Es läßt sich hiernach ermeßeln, welche Beurtheilung die Verordnungen dieses Kriegsraths, wie sie auch immer beschaffen sein mochten, zu gewärtigen hatten. Die schwächsten Stellen wurden

aus dem Zusammenhange herausgerissen, um ihnen die gehässigste Auslegung geben und Offiziere und Mannschaften gegen einander und gegen die Regierung aufregen zu können. Man scheute sich sogar nicht, andere zu gleichem Zweck zu entstellen und mit verläumderischen Erfindungen zu vermischen. Nach dem Geschrei, das darüber durch ganz Frankreich erhoben wurde, hätte man denken sollen, daß es erst der Kriegsrath gewesen sei, der die Prügelstrafe mit flacher Klinge eingeführt, den Ausschluß des Bürgerthums vom Offiziersstand zum Geseze erhoben und den des niederen Adels von den höheren Stellen in der Armee durchgesezt habe. Die Cahiers, welche später die Abgeordneten zu den Generalständen von ihren Wählern mit auf den Weg erhielten, beweisen allein, welchen Glauben diese Verläumdungen im Volke gefunden. Auch ist dies in Zeiten so heftiger Parteilung begreiflich genug, weniger freilich, daß selbst noch heute bedeutende Schriftsteller, wie Chérest, denselben Glauben zu schenken und in der Reform des Kriegsraths nichts zu erblicken vermögen, als ein Werk aristokratischen Rastengeistes; sowie in der darin wieder aufgenommenen Prügelstrafe mit flacher Klinge eine der wesentlichen Ursachen der Revolution. Selbst Albert Duruy, der doch im Uebrigen den Leistungen des Kriegsraths alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, findet wenigstens eine ihrer secundären Ursachen darin und eifert gegen den aristokratischen Geist einzelner anderer seiner Bestimmungen. In Wahrheit war aber das Reformwerk des Kriegsraths von einem wesentlich anderen Geiste beseelt, nur daß er sich dabei durch die Rücksicht der Regierung auf die Lage der Zeit vielfach gehemmt sah. Es schien bei der Haltung, welche der höhere Offiziersstand in den durch die Parlamente erregten Unruhen gezeigt, dringend geboten, die Interessen des Adels möglichst zu schonen. Man hielt es für ebenso unzweckmäßig, gerade jetzt den Ausschluß des Bürgerthums vom Offiziersstande wieder aufzuheben, als eine neue, das Bürgerthum mehr belastende Form der Recrutirung im Heere einzuführen. Mußten, indem man der Willkür und dem Günstlingswesen neue Schranken zog und dem Verdienste eine entsprechende Beförderung zu sichern suchte, doch ohnehin die Vorrechte des Adels in empfindlicher Weise verletzt werden. Und doch war jenes ganz augenscheinlich der Sinn der Verordnung, welche vorschrieb, daß hinfort der Grad eines Lieutenants nur nach bestandener Prüfung, alle höheren Stellen aber nur nach einer gesetzlich normirten Dienstzeit in den unteren Stellen erlangt werden könnten, so die Stelle eines Majors im Frieden nur von Hauptleuten nach zwanzigjähriger Dienstzeit, die der Obersten von Oberstleutenants, nachdem diese mindestens vier Jahre als solche gedient, die der Generalmajors nur von Obersten, sowie die der Generalleutenants von Generalmajors, die mindestens zwei Jahre in dieser Eigenschaft im Dienste gestanden hatten. Schon nach den Verordnungen von 1759 und 1776 hatte man, wie wir sahen, nur noch Oberst eines Regiments werden können, nachdem man, nach ersterer sieben Jahre, nach letzterer vierzehn Jahre, und zwar sechs als Oberst zweiten Grades, gedient hatte. Dagegen war die Befezung

der noch höheren Stellen bisher den freien Entschlüssen des Königs vorbehalten gewesen. Die Bestimmungen des Kriegsraths schränkten daher diese königlichen Machtbefugnisse, sowie das Protections- und Günstlingswesen bei Besetzung der höheren Stellen noch weiter ein. Gleichwohl hat man sie benützt, um den niederen Adel gegen den höheren und gegen die Regierung aufzubringen, indem man angesichts der Verordnungen von 1759 und 1776 zu behaupten wagte, daß, da schon bisher nur Personen von hohem Adel in den Besitz der Stellung eines Obersten hätten gelangen können, nun aber die Grade des Generalmajors und Generallieutenants nur noch den Obersten zugänglich werden sollten, der niedere Adel auch noch von diesen ausgeschlossen worden sei. Und eine solche Sophistik, die nur den Verblendeten täuschen konnte, findet, wie Thèrest beweist, selbst heute noch Glauben! Gewiß mag es damals noch manchen Obersten gegeben haben, der seine Stellung nur der königlichen Gunst, der Befürwortung oder dem Gelbe verdankte, kann man dies aber Verordnungen zuschreiben, die das Gegentheil festsetzten? Keine Verordnung ist davor geschützt, umgangen zu werden, und keine jener Verordnungen hatte rückwirkende Kraft.

Zu bedauern bleibt andererseits freilich, daß der Kriegsrath die Züchtigung mit flacher Klinge nicht aufhob, schon weil sie von den revolutionären Parteien in so verhängnißvoller Weise ausgebeutet werden konnte. Er konnte dies freilich um so weniger ahnen, als er hierin nur unterließ, was seine Vorgänger ebenfalls und widerspruchsslos unterlassen konnten. Auch suchte er, woran diese nicht dachten, wenigstens dem Mißbrauch der Strafe zu wehren. Denn dies allein war der Sinn der neuen darauf bezüglichen Verordnung, welche bestimmte Vorschriften für die Anwendung jener Strafe enthielt. Sie stand daher keineswegs, wie Albert Duruy behauptet, in einem so befremdenden Widerspruch zu der anderen, welche das Verhalten der Vorgesetzten gegen die Untergebenen regelte, und diesen zwar unbedingten Gehorsam gegen jene, den Vorgesetzten aber auch humanes, anständiges, höfliches Verhalten gegen ihre Untergebenen bis zum einfachen Soldaten vorschrieb und einschärfte. Sie entsprangen vielmehr beide demselben humanen Geiste, mit welchem der Kriegsrath die Lage dieses letzteren in's Auge faßte. Wie den Offizierstand, so suchte der Kriegsrath auch den dem gemeinen Soldaten zugänglichen und so wichtigen Stand der Unteroffiziere zu heben und für den Dienst brauchbarer zu machen, indem die Erlangung jedes Grades desselben, vom Sergeanten bis zum Adjutanten herauf, von einer vorausgegangenen Prüfung abhängig gemacht wurde. Es dürfte wohl mit hierauf zurückzuführen sein, daß später gerade aus dem Unteroffizierstande so viele tüchtige höhere Offiziere hervorgingen. Doch auch der Verwaltung schenkte der Kriegsrath keine Aufmerksamkeit, so daß es fast keinen Zweig derselben gab, dem er nicht noch zweckmäßigere Einrichtungen zu geben suchte. Die wichtigste seiner Reformen aber bestand in dem Zurückgreifen auf den Entwurf St. Germain's, welcher die raschere Mobilisirung der Armee, das leichtere Zueinandergreifen und einheitliche Zusammenwirken ihrer verschiedenen

Truppentheile und Waffengattungen und die Erhöhung ihrer Leistungsfähigkeit bezweckte. Er theilte hiernach Frankreich in 21 Militärbezirke und die Armee in eine entsprechende Zahl Divisionen ein, denen er eine rationelle Gliederung gab. Doch alle diese Verbesserungen wurden von den Gegnern der neuen Schule und im Interesse des Parteigeistes todtgeschwiegen. Denn je leidenschaftlicher der Kampf der Parlamente und des Adels gegen die Regierung entbrannte, desto mehr suchte man auch, den Händen der letzteren die Waffe, die sie in der Armee besaß, zu entwinden. Man begnügte sich nicht, die Befehlshaber und Offiziere durch Ueberredung und Mahnung an die Pflichten der Standesehre und des Standesinteresses für die Sache der ersteren zu gewinnen, man ergriff dazu auch die Mittel der Einschüchterung und des Zwanges. Man erklärte diejenigen Beamten und Offiziere, welche dem von der Regierung gegen die Parlamente, ihre Anhänger und die von ihnen erregten Unruhen und Aufstände erlassenen Befehle vollzogen, gesellschaftlich in die Acht. Man scheute sich sogar nicht, das Leben derselben, wie das des pflichttreuen d'Hervilly in der Bretagne, durch Massenherausforderungen zu bedrohen. Es fehlte schon jetzt nicht an Schritten, welche Offiziere und Mannschaften zum Treubruch zu verleiten suchten. Wie groß die Wirkung dieser Aufwieglungen war, zeigte sich im September 1788 bei den Uebungen im Lager zu Metz, dem auch Guibert beistand. Hier, wo der Graf Carl von Lameth an der Spitze der Unzufriedenen stand, wurde ganz offen die Frage von den Offizieren verhandelt, wie weit der militärische Gehorsam zu gehen habe. Man bejubelte jede Nachricht von neuen Niederlagen der Regierung; die Neuerungen des Kriegsraths wurden verurtheilt und Guibert mit Epigrammen verfolgt und verspottet. Man verweigerte ihm sogar den militärischen Gruß, ja die schmachvolle Niederlage, die ihm im folgenden Jahre der Adel seiner Provinz bei den Wahlen zu den Generalständen bereitete, hatte hier ihren Ursprung.

Bis dahin hatten die Mannschaften sich noch überall streng in den Grenzen des militärischen Gehorsams gehalten. Wie die revolutionäre Bewegung nicht vom Bürgerthume, sondern von den Ständen der Privilegirten ausgegangen war, so ging auch die Auflösung der Disciplin nicht von den Mannschaften, sondern von den Offizieren und Befehlshabern aus. Ließen sich die Soldaten doch geduldig vom Pöbel beschimpfen, mit Steinen bewerfen und mit Stöcken und Fäusten angreifen, ohne von ihren Waffen Gebrauch zu machen, sobald und solange dies ihre Vorgesetzten von ihnen forderten. Sie setzten der Gewalt nur erst dann Gewalt entgegen, wenn es ihre Offiziere zu schützen und zu retten galt. Wo aber ein Offizier, wie d'Hervilly, oder ein Sergeant wie Bernadotte in Grenoble, den Muth und die Gewissenhaftigkeit hatte, seine Pflicht zu erfüllen und gegen den aufrührerischen Pöbel einzuschreiten, folgte man ihm mit derselben gehorsamen Bereitwilligkeit. Daher der entschiedene Stainville, der den duldsamen Thiard in der Bretagne ersetzte, hier sofort die Ruhe wiederherstellte, und dies später auch demselben Thiard gelang, als dieser Ernst zu zeigen für

gut hielt. Als d'Espréménil bei seiner Verhaftung in Paris das Volk aufforderte, ihn zu befreien, blieb Alles ruhig, und als man die die Verhaftung vollziehenden Gardisten fragte, ob sie sich seiner Befreiung wohl widersetzt haben würden, erwiderte einer von ihnen: „Ich würde auf meinen Freund, meinen Bruder schießen, wenn ich dazu den Befehl erhielte.“ — Allein das Beispiel der Offiziere, welche den Soldaten verboten, auf die sie mit Steinen bewerfende Menge zu schießen, welche sie ohne Patronen gegen dieselbe aufstellten und vorschießen — die Lieder, welche der Adel verbreiten ließ, mit dem Refrain: „Wer schösse wohl auf seine Brüder“ — die Lehre, mit welcher die Offiziere ihr Verhalten entschuldigten, daß es nicht in der Pflicht und der Aufgabe der Armee liege, sich gegen das Volk gebrauchen zu lassen — die Schriften, welche den Soldaten gegen seine Offiziere aufwiegelten — konnten zuletzt nicht ohne Wirkung bleiben. Das erste Anzeichen von Lockerung der Disciplin unter den Mannschaften ließ sich in der plötzlichen Ueberhandnahme der Fahnenflucht im Jahre 1788 erkennen. Es war eine unglückliche Maßregel, derselben durch Ziehung eines Cordons von Truppen längs den Grenzen entgegenzutreten. Indem man die Flüchtigen hinderte, eine Zuflucht im Auslande zu suchen, zwang man sie zu einem gefährlichen Vagabondenleben. Sie flüchteten in die Wälder, sie rotteten sich zusammen, sie verbanden sich mit den Strolchen und Stromern, welche das Land bettelnd, stehend, raubend und mordend durchzogen, deren Zahl Laine auf 10,000 geschätzt hat, und die mehr als 35,000 Gensdarmen gegen sich in Bewegung setzten. Es waren diese verwegenen Gestalten, welche bei den Aufständen in Paris plötzlich auftauchten, die Bürgerschaft in Schrecken versetzten und in den Händen der Revolutionsmänner die furchtbarste Waffe wurden.

Die Regierung hatte bisher die Aufstände ziemlich leicht genommen; theils weil die Hauptstadt fast ganz ruhig geblieben war, theils weil die Bürgerschaft sich fast überall davon fern gehalten hatte. „Trotz der hohen Brotpreise“ — schrieb Lafayette am 16. August 1789 aus Paris — „giebt es hier weder Aufläufe noch Aufstände.“ „Die Patrouillen der französischen und Schweizergarden, welche Paris durchziehen, erhalten durch ihr bloßes Erscheinen die Ruhe,“ bestätigt Bésenval, dem der Befehl über die in Isle de France (mit Ausnahme von Paris), in Soissons, Bourbon, Orleans und in der Touraine stehenden Truppen anvertraut worden war. Er versichert sogar, daß bis zum 12. Juli 1789 unter letzteren die Disciplin nicht ein einziges Mal ernsthaft gestört worden sei. Das Vertrauen der Regierung auf die Ruhe des Bürgerthums, von dem sie vielleicht sogar glaubte, es im weiteren Kampfe mit den Privilegirten auf ihrer Seite zu haben, war freilich ein Irrthum, aber ein Irrthum, den sie mit vielen einsichtsvollen Männern damals getheilt hat. Es ist wahr, das Bürgerthum konnte sich nicht für den Kampf der Parlamente und des Adels erwärmen, welcher im Grunde nur seine Vorrechte gegen die Regierung vertheidigte. Es ist wahr, die Regierung, indem sie diese Vorrechte angriff und auf eine gleichmäßige Besteuerung zur

Deckung des Deficits drang, vertheidigte, wenn auch nur nothgebrungen und nebenbei, ein Interesse des Volks, auf welchem bisher die ganze Steuerlast lag. In einem Punkt traf der intelligente Theil des dritten Standes aber doch mit dem der beiden höhern Stände zusammen: in der Verurtheilung des alten Regierungssystems und in dem dringenden Verlangen einer durchgreifenden Veränderung desselben; wenn auch Grund und Ziel dabei wesentlich andere waren. Es war also doch immer möglich, daß man sich, wenn schon nur vorübergehend, zum Zwecke der Bekämpfung des gemeinsamen Uebels verband. Allerdings war im Bürgerthume noch vielfach der Glaube an die Allmacht der Regierung verbreitet. Man hielt den Kampf gegen sie noch vielfach für einen vergeblichen, der nur Opfer kosten, nicht aber Vortheile bringen werde. Auch war die Persönlichkeit Ludwigs XVI. noch fast allgemein im Volke beliebt und geachtet. Bis tief in die Zeiten der Nationalversammlung unterschied man zwischen ihm und der Regierung, und die Berufung auf die Herzensgüte des Königs beschwichtigte mehr als einmal die aufgeregtesten Massen. Gleichwohl hatte schon damals das Beispiel der Dauphiné den Hof und die Regierung belehren können, daß die Ruhe des Bürgerstandes die Ruhe vor dem ausbrechenden Sturme war. Denn hier, wo die privilegierten Stände, theils in wohlwollender Absicht, theils aus Politik dem dritten Stande mit dem Opfer gewisser Vorrechte entgegenkamen, vereinigten sich alle drei zu gemeinsamer Bekämpfung der Regierung, und zwar galt es dabei nicht, wie in den übrigen Provinzen, die Vertheidigung und Wiederherstellung der Rechte und Vorrechte dieser letzteren, sondern mit Aufopferung derselben die der gleichmäßigen Rechte aller Bürger des einen und einheitlichen Frankreichs. Die Dauphiné, welche hierdurch der Bewegung einen ganz neuen Charakter gab, der allmählich, wenn auch erst nach längerem Widerstande, der die Revolution beherrschende wurde, trat hierdurch, allerdings nur vorübergehend, an die Spitze der letzteren, und es war eines der ausgezeichnetsten Mitglieder des Bürgerstandes, der Richter Mounier, der hier mit dem Entwurfe der Beschlüsse der drei Stände, sowie später mit dem der Vorschriften für die erwählten Vertreter derselben bei den Generalständen betraut wurde. Beide, die blühtartig eine ungeheure Wirkung auf die Haltung und die Beschlüsse des dritten Standes von ganz Frankreich ausübten, waren einstimmig angenommen worden.

Die Berufung der Generalstände rief den dritten Stand ganz allgemein auf den Kampfplatz. Der Sturm, der gedroht hatte, wurde entfesselt. Eine Fluth aufregender Flugchriften, die zum großen Theil darauf berechnet waren, die Schäden des gegenwärtigen Regierungssystems aufzudecken und dasselbe verhaßt zu machen, sowie den dritten Stand über seine ihm verkümmerten und vorenthaltenen Rechte aufzuklären, kündigte ihn gleich Sturmvögeln an. Mit welchen Ansprüchen der dritte Stand auf dem Kampfplatz erschien, läßt sich schon aus dem Grundsatz erkennen, daß die Nation nicht bei den fünf oder sechs Hunderttausenden von Privilegirten, sondern nur bei den 24 bis 25 Millionen des dritten Standes zu finden sei.

Mit den Generalständen wurde der Schwerpunkt der Revolution aus der Provinz nach Versailles und Paris gelegt. Sie würde hier ohne die zuströmenden fremden Elemente schwerlich die Kraft gewonnen haben, die sie durch diese entwickelte. Dies zeigte sich selbst noch bei den Wahlen. Mehr als drei Viertel der Wahlberechtigten enthielten sich hier der Abstimmung. Auch fielen die Wahlen des dritten Standes hier keineswegs radical aus. Sidnes ist vielleicht der einzige der Erwählten, der diese Bezeichnung verdient. Es war hauptsächlich der bretonische Club, aus welchem sich später der Jacobinerclub entwickelte, der, die revolutionärsten Mitglieder der Nationalversammlung in sich vereinigend, die Insurrection der Hauptstadt in die Hand nahm und sich hierbei der Unterstützung des aus Anhängern des Herzogs von Orleans zusammengesetzten Clubs Ballois, sowie der Volksredner des Palais Royal bediente, unter denen Camille Desmoulins und der Schweizer Marat hervorragten. Schon damals breitete der bretonische Club ein Netz von Zweigvereinen über ganz Frankreich aus, deren hauptsächlichste Aufgabe es zunächst war, die Truppen zum Abfalle vom Hof und der Regierung zu verleiten. Das Geld des Herzogs von Orleans und verschiedener großer Bankiers und Capitalisten (Nivarnol nennt Laborde, Méréville, Boscary, Dufrenay) leistete treffliche Dienste. Mit ihm wurden wahrscheinlich nicht nur die beiden in Paris stehenden und dessen ganze Besatzung bildenden Regimenter der französischen und Schweizer-Garde bearbeitet, sondern auch jene verwegenen Räuber und Mörder angeworben, die unter dem Vorgeben, hier in den zur Abhilfe der Noth errichteten Werkstätten Arbeit zu suchen, plötzlich mit Stöcken bewaffnet in Paris erschienen. Mit ihrer Hilfe hoffte man, sobald man dessen bedurfte, die Aufstände in Scene setzen zu können. Der nur wenige Tage nach ihrer Ankunft ausbrechende Aufstand, der ohne jeden Grund gegen einen der menschenfreundlichsten Fabrikanten, Namens Abveillon, gerichtet war, scheint nur ein Versuch gewesen zu sein, den Widerstand und die Treue der Truppen und die Erregbarkeit des Pariser Pöbels auf die Probe zu stellen. Es war schon bei dieser Gelegenheit auffällig, daß die zunächst zum Schutz jenes Fabrikanten ausgesendeten dreißig Mann französischer Garde der Plünderung ruhig zusahen, ohne einen Schuß abzufeuern. Der Energie Bésenvals, der damals zu seinem Generalcommando noch den Befehl über das in Paris stehende Regiment Schweizergarde übernommen hatte, gelang es jedoch, den Aufstand rasch und blutig niederzuschlagen. Obgleich das Regiment französischer Garden im Rufe eines der besten stand, war es doch der Versuchung sehr zugänglich, weil es viele verheirathete Soldaten enthielt, die in vertrautem Umgang mit der Bürgerschaft standen, die jüngeren Mannschaften aber von bezahlten Dirnen bearbeitet wurden. Um ihre Leute diesen Einwirkungen zu entziehen, hielten Bésenval und der Oberst der französischen Garden, der Herzog von Châtelet, sie, soviel sie konnten, in den Kasernen zurück. Die Folge war, daß eine größere Zahl französischer Garden eines Tages gewaltsam ausbrach, um mit dem Volke zu fraternisiren — ein Vorgang der, weil er unbestraft

blieb, sich bald in größerem Umfang wiederholte. Der verunglückte Staatsstreich vom 23. Juni und das Gerücht der Entlassung Neckers hatte Versailles und Paris in große Aufregung versetzt. Schon damals drohten die Redner des Palais Royal, mit 40,000 Mann nach Versailles marschiren zu wollen. Natürlich fehlte es nicht an neuen Bearbeitungen der Truppen. Dreihundert französische Garden verließen am 25. Juni die Kasernen, um sich vom Volke bewirtheten zu lassen. Diesmal wurde aber doch eine Untersuchung eingeleitet und die Räubersführer nach der Abtei in Haft geschickt. Dies rief einen neuen Aufstand hervor. Die Gefangenen wurden befreit und im Triumphe nach dem Palais Royal geführt. Glücklicherweise ward diesmal der König von der Nationalversammlung und dem Club der Pariser Wähler unterstützt. Er versprach, den Unruhliftern zu verzeihen, doch nur für den Fall, daß man zuvor die befreiten Gardisten zurück in's Gefängniß führte, was wirklich geschah; worauf dieselben zwar freigegeben, doch aus dem Regimente gestoßen wurden. Diese Vorgänge hatten aber doch die Schwäche des Königs zu sehr enthüllt, um die Auführer einschüchtern zu können, die immer auf's Neue mit dem Marsch auf Versailles drohten. Bessenoal gab, wie er sagt, das Regiment französischer Garden schon damals verloren. Umso mehr ist zu verwundern, daß er nicht auf Ersatz desselben durch andere Truppen drang. Doch traf er wenigstens Vorkehrungen, um Versailles gegen einen Handstreich zu schützen. Die Regierung zog aber eine ansehnliche Truppenmacht um Paris unter dem Oberbefehl des Herzogs von Broglie zusammen, der sein Hauptquartier nach Versailles verlegte. Es ist noch heute unaufgeklärt, ob es sich hierbei, wie man allgemein glaubte, um einen gegen die Nationalversammlung gerichteten Staatsstreich, oder, wie der König dieses behauptete, nur um ihre und seine Sicherheit und um Herstellung und Aufrechthaltung der Ordnung gehandelt hat. Wahrscheinlich wurde dem König zunächst nur das Letztere vorgespiegelt, während man im Geheimen hoffte, die Dinge dahin treiben zu können, um ihn auch noch zu Ersterem fortzureißen. Die plötzliche Entlassung Neckers nach Ankunft der Truppen spricht sehr dafür. Noch ehe sich diese aber auf Paris in Bewegung gesetzt hatten, schrieb Graf Axel von Fersen an seinen Vater, daß leider auf den französischen Soldaten nur wenig Verlaß sei. Doch war er hierzu wohl nur durch die Pariser Vorgänge bestimmt worden. Denn in Versailles zeigte man bis zum letzten Tage die größte Zuversicht. Die Offiziere sahen das ganze Geschmeiß von Generalständen bereits durch die Fenster fliegen. Man habe diesmal die Messer geschärft. Auch Bessenoal sagt, daß Broglie, entschlossen, Paris wie eine feindliche Stadt zu behandeln, am Erfolg nicht gezweifelt habe. Natürlich wurde diese drohende Anhäufung von Truppen sowie die Entlassung Neckers, die Paris ohnehin schon in Aufregung versetzte, von den revolutionären Clubs und Volksrednern benutzt, dieselbe auf's Aeußerste zu steigern. Ein neuer Aufstand ward vorbereitet, Anstalten zur Vertheidigung der Stadt, zur Volksbewaffnung getroffen, alle Mittel in Bewegung gesetzt, die Soldaten zum

Uebertritt zu bewegen. Geld floß dazu von allen Seiten zusammen. Aufreizende Schriften, wie „der Brief eines Offiziers an den Grafen Mirabeau“ wurden in Massen unter die Soldaten vertheilt, der König in ungestümster Weise, doch immer vergeblich, zur Entlassung der Truppen gebrängt.

Bésenval, der auf die französischen Garden nicht rechnen konnte, die fast schon zur Hälfte zu den Aufständischen übergegangen waren, hatte sich in Paris durch mehrere der unter seinem Oberbefehl in der Provinz stehenden Schweizerregimenter, das Regiment Royal Allemand Dragoner und einen Theil der Husaren Cravates verstärkt. Gleichwohl ließ er den Aufstand sich ruhig entwickeln, bis dieser zuletzt eine Stärke gewann, der gegenüber er sich nun wirklich zu schwach fühlen mochte. Er ließ es ruhig geschehen, daß Häuser und Paläste geplündert wurden und man sich der Waffenniederlage im Hotel der Invaliden bemächtigte, obwohl er von diesem Vorhaben schon einen ganzen Tag früher in Kenntniß gesetzt worden war. Er machte nicht den geringsten Versuch, den offen angekündigten und vorbereiteten Sturm auf die Bastille zu hindern oder dem unglücklichen Befehlshaber derselben zu Hilfe zu kommen. Schon vor dem 12. Juli hatte er den größten Theil seiner Truppen auf dem Marsfelde zusammengezogen. Nun ließ er auch noch den Rest dahin abrücken, die Stadt völlig dem Aufstande preisgebend. Und doch sollte bei dieser Gelegenheit der Reiterangriff einer Abtheilung Husaren unter dem Prinzen Lambesc, nicht, wie man es dargestellt hat, gegen wehrlose Neugierige, sondern gegen die seine Leute bedrängenden und angreifenden Pöbelmassen, beweisen, was selbst noch damals mit Energie und Festigkeit zu erreichen gewesen wäre. Statt dessen setzte er nun seine Truppen zwei volle Tage dem Hohne und der Verführung der Auführer aus, was das Vertrauen und die Standhaftigkeit derselben allerdings theilweise erschöpft haben mag. Nicht minder auffällig ist, daß er, der doch weitere Verstärkungen von den unter seinem Befehle stehenden Truppen heranziehen konnte, diese vom Marschall de Broglie erbat und, als sie ausblieben, sich am 14. ohne Weiteres vor den gegen ihn mit den französischen Garden anrückenden bewaffneten Volksmassen nach Versailles zurückzog. Nach seiner eigenen Darstellung wäre er zu dieser auffälligen Haltung nur zur Vermeidung unnützen Blutvergießens bestimmt worden, da er sich vom ersten Augenblicke an dem Aufstande gegenüber für zu schwach gehalten habe! Doch legt sein Bericht auch noch den Verdacht nahe, daß etwas Eifersucht und Groll gegen den Marschall mit im Spiele gewesen sei, dessen Anordnungen seine Pläne durchkreuzt hätten, was eine gewisse Gereiztheit in ihrem persönlichen Verkehr zur Folge gehabt habe. Nur lassen die Verhältnisse kaum eine solche Annahme zu. War die Berufung der Truppen und die Ernennung des Marschalls zum Oberbefehlshaber derselben doch wesentlich das Werk des Grafen von Artois und des Polignac'schen Kreises, zu dessen Vertrauten auch Bésenval selber gehörte. Ist es da nicht um vieles wahrscheinlicher, daß er im vollen Einverständniß mit ihnen und dem

Marschall gehandelt hat und es im Plane des letzteren lag, den Aufstand in Paris ruhig gewähren zu lassen, um durch den Schrecken, welchen die Ausschreitungen desselben hervorbringen würden, den Widerstand des Königs gegen alle gewaltthamen Maßregeln endlich zu brechen? Wie es sich aber damit auch immer verhalten möge, jedenfalls war die Wirkung eine wesentlich andere, da Ludwig XVI. durch die ihm so lange wie möglich verheimlichten Nachrichten von den furchtbaren Pariser Ereignissen plötzlich so eingeschüchtern wurde, um, allen Widerstand gegen die Nationalversammlung aufgebend, den Befehl zum Abzuge der Truppen sofort zu ertheilen. Gewiß wird es auch unter diesen nicht wenig Schwankende gegeben haben, und manche mögen sogar schon damals fahnenflüchtig geworden und zu den Aufständischen übergegangen sein — allein die Behauptung: mit dem Fall der Bastille sei auch der Abfall der Truppen ein allgemeiner gewesen, ist nicht nur zu weitgehend, sondern geradezu irrig. Daher Rivarol, der die Verufung der Truppen doch auf's Schärfste verdammt, die Lage ungleich richtiger beurtheilt, wenn er sagt: daß, falls am 15. Juli der König, statt den Befehl zum Abzug der Truppen zu geben, sich an ihre Spitze gestellt, sie sicher Alles willig gethan haben würden, was er von ihnen irgend gefordert hätte. Allein die Schwäche, die er auch bei dieser Gelegenheit wieder zeigte, die Demüthigung, der er sich vor der Nationalversammlung und der Commune, d. i. vor dem Aufstande unterzog, die völlige Straflosigkeit, welche den übergegangenen Soldaten, sowie den Auführern, trotz der verübten Verbrechen, zu Theil wurde, vor Allem aber die Thatsache, daß Ludwig XVI. weder die Polignacs, noch seinen Bruder, noch den Marschall de Broglie und den General Bessenval vor der Volkswuth glaubte schützen zu können, sondern sie selbst zur Flucht drängte — dies Alles konnte um so weniger auf die Armee ohne Wirkung bleiben, als die Verleitung zum Treubruch mit wachsendem Eifer fortgesetzt wurde. Schien doch nicht bloß die Macht, sondern auch das Recht von der Sache des Königs auf die des Aufstandes übergegangen zu sein. Schien es doch minder gefährlich, sich auf dessen Seite zu schlagen, als im Dienste treu auszuharren. Die Errichtung der Nationalgarden, in welchen die Fahnenflüchtigen mit Freuden Aufnahme und wegen ihrer Brauchbarkeit rasche Beförderung fanden, leistete der Fahnenflucht noch weiteren Vorschub. Der veränderte Fahneneid, der dem Soldaten nicht mehr bloß Treue gegen den König, sondern auch gegen die Nation und das Gesetz auferlegte, mußte vollends die Gewissen verwirren. Der Haß, den man bald anfang, gegen den Adel zu predigen, in dem man nur noch Verdächtige sah, machte dem Soldaten den Ungehorsam und die Empörung gegen seine Oberen gewissermaßen zur patriotischen Pflicht. Schon am 15. August konnte Graf Ferjen seinem Vater die Zahl der seit dem 13. Juli fahnenflüchtig gewordenen Soldaten, abgesehen noch von den französischen Garden, auf 12,750 angeben. Am 7. September berichtet er, daß es in vielen Regimentern zum Aufstand gekommen sei. Doch wurden diese Aufstände

mehr oder minder rasch und keineswegs immer so blutig, wie der Aufstand in Metz, wieder niedergeschlagen. Daneben gab es aber auch noch viele Regimenter, die sich durch Treue auszeichneten. Hierzu gehörten das Regiment Flandern und die Garde-Corps, welche am 5. October die Vertheidigung des Königs und seiner Familie übernahmen. Am 17. October hielt es Mirabeau noch für leicht, ohne besonderes Aufsehen 10,000 Mann zuverlässiger Truppen zum Schutze des Königs zusammenzuziehen. Am 20. Januar 1790 glaubte der Herzog von Rochefoucauld seiner Truppen noch so sicher zu sein, um den König mit Hilfe derselben nach Rouen führen zu können. Wenig später erbot sich Lafayette, ihn nach Compiègne zu geleiten und an die Spitze seiner Armee zu stellen. Noch am 20. Juni d. J. rühmt Fersen, wie etwas später Lamartine, die unbestechliche Treue seines Regiments. In seiner 12. Note vom 17. Juli für den Hof führt Mirabeau die Regimenter auf, die sich ihrer bewährten Treue wegen zu seinem Fluchtplan besonders empfahlen. Im Monat October glaubt Bouillé sich noch auf einen Theil der zahlreichen unter seinem Befehl stehenden Truppen verlassen zu können. Im Februar 1791 vermag er dies aber kaum noch von ein paar Cavallerieregimentern zu versprechen; nur sei keine Zeit zu verlieren. In der That schreibt Graf Fersen am 10. April, d. i. mehr als 18 Monate nach der Erstürmung der Bastille: „Die Armee ist verloren. Die Regimenter empören sich und gehorchen ihren Offizieren nicht mehr.“ Unter solchen Umständen wurde die wieder und wieder verzögerte Flucht Ludwigs IX. endlich doch unternommen.

Ich glaube im Vorstehenden an der Hand der Thatfachen das wahr, Verhältniß entwickelt und dargelegt zu haben, in welchem der Zustand der französischen Armee beim Ausbruch der Revolution zu dieser gestanden hat. Er ist ebenso wenig eine der hauptsächlichsten ihrer Ursachen, als die des jähen Zusammenbruchs der altfranzösischen Monarchie gewesen. Auch vollzog sich die Auflösung der Armee keineswegs so rasch, wie man vielfach behauptet hat. Eher ist zu bewundern, welchen langen Widerstand sie bei der schwachen, schwankenden Haltung des Königs und seiner Regierung, bei der fieberhaften Erregung der Zeit und der allgemeinen Auflösung des ganzen Staatswesens der Verleitung zum Abfall entgegensetzte, die kein Mittel der Ueberredung, der Aufreizung und Versuchung dabei unbenützt ließ. Die Armee löste sich auf, weil sie sich herrenlos fühlte, weil die Monarchie nicht den Muth und die Kraft besaß, sich ihrer rechtzeitig zur Aufrechterhaltung der gesetzlichen Ordnung zu bedienen, wie die Monarchie an sich selber zu Grunde ging, weil sie nicht den Muth und die Kraft besaß, ganz mit dem alten unhaltbar gewordenen Regierungssystem zu brechen und ein neues, dem Geiste der Zeit, d. i. den Forderungen der Menschlichkeit, entsprechendes zu begründen.



Christian Wolff
in seinem Verhältniß zu Friedrich Wilhelm I.
und Friedrich dem Großen.

Von

F. A. von Winterfeld.

— Stuttgart. —



Überall giebt es eine ausgleichende Gerechtigkeit, und wenn die Welt geneigt ist, die Tugenden und lobenswerthen Thaten der Fürsten höher zu schätzen, als die anderer Menschen, so pflegt sie auch dafür ihre Schwächen und Mißgriffe desto härter zu rügen. Ein Beispiel davon bietet das Leben des berühmten Philosophen Christian Wolff. Das Andenken an die Ungerechtigkeit und Härte, mit welcher König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, aufgereizt durch falsche Einschlüsterungen, ihn von Amt und Würden an der Universität Halle und aus dem Lande vertrieben, hat sich erhalten, während es kaum noch bekannt ist, wieviel Mühe sich der König, nachdem er seinen Fehler erkannt, gegeben, das begangene Unrecht wieder gut zu machen, indem er den verbannten Gelehrten unter den ehrenvollsten Bedingungen zur Rückkehr zu bewegen suchte, was freilich nicht mehr ihm, sondern erst seinem Nachfolger, Friedrich II., der Wolff außerordentlich hochschätzte, gelingen sollte.

Doch davon später. Vorerst wollen wir uns mit dem Lebensgang des Mannes beschäftigen, der in der gelehrten Welt des vorigen Jahrhunderts einen allerersten Rang einnahm und den man um so mehr als den Nachfolger von Leibnitz betrachten darf, als er dessen philosophisches System zur Grundlage des seinigen machte und dessen Neigung zu wissenschaftlicher Universalität theilte.

Christian Wolff, am 4. Januar 1779 zu Breslau geboren, hatte sich sowohl auf den Lehranstalten seiner Vaterstadt, sowie darnach auf der Universität Jena durch hervorragende geistige Begabung ausgezeichnet. Obgleich ursprünglich die Theologie zur Berufswissenschaft wählend, trieb er doch, aller Einseitigkeit fern, daneben mit nicht geringerem Eifer und Erfolge philosophische, mathematische und naturwissenschaftliche Studien. 1803 habilitirt er sich in Leipzig, und seine Vorträge, nicht über Theologie, sondern über die letztgenannten, gewissermaßen nebenbei betriebenen Wissenschaften, erregen solches Aufsehen, daß allerseits Berufungen von deutschen Hochschulen an ihn ergehen. Er entscheidet sich für Halle und wird dort von König Friedrich I., dem Gründer dieser Universität, als ordentlicher Professor der Mathematik angestellt. Doch beschränkte sich Wolff keineswegs auf diese Wissenschaft, sondern lehrte auch, und zwar mit glücklichstem Erfolge, Philosophie und Naturkunde. Sein reiches Wissen, sein lichtvoller Vortrag, die Freiheit und Kühnheit, mit welcher er die Fesseln der Scholastik sprengte — alle diese ausgezeichneten Eigenschaften verbreiteten seinen Ruhm durch ganz Europa und zogen Schaaren von wißbegierigen Jünglingen nach Halle. Auch Friedrichs I. Nachfolger, König Friedrich Wilhelm I., von dem man gewöhnlich, aber mit Unrecht annimmt, er sei ein geistig vernachlässigter Mann gewesen — er wußte und lernte Vieles und kannte z. B. Gottscheds Auszug aus Wolffs „Lebensweisheit“ sehr gut, verstand auch im Gespräch von den dort gegebenen logischen Regeln einen sehr treffenden Gebrauch zu machen — auch dieser Monarch schätzte Wolff und gab ihm seine Zufriedenheit auf mehrfache Weise, so durch Gehaltserhöhung und Ernennung zum Hofrath, zu erkennen.

Wie der Erfolg immer und überall vom Neide begleitet und bekämpft wird, so entging auch Wolff diesem Schicksal nicht. Doch konnte ihn dies wenig anfechten. Gefährlicher aber sollte für ihn die Gegnerschaft seiner Kollegen von der theologischen Facultät werden, welche in seinem philosophischen Lehrsysteme eine Gefahr für die christliche Religion zu erkennen vermeinten und dasselbe mit ebenso viel reblicher Ueberzeugung, wie zelosischem Eifer befehdeten. Schon damals war Halle eine feste Burg der Mystik und des Pietismus, und ein Licht und Wahrheit liebender Mann, wie Wolff, mußte sich dort auf harte Kämpfe gefaßt machen.

Zwei Theologen waren es hauptsächlich, die Wolff auf's Heftigste und Hartnäckigste bekämpften: Breithaupt und Lange. Der Erstere griff ihn öffentlich auf der Kanzel an, und der Zweite benutzte seine Verbindungen in Berlin und am Hofe zu Einflüsterungen, die dem König die Meinung beibringen sollten, als sei Wolff ein Feind des Christenthums, auf dessen Vernichtung er es abgesehen habe. Da Friedrich Wilhelm bekanntlich ein frommer und gläubiger Christ war, so konnten dergleichen Verdächtigungen nicht verfehlen, ihn in Zweifel und Unruhe zu versetzen. Dennoch zögerte er, irgendwie einzugreifen. Erst als man ihn ungemein geschickt dadurch gegen

Wolff einzunehmen wußte, daß man ihm vorspiegelte, dessen Lehre von der Freiheit des Willens sei geeignet, die Defection der Soldaten — bei dem damaligen Verfassungssystem ein allgemeines großes Uebel — zu entschuldigen und zu befördern, entschloß er sich, vorzugehen, denn dies hieß ihn bei seiner schwachen Seite angreifen. Doch that er es vorerst mit einer Mäßigung, die sonst eben nicht in seinem heftigen, jähzornigen Charakter lag, indem er dem Verleumbeten die wider ihn erhobenen Anschuldigungen „zur Verantwortung und Erklärung“ mittheilte und sich weitere Entscheidung vorbehielt.

Wolff sandte ohne Verzug seine Rechtfertigung schriftlich ein und hielt, nachdem im Verlauf eines halben Jahres nichts weiter erfolgt war, im Bewußtsein seiner Unschuld die Angelegenheit für erledigt, als plötzlich folgender königlicher Rabinetsbefehl bei dem Rectorat der Universität einging:

„Nachdem uns hinterbracht worden, daß der dortige Professor Wolff in öffentlichen Schriften und Lectionen solche Lehren vortragen soll (?), welche der im göttlichen Worte geoffenbarten Religion entgegenstehen, und Wir denn keinesweges gemeint sind, solches ferner zu dulden, sondern höchst eigenhändig resolvirt haben, daß derselbe seiner Professur gänzlich entsezt sein und ihm nicht ferner mehr verstattet sein soll, zu dociren: als haben Wir auch solches hierdurch bekannt machen wollen, mit dem allergnädigsten Befehl, den bemeldeten Wolff daselbst ferner nicht zu dulden, noch ihm zu dociren zu verstaten. Wie ihr denn auch gedachtem Wolff anzudeuten habt, daß er binnen achtundvierzig Stunden nach Empfang dieser Ordre die Stadt Halle und alle unsere übrige königliche Lande, bei Strafe des Stranges, räumen soll.

Berlin, den 8. November 1723

Friedrich Wilhelm.“

Als die eigentlichen Urheber dieser despotischen, allem Rechte und aller Gerechtigkeit, insbesondere auch den Privilegien und Freiheiten der Hallischen Universität zuwiderlaufenden und allgemeine Mißbilligung hervorruhenden Maßregelung eines berühmten und hochgeachteten Gelehrten galten die beiden frommelnenden Generale von Nakmer und von Böben, die mit den Halleischen lichtscheuen Zionswächtern in inniger Verbindung standen und viel Einfluß auf den König besaßen. Beiläufig gesagt, war Nakmer durch seine Gemahlin, eine von Gersdorf, Stiefvater des Grafen von Zinzendorf, des Mitstifters der Brüdergemeinde.

Wolff fügte sich mit dem Gleichmuth eines Philosophen in sein unverdient hartes Schicksal, ohne sich irgendwie durch Vorstellungen und Bitten um Milderung desselben herabzulassen, und verließ zum schmerzlichsten Bedauern seiner vielen Schüler, Anhänger und Freunde Halle. Einen Manne, wie er, konnte es nicht schwer fallen, einen neuen Wirkungskreis zu finden, und nur die Wahl zwischen den ihm von verschiedenen Seiten angebotenen Stellungen hätte ihn in Verlegenheit setzen dürfen. Leicht würde es ihm auch gewesen sein, Vergeltung zu üben, wenn er dem Rufe nach dem Halle so nahen Leipzig gefolgt wäre, wodurch unzweifelhaft die Universität Halle großen

Abbruch erlitten hätte. Mein erhaben über bergleichen niedere Regungen, wählte Wolff das entlegene Marburg, wohin der treffliche Landgraf Carl von Hessen „den ungehörten, ohne vorgängige Untersuchung, mithin ohne Grund“ verabschiedeten und vertriebenen Philosophen unter sehr günstigen Bedingungen als Professor der Philosophie und Mathematik unterm 15. November 1728 berufen hatte.

Wolffs Wirken in Marburg war, wie überall, von dem glücklichsten und und glänzendsten Erfolge gekrönt. Er wurde der Stern und Stolz der Universität, die durch ihn ungemein an Frequenz und Ansehen gewann, während sein eigener Ruf und Ruhm, durch den Kampf mit den Hallenser Pietisten noch gewachsen, sich immer weiter verbreitete und ihm sehr viele Jünger und Anhänger, namentlich auch unter aufgeklärten Theologen und in den höchsten Kreisen der Gesellschaft erwarb. So wurde der Kronprinz, nachmaliger König Friedrich II., wie auch die Mehrzahl seiner Freunde, Wolffs begeisterter Verehrer, wovon später noch eingehender die Rede sein wird.

Inzwischen waren Wolffs Freunde in Berlin und in der Umgebung des Königs nicht unthätig geblieben. Der Fürst von Anhalt — der alte Dessauer —, der General von Grumbkow, der freimüthige Probst Reinbeck, namentlich aber der verdiente Staatsminister, nachmalige Großkanzler von Cocceji, hatten es unternommen, den König, allerdings nur sehr allmählich, denn man mußte äußerst behutsam verfahren, in Betreff Wolffs umzustimmen, was ihnen aber erst nach einer langen Reihe von Jahren gelingen sollte.

Am 17. November 1733, also zehn Jahre nach der Verbannung, durfte Cocceji zu seiner großen Freude und Genugthuung den vertriebenen Gelehrten benachrichtigen, daß der König, hinsichtlich seiner zu besserer Erkenntniß gekommen, lebhaft wünsche, das begangene Unrecht gut zu machen, und „wie glorios es für Wolff sein müsse, wenn er auf eine eclatante Art justificirt würde und als Geheimrath und Vicekanzler seine Professur in Halle wieder einnehme.“

Wolff aber ist keinesweges so schnell gewonnen, wie einst aufgegeben. Er dankt daher höflichst für die so glänzenden Anträge, weist aber auf die Unversöhnlichkeit und Arglist seiner Feinde hin und erbittet sich Bedenkzeit, welche der Minister gern zugesteht, indem er in einem Briefe vom vierzehnten December 1733 bemerkt: „Bei dem Empressement Sr. Majestät, Derselben wieder nach Halle zu ziehen, würde es Ihnen freistehen, die Condition aus sich selbst zu machen,“ versichert auch, „daß ihm der größte Gefallen von der Welt geschehen würde, wenn Sie sich entscheiden könnten, den offerirten honorablen Posten in Halle wieder zu bekleiden“, und rath noch in einer Nachschrift, Wolff sollte für seine Kinder Stifts-Präbenden fordern.

Alle diese angebotenen Vortheile konnten jedoch Wolff nicht bewegen, der sich schon durch die Empfindungen aufrichtigster Dankbarkeit an Marburg gefesselt fühlte, „wo ich,“ wie er unterm 23. December an Cocceji schreibt, „honorifico aufgenommen, als ich aus Halle vertrieben ward, und Schutz

und Protection genossen, da meine Feinde, mich gänzlich zu verderben, Alles unternommen, was sie nur gekonnt, und Nichts unterlassen, was sie dazu dienlich zu sein erachtet.“ Er will sich daher nicht entscheiden, bevor er gewiß ist, daß ihn der Landgraf willig entlassen werde, ohne ihn des Undanks zu beschuldigen. Aber auch diesem Bedenken begegnet der König mit dem Anerbieten, daß er selbst den Landgrafen um die Entlassung Wolffs ersuchen würde, wenn dieser einwilligte.

Inzwischen war von diesen Unterhandlungen, so geheim sie auch geführt wurden, doch etwas ruchbar geworden und hatte namentlich unter den Halleischen Studirenden und sonstigen Freunden Wolffs Freudenbezeugungen und Einladungszuschriften veranlaßt, während Wolffs Gegner in nicht geringe Verstärkung geriethen. Sie erhoben ein großes Geschrei, und Lange, Wolffs grimmigster Gegner in Halle, erließ eine Streitschrift wider ihn, in welcher er, um auf den König zu wirken, den von Wolff angeblich beeinflussten Kronprinzen der Irreligiosität zu bezichtigen sich unterfing. Von dieser Streitschrift, die Probst Reinbeck widerlegte, der viel beim König galt, sagte Friedrich in einem Briefe an seine Schwester Wilhelmine vom 13. August 1736: „es giebt nichts Erbärmllicheres und Kläglicheres“ (il n'y a rien de plus pauvre ni de plus pitoyable).

Nicht genug damit, begab sich Lange selbst nach Berlin und suchte persönlich auf den König zu wirken, indem er ihm Seligkeit und Verdammniß, Himmel und Hölle vorstellte. Bei dieser Gelegenheit war es auch, daß Friedrich, mit Lange an der königlichen Tafel zusammentreffend, ein schweigender Zeuge sein mußte, wie dieser den von ihm verehrten Philosophen beim König zu verfeuern suchte, denn eine Einmischung seinerseits würde nur vom Uebel gewesen sein.

Glücklicherweise war Friedrich Wilhelm diesmal nicht so leicht umzustimmen, beschloß vielmehr erst gründlich zu prüfen. Zu diesem Zwecke ernannte er unter Soccejs Vorſitz eine aus den Predigern Reinbeck, Jablonski, Stoltenius und Carstädt bestehende Commission, welche untersuchen und darüber berichten mußten, „ob und inwiefern Wolffs philosophische Lehren wirklich die christliche Religion angriffen.“

Der Bericht lautete: „Sie, die verordneten Commissarien, hätten dem königlichen Befehl zufolge nicht nur Langens Anschuldigungen der Wolffischen Irrthümer, sondern auch die Verantwortung des Weltweisen und die Stellen seiner Schriften, welche man angegriffen, in reifliche Erwägung gezogen. Indes hätten sie nicht finden können, daß jene Schriften die atheistischen Irrthümer und Meinungen enthielten, welche Lange darin habe sehen wollen. Dieses erklärten sie, vollkommen unparteiisch, ihrem Gewissen gemäß, so, wie sie dessen Wahrheit vor der ganzen christlichen Welt, vor Gott, dem Allmächtigen, und vor dem Könige, ihrem Herrn, zu verantworten gedächten.“

Durch dieses Urtheil wurde des Königs Gewissen beruhigt und Wolffs Gegner zum Schweigen gebracht. Seine Freude darüber spricht er sehr lebhaft in der Zueignungsschrift aus, mit welcher er dem Könige den zweiten

Theil seiner „Allgemeinen praktischen Lebensweisheit“ zusandte. Manche Wendungen in diesem Schreiben lassen erkennen, daß der Philosoph mit dieser Höflichkeitsbezeugung die bereits seit Jahren schwebenden Verhandlungen auf eine feine Weise habe abbrechen wollen.

Aber Friedrich Wilhelm war um so weniger geneigt, den gefassten Vor-
satz aufzugeben, als ihm das zugesandte Werk, in welchem er, zu des Kron-
prinzen Freude, wie wir noch des Näheren hören werden, eifrig las, sehr
zufagte. Er ergriff daher diesen Anlaß, um die in's Stodten gerathenen Ver-
handlungen mit erneutem Eifer aufzunehmen, und wenn er bisher den Minister
damit beauftragt hatte, so führte er sie jetzt selbst. Um Wolffs Einwand,
daß seine Feinde in Halle ihn dort trotz Allem auß's Neue verfolgen und ihm
das Leben verbittern würden, zuvorzukommen, trug ihm der König unterm
5. Mai 1739 eine Anstellung an der Universität Frankfurt an der Oder
unter von Wolff selbst festzustellenden Bedingungen an. Abermals forbert
Wolff Bedenkzeit, die zugestanden wird, doch wünscht der König, die Entscheidung
bei seiner Rückkehr von einer Reise nach Preußen — beiläufig gesagt
dieselbe Reise, welche Friedrich, der seinen Vater begleitete, zu einem enthu-
siastischen Briefe an Voltaire über die landesväterlichen Tugenden des Königs
veranlaßte, welche eine Einöde in eine blühende Provinz umgewandelt —
zu erhalten. Doch anstatt sich zu entscheiden, äußert Wolff neue Bedenken,
denen der sonst so ungeduldige und leicht erzürnte Friedrich Wilhelm mit bei-
spielloser Gelassenheit und Willfährigkeit begegnet. So schreibt er unterm
12. September 1739 aus Potsdam, er wolle Wolffs nähere Erklärungen
nebst den Conditionen, unter welchen er sich in Frankfurt zu etabliren ge-
sonnen, nebst dem Gehalte, welches er verlangte, erwarten, worauf unverzüglich
die Resolution erfolgen solle. —

Ehe noch Wolffs Antwort eingetroffen, schreibt er schon zehn Tage später,
wieder aus Wusterhausen: „Wie ich nicht zweifelse, Ihr werdet Mein unterm
12. dieses an Euch erlassenes Schreiben wohl erhalten, auch dessen Inhalt
in gehörige Erwägung gezogen haben, so habe Ich Euch Meine gegen Euch
tragende gnädigste Intention hierdurch eröffnen wollen, daß Ich gesonnen bin,
Euch bei der Universität Frankfurt an der Oder zum Vicekanzler mit einem
jährlichen Gehalte von 1200 Reichsthalern“ — eine für jene Zeit und
namentlich für den so sparsamen König sehr beträchtliche Summe — „zu be-
stellen. Ich habe das genädigste Vertrauen zu Euch. Ihr werdet weiter
nicht anstehen, die Euch übertragene Vocation anzunehmen, auch Eure Anstalten
so zu treffen, daß Ihr obbesagten Posten kommende Ostern antreten könnet.
Es wird solches nicht nur Mir zu besonders gnädigem Gefallen gereichen,
sondern Ihr werdet auch Gelegenheit haben, viel Gutes und Nützliches aus-
zurichten, wobei Ihr Euch jedesmal Meiner Gnade und Protection versichern
könnt, und bin Ich in Erwartung Eures redlichen Entschlusses

Euer wohlaffectionirter

Friedrich Wilhelm.“

Doch Wolff ist immer noch nicht zu bewegen. Er antwortet, indem er seine Abneigung gegen Frankfurt nicht verhehlt:

„Ew. Königl. Majestät werden selbst höchst vernünftig ermessen, daß ich von einer vorstehenden Verbesserung keinen Vorwand nehmen kann, warum ich meiner hiesigen Dienste wollte entlassen sein. Da diejenigen, welche mir zu Gefallen nach Marburg kommen, vieler Ursachen wegen nach Frankfurt zu gehen sich nicht entschließen würden; gleichwie die Wenigsten nach Marburg kommen, welche, mir zu Gefallen, nach Halle würden gekommen sein, wenn ich daselbst hätte verbleiben sollen; so sind die Schwierigkeiten, mich zu entschließen, dem allergnädigsten Rufe nach Frankfurt zu folgen, für mich unüberwindlich, und werden dennoch Ew. Königl. Majestät keine Ungnade auf mich werfen, daß ich mich zu einem Etabliſſement in Frankfurt nicht resolviren kann. Bin ich sonst im Stande, in guten Vorschlägen etwas beizutragen, wie der Universität Frankfurt aufzuhelfen sei, und in Sonderheit, wie die Philosophie daselbst mit Nutzen könnte tractirt werden, so werde ich mir das größte Vergnügen daraus machen, um dadurch zu zeigen, wie bereit und willig ich sei, Ew. Majestät nach aller Möglichkeit zu dienen.“ —

Der König jedoch läßt sich auch durch diese abschlägliche Antwort nicht abschrecken von weiteren Versuchen, und die Unermüdblichkeit seines Strebens, den Philosophen wiederzugewinnen, beweist keineswegs die ihm oft vorgeworfene Geringschätzung der Wissenschaft. Er ignorirt es, daß Wolff eigentlich abgelehnt hat, indem er schreibt: „Ich ersehe aus Eurem Briefe vom 7. October 1739 die Ursachen, warum Ihr noch einige Schwierigkeiten findet, den Ruf zu Meinen akademischen Diensten anzunehmen. Nun halte Ich die angeführten Raisons zwar scheinbar, aber so beschaffen, daß sie Euch, wenn Ihr Neigung zu Meinem Dienste habt, davon nicht abhalten können, weil Ihr dorten kein Landeskind seid und hier bei der Jugend weit mehr Nutzen stiften könnt. Zudem ist es bloß aus einem Versehen bei dem Schreiben geschehen, daß in Meinem Schreiben der Universität Frankfurt an der Oder gedacht worden, denn ich vielmehr gesonnen bin, Euch bei der Hallischen Akademie zum Geheimen Rathe und Vizekanzler mit 1200 Thalern Besoldung zu bestellen. Ihr habt also dieses nochmals zu überlegen, und erwarte ich darüber, je eher je lieber, Eure finale Entschlieſung wegen Annehmung dieses wichtigen Postens.“

Wenn der König in diesem Schreiben sich auf Wolffs Landeskindschaft be ruft, so beurtheilt er hier die Verbindlichkeit des Gelehrten offenbar nach der Militärpflicht, wie er auch in anderen Fällen die auswärtige Berufung eines Gelehrten aus seinen Staaten, der Soldatenwerbung in fremdem Lande gegenüberstellt. So schrieb er, als Probst Reinbeck 1735 einen Ruf als Hauptpastor an die Michaeliskirche zu Hamburg erhielt: „Wenn ich irgendwo einen Lumpenkerl anwerben lasse, so wird ein groß Geschrei darüber erhoben, und nun wollen mir die Hamburger meine besten Stützen aus dem Lande holen. Das taugt nit.“ Auch darum ist diese Aeußerung merk-

würdig, weil hier der König die Gelehrten für die besten Stützen seines Landes erklärt.

Dieselbe Auffassung zeigt das nachstehende Schreiben Friedrich Wilhelms an den holländischen Gesandten von Sintel in Berlin, welches einer weiteren Erklärung nicht bedarf: Es lautet:

„Durch Ihr Schreiben vom 30. September geht mir, mein Herr, Ihr Gesuch zu, nach welchem Sie, im Namen der Generalstaaten, Ihrer Herren und meiner guten Freunde, verlangen, ich solle der Universität Leiden den Professor der Rechtswissenschaft Heineccius überlassen. Dieser Professor ist einer der besten, die ich zu Halle habe, und seiner Leibesbeschaffenheit ist das Klima von Leiden durchaus nicht angemessen. Es ist kaum nöthig, daß ich diesen Beweggründen noch hinzufüge, wie sich die Republik nie hat bereitwillig finden lassen, mir einige große Flügelmänner zu verwilligen. Ich hoffe, Sie werden diese Gründe gehörig geltend machen bei Ihren Herren, denen ich sonst alle Beweise der Freundschaft zu geben nicht ermangeln werde. Mit der vollkommensten Hochachtung

Ihr wohlaffectionirter

Wusterhausen, den 7. October 1737.

Fr. W. R.“

Je mehr der König in dem Gefühl körperlicher Schwäche die Ahnung eines baldigen Todes in sich trug, desto mehr lag es ihm am Herzen, Wolffs Zurückberufung noch durchzusetzen, und es ist fast rührend zu sehen, wie er immer neue Mittel ersinnt und anwendet, um den widerstrebenden Philosophen willfährig zu machen. Da der schriftliche Weg ihm zu zeitraubend und zu wenig wirksam erscheint, so schickt er ganz im geheimen — selbst Wolffs Freunde in Berlin, Probst Reinbeck und der ehemalige sächsische Minister Graf Manteufel, wußten nichts davon — einen Abgesandten, den Hofrath Morgenstern, nach Marburg, um persönlich mit Wolff zu unterhandeln. Zwar verbreitete Morgenstern nach seiner Rückkehr die Nachricht, Wolff habe eingewilligt, und werde nächstens in Halle eintreffen, allein dieser verneinte es und versicherte, daß er um so weniger bestimmte Zusagen gemacht, als Morgenstern sich ihm persönlich nicht zu erkennen gegeben habe, und es für den Ruf eines Philosophen wenig vortheilhaft sein würde, wenn er sich durch „des Königs Hofnarren“ — Morgenstern war so eine Art von lustiger Rath, wie Gundling — hätte gewinnen lassen. Jedenfalls war der Unterhändler in keiner Weise gut gewählt gewesen.

Wie das Leben nicht selten die Erfahrung bietet, daß wir das, was wir einst in Verblendung von uns gesloßen, später vergeblich wieder zu erlangen suchen, so sollte auch König Friedrich Wilhelm I., der am 31 Mai 1740 aus diesem Leben abberufen wurde, die Erfüllung seines heißen Wunsches nicht mehr erleben.

Erst seinem Nachfolger, Friedrich II., war es vorbehalten, den vertriebenen Gelehrten wieder zu gewinnen.

Auf den regen, nach Wahrheit dürstenden Geist Friedrichs hatten die philosophischen Werke Wolffs einen tiefen und so nachhaltigen Eindruck gemacht, daß dieser auch später, als der König sich mehr von der Wolffschen Lehre abwendete, nie ganz verschwand. Ebenso waren von den Männern, welche Friedrich in seinen jüngeren Jahren besonders hochschätzte, die meisten eifrige Wolffianer, wie namentlich der schon genannte Graf Manteufel, der sächsische Gesandte von Suhl, der Probst Reinbeck, den Friedrich einen von den Geistlichen nennt, „die durch ihre Liebe zur Wahrheit und die Lauterkeit ihres Charakters unter ihren Amtsgenossen hervorleuchten,“ der Hofprediger der Kronprinzessin, Deschamps, der die biblischen Texte auf der Kanzel „nach Wolffs Methode“ erklärte, und endlich Friedrichs Jugendfreund Jordan. Seine Schwester Philippine Charlotte, welche den Bruder seiner Frau, den Herzog Karl von Braunschweig heirathete, war eine eifrige Jüngerin Wolffs und arbeitete eigenhändig einen Auszug aus dem System der Wolffschen Philosophie in französischer Sprache aus, während Wilhelmine, die Markgräfin von Bayreuth, Descartes vorzog.

Bezeichnend für Friedrich ist es, daß er sich die Schriften Wolffs, obgleich er anerkannte, daß sie in gutem Deutsch geschrieben seien, doch, um sie sich mundgerechter zu machen, in's Französische übersetzen ließ, bevor er sie las und studirte. So übertrugen für ihn Deschamps Wolffs Logik, Jordan dessen „Morallehre“ und Suhl die „Vernünftigen Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen“ in's Französische. Da nun aber Suhls französische Handschrift ebenso schwer leserlich war, wie die des geistvollen Franzosen Chasot, der ebenfalls zu Friedrichs Rheinsberger Freunden gehörte, deutlich und klar, so wurde dieser beauftragt, die ganze Uebersetzung Suhls abzuschreiben, eine nicht wenig Geduld erfordernde Arbeit, die dem lebhaften jungen Franzosen wohl wenig behagt haben mag. Nachdem sie vollendet war, machte sich Friedrich an das Studium des Werkes. Eines Abends saß er ganz vertieft darin in seinem Arbeitszimmer, in welchem sich außer ihm nur noch sein Affchen Mimi befand, als er zum Nachtesseu abgerufen wurde. Er ging und ließ die brennenden Kerzen auf dem Schreibtisch zurück. Als er wiederkehrte, findet er zu seinem Schrecken die saubere Abschrift fast ganz verkohlt. Mimi hat während seiner Abwesenheit mit den Blättern gespielt, sie dem Licht zu nahe gebracht und angezündet, vielleicht aus Rache dafür, daß Wolff in seinem Werk das Geschlecht der Affen sehr niedrig gestellt. Friedrich und der ganze Hof lachte über Mimis Streich; nur der arme Chasot nicht, der die Abschrift noch einmal anfertigen mußte.

Alle Briefe Friedrichs aus jener Rheinsberger Zeit sind voll von dem Eindruck, den die Werke Wolffs auf ihn ausübten. Immer auf's Neue spricht er in beredten Worten seine Bewunderung aus über die lichtvolle Klarheit der Gedanken, die eindringende Schärfe der Untersuchungen und den logischen Zusammenhang der Beweisführungen. Namentlich gegen Suhl, den Uebersetzer, äußert er sich häufig darüber. Das Studium dieser Werke „er-

füßt“, wie er diesem schreibt, „seine Seele mit Licht und Klarheit, und die Sätze des „zureichenden Grundes und des Widerspruchs“ nennt er „die Arme und Beine seiner Vernunft, ohne welche er auf den Krücken des Aberglaubens und des Irrthums humpeln müßte, wie der gemeine Haufe.“ Selbst auf seinen Reisen begleiten ihn Wolffs Schriften. Als er im Juli 1736 im Auftrage seines Vaters eine Inspectionsreise nach Preußen macht, schreibt er an Suhm: „Meine Reise wird vier Wochen dauern, auf welcher unser großer Lehrer Wolff mein Begleiter sein soll,“ und sodann aus dem Lager von Wehlau am 18. Juli: „Glauben Sie nicht, daß ich unter den Beschwerden der Reise und den militärischen Beschäftigungen Wolff einen Augenblick aus dem Gesichte verliere“, und endlich ist an Suhm jene, das Rheinsberger Leben schildernde poetische Epistel vom 15. August desselben Jahres gerichtet, in welcher es heißt:

*Là, sous un ciel serein, assis au pied des hêtres,
Nous étudions Wolff au dépit de nos prêtres.“*

Auch die Briefe an Voltaire aus jener Periode beschäftigten sich eingehend mit Wolff. Friedrich schickt ihm die französische Uebersetzung der *Metaphysik* und sucht den Einwendungen Voltaires, die er voraussieht, durch vertheidigende Erklärungen zuvorzukommen, und ebenso spricht er für Wolff gegen die Markgräfin von Bayreuth, die, wie wir wissen, eine Anhängerin von Descartes war, den Friedrich veraltet und durch den deutschen Philosophen überholt nennt.

Kurz, Wolff ist zu jener Zeit für Friedrich die Hauptquelle aller philosophischen Erkenntniß, wenn er auch schon damals, von skeptischen Anwandlungen nicht frei, an Suhm schreibt: „Wolff sagt in seiner *Metaphysik* unstreitig viel Schönes und Wahres, aber er ist trotzdem nicht unanfechtbar, und sobald wir auf die letzten Gründe zurückgehen, vermögen wir nur unsere Unwissenheit zu bekennen. Es giebt Dinge, die uns der Schöpfer so fern gerückt hat, daß wir nur eine sehr schwache Kenntniß derselben gewinnen können.“ Aehnlich äußert er sich an Prinz Heinrich: „Du hast ganz Recht, lieber Bruder, wenn Du sagst, man werde in der *Metaphysik* nicht weit kommen; in dieser Region müßte man fliegen können, und dazu fehlt es uns an Flügeln. Unsere Denkkraft ist gewiß nicht fähig, Wahrheiten zu entdecken, welche uns die Natur verbergen will, aber sie vermag die Irrthümer und Ungereinheiten zu erkennen, die die Unwissenheit an die Stelle dessen gesetzt hat, das wir nicht wissen sollen.“

Uebrigens hat Friedrich das Dasein Gottes auch später niemals bezweifelt, ebenso die Unanfechtbarkeit der christlichen Moral und die vollkommene Tugend Christi stets anerkannt. Seine Skepsis erstreckte sich nur auf die theologische Dogmatik.

Es läßt sich denken, wie schmerzlich Friedrich die ungerechte und brutale Behandlung, die Wolff zu Theil geworden, empfinden mußte. Um so lebhafter war seine Freude, als sein Vater, zu besserer Einsicht gelangt, sich so

angelegentlich bemühte, den verbannten Philosophen wieder zu gewinnen. „Die Neuigkeit des Tages ist,“ schreibt er an Suhm, „daß der König drei Stunden lang täglich Wolffs Philosophie*) — der Verfasser hatte sein Werk dem König, wie bereits erwähnt, eingewendet — liest, wofür Gott gedankt sei! So sind wir endlich zum Triumph der Vernunft gelangt!“

Daß Friedrich, bei dem stets regen Mißtrauen des Königs, genöthigt war, sich hinsichtlich Wolffs die größte Zurückhaltung aufzuerlegen, haben wir bereits gesagt; ebenso mußte der Briefwechsel, den der Kronprinz mit dem Philosophen begonnen, ganz im Geheimen geführt werden.

Noch acht Tage vor seiner Thronbesteigung, am 23. Mai 1740, spricht Friedrich in einem Schreiben, in welchem er Wolff für dessen ihm gewidmetes „*Naturrecht*“ dankt, mit unnachahmlicher Anmuth seine Ansichten über den Beruf der Denker und Gelehrten aus. Dasselbe lautet:

Monsieur!

Tout être pensant et qui aime la vérité, doit prendre part au nouvel ouvrage, que vous venez de publier: mais tout honnête homme et tout bon citoyen doit le regarder comme un trésor, que votre libéralité donne au monde et que votre sagacité a découvert. J'y suis d'autant plus sensible, que vous me l'avez dédié. C'est aux philosophes à être les précepteurs de l'univers et les maîtres des princes. Ils doivent penser conséquemment et c'est à nous, de faire des actions conséquentes: ils doivent instruire le monde par le raisonnement et nous par l'exemple: ils doivent découvrir et nous pratiquer.

Il y a longtemps, que je lis vos ouvrages et que je les étudie et je suis convaincu, que c'est une conséquence nécessaire pour ceux, qui les ont lus, d'en estimer l'auteur. C'est ce que personne ne sauroit vous refuser, et relativement à quoi je vous prie de croire, que je suis avec tous les sentiments, que votre mérite exige. Monsieur

votre très affectionné

Frédéric, P. R.

Das, was Friedrich Wilhelm nicht mehr hatte erreichen sollen und auch wahrscheinlich bei längerer Lebensdauer nicht erreicht haben würde, denn Wolff schien, wie dies die langjährigen Unterhandlungen erkennen lassen, entschlossen, nicht wieder in die Dienste eines Fürsten zu treten, der ihn einst so unglimpflich behandelt, — das gelang seinem Nachfolger, von dem Wolff sich hochgeschätzt und verstanden wußte, leicht und schnell.¹

Eine der ersten Regentenhandlungen Friedrichs nach seiner Thronbesteigung war es, den Probst Reinbeck, Wolffs Freund, mit der Wiedergewinnung des Philosophen zu betrauen. „Machet doch,“ schrieb er an ihn,

*) Nach Wolffs Vertreibung waren der Druck und der Vertrieb seiner Werke „bei Karrenstrafe“ verboten worden.

„daß wir den Wolffen wiederbekommen. Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebt, muß von allen Menschen werth gehalten werden, und wenn es Euch gelingt, ihn zur Rückkehr zu bewegen, werdet Ihr eine Eröberung im Lande der Wahrheit gemacht haben.“

Von dem Wunsche geleitet, Wolff in seiner Nähe zu haben, bot Friedrich ihm zunächst an, in Berlin seinen Wohnsitz zu nehmen und dort, als Mitglied der Akademie der Wissenschaften mit 2000 Thaler Gehalt, philosophische Vorträge zu halten. Dieser Vorschlag wurde jedoch von Wolff abgelehnt, der, wenn überhaupt, nur nach Halle zurückzukehren wünschte. Diesem Verlangen kam Friedrich bereitwillig nach, und so gab denn endlich Wolff unterm 10. August 1740 dem Könige das Versprechen, in seine Dienste treten zu wollen, sobald er seiner heftigen Verpflichtungen entbunden sein würde.

In einem Schreiben vom 1. September 1740 giebt Friedrich seine Freude zu erkennen über den Wiedergewinn des Mannes, um welchen die vorige Regierung sieben Jahre, so lange wie Jacob um Rahel, vergeblich geworben: „Es ist mir sehr angenehm,“ schreibt der König, „daß Ihr den Euch zugebachten Posten an der Universität Halle gern und willig angenommen. Gleichwie Ich versichert bin, daß diese neue Veränderung zur Aufnahme der Wissenschaften, zum Besten der studirenden Jugend und zu Eurer eigenen Zufriedenheit ausschlagen werde, also will Ich sorgen, daß Euch solche Entschließung niemals gereuen soll.“ —

Damit Wolff nicht der Schein des Undanks träfe, wenn er seinen Abschied nachsuchte, übernimmt es Friedrich, sich den Philosophen von dem Landgrafen Friedrich von Hessen, der seit 1790 zugleich König von Schweden war, zu erbitten. Derselbe antwortet von Stockholm aus: „Ob ich wohl nun diesen Mann, seiner allbekannten Tüchtigkeit und Geschiedlichkeit halber, gern länger beibehalten hätte, so bin ich dennoch zur Bezeugung für Ew. Majestät besondern Consideration und Freundschaft gewillt, ihm auf sein ziemendes Nachsuchen sowohl den Abschied, als die Erlaubniß, daß er die angetragene Station übernehmen möge, zu ertheilen.“ —

Nun erst konnte, und zwar am 21. November 1740, Wolffs Bestallung ausgefertigt werden, durch welche er zum Geheimrathe, Vicekanzler und ordentlichen Professor des Naturrechts und der Mathematik an der Universität Halle mit einem Gehalt von 2000 Thalern ernannt und ihm die Erlaubniß ertheilt wurde, „nach Gutbefinden Collegien zu lesen, welche er wolle und der Jugend für nützlich halte.“ Hierbei gedenkt der König nochmals seines Lieblingsplanes, „ihn nach Berlin zu ziehen und mit Advantage zu placiren.“

Mit großer Freigebigkeit übernahm Friedrich alle Kosten, welche der Umzug des Philosophen mit seiner Familie verursachte, und beglückwünschte in einem sehr gnädigen Schreiben den Philosophen, als dieser ihm meldete, daß er am 6. December unter dem Jubel der Studenten, der Bürger und des größeren Theiles der Professoren in Halle seinen Einzug gehalten habe.

Daß Wolff, der auf's Neue an der Hochschule zu Halle ruhmvoll wirkte, den gethanen Schritt nicht bereute, dafür zu sorgen ließ sich der König, in welchem jener den weisen, die Erforschung der Wahrheit schützenden Regenten, wie den sieggekrönten Helben verehrte, angelegen sein, indem er ihn fortwährend durch Beweise seiner Huld auszeichnete. Trotzdem verkannte Friedrich nicht die mit dem Alter zunehmende Weitschweifigkeit des Philosophen, verhehlte auch seine Ansicht darüber nicht ihm gegenüber. Als Wolff ihm von den acht dicken Quartbänden seines *Naturrechtes* den sechsten einsendete, schrieb er ihm mit seinem Dank, er sei der Meinung, daß sich die Wahrheit wohl mit weniger Worten ausdrücken lasse, wodurch denn auch Wolff zur Abfassung eines Auszuges aus dem umfangreichen Werk veranlaßt wurde. In seiner „*Histoire de la Maison de Brandebourg*“ sprach sich Friedrich noch in viel schärferen Worten über die Weitschweifigkeit namentlich der letzten Wolff'schen Schriften aus, wogegen er dessen Logik noch in späteren Jahren, bei verschiedenen Gelegenheiten, so in einem Erlaß an den Minister von Zedlitz vom 5. September 1779 und im folgenden Jahre in seiner Denkschrift über die deutsche Literatur, als die beste und klarste, die es gebe, bezeichnet.

Auch Wolff's sonstige Freunde, besonders Graf Manteufel, mußten zugeben, daß in höherem Lebensalter auch der auf dem Gipfel geistiger Bildung stehende Weltweise von menschlichen Schwächen sich nicht frei zeigte, ja jener geht so weit, zu sagen, daß es für Wolff's Ruhm besser gewesen, wenn er nie nach Halle zurückgekehrt wäre.

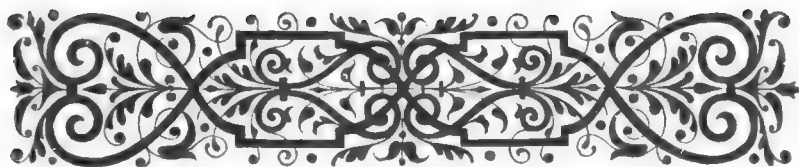
So lange er lebte, wurde Wolff von vielen Gelehrten und Hochstehenden aufgesucht und mit Ehrenbezeugungen überhäuft. So erhob ihn 1745 der Kurfürst von Bayern in den Freiherrstand. Auch Voltaire besuchte 1750 den Mann, von dessen Lobe zu einer gewissen Zeit Friedrich's Briefe an ihn so voll gewesen waren, bei welcher Gelegenheit er in ein ihm nach der Sitte der Zeit von den Studirenden überreichtes Album Folgendes einschrieb.

„Wolffio philosophante, Rege Philosopho
Regnante et Germania plaudente,
Athenas Halenses invisi.“

Wolff starb als Kanzler der Universität Halle am 9. April 1754 im sechsundsiebzigsten Lebensjahre.

Wenn man auch heute geneigt ist, in ihm einen pedantischen Vertreter des logischen Formalismus zu sehen, so kann dies doch die geschichtliche Würdigung eines Gelehrten nicht beeinträchtigen, der von dem geistvollsten Fürsten und von seinen sonstigen Zeitgenossen auf's Höchste bewundert worden ist, dessen hohes Verdienst selbst Kant anerkannt und der in seiner Zeit eine durchaus herrschende Stellung in der Wissenschaft eingenommen hat.





Eine communistische Colonie.

Von

H. Grazer.

— Temesvar. —

Wer den Lauf der Weltgeschichte aufmerksam verfolgt, weiß, daß die sociale Bewegung so alt ist, wie unser europäisches Staatenwesen selbst, ja daß sie sogar in die dunkeln Zeitalter ägyptischer und assyrischer Cultur zurückreicht. Zahlreiche Verfügungen der mosaischen Religionslehre beweisen zur Genüge, daß diese Frage zu den ältesten gehört, deren endgiltige Lösung dem Menschengeschlechte noch immer nicht gelungen ist. Trotz aller Versuche und gewagter Experimente ist es noch keinem Gesetzgeber, keiner Nation geglückt, das schwierige Problem zu erfassen; in verschiedenen Formen, als Sklaven-, Armen-, Arbeiterfrage u. s. f., tauchte es zu allen Zeiten immer wieder von Neuem auf, beschäftigte es alle Religionsgründer und Denker. Der moderne Communismus, dessen Anfänge bis zur ersten französischen Revolution reichen, hat es versucht, seine Lehren und Theorien auch praktisch zu erproben. Mit welchem Erfolge, lehrt uns am Besten das Beispiel Maria's. *)

I.

War die französische Revolution auch vorwiegend eine politische Bewegung, so hatte sie doch mit ihrer neuen Lehre von der Gleichberechtigung Aller den Grund zur communistischen Bewegung gelegt, und bald traten die Apostel der neuen Heilslehre mit dem volkstümlichen Schlagworte: „Die Tyrannei des Besitzes“, in den Vordergrund. Einer der bedeutendsten Leiter dieser Bewegung war der 1788 zu Dijon geborene Etienne Cabet, der Gründer

*) Maria, ein Beitrag zur Geschichte des Communismus. Von Albert Shaw Ph. D., Deutsch von M. Jacobi. Stuttgart, Verlag von Robert Lutz.

Flarías. Als Rechtsanwalt hatte er sich in seiner Vaterstadt den Ruf eines gewandten Redners erworben und 1825, nach der Thronbesteigung Karls X., finden wir ihn als Hauptleiter des Geheimbundes der französischen Carbonari in Paris. Von Louis Philipp als Vertreter und Generalbevollmächtigter der Regierung nach Korsika entsandt, machte Cabet mit den radikalen Gegnern der Regierung so offenkundig gemeinsame Sache, daß letztere sich gezwungen sah, ihn von seinem Posten zu entfernen. Doch inzwischen hatte ihn das Departement Côte d'Or zu seinem Deputirten gewählt und er nahm 1834 in der Kammer seinen Platz auf der äußersten Linken ein. Das Auftreten Cabet's gegen die ungeheßlichen Maßregeln, mit welchen das Ministerium die demokratische Partei Korsikas in Schach halten wollte, bot der Regierung Gelegenheit, sich den unbequemen Mann für längere Zeit vom Halse zu schaffen; sie stellte ihm die Wahl frei zwischen zwei Jahren Kerker oder fünf Jahren Verbannung, er wählte das letztere und begab sich nach England.

Hier befaßte sich der unruhige Demokrat mit ernstern Studien, welche ihn zur Erkenntniß führten, daß nur die Gleichheit des Besitzes der menschlichen Gesellschaft den Wohlstand zu verbürgen im Stande sei; der Demokrat ward in England zum Vorkämpfer des Communismus. 1839 nach Paris zurückgekehrt, beeilte er sich, die Resultate seiner Forschungen in Form einer spannenden volksthümlichen Erzählung zu veröffentlichen. In der 1840 erschienenen „Voyage en Icarie“ bietet er seinen Lesern die Geschichte eines auf communistischen Grundsätzen fußenden Staates, eine feurige Schilderung seiner Verfassung und Einrichtungen, an welche sich ein kurzer Abriss des Communismus im Allgemeinen anschließt. Das Werk erregte bei der gerade damals herrschenden Unzufriedenheit mit den socialen Verhältnissen ungeheures Aufsehen, rief aber auch zahlreiche Entgegnungen eines großen Theiles der französischen Presse hervor. Ein Jahr nach dem Erscheinen der „ikarischen Reise“ gründete Cabet die Zeitschrift „Populaire“ zur Verbreitung und Vertheidigung seiner Lehren, und in den nun folgenden Jahren erschien eine wahre Fluth von Streitschriften. Sieben Jahre nach dem Erscheinen des Cabet'schen Werkes zählte die ikarische Schule schon 400 000 Anhänger, zu meist Handwerker.

Dieser rasche Erfolg erweckte naturgemäß die Aufmerksamkeit und Besorgniß der Regierung, welche alle Hebel in Bewegung setzte, dieser gefährlichen Lehre entgegenzuwirken. Der Widerspruch und die Verdächtigungen seiner Feinde, die Zuversicht seiner Anhänger bewogen endlich Cabet zu einer praktischen Erprobung seiner Theorien. Im Mai 1847 erschien im Populaire ein Aufruf an den Arbeiterstand zur Betheiligung an der Gründung Flarías; von Zeit zu Zeit veröffentlichte der Populaire glänzende Schilderungen von den Erfolgen bestehender communistischer Unternehmungen und am 17. Januar 1848 theilte Cabet seinen Lesern mit, daß für die Colonie in unmittelbarer Nähe des Red River in Texas schon über eine Million fruchtbaren Bodens erworben sei. Ursprünglich sollte die Auswanderung erst im

Sommer 1848 beginnen, aber die heftigen Angriffe der Presse veranlaßten Cabet, nicht länger zu zögern. Am dritten Februar brach ein aus 69 auserlesenen Männern bestehender Vortrab von Havre nach dem Texas auf, welchem möglichst bald ein zweiter Vortrab von über tausend Mann folgen sollte, worauf für einige Wochen später der Beginn der allgemeinen Auswanderung geplant war.

Während das Schiff „Rom“ mit den neunundsechzig Pionieren die Wogen des Oceans durchfurchte, hatte sich die politische Lage Frankreichs gründlich geändert. In New-Orleans erfuhren die Pkarier den Sturz Louis Philipps und die Errichtung der zweiten Republik. Diese Umstände hatten im Heimatlande eine bedauerliche Spaltung im Lager der Cabet'schen Anhänger im Gefolge; der größere Theil derselben hielt nämlich nach diesen Ereignissen den Auswanderungsplan für überflüssig und wiegte sich in der Hoffnung, allmählich ganz Frankreich in ein Pkaria umgewandelt zu sehen. Der am 3. Juni von Frankreich ausbrechende Vortrab zählte statt der versprochenen tausend bloß neunzehn Mann. Von den ersten Pionieren sagten sich in New-Orleans 3—4 Mann los, die in die Heimat zurückkehren wollten; die anderen mußten, um die Ländereien der Colonie zu erreichen, mit dem Dampfschiffe auf dem Red River nach Shreveport (Louisiana) fahren. Hier harrte ihrer eine schreckliche Enttäuschung, sie erfuhren, daß die neue Colonie, entgegen den Angaben des Populaire, 250 Meilen vom Flusse entfernt liege und daß sie sich den Weg dahin erst durch eine dichte Wildniß Schritt für Schritt bahnen müßten. Unter großen Entbehrungen gelangten die kühnen Männer nach der etwa 100 Meilen entfernt liegenden Sulphur-Prairie, welche zum Sammelplatze der Pkarier bestimmt war, und wo sie eine zweite noch herbere Enttäuschung traf. Die Versicherung Cabets, daß bereits eine Million Morgen Landes angekauft seien, stellte sich ebenfalls als unrichtig heraus; der Kauf war nur unter der Bedingung einer sofortigen Ansiedelung geschlossen. Jeder Colonist konnte auf 320 Morgen Ackerland Anspruch erheben, falls er bis zum ersten Juli ein Haus auf dieser Section baute und es bewohnte; nach diesem Termine sollte das Land zu einem Dollar per Acre verkauft werden. Bei der größten Anstrengung gelang es aber den, von den Mühseligkeiten der Reise ohnehin erschöpften Männern bloß 32 Blockhütten bis zu diesem Zeitpunkte fertig zu stellen, und so hatte die Colonie nur auf 10,240 Morgen Anspruch, welche noch dazu nicht aneinander grenzten, sondern über ein Gebiet von vier Millionen Acres zerstreut waren. Trotz dieser äußerst ungünstigen Verhältnisse gingen die unerschrockenen Pioniere muthig daran, für die zu erwartenden neuen Ankömmlinge ein Hauptquartier zu errichten und den Boden zu bebauen; daß letzteres bei ihren geringen Erfahrungen — die Mehrheit der Colonisten bestand aus Handwerkern — mit großen Schwierigkeiten verbunden war, ist wohl einleuchtend. In Folge der ungewohnten Hitze und der Sumpfluft verfielen sie nacheinander in Wechselfieber, ihr Arzt ward wahnsinnig, vier Genossen

starben am Fieber, einer ward vom Blitze erschlagen. Endlich beschlossen sie, die Gegend zu verlassen; Mitte September brachen sie, ohne etwas geerntet zu haben, in kleinen Kotten auf und kamen nach einem Monat in Schreveport an, nachdem sie noch unterwegs 4—5 Gefährten durch den Tod verloren hatten.

Mittlerweile begann im Heimatlande die allgemeine Auswanderung, und im Januar 1849 finden wir Cabet mit 480 Ikarern in New-Orleans. Das Vermögen der Gemeinde belief sich auf 86000 Franken; da nun eine Reise in die verlassene Sulphurprairie den größeren Theil dieser geringen Baarschaft verschlungen hätte, so ließ Cabet den Gedanken, die Colonie im Texas zu gründen, fallen und entsendete Rundschaffer auf die Suche nach einem passenderen Ansiedlungsplatze. In den Reihen der Auswanderer kam es zu Zwistigkeiten, da ein Theil derselben sich für die Rückkehr nach Frankreich aussprach, und schließlich erfolgte die Trennung; etwa 280 Leute blieben, ihrem Vorsatz getreu, bei ihrem Führer zurück, die übrigen schieden aus, jedoch nicht, ohne nahezu ein Drittel des so geringen Stammcapitals mitzunehmen.

Zur Anlage der neuen Colonie war die 1840 von den Mormonen gegründete und 1847 von ihnen verlassene Stadt Nauvoo am Mississippi gewählt worden, wo die Auswanderer am 15. März ankamen. Sie kauften hier einige Häuser, eine Mühle und eine Brennerei, pachteten 800 Morgen Landes und gingen mit frischer Zuversicht daran, endlich ihr schwieriges Unternehmen zu einem gedeihlichen Ende zu führen. Mit reblischem Willen, uneigermüthigem Fleiß und bewunderungswürdiger Ausdauer bewältigten sie alle Schwierigkeiten und 1854 schien schon die praktische Durchführbarkeit des Communismus erwiesen zu sein. Ein großes, festes Gebäude enthielt neben einigen Wohnungen den gemeinsamen Speise- und Versammlungsaal, ein zweites war ausschließlich den Schulzwecken gewidmet, während in einem dritten die Werkstätten untergebracht wurden; ein Backsteingebäude mit 40 Zimmern und mehrere kleine Häuser dienten der inzwischen auf über fünfhundert Köpfe angewachsenen Colonie zu Wohnstätten. Die Ansiedler bebauten über 1000 Acres gepachtetes Land; eine Mahl- und eine Sägemühle sowie die Branntweinbrennerei dienten zu industriellen Zwecken, die Schneider, Schuster, Schmiede und die andern Handwerker deckten die Bedürfnisse der kleinen Gemeinde und konnten auch noch nach auswärts Arbeit liefern und so das Einkommen ihres Anwesens erhöhen. Die Schule, in welcher die französische und englische Sprache, Zeichnen, Geographie und Geschichte gelehrt wurde, war ausgezeichnet geleitet und prägte den Kindern schon frühe ickarische Grundsätze und Moral ein. Eine Druckerei sorgte durch die Herausgabe von Zeitschriften, Flugblättern und Büchern für eine thatkräftige Verbreitung der Cabet'schen Lehren, eine 5—6000 Bände umfassende Bibliothek erfreute sich großer Benützung. Die Colonisten waren nach dem übereinstimmenden Urtheile ihrer Nachbarn Mütter von Fleiß, Ordnungsliebe und Brüderlichkeit. Wenn auch ihr Leben strenge Arbeit erforderte, so mangelte es doch nicht

an Zerstreuungen: gut geschulte Musikvorträge, Tanzunterhaltungen, Vorlesungen und Theatervorstellungen lösten einander in bunter Reihenfolge ab. Am Ende des Jahres 1855 belief sich das Gemeindevermögen laut der officiellen Inventur nach Abzug der Schuldenlast auf 64 806 53 Pfund Sterling; hierzu kamen noch 3115 Acres Landes in der Provinz Iowa, mit deren Urbarmachung die Skarier schon 1852 begonnen hatten.

Und doch trug diese blühende Colonie den Keim des Todes in sich. Schon 1850 hatte Cabet der Gemeinde einen Verfassungsbericht vorgelegt welcher einstimmig angenommen wurde. Hiernach fiel die Leitung aller Angelegenheiten einem aus sechs Directoren bestehenden „geschäftsführenden Ausschusse“ zu, dessen Mitglieder auf Jahresfrist gewählt wurden und aus deren Mitte durch besondere Wahl der Präsident hervorging. Die gesetzgebende Gewalt lag in den Händen der jeden Sonnabend zusammen tretenden Generalversammlung; diese bestand aus sämtlichen männlichen Theilnehmern der Gemeinde, die das zwanzigste Jahr überschritten hatten; der Generalversammlung war auch das Recht eingeräumt, den geschäftsführenden Ausschuss zur Verantwortung zu ziehen. Die Aufnahme neuer Mitglieder geschah erst nach sechsmonatlicher Probezeit durch Beschluss der Generalversammlung, austretende Mitglieder erhielten etwa die Hälfte des der Gemeinde zugebrachten Vermögens zurückerstattet. Jedes zweite Jahr sollte eine Revision stattfinden.

Nach Einführung der Verfassung wurde Cabet zum Präsidenten gewählt und seine Wahl von Jahr zu Jahr einstimmig erneuert. Da er bisweilen heftig und unklug vorging, erweckte der nahezu 70 jährige Mann oft den Widerspruch der jüngeren, fortschrittlich gesinnten Mitglieder, und wenn auch das Ansehen und die unbestreitbare Uneigennützigkeit Cabets einen offenen Bruch noch hintanhielt, so steigerte sich der Zwiespalt doch im Stillen immer mehr, bis er endlich im December 1855 offen zu Tage trat. Cabet beantragte nämlich in der Generalversammlung die Abschaffung der Directoren, an deren Stelle ein auf vier Jahre gewählter Präsident treten sollte, mit der Befugniß, nach eigenem Ermeßsen die unteren Beamten zu ernennen und abzusetzen. Dieser Vorschlag hätte eine gründliche Umwandlung der Verfassung bedingt, fiel aber in eine ungesetzliche Zeit, da die letzte Revision — welche bekanntlich jedes zweite Jahr stattfinden sollte — schon im März 1855 vor sich gegangen war. Es brach nun ein mit großer Erbitterung geführter politischer Kampf aus, welcher nach einem kurzen Waffenstillstande schließlich dahin führte, daß Cabet im October 1856 auf Grund begründeter Anklagen aus der Gemeinde ausgeschlossen wurde. Am 1. November verließ die ihrem geistigen Oberhaupt treu gebliebene Minorität — 180 Personen — Nauvoo, acht Tage später starb der Gründer Skarias plötzlich am Schlagflusse in St. Louis. So hatte die Colonie nach ungefähr siebenjährigem Bestande eine bedeutende Spaltung erlitten, welche die Unmöglichkeit eines auf dem starren Principe der absoluten Majorität fußenden Gemeinbewesens zur Genüge erwies. Die

mit Cabet ausgewanderte Minorität ließ sich im Mai 1858 sechs Meilen westlich von St. Louis, in Cheltenham, nieder, konnte sich aber trotz allen Opfermuthes nicht lange halten; 1864 bestand die Cheltenhamer Colonie nur mehr aus fünfzehn Erwachsenen und einigen Kindern, ihre moralische Kraft war gebrochen, und im März löste sich die Colonie in aller Form auf.

II.

Die Gemeinde in Nauvoo war durch den Auszug der Minderheit bedeutend geschädigt worden, denn letztere nahm nicht bloß viel bewegliches Eigenthum, sondern auch alle Rechnungsbücher und einen großen Theil der Bibliothek mit sich. Der Grundbesitz in Nauvoo und Zowa war auf Cabet's Namen eingetragen, und erst nach endlosen Processen gelang es der Gemeinde, sich die Anerkennung ihres Eigenthumsrechtes zu verschaffen. Dazu kamen Missernten, die Schuldenlast der Gemeinde stieg bedeutend; trotzdem verlor man den Muth nicht. Am 1. Januar 1857 zählte die Gemeinde 239 Mitglieder, davon 18 auf der Besitzung in Zowa; das Gemeindevermögen hatte einen Werth von ungefähr 60 000 Pfd. Sterl., denen 19 000 Pfd. Sterl. Passiva gegenüberstanden. Wegen der 1857 ausgebrochenen allgemeinen wirthschaftlichen Panik, welche die Gemeinde stark schädigte, beschloß die Generalversammlung, Nauvoo zu verlassen und die Ansiedelung ausschließlich auf das Besitzthum in Zowa zu beschränken. Einige Mitglieder mußten noch bis zum Herbst 1860 zurückbleiben, um die Geschäfte mit den Gläubigern und den Verkauf ihrer unbeweglichen Güter gesetzmäßig abschließen zu können. Die Zeit der Uebersiedelung in die damals von jedem Verkehr abseits gelegene neue Heimat und die darauf folgende Productionslosigkeit verfezte die Gemeinde in eine traurige Lage. Ihre Niederlassung war mit einer Hypothek von 3—4000 Dollars per Acre belastet, von welcher sie 10% Zinsen zahlen mußten; wegen der zu großen Transportkosten konnten sie den Ueberschuß ihrer Bodenproducte nicht an den Mann bringen und waren deshalb nicht im Stande auch nur die Zinsen ihrer Schuld zu zahlen. Im Jahre 1863 war die Schuld auf 15 500 \$ angewachsen, die Gemeinde bestand nur mehr aus fünfunddreißig Mitgliedern.

Es folgten nun Jahre einförmiger Arbeit, schwerer Entbehrungen, geduldigen Ringens, und daß diese nicht geeignet waren, die idealen, ethischen Ziele der Colonisten zu höherer Entwicklung zu bringen, ist selbstverständlich. Allmählich gelang es den unerfrorenen Pionieren, eine festere Grundlage zu gewinnen, 1868 zählte die Ansiedelung wieder 60 Mitglieder. Mit dem Ausbau der Missouri-River-Bahn Anfangs der siebziger Jahre, welche ihnen für ihre überflüssigen Producte ein Absatzgebiet erschloß, begann sich auch die finanzielle Lage der Gemeinde günstiger zu gestalten; sie erfreute sich eines zwar mäßigen, aber gesicherten Wohlstandes und war von der hohen Bedeutung ihrer sittlichen Mission fester durchdrungen als je. „Kein Zweifel,“ — be-

richtet ein Besucher aus dem Jahre 1869 — „der Versuch der Skarier ist gelungen. Der schöne Gemeingeist, der unter ihnen zu herrschen scheint, liefert den besten Beweis, daß hier wenigstens der Communismus gute Früchte getragen hat.“ Zwei Jahre später schreibt Dr. J. W. Gastin aus Chicago: „Die jungen Leute sind voll Verstand und Herzensgüte, und ehe abermals zwölf Jahre in's Land gehen, werden sie ihre Lebensweise und ihren ganzen Geschäftsbetrieb so organisiert haben, daß sich ihr Einfluß unter uns geltend machen muß. Mir scheint, daß von Skaria wirkliches Heil für die Menschheit zu erwarten ist, und daß sich dort mehr Lebenskraft und Tüchtigkeit beisammen findet, als in irgend einer anderen, mir bekannten Genossenschaft.“

Doch schon erhob sich wieder drohend das Geipenst des Zwiespaltes. Die in den schweren Kämpfen des letzten Jahrzehnts gereiften jüngeren Mitglieder der Gesellschaft begannen immer lauter Aenderungen der veralteten Geschäftsführung, Verbesserungen im landwirthschaftlichen Betriebe, Zulassungen neuer Industriezweige, mit einem Worte Reformen zu fordern, während die Partei der Alten, welche die Mehrheit bildete, sich streng an die Lehren und geschriebenen Gesetze des Skarismus hielt. Die Reformer wollten das bisher nur von Männern geübte Wahlrecht auch auf die Frauen ausdehnen, Erleichterungen bei der Aufnahme neuer Mitglieder einführen; die argwöhnische Majorität stellte all diesen Bestrebungen ein starres: „Nein“ entgegen. So sammelte sich immer mehr Zündstoff, die Gegensätze wurden immer schroffer, und wenn auch im Februar 1877 ein Ausgleich stattfand, so war dieser nicht mehr im Stande, eine abermalige Spaltung zu hindern; die revolutionäre Minderheit trat schließlich beim Zowaer Bezirksgerichtshofe klagbar auf; — die Colonie war als Actiengesellschaft und Ackerbaugenossenschaft von der Zowaer Regierung anerkannt worden, so daß jedes Mitglied vor Gericht bloß als Actionär betrachtet wurde — das Bezirksgericht löste die Genossenschaft auf und setzte eine Commission ein, um die Geschäftsangelegenheiten der Gemeinde, sowie die Theilung des Vermögens abzuwickeln. Die Theilung und damit auch Trennung der Gemeinde ging Anfangs Oktober 1879 von statten; die Partei der Alten erhielt etwas mehr als die Hälfte des Gesamtvermögens.

Die conservative Mehrheit schlug nun ihren Wohnsitz im östlichen Theile des Gebietes auf und machte sich mit frischen Kräften daran, das gestörte Gemeindeleben auf den alten Grundlagen neu zu ordnen. Sie nannte sich „Neu-Skaria“ und bestand im Sommer 1879 aus etlichen 30 Colonisten, die acht Blockhäuser, eine Versammlungshalle und die alte Mühle ihr Eigen nannten. Die Colonie gedeiht in sehr bescheidenen Verhältnissen; ihre Verfassung ist eine rein demokratische, deren Grundzüge mit unwesentlichen Modificationen — wie z. B. Stimmrecht der Frauen bei Aufnahme neuer Mitglieder, bei Verfassungsänderungen und dergl. — dieselben sind, wie unter Cabot. Die Vergnügungen spielen in Neu-Skaria eine sehr untergeordnete Rolle und beschränken sich auf Musik, Vorlesungen und kleinere Theatervor-

stellungen; dagegen ist die Moral und das sittliche Gefühl hoch entwickelt. Die fleißig benutzte Bibliothek umfaßt an 1000 Bände, meist gute französische Schriften über Literatur, Philosophie, Geschichte und Naturwissenschaften. Die Gemeinde hat keine eigene Schule, ihre Kinder besuchen die Distriktschule, deren Leiter stets ein Italiener ist, da im ganzen Sprengel kaum drei nicht italiische Familien wohnen. Die Colonie hat ihren eigenen Schuster und Schneider, beschäftigt sich jedoch zumeist nur mit Ackerbau. Das Princip des starren Communismus hat insoweit eine Bresche erlitten, als es jeder Familie gestattet ist, einen kleinen Obstgarten vor ihrem Wohnhause anzulegen. Ob es jedoch den Colonisten gelingen wird, ihre Ansiedelung zu einem großen Aufschwunge zu bringen und damit den noch immer fehlenden Beweis der Durchführbarkeit der communistischen Lehren zu erbringen, ist nach den bisherigen langjährigen Erfahrungen zum mindesten fraglich.

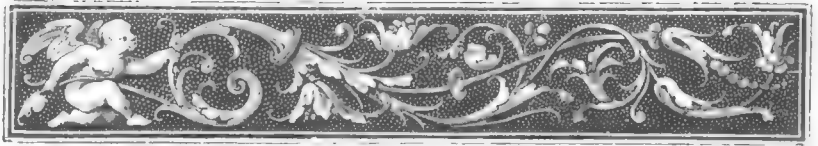
Die Minderheit, die sich unter dem alten Namen: „Italiische Gemeinde“ neu organisierte, erachtete es als ihre nächste Aufgabe, weitgehende Reformen der lückenhaften Verfassung vorzunehmen; sie schaffte zunächst die Präsidentschaft ab und dehnte das Wahlrecht auch auf die Frauen aus. Nach der neuen Verfassung unterliegt die Leitung der Gemeindeangelegenheiten vier Vertrauensmännern, von denen je zwei alle sechs Monate neu gewählt werden, und die die Beschlüsse der Generalversammlung auszuführen haben. Außerdem ernennt letztere von Fall zu Fall besondere Commissionen zur Durchführung minder wichtiger Angelegenheiten. Das Anwesen der aus 35 Personen bestehenden Colonie entwickelte sich vortrefflich; gute Ernten belohnten ihre Mühe, Alle trachteten mit vereinten Kräften, die auf der Gemeinde lastende Schuld von 7—8000 Dollars zu tilgen, und sie konnten sich der Hoffnung hingeben, daß Italia einen glänzenden Aufschwung nehmen werde. Doch es sollte anders kommen. Bald stellten sich wieder Meinungsverschiedenheiten ein, welche dazu führten, daß die meisten neuen Ankömmlinge wieder austraten; die Zurückgebliebenen kamen zu der Ueberzeugung, daß eine communistische Gemeinde im nördlichen Unionsgebiete bei Viehzucht und Ackerbau nicht gedeihen könne, sie sehnten sich nach dem Süden, wo sie sich dem minder anstrengenden, ihren Anlagen entsprechenderen Gartenbau widmen und ihre Mußzeit den geistigen Interessen weihen könnten. Einige ausgeschiedenen Familien hatten inzwischen 1881 unter Leitung Dehays in Kalifornien, 18 Meilen von San-Franzisko entfernt, eine Colonie gegründet und fordberten nun ihre früheren Genossen auf, sich dort mit ihnen zu vereinigen. Dieser Einladung Folge leistend, beschloßen sie, die Liegenschaften in Iowa zu verkaufen und nach Samoa-County zu ziehen. Die neue Colonie ward „Italia Everanza“ getauft und scheint einer erfreulichen Entwicklung entgegenzugehen.

* * *

Das Beispiel Italias ist charakteristisch für alle communistischen Gemeinden Amerikas, deren es gar viele giebt und deren noch immer neue

gegründet werden. Die einzelnen Phasen der Geschichte zeigen zur Genüge, daß eine dauernde Verbesserung unserer socialen Mißverhältnisse vom Communismus nicht zu erwarten ist. Bei dem besten Willen, bei aller Begeisterung und Hingebung für die Sache kam es in Icaria immer wieder zu Spaltungen, und das würde auch in jedem anderen Staatenwesen der Fall sein, welches auf den gleichen oder ähnlichen Principien beruht. Das beliebte Wort: „Eigenthum ist Diebstahl“ ist nichts als eine inhaltsleere Phrase, geeignet, einige Hitzköpfe und Mißvergnügte zu blenden, deren Hohlheit aber offenkundig wird, so wie wir versuchen, sie auf praktischem Gebiete zu verwirklichen.





Schlag neun.

Von

Paul Lindau.

— Dresden. —



Als ich nach Hause kam, wurde mir ein großer, mit drei Siegeln verschlossener Briefumschlag, der ein ziemlich umfangreiches Schriftstück zu enthalten schien, übergeben und zugleich mitgetheilt, daß ein Diener ihn für mich abgegeben und sich den Empfang habe bescheinigen lassen. Schon auf dem Wege nach meinem Arbeitszimmer löste ich die Siegel, denn an der Aufschrift hatte ich die Hand eines guten Bekannten erkannt, der vor Kurzem unter tragischen Verhältnissen aus dem Leben geschieden war.

Es war ein Manuscript, sehr deutlich, gleichmäßig und sauber geschrieben — ein Dictat, mit einigen Correcturen von der Hand des Verfassers. Dabei lag ein von meinem Bekannten geschriebener Zettel, der folgende Worte enthielt:

„Verehrter Freund!

Die beigelegten Blätter habe ich während der letzten Tage dictirt. Machen Sie mit diesen Aufzeichnungen, was Sie wollen. Manches ist vielleicht unklar und verworren. Die Schuld daran liegt ausschließlich an meiner Ungeschicklichkeit im Ausdruck und an ungenügender Uebung. Denn mein Geist ist nicht einen Augenblick verwirrt gewesen. Bewahren Sie mir ein freundliches Gedenken!“

Hier sind die mir übergebenen Blätter.

*

*

*

Ich habe in früherer Kindheit meine Eltern verloren. Meiner Mutter erinnere ich mich gar nicht mehr, meines Vaters nur dunkel. Ich bin im

Hause meines Onkels aufgewachsen, eines herzensguten, edlen Mannes, der mich zärtlich liebte. Er war Wittwer, kinderlos, ich war die Freude seines Lebens, ich war sein Sohn. Mein guter Onkel hat mich mit Beweisen seiner Liebe überschüttet, und es wird mir schwer, ich komme mir undankbar vor, wenn ich ihm trotzdem einen Vorwurf machen muß. Die Wahrhaftigkeit aber, die den einzigen Werth dieses Dictats ausmacht, zwingt mich dazu.

Mein Onkel war ganz vernarrt in mich und hat mich in unerlaubter Weise erzogen. Er wußte, daß er mich dereinst zum reichen Manne machen würde, und es war ihm, der sich sein Leben lang gewohnheitsmäßig geplagt hatte, offenbar eine Freude, es seinem Liebling und Erben zu ermöglichen, das Dasein von der anderen, nur von der heiteren und fröhlichen Seite kennen zu lernen.

Kinder haben feine Ohren. Ich merkte es mir sehr wohl, daß er eines Tages meinen Hauslehrer und Erzieher, der sich über meine Faulheit und Wildheit bei ihm beklagte, sagte: „Ich glaube, Sie erziehen den Jungen zu streng. Ich will ja keinen gelehrten Stubenhocker aus ihm machen. Wenn ihm auf möglichst bequeme Weise soviel beigebracht wird, wie man heutzutage braucht, um in der Gesellschaft Gebildeter verkehren zu können, ohne sich eine Blöße zu geben, dann weiß er gerade genug. Und das wird er bei seinem offenen Kopfe und seiner leichten Auffassungsgabe spielend lernen. Bis zum Abiturienten-Examen, schlimmsten Falls zur Befreiung vom Freiwilligen-Examen wird er's ja bringen, ohne daß er sich besonders anzustrengen braucht. Dann mag er auf ein paar Jahre reisen, sich in Frankreich und England aufhalten, um die Sprachen zu lernen, die ein gebildeter Mensch heutzutage kennen muß. Findet er Vergnügen am Reisen, so mag er meinetwegen nach Amerika, nach Asien, nach Afrika gehen, wohin er will. Das Reisen ist ein guter Lehrmeister und erweitert den Gesichtskreis. Und ich denke, das, was er in der Schule etwa versäumt, wird er im Leben, im Verkehr mit klugen und erfahrenen Männern, nachholen. Mir ist um den Jungen nicht bange. Er hat ein gutes Herz und gute Verstandesanlagen. Er wird sich schon machen und sich später gewiß glücklich verheirathen. Denn er wird so gestellt sein, daß er der Neigung seines Herzens folgen kann und nicht auf Vermögen zu sehen braucht. Ich habe es mir nun einmal in den Kopf gesetzt, das alte Sprichwort: 'Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen,' in meiner Weise zu verwirklichen. Da mir das Talent zum Ausruhen versagt ist, soll sich mein Sohn — mein Onkel nannte mich nie anders — der Früchte meiner Arbeit erfreuen.“

Ich hatte, ohne horchen zu wollen, im Nebenzimmer jedes Wort gehört und mir den Hauptinhalt der Rede meines Onkels eingeprägt: ich brauche nicht viel zu arbeiten, ich werde ein reicher Mann werden, ich kann reisen und meinem Vergnügen leben.

In diesen Anschauungen wuchs ich auf.

Mein guter Onkel gewährte mir jeden meiner Wünsche, und er ging sogar darüber hinaus. Zu meinem fünfzehnten Geburtstage schenkte er mir

ein prachtvolles Pferd. Am Reiten und an allen körperlichen Uebungen, am Schwimmen, Turnen, Fechten, fand ich besonderes Vergnügen. Und auch in der Schule ging es, wie mein Onkel es vorhergesehen hatte, so ziemlich. Ich paßte leidlich auf, um möglichst wenig zu Hause zu arbeiten. Ich war nicht vorlaut, nicht prahlerisch, und die Lehrer hatten mich gern. Dank ihrer Nachsicht, der unausgesetzten Nachhilfe im Hause und meinem leichten Erfassen kam ich als mittlerer Schüler durch die oberen Klassen und machte in meinem neunzehnten Jahre mein Abiturienten-Examen. Mein Onkel, der es lange nicht so weit gebracht hatte, betrachtete das schon als ein großes Selbstenstück.

Ich ging nach Bonn, ließ mich da als Jurist immatriculiren und trat bei den Königs-Gusaren als Freiwilliger ein. Im Verkehr mit vornehmen und reichen jungen Leuten, die meinen ausschließlichen Umgang bildeten, gab ich für mein Alter sehr viel Geld aus. Mein Onkel füllte meine Börse jedesmal, wenn sie leer war, ohne auch nur ein Wort der Erklärung, geschweige denn eine Rechtfertigung von mir zu verlangen. Ich spielte, nach meinen damaligen Anschauungen, sehr hoch und verlor ziemlich beträchtlich. Am letzten Abende vor der Abreise aus Bonn verlor ich sogar eine Summe, die mir sehr stark erschien, und ich fühlte mich nach meiner Rückkehr in Berlin verpflichtet, meinem Onkel gegenüber den starken Verlust durch besondere Verhältnisse zu motiviren und mich bei ihm zu entschuldigen. Er sah etwas ernster als gewöhnlich aus, gab mir das Geld und sagte: „Laß doch das dumme Spielen sein! Spiele wenigstens nie zu hohen Points! Du amüsirst und ärgerst Dich gerade so gut, wenn Du zu niedrigen Points gewinnst oder verlierst. Die Höhe des Spiels ist etwas rein Relatives und Gewohnheitsache. Es ist eine kostspielige und eine dumme Gewohnheit. Du mußt Dir ja selbst sagen, wieviel Freude Du Dir und Andern mit dem Gelde hättest bereiten können, das Du jetzt weggeben mußt, und das nicht einmal dem Gewinner ernsthafte Freude bereitet. Laß das dumme Spielen.“ Ich versprach es ihm, und mein Versprechen war in dem Augenblick sehr ernst gemeint.

Bald darauf ging ich auf Reisen. Ich blieb fünf Jahre im Auslande und kam immer nur zurück, wenn ich zu einer militärischen Uebung herangezogen wurde.

Die Veranlassung zu meiner letzten Rückkehr war trauriger Art. Mein Onkel, den ich ein halbes Jahr vorher in vollster Rüstigkeit und blühender Gesundheit verlassen hatte, war vom Herzschlage tödtlich getroffen worden. Ich beweinte ihn sehr aufrichtig, denn er hatte mich über Alles geliebt, und ich hing an ihm mit meinem ganzen Herzen. Auch sein Testament war ein sprechender Beweis seiner zärtlichsten Zuneigung für mich. Außer einigen Legaten an entfernte Verwandte und für wohlthätige Zwecke hatte er mich zum alleinigen Erben seiner bedeutenden Hinterlassenschaft eingesetzt. Ich war viel reicher, als ich je geahnt hatte.

Nach einem etwa zweimonatlichen Aufenthalt in Berlin, den ich dazu benutzt hatte, mich in den neuen Verhältnissen zurechtzufinden — bei der peinlichen Ordnungsliebe meines verstorbenen Onkels war wenig zu ordnen, — trat ich eine große Reise an. Ich ging über Bremen nach New-York, durchschnitt das Gebiet der Vereinigten Staaten bis zur Westküste, fuhr sodann von San Francisco über den Stillen Ocean nach Japan, und kehrte langsam in großen Stappen über China und Egypten nach der Heimat zurück. Die Reise hatte etwa zwei Jahre beansprucht.

Nicht ohne Beschämung muß ich gestehen, daß ich während meiner Reise dem Versprechen, das ich meinem Onkel gegeben hatte, nicht immer treu geblieben war. Ich beruhigte mein Gewissen mit der sophistischen Deducation, daß der Tod mich meines Wortes entbunden habe. So bedeutend die verlorenen Summen auch waren, so blieben sie doch noch immer innerhalb der Grenzen meines Vermögens. Das wiederholte ich mir beständig zu meiner Beruhigung, wenn ich nach einem unglücklichen Abende von unbehaglicher Stimmung heimgesucht wurde.

Ich hatte nun genug von der Welt gesehen, ich war reijemüde. Ich hatte nicht den geringsten Drang, irgend etwas Vernünftiges zu thun, und ich besaß auch nicht die Fähigkeiten dazu. Noch weniger Hang verspürte ich dazu, mich zu verheirathen und eine Häuslichkeit zu begründen. Das Leben, das vor mir lag, war mir durch meine Neigungen und meine äußeren Verhältnisse vorgeschrieben. Während der letzten Zeit hatte sich in mir eine starke Leidenschaft für den Sport entwickelt. Ich selbst war ein guter Reiter, und das Einzige, von dem ich etwas verstand, war eben der Turf. Ich hatte gute Pferde und durfte mich manchen schönen Erfolgs erfreuen. Der Turf ist denn auch das einzige Gebiet, auf dem ich als Spieler gewonnen habe, freilich nur, um den Gewinn gewöhnlich schon am selben Abend am grünen Tisch im Club wieder loszuwerden. Mit der Zeit machte es sich so, daß der Club, und was damit zusammenhing, mich vollkommen absorbirte. Ich hatte und suchte keine andere Freude. Wenn ich am Morgen mir die Zähne gepuht und mich angekleidet hatte, war meine Tagesarbeit eigentlich gethan. Für meine geistige Fortbildung geschah nichts weiter, als daß ich die Zeitungen, die neuesten Romane las, die Theater besuchte und mich mit dieser oder jener Autorität über Pferde und Jagd unterhielt.

Das Spielen war mir zur Gewohnheit geworden. Ich spielte unausgesetzt und konnte gar nicht hoch genug spielen. Ich spielte schlecht und unglücklich. Ich konnte es mir an den fünf Fingern abzählen, daß ich unbedingt verlieren mußte, denn ich war feige im Gewinn und tollkühn im Verlust. Auch unter den günstigsten Chancen konnte mein Gewinn niemals nur annähernd die Höhe meiner Verluste erreichen. Ich spielte überall: in den großen Städten, in denen ich mich aufhielt, in Berlin, Wien, London, Paris, in den Clubs, im Sommer in den Bädern und während der Saison hauptsächlich in Nizza und Monte Carlo. Da habe ich denn auch die größten

Verluste erlitten. Sie ballten sich lawinenartig an, und ich hatte kaum noch den Muth, am Abschluß des Jahres ehrliche Bilanz zu ziehen. Als ich endlich nach einer besonders empfindlichen Schlappe wieder einmal mich dazu aufraffte, klar zu sehen, unter dem mir selbst zum zehnten Male gegebenen Versprechen, nun ein Ende zu machen, stellte ich fest, daß sich in den sieben Jahren, die seit dem Tode meines Onkels verfloßen waren, die Hinterlassenschaft um zwei Drittel verringert hatte. Das mir noch verbleibende Drittel hätte sehr wohl ausgereicht, mir, wenn ich das Spielen ausschloß, alle Freuden, die ich vom Dasein beanspruchte, in reichstem Maße zu gewähren. Ich hätte kein Pferd abzuschaffen brauchen und hätte ganz auf demselben Fuße wie bisher weiter leben können, ohne deshalb mein Capital anzugreifen.

Ich machte mir vollkommen klar, daß es ein frevelhafter Leichtsinn war, das Geld, das ich ausschließlich der Güte eines liebenden Verwandten verdankte, der reblichen und glücklichen Arbeit eines langen vollen Lebens, in dieser sinnlosen, albernem Weise aus dem Fenster zu werfen. Aber die Erkenntniß meiner Schuld führte leider nicht zur Besserung. Der Spielteufel hatte mich nun einmal beim Genick gepackt und ließ mich nicht los. Ich mußte auch kein Entrinnen. Wenn ich mir nach einem unverantwortlich starken Verluste immer wieder klar machte, daß es so nicht nicht weitergehen könne, und ich mir dann die Frage vorlegte: was soll ich nun aber an dessen Stelle setzen? was soll ich beginnen? dann war ich rathlos.

Und da berührte ich den Punkt, auf den ich beim Beginn meiner Aufzeichnung hinwies. Da kann ich meinem theuren und edlen Onkel einen ernsten Vorwurf nicht ersparen. Er hatte mich nie arbeiten gelehrt. Ich konnte mich nicht beschäftigen. Ich glaube aber, die Arbeit, auch die nicht befriedigende, die nicht lohnende, ist schließlich der einzige Zufluchtsort aus allem Jammer des Daseins, das einzig stärkende und wunderthätige Bad für alle Leiden. Wer nicht arbeiten kann, wenn's ihm schlecht geht, der mag sich begraben lassen. Und mit dem Gedanken, mich begraben zu lassen, wenn ich in dem unaufhaltsamen Abrutsche bis zur Tiefe gelangt sein würde, befreundete ich mich immer mehr.

Ich konnte nicht arbeiten und war schon damals entschlossen, wenn ich mit Allem fertig sein würde, dahin auszuwandern, wo man nicht zu arbeiten braucht.

Und so weit war ich nun gekommen. Den Rest hatte mir der Spielabend nach dem letzten Rennen gegeben. Ich hatte zunächst eine ziemlich beträchtliche Summe gewonnen und nahm beim Vaccarat die Bank, die während der ersten zehn Minuten ebenfalls für mich überaus günstig verlief. Die Köpfe der Spieler waren erhitzt. Auf beiden Seiten wurde bei einem Schläge unverhältnißmäßig hoch gesetzt. Ich besann mich einen Augenblick, ob ich die Bank abgeben sollte. Ich überzählte meinen Gewinn. Er repräsentirte eine Summe, von deren Zinsen eine bescheidene Familie bei mäßigen Ansprüchen ganz gut leben konnte. Wenn ich diesen Coup noch gewann, so hatte ich die Summe verdoppelt. Ich war entschlossen, dann aufzuhören.

Ich gab die Karten. Ich deckte auf: Schlag acht! Meine Freude währte nur einen Augenblick. Das Unwahrscheinliche geschah. Ich hatte auf beiden Seiten verloren. Ich hatte noch rechts und links Schlag neun gegeben!

Beim Auszahlen merkte ich, daß die Summe noch höher war, als ich bei oberflächlicher Schätzung berechnet hatte. Ich war Alles losgeworden, was ich gewonnen hatte, und dazu noch ungefähr Alles, was ich an baarem Gelde besaß. Ich gab die Bank ab, trank eine Flasche Selterwasser und machte mir nun klar, was mir zu thun übrig blieb.

Ganz leicht ist es mir nicht geworden, meinen Entschluß auszuführen. Es hielt mich doch mit stärkeren Klammern am Dasein fest, als ich geglaubt hatte. Im Augenblicke des Scheidens machte ich mir klar, daß das Leben doch schön war, daß es viele Freuden gewährte. Ich liebte die Natur. Unter meinen vielen Bekannten hatte ich auch zwei gute Freunde. Aber das Leben, wie es mir lieb geworden war, lieb bei allem Jammer, den ich durchkostet hatte, bei aller Unbefriedigung, die mich beschlich, konnte ich nicht weiterführen. Mir fehlten einfach die Mittel dazu.

Ich habe in den letzten Tagen mit großer Genauigkeit und Sorgfalt einen Status meines Vermögens aufgestellt. Ich bin vollkommen ruiniert. Ich schulde an Freunde im Club Alles in Allem etwa fünfzigtausend Mark. Die Rechnungen der Lieferanten zc. habe ich, glaube ich, sammt und sonders bezahlt. Mein Inventar repräsentirt auch jetzt, nachdem ich die bedeutendsten Werthobjecte, die besten Bilder, kostbarsten Silberfachen zc., verkauft habe, noch immer an Mobiliar, Silber, Pretiosen, Kunstgegenständen und Bibelots unter ungünstigster Annahme einen Werth von über hunderttausend Mark. Meine Schulden werden daher aus meiner Hinterlassenschaft ohne irgend welche Mühe geregeit werden. Ueber den Rest meines Besizes habe ich verfügt, daß meinem Kammerdiener, dem Burschen und der Köchin das volle Jahresgehalt ausgezahlt wird, daß außerdem mein Kammerdiener Mehner fünftausend Mark erhält. Das Uebrige würde an die Armen vertheilt werden. Ich habe noch den besondern Wunsch ausgesprochen, daß die Blinden und Taubstummen in erster Linie berücksichtigt werden.

Ruhiger als ich ist wohl nie ein Mensch in den Tod gegangen. Denn ich weiß, mein Tod schädigt keinen Menschen und betrübt wohl kaum irgend Jemand, mit alleiniger Ausnahme vielleicht des guten Mehner, der aber einem anderen Herrn eben so ergeben und treu dienen wird, wie er mir fünfzehn Jahre lang gedient hat. Die meisten meiner Bekannten werden meinen Tod mit Bedauern erfahren. Die Weiden, die mir am nächsten gestanden haben, werden wahrscheinlich im ersten Augenblick sogar traurig sein. Aber in der Mitte, in der wir zusammen gelebt haben, schlagen Sentimentalitäten und gefühlvolle Anwandlungen nicht tiefe Wurzeln. Ich habe es ja an mir selber erfahren, wie das Spiel die wahre und warme Theilnahme an allem Menschlichen ertödtet. Ich sage das ohne die geringste Bitterkeit. Ich constantire einfach das Thatsächliche. Ich erinnere mich genau des Umstandes, daß im Club

Jemand an unseren Tisch trat, während wir gerade eine Cartépartie zu sehr hohen Points spielten, und uns die soeben eingetroffene Depesche vom Brande des Ring-Theaters vorlas. Wir hörten kaum zu und baten ihn, die Partie nicht zu stören. Zu der Sammlung, die im Club veranstaltet wurde, steuerten wir Alle anständige Spenden bei, aber die nächste Cartépartie interessirte uns doch viel mehr als das furchtbare Unglück.

Wenn mir mein Entschluß auch nicht leicht geworden ist, so war er doch unerschütterlich. Mir blieb eben nichts Anderes zu thun übrig. Die Freuden von ehedem konnte ich mir nicht mehr gönnen. Die Schönheiten der Natur hatte ich ja bisher nur im Coupé erster Klasse aufgesucht, vom Wagen oder vom Pferde aus bewundert, und wenn ich klettern mußte, trug der Führer mein Gepäck. Die Poesie des Morgengrauens kannte ich nur von der Auerhahnbalze. Alles, was mich freute, war sehr kostspielig. Meine Freunde fand ich nur in einer Gesellschaft, mit der ich jetzt nicht mehr gemeinsame Sache machen konnte. Auch meinen Haushalt, den ich während der letzten Jahre schon erheblich reducirt hatte, konnte ich nicht mehr weiterführen. Ich war nach den Verhältnissen meines bisherigen Daseins völlig verarmt und hatte nur reiche Bekannte.

Sollte ich den Versuch machen, mich herauszurappeln, ein neues Leben zu beginnen, mir Entbehrungen aufzuerlegen, durch meine eigene Kraft zu erwerben? Es waren lauter Unmöglichkeiten. Ich war über alle Begriffe verwöhnt. Ich hatte nie mit der Möglichkeit gerechnet, mir einen Wunsch zu versagen. Und wie sollte ich erwerben? Ich hatte ja nichts gelernt! Die Leute, die mit ihrer Hände Arbeit ihr Dasein fristen — ich hatte sie drüben in Amerika kennen gelernt — sie waren aus anderm Stoff; und um diesen Preis wäre mir das jämmerliche Dasein übrigens auch viel zu theuer bezahlt gewesen. Ich fühlte mich ganz in der Stimmung des Faust, dem Mephisto den Wiedergewinn der Jugend ohne Zaubermittel verheißt:

Begieh dich gleich hinaus auf's Feld,
Fang' an zu hacken und zu graben,
Erhalte dich und deinen Sinn
In etnem ganz beschränkten Kreise,
Ernähre dich mit ungemischter Speise,
Leb' mit dem Vieh als Vieh, und acht' es nicht für Raub,
Den Acker, den du erntest, selbst zu düngen.
Das ist das beste Mittel, glaub',
Auf achtzig Jahr' dich zu verjüngen.

Und ich mußte darauf gerade wie Faust antworten:

Das bin ich nicht gewöhnt, ich kann mich nicht bequemen,
Den Spaten in die Hand zu nehmen.

Alle meine guten Vorsätze wären haltlose Phrasen gewesen, die für den Ernst meiner Situation nicht taugten, Programme ohne den Glauben an deren Verwirklichung.

Wenn ich jetzt abschloß, so hatte ich wenigstens das Gefühl, keinen Menschen ernsthaft zu schädigen. Kein Armer wurde von mir benachtheiligt, Niemand durfte mich einen Schwindler und Betrüger schelten. Und so ordnete ich denn Alles zur Entscheidung.

Unauffällig und langsam hatte ich während der letzten Tage alle Vorbereitungen getroffen. Ich hatte alle meine kleinen Rechnungen bezahlt, alle meine Brieffschaften und Papiere verbrannt. Meine letzten Verfügungen waren bald getroffen. Wie gewöhnlich hatte ich zu Hause gespeist, mich zur gewohnten Zeit in mein Schlafzimmer begeben und mich zum Ausgehen angekleidet. Meinem Diener, der mir den Ueberrock hinhielt, sagte ich: „Ich gehe noch nicht aus, ich habe noch einige Sachen zu erledigen. Ich werde Dich rufen, wenn ich Dich brauche.“ Schon vorher hatte ich noch einmal genau Umschau gehalten. Ich hatte Alles erledigt, was zu erledigen war.

Ich trat in den Salon zurück, in dem nur eine Lampe brannte, und zündete noch die zwölf Kerzen auf den Armleuchtern vor dem Spiegel an. Dann schloß ich die Schublade meines Schreibtisches auf und nahm aus dem lebernen Behälter meinen guten Revolver, den ich auf seine Tüchtigkeit ein paar Tage vorher geprüft und neu geladen hatte.

Ich stellte mich in das helle Licht der Kerzen gerade vor dem Kamin und steckte den Lauf in den Mund. Ich merkte, daß ich dabei eine häßliche und lächerliche Grimasse schnitt, und ich gestehe, daß sich meine Eitelkeit gegen diese Todesart sträubte. Vor Kurzem hatte ich ein Stück gesehen, ich glaube, von Ibsen, in dem die Heldin die Forderung aufstellt, „schön im Sterben“ zu sein. Man lachte darüber. Ich fand es sehr richtig und natürlich. Ich mußte in diesem letzten Augenblicke wieder daran denken.

Ich legte den Revolver bei Seite, zog mir Rock und Weste aus, band die Cravatte los, entkleidete mich auch des Hemds, stellte mich nun gerade vor den Spiegel, nahm den Revolver in die Linke, stemmte ihn fest auf die linke Seite der Brust — ich fühlte noch die eigenthümliche Kälte bei der Berührung des Stahls mit dem Fleisch — und legte nun den Daumen der Rechten an den Drücker.

Bis zu diesem Augenblicke war ich vollkommen ruhig und unheimlich nüchtern geblieben.

In diesem einen Augenblicke aber, gerade als ich die Kälte spürte, überkam mich eine furchtbare Erregung. Meine Schläfen hämmerten, als ob mir die Stirn bersten müsse. Ich hatte Ohrensausen, und es flimmerte mir vor den Augen. In demselben Augenblicke schlug die kleine Uhr, die zwischen den beiden Armleuchtern auf dem Gefsimsbrett vor dem Spiegel stand, gerade neun. Ich war an das Schlagen der Uhr so gewöhnt, daß ich es eigentlich nie mehr hörte. Jetzt aber war mir, als ob ein schwerer Klöppel auf die Sturmglocke schlug. Ich hörte den ersten Schlag auf den Hammer, der bröhnend mein Trommelfell erzittern machte.

Blitzschnell durchfuhr mich in einer gewissen ironischen Anwandlung der Gedanke: wieder Schlag neun! Ich glaube, daß sich meine Rippen noch zu einem Lächeln hoben. Schlag neun hatte mein Dasein als Spieler schon einmal beschlossen.

Nun also ein zweites Mal, und ein gründlicher Schluß! Ich hörte den zweiten Schlag. Da drückte ich los.

* * *

Ich fühlte einen harten, starken Schlag, der mich mehr überraschte als schmerzte, und fühlte auch irgendwo etwas sonderbar Heißes. Dann taumelte ich rücküber und stürzte auf den Boden. Ich wollte mich instinctiv erheben, aber ich konnte kein Glied mehr rühren. Nur in den Fingerspitzen hatte ich noch das Gefühl, als ob meine Hand sich krampfe, und als ob die Finger über die Wolle des Teppichs führen. Sonst war ich vollkommen hilflos, aber auch nicht mehr hilfsbedürftig.

Ich weiß nicht, wie lange ich so dalag. Es schien mir eine lange Ohnmacht zu sein. Aber allmählich dämmerte in mir das Bewußtsein wieder auf. Der unwillkürliche Drang, der mich eben noch beherrscht hatte, mich aus meiner Lage zu befreien und unter dem Gebot eines stärkeren Willens als des meinigen Hilfe zu suchen, war erloschen. Um den Menschen, der ich bisher gewesen war, kümmerte ich mich nicht mehr. Er hatte aufgehört, Interesse für mich zu haben. Er mochte am Boden liegen oder nicht, es war mir gleichgiltig. Ich hatte die Empfindung: etwas ist vernichtet. Ein Anderes aber, dessen Existenz doch wohl auch an das Vernichtete gebunden ist, ist einstweilen noch vorhanden. Es wird wohl, wie das schon Vernichtete, dem Untergange geweiht sein, aber noch ist es. Zwischen dem letzten Herzschlag und dem letzten Vibriren der Gehirntasten wird wohl ein Zwischenraum liegen, vielleicht nur der Bruchtheil einer Secunde, — vielleicht die Ewigkeit. . .

Bei diesem Begriff überfiel mein körperloses Ich ein Schaudern. Die Vergegenwärtigung der Ewigkeit hatte etwas Furchterliches für mich. Ich hatte früher nie daran gedacht. Ich hatte mir den Begriff nie klar zu machen gesucht. Jetzt erst fühlte ich's und glaubte es zu verstehen.

Also die wohlgezielte Kugel hatte doch nicht Alles durchbohrt! Es war noch etwas Unvernichtetes vorhanden. Anders als vorher, aber es war. Es hatte Bewußtsein, das Vermögen der Wahrnehmung, der Einsicht, des Empfindens. Es fühlte die plötzliche und vollkommene Veränderung, die durch die gewaltsame Zerstörung seines Gehäuses mit ihm vorgegangen war. Nun war es nicht mehr in den Organismus gebannt, es war frei. Aber es war auch schutzlos und vor rauen Berührungen nicht mehr gedeckt. Wie etwas Flüssiges ergoß es sich aus dem zerbrochenen Gefäße. Nein, nicht wie etwas Flüssiges. Es war gewichtlos, wesenlos, ätherisch, und steuer- und ziellos, ohne von

Certificate of Deposit
ON
Money Order Account.

No.

181

POST OFFICE,

GRAND RAPIDS, MICH.

189

Postmaster

This Certifies, that

at

at this Office the sum of

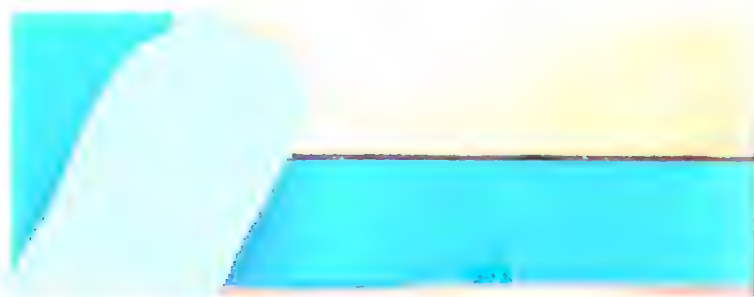
on MONEY ORDER ACCOUNT, the same having been remitted

Dollars,

189

\$

Postmaster.

[illegible]

irgend einem Widerstande oder Hindernisse aufgehalten zu werden, flatterte es auf in die Leere.

Den Raum, in dem der Körper lag, hatte es längst verlassen. Es war irgendwoanders, in einer Region, zu der niemals der Sinn des Lebenden auf- oder hinabgefliegen war. Denn es wußte nicht, ob es stieg oder versank, ob es in unermesslich schneller Bewegung trieb oder in Trägheit verharrte.

Die fürchterliche Dual war, daß mit diesem Unverwüsteten ein klares Bewußtsein zusammengeketet war. Dabei war Alles so gewaltsam, so neu, so ungewesen, daß sich der Sinn nicht darin zurechtfinden konnte. Nur Eines war mir vollkommen klar: daß ich nicht träumte, und daß ich nicht verrückt war.

Ich hatte offenbar ein neues Sein zu lernen. Alles mußte ich neu lernen, den Gebrauch der Sinne, die mir in der Körperlosigkeit noch verblieben waren. Mir war auch, als lernte ich schon, als gelangte ich aus dem Taumel und Dusel, der mich zunächst besangen gehalten hatte, zu einer gewissen Stetigkeit und Klarheit, und mit der Zeit — es ist unmöglich, mir zu sagen, ob ich Secunden oder Jahre dazu gebrauchte — fühlte ich auch eine Einwirkung auf die Sinne: Kälte und Dunkelheit. Die Kälte schien fürchtbar zu sein. Aber sie belästigte mich eigentlich wenig. Und in der Dunkelheit, die eine merkwürdig rothe Leuchtkraft besaß, sah ich den Raum vor mir, unermesslich, mit einer Deutlichkeit, als ob die helle Sonne schiene.

Ich machte den natürlichen Schluß: da ich die Dunkelheit wahrnehme und die Kälte spüre, muß ich doch noch Werkzeuge besitzen, die mir die Unterscheidung zwischen Hell und Dunkel ermöglichen, noch Flächen, die sich der Einwirkung der Temperatur darbieten. Aber wo sind sie? Ich hatte keine Augen, keinen Körper.

Oder hatten sie nur eine andere, mir noch nicht faßbare Erscheinung angenommen? Ich hatte doch das ganz bestimmte Bewußtsein, daß das Etwas von mir, das eben nicht zerstört war, mit dem ich jetzt dachte und fühlte, zusammenhielt — nicht in stofflicher Grobheit, nicht mit den äußeren Sinnen wahrnehmbar, nicht in wenigstens durch Deductionen physisch erweislichen Atomen, aber mir begrifflich doch in vollster Klarheit fühlbar und erkenntlich. Es kam mir vor wie eine Auflösung, die die Erscheinungsformen für das Auge völlig verändert, das Wesen aber unberührt gelassen hatte.

Eine Art Stofflichkeit besaß es indessen auch, aber von einer Beschaffenheit, wie ich sie im irdischen Leben niemals wahrgenommen hatte. Es schien mir auf der Mittelstufe zwischen Wesen und Erscheinung zu stehen. Ich erinnerte mich an die Wolken, die ich beim Bergsteigen über mir gesehen, die ich dann, ohne dessen gewahr zu werden, durchschritten und von deren Vorhandensein ich mich erst nachher wieder überzeugt, wenn ich sie unter mir hatte. Aber der Vergleich hinkt, wie alle Vergleiche. Es war ein unendlich zarteres Gewebe als der leichteste Wolkenschleier. Ich konnte es auch nicht sehen, ich fühlte eben nur, daß es da war.

Es war da — fluthend, wogend, wehend, wie mir manchmal schien, aber in einer Bewegung, die ich mir erst durch Schlüsse künstlich construiren mußte: durch die Erwägung, daß ich dem Raume des Bekannten, des Begreiflichen, ja des Geahnten entrückt war und mich nun in Unbekanntem, niemals auch nur in der Phantasie Erschaunem befand. In der Bewegung selbst aber hatte ich das Gefühl des beständigen Rastens. Um mich dehnte sich die grenzenlose Einsamkeit, die mich mit Schauer erfüllte.

Meine psychisch thätige Unstofflichkeit, wie ich sie nennen will, obwohl der Name nicht zutrifft, dieses aus dem zerstörten Körper entfesselte, aber noch immer fühlende und denkende Etwas, über dessen Wesen, Umfang und Gestaltung ich mir keine Rechenschaft ablegen konnte, das in dem unbekannten Raume wehte oder ruhte, war also wohl die Umhüllung der beiden Sinne, die mir noch verblieben waren: des Sehens und Fühlens. Die andern Sinne waren erloschen. Geruch und Geschmack so vollkommen, daß ich mich ihrer gar nicht mehr erinnerte. Aber das NichtHören steigerte das Angstgefühl, das mich auf meinem dunklen Wege durch die leere und öde Unermeßlichkeit überfallen hatte, zu unerträglicher Pein. Hätte ich nur Seufzen und Stöhnen, hätte ich nur meine eigenen Jammerlaute hören können! Aber die graufige Stille wurde durch keinen Hauch unterbrochen.

Das Entsetzliche war, daß die unsagbare Angst, die mir in meinem irdischen Sein sicherlich die Besinnung geraubt haben würde, die Schärfe meiner Wahrnehmungen, den Drang des Begreifenwollens, des Ergründens, nur noch steigerte. Was war es denn, das da im unermeßlichen Raume in ungeheurer Stille und Einsamkeit, in Dunkel und Kälte, körperlos und doch stofflich, wie eine Ausathmung meiner Leiche, sinnbegabt und zugleich sinnberaubt, mit bewußtseinartiger Regung schwebte und zugleich verharrte? War es das, was die ahnungsvollen Griechen mit dem Worte *νοῦς* ungefähr zu errathen und auszudrücken versucht hatten, dessen Begriff mein alter griechischer Lehrer vergeblich mir klar zu machen sich bemüht hatte, wahrscheinlich weil er es selbst nicht recht verstand? War es dieser Complex von Seele, Geist, Sinn, Vermögen des Empfindens, des Erkennens, der Einsicht? War es das, was die Theologen den „unsterblichen Theil“ nennen? Das dem „ewigen Leben“ Geweihte?

Bei dieser Erwägung erreichte meine Angst ihren Gipfelpunkt. Ewig sollte es währen? Ewig? Sollte nie aufhören? Das wäre zu furchtbar! Kein Verbrechen, das der kindliche Glaube mit den Strafen der Hölle bedroht, wäre graufig und furchtbar genug, um den Schrecken der ewigen Dauer zu rechtfertigen. In dem Begriff des Ewigen steckt schon so etwas namenlos Qualvolles und Graufames, daß die Beschaffenheit des Ewigen, ob es nun ewige Bonne oder ewiger Schmerz ist, keinen Unterschied bilbet. Weil ewig, wäre auch ewige Bonne nichts Anderes als ewiger Schmerz. Das einzig Tröstende und Beruhigende für alles Bewußtsein ist das Aufhören, das Ende, die Ruhe im Nichts. Was Anderes hatte ich denn gesucht?

Aber freilich hatte ich vermeint, dieses höchste Gut durch eine einfache Bewegung des Daumens auf den Drücker des Revolvers erringen zu können. Und das war vielleicht eine frevelhafte Vermeßlichkeit gewesen. Selbst wenn mir das Ende, die Ruhe, die mir die Seligkeit zu sein schien, versagt wäre, so würde daraus noch immer nicht folgen, daß es überhaupt kein Ende gäbe. Vielleicht läßt es sich eben nur nicht durch eine Gewaltthat beschleunigen, nicht durch den Willen des Individuums erzwingen. Vielleicht rächt sich die Natur, die dem einzelnen Individuum nicht die Verechtigung zugesteht, in ihre Machtsphäre, in das Walten der Allgebieterin alles Entstehens, Seins und Vergehens einzugreifen. Der übermüthige Mensch besitzet eben nur die Mittel in sich, das eine Werk der Natur, den körperlichen Organismus, zu zerstören, nur den Sitz des Geistes und der Seele. Ob aber auch gleichzeitig Geist und Seele selbst und die diesen Quellen entströmenden Vermögen des Denkens und Fühlens — die Frage hat noch kein Sterblicher beantwortet.

Und ob die Zerstörung des Geistes und der Seele vollkommen gleichzeitig mit der des Leibes erfolgt, und ob in dem vielleicht unermesslichen Bruchtheil einer Secunde, der zwischen der Zerstörung des Leibes und der Zerstörung der Seele liegen mag, diese Seele, dieses Bewußtsein nicht zu Vorstellungen, Regungen und Empfindungen befähigt ist, die wie eine Ewigkeit wirken können — auch diese Frage wird von einem Lebenden niemals zu beantworten sein.

Freilich sind nach unserer Erkenntniß Seele und Geist an den körperlichen Organismus gebunden. Aber sie sind doch wiederum trotz des zwischen ihnen bestehenden Abhängigkeitsverhältnisses zu einander selbständig genug, um zum Mindesten auf eine gewisse Zeit für sich allein und ohne auf den Andern angewiesen zu sein, bestehen zu können.

Es giebt geistig und seelisch Todte, die körperlich leben, die alle Functionen des Organismus regelmäßig erfüllen: Wachen und Schlafen, Essen und Verdauen, deren Hauptorgane vollkommen gesund sind, und in denen gleichwohl das, was man wohl den göttlichen Funken genannt hat, vollkommen erloschen ist. Geist und Seele schmachten in undurchbringlicher Nacht. Diese Unglücklichen empfinden keine Freude, keinen Schmerz. Nicht einmal die rohen Gelüste des Thieres haben Gewalt über sie. Sie verstehen es nicht, die zu ihrer Ernährung zweckmäßigen Bewegungen des Weizens, Rauens und Schluckens vorzunehmen, obwohl sie die dazu erforderlichen Werkzeuge in tadelloser Beschaffenheit besitzen. Sie kennen nicht einmal den Wärter, der sie ankleidet, entkleidet, bettet und füttert. Sie stehen unter dem tiefsten Thier. Sie sind nicht stumpfsinnig, sie sind geistig nichtig.

Ist hier der augenscheinliche Beweis erbracht, daß wenigstens auf eine gewisse Zeit der Körper ohne Geist und Seele bestehen kann, weshalb sollten nicht auch Geist und Seele eine Weile leben können, nachdem der Körper gestorben ist?

Aber was brauchte ich erst auf dem Wege der Schlußfolgerung zu dieser Frage zu gelangen? Mein geistig seelisches Ich war ja vorhanden. Ich empfand, ich fühlte, ich erkannte, ich dachte, losgelöst von meiner Körperlichkeit, von der ich nur noch das Bewußtsein hatte, daß sie nicht mehr im Zusammenhang mit mir war, um die ich mich auch gar nicht mehr kümmerte, mit der die da unten anfangen mochten, was sie wollten — oder vielmehr: mit der sie angefangen haben mochten, was sie gewollt hatten. Denn seitdem ich den Daumen auf den Drücker gelegt und das donnerartige Getöse des zweiten Hammerschlags auf die Spiralfeder der kleinen Uhr mich betäubt hatte, war wohl lange lange Zeit vergangen! Ob es nur Stunden waren, oder Tage, oder Monde, oder Jahre — ich konnte es nicht ermessen. Es schien mir aber in ferner ferner Vergangenheit zu liegen.

Und in dieser Vermuthung wurde ich dadurch bestärkt, daß ich an alles Gewesene nur noch eine ganz dunkle Erinnerung bewahrt hatte und mich keines einzigen meiner Freunde, ja nicht einmal meines früheren so heißgeliebten Wohlthäters erinnerte. Gewiß hatte sich seitdem die Erde, von der ich geschieden war, zu ungezählten Malen wieder verjüngt; gewiß waren eben so oft von den Stürmen des Herbstes die Blätter von den Bäumen gerissen worden, die Thäler und Höhen unter der weißen Decke des Schnees begraben und die Flüsse von den reinen Sonnenstrahlen vom Eis wieder befreit worden.

Ach, die Wärme! Das Licht! Sonne, du himmlische Sonne! Du Inbegriff des Schönsten im Leben des Menschen, du Beleberin in unerreichbarer Höhe! Wie inbrünstig sehnte ich mich nach dir und deinen herrlichen leuchtenden und wärmenden Spenden! Wie lange mußte ich dich schon vermissen hier in meiner Nacht und Kälte!

Dieses stürmische Verlangen, das nie mehr befriedigt werden konnte, sollte ewig währen? Es war in seiner Furchtbarkeit nicht auszudenken! Es stände in zu grausamem Gegensatz zur Gerechtigkeit und Gnade der schöpferischen Kraft, die aller Creatur, die sie hervorgebracht hat, auch die Wohlthat des Vergehens erweist.

All die Qualen, die ich zu erdulden hatte, waren gewiß nur die Strafe für den ledigen Eingriff in die Rechte der Naturkräfte, die das Werden, die Gesetze des Seins und auch das Ende allein bestimmen wollen und dem Menschen deshalb auch nur scheinbar gestatten, das Leben zu zerstören. Die gleichzeitige Vernichtung des Innern mit dem Außern, der Geistsseele, wie ich mich ausdrücken möchte, zugleich mit dem Körper, — die ist, wie ich nun an mir erfahren muß, dem Menschen versagt!

Wohl besteht, wie ich schon früher empfunden hatte, zwischen den beiden Lebenselementen, die wir Leib und Seele nennen, bei innigster Zusammenheit und Einheit doch ein Verhältniß der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von einander, so daß das Eine des Andern wohl entbehren und das Eine ohne das Andere wohl sein kann. Aber das doch nur auf eine bestimmte Frist. Der Körper ohne Geist und Seele unterliegt wie Alles dem Gesetze

der Vergänglichkeit. Er stirbt ab und wird begraben. So auch die Seele ohne Leib.

Da nun, wo die allmächtige Natur durch ihre segenspendenden Verderber, durch Krankheit oder Alter ungestört ihr Werk der Vernichtung verrichten darf, macht sie mit dem zerfallenden Organismus des Leibes zugleich auch der Seele ihr allmähliches und natürliches Ende. Die im Leben vereinigt Gewesenen bleiben auch im Tode vereint. Da ist der Tod der große Erlöser nicht bloß der körperlichen Leiden; da lüftet er, wenn er das Herz den letzten Schlag thun läßt, barmherzig die Leuchte des Bewußtseins aus und schenkt auch der armen Seele Ruhe; da hat der irdische Kämpfer ausgerungen, und über das Gesicht, von dessen Stirn alle Falten der Sorge durch die streichelnde weiche Hand des Todes lieblosend weggestrichen werden, kommt der ergreifende Ausdruck des himmlischen Friedens, der Ausdruck des Verklärten, wie wir es nennen.

Denn der Tod ist nicht die widerwärtige Schreckensfrage, das klapperige Gerippe mit dem fleischentblöhten Schädel, Sanduhr und Hippe in der Knochenhand — dies Schreckbild ist nur die wüste Ausgeburt menschlicher Feigheit —; der Tod ist vielmehr die freundliche Lichtgestalt, die tröstend und lindernd unsern Jammer verschluckt und uns mit der weichen Fläche ihrer sanften Hand in traumlosen Schlummer streichelt.

Bei dem ruhig — ich meine, auf natürliche Weise — Sterbenden bleibt die Gemeinschaft, die Leib und Seele im Leben verbunden hatte, also auch im Tode bestehen.

Dem Getödteten aber ist ein Anderes beschieden, als dem Gestorbenen. Da, wo der Leib in vollster Frische, im Besitze noch guter und gebrauchsfähiger Werkzeuge plötzlich gegen den Willen der Natur zerstört wird, wo ein Organismus, dem unter dem normalen Verlaufe der Dinge noch ein rüstiges Dasein auf Jahre hinaus beschieden war, ohne innere Nothwendigkeit seine Thätigkeit einzustellen gezwungen wird, wo also auch das Unkörperliche des Menschen, das, was ich Geistseele nannte, noch von der Natur unangetastet und in unverminderter Fülle geblieben ist, da wird bei der Zerstörung des gesunden Leibes einstweilen nur der innige Zusammenhang zwischen dem Seelischen und Körperlichen gewalttham gelöst. Das tödtende Werkzeug, das Körperliche, hat einstweilen eben nur das Körperliche vernichten können. Das Gefäß ist zerbrochen, aber der Inhalt ist nicht gleichzeitig verschwunden. Und wenn ihn das Gefäß nicht mehr zu fassen vermag, so ergießt er sich eben auf den Boden oder verflüchtigt sich, aber er ist einstweilen noch da.

Das Lebendige aber kann mit dem Todten ferner keine Gemeinschaft halten. Das obdachlos gewordene Geistig-Seelische entflieht, treibt ziellos in die Leere. Es hat noch Bewußtsein. Auf wie lange? Die Frage ist nicht zu beantworten. Die irdische Zeitrechnung trifft hier überhaupt nicht mehr zu. Ich selbst kann unmöglich angeben, wann das, was jetzt mein körperloses fühlendes Ich ist, seine körperliche Behausung verlassen hat. Mir fehlt

jeder Maßstab. Ich sehe keine Sonne auf- und untergehen, keinen Wechsel der Jahreszeiten. In dem purpurnen Gewoge der Finsterniß, in dem ich taumle oder festgebannt bin, ist Alles unermeslich, Raum und Zeit.

Nur das fühle ich — und das allein läßt in meiner Angst und Pein Hoffen aufkommen —: ewig kann es nicht währen. Auch das geistig Stoffliche, das meine Sinnesthätigkeit, mein Begreifen und Erkennen jetzt umhüllt, wird noch aufgebraucht werden. An der Kälte fühle ich ja, daß es mit fremden Kräften sich berührt, an ihnen sich reibt. Es muß sich also abnutzen wie alles Andere. Wenn auch säumig und durch ihr Widerstreben strafend, wird die gütige Natur das nachholen, was ich durch die Kugel gegen ihren Willen voreilig habe durchsetzen wollen. Auch das zart Stoffliche der Seele wird zerrieben werden und in nichts vergehen, und mit der Auflösung wird das Bewußtsein sich vermindern und endlich aufhören.

Das wehende Gewebe, das das empfindsame Unzerstörte, das aus dem Körper Losgelöste in sich barg oder vielleicht auch selbst war, schien sich in der That zu verringern. Ich empfand ganz deutlich etwas wie eine Verminderung. Auch die Schärfe meiner Vorstellungskraft schien in Abnahme begriffen zu sein. Die peinigende Klarheit wich einer gewissen versöhnlicheren Verschwommenheit. Weniger als zuvor fühlte ich das Bedürfniß zum Grübeln, mir von meinem jetzigen Zustande Rechenschaft abzulegen. Gegen die Kälte wurde ich noch unempfindlicher als zuvor. Das Purpurroth der Finsterniß blieb zwar unverändert, aber es war mir gleichgültig. Auch die grauische Einsamkeit schreckte mich weniger.

Wo war ich nur? Wohin trieb ich? Das war das Einzige, was mich beschäftigte. Ich hatte die Empfindung der vollkommenen Verlassenheit. Und doch war mir auch wieder zu Muth, als ob der Raum, in dem ich willenlos schwebte, irgendwie bevölkert sei. Es war nicht die Leere, es war etwas da, wie verklungene Töne, wie erloschene Lichtstrahlen, etwas, was ich nicht wahrnehmen konnte, aber doch ahnte. Was konnte es nur sein?

Unsere Sonnenregion mußte wohl in unermesslicher Ferne hinter mir liegen, denn nicht der schwächste Schimmer drang leuchtend zu mir. Aber auch andern Systemen hatte ich mich nicht genähert. Ich war den von der Erde aus sichtbaren Weltkörpern vielmehr so weit entrückt, daß ich auch von ihnen nichts mehr wahrnehmen konnte. Oder war es nur eine Einbildung von mir gewesen, wenn ich die Finsterniß zu sehen geglaubt hatte? War ich am Ende erblindet? Hatte ich mit dem Gehör auch das Gesicht verloren?

Bei diesem Gedanken überkam mich auf's Neue ein entsetzliches Angstgefühl, das mich aus dem wohlthätigen Dufel, in den ich allmählich zu versinken gehofft hatte, unbarmherzig aufscheuchte. Es rüttelte mich wieder wach. Aber bei diesem Wiedererwachen zu klarerer Vorstellung hatte ich doch inmitten der folternden Angst auch ein unbefreibliches Wonnegefühl. Ich erkannte, daß der Verminderungsproceß an mir stete Fortschritte machte. Ich fühlte eine merkbare Abnahme. Nun hatte ich die tröstliche Gewißheit

des Aufhörens, der segensreichen Vernichtung. Das machte mich so überglücklich, daß ich nun alle Schrecknisse getrost ertrug. Wußte ich doch, sie werden ein Ende nehmen. Was konnte mich da noch schrecken?

Ach, das Ende! Die glückselige Verheißung, die in diesem Begriff für mich lag, war kaum zu fassen. Nun sah ich es vor mir. Mit aller Kraft, die mir noch geblieben war, strebte ich ihm zu.

Und in der vollsten Freude fühlte ich, wie mich ein lauer Schauer durchrieselte. Wohlige Wärme zum ersten Mal wieder nach so langer, langer Kälte! Ich fühlte, wie sich die Finsterniß lichtete. Meine Sehkraft war also doch nicht erloschen! Und nun hörte ich gar, hörte zum ersten Mal wieder seit der unendlichen Taubheit!

Ein fernes tiefes Summen, wie das Ausklingen einer Glocke. Und dann den starken Anschlag des Klöppels.

Ja, es war eine Glocke, und der lang anhaltende Nachhall zitterte mir im Ohr. Nach geraumer Zeit ertönte ein zweiter Glockenschlag, dann ein dritter, ein vierter. Die Schläge folgten jetzt in kürzeren Zwischenräumen auf einander. Ein fünfter. Es mußte wohl eine Thurmuhre sein. Ich zählte bis sieben . . .

Beim zweiten Schläge meiner kleinen Uhr in der neunten Stunde war ich aus dem Leben geschieden, und wieder beim Glockenschläge sollte ich das heißersehnte Ende finden. Um die siebente Stunde, wenn ich recht gezählt hatte. —

War es Abends, war es Morgens? Ich wußte es nicht. Ich wußte nicht, wieviel Tage, wieviel Monde, wieviel Jahre seitdem verflossen waren. Es fiel mir auch nicht auf, daß ich in der ungeheuren Einsamkeit eine Kirchenglocke vernahm, daß also Menschen in der Nähe sein mußten. Ich hörte nun auch andere Geräusche, ein Schlürfen, ein Klappen, und fühlte jetzt zum ersten Mal wieder etwas Körperliches von mir selbst. Die letzte Empfindung vor dem Schuß vergegenwärtigte sich mir noch einmal. Ich fühlte unter den Fingerspitzen die weiche Wolle des Teppichs. Dann war mir, als würde ich gerüttelt und geschüttelt, und dann entschwand das Bewußtsein.

Es war das Ende. Ich weiß, daß meine letzte Regung die des innigsten Dankes für die Befreiung war. . . .

Es war nicht das Ende. Als ich aus langer und tiefer Bewußtlosigkeit wieder zu mir kam, lag ich entkleidet in meinem Bett. Vor mir standen mein alter Hausarzt, ein jüngerer Herr, den ich später als einen mir längst dem Namen nach bekannten Chirurgen kennen lernte, und mein Diener, Alle mit dem Ausdruck des tiefsten Ernstes. Die beiden Aerzte hatten sich offenbar um mich bemüht. Ich fühlte mich sehr matt, und ich war zu faul zum Sprechen. Ich zog es daher vor, die Augen wieder zu schließen und theilnahmlos zu bleiben. Auf die an mich von meinem Hausarzt gestellte Frage: „Hören Sie mich?“ gab ich keine Antwort, obwohl ich ihn sehr wohl gehört hatte. Die Beiden unterhielten sich noch eine Weile. Ich ver-

stand nur soviel davon, daß ich doch schlechter gezielt, als ich gedacht hatte. Aber der Schuß war gleichwohl lebensgefährlich, und alle Bemühungen des geschickten Chirurgen war es nicht gelungen, die Kugel aufzufinden.

Vor Erschöpfung schlief ich bald wieder ein und so fest, daß ich nur eine ganz unklare Vorstellung davon hatte, wie sich der Arzt auf's Neue bemühte, die Kugel zu finden. Ich fühlte ein gewisses Unbehagen, aber eigentlich keinen Schmerz. Mein tiefer Schlaf war traumlos. Nach einiger Zeit wachte ich wieder auf.

Mein Diener saß allein neben meinem Bett, den traurigen Blick unausgesetzt auf mich gerichtet. Jetzt erst fiel mir auf, daß zwischen dem Schuß und meinem Erwachen ein viel geringerer Zeitraum liegen mußte, als ich mir vorgestellt hatte. Es konnte sich doch nur um Tage oder Wochen handeln, vielleicht nur um Stunden, während ich eine unermesslich lange Zeit durchlebt oder wenigstens durchfühlt zu haben glaubte. Als ich die Augen aufgeschlagen hatte, erhob sich mein Diener. Ich machte eine leise Bewegung. Ich wollte mich aufrichten.

„Um Gottes willen!“ rief der Diener entsetzt. „Bleiben Sie liegen, gnädiger Herr, daß sich die Kugel nicht sacht.“

Ich blieb ruhig liegen.

„Wann hast Du mich denn gefunden?“ fragte ich.

„Aber gleich, gnädiger Herr. Ich habe ja den Schuß im Nebenzimmer gehört. Ich bin sofort hineingestürzt.“

„An welchem Tage war's denn?“

„Heut Abend.“

„Wie spät ist es jetzt?“

„Es geht auf zwölf.“

„Und um welche Stunde hast Du mich gefunden?“

„Es hatte gerade neun geschlagen.“

„So, so!“ versetzte ich.

Das Unbegreifliche wurde mir nun klar. So schwer es mir wurde, mich zurechtzufinden, ich mußte es als erwiesen ansehen. Beim zweiten Glockenschlage neun hatte ich abgedrückt. Ich hatte das Bewußtsein verloren, oder vielmehr mit einer unheimlichen Deutlichkeit hatten sich meiner ganz bestimmte Vorstellungen bemächtigt: Alles das, was in diesen Aufzeichnungen enthalten ist. Aber der Ton des zweiten Anschlags des Hammers auf die Spiralfeder war noch nicht verhallt, als ich schon wieder zu mir kam. Ich hörte noch das Summen des zweiten Schläges und zählte schon vom dritten Schläge an wieder bis sieben. In diesem gar nicht mehr bemessbaren Zeittheilchen hatte sich Alles das abgespielt, was mich eine kleine Ewigkeit dünkte und mich mit dem Schreckbilde des Ewigen erschüttert hatte.

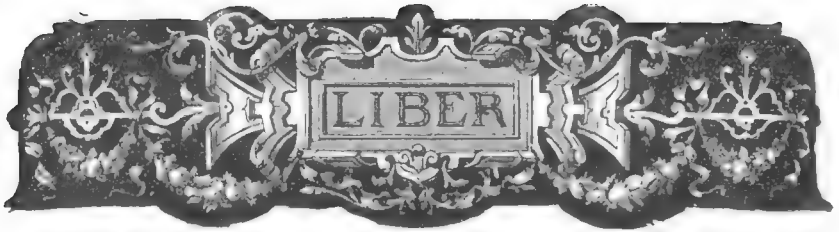
Es mag eine fixe Idee von mir sein, wenn ich behaupte, daß ich in diesem unberechenbaren Bruchtheil der Secunde den scharfen Vorgeschnack des Endes gehabt habe, daß ich in diesem Momente todt gewesen bin.

Alle meine Wahrnehmungen und Regungen, meine Empfindungen und Gedanken habe ich, so vollkommen und deutlich es mir möglich war, von meinem Lager, das ich lebend nicht wieder verlassen werde, in schmerzfreien Stunden mit ruhigem Blute dictirt. Ich habe die Uebertragung aus dem Stenogramm selbst durchgelesen und corrigirt. Der Tod schreckt mich nicht. Ich beegne ihm wie einem Bekannten. Und ich habe nun die Gewißheit, daß er mir das bringen wird, was ich allein ersehne, das Ende.

* * *

Der Verfasser der vorstehenden Blätter starb gerade acht Tage nach seiner tödtlichen Verwundung an Blutvergiftung, die durch die nicht aufgefundenene Kugel herbeigeführt worden war, Schlag neun Uhr.





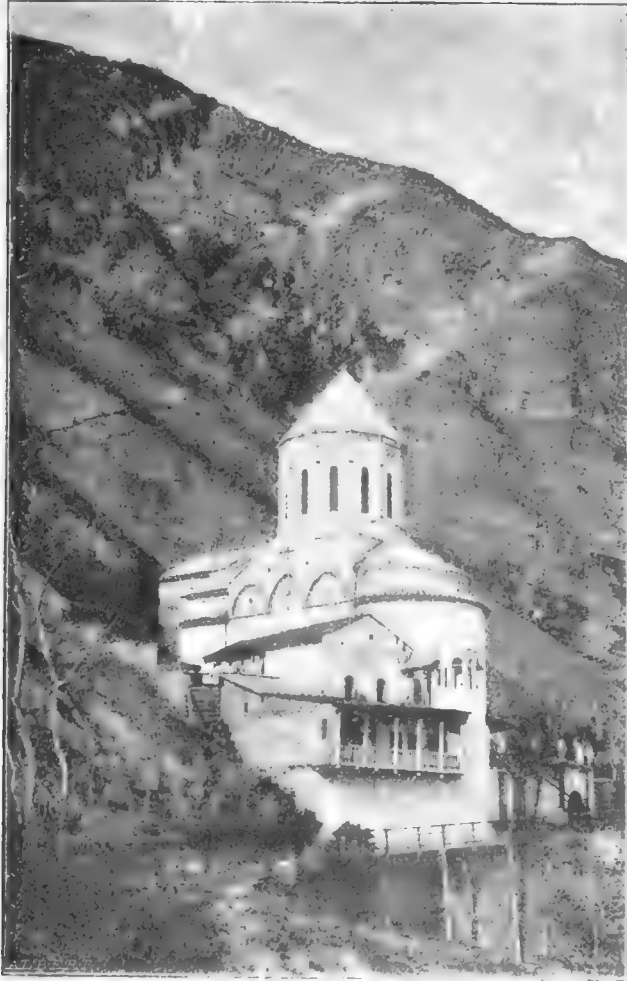
Illustrierte Bibliographie.

Vom Kaukasus zum Hindukusch. Reiseumomente von Bernhard Stern. Mit 12 Holzbildern und 33 Textillustrationen nebst einem Anhang; Kaukasische Marschrouten. Berlin, Siegfried Cronbach.

Der Verfasser, der sich uns als einen einsamen, wahllosen, auf Schritt und Tritt verfolgten Flüchtling aus Riga vorstellt, giebt uns keine zusammenhängende Reisegeschichte, sondern nur Reiseumomente. Er schildert seine Dampferfahrt auf der Wolga und dem Kaspi, seine Wagenfahrt auf der grusinischen Heerstraße, die ihn über den schneebedeckten Kasbek nach Tiflis führt, seine Wanderungen und Erlebnisse in Tiflis, in Mzket, der alten Königsstadt von Grusien, und in Kutaïs, der alten Königsstadt von Imeretten; dann besuchen wir mit ihm das alte Land von Koldziz, den Hafen von Batum und die Halbinsel Apsheron mit der Kapstadt Baku; schließlich gelangen wir mittelst der transkaspischen Steppenbahn in das Wunderland Samarkand.

Der Reisende nimmt an Allem Interesse, was er sieht und hört, an den Naturschönheiten ebenso, wie an der Geschichte und Mythologie, an der Kunst und Industrie, an Handel und Wandel. Diese Mannigfaltigkeit der Eindrücke, die noch erhöht wird durch die geschickte Einflechtung der persönlichen Beobachtungen des Verfassers, erweckt auch in dem Leser eine lebhaftige Theilnahme für Gegenden, die, geographisch gar nicht so fern, den Meisten doch so fremd und unbekannt sind. Vortrefflich ist namentlich die Schilderung von der gefährlichen Fahrt über den Kaukasus, wie denn überhaupt die Naturalerereien durch Einfachheit und Wahrheit ausgezeichnet sind. Einige Werst von Batum entfernt sieht er über eine grüne Wiese ein helles Häuschen winken, und sein Freund jagt ihm, daß in demselben Friedrich Bodenstedt lange Zeit gewohnt und gedichtet habe. Er hätte gern dieses anmuthige Dichtersheim Mirza-Schaffu's besucht. Aber als er hinkam, war die Pforte verschlossen, auf sein wiederholtes Klopfen öffnete Niemand, tiefe Stille lag ringsum . . . Wie schlimm es übrigens in jener Gegend hergeht, erfahren wir durch folgendes Erlebnis: Auf der Weiterfahrt mit seinem Freunde und dessen Gattin sieht er eine seltsame Gruppe herankommen: zwei Damen und einen Herren in Urcostümen! Jetzt sind sie dicht bei ihnen, und nachdem sie um Tücher und Röcke zum Umhängen gebeten, erzählen sie, der schöne Nachmittag habe sie verlockt, sich tiefer und tiefer in die Berge zu verlieren. Da plötzlich sahen sie sich von Räubern umringt, die ihnen nicht nur alle

Werthsachen und Waffen, sondern auch die Kleider abnahmen und sie dann völlig nackt laufen ließen. Sie waren froh, mit dem Leben davon gekommen zu sein. Unser Reisende nahm die Fremden — es waren Europäer — in seinen Wagen und kehrte eilig nach Batum zurück, wo sein sonderbarer Einzug bei der christlichen und mohammedanischen Straßensugend nicht geringes Aufsehen erregte. Der Vorfall wird dann sofort der Polizei



Tiflis: Kathedrale David.

Aus: D. Stern, Vom Kaukasus zum Hindukusch. Berlin, S. Cronbach.

gemeldet, die zwar zahlreiche Patrouillen in's Gebirge sendet, aber selbstverständlich nichts ausgerichtet; denn die Räuber hatten sich längst in ihre unauffindbaren Schlupfwinkel, vielleicht auch hinter die nahe türkische Grenze zurückgezogen.

Sehr anschaulich wird dann die Entwicklung und der jetzige Zustand von Baku geschildert. Vor einem halben Jahrhundert eine dem Untergange geweihte Stadt von 800 elenden Hütten mit 4000 armseeligen Personen, Tartaren und Armeniern, ist Baku jetzt

ein stolzer Hafenort von 60 000 Einwohnern; am Quai tummeln sich in ihren höchst malerischen Trachten Vertreter aller Völker Europas und Asiens. Der Bazar ist zu einem wahren Weltkaufhaus geworden, wo neben den gewöhnlichen Handwerkern sich Millionen-Kaufleute bewegen, neben einfachsten Handelsartikeln und Lebensmitteln die feinsten und kostbarsten Waaren der ganzen Welt ausliegen. Auch die prachtvollen Magazine und Paläste und die bequemen Wohnungen in den neuen Straßen zeugen von dem Reichtum des heutigen Baku. Denn reich ist und immer reicher wird diese Stadt, in deren Naphtha-



Baku: Bohrrthurm mit Gerüst.

Aus: B. Stern, Vom Kaukasus zum Hindukusch. Berlin, S. Grönbach.

industrie allein ein unerschöpfliches Capital steckt. Da das Trinkwasser schlecht ist, hat die Stadtverwaltung den Ingenieur Altkuchow im April 1892 beauftragt, eine 114 Werst lange Wasserleitung aus dem Flusse Kur nach Baku zu legen; die Kosten dieser Leitung sind auf 4—6 Millionen Rubel veranschlagt. Wie schnell die Petroleumgewinnung fortgeschritten, zeigt die einfache Bemerkung, daß sie vor 50 Jahren etwa 150,000 Pud, im letzten Jahre aber über 250,000,000 Pud betrug; das Pud=40 Pfund. Der Preis der Naphtha war bis 1877 durchschnittlich 45 Kopelen pro Pud, beträgt jetzt aber nur 4 Kopelen. Die Verfrachtung nach auswärts geschieht mittels Kisten oder in eigens construirten Dampfern und Waggons. Die Kistenfabriken produciren täglich 2000 bis

40,000 Risten, die Dampfboote oder Tanks und die Cisternenwaggons haben eiserne Behälter, in die das Petroleum direct eingepumpt wird.

Die transkaspiische Eisenbahn ist vorzugsweise ein Werk des russischen Generals Annenkov, eines wahrhaft genialen Mannes von rastloser Energie und seltenem Muth, der sich durch keine Zweifel beirren ließ, der allen Nörgeleien und Spötteleien zum Troß das Riesenwerk in Angriff nahm und es ruhmvoll zu Ende führte, obgleich Gegenwühlereien persönlicher und sachlicher Feinde ihm ununterbrochen Hindernisse zu bereiten suchten. Die ersten 170 Werst sind vollständig wasserlose Strecke; erst dann, bei Station Kasan-dschid, trifft man auf die ersten Süßwasserquellen. Hierauf wieder Steppe bis zur Dase von Achal-Tele und hinter Meriw bis Geol-Tele, wo General Stobelew 1881 die Letztes besiegte. Die Kosten der ganzen Bahn waren erstaunlich gering, nur 43½ Million Rubel.

Das interessante Buch schließt mit dem ersten Versuch eines kurzen Kaufasuführers in deutscher Sprache.

H. J.

Wie Ludwig Pietzsch Schriftsteller geworden ist.

Als Goethe einst mit Eckermann über die geplante Fortsetzung von „Wahrheit und Dichtung“ plauderte, bemerkte er, daß er jene späteren Jahre mehr als Annalen behandeln müsse, und darin weniger sein Leben als seine Thätigkeit zur Erschöpfung kommen dürfe, denn „die bedeutendste Epoche eines Individuums ist die Entwicklung“, welche in seinem Fall mit den damals bereits vorliegenden Bänden von „Wahrheit und Dichtung“ abgeschlossen sei. Ludwig Pietzsch hat sich streng an das Goethe'sche Wort gehalten, denn in einem Jacoben bei F. Fontane & Comp. in Berlin erschienenen stattlichen Bande: „Wie ich Schriftsteller geworden bin, Erinnerungen aus den Fünfziger Jahren“, giebt er uns in begrenztem Rahmen das wichtigste Stüd seiner Lebens- und Entwicklungsgeschichte, während welcher er sich aus einem Künstler in den Schriftsteller verwandelte. Pietzsch hat früher bereits hier und da, so auch in unserer Zeitschrift (August 1888), mehrere Stücke seiner Autobiographie veröffentlicht, die vor und hinter jener angegebenen Zeit liegen, aber er that recht daran, daß er sie von der Aufnahme in das obige Buch ausschloß, sein eigenes Bild wie das jener Zeitperode ist dadurch wohl ein engeres, dafür aber viel klareres und vertiefteres geworden, sodas wir einen wichtigen Beitrag zur Memoiren-Literatur des literarischen und künstlerischen Berlins der Fünfziger Jahre erhalten haben, dem dauernder Werth anhaften wird.

Die innere, aufrichtige Bescheidenheit Ludwig Pietzsch's läßt seine eigene Persönlichkeit nur seltener in den Vordergrund treten, willig räumt er denselben Anderen ein, nach seiner Meinung Berühmteren, Verdienstvolleren wie er, und wie groß deren Zahl ist, davon giebt uns das dem Bande angefügte Namensregister die beste Kunde, welches an zweihundert und mehr Personen auführt, von denen er uns eine nicht kleine Reihe in scharf gezeichneten Umrissen mit vielen charakteristischen Bemerkungen über ihr Wirken und Schaffen, ihr Leben und Streben vor Augen führt. Man weiß, daß Pietzsch zuerst den Ruhm des Künstlers sich erträumte, daß er, 1842 blutjung von Danzig nach Berlin gekommen, hier die Kunstakademie besuchte, dann in den Ateliers verschiedener bekannter Maler die ihm noch nicht aufgegangenen „Geheimnisse der Malerei“ ergründen wollte und sich darauf auf eigene Füße stellte, zu gleicher Zeit sich einen Hausstand gründend, der ihn zu mancher Handlangerarbeit der Kunst zwang und ihm, der sich einst vielleicht mit großen historischen Compositionen, mit scenen- und figurenreichen Genrebildern getragen, den Zeichenstift und die Kreide in die Hand drückte. Ein Kreis von Künstlern ist es, in welchen uns die erste Hälfte des Buches führt, und erst in der zweiten kommen mehr die allmählig gewonnenen literarischen Freunde zur Geltung. Unter den Künstlern stehen wieder die Bühnauer in erster Linie, in deren Ateliers Pietzsch häufig verkehrte und nach deren Entwürfen er viel zeichnete; in jenen Jahren hatte ja die Bühnauerkunst gerade in Berlin einen frischen Aufschwung genommen, und viele große staatliche und königliche Aufträge stießen manch' bedeutungsvolles Werk aus den Werkstätten Kalide's, Heidel's, Trake's, Schötenbein's, Wolff's u. s. w. hervor. Auch den Meister der Kunst, Rauch, lernte Pietzsch noch persönlich kennen, indem er ihn für ein als Gegenstüd zu der bekannten Lithographie „Alexander v. Humboldt in seinem Arbeitszimmer“ dienendes Kunstblatt: „Christian Rauch in seiner Werkstatt“ zeichnete. Jene Werkstatt lag in dem weitläufigen, düsteren, grauen Gebäude des alten Lagerhauses zwischen der Kloster- und

Neuen Friedrichstraße, und unter einem ganzen Heer von Gipsabgüssen bekannter Werke Rauch's, zwischen Hüßmobellen, Skizzen, Büsten fand Pietisch den Meister: „Damals, zwei Jahre vor seinem Tode, war der Achtundsiebzigjährige noch eine Erscheinung von unvergleichlicher Majestät und Würde. Noch immer hielt seine, die große Mehrzahl der Menschen überragende Gestalt sich hoch und stark aufgerichtet, trug er das von vollem, silberweißem wechselfließendem, seidnen Haar umwallte edle Haupt mit dem groß und schön gemalten bartlosen Antlitz, dessen blaue Augen scharf, streng und gebieterisch blickten, so stolz und frei, wie vor Jahrzehnten. Man brauchte kaum zu wissen, was und wer er war und was er geschaffen hatte, um unwillkürlich von Ehrfurcht bei seinem Anblick ergriffen zu werden und sich innerlich sehr klein zu fühlen, wenn man dem in seinem sandfarbigen, tuchenen, faltigen Talar mit breitem Kragen, wie ihn Drake's Marmorstatue zeigt, oder in seinem langen, weiten Kletierrock von derselben lichtgelb-grauen Farbe gekleideten, greisen Meister gegenübertrat. Wie ein König und Herrscher im weiten Reich der Künste und mit dem vollen Bewußtsein dieser Würde und Stellung stand er da und wandelte er unter den Menschen seiner Zeit.“

Mit diesem Gefühl des „Alteitums“ trat Pietisch einem zweiten Meister der Kunst, damals den Jahren nach mehr Jung- wie Altmeister, gegenüber: Adolf Menzel. Allmählig nur, nachdem er sich von seiner Jugendbegeisterung für die Kunst eines Schnorr von Carolsfeld und Wilhelm von Kaulbach befreit hatte, verstand er ganz die Tiefe und Größe der Menzel'schen Bilder, seiner Friedrich-Gemälde, seiner Holzschnitt-Illustrationen zu den Werken des großen Königs, von demselben Augenblick an aber nahm Menzel den Platz eines Hausgottes bei ihm ein, und nie wurde Pietisch müde, für ihn auf das Wärmste und Ueberzeugendste einzutreten, ihm immer weitere Kreise des zuerst widerstrebenden Publicums erobernd und seinen Ruf in Bevölkerungsschichten tragend, die sich sonst herzlich wenig um Kunst und Künstler bekümmert.

Was Menzel für Pietisch unter den Künstlern war, das bedeuteten für ihn unter den Dichtern Ivan Turgenev und Theodor Storm. Ersteren hatte er kennen gelernt, als noch Niemand etwas von seinem literarischen Schaffen wußte, Letzteren, als „Zimmerer“ gerade erschienen war; mit beiden schloß er enge Freundschaft, eine Freundschaft, die bis zu deren Tode dauerte. Ueber das innere Wesen Storm's und Turgenev's erhalten wir manchen neuen und werthvollen Aufschluß; wie reizvoll ist die Beschreibung des ersten Zusammentreffens mit Turgenev auf der zu einem Lese-Institut: „Die Zeitungshalle“ führenden Treppe, wo Pietisch an einem Novemberechnachmittage des Jahres 1846 ein auf fallend hoch und breit gewachsener Mann von etwa 27 bis 28 Jahren, in einen weiten Pelzrock gekleidet, ziemlich langsam, schweren Trittes entgegenkam: „Die auf dem mittleren Treppenaufstieg brennende Gasflamme beleuchtete scharf und hell das Gesicht des Mannes. Sein Anblick traf mich so, daß ich für einen Moment stehen blieb und die Augen nicht von ihm wenden mochte, als er an mir vorüber und die Treppe weiter hinaufging. — Es war ein Kopf, wie ich ihn nie zuvor gesehen hatte und wie man ihn nie wieder vergißt. Das Gesicht zeigte entschiedenen russischen Typus; es hatte dessen breite Backenknochen, die hier aber durch die edle, herrlich gewölbte Stirn und die mächtige Nase dominiert wurden. Ueber jene fiel nach links ein voller Büschel der etwas lang getragenen, auf der rechten Seite gescheitelten braunen Haare. Starke, fast schwarze Brauen beschatteten ein Paar grünlich-braune, breitlidrige große Augen von eigenthümlich schwermüthig weichem Ausdruck. Ein brauner, kurzer Schnurrbart zog sich bis unter die Mundwinkel über der etwas aufgeworfenen Oberlippe hin. Das, wie die Wangen glatt rasirte, volle, bestimmt gezeichnete Kinn schloß dies Antlitz nach unten hin ab. — Ich hatte das instinctive Gefühl, hier einem ganz besondern, einem außerordentlichen Menschenwesen begegnet zu sein, wenn mir auch keine sogenannte innere Stimme verrieth, daß ich hier zum ersten Male auf den Ursprung und Spender so vieler der besten Güter der zweiten Hälfte meines Lebens getroffen sei. Der Eindruck dieser Erkenntnis beschäftigte mich am folgenden Tage unausgesetzt. Ich entflamme mich, wiederholte Versuche gemacht zu haben, sie aus der Erinnerung für mich zu zeichnen.“ — Schon wenige Tage nach diesem zufälligen Zusammentreffen lernte Pietisch Turgenev in einer kleinen Berliner Bierstube, wo sich allabendlich ein Kreis von Bekannten versammelte, kennen, und die Beiden schlossen sich alsbald eng aneinander an, ohne daß jedoch Pietisch damals je von den literarischen Neigungen seines russischen Freundes erfuhr und erst nach Jahren ganz zufällig in einem Porträt des damals schon viel genannten Verfassers des „Tagebuchs eines Jägers“ seinen alten Freund wiedererkannte.

Hat die Bekanntschaft Pietich's mit Turgenjew etwas Phantastisches an sich, so gleicht diejenige mit Storm mehr einer Idylle, zumal jene Wanderungen mit dem als Gerichts-Assessor in Potsdam weilenden Dichter durch die schönen Umgebungen der Havelstadt an blüthenreichen Frühlings- und Sommertagen, wo beide Freunde in stundenlangen Gesprächen alle Fragen der Kunst und Literatur erschöpften und sich dabei meist übereinstimmenden Sinnes fanden. Zwei andere Menschen beeinflussten nicht minder tief wie Turgenjew und Storm das innere Wesen Pietich's, der ihnen deshalb in seinen Erinnerungen einen breiten Platz einräumt: Ferdinand Lassalle und Prince-Smith. Mit dem Ersteren verkehrte er viel im Franz Dunder'schen Hause und verlebte auch in dessen kunstgeschmücktem eigenen Heim manche anregungsreiche und interessante Stunde, wovon uns Pietich viel des Neuen und Fesselnden vorzutragen weiß, daneben auch manche selbstständigen Ergänzungen zu dem Lebenslaufe Lassalle's mittheilend; wurde diese Bekanntschaft aber nie zu einer wirklich vertrauten, wie es bei der Verschiedenartigkeit der beiden Naturen auch garnicht anders sein konnte, so war die Freundschaft mit Prince-Smith eine desto wärmere und festere, auf den Lebens- und Entwicklungsgang Pietich's eine wesentliche Förderung ausübende. Er war es, der den jungen Künstler mit diesen und jenen einflussreichen Personen bekannt machte, der ihm manche werthvolle Quelle des Wissens und der Literatur erschloß, der ihm durch die Bestellung von Portraits mehrfach über die bitterste Noth hinweghalf und ihm noch mehr gab als materielle Hilfe, indem er ihm in verzweifeltsten Stunden und Tagen neuen Lebensmuth, Selbstvertrauen und frohen Glauben an die noch nicht gänzlich entschwundene Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit einer besseren Zukunft einzuflöhen verstand. Prince-Smith gehörte denn auch zu den Ersten, denen Pietich seine lange verborgen gehaltenen literarischen Neigungen, seine schüchternen öffentlichen Versuche und seine kleinen, allmählig wachsenden Erfolge vertraute und der bei der Kunde von dem ersten erhaltenen kleinen Honorar ahnungsvoll ausrief: „Passen Sie auf, lieber Freund, Sie gehen mir doch noch unter die Schriftsteller!“ —

Wie Pietich „unter die Schriftsteller gegangen ist,“ bildet naturgemäß den rothen Faden seines Buches; nicht aus eigener, zwingender Anregung heraus griff er zur Feder, sondern um für sich und die Seinen den nöthigsten Lebensunterhalt zu schaffen, um bei der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ einige Zeichnungen anzubringen, zu denen er selbst den Text schrieb. Denn es waren schlimme Jahre der Entbehrung und des Leidens, die der von romantischem Idealismus allzu stark erfüllte Kunstjünger durchdringen mußte, die Noth war häufig der Gast bei der auch von Krankheiten und anderem Ungemach betroffenen Familie, und wenn jener Idealismus auch eine ganz gehörige Portion praktischer Untüchtigkeit zur Folge hatte, so gehörte er hinwiederum dazu, daß das Haupt der Familie, selbst erst kurze Zeit den Jünglingsjahren entwachsen, nicht vollständig den Muth verlor und nicht gänzlich an einer Besserung der drückenden Lage verzweifelte. Nicht Mägelieder sind es, die Pietich über jene in harten inneren und äußeren Kämpfen überreiche Periode anstimmte; er berichtet uns von ihr im Gegentheil im Lichte eines nur hin und wieder von leichter melancholischer Stimmung durchwehten Humors, der uns warm zu Herzen spricht. Eine ganze Reihe köstlicher Schilderungen erhalten wir daneben von dem Berlin jener fünfziger Jahre, von dem Leben und Treiben in der damaligen, nach unserer heutigen Auffassung so engen und begrenzten preussischen Hauptstadt, von den harmlosen, aber desto echteren und dankbarer empfundenen Freuden ihrer Bewohner, gelegentlich auch von deren politischem Streben und künstlerischen wie literarischen Zielen. Pietich's bekannte Meisterschaft in der charakteristischen, farbenvollen Wiedergabe von Personen und Ereignissen zeigt sich hier in vollem Licht, es dürfte die reifste und abgerundetste Gabe sein, die er uns in diesem Buche geboten, das weit über das Tagesinteresse hinausreicht und dauernden Werth behalten wird, als ein der Kugelsen'schen „Lebenserinnerungen eines alten Mannes“. Nur daß der hier Lebende noch kein „alter Mann“ ist in des Wortes eigentlicher Auffassung; das zeigt uns äußerlich das dem Bande beigegebene ganz vortreffliche Lichtdruckbild und innerlich noch besser das Buch selbst, ein fesselndes, ein lezenswerthes Buch in jeder Beziehung, ein Buch, das seinen hervorragenden Platz in unserer Literatur würdig ausfüllt!

Bibliographische Notizen.

Wie behütet man Leben und Gesundheit seiner Kinder? Von Dr. Ernst Brücke, Professor an der Wiener Universität. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1892.

Beim Lesen dieses prächtigen Buchs hat man die Empfindung, als ob man sich mit einem ernsten, wissenschaftlich hochstehenden Manne, dem alle Superfluität des Charlatanismus verhaßt ist, über die wichtigsten Fragen, die unser Leben erfüllen, unterhalte, über die Fragen: Wie erhalten wir unsere Kinder gesund, und was thun wir, wenn sie krank werden? Das Werk gehört — dafür bürgt schon der gefeierte Name des berühmten Gelehrten — nicht jener zweideutigen Literatur an, die von Quacksalbern in den Infektionspalten angepriesen wird. Es ist kein „Selbstarzt“, Brücke empfiehlt vielmehr in allen Fällen, den Rath des Arztes einzuholen. Aber er giebt über die rationelle Ernährung, Kleidung, Gewöhnung der Kinder u. s. w. so vortreffliche, vernünftige, durch Beobachtung gereifte und durch Erfahrung befestigte Rathschläge, daß alle Eltern in dem Werke die ernstesten Anregungen finden, thörichte und verderbliche Vorurtheile abthun und nützliche Lehren empfangen werden. Auf das Nachdrücklichste sei diese sehr verdienstvolle Schrift empfohlen. — u.

Deutschtum und Turnen. Von Martin Faber. Gühran, Max Linke.

Das Heftchen enthält zwei Aufsätze: „Die Kulturaufgabe der deutschen Turnvereine“ und „Der Fünfkampf der Griechen“, die beide recht flott geschrieben sind. In dem ersten Aufsatze, der vor etwa Jahresfrist in der Turnzeitung erschien, wendet sich der Verfasser, allerdings wohl etwas zu einseitig, gegen das Geräthturnen und verlangt mit Recht stärkere Betonung der volksthümlichen Uebungen. Daß das Geräthturnen längere Zeit in unseren Turnvereinen überwucherte, wollen wir gern zugeben; aber es geht doch wohl nicht an, es so sehr in seiner Bedeutung zurückzustellen, wie es der Verfasser thut. Für die heutigen Verhältnisse ist das Geräthturnen ein notwendiger Bestandtheil der Leibesübungen. Wir meinen auch hier: „das Eine thum und das Andere nicht lassen!“ Uebrigens macht sich ja in den letzten Jahren ein sehr erfreulicher Fortschritt in der Pflege der volksthümlichen Uebungen

bemerkbar. Völlig bestimmen können wir dem Verfasser, wenn er an Stelle des Rufes nach Turnhallen den nach Turnplätzen stellen will.

Im zweiten Aufsatze giebt der Verfasser eine anschauliche Schilderung des Fünfkampfes der Griechen. Wenn er aber im Vorworte meint, daß „die Fünfkampfübungen auf deutschem Boden in Zukunft eine Stätte eifriger, dauernder Pflege finden möchten“, so glauben wir, daß ihn auch hier, wie bei der Unterschätzung des Geräthturnens, seine große Vorliebe für das griechische Alterthum gehindert hat, einzusehen, daß die Neuzeit anderer Mittel bedarf, als das Alterthum. W p.

Masuren. Ein Wegweiser durch das Seengebiet und seine Nachbarchaft. Herausgegeben von A. Henkel. Dazu separat eine Wegelarte. Königsberg Hartung'sche Verlagsbuchdruckerei.

Der Verfasser klagt mit Recht, daß die Ostpreussische Landschaft Masuren der großen Mehrzahl der deutschen Stammesgenossen gänzlich unbekannt ist. Man ahnt im Reiche gar nicht, daß dort an der fernen Ostgrenze landschaftliche Schönheiten zu finden wären, und doch weiß Jedermann, daß in diesem Theile Deutschlands die größten Binnenseen liegen, die wir überhaupt besitzen. Sein hübsch zusammengestelltes Büchlein giebt nun klar geschriebene Schilderungen von Land und Leuten, entwirft ein Bild von den Seen, Wäldern, von den Bewohnern dieser Landstriche, und bietet zugleich einen Reiseführer, der mit großem Geschick praktische Rathschläge mit Hinweisen auf die Natur Schönheiten des Landes verbindet. Die Wegelarte, die den Führer ergänzt, ist in so großem Maßstabe gehalten, daß auch nicht das kleinste Detail darauf fehlt. Zu wenig scheint uns der Verfasser die Eigenthümlichkeiten der polnischen Bewohner des Landes beachtet zu haben. Für die historische Betrachtung wäre das sehr wichtig. Vielleicht ergänzt er in einer Auflage sein vortreffliches Büchlein nach dieser Richtung.

Das System der Rünke. Von Friedrich Faber, Professor. Gühran, Max Linke.

„Der Mensch findet sich vor unter Anderem. Er ist Anderes unter Anderem. Dies Andere ist schlechthin ausschließend. Alles dieses Andere ist schlechthin be-

stimmungsloses Sein, und in der Identität dieser Bestimmungslosigkeit schließen die Anderen einander aus.

Aber der Mensch ist unter diesen Anderen sich selbst unverloren; er ist anderes Anderssein, nämlich nicht das schlechthin ausschließende Anderssein“ u. s. w.

Wir konnten uns nicht versagen, diesen Anfang der Schrift wörtlich anzuführen. Wer nach dieser Probe noch Lust verspürt, sich weiter mit der Lectüre derselben zu befassen, der mag sich das Vergnügen leisten. Referent hatte genug davon. Wp.

Die Zukunft unseres Volkstheaters.

Zehn Aufsätze aus den Jahren 1882 bis 1892, von Anton Bettelheim. Berlin. F. Fontane & Co.

In Wien und Berlin giebt es unter dem jüngeren Geschlecht der Schriftsteller eine große Zahl von Vorkämpfern für die Volksbühne. Herrscht auch zwischen den zahlreichen Vertretern dieser Bestrebungen manch starke Meinungsverschiedenheit; einig sind sie Alle in dem Gedanken, daß ein Theater mit sehr billigen Preisen nothwendig ist, das dem Volk, d. h. den minder Bemittelten einen Spielplan darbietet, der ästhetisch und ethisch erhebend wirken könnte. Der Wiener Anton Bettelheim, den unsere Leser als feinsinnigen Essayisten kennen, hat die Aufsätze, die er über diesen wichtigen Gegenstand veröffentlicht hat, in einem Bande gesammelt. Es ist viel aus diesen Aufsätzen zu lernen. Man mag in Einzelheiten dem Verfasser nicht zustimmen, der Grundgedanke alles dessen, was er sagt, ist ein gesunder und kann nur von bösem Willen bestritten werden. Er ist eng verwandt mit den allgemeinen sozialen Bestrebungen der Zeit, und wer vor diesen mit Absicht die Augen verschließt, macht sich zum Mitschuldigen an einem Unheil, dessen ganze Größe und dessen Folgen nicht zu übersehen sind. rl.

Das Königlich Böhmisches Landes- und Nationaltheater in Prag.

Verfaßt von Fr. Ad. Subert, Prag, Verlag des Nationaltheater-Consortiums.

Fr. A. Subert ist der Director des böhmischen Nationaltheaters und der Verfasser einiger moderner und historischer Dramen. In dem vorliegenden Büchlein giebt er auf 31 Seiten einen kurzen Abriß des Baubaus des böhmischen Nationaltheaters und seiner Baugeschichte, einen

kurzen Ueberblick über die böhmische Oper und das böhmische Schauspiel. Alles leider in so gedrängter Kürze und in einem so ausdruckslosen Stil, daß wir kaum mehr als ein Namen- und Titelverzeichnis erhalten. Und das ist recht schade. Denn wir besitzen in deutscher Sprache kein Hilfsmittel, das uns über den Gegenstand, der hier behandelt wird, unterrichten könnte. Das Büchlein ist zur höheren Ehre des böhmischen Volkes geschrieben. Das hätte aber keineswegs eine angenehmere Darstellung und eine bessere Auseinanderhaltung der verschiedenen Dichter und Komponisten verhindert. rl.

Neuer Theater-Almanach. 1893.

Herausgegeben von der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger. Vierter Jahrgang. Berlin 1893. Commissionsverlag von Georg Reide (Friedrich Rühle).

Die Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger, die sich aus kleinen Anfängen in überraschend kurzer Zeit zu einer respectgebietenden Macht und zu einem wirklich gegenbringenden Institut für die deutschen Bühnenkünstler herausgearbeitet hat, giebt seit einer Reihe von Jahren selbstständig ein Theater-Jahrbuch unter dem Titel „Neuer Theater-Almanach“ heraus, das für Alle, die mit der Bühne zu schaffen haben, ein vortrefflicher Rath- und Auskunftgeber, ein ebenso inhaltsreiches wie zuverlässiges Nachschlagebuch geworden ist. Der „Neue Theater-Almanach“ enthält außer dramaturgischen Aufsätzen zunächst eine sehr vollständige Jahreschronik und statistische Uebersicht über die Vorgänge im deutschen Theaterleben, von Theodor Wehring mit großer Sorgfalt und Genauigkeit bearbeitet, ein Verzeichniß der im Laufe des Jahres neu aufgeführten Stücke, der Bühnenschriftsteller und Componisten, der Gedank- und Jubeltage, eine Todtenschau, deren Umfang geradezu Schrecken erregt, Mittheilungen, die sich auf das Vereinswesen der Genossenschaft beziehen, und endlich das vollständige Verzeichniß aller deutschen Bühnen, ihrer Vorstände und Mitglieder. Es ist ein sehr stattlicher Band von 650 Seiten Stärke in Groß-Octav, in Druck und Papier vorzüglich ausgestattet, dem diesmal auch einige recht gute Illustrationen — scenische Darstellungen aus Nabucco, „Tragödie des Menschen“ und Bildnisse verschiedener Künstler — beigegeben sind. Allen, die mit dem Theater zu schaffen haben, wird der „Neue Theater-Almanach“ die besten Dienste leisten. — u.

Von den **Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke** sind in schneller Folge wiederum vier Bände erschienen: der erste, „Zur Lebensgeschichte“, der fünfte, zweite Sammlung der Briefe und Erinnerungen, der sechste, Briefe an seine Braut und Frau, und der siebente, Reden, mit dem vollständigen Sachregister.

In einer kurzen Anzeige läßt sich die schriftliche Hinterlassenschaft Moltkes kaum oberflächlich charakterisiren. Wir möchten diese Zeilen daher auch nur als vorläufige bezeichnen, als eine Ankündigung zu einer größeren Abhandlung, die den Eigenschaften Moltkes als Schriftsteller und Mensch in höherem Grade gerecht zu werden versuchen würde. Die Aufzeichnungen „Zur Lebensgeschichte“ enthalten das Wichtigste, was der Familie an schriftlichem Material zur Verfügung stand. „Liebe und dankbare Verehrung haben es in den einzelnen Aufträgen verwerthet.“ Aufzeichnungen und Tagebücher des Feldmarschalls wechseln mit Mittheilungen seiner Personalpapiere. Auch eine Novelle, „Die beiden Freunde“, die aus der Jugendzeit stammt, ist hier veröffentlicht worden. Das schriftstellerische Bedeutendste ist wohl der Aufsatz „Trostgedanken über das irdische und Zuversicht auf das ewige Leben“. Im „Lebensbild seiner Frau“ schildert Moltke das Glück seiner Ehe, im „Stillleben in Kreislau“ sein Leben in den Musikstunden, seine Liebe zu den Künsten. Endlich sind die Beziehungen des Feldmarschalls zu seinen Kriegsherren verzeichnet, die durch die zahlreichen Handschriften der preussischen Könige, von denen einige in facsimilirtem Druck wiedergegeben sind, ein besonderes Interesse gewinnen. Sehr dankenswerth sind auch die Nachbildungen einer Anzahl seiner Moltke'scher Zeichnungen und Aquarelle.

Ueberall tritt uns Moltke als wahrhaft großer Mann in des Wortes schönster und edelster Bedeutung entgegen, als ethisch reiner Mensch, und es ist eine wahre Herzensfreude, dieser großen lauten Natur in ihren unbelauschten Aeußerungen näher treten zu dürfen. Moltkes Briefe und Abhandlungen sind klassisch zu nennen, immer tief bedeutend im Gedanken, immer vornehm in der Gestimmung und in der Form geradezu vollendet. Es giebt sehr wenige Stilisten in der deutschen Literatur, die Moltke an die Seite zu stellen wären. Unser Feldmarschall gehört zu den größten deutschen Sprachmeistern. In klarer Durchsichtigkeit,

Einfachheit und im Wohlklang der Sprache, in der lebendigen Anschaulichkeit der Schilderung hat es ihm kaum ein Zweiter gleich. Moltke hat in Wahrheit einen großen Stil, und Göthe sagt mit Recht: nur ein großartiger Charakter kann einen großen Stil haben. Zur Bezeichnung eines Mannes von diesen Dimensionen und von diesem Feingehalt scheut sich unsere Sprache, einen Ausdruck aus der Sprache der Lebenden zu nehmen. Sie bezeichnet einen Mann wie Moltke als einen antiken Charakter. Und das ist er in seiner Schlichtheit, Vornehmheit, Tiefe und Güte. In den einfachsten und treffendsten Worten hat das Richtige über ihn gesagt der menschenskundige Kaiser Wilhelm: „Das Geheimniß seiner Liebenswürdigkeit ist sein redlicher offener Charakter.“

P. L.

Luigi Settembrini. Erinnerungen aus meinem Leben. Mit einer Vorrede von Francesco de Sanctis. Nach der 9. Auflage des Italienischen Deutsch von C. Kirchner. Zwei Bände. Berlin, Verlag von Siegfried Cronbach.

Dieses Buch, sagt der Uebersetzer in der Vorrede, will dem deutschen Publikum einen jener Patrioten, und zwar der Gelsen einen, näher bringen, die ihrem Vaterlande ihr Leben gewidmet, dem Einigungswerte Italiens Gut und Blut geopfert haben.

Und das deutsche Publikum kann dem Uebersetzer nur dankbar dafür sein, denn das Buch hält mehr, als es verspricht, es ist ein Zeitgemälde von hervorragender historischer Bedeutung, wie es farbenreicher, packender nicht gedacht werden kann.

Karl Hillebrand sagt von dem Buche: „Wer sich einen Begriff machen will von den neapolitanischen Zuständen von 1830 bis 1860, der lese das Buch. Auch wer gegen das heutige Italien, das so wenig von dem vielen Versprochenen zu halten scheint, gerecht sein will, sollte es lesen.“

Aber auch wer sich nicht für Politik und geschichtliche Entwicklung interessiert, sagt mit Recht der Uebersetzer, wird in der meisterhaften Erzählung, den plastischen Schilderungen Settembrinis außerordentlich viel Anziehendes und Fesselndes finden und nicht umhin können, den glühenden Patrioten, den armen Märtyrer, den naiven Gefühlsmenschen, den zärtlichen Gatten und Vater lieb zu gewinnen und das wärmste Interesse für ihn zu empfinden.

Was ein Mensch vermag, der von einer großen Idee getragen, für sie lebt

und kämpft, wird man ergreifender kaum dargestellt finden, als in diesem herrlichem Buche.

Die Uebersetzung ist vorzüglich.

Helene Friedlaender. Ein Denkmal. Mit zwei Lichtdrucken. Wien. Verlag der k. u. k. Hofbuchhandlung Wilhelm Fried. 1892.

Eine unendlich rührende Erscheinung, eine Romanheldin aus dem traurigsten aller Romane, aus der Wirklichkeit, tritt uns hier entgegen. So Mancher, der mit dem schönen, lieben und einschen Mädchen zusammengekommen ist, hat von dieser geistigen Tiefe und Bedeutung wohl nicht das Geringsste geahnt. Bescheiden, nicht schüchtern, ichweigsam, nicht verschlossen, wirkte das sympathische schöne Kind — im oberflächlichen Verkehr ein liebes, herziges Mädchen, wie es deren in Wien so viele giebt. In diesem armen Mädchen aber, das ein früher Tod abberufen hat, steckte in Wahrheit ein philosophischer Geist, eine echte Künstler- und Dichterseelen, eine erstaunliche Willenskraft und eine reiche Begabung, die durch körperliche Leiden unheimlich schnell sich entwickelt hat, durch den frühen Tod leider vernichtet worden ist, ehe sie sich ausbreiten konnte. Nicht ohne tiefe innere Bewegung wird man dieses Buch aus der Hand legen. Es sind in Wahrheit „Geständnisse einer schönen Seele“ — eines „weiblichen Job“, wie Ludwig August Frankl Helene Friedlaender nennt, der im Verein mit Emil Claar die Auswahl ihrer Gedichte besorgt und den Lebenslauf des unglücklichen Kindes geschildert hat. Dem Buche ist das Bild der Verstorbenen und die Abbildung des von Victor Tilgner's Meisterhand geschaffenen Grabmals in Lichtdruck beigegeben.

P. I.

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft. I. Jahrgang. I. Heft. Leipzig, 1892. H. Vogtländer.

Aus Anlaß des 300jährigen Geburtstages Joh. A. Comenius' trat eine große Zahl bedeutender Männer zusammen zur Gründung einer Comenius-Gesellschaft, welche die Aufgabe haben soll: „den Geist des Comenius und der ihm innerlich verwandten Männer unter uns lebendig zu erhalten und fortzupflanzen; in diesem Geist einigend und verjüngend für die gesammte Entwicklung der Zukunft thätig zu sein und in seinem Sinne bildend und erziehend auf das heutige Geschlecht zu wirken.“ Eines der Mittel zur Erfüllung dieser Aufgabe

soll die Herausgabe der „Monatshefte“ sein, welche Einheit und Zusammenhang in die Comenius-Studien bringen und zugleich regelmäßige Beziehungen unter den Mitgliedern der Gesellschaft herstellen sollen.

Jedes der Hefte soll in der ersten Abtheilung eine größere Abhandlung bringen, daran sollen sich Forschungen und Quellenstücke und in einer dritten Abtheilung kürzere Mittheilungen anschließen. In einem vierten Abschnitte endlich sollen Literaturberichte gebracht werden. In dem vorliegenden 1. Hefte, dem eine kurze Besprechung des Arbeitsplanes vorausgeht, findet sich in Abtheilung A eine Abhandlung von Hohlfeld über Joh. A. Comenius und Karl Christ. Friedr. Krause, in Abtheilung B ein nicht weniger als 37 Seiten umfassendes Chronologisches Verzeichniß der gedruckten und ungedruckten Werke Comenius', von Joh. Müller-Herrenhut zusammengestellt, und in Abtheilung D eine Zusammenstellung der Comenius-Literatur in den letzten 50 Jahren. — In dem angehängten geschäftlichen Theil wird Ausführlicheres über Entstehung, Zweck und Satzungen der Gesellschaft mitgetheilt.

Auf die einzelnen Arbeiten können wir natürlich nicht näher eingehen; es genügt, ein Bild von der Reichhaltigkeit des Gebotenen gegeben zu haben.

Wir können den Comenius-Studien nur einen guten Fortgang wünschen; vielleicht ist dann die Zeit nicht mehr allzufern, wo der Geist des Comenius in der Art des Sprachunterrichts auf den höheren Schulen und in der ganzen Organisation der letzteren zum Ausdruck kommt. Es thut wahrlich Noth, daß wir in beiden Beziehungen endlich aus dem öden Formalismus herauskommen und ein frisches, freies Leben erblühen sehen.

Wp.

Reyers kleiner Hand-Atlas. 100 Kartenblätter und 9 Textbeilagen. Verlag des Bibliographischen Instituts. Leipzig und Wien, 1892.

Ein sehr praktischer, in seiner Anordnung sehr verständiger und in der Ausstattung musterhafter kleiner Atlas, in handlichem Format, gut gebunden, mit einer Fülle brauchbaren Materials, das jedoch nicht durch Anhäufen des Entbehrlichen beeinträchtigt wird. Das Wort unseres Klassikers, daß sich in der Beschränkung der Meister zeigt, trifft für den Kartographen ganz besonders zu. Die meisten unserer Atlanten leiden an einer Ueberfülle des Gegebenen, und aus all den

Gebirgen und Höhen, Flüssen und Bächen, Bahnen und großen und kleinen Städten, die in dem unverhältnismäßig knapp bemessenen Raume zusammengedrängt sind, entsteht ein Wirrwarr von bunten Farben, schwarzen Strichen, Schriften in allen Größen und Lagen, der den vornehmlichsten Zweck, die Uebersichtlichkeit, vereitelt. Die Bekämpfung dieses Uebelstandes haben sich die Kartenzelchner des vorliegenden Handatlas zur Hauptaufgabe gestellt. Wir haben in dem verhältnismäßig doch kleinen Nachstabe selten Karten gefunden, die geringere Anforderungen an das Auge des Beschauers gestellt und das Zurechtfinden in höherem Maße gestattet hätten als diese. Die Schärfe und Deutlichkeit des Drucks ist über alles Lob erhaben. Als eine sehr willkommene Beigabe zu den Karten sind die Pläne der Hauptstädte mit Umgebung, London, Paris, Berlin, Petersburg und Rom, zu begrüßen, die auch in den nothgebrungenen kleinen Verhältnissen eine vollkommen genügende Ueberschau gewähren. Für die gewöhnlichen Bedürfnisse des schnellen Nachschlages und Auffuchens reicht der kleine Atlas vollkommen aus. Für besondere minutiöse Fälle aber erweisen sich auch die großen Kartenwerke gewöhnlich als nicht genügend. Da muß man schon zu den Specialkarten der Generalstabsaufnahmen greifen. Der ungewöhnlich billige Preis, zehn Mark für das in Fuchts gebundene Exemplar, wird die Verbreitung dieses nützlichen und guten Wertes erheblich fördern. P. L.

Deutsches Wörterbuch von Moriz Heyne. Vierter Halbband. Nicht — Quittung. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1892.

Daß die Herausgeber der Wörterbücher die Frist, die sie sich zur Vollendung ihrer mühsamen Arbeit setzen, nur in den allersehrsten Fällen innezuhalten vermögen, ist ein alter Erfahrungssatz. Auch Moriz Heyne hat zwar in Bezug auf die Schnelligkeit der Arbeit seine und der Druckerei Leistungsfähigkeit einigermaßen überschätzt, das Werk hat nicht in dem ursprünglich vorgesehenen Zeitraum von zwei bis drei Jahren abgeschlossen werden können — es wird vielmehr voraussichtlich gerade noch einmal so lange dauern, bis die Schlußlieferung vorliegt —, aber immerhin darf man dem Verfasser und Verleger zu dem verhältnismäßig schnellen und regelmäßigen Fortgang des höchst verdienstvollen Wertes aufrichtig Glück wünschen. Hier hat man doch das

befriedigende Gefühl der Bewegung und der Sicherheit, das Ziel zu erreichen, während die beklagenswerthen Subscribenten auf das große Grimm'sche Wörterbuch, das seit 1854, also seit nahezu vierzig Jahren, bis zum Buchstaben V vorgezückt und über die schauerlich klaffende Lücke des ungeliebten Buchstaben G noch immer nicht hinweggekommen ist, kein Ende sehen — „ach, kein Ende!“

Die Bearbeitung dieses Buchstaben G im Grimm'schen Wörterbuch ist wirklich eine literarische Tragikomödie. Die ersten Lieferungen des G sind im Jahre 1877 oder 1878 erschienen, dann folgte vom Jahre 1879 bis zum Jahre 1884 alljährlich eine Lieferung. In sechs Jahren war der Beglittergraph von „Gefoppe“ bis „Gemüth“ gediehen. Dann trat eine zweijährige Pause ein. 1886 kam die Lieferung „Gemüth“ bis „genug“, und bei diesem verhängnisvollen Worte schien die Maschine völlig im's Stocken geraten zu sein. Fünf Jahre lang erschien überhaupt gar keine Lieferung mit G, bis im vorigen Jahre der bisherige Bearbeiter, Rudolf Hildebrand, sich den vortrefflichen Germanisten R. Kant als Mitarbeiter beigesellt hatte und mit diesem vereint eine weitere Lieferung von „genug“ bis „Geriesel“ herausgab. Seit vollen sechzehn Jahren wird also an diesem Buchstaben G des Grimm'schen Beglitters gearbeitet. Wenn in demselben Tempo weitergearbeitet wird, so würde nach dem Umfange des Buchstaben G noch eine Zeit von sechsundzwanzig bis siebenundzwanzig Jahren erforderlich sein, um damit zu Ende zu kommen.

In sehr erfreulichem Gegensatz zu dieser wirklich mit der Zeit unerträglich gewordenen Trödelerei ist Moriz Heyne, einer der hauptsächlichsten und verdienstvollsten Mitarbeiter am großen Grimm'schen Wörterbuche, in seinem eigenen „Deutschen Wörterbuch“ rüstig, und ohne irgendwo längeren Aufenthalt zu nehmen, vorgegeschritten. Ein deutsches Wörterbuch wie dieses hat uns wirklich gefehlt. Es ist in seiner Art unstreitig das beste: möglichst concis, nicht überbürdet mit philologischem Material, das nur für den Fachmann ein Interesse hat, aber doch vollkommen genügend, um auch hochgreifenden Ansprüchen der Gelehrten in Bezug auf sprachliche Etimologie, begriffliche Erklärung und charakteristische Anwendung in gut gewählten Citaten zu genügen. Es ist überraschend in seiner Anordnung und vortrefflich in seiner typographischen Gestaltung. Dem Ref. ist zufällig aufgefallen, daß gerade wie im Grimm'schen Wörterbuch.

so auch hier das Wort „Johannistrieb“
steht. P. L.

Das Leben auf der Walze. Roman von Wolfgang Kirchbach. Mit zehn Bildern von Georg Koch. Berlin, Verlag des Vereins des Bücherfreunde.

Bekannt ist das Unternehmen jenes jungen Theologen, der mehrere Monate unter Fabrikarbeitern als solcher gelebt und verkehrt hat, um die Lebensverhältnisse, die Anschauungsweise, das materielle und sittliche Leben dieser Kreise eingehend zu studiren. Stras Aehnliches unternimmt der Held des Kirchbach'schen Romans: der Privatdocent der Nationalökonomie Dr. Hans Landmann, der die Absicht hat, über das Stromerwesen und Landfahrerthum ein Buch zu schreiben, in dem die Ursachen dieser socialen Erscheinung auseinandergelegt werden sollen. — Als Schlossergeselle Finte, mit den Papieren eines solchen ausgerüstet, geht er unter die Landstreicher, treibt sich auf den Herbergen und Bänken herum und lernt eine große Zahl geheimerer Existenzen kennen. Es ist nun ein überaus glücklicher Gedanke des Verfassers, seinen Helden das Leben der Landstreicher, das er bloß studiren will, selbst durchleben zu lassen; durch einen seiner neuen Genossen sowohl seiner fingirten, als auch seiner echten Legitimationspapiere sowie aller Geldmittel beraubt, geräth er in die bedrängteste Lage: er wird zum Bettler, ja, in der Verzweiflung des Hungers fast zum Diebe und kommt mit den Behörden in recht unangenehme Verührung. Eine vagabondirende Dirne, die im Grunde eine unverdorrene Natur ist, nimmt sich des angeblichen Schlossergesellen, der ihr tiefe Jünelung einflößt, an, und rettet ihn vor dem äußersten Elend. Schließlich bewirkt die Wandlung seines äußeren Lebens auch eine solche seines innern; er fängt an, sich in dem Kreise, dem er durch Geburt und Erziehung so fern steht, heimisch zu fühlen, sich zu den Ausgestoßenen, den Entwürfen der Menschheit zu zählen; das Verlangen, in seine alte Lebenssphäre und in die Arme seiner verlassenen, vornehmen Braut zurückzukehren, erlischt fast in ihm. Diese aber, ein vorurtheilsfreies, edelbendes Mädchen, das ihrem Bräutigam voll vertraut, giebt ihn nicht auf; von einem seiner Freunde begleitet, folgt sie seinen Spuren; und trotz der Intriguen des falschen Freundes, der das schöne und reiche Mädchen für sich erobern will, findet sie den Geliebten. Dieser hat inzwischen den Dieb seiner Papiere

und Gelder entdeckt und denselben mit List einen großen Theil der Beute wieder abgejagt; zugleich aber zu seiner Beschämung erfahren, daß der Zweck seiner Fahrt zum größten Theil verfehlt war, da denjenigen, die er studiren wollte, sein wahrer Charakter und seine Absichten wohl bekannt waren, und man mit ihm eine lächerliche Komödie gespielt hatte; er war selbst ein Studienobject gewesen, da wo er Beobachter und Forscher zu sein glaubte. Diese Erkenntnis heilt ihn völlig; und so kehrt er, von seiner Braut geleitet, in die verlassenen Lebenskreise zurück und tröstet sich für die mancherlei Enttäuschungen mit dem Bewußtsein, in jener armen Dirne, der er so viel Dank schuldet, und für die er die Gefühle eines Bruders hegt, wenigstens ein Wesen dem dunkeln Leben der Ausgestoßenen entrisen und für ein besseres Dasein gerettet zu haben. —

Kirchbach schildert die merkwürdige Welt der Vagabunden, eine Welt, die ihre eigenen Geseze und Existenzbedingungen hat, mit einer, auf sorgfältigen Studien und Beobachtungen beruhenden, kühlen Realistik, mit einem derben, oft ins Groteske gehenden Humor; höchst ergötzlich sind namentlich die Versteigerungs scene in der Weime, wobei der gutmüthige arme Dr. Landmann in verwerflichster Weise ausgebeutet wird, und die Schilderung des „Lumpenballs“.

Einige Uebertreibungen und Unwahrscheinlichkeiten muß man allerdings mit in den Kauf nehmen. Fraglich könnte es scheinen, ob die durch die realistische Darstellung durchschimmernde Symbolik dem Werke zum Vortheil gereicht; bei einer naiven, tendenzlosen Schilderung jenes Stück Menschenlebens, das so eigenartig und so wenig bekannt und daher um so interessanter ist, hätte das Werk an humoristischer Wirkung und Lebenswahrheit gewonnen, was es an Tiefe allerdings eingebüßt hätte. Der Stil ist hier und da ein wenig salopp behandelt; in den Neben der Landstreicher läßt man das als charakteristisch gelten; dort, wo der Dichter selbst das Wort hat, muß man es tadeln. Mit dieser keinen Ausstellung wollen wir den Werth des Kirchbach'schen Werkes, das wir mit wahrem Genuß gelesen haben und zur Lectüre empfehlen, nicht schmälern. Es reiht sich würdig den früheren Publikationen des Verlags der Bücherfreunde an. —

Einen hübschen Schmuck des Buches bilden die zehn Bilder auf Kupferdruckpapier von Gustav Koch. O. W.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

- Abegg, H.**, Was schulden wir unsern Kindern? Allgem. d.-utsches Erziehungs-Lexikon für das Haus. Heft 2—4. Stuttgart, Schwabacher'sche Verlags-Handlung.
- Adler, Fr.**, Gedichte. Berlin, F. Fontane & Co.
- Becker's Weltgeschichte.** Neu bearbeitet u. bis auf die Gegenwart fortgeführt von W. Müller. Mit Illustr. u. Karten. Dritte Aufl. Band 1. 10. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.
- Bernhöft, F.**, Frauenleben in der Vorzeit. Wismar, Hinstrorff'sche Hofbuchh. Verlags-Conto.
- Bley, F.**, Circe. Roman. Dresden. E. Pierson.
- Brehms Thierleben.** Kleine Ausgabe für Volk und Schule. Zweite Auflage, gänzlich neu bearbeitet von R. Schmiedlein. Erster Band. — Die Säugethiere. Leipzig, Bibliogr.-Inst.
- Hudec, E.**, Blätter aus meinem Skizzenbuch. Gesammelte kleine Erzählungen. Berlin, G. Reimer.
- Busse, C.**, Ich weiss es nicht. Die Geschichte einer Jugend. Grossenhain, Baumert & Ronge.
- Carl, Erzherzog von Oesterreich**, Aphorismen. Wien, W. Braumüller.
- Christen, A.**, Jungfer Mutter. Eine Wiener Vorstadgeschichte. Dresden, H. Minden.
- Dahn, F.**, Gedichte. Vierte Sammlung v. Felix und Therese Dahn. Leipzig, Breitkopf und Haertel.
- Die Waffen nieder!** Monatschrift zur Förderung der Friedens-Idee. Herausg. von B. von Suttner. 1. Jahrg. N. 7. 8. Berlin, H. Fried & Co.
- Ebner-Eschenbach, M. v.**, Gesammelte Schriften. Band 1—6. Berlin, Georg. Paetel.
- Emants, M.**, Güterdämmerung. Ein Gedicht. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung von P. A. Schwiipert. Haarlem, De Erven F. Bohn, Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg.
- Embsen, L. v.**, Heinrich Heines Familienleben. Mit 123 bisher ungedruckten Familienbriefen des Dichters von den Universitätsbibliotheken bis zu seinem Tode und 4 Bildern. Hamburg, Hoffmann & Campe.
- Fellbogen, S.**, Smith und Turgot. Ein Beitrag zur Geschichte und Theorie der Nationalökonomie. Wien, A. Holder.
- Friedmann, A.**, Die Heckenrose. Roman. Berlin, Rosenbaum & Hart.
- Fuchs, G.**, Die Dornenkrone. Ein modernes Märchen. Dresden, O. Damm.
- Gelger, L.**, Berlin, 1698—1840. Geschichte des geistigen Lebens der preussischen Hauptstadt. Erster Band, erste und zweite Hälfte. Berlin, Gebr. Paetel.
- Girard, A.**, Pierrot lunaire. Deutsch von O. E. Hartleben. Berlin, Verlag der deutschen Phantasten.
- Heller, S.**, Die echten hebräischen Melodien. Aus dem Nachlass herausgegeben von D. Kauffmann. Trier, S. Mayer.
- Henckel, R.**, Aus meinem Liederbuch. München, E. Albert & Co.
- Henri, C.**, Flammentod! Berlin. W. Greves Buchdruckerei.
- Herzog, R.**, Vagantenblut. Gedichte. Leipzig, W. Friedrich.
- Kirchhoff, A.**, Länderkunde von Europa. Liefgr. 114. Wien, Prag, F. Tempsky u. Leipzig, G. Freytag.
- Klein, H. J.**, Führer am Sternenhimmel für Freunde astronomischer Betrachtungen. Mit 7 Tafeln, Leipzig, E. H. Mayer.

- Kretzer, M.**, Sonderbare Schwärmer. Roman. Zweite Aufl. Zwei Theile in einem Bande. Grossenhain, Baumert & Ronge.
- Kruse, H.**, Die kleine Odyssee. Eine Seegeschichte. Leipzig, S. Hirzel.
- Lange, K.**, Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend. Darmstadt, A. Bergsträsser.
- La Mara, Franz Liszt's Briefe.** 3 Bände. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
- Leule, R.**, Der Widerspruch in der Musik. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
- Meyer's kleines Konversations-Lexikon.** 5. Band. Heft 10—23. Leipzig, Bibliogr.-Institut.
- Müller-Guttenbrunn, A.**, Im Jahrhundert Grillparzer's. Literatur- und Lebensbilder aus Oesterreich. Wien, Kirschner & Schmidt.
- Musen-Almanach.** Moderner, auf das Jahr 1893, herausgegeben von O. F. Bierbaum. München, Albrecht & Co.
- Nordhausen, R.**, Jo's Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Leipzig, C. Jacobson.
- Ostdeutsche Reform.** Blätter zur Förderung der Humanität. Erster Jahrg. No. 1. 6. Innsbruck, C. R. Wilhelm.
- Peterkan, N. M.**, Der Weihnachtsmann. Eine Novelle. Dresden, N. W. Ulrichs Verlag.
- Pfordten, H.**, Freiherr von der, Handlung und Dichtung der Bühnenwerke Richard Wagners nach ihren Grundlagen in Sage u. Geschichte. Berlin, Trowitsch & Sohn.
- Pohlmann, W.**, Das Judenthum und sein Recht. Neuwied, Neusser's Verlag.
- Presber, R.**, Leben und leben lassen. Ein Liederbuch. Frankfurt a. M., C. Koennitzers Verlag.
- Richter, P. E.**, Verzeichniss der Bibliotheken mit gegen 50,000 und mehr Bänden. II. Leipzig, G. Hedeler.
- Schomacker, H.**, Liebeswirren. Novellen. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei (vormals J. F. Richter).
- Stilfried, J.**, De Wilhelmshäger Kösterlud'. 2 Bände. Zweite neu bearb. Aufl. Wismar, Hinstrorff'sche Hofbuchh. Verlags-Conto.
- Stowe, Ch. E.**, Harriet Beecher Stowe. Briefe und Tagebücher. Deutsch von M. Jacobi. Mit Portrait. Göttingen, Fr. A. Perthes.
- Telstorf's gesammelte Werke** Vom Verfasser genehmigte Ausgabe von R. Löwenfeld. Band VII u. VIII: Kriege und Frieden. 3 u. 4. Theil. Berlin, R. Wilhelm.
- Terresani, K.**, Baron, Oberlitz. Wiener Künstler-Roman. Dresden, E. Pierson.
- Valhinger, H.**, Commentar zu Kants Kritik der reinen Vernunft. Zum hundertjährigen Jubiläum. Zweiter Band. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.
- Wenzel, 1871.** Vor Dijon. Verlust der Fahne des 2. Bataillons des 61. Regiments. Eriobnisse eines Frontoffiziers. Mit 16 Illustrationen von E. Matthes sowie zwei Kartenbeigaben. Berlin, C. Ziemer Nachf.
- Winter, L.** und M. Wütsche, Die jüdische Literatur seit Abschluss des Kanons. Lief. 9. Trier, S. Mayer.
- Wiskolki, H. v.**, Aus dem Volksleben der Magyaren. Ethnolog. Mittheilungen. München, Liter. Institut Hatten, Fischer.
- Zeitschrift für Hypnotismus.** Jahrg. I., Heft III. Berlin, H. Brieger.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schleifische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vormals S. Schottländer, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Inseraten-Beilage zu „Nord und Süd.“

Band 64. — Februar 1893. — Heft 191.

Insertionspreis

für die zweigespaltene Nonpareilzeile oder deren Raum 50 Bfg. = 30 fr. öherr. Währ. = 65 Centimes
für den Inhalt der Inseraten-Beilage verantwortlich: **Georg Wagner in Breslau.**

H. G. M. Wir haben leider für Ihr hübsches Märchen keine Verwendung und bitten uns anzugeben, unter welcher Adresse wir Ihr Manuscript zurücksenden sollen.

Die Redaktion von Nord und Süd.

Der
Verein
der

Bücher- freunde

liefert seinen Mitgliedern jährlich 8 deutsche Originalwerke (keine Uebersetzungen) Romane, 11 neuen, allgemeiner verständl. wissenschaftl. Literatur, z. B. mindestens 150 Druckbogen stark, für vierteljährlich Mk. 3.75; für gebundene Bände Mk. 1.50; im Ausland jährlich Mk. 18 — für gehaftete, Mk. 21 für gebundene Bücher bei postfreier Zusendung.

Sahungen und ausführliche Prospekte durch jede Buchhandlung und durch die Geschäftsstelle.

**Verlags-Buchhandlung
Friedr. Pfeilfucker,
Berlin W., Bayreutherstr. 1**

Feine Harzer

! Kanarienvögel!

mit den seltensten Touren zu M. 6, 8, 10, 12, 15 und 20 per Stück, empfiehlt und versendet unter Garantie laut Preiscurant

**H. Natermann,
Clausthal, Oberharz.**

MS. Zahlreiche Anerkennungs-schreiben stehen zu Diensten.

Verlag der Schlesischen Buchdruckerei,
Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals **C. Schottlander** in **Breslau.**

Im römischen Palast.

Roman

von

A. Evers.

2 Bände. Elegant broschirt M. 8.—; fein gebunden M. 10.—

Verkümmerte Existenzen.

Roman in 2 Bänden

von

Rudolf von Gottschall.

2 Bände. 36 Bogen 80. Elegant broschirt M. 9.—
fein gebunden M. 11.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.



Badeapparate, Zimmerclosets, Bidets, Sitzbäder, Badestühle, Zimmersdouchen, Bade-Wannen etc.

C. Maquet

Berlin SW Friedrichstr. 21 u. Heidelberg.

Die Modenwelt.

Illustrirte Zeitung für Toilette
und Handarbeiten.



Jährlich:
24 Nummern mit
2000 Abbildungen,
165 Schnittmuster,
Beilagen mit 250
Muster-Vorzeich-
nungen, 12 große
farbige Moden-
bilder mit 80-90
Figuren.

Preis vierteljährlich 1 M. 25 Pf. = 75 Kr.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u.
Postanstalten. Probe-Nummern gratis und
franco bei der Expedition
Berlin W. 55. — Wien I, Operng. 5.
Mit jährlich zwölf
großen farbigen Modenbildern.

Verlag der Schlesischen Buchdruckerei,
Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals **C. Schottlander** in **Breslau.**

Ferida.

Ein Roman aus Ost-Afrika.

Von

O. Eiser.

1 Band 80. 17 Bogen. Elegant broschirt M. 4.—;
fein gebunden M. 5.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des
In- und Auslandes.

Soeben erscheint:

9000

Abbildungen.

**16 Bände geb. à 10 M.
oder 256 Hefte à 50 Pf.****16000**

Seiten Text.

Brockhaus'**Konversations-Lexikon.****14. Auflage.****600 Tafeln.****300 Karten.****120 Chromotafeln und 480 Tafeln in Schwarzdruck.**Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender in Breslau.**Fünfundzwanzig Jahre deutscher Geschichte.**

1815–1840.

Von

Karl Biedermann.

Zwei Bände.

Hochelegant broschirt M. 7.—; fein gebunden M. 10.—.

Dieses Werk schließt sich nach rückwärts ergänzend an das frühere „Dreissig Jahre deutscher Geschichte“ an, sodass beide zusammen eine fortlaufende Geschichtsdarstellung des ganzen Zeitraums vom Wiener Congress bis zur Aufrichtung des neuen deutschen Reichs enthalten — eines Zeitraumes, innerhalb dessen die bedeutungsvollsten Bewegungen und Neugestaltungen, sowohl des politischen und nationalen, als auch des Volks- und Culturlebens, sich vollzogen haben.

Wie wichtig, ja unentbehrlich eine genauere Kenntnis gerade dieses Zeitraumes unserer neuesten vaterländischen Geschichte für jeden Gebildeten ist, das hat u. A. jener Erlass des königlich preussischen Cultusministers von Gossler bestätigt, welcher die Directoren höherer Schulen ausdrücklich anwies, den Unterricht in der deutschen Geschichte nicht wie bisher öfter geschehen, mit den Befreiungskriegen abzuschliessen, vielmehr bis 1871 fortzuführen.

Für die ganze Klasse der Gebildeten im weitesten Sinne — nicht blos der „Hochgebildeten“ oder gar der „Gelehrten“, insbesondere auch für die reifere Jugend aller Stände ist, wie das früher, so auch dieses neueste Geschichtswerk d. Verf. berechnet.

**Dreissig Jahre deutscher Geschichte.**

1840–1870.

Vom Thronwechsel in Preussen bis zur Aufrichtung des neuen deutschen Kaiserthums.

Mit einem Rückblick auf die Zeit von 1815–1840

Von

Karl Biedermann.

ord. Honorar-Professor an der Universität Leipzig.

Dritte Auflage. 2 Bände. Elegant broschirt M. 10.—;
fein gebunden M. 13.—.

Von allen Seiten, sogar von den extremen politischen Richtungen, ist die Gediegenheit und Unparteilichkeit dieses Geschichtswerkes rühmend hervorgehoben worden. Es eignet sich wie kaum ein anderes zu einer patriotischen Festgabe für die junge Generation wie für reife Männer, die mitten in den Bewegungen der Zeit stehen. — Das Werk ist ein speciell deutsches, vom deutschen Gesichtspunkte für das deutsche Volk geschriebenes populäres Geschichtsbuch.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

III. Jahrgang der „Freien Bühne“.

Probehefte gratis!

Von Januar ab erscheint die „Freie Bühne“
in Monatsheften.

Jedes Heft 7 Bogen stark. Preis pro Quartal Mf. 4.50.

Geschlossener werden unsere großen Aufsätze, unsere kritischen Uebersichten künftig hervortreten. Und vor allem die dichterische Produktion, die wir als den sichtbarsten Spiegel aller jener Geisteskämpfe, die der wissenschaftliche Teil des Monatsheftes berührt, pflegen wollen, wird, ungehemmt durch zahllose kurze Fortsetzungen, ihre Flügel entfalten.

Eine außerordentlich reiche Fülle wertvollen Materials liegt uns für die ersten Hefte vor. — Wir eröffnen das Quartal mit dem neuen Romane

Arne Garborg's

„Müde Seelen“

Ein erschütterndes Seelengemälde aus dem religiösen Leben der Zeit.

Wir erwähnen ferner:

„Der Thier- u. Menschenfreund“, Erzählung von Emil Strauß.

„Im Durchschnitt“, Roman von Gustav Falke.

„Meister Seltze“, Drama von Johannes Schlaf.

„Eisgang“, Soziales Drama von Max Halbe.

„Frauenmut“, Comödie von Otto Erich Hartleben.

„Die taubstumme Katze“, Humoreske von Ernst von Wolzogen.

Unter unseren wissenschaftlichen Beiträgen heben wir ganz besonders hervor eine größere Arbeit von

Paul Göhre

(dem Verfasser von „Drei Monate Fabrikarbeiter“),

sowie eine in abgeschlossenen Kapiteln durch mehrere Hefte hindurchgehende große philosophische Arbeit, in der

Bruno Wille

unter dem Titel:

„Die Philosophie des reinen Mittels“

seine völlig eigenartige Weltanschauung zum ersten Mal im Zusammenhang vorführt.

Von Andreas Salome hat uns eine Reihe

ungebrachter Briefe von Friedrich Nietzsche

zur Verfügung gestellt.

Jedem Heft wird eine eingehende kritische Rundschau von individueller Fassung beigegeben werden, regelmäßige Berliner Theaterbriefe liefert dazu

L. Marholm.

Ueber Malerei und französische Literatur berichtet **Hermann Bahr.**

Die Redaction führt **Wilhelm Bölsche.**

Abonnements nehmen entgegen alle Buchhandlungen, Postanstalten sowie die Expedition.

Berlin W. Köthenerstr. 44.

Jeden Monat erscheint ein Heft im Umfange von 6—7 Bogen à Mf. 1,50 ord., pro Quartal (3 Hefte) Mf. 4,50 ord. — Ausstattung und Format wie bisher.



Natürliches Karlsbader Sprudelsalz

(pulverförmig)

in Glasflaschen
zu 125 und 250 Gramm.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit
obenstehender
Schutzmarke ver-
sehen und mit der
Firma:

**Karlsbader
Mineralwasser-
Versendung**

Lübel Schottländer
Karlsbad.

Losses Salz
oder in anderer als
oben bezeichneter
Verpackung
vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum
hiervor gewarnt.

Natürliches Karlsbader Sprudel-Salz

(krystallisirt)

in Glasflaschen zu 125
und 250 Gramm.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit
obenstehender
Schutzmarke ver-
sehen und mit der
Firma:

**Karlsbader
Mineralwasser-
Versendung**

Lübel Schottländer
Karlsbad.

Losses Salz
oder in anderer als
oben bezeichneter
Verpackung
vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum
hiervor gewarnt.

Karlsbader Sprudel-Pastillen

in $\frac{1}{1}$ und $\frac{1}{2}$ Schachteln

enthalten die wirksamsten Bestandtheile der Carlsbader
Mineralwässer.

Karlsbader Sprudel-Seife

in Stücken zu 125 Gramm
unter Controle der Stadt hergestellt.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1893er. Frische Füllung. 1893er.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	5320 R
Mühlbrunn .	40 =
Schlossbrunn	418 =
Theresienbrunn	471 =
Neubrunn . .	473 =
Marktbrunn .	345 =
Felsenquelle .	47 =
Kaiser Karls-Qu.	334 =
Kaiserbrunn .	391 =

—♦♦—

**Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause**

Quellen- Producte

**KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.**

**KARLSBADER
Sprudel-Seife.**

**KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.**

—♦♦—

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLensaures MINERAL-WASSER.

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen an Flaschen und
Krügen :—

15,822,000 in 1889,

17,670,000 „ 1890.

*“Die Beliebtheit des Apollinaris-
Wassers ist begründet durch den
tadellosen Character desselben.”*

THE TIMES, 20. September 1890.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.



Band 64. — Heft 192.

— — —

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

März 1893.

16.
Jahrgang.

Greslan.

Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Inhalt.

	Seite
Georg Engel in Berlin.	
Das Hungerdorf. Novelle	277
Emil Bohn in Breslau.	
Arthur Sullivan	322
Edmond Roisset in Berlin.	
Das „Doppel-Jah“ in der neuesten französischen Literatur	328
Paul Habel in Breslau.	
Wanderungen antiker Denkmäler	340
Valerie Matthes in Schweidnitz.	
Piemont. Historische Ode von Giosuè Carducci. In deutscher Nachdichtung	361
Albert von Forst in Dresden.	
Die Bedeutung Belforts Süddeutschland gegenüber	366
Ch. Ebner in Stuttgart.	
Georg Herwegh. Ein Dichter der Freiheit. Eine literarische Skizze.	374
Robert Waldmüller (Ed. Duboc) in Dresden.	
Der Kirschkern-Oberst	383
Bibliographie.	404
Kinder- und Hausmärchen. (Mit Illustrationen.) — Neues und Altes von Felly und Theresé Dahn.	
Bibliographische Notizen.	409

Hierzu ein Portrait: Arthur Sullivan.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
—— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. ——
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenbüfenerstr. 2/3.



An unsere Abonnenten!

Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

können entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Feinwand, und stehen solche zu Band LXIV (Januar bis März 1893), wie auch zu den früheren Bänden I—LXIII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlags-handlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vorm. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau.

Schleifische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender in Breslau.

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X.,
XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX.,
XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII.,
XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII.,
XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII.,
LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII.

elegant broschirt zum Preise von M. 6.—

pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8.— pro Band.

Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15,
16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33,
34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51,
52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69,
70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87,
88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103,
104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117,
118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131,
132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145,
146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159,
160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173,
174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187,
188, 189, 190, 191

zum Preise von M. 2.— pro Heft.

Einbanddecke zu Bd. LXIV. (Januar bis März 1893)

Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII.,
IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX.,
XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII.,
XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV.,
XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI.,
XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX.,
L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI.,
LXII., LXIII.

zum Preise von M. 1.50 pro Decke.

Wohnung:

Name:

Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

卷之四



Arthur Sullivan

Schlesische Verlagsanstalt vorm SSchottländer in Breslau

—
—



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

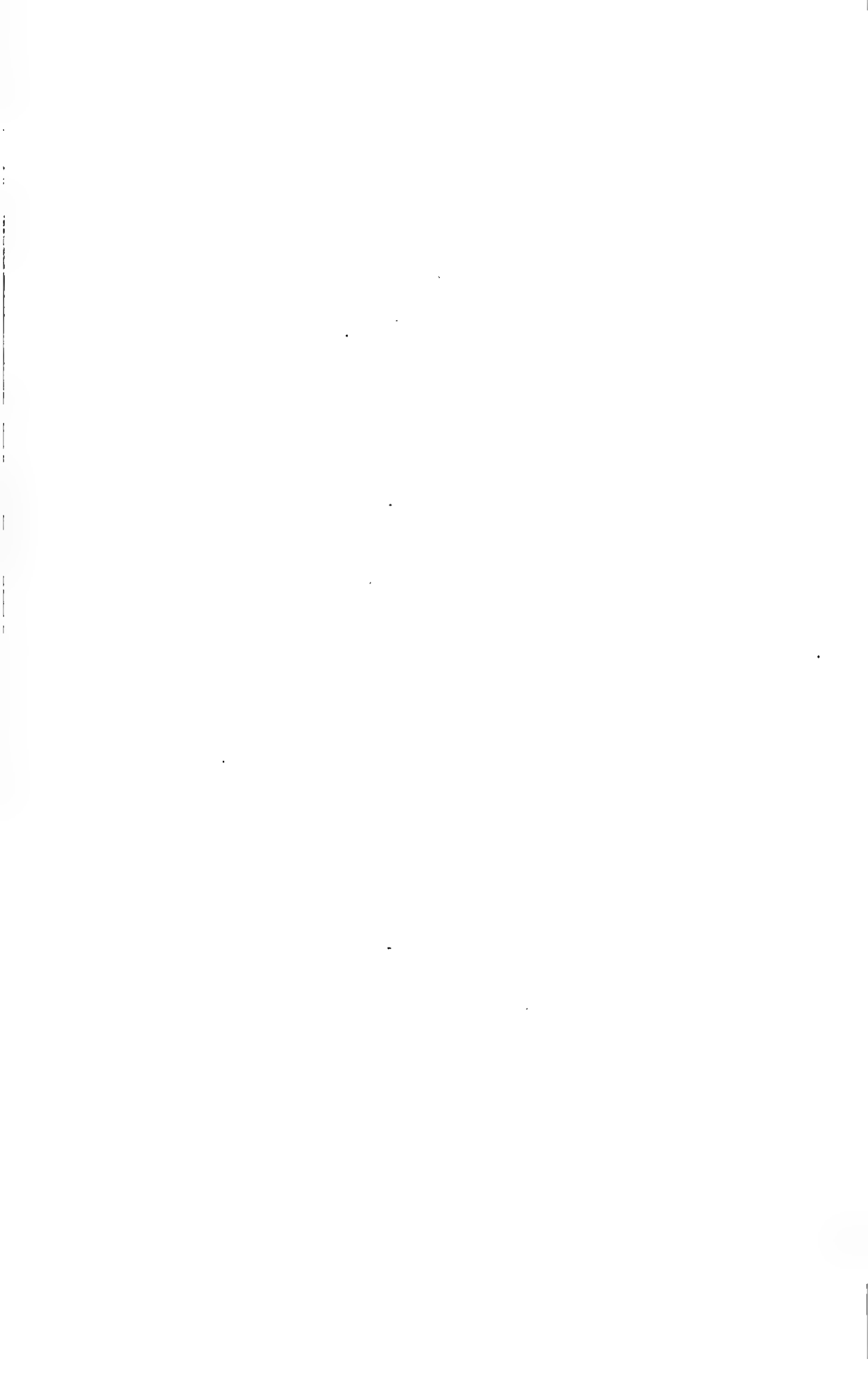
LXIV. Band. — März 1893. — Heft 192.

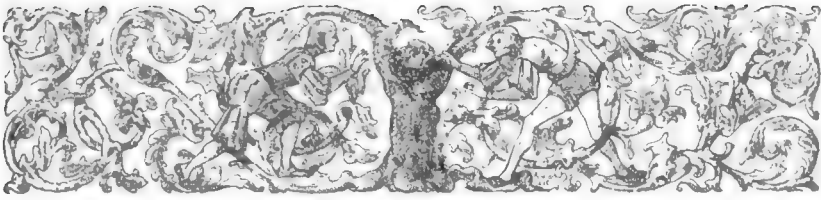
(Mit einem Porträt in Radirung: Arthur Sullivan).



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.





Das Hungerdorf.

Novelle

von

Georg Engel.

— Berlin. —

Motto:

Keine Mutter zweifelt im Grunde ihres Herzens daran,
am Kinde sich ein Eigenthum geboren zu haben!

Friedrich Nietzsche.

Erstes Capitel.



Ägernd, zitternd, gleichjam mit flüssiger Gluth, verharrte die untergehende Sonne noch einen Augenblick auf dem äußersten blauen Rande des Meeres. Dann noch ein letzter, heißer, sehnsuchtsvoller Blick auf die kleine Ostseeinsel, über deren Wälder sie am Morgen dahin- zogen, noch ein letzter zitternder Strahl auf die elende, armselige Fischer- siedelung dort mitten in der steinigen Kluft — und über die stille Wasser- fläche geht es wie ein Schauern, und das bezwangene Gestirn stürzt in das blaudämmrige, unendliche Bette hinab.

Auf dem steinigen Strande stand unterdessen eine ältliche, armselig ge- kleidete Frau und blickte scharf über das farbenglühende Meer, als ob sie dort draußen etwas suchen, etwas erspähen wolle. Am Arme trug die Frau einen Korb, aus dem ein ganz feiner, kaum sichtbarer Dampf aufstieg und erkennen ließ, daß die Alte in das Geflecht eine gargekochte Speise ge- stellt hatte. Und je feiner und weißlicher die Rauchwolke wurde, desto häufiger irrten die verkniffenen, scharfen, grauen Augen der Korbträgerin von dem Meere zu ihrer Last zurück, desto unwilliger und ungebuldiger führte sie das Strohgeflecht an ihre hakenartige Nase und schien den ausströmenden

Geruch ärgerlich und hungrig zugleich einzuathmen. Dabei öffnete sich der stark eingefallene Mund, entblößte eine Minderzahl einzelfteher Zähne, und die auffällig schmalen, blutlosen Rippen murmelten ein paar zornige Worte dazu.

Fünf Schritte näher dem Meere saß ein alter Fischer in Hemdsärmeln, zerlumpten Hosen und die nackten Füße in plumpe Holzpantoffeln gesteckt, auf einem umgestürzten Boot, und hämmerte aus Leibeskräften ein viereckiges Brettchen an eine der Schiffsrippen fest. Zu seiner Arbeit pfiß der Alte unaufhörlich vor sich hin, immer die vier hohen und die vier tiefen Takte, bis seine Gefährtin endlich auf ihn zutrat und ihn an seinem schlapp herabhängenden Halsstuch zog.

„Na, was denn, mein Rüdcing?“ fragte der Fischer, während er ihr sein dickes, rothes Gesicht zukehrte und den Stiel des Hammers kräftig auf das Boot stemmte.

„Mein Junge bleibt aus,“ klagte die Mutter ängstlich, „der Wind ist wohl umgesprungen, seit er den Fremden nach Cona gefahren?“

Und wieder ließ die Harrende ihre Blicke über die ruhende, rothüberglänzte Fläche schweifen, während der Schiffer bedenklich das Haupt schüttelte — dann noch ein schüchtern schlaues Hinaufblinzeln in das abgewandte, verunzelte Weibsanltz, und den dicken Finger stippte er gewandt in den rauchenden Topf, welchen die Frau am Arme trug, und leckte ihn dann verfohlen ab.

„Kartoffelsupp' mit Wurscht — ei!“

„Was?“ fragte die Alte erstaunt.

Der Fischer steckte die Hände gemüthlich in die Taschen und leckte sich die Lippen ab: „Jamoll,“ pflichtete er augenblinzeln bei, „Dein Glas wird woll heut nich zurückkommen. Im Conaer Krug is heut Tanz — da hopfen die Bengels un die Mätens die ganze Nacht durch — ümmer eins, zwei, drei; eins, zwei, drei, Schottischen un Regelwalzer, daß ich mein Bodagel bekomme, wenn ich mir es bloß so vorstelle. Warum auch nich?“ setzte er spöttisch und mit gewisser Schadenfreude hinzu. — „Einmal muß doch der Glas unter die Weibsbilder kommen, hat doch nu gerad lang genug bei Dich gefessen, mein schwarzes Hanning, nich wahr, mein Hühning, mein Rüdcing, mein Kludcing?“

Die Alte warf dem Sprecher einen scharfen, funkelnden Blick zu, als wollte sie ihm eine heftige Antwort geben, jedoch sie bezwang sich und brummte nur mißfällig:

„Jeder soll vor seine eigene Schwell' kehren! Was geht Euch mein Glas an? Hast Du ihn vielleicht großgezogen und ihn bewacht? Ne, ich hab's gethan, und dafür muß er auch jetzt für mich sorgen, bis ich die Augen geschlossen. Soll ich vielleicht jetzt, wo der Heringsfang ganz ausgehört hat, verhungern? Hast woll noch nich in die Bibel gelesen, was da über die Mutter gesagt is? Na die Sach' is gut, Du bist ja doch man bloß betrunken.“

„Ne,“ greinte der Angegriffene, während sich die verletzte Mutter wieder dem Meere zuwandte, um sehnlicher denn je die rosigten Abendschleier zu durchbringen. „Ne, nich ganz — ich kann noch ganz gut ein nüdliches Frauenzimmerchen von eine olle Hex unterscheiden. Na nu bell' man nich wieder, und was Deinen Glas betrifft, der hat ja doch was mit meiner braunen Mife zu thun — is auch 'ne stramme Dirn' — Pogblitz — wenn Du sie gestern Beide hinter die Scheun' gesehen hättst, na. —“ Der Redende strich sich behaglich über das Kinn. „Wir sind ja auch mal so gegangen, Hanning, weißt Du noch, als ich Dir puffirt habe; war 'ne hübsche Zeit. un denn hast Du mir plötzlich abgeschafft und Dich Deinen Jochen geheirathet. Gott hab ihm selig — 's war ne schlechte Partiih — hättst mich haben können!“

Der zerlumppte Fischer schüttelte gerührt den Kopf und schien sich noch heute darüber zu kränken, daß seine Jugendfreundin damals eine so schlechte Wahl getroffen; die schwarze Hanne jedoch trippelte auf ihn zu und streckt wüthend die dürre Hand gegen ihn aus. Und war nichts zu merken von ehemaliger Zärtlichkeit, nein, ihr umrunzelter Mund spie vielmehr eine Fluth von Schmähungen gegen ihren Anbeter aus und schrie und keifte, wie er sich erlauben könnte, von der Mife und ihrem Glas zu sprechen, er alter Kuppler — und ihr Sohn müßte seine Mutter ernähren, nur sie — was wüßte aber ein solcher Trunkenbold davon, und gerade, wie sie mitten im lustigsten Geschimpfe war, ergriff ihr alter Liebhaber seinen Hammer und begann ohrenbetäubend auf sein Brett loszuschlagen. Immer lauter und immer lauter, bis es wie eine gelinde Kanonade klang, und dazu sprach er mit schöner Ruhe nur zwei begleitende Worte: — „Wuthdeubel — Hausdrache“. Und wieder: „Hausdrache — Wuthdeubel!“ bis der alten Frau der Athem ausblieb und sie mit einem zornigen Seitenblick ihren Korb in die Höhe raffte und in aller Wuth dem höher liegenden Häuschen zurrante. Die Kanonade aber dauerte fort, und erst als hinter der steinernen Kluft die letzte Spur von einem Korb und einem Weibsdreck verschwunden war, stemmte der Fischer seinen Hammer bedächtig auf's Knie und schürfte mit dem Holzpantoffel nachdenklich ein Häufchen des weichen, gelben Sandes zusammen:

„Schade,“ murmelte er, „sie hatte damals Haare, wie — wie'n Rabe so schwarz, und Augen so grau un hell wie, wie, hm — —“ Dem Alten fiel kein passender Vergleich ein, und deshalb schloß er kurz: „sie hatte eben Augen, un wenn ich ihr damals gekriegt hätt', wär' ich vielleicht nich so ein zerlumpfter Tagdieb geworden, der keinen Pfennig in die Tasche hat und anderen Leuten ihre Böte ausspickt. Aber ich hab' ihr eben nich gekriegt und deshalb — hopsasa, juchhei!“ —

Daß alte verlotterte Menschenkind begann laut zu singen, so daß die einzelnen Töne weit über das Meer klangen.

Zu derselben Zeit glitt ein Boot auf die elende Fischerfiedelung zu. Raum einen Steinwurf von der bewaldeten Küste entfernt, zog es schwerfällig dahin, und der matte Abendwind vermochte kaum den weit ausgespannten Segeln einige Rundung zu verleihen. Deutlich vernahm man das Zwitschern und Flöten der Vögel, die sich in dem finstern Küstenwald in den Schlaf fangen, ein starker Holz- und Harzgeruch schlug herüber, und die silbernen Strahlen des heraussteigenden Mondes enthüllten bereits die lichten Nebel, die aus dem Gehölz herauschlügen.

In dem Rahn aber saß Glas, der Sohn der schwarzen Hanne, ihr Stolz, ihr Ernährer, ihre letzte Liebe, und hielt die Leine des Segels aufmerksam in der großen schwieligen Hand. Den plumpen, von rothblonden Haaren dick umwallten Kopf hatte er dem Lande zugekehrt, und seine tiefliegenden, schüchternen blauen Augen spähten mit dumpfem, träumerischem Blick den weißen Schleiern nach, die dort unten an den Ausläufern des Strandgestrüpps wunderliche Formen annahmen.

Was schlüpfte, tanzte, wogte dort nicht Alles hervor?

Seltame, geisterbleiche Gesichter lugten aus dem Gebüsch heraus, weiße Leiber regten sich dort hinter den Zweigen, und zwischen den dunklen Stämmen tanzten flüchtige, zierliche Wesen.

„Nebel,“ sagte Glas bedenklich, „morgen giebt's schlecht Wetter.“

Er dachte daran, daß er dann auch morgen seine Netze nicht auslegen könnte, daß er dann wieder nichts verdienen würde, nicht die paar kärglichen Pfennige, von denen er und seine Mutter nothdürftig leben konnten, wieder einmal gar nichts.

Glas ließ das Segel los und stemmte den Kopf in beide Hände.

Welch' ein Leben dort drüben in dem elenden Dorf! Alles, was in der kleinen Ansiedelung hauste, war täglich dem Hungertode ausgesetzt. Seit Jahren schon hatte der Fischfang so gut wie aufgehört, die Flossenträger flogen diesen Theil der Küste einmal, und weder Kunst noch Gebet vermochte sie in die leeren Netze zu locken. Im Sommer ging es noch allenfals. Da kam zuweilen ein Tourist in das Dorf und ließ sich bis Cona fahren. Ein paar Groschen brachte das immerhin. Aber im Winter, wenn der eisige Schneewind über die Insel stürmte, wenn die zerbrechlichen Holzbaracken, in denen die Fischer wohnten, zusammengeschüttelt wurden, daß der Schnee durch alle Ritzen hindurchfegte, was sollte im Winter aus ihm werden, aus ihm und aus der gebrechlichen, alten Mutter?

„Ja, ja,“ seufzte der arme Bursche, „es ist sehr schlimm.“

Und dann dachte er wieder an etwas Anderes.

Wäre er nur damals nicht in die Schenke gegangen, als er vor einem Monat von einem Touristen einen harten Thaler erhielt. Aber die Mutter hatte es gewollt, und da war er gegangen und hatte sie tanzen sehen, die Miße, die schönste Dirn aus dem ganzen Dorf, in einem seltsamen, wiegenden, städtischen Tanz hatte er sie an sich vorüberwirbeln sehen, und ihr Roß hatte dazu gerauscht

und sich eng um die breiten Hüften geschmiegt, und über die Schulter ihres Tänzers hatte sie ihm so wild, so lustig zugenickt. Und auch mit ihm hatte sie herumwirbeln wollen, er aber hatte den Tanz nicht gekannt und war ausgelacht worden, und sie hatte mitgelacht. Allein des Abends hatte er sie nach Hause geleitet, ganz einsam waren sie durch die Dunkelheit geschritten, ja, ihre Brust flog noch auf und nieder von dem letzten, heißen Tanz, und deshalb hatten sie kein Wort mit einander gesprochen, bis sie an das Haus ihres Vaters, des alten zerlumpten und verlotterten Bootsliders, Jochen Wulkow, gekommen waren. Sie nannten ihn Mall-Johann im Dorf, wegen seiner wirren, verrückten Reden, die ihm der Schnaps eingab, und die Stätte, in der er mit Mike hauste, war ein unbrauchbar gewordenes, winziges Räucherhaus, bienenkorbförmig, aus Lehm gebaut, mit großen Sprüngen und Rissen und einem geborstenen Dach.

Hier hatte Glas seine Begleiterin festgehalten und mit seiner dicken Hand schen, fast erstaunt, ihren vollen, runden Arm gestreichelt. Weitere Liebkosung hatte er nicht gewagt. Es war auch das erste Mal, daß ihm außer seiner Mutter ein Weib des Anschauens werth erschien, und die Dirn hatte ihm einen Nasenstüber versetzt und lachend gesagt: „Kannst mein Schatz werden, Glas, abjüß.“

Seitdem drängte sich das wilde Ding in seine Nähe, neckte und höhnte ihn, und er träumte von ihr und dachte an sie.

„Holla!“ — Das Segel flatterte schlapp an den Mast, sodaß der Steuermann seinen plumpen Kopf erhob und sich nun überzeugte, daß der Wind völlig erstorben sei. Ganz nahe war der Rahn an die walbgekrönten Dünen herangetrieben, und als sich Glas nun erhob, um das Segel an den Mast zu binden, da war es, wie wenn sich von den Nebeln, die den Strand verhüllten, eine weiße Gestalt ablöse, durch Mondesflimmer und Abendnebel hindurch, eine weiße, üppige, glänzende Gestalt, die sich aus den aufplätschernden Wassern erhob, dann regungslos in ihrer schimmernden Gliederpracht auf dem feuchten Sande stehen blieb und plötzlich aufjauchzend zwischen den mondburchflirten Bäumen verschwand.

Deutlich, ganz deutlich hatte Glas den wilden Schrei vernommen, sein geübtes Ohr hatte ganz deutlich das Aufspritzen und Plätschern des Wassers unterschieden, ja seinen Blicken waren selbst die flatternden Haare des Meerweibes nicht entgangen.

Diese feuchten, glänzenden Glieder, Alles umwallt von den schweren, weißen Nebeln, diese dicken Strähne tiefender Haare, auf denen winzige blaue Flämmchen getanzt hatten, sie konnten keinem irdischen Weibe gehören. „Nein, nein,“ und der abergläubische Gesell rieb sich die Stirn, „das war irgend ein fischblutkaltes Meerweib, von der die alten Fischer so häufig erzählten, eine Meerjungfrau, die Gefallen an ihm gefunden und nun heraufgestiegen war, in Mikes Gestalt, um ihn mit sich zu locken in die laue, unendliche Tiefe.“

Eine Viertelstunde fast stand er regungslos, und kalte Schauer liefen ihm über den Rücken, dann aber setzte er die Ruder ein und strebte mit aller Kraft von bannen. „Ne, ne,“ murmelte er dabei, „nach Haus, zu Mutter, nach Haus — hier ist nicht Alles richtig.“

Das Boot schoß wieder in die offene See hinaus.

Da hallte eine Stimme über die Fluth, lachend und lockend, und auf einem der riesigen Strandsteine erschien eine dunkle, geschmeidige Gestalt, deren Röcke im Abendwinde flatterten.

„N' Abend, Glas!“

Der Ruder Schlag setzte aus, aber erst nach einer Weile fragte eine ungläubige Stimme: „Mike, Miking — bist Du's?“

„Na, warum denn nicht, dummer Glas, kennst mich nicht mehr?“

Der arme Burische im Rahn schüttelte den plumpen Kopf, aber dann wandte er das Boot eifertig herum. Diesmal war's keine Täuschung. Die dort oben war die Mike aus Fleisch und Blut, aber doch — — — Dem schwerfälligen Gefellen fiel wieder das unverhüllte, zauberische Weib ein, das aufiauchzend durch die Abendnebel gesprungen, und eine heiße, furchtsame Leidenschaft für ihr Abbild dort oben auf dem Stein bemächtigte sich seiner. —

„Na, wird's bald?“ fragte die feste Stimme von oben.

In diesem Augenblick knirschte der Rahn auf den Sand, und Glas sprang heraus, um in seinen großen Wasserstiefeln die kurze Strecke bis auf's Trockene zu waten.

„Wie geht's, Mike?“ fragte er, als er neben dem Stein stand, und blickte verstohlen zu ihr hinauf.

Auf ihren Haaren perlte noch das Wasser, und Glas starrte unverwandt auf die funkelnden Tropfen.

Einen Augenblick blieb es still zwischen den Beiden, dann blinzelte Glas zur Erde und fragte mit sichtlicher Anstrengung:

„Mike — warst Du — bist Du — da vorhin? — —“ Er stockte.

„Na?“ forschte das Mädchen mit seltsamem, verhaltenem Lächeln und stieß den unbeholfenen Burischen von ihrem erhöhten Sitz aus ganz leise mit ihrem Holzpantoffel an den Arm.

„Ich — —“ Er vollendete es nicht. Ueber seine schwere Zunge wollte das rechte Wort nicht gleiten für Alles das, was er gefühlt und gesehen. Aber während er den leisen Druck an seinem Arm spürte, tauchte vor seinen blöden Augen jene wunderbare, zauberische Gestalt wieder auf, die sich aus den rauschenden Wassern erhob und in den Wald geflüchtet war.

„Du,“ begann die Mike nach einer Weile und warf ihre Haare kokett über die Schulter, „hat der Fremde, mit dem Du nach Gona gefegelt, gut bezahlt?“

Jetzt erwachte Glas und fuhr mit der plumpen Hand in die Tasche: „Zwei Zehngroschenstücke,“ schmunzelte er vergnügt, „hat er mich gegeben und eine Biegarr.“

„So?!"

Die Augen der Mife begannen zu leuchten.

„Glas, kannst mich herunterheben," neckte sie ihn und stand auf, „aber faß' sanft an."

Die üppige, schmiegsame Gestalt beugte sich herab und legte dem Burschen ohne Weiteres die Arme um den Hals.

„Nun geschickt!" befahl sie.

Der arme Glas wußte nicht, wie ihm geschah. Im nächsten Augenblick hatte er sie bereits in den Armen, und während er sie im weiten Schwung herunterbrachte, gab sie ihm mit ihren frischen, rothen Lippen einen herzhaften Kuß.

„Du bist ja doch zu blöde," lachte sie dabei, „man muß Dir's zeigen, daß man Dir gut ist. Nun komm' aber, Glas, wir wollen nach Haus." Und kurz entschlossen ergriff das Mädchen seine Hand und versuchte ihn mit sich fortzuziehen, allein der Bursche blieb stehen und schüttelte gänzlich verwirrt den Kopf:

„Ne, ne, erst das Boot auf's Trockene bringen," stammelte er, „Du — Du."

Und dann überwältigte es ihn. Mit einem trunkenen Freudenjchrei stürzte er auf sie zu und wollte das braune Kind in seine Arme schließen, aber sie bückte sich unvermuthet und entwischte ihm.

„Sei nicht dum, Glas, und nun rasch, ich will Dir ziehen helfen."

Mit diesen Worten ergriff das kräftige Mädchen eine Leine des Bootes, die schon am Strande lag, und von dem verückten Burschen unterstützt, brachte die Mife wirklich das Schiffein nach wenigen Minuten auf den Sand.

Dann traten die Beiden bei völliger Dunkelheit den Heimweg an. Als sie in dem Küstenwald waren, begann Mife plötzlich leise zu schluchzen und lehnte ihren Kopf sanft an seine Schulter.

War es die undurchbringliche Nacht, war es die Nähe der feinen, feuchtduftenden Haare, welche den armen Burschen völlig berauschte? Athemlos, voller Mitleid legte er den Arm um die weinende Schöne und fragte mit schwankender Stimme:

„Was is Dich, mein liebes, gutes Mifing, sag', was is Dich — kann ich nich' helfen? — Wein' doch nich' — Du."

Wieder zog er sie an sich, und diesmal wirkte sein Zuspruch anscheinend so tröstend auf seine hübsche Begleiterin, daß sie ihr grobes Sacktuch von den feuchten Augen ließ und unter allen Anzeichen des Schmerzes hervorbrachte:

„Glas, mein Vater hat schon seit zwei Tagen nichts zu essen gehabt, der arme, alte Mann — wir müssen hungern, ich mag gar nicht mehr nach Haus."

Sie blieb jetzt stehen und ließ das Haupt auf die tiefathmende Brust herabsinken, ja trotz der Dunkelheit glaubte Glas zu bemerken, daß ihre blühenden Wangen erblaßt seien.

Die dunkelen, mächtigen Föhren zu ihren Häupten rauschten und murmelten, und durch das Herz des plumpen Gefellen stürmte ein heißes, schmerzhaftes Mitleid für dieses schluchzende Weib:

„Wein' nich, Miking,“ bat er gutmüthig und ergriff ihre Hand, „hier“ — er fuhr in die Tasche — „hier hast Du eins von meinen Zehngroschenstücken — ich geb's gern, und nu sei wieder lustig.“

„Er hielt ihr das Geldstück wie beschwichtigend vor die Augen; aber gerade als das Mädchen die Münze ergreifen wollte, fuhr seine Hand noch einmal zaubernd zurück:

„Und die alte Mutter?“ sprach die innere Stimme zu ihm, und es tauchte die niedrige, trübe erleuchtete Kammer vor ihm auf, in welcher die Alte seiner harnte. Hatte die Mutter nicht heute Morgen schon Pläne gemacht mit dem zukünftigen Gelde und sich darüber gestreut?

Er sann und sann. Die Mife aber, die jede seiner Bewegungen mit ihren großen, leuchtenden Augen verfolgt hatte, wurde ungeduldig und stieß enttäuscht seine Hand zurück. „Mach' Andere zum Narren,“ sprach sie grollend, „ich hab' Dich für besser gehalten. Laß mich in Frieden.“

Hestig riß sie sich von ihm los und wollte davon eilen.

„Du Miking, Miking,“ rief er erschrocken und lief ihr nach, „Sei mich nich böß, Miking, ich wollt' ja bloß — hier hast Du's — ich bin Dich ja so gut,“ stammelte er.

„Das ist nicht wahr, Glas!“ murmelte Mife, das Geld einsteckend, und drängte ihn von Neuem zurück, „das lügst Du.“

„Wirklich,“ stammelte Glas und legte betheuernd die Hand auf's Herz.

Die Mife stieß ihn leise mit dem Arm an: „Dann bist Du ein Geizhals,“ sagte sie im Weitererschreiten, „schöner Schatz, welcher der Braut noch nicht für einen Pfennig geschenkt hat!“

„Aber Mife, ich hab doch nichts.“

„Hast doch das Zehngroschenstück noch in der Tasche.“

Der arme Glas blieb stehen und rieb sich die Stirn:

„Mife, das geht nich,“ wehrte er beklommen ab, „das is für mein Mutting zu Haus — wir müssen doch leben.“

„Ja so,“ sagte das schöne Mädchen gebehnt, und umspannte seine dunkle Gestalt, mit einem ihrer seltsamen Blicke. Und plötzlich bot sie ihm kurz und trocken:

„Gute Nacht.“

Glas sagte erschreckt ihren Arm: „Mife, willst Du nich mit mir — —?“

„Nein, ich kann allein gehen, laß mich los,“ rief sie hestig und entriß sich ihm, „Du liebst ja doch bloß Deine Mutter. Da setz' Dich man zu ihr hinter'n Ofen!“

Raum hatte sie das herzlose Wort gesprochen, so zog sie ihre Arme gegen die Brust und begann wie ein fliehendes Reh durch den Wald zu flüchten.

Elas stand und starrte ihr nach. Zwischen den mondüberglänzten Stämmen erschien sie ihm wieder als das herrliche Meerweib, mit den blauen Flämmchen über dem Haupte und den schimmernden Gliedern. Er wußte es selbst kaum, da hatte er sich in Bewegung gesetzt und lief der Fliehenden in langen Sprüngen nach; doch schneller und schneller glitt sie dahin, schon leuchtete der Verfolger, schon trat ihm der Schweiß auf die Stirn, da hielt die Mite plötzlich inne und rief athemlos: „Was willst Du von mir? Ich mag nichts mit Dir zu schaffen haben, hörst Du?“

„Jetzt stand er vor ihr und wischte sich unbeholfen den Schweiß von der Stirn: „Da, Mite,“ stammelte er mit einer Hast, als spräche er halb besinnungslos, „hier ist das Geld — ich geb' ja Alles, was ich hab', wenn — Du mich ein bißchen gut sein wolltest — so wie da unten auf dem Stein — wo — —“

Ein helles Fauchen unterbrach ihn. Das Geld war in die Hand des Mädchens geglitten, und sie hielt es im Mondlicht in die Höhe, daß es funkelte.

Es war derselbe luftdurchwehte Auf, der Elas immerfort in den Ohren gelegen, und während er das schmiegsame Weib wie betäubt anstarrte, streichelte sie ihm bereits die wirren Haare und küßte in stürmischer Freude seine Wange:

„Bist doch ein guter Kerl, Elas; bist auch mein Schatz, den ich immer lieb haben will, Du großer, dummer Elas — komm.“

Und sie küßte ihn noch einmal auf seine breiten, zitternden Lippen, gab ihm noch einen neckischen Schlag auf die Schulter und huschte dann in toller Hast durch den stark abhüßigen Wald in das Dorf hinab. In wenigen Minuten war sie verschwunden, ohne sich noch einmal nach dem Verlassenen umgeblickt zu haben.

Ein Hagel von Eichen und Tannzapfen, welcher aus den Bäumen herunterfuhr, weckte Elas endlich aus seinem Hinbrüten und erinnerte ihn daran, daß noch Jemand im Dorfe lebe, der ihn gewiß mit Schmerzen erwartete. Schwerfällig rückte er sich die Tuchmütze tiefer in die Stirn und trat in drückenden Gedanken den Heimweg an. Bald hatte er die elende Siedelung erreicht und schritt, ohne einen Blick auf die beiden Reihen niedriger, verfallener Wohnbaracken zu werfen, seiner eigenen Behausung zu.

Plötzlich aber stockte er und hob lauschend das Ohr. Ihm zur Seite lag die runde, geborstene Räucherhütte, in welcher die Mite mit ihrem Vater, dem alten Tagebieb Jochen Wulkow lebte. Der Schein eines brennenden Rienspans drang durch die Ritzen hindurch, und laut dröhnte die trunkene Stimme des alten Mall-Johann in die stille Nacht hinaus:

Holbes Mädchen, schenk' mich ein,
Schenk' mich ein den gold'nen Wein — —“

Ein dumpfer Schlag, wie wenn Jemand die Flasche auf den Tisch stößt, folgte.

Clas trat kopfschüttelnd zurück: „'N kranker, armer Mann“, murmelte er gebrückt, „sie hat's schwer mit ihm.“

Weiter wagte er nicht zu denken, er beschleunigte vielmehr seine Schritte und stand bald darauf vor der Schwelle seiner eigenen, schindelgedeckten Hütte. Auch hier leuchtete trüber Lichtschein durch das kleine, kaum fußhohe Fenster, und als Clas befangen hindurch spähte, sah er, wie die alte Frau an dem Tisch saß, vor einem Lichtstümpfchen und einem verdeckten Teller, während ihr Kopf schummernd auf den Tischrand gesunken war. Der Anblick fiel dem Sohne schwer auf's Herz.

Wie müde, wie abgezehrt dies verrunzelte Antlitz aussah, — und er? — Er fuhr sich unwillkürlich in die Tasche und suchte nach den beiden Geldstücken, die noch vor Kurzem in dem groben Futter geklirpelt. „Mise, Mise“, seufzte er tief, und er hörte wieder den unheimlichen Ruf, den das schöne Weib ausgestoßen.

Sollte er jetzt eintreten?

Da knarrte die Thür, und die schwarze Hanne hob den nickenden Kopf und riß die müden Augen weit auf:

„Clas, Clas'ing, bist Du's?“ räusperte sich die Alte hoffnungsvoll, und als der Sohn rasch hereintrat, hob sie neugierig den Teller in die Höhe und schien vor allen Dingen zu untersuchen, ob dessen Inhalt noch genießbar sei.

„Ganz kalt,“ räusperte sie sich mit einem vormurfsvollen Blick und zog fröstelnd ihr Tuch um die dürren Schultern zusammen. „Wo bist Du so lange geblieben, Clas?“

Der Sohn hatte sich auf die Ofenbank niedergelassen, stemmte den Kopf in die knorrigen Fäuste und starrte unverwandt vor sich hin.

Die Alte schien dies sonderbare Schweigen zu beunruhigen:

„Is Dich nich recht?“ fragte sie besorgt und strich mit ihren Fingern prüfend über den starken Nacken des Sitzenden, „bist Du krank, mein Jüngling?“

So ängstlich, so theilnahmsvoll klang die Frage, daß es dem kämpfenden Burschen in's Herz schnitt:

„Ne, ne, Mutter,“ entgegnete er und legte seine Hand auf die ihre, „id' bün'n bloß müd'.“

Die Mutter seufzte. „Du arbeitest zu viel,“ murmelte sie mitleidig, „hast woll wieder stark rudern müssen? — Na, nu zieh Dich die Stiefeln aus, mein Jüngling, und set' Dich an den Tisch. Ich hab Dich heut, weil Du ja was extra verdient hast, Deine Lieblingspeis gemacht, „Kartoffelsupp mit Wurscht, und will sie jetzt noch mal aufwärmen. Set' Dich, Clas'ing.“

Geschäftig hantirte sie nun an dem breiten Herde, fauchte das glimmende Holz an, hängte den Kessel darüber, und Clas saß an dem grobgezimmerten Tisch und sah in das zuckende Herdfeuer hinüber. Derweil begann es in dem Kessel zu brodeln, die Holzstückchen knackten und barsten, und die schwarze Hanne stand daneben und wärmte sich die Hände, daß die rothe Gluth durch ihre Fingerrißen hindurchleuchtete.

„Fertig,“ jagte die Alte freundlich und trug die dampfende Schüssel auf den Tisch. „Du, wie das gut riecht? Nu isß Dich satt, mein Sohn.“

Behaglich setzte sie sich ihm gegenüber und sah gespannt zu, wie er mit dem zinnernen Löffel die Wurststückchen hervorsuchte.

„Schmeck't's?“ fragte sie nach einer Weile.

Merkte die alte Frau nicht, daß der Sohn an den einzelnen Brocken würgte, daß seine Gedanken nicht bei ihr weilten, sondern weit unten am nebligen Meer?

„Clasing,“ fuhr die Mutter gemüthlich fort, „wieviel hast Du denn heut mitgebracht?“

Glas legte den Löffel fort, denn ihm war es, als hätte er jetzt eben einen wirklichen körperlichen Schmerz im Herzen drinnen empfunden.

Er starrte wieder in das glimmende Holz herüber und regte sich nicht.

„Na, es isß woll nich viel?“ ermunterte die Mutter, obwohl ein trübes Lächeln um ihre schmalen Lippen spielte.

Keine Antwort. Plötzlich aber schlug Glas mit der Faust auf den Tisch und rief, gegen sich selbst in Wuth ausbrechend: „Nichts hab' ich mitgebracht, nich einen Pfennig.“

Die Alte rückte ihren Stuhl und riß die Augen ungläubig und erschrocken auf: „Nichts?“ wiederholte sie schleppend und hob die zitternde Hand unwillkürlich empor. „Hat er Dich denn nichts gegeben?“

Glas blickte die Mutter gläsern an und wollte einen Ausflucht erfinden, aber die Lüge ging ihm nicht über die schwere Zunge. „Ne,“ leuchtete er, während ihm der Schweiß aus der Stirn hervorbrach, „zwei Zehngroschenstücke — ich — ich hab sie der Mife geschenkt —“

„Geschenkt!? — Clasing,“ schrie die alte Frau heiser und ließ ihr Tuch zu Boden gleiten, „das lügst Du doch man bloß, nich wahr?“

Glas sprang auf. „Ne, Mutter, ich hab's gethan.“

„Und mich läßt Du hungern?“ schrie jetzt die Alte und pochte mit ihrem knöchigen Finger auf die Tischplatte, „die ganze Woch' nur ein paar Pfennig, und sobald Du was hast, trägst Du's zu solch einer Lumpenliese?“

Die Thränen stiegen ihr in die Augen, so daß sie die grobe Schürze in die Höhe nahm, um das brennende Naß zu trocknen: „Und zu solch einer schlechten Dirn,“ schluchzte sie empört, „die's mit allen Mannsleuten hält. Ne, das geht keinen guten Gang; hör' auf Deine Mutter, Glas, laß das schandbare Ding laufen; die isß nichts für Dich, hör' auf mich, Clasing, ich —“

Doch die Ermahnung sollte nicht zu Ende kommen.

Glas hatte sich dem Fenster zugewandt und starrte finsternen Blicks in die Nacht hinaus. Die Hände in den Hosentaschen, verharrte er an seinem Platz und träumte unaufhörlich von dem lockenden, unverhüllten Weibe, das er unten am Strande belauscht. Da berührte etwas seine Schulter, und hinter ihm erklang eine mahnende Stimme: „Clasing, Clasing, hör' auf mich, laß ab von dem schlechten Ding. Wir haben ja für uns selbst kein Brot

im Haus, und wenn Du nun solch eine Dirn — —“ Der Traum war zu Ende, die Worte der Alten hatten ihn grausam verscheucht. Etwas wie Groll und Beleidigtsein stieg in dem plumpen Burischen auf.

„Nicht wahr, Elasing, Du bleibst bei Deine alte Mutter?“ schluchzte die schwarze Hanne noch einmal und wollte sich an ihn hängen, allein der Burische schüttelte sie ab und wandte ihr unwirlich den Rücken:

„Laß das Gewein' sein,“ antwortete er kurz, „ich kann das nicht leiden.“ Und ohne sich noch einmal umzublicken, schritt er schwerfällig seiner Kammer zu.

Es war das erste Mal, daß die schwarze Hanne ein rauhes Wort aus dem Munde ihres Sohnes vernahm, und deshalb starrte sie ihm, keiner Bewegung mächtig, mit weit aufgerissenen Augen nach. Dann aber seufzte sie tief auf und räumte langsam den Teller und die irdene Schüssel vom Tisch. Eine Viertelstunde später hockte sie an dem niedrigen Herd und hatte auf dem Schoß eine alte, abgegriffene Bibel liegen, auf deren gelbe Blätter sie durch eine Stahlbrille herunter sah. Das Herdfeuer zuckte und glimmte, über die Brillengläser der alten Frau rannen schwere Tropfen herab, und während die Hanne mit dem Zeigefinger die breiten Zeilen verfolgte, murmelten ihre Lippen halb mechanisch:

„Ehre Vater und Mutter, auf daß Du lange lebest und es Dir wohl gehe auf Erden.“ Und wiederholte es wohl dreimal, bis sie nach langem Blättern mit dem Kopfe nickte und andächtig die Hände über dem Buch faltete.

Drinne in der Kammer lag Glas auf dem Strohsack und träumte von dem weißen glänzenden Weibe, das sich von ihm haschen ließ und ihn wieder zurückstieß, und nebenan saß die alte Frau noch lange am Herd, und es war kaum noch zu verstehen, was sie sprach:

„Unser täglich Brot gib' uns heute — ach unser täglich Brot, Du lieber Gott, es is ja nicht viel — — Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel — ja, die Miße, die Miße — sie taugt nicht, Elasing. — Denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit, Amen.“

Zweites Capitel.

Es regnete ohne Unterlaß, ohne Unterbrechung.

Die Schößlinge in der Erde verquollen, und die junge Saat verfaulte. Und dabei Südwind, immer Südwind, vor dem die kleinsten Flossenträger flohen, wie vor einem giftigen Hauch. Tagelang lagen die Böte schon auf dem Sand und setzten Schimmel an. Die Fischer saßen in ihren Baracken und stopften den knurrenden Magen mit halbverfaulten Fischen, und durch das durchweichte Moos der Dächer sickerte der kalte, feuchte Regen ungehindert in die Stuben, auf Tisch und Bett herab.

Das letzte Schwein verpfändet, die letzte Kuh geschlachtet, beim Bäcker Alles unbezahlt, Siechthum überall, und draußen Regen, bleigrauer Regen, der unaufhörlich auf die kothige Landstraße herabrauschte und tausend kleine Blasen in die Höhe springen ließ.

Es war Sonntag.

Durch den nassen, schweren Nebel drangen hohle Glockentöne und riefen die Verzweifelten in die Kirche. Sie sollten beten. Vielleicht, daß Gott dort oben endlich die Nebel verjagen und Brot, Brot in's Haus schaffen könnte.

Ohne den üblichen Sonntagsstaat, die farbigen Oberröcke hoch über die Köpfe gezogen, wateten die Weiber dahin, die Männer folgten in ihren Thranstiefeln und den wollenen Flausjacks, die Hände trozig in den Taschen geballt. Glas und die schwarze Hanne waren mitten unter ihnen. In der kahlen, weißgetünchten Kirche roch es nach den vielen durchnässten Kleidern. Die Weiber wisperten miteinander, die Männer standen im Hintergrund, und der feuchte Sand unter ihren Stiefeln knirschte mißtönend auf den steinernen Fliesen. Ueber die Fenster des Hauses aber rieselte der Regen, der Regen.

„Du, Jüngling,“ flüsterte der alte Jochen Wulkow, welcher neben Glas an der Wand lehnte und zupfte ihn am Rock, „hast Du schon mal Braten von so ein feines Reh gegessen?“

„Ne, Jochen,“ erwiderte Glas, der gespannt zur offenen Thür heraus- sah, weil dort draußen die Miske stand und mit einem härtigen jungen Mann in neuer grüner Gensdarmuniform angelegentlich plauderte. Der Gensdarm hatte sie am Arm gefaßt, und sie blieb lächelnd vor ihm stehen. Das peinigte den armen Glas.

„Hast Du schon mal Hasen gegessen oder Pute oder die klebrigen Austern?“ fuhr der alte Mall-Johann grinsend fort.

„Ne, Jochen, hast Du schon?“

„I wo, id' auch nich, aber id' denk, 's ist egal, ob ich kein Brot hab' oder keinen Putenbraten. Hunger is Hunger, was?“

„Jawoll,“ stimmte Glas zu, der kein Wort verstanden hatte und nur noch wahrnahm, wie die Miske mit rothen Wangen durch die Kirchenthür schlenderte, immer von dem jungen Gensdarm begleitet. Die grüne Uniform, das weiße Bandelier und der klirrende Schleppjängel machten Aufsehen.

„Das ist der neue Gensdarm, drüben von Rohrdorf,“ flüsterten die Weiber, doch die Blicke, die sie dem hübschen Mann zuwarfen, waren trozig und unfreundlich.

In schlechten Zeiten liebt man die Staatsgewalt nicht.

Der Wächthaber im grünen Rock ließ sich indeß ganz vorn auf einem erhöhten Seitenplatz nieder und strich sich wohlgefällig den blonden Schnurrbart. —

„Jawoll,“ murmelten die Fischer erbittert, „der bekommt sein Festes, und uns nimmt man's aus der Tasch'.“

Dann trat tiefe Stille ein. Die Gemeinde sang ein Lied, erst leise, dann immer lauter, und zuletzt stimmten Alle, Alle in den Choral ein:

„Eine feste Burg ist unser Gott.“

Das Lied war zu Ende, und man hörte wieder den Regen niederplätschern. Dann bestieg ein junger Geistlicher die Kanzel, sprach ein kurzes Gebet, faltete die Hände und blickte inbrünstig zu der kahlen, weißen Decke empor.

Wieder wurde es still. Aller Blicke richteten sich auf den blassen Mann dort oben auf der Kanzel. Er sprach mit leiser, dünner Stimme, aber sie tönte voll Bewegung und Schwungs, fast schien es, als ob er selbst kaum die Thränen zurückhielte: „Selig sind, die da geistig arm sind, denn das Himmelreich ist ihr. — Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.“

Das Wort der Bergpredigt hatte er zu Grunde gelegt, und er flehte zu Gott, der die Noth lindern könnte, zu dem großen, allmächtigen Gott, der die Vögel ernähre und die Lilien bekleide, und die armen Leute lauschten ihm in stumpfer Ergebenheit und starrten auf die weißen, gefalteten Hände des Mannes, und draußen rieselte und rauschte der Regen, und der schwärzliche Nebel quoll zur Thür hinein und verleibete den Aermsten das Athmen, bis das letzte Lied herabgesungen war und die Leute in störrischem Schweigen von bannen schlichen.

* * *

Vor der Kirchenthür stand die schwarze Hanne, das Gebetbuch unter dem Arm und neben ihr Glas, finster und verstört.

„Hast Du gesehen, mein Jung, wie sie ihm nachgelaufen is in's Wirthshaus zum Tanz?“ raunte die Alte und zeigte mit dem mageren Finger befriedigt die Dorfstraße hinunter. „Nu, hat die alte Mutter nich Recht? — Komm nach Haus, Clasing.“

Sie faßte ihn unter den Arm und zog ihn ein paar Schritte mit sich.

„Jawoll, Mutter,“ stöhnte der arme Burche verzweifelt und ging eine Strecke Weges mit ihr, ohne es jedoch unterlassen zu können, sich von Zeit zu Zeit umzublicken. Dann sprach er allerlei Unzusammenhängendes von der traurigen Zeit, und es sei richtig, sich ein bißchen aufzuheitern. Im Wirthshaus würde doch wenigstens etwas Lustiges aufgespielt, und schließlich blieb er stehen und blickte die Alte plump und fragend an. Doch die schwarze Hanne wußte, was das bedeutete, sie erschrak und lief weiter, so rasch, als Nebel und Regen es zuließen.

„Mutter — —“

„Ne, ne, Glas.“

„Mutter, nur einen lütten Schnaps trinken, dann gehn wir nach Haus.“

„Clasing, laß sein, trag' unsere letzten paar Groschen nich in's Wirthshaus, — um so 'ne Dirn. Psui!“ Sie spie aus.

Er faßte die Alte am Arm und schob die sich Sträubende vor sich her.

„Mutting,“ leuchtete er, „nich wegen ihr — wir bleiben ja zusammen — nur ein Glas — ganz gewiß.“

Die alte Mutter bettelte und stöhnte und machte dem Sohn allerlei Vornwürfe, aber Glas drängte vorwärts, und ehe die Alte es sich versah, leuchtete durch den qualmigen Nebel eine elende grüne Laterne vor ihr auf und auf den geborstenen Steinstufen des Wirthshauses stand eine untersetzte, Gestalt, die eine ihrer Hände ergriff und sie aus Leibeskraft heraufzerrte.

„Geiopopeio,“ gurgelte eine heifere Stimme, welche die schwarze Hanne wüthend als die des Jochen Wulkow erkannte. „Das schwarze Haunting kommt, mein sanftes Täubing; wollen wir wieder tanzen zusammen, wie damals, als Du mich den Ruß gabst?“

Und er kniff sie zärtlich in den Arm.

„Oll Säuser,“ wimmerte die Hanne entrüstet und wollte sich noch einmal losreißen, allein schon flog die Thür des Tanzsaals auf, und Glas drängte sie völlig hinein. In dem langgestreckten, weißgebielten Raum hing eine große Lampe mit einem grünen Schirm von der Decke herunter. In der Ecke, hinter einer braunen Gallerie saßen zwei Musikanten. Ein Geiger und ein Harfenist. Der Wirth in Hemdsärmeln und grüner Schürze stand hinter dem Schenktisch und hatte eine große Zahl dickbauchiger Flaschen vor sich, rothe, gelbe, grüne. Hinter ihm lugte ein kleines Bierfaß hervor. — Und in diesem Saal tanzten wohl zwanzig Paare. Jeder Tanz dauerte eine Viertelstunde. War er zu Ende, so gingen die Burfschen zum Schenktisch und tranken, die Mädchen saßen auf schmalen Bänken, lachten und trippelten mit den Füßen unter dem Tisch. Und es wurde immer später, schon wies der Zeiger der Wanduhr die neunte Stunde, und noch immer saß Glas mit seiner Mutter in einer Ecke und stierte in das bunte Getriebe hinein. Dort unten hüpfte und wirbelte die Mife vorbei, immer in den Armen des Gensdarmen, dessen Sporen lustig den Takt des Tanzes klirrten.

Wie sie den hübschen sonnengebräunten Mann ansah! Ihr Bufen flog, ihre Augen bligten, ihre langen braunen Zöpfe flatterten bald um ihre Schultern, bald umschlangen sie den schmucken Tänzer, als wollten sie ihn auf ewig an die üppige Schöne fesseln. Alle blickten auf dieses Paar, alle Mädchen beneideten die Mife. Niemals forderte der „Herr“ Gensdarm eine Andere auf, ja, selbst wenn er mit seiner Partnerin vom Tanze ruhte, saß er bei ihr an einem entfernten Tisch und ließ herbeibringen, was der Wirth in Küche und Keller hatte. Den Arm um ihren Stuhl geschlungen, ganz nahe an sie geschmiegt, saß er neben ihr, und sie drehte an seinen blanken Knöpfen und spielte mit dem blizenden Säbel. Das war doch ein ganz ander Ding, als mit dem Glas, dem dummen Glas, der wie ein Töffel neben seiner Alten saß und einen lächerlich dicken, rothen Kopf hatte. Der Herr Gensdarm, der war ein Mann: der wußte ihr Dinge über ihre Schönheit zu sagen, daß ihr das Herz schlug vor geheimem Schrecken. —

„Fräulein“ nannte er sie stets, und wenn er von seiner Braut dort drüben auf dem Festland erzählte, die eine reiche Bäckerstochter sei, dann seufzte er jedesmal und drückte der Mife die Hand:

Vielleicht heirathete er sie noch nicht, und dann — — — die Mife sprang auf — — Kling, kling, plump, plump, trala! tönte es aus der Musikecke heraus, und das junge Volk um sie herum begann einen Ländler zu walzen.

„Kommen Sie, Fräulein, wollen wir ein wenig durch den Saal gehen?“ fragte der Herr Gensdarm und bot dem Mädchen den Arm, „es wird gar zu warm.“

Und sie gingen.

Als sie bei Glas vorbeikamen, nickte ihm die Mife zu und verzog lachend den Mund:

„Na, Glas, hast schon mit Deiner Mutter getanzt?“ spottete sie leise, und während Glas die knorrige Hand nach ihr ausstreckte, wie wenn er sie an ihrem braunen Röschchen zurückhalten wollte, schlüpfte sie geschickt an ihm vorüber.

Der arme Bursche stöhnte.

„Heiopopeio, mein schwarzes Hanning,“ lallte Jochen Wulfow, der schon ziemlich angetrunken durch den Saal wandte und sich jetzt hinter der alten Frau auf das Fensterbrett niederließ. „Wird sie heirathen, der Grüne mit dem Säbel. — Süßst Du, mein Hühning, hättest Du auch haben können, wenn Du ihre Mutter gewesen wärst. Aber warum hast Du Dich Dein Jochen geheirathet!“

Die schwarze Hanne achtete nicht auf ihn. Sie war vor Müdigkeit beinahe eingeschlafen und klopfte ihrem Sohn nun ängstlich auf den Rücken.

„Nu komm, Glasfing, ich bitt' Dich, ich halt's nicht mehr aus. Du siehst doch, was das für eine Dirn' ist — komm mein Jüngling, komm.“

Glas reckte sich, sprang auf, und mit vorgebeugtem Hals stierte er wie toll durch den Schwarm der Tanzenden hindurch. Der Gensdarm und Mife waren soeben durch eine kleine Seitenthür verschwunden.

Kling, kling, plump, plump, trala!“ jauchzte die Musif.

„Glas, Glasfing,“ rief die alte Frau, allein der Sohn hörte sie nicht mehr. Ohne nach rechts oder links zu schauen, den Blick stier auf die kleine Thür gerichtet, drängte er sich durch die Tanzenden hindurch, unbekümmert, ob er auch diesem oder jenem Paare einen kräftigen Stoß versetzte. Was galt das ihm? Nur sehen wollte er diese Dirn', die ihn so betrog, diese Mife, die ihm die letzten Groschen aus der Tasche gelockt, und die gewiß jetzt den Gensdarm küßte, ebenso wie sie ihn vor wenig Tagen geliebt hatte.

O diese Mife!

Nun stand er auf den steinernen Fliesen des Flurs, von welchem er auf die Landstraße hinaussehen konnte. Draußen lagerte dichte, qualmige

Nacht, kein Stern blinkte herunter, nur die grüne Laterne, die sich in ihren eisernen Hafen ächzend hin und her wiegte, verbreitete ein verschwommenes Licht.

Aber auch dieser trübe Schein enthüllte dem armen Glas zu viel. Umflackerte er nicht zwei eng an einander geschmiegte Gestalten, die miteinander kusten und süße Worte austauschten? Sah er nicht, wie sich das Haupt des Mannes neigte, wie sich zwei volle Arme über seinen Nacken hoben und jetzt — —?

Ein knurrender Ruf, wie das Gebell eines gereizten Hundes erklang. Die Beiden fuhren erschreckt auseinander, im nächsten Augenblick riß Glas das Mädchen zu sich herum.

„Komm herrein, Mife, auf der Stell“, keuchte er, während sie sich seiner keuchten Hand zu entziehen suchte, und der Gendarm klirrte mit den Sporen und fragte von oben herab:

„Was wollen Sie, Mann?“

„Laß mich los, dummer Glas,“ rief die Mife heiser dazwischen und fuhr ihm mit ihren Nägeln über die Hand, „der Herr Gensdarm wird es Dir anstreichen.“

„Aber tüchtig,“ beeiferte sich der Mann der Staatsgewalt zu versichern, und als Glas vor Wuth aufheulte und von Neuem nach dem Arm des Mädchens griff, da schob ihn Mises Verehrer einfach die Treppe herunter und schritt dann mit dem laut auflachenden Mädchen in den Saal. Der Säbel klirrte hinter ihm her, und Glas stand draußen im Regen und schüttelte in ohnmächtiger Eifersucht die Fäuste.

O diese schlechte Mife, mit den vollen, weichen Armen und den rothen Lippen; wie er sie haßte, dieses üppige, schöne Weib, wie es ihn durchstürmte in heißer, wilber — Sehnsucht.

Er schlich bis an die erleuchteten Fenster des Saales und spähte hindurch. Dort tanzte sie wieder dahin, den Kopf mit den krausen Härcchen an die Brust des fremden Mannes geschmiegt, und die Augen, die Augen —

Mit einem Sprung stand der Gepeinigte im Flur, stand er im Saal, stürzte auf ein rundes, wartendes Dirnlein zu und schleuderte sie wie rasend im Tanz herum.

„Nicht mehr — nicht mehr!“

Eine Andere und wieder eine Andere, er hielt nicht an; Alles drehte sich um ihn herum, die Wände taumelten, der Boden schwankte, die Musik gellte wie ein schriller, wüthender Hehruf!

„Clasing,“ schrie eine verzweifelte Stimme durch den Saal.

Ein keuchender, schweißbedeckter Bursche, mit wirrem Haar und stieren Augen, taumelte auf die schwarze Hanne zu und blickte sie ungeduldig an. Das war ihr Sohn nicht mehr, das war ein wüster, fremder Gefelle, und die Mutter durchdrang ein Alles überwältigendes Entsetzen:

„Clasing,“ schrie sie auf und betastete ihn zitternd, „komm nach Haus, mein süßes Söhnling, nich meinetwillen, nur Deinetwillen. Gott, Gott, Du siehst aus, wie mein Jochen, als er gestorben ist.“

Allein der Burſche schüttelte mit grobem Lachen den wirren Kopf: „Ne, jezt grad nich — nun muß ich ihr's zeigen. Geh allein zu Haus, Mutter, ich komm' nach.“

„Clas, Deine alte Mutter“. . .

„Du sitzt mich hier bloß auf dem Halse,“ leuchtete der arme Burſche in einer Wuth, die ihm sonst fremd war, „geh' auf der Stell', hörst Du's.“

Die Alte wollte sich bezwingen, weil die Nachbarn schon tuschelten und raunten, aber nach diesen Worten begann sie krampfhaft zu schluchzen:

„Clasing, wenn Du nun — —“

„Geh' auf der Stell,“ schrie der Gereizte dunkelroth vor Scham und schoß davon, bevor die Hanne den erhobenen Arm noch sinken lassen konnte. Kling, klin, plump, plump, trala!“ jubilirte es um sie herum.

Da ging die Alte.

Als sie wie erstarrt in die Nacht, in den Regen hinausirrte, schlich etwas unbemerkt hinter ihr her, eine schwere Hand senkte sich plötzlich auf die Schulter der Erschrocknen herab, und Jochen Wulkow's gebrochene Stimme sagte mit rauhem Mitleiden:

„Sei nicht traurig, mein schwarzes Hanning. Eltern sein is nich leicht — denn süß mal, meine Miße is mich auch nich gerathen, und ich lieb ihr doch, Kinder sind mal Kinder.“ — Der alte Wulkow streichelte seiner Gefährtin die verrunzelte Wange.

„Bei die Geschicht,“ schloß er rasch, „fällt mich immer Dein verstorbener Jochen ein. Denn nämlich Deinem Jochen hatt' ich mal einen ganzen Thaler gepumpt, und er wollt' mich eine Verschreibung darüber geben; aber da sagt' ich ihm: „Ne, Jochen, giebst Du's zurück, so is es gut, un giebst Du's nich zurück, so is es auch gut; und süßt Du, Hanning, so is es genau bei die Liebe der Kinder zu uns. Geben sie es zurück, so is es gut, und geben sie es nich zurück, so muß es auch gut sein.“

Matz-Johann schwieg, der Nebel wogte auf und ab, und die Alte weinte.

* * *

Raum hatte die Hanne den Tanzsaal verlassen, so öffnete sich noch einmal die Thür, und der Herr Gensdarm Arm in Arm mit der Miße traten auf den Flur hinaus. Ihnen voran schritt diesmal der Wirth und trug ein brennendes Licht in der Hand. Er hatte den Herrn Gensdarm gebeten, das Nachtquartier, welches für ihn vorbereitet war, in Augenschein zu nehmen, denn der Wirth gab etwas darauf, mit dem grünen Nachthaber auf bestem Fuße zu stehen. Vor einer offenen kleinen Kammer machte er Halt und leuchtete mit dem Licht hinein. Der trübe Kerzenglanz flackerte über ein

großes Bett mit mächtigem, roth und weiß geblühten Gedeck, sowie über einen braunen Tisch und ein paar grobe Stühle.

„Ist es zu Ihrer Zufriedenheit?“ fragte der höfliche Führer mit einer plumpen Handbewegung, und als ihm sein gefeierter Gast nach einem flüchtigen Blick versicherte, daß „Alles in Ordnung“ wäre, zog er sich mit einem breiten, schmunzelnden Grinsen zurück.

Die Beiden waren allein. In der offenen Kammer flackerte die Flamme des Lichtstümpfchens hin und her, von draußen sickerte der Regen über das niedrige Fenster, sonst war Alles traulich und still. Und plötzlich schlang der Gensdarm seinen Arm um das junge Weib und preßte sie an sich, daß ihr der Athem verging.

„Sie passen nicht unter die Bauern, Fräulein,“ brachte er stürmisch hervor, während er sie küßte, „ich liebe Sie und schwöre Ihnen ewige Treue — mein süßer Schatz, nicht wahr?“

Sie zitterte in seinen Armen; das nahm ihm alle Besinnung. Mit fester Gewalt griff er sie an, und hob sie über die Schwelle des Zimmers, fast bis an den braunen Tisch. „Bist Du mir auch ein wenig gut?“ fragte er und klopfte ihr verliebt die Wange; allein die Mißte macht sich frei und schlug die Augen nieder, daß nur noch die langen, schwarzen Wimpern sichtbar waren.

„Sie haben doch drüben eine Braut?“ fragte sie mit seltsamem Ton.

„Ja — allerdings.“ Der Gensdarm klirrte mit den Sporen und zupfte an seinem Bart; „aber ich liebe nur Dich, Schatz,“ fuhr er mit erzwungenem Lachen fort. Und wie wenn er von diesem Gespräch abkommen wollte, umschlang er sie von Neuem und suchte stürmisch ihre Rippen. Doch diesmal schnellte die Mißte kräftig empor, ein kurzes Ringen entstand, dann war sie frei. Ihr Blut siedete, der Busen flog, zum ersten Mal war heiße, wilde Leidenschaft über sie hereingebrochen.

„Es ist ja Alles bloß dummes Zeug,“ stieß sie mit zurückgehaltener Gluth hervor, — denn — denn heirathen wollen Sie mich hinterher doch nicht?“

Es war eine Frage, so voll von Angst, Drohung und zitternder, sinnbethörender Begehrlichkeit, daß der hübsche Mann in der grünen Uniform dem schwankenden Weibe rathlos gegenüberstand. Ein Wort, ein einziges, und dieses schöne Weib, über dessen Wangen Schauer auf Schauer jagten, war sein in seliger, sündhafter Lust. Noch stand er und sann. Im nächsten Augenblick jedoch siegte in dem gebienten Soldaten die militärische Ehrlichkeit. — Tief seufzte er auf und hob den Finger mit dem schmalen Goldreif empor:

„Ja, wenn ich den Ring nicht bereits hätte,“ murmelte er verwirrt, — „und dann die Verhältnisse, das leidige Geld —“

Weiter kam er nicht. Er sah nur noch ein paar funkelnde Raßenaugen vor sich ausglühen, der volle Arm, den er so oft bewundert, hob sich gegen ihn, und ein kurzes, klagendes Lachen wurde laut. Dann war die Stelle leer, wo sie gestanden.

„Teufel von einem Weib,“ murmelte der Gensdarm verblüfft und warf den Säbel wüthend in eine Ecke, „warum mußt' ich ihr auch Alles gleich auf die Nase binden. Aber der Hentzer soll mich holen, wenn ich noch eine Minute in diesem Loch bleibe,“ schimpfte er und schnallte sich wieder den Säbel um.

„He — Wirth — heba!“ schrie er schallend in den Gang hinaus. — „Wo bleibt der Kerl?“

Im nächsten Augenblick stand der athemlose Wirth vor ihm und erhielt den Auftrag, sofort das Pferd des Gensdarmen aus dem Stall zu ziehen.

„Wat?“ stammelte der dicke Mann, der sich die plötzliche Willensänderung des Machthabers nicht erklären konnte. „Wat? Jetzt in die Nacht hinaus — — —“

„Haltet Euer Maul,“ befahl der Gast aufgebracht, und als der Wirth kopfschüttelnd verschwunden war, schritt der Gensdarm dröhnend vor der Saalthür auf und ab.

Drinnen war die Musik verstummt, undeutlich drang ein Gewirr von Stimmen heraus, und zuweilen hörte man das Klirren von Flaschen und Gläsern. Ganz deutlich glaubte der Harrende auch Mikes wohlklingende Stimme zu vernehmen, und plötzlich hatte er die Klinke der Thür in der Hand und trat klirrend herein. Seine scharfen Augen suchten und fanden sofort die Mike. Dort drüben an dem Esstisch saß sie und nestelte verstimmt an ihren Flechten. Ihr gegenüber hockte Glas, den dicken Kopf in die Hände gestemmt und die großen, wasserblauen Augen starr auf den Tisch gerichtet. Die Beiden schienen noch mit einander zu schmollen. Von Tisch zu Tisch aber wanderte ein verwachsener kleiner Hausirer, der in einer breiten Lade allerlei Land- und Schmuckgegenstände zum Verkauf bot. „Für das schöne Fräulein vielleicht ein Kreuz?“ flüsterte der kleine Mann mit heiserer Stimme und schlich an Glas' Seite, „ich habe auch Armbänder und Korallenbrotschen, Pomade, silberne Ohrringe, Haarbänder, seidene Tücher; aber das Schönste ist das Kreuz, ganz aus großen Perlen.“

„Brauch' nichts,“ murmelte Glas.

Da griff eine Hand in den Kasten hinein und hob ein Armband in die Höhe: „Wieviel?“ forschte die Stimme des Gensdarmen, der den erschreckten Hausirer vom Kopf bis zur Zehe musterte.

Der kleine Mann warf scheue Blicke um sich und begann zu stottern: „Für jeden Anderen einen Thaler,“ stammelte er und verbeugte sich tief vor dem Beamten, für den Herrn Gensdarm jedoch nur 10 Groschen.“

„Hier!“

Der Gensdarm warf ein Geldstück in die Lade und legte dann das Armband aus unechten Korallen vor die Mike auf den Tisch.

„Zum Andenken,“ sagte er lässig, obwohl er begehrt auf ihren glatten, braunen Nacken herabsah, „zur ewigen Erinnerung, Fräulein.“

Doch das Mädchen rührte sich nicht, nur das Haupt hob sie unmerklich und blickte fragend zu Glas herüber. Und dieser eine Blick durchglühte den

armen Menschen wie ein heißer, berauschender Trank. Welche seltsame Anreizung lag in diesem Blick, welche neckische Vertraulichkeit; schien er nicht zu sagen: Ich habe Dich ja lieb, viel lieber als den aufgeblähten Soldaten. Komm, Glas, komm, laß ihm nicht das letzte Wort!?

„Nein, und er wollte auch dem grünen Laffen dieses üppige, braune Weib nicht lassen — ne, ne!“

Gluthroth sprang er auf, stürzte den Rest des Branntweins herab und fuhr sich hastig in die Taschen.

Sie waren leer.

„So nehmen Sie doch, Fräulein!“ drängte auf der anderen Seite sein Feind, und diesmal wagte er es wieder, den weichen, runden Arm der Mite zu streicheln.

Glas stürzte davon, auf den Schenktisch zu, hinter dem der Wirth stand, und im nächsten Augenblick lag eine große silberne Uhr in dicker Nickelschale auf dem Tisch.

„Hier — auf die Uhr — zwei Thaler“, leuchte der Bursche flüsternd — „sie ist von meinem Vater, für, Christen, für.“

Der Wirth schüttelte den Kopf, brummte etwas und schob die beiden Thalerstücke dem Aufgeregten in die breite, zitternde Hand.

„De oll Verschwenker,“ grollte er hinter ihm her.

Glas aber stand längst neben dem Hausfirtir und tastete wie irr und trunken in der Lade umher:

„Hier dies Kreuz,“ empfahl der Händler dringend, „lauter venetianische Perlen, junger Herr. Es'is wie gemacht für's Fräulein Braut, mit der Kette zusammen kostet's nur einen Thaler.“

Keine Antwort, aber der Thaler flog in die Lade, mit zitternden Händen legte der plumpe Bursche seiner Schönen die Kette um den Hals, und die Beschenkte sprang auf und warf sich ihm vor aller Augen an die Brust.

„Wie gut Du bist, Glasling,“ brachte sie überstürzt hervor, und es war, als spräche sie wie von einer unheimlichen Macht getrieben: „Jetzt sind wir Braut und Bräutigam. Und morgen schenkst Du mir einen Ring, nicht wahr?“

„Alles, was Du willst, Miking,“ stammelte Glas fassungslos, und der Hausfirtir holte schmunzelnd zwei schlecht vergoldete Messfingerringe aus seinem Kram hervor und rieb sie mit einem Lederlappen blank.

„Was soll das?“ fuhr ihn der Gensdarm an, der das Letzte mit kaum zurückgehaltener Wuth beobachtet hatte, „was machen Sie da?“

Der verwachsene, kleine Mann knickte zusammen: „Ich habe auch Ringe für Brautpaare“, hauchte er demüthig und starrte den Machtthaber hilflos an. „Ich bin ein armer, alter Mann, der — —“

„Aha! Ich dacht mir's schon“, lachte der Gensdarm, „also keinen Gewerbeschein? Na, dann weiter keine Umstände — vorwärts, Mann!“

Stirrend eskortirte er seinen Gefangenen bis zur Thür, bevor er aber völlig verschwand, wandte er sich noch einmal und herrschte den Wirth hochfahrend an:

„Die Tanzerei und das Geklimper muß aufhören. Bis zwölf Uhr habt Ihr nur die Erlaubniß, merkt Euch das! — Ge vorwärts.“

Die Thür fiel schallend in's Schloß, und halb darauf hörte man die Hufschläge eines trabenden Rosses. Seufzend packten die Musiker ihre Instrumente ein, denn die armen Tröpfe hatten um's liebe Brot aufgespielt, und die aufgestörten Gäste gingen mißmuthig ihrer Wege, in's Dorf, in's Elend hinein. Glas und die Mike waren unter den Ersten, die da gingen. Draußen wogte noch immer der Nebel, rieselte noch immer der trostlose Regen herab und setzte sich in tausend kleinen Perlen auf die Kleider und Haare der Wanderer. Beide aber achteten nicht darauf. Glas starrte unverwandt auf das Perlenkreuz, das auf ihrer jungen, athmenden Brust ruhte, und der Mike tönte und sang beständig etwas im Ohr, ein Laut wie Säbelgerassel und Sporengeklirr. Das bethörte sie, machte ihr Blut rauschen, ihren Athem fliegen, und wie in auflodernder Verzweiflung umschlang sie ihren plumpen Liebsten plötzlich und hob ihre heißen Lippen zu seinem Ohr.

„Glas.“

„Mike, Miking.“

„Bist mir gut, Glas?“ flüsterte sie mit wilder, widerspruchsvoller Angst. Er stürzte auf sie zu, aber er rührte sie nicht an. Noch immer starrte er wie gebannt auf das kleine Kreuz, das sich immer rascher, immer rascher hob und senkte. — Wollte ihm der Gensdarm noch nicht aus dem harten Kopf, stieg noch einmal das warnende Bild der alten Mutter vor ihm auf?

Doch wie wenn ihn das zusammenschauernde Mädchen errathen hätte, flüsterte sie zerknirscht: „Ich wollt' Dich ja bloß eifersüchtig machen. Komm, Glasling, sei wieder gut.“

Sie standen jetzt vor Jochen Wulkows alter geborstener Lehmhütte. Alles war dunkel, nichts rührte sich drinnen.

„Schläft er schon?“ fragte Glas schwerathmend, und Mike schüttelte den Kopf und antwortete flüsternd: „I wo, Sonntags Abends läuft er immer nach Rohrdorf 'rüber und kommt erst gegen Morgen zurück. — „Na, gute Nacht, Glas.“

Sie streckte ihm langsam die warme Hand entgegen und blickte mit ihren eigenthümlichen, durch die Nacht leuchtenden Augen zu ihm herüber.

Da war's um ihn geschehen.

Nings rauschte der Regen herab, qualmige Dünste strichen vor dem müden Winde her, und das geborstene Dach der verfallenen Räucherhütte barg zwei junge, verlorene Menschenkinder — —“

Drittes Capitel.

Es war früh am Morgen.

Hinter dem bleigrauen Gewölk stand noch der Mond, und sein trübes Licht glitzerte merkwürdig in den großen Wasserlachen der Dorfstraße wieder. Tief unten, wo sich sonst das ewig bewegliche Meer dehnte, lagerte ein unheimliches, starres, undurchsichtiges Nichts. Himmel, Wasser und die nahe grüne Küste, Alles schwärzlicher, verschwommener Dunst, ein unbewegliches, entsetzliches Nichts.

Um diese Zeit schritt die schwarze Hanne aus ihrem Häuschen heraus und näherte sich einer kleinen, halbverfaulten Holzpumpe, aus der die Dörfler ihr Trinkwasser schöpften. Und so dicht wirrte der Nebel um sie herum, daß die alte Frau garnicht die andere weibliche Gestalt bemerkte, die bereits neben der Pumpe die Herankommende zu erwarten schien. Erst, als die Hanne ihren Eimer an den Eisenriegel gehängt hatte, fiel ihr Blick auf das dürftige, ganz in Lumpen gehüllte junge Weib, und sie nickte ihr wortlos zu. Auch die Andere blieb stumm, und erst als der Eimer gefüllt war, half sie der Hanne beim Herabnehmen und blieb dann vor ihr stehen:

„Hanne, ich hätt' 'ne Bitt' an Dich.“

Die Alte schüttelte ein wenig den Kopf: „Was is es denn, Liese?“ murmelte sie niedergeköhlagen.

„Leih' mich ein Bißchen Milch,“ bat die Jüngere, es is für das Kleine, sonst geht es drauf, das arme Würming. Ich habe nich ein Stückchen Brot im Haus, und mein Mann liegt nun all die drütte Woch'.“

Das bleiche, abgemagerte Weib fuhr sich mit dem Arm über die Augen und weinte. Die Alte hob den Eimer in die Höhe: „Das arme, arme Föhr,“ sagte sie mitleidig, „aber ich selbst hab' nich einen Tropfen. Es is jetzt zu schlimm.“ Damit wollte sie mit ihrer schweren Last davonlaufen, allein die verzweifelte junge Mutter hielt sie am Rock zurück:

„Dann borg' mich Geld,“ schrie sie auf, „nur ein paar Pfennig.“

Doch wieder schüttelte die Alte den Kopf und sah starr in den Nebel herauf:

„Nich einen Pfennig, habe ich,“ murmelte sie stumpf, „wo soll ich auch jetzt etwas hernehmen, es ist ja Alles aufgezehrt.“

„So, Alles?“ knirschte die Ärmste jetzt mit hervorbrechendem Hohn.

„Und Dein Glas wirft man so mit die Thalerstücke?“

„Was?“ fragte die schwarze Hanne, wie angewurzelt stehen bleibend.

„Und kauft so 'ner Dirn den allertheuersten Schmutz?“ fuhr die Andere mit triumphirendem Lachen fort. „Na, aber er hat ja seine Schacht*) ab-bekommen.“

Nun wurde es der Hanne aber doch zu viel, und als noch andere Dörflerinnen hinzukamen und allerlei spöttische Redensarten gegen sie führten,

*) Schacht bedeutet Prügel.

da erhob sie abwehrend die Hand und brachte, tief in ihrer Mutterliebe ver-
lekt, die Worte hervor: „Das is ja Alles gelogen; Ihr gönnt mir blos meinen
Glas nich, weil er bis jetzt so gut zu mir war.“ Aber durch ihre Zuversicht
hindurch klang doch der Zweifel, und das Verlangen, die sonderbaren Reden
der Dörflerinnen verstehen zu können, und während sie noch einen Augenblick
verweilte, schrieen und höhnten und lachten die Weiber alle durcheinander.

„Hast den Bärm heut Nacht nicht gehört?“ greinte die Erste.

„Und wie Jochen Wulkow getobt hat, als er sein Haus verschlossen
sah, und drinnen — na, ha ha!“

Die ganze Gesellschaft sah sich an, winkte mit den Händen und lachte.

„Und wie die Mite an's Fenster sprang, davon weißt Du auch nichts?“
fuhr eine Dritte fort, indem sie vor Scham oder Vergnügen die Augen ver-
drehte, „und wie Dein liebes Söhnling den alten Mall-Johann noch obendrein
prügeln wollt?“

So ging es noch eine ganze Zeit fort, und die Hanne stand regungslos
und hörte jedes Wort mit an, jedes einzelne, das ihr in's Herz schnitt, bis
sie plötzlich mühsam ihren Gimer aufraffte und ganz ruhig sagte: „Ich dank
Euch, es is gut; bei Braut und Bräutjam is so was nich so schlimm —
Abjüs.“

Das Herz brach ihr, während sie es sprach, zwei große Thränen rollten
über ihre hageren Wangen, aber den Gimer trug sie, ohne ein einziges Mal
anzuhalten, in ihre Hütte.

Die an der Pumpe jedoch sahen sich verduzt an und wußten nicht, ob
sie ihren Ohren trauen durften.

„Ja, wenn es so is,“ räusperte sich endlich Diejenige, die vorhin am
meisten geschimpft hatte, „dann is ja eigentlich — — — Sieh eins, Braut
und Bräutjam,“ fuhr sie ohne Zusammenhang fort; „da kann man mal
wieder sehen, was für'n oll Säufer uns' Mall-Johann is, nich?“

„Jawoll,“ stimmten die Anderen zu. „N schändlichen Kirl.“

* * *

Als die schwarze Hanne ihr Häuschen betrat, war drinnen noch Alles
dunkel. Glas lag in der anstoßenden Kammer im festen Schlummer, und die
alte Frau hörte sein schweres Athmen durch die Rigen der Thür hindurch.
Aber merkwürdig, heute setzte sich das undeutliche Geräusch für die Mutter
in allerlei Worte und Töne um, in Sehnsuchtsrufe und Kosenamen, die nicht
ihr galten, sondern dem jüngeren, dem geliebteren Weibe.

Das war nun nicht mehr zu ändern. Achselzuckend entzündete sie ein
kleines Talglicht und schlich damit in jene Ecke, wo die rothgeflamnte Birken-
holzcommode stand, die sie als junge Dirn ihrem Jochen mit in die Ehe ge-
bracht hatte. Und da hing er selbst, ihr lieber, guter Jochen, gerade über
der Commode, und obwohl es nur ein verwischtes, längst verblichenes Licht-
bildchen war, schien es der Hanne doch, als ob sich diese grauen Augen be-

lebten, als ob der breite, bartumrahmte Mund wirklich zu ihr spräche. Ganz nahe hielt sie den Lichtstumpf an das Bildchen heran und nahm mit dem Zeigefinger einen Staubsfleck von dem runden Glase fort. Dann aber begann sie mit dem Bild ihres Seligen Zwiesprach zu pflegen und schüttete vor ihm ihr ganzes Herz aus. „Mein armes Jöching,“ murmelte sie, „als Du damals Nachts von mir Abschied nahmst, da versprach ich Dir, daß unser Glas 'n anständigen Mensch werden sollt'. Und Du bist ja nun oben, Jöching, un weißt, was ich Alles dazu gethan hab'. Er is ja auch ein herzensguter Jung, aber sieh, Manning, da is nu so was in ihn gefahren, un er kann doch mal nich anders. Die Mite is ja auch eine zu hübsche Dirn, viel schmucker, als ich damals war, als Du mich das schöne Seifenherz geschenkt hast; und nicht wahr, Jöching, da muß man mal ein Auge zudrücken, wenn auch nicht Alles so ist, als es sein sollte? Aber es wird ja Alles gut werden. Bitt' man recht bei den lieben Gott für unsern Glas, und wenn Du kannst, Jöching, dann hol mich bald nach. Denn sieh mal. Du mußt ja mit mir vorlieb nehmen, aber wenn dann die Junge kommt — — Ach, Manning, Manning, was hast Du Alles verschlafen.“

Einen Augenblick starrte sie noch auf das Bild, dann löschte sie das Licht aus und ging langsam, jedoch entschlossen, in die anstoßende Kammer.

Hier lag Glas auf seinem Strohsack und blickte sich mit müden Augen um. Schon längst war er erwacht und lag nun mit schmerzndem Haupt und klopfndem Herzen da, um immer und immer wieder an das schöne Weib zu denken, das sein gewesen war und das er nie wieder aufgeben wollte. Da knarrte die Thür, ein schleppender Tritt wurde laut, ein leises Hüffeln, und plötzlich reckte sich der Liegende und presste seinen Kopf tief in die Kissen. Seine Mutter kam, seine alte Mutter, und etwas wie heiße, quälende Scham regte sich in ihm, eine unerklärliche Furcht stieg in ihm auf, heute in dies schmale, durchrunzelte Antlitz zu blicken.

Unbeweglich lag er und schien fest zu schlummern.

Alein die Alte ging nicht. Sanft legte sie ihre zitternde Hand auf sein Haupt' und als Glas nun scheu emporblinzelte, da sprach die Mutter ernst und feierlich:

„Steh' auf, Glasung, un hol' Deine Braut. Ich will Euch zusammengeben un Euch segnen: un Dein Bating oben wird für Euch bitten.“

Ihre Stimme klang weich und freundlich, ihre Hand zitterte auf seinem Haar, und Glas bedeckte seine Augen und schluchzte plötzlich in wildem, unerklärlichem Weh: „Mutting — Mutting!“

Viertes Capitel.

Es war Frühling geworden.

Am blauen Himmel jagten zahllose, leuchtend weiße Wolken dahin und warfen auf die sonnenlicht überfluthete Dorfstraße ihre flüchtigen, vorüber-

hufschenden Schatten. Von Bäumen und Sträuchern troff glitzerndes, duftiges Wasser herab, und unten donnerte und brauste das gischtige, stürmische Meer.

Ein gelber Citronenfalter gaukelte in der lauen Luft.

Es war Frühling geworden, Frühling, und die müden, verzweifelden Augen der darbenden Fischer hoben sich sehnsüchtig dem neuen, milden Licht entgegen; vielleicht, daß es Frucht bringe, vielleicht, daß es endlich, endlich die harte Erde bersten und die goldigen Körner emporsprießen lasse, die ihnen Brot, das köstliche Brot schaffen mußten.

Welch' ein Winter war an ihnen vorübergezogen. Im tiefen Schnee saß in ihren Hütten begraben, Frost, Hunger und Krankheit drinnen und keine Arbeit und die tödliche, schleichende Langeweile.

Jetzt wußte Glas, was es heißt, eine Familie zu ernähren. Seit Mite, das schöne, üppige, braune Weib in dem Hause der schwarzen Hanne waltete, war die Sorge bei ihm eingezogen. Was für Zwei nicht gereicht hatte, langte für Drei nimmermehr, er mußte schaffen, erwerben, verdienen, wurde ihm von der Mite gesagt — aber wie, wie?

Und dann die Mite. — Er liebte sie so sehr, dieses schlankgewachsene, vollbusige Weib. Ein freundlicher Blick aus ihren leuchtenden Augen genügte noch immer, daß er minutenlang vor ihr stand, und wenn er in stummen Entzücken ihre runden, weichen Schultern, ihre vollen Arme und die langen, glänzenden Haare bewunderte, dann konnte er auf Augenblicke vergessen, daß noch vor Kurzem Jank und Hader in dem kleinen Hause geherrscht hatte. Er hielt es für kleine Reibereien, aber es war Haß, glühender, verborgener, wachsender Haß, der in der Brust des jungen Weibes gegen Glas' alte Mutter täglich neue Wurzeln schlug. Die Alte spionierte um sie herum, die Alte verflatschte sie bei anderen Dörflern, die Alte aß ihr die besten Bissen fort, die Alte mißgönnte ihr jedes Vergnügen, hegte den dummen, albernen Glas gegen sie auf, den blöden Tölpel, den sie doch nur geheirathet hatte, um frei zu sein, frei, wie der gelbe Falter dort draußen. Die Alte zählte ihr jeden Groschen nach, die Alte schleppte und raderte den ganzen langen Tag, nur damit die Anderen sähen, was für ein faules, unbrauchbares Ding die unerwünschte Tochter wäre, die Alte, die Alte, o dies verhaßte alte Weib verdarb ihr die Luft zum Athmen. Fort mußte sie, fort, gleichviel ob verborben oder gestorben; und doch — es war Frühling geworden.

In der kleinen Hütte saß die Mite am Fenster und flocht ihre langen, nußbraunen Haare. Vor ihr am Fensterriegel hing ein kleiner, viereckiger Spiegel, und wenn das junge Weib ihre Arme bis hinter den Kopf zurückbog, wenn die weiten Ärmel der rosageblühten Sattunjacke zurücksfielen und ein Stück der glänzend braunen Haut enthüllten, dann zeigte der Spiegel das Weib in seiner bethörenden, sieghaften, gefährlichen Schönheit.

Eben hob sie den einen Zopf über die Schulter und zog am Ende ein buntes Bändchen durch, als draußen ein Aechzen laut wurde, und zu gleicher Zeit verdunkelte sich das Fenster. Auf der Dorfstraße schlürfte die schwarze

Hanne heran und schleppte auf dem Rücken einen großen Korb, unter dessen Last die Alte ächzte und stöhnte. Die Schweifstropfen rannen ihr von der erhitzten Stirn, die ermatteten Füße schienen die Greisin nicht mehr weiter tragen zu wollen.

„Mife, Mife,“ stieß sie, nach Athem ringend, hervor, und als die Gerufene nicht gleich auf der Schwelle erschien, klagte die Hanne mit der Ungeduld des Alters noch einmal: „Mife, ich kann nicht mehr.“

Glück' Frau warf den Zopf über die Schulter zurück und erhob sich widerwillig von ihrem Stuhl. Immer mußte die Alte sie stören, immer gerade, wenn man sie am wenigsten erwartete. Ohne sonderliche Eile ging sie hinaus und stellte sich der Erschöpften grußlos gegenüber.

„Was giebt's?“ fragte sie kurz.

„Nimm mich den Korb mit Meißig ab,“ wimmerte die Hanne weinerlich, „o meine Schultern, wie das schneidet — ich muß mich mit den Ameisen-spiritus reiben.“

Und während die Hanne sich mit ausgestrecktem Arm an die Mauer des Häuschens stützte, hob die Mife mit jugendlicher Kraft den Korb zur Erde:

„Gar nichts,“ meinte sie dann lässig und schritt der Mutter voran in die Stube. „Aber Du bist wohl auch wieder den weitesten Weg gegangen?“

Die schwarze Hanne nickte: „Gerade durch's Dorf,“ keuchte sie und zog sich ihre wollene Jacke aus. „Dort ist's jetzt weniger naß.“

Raum hatte die Mutter dies hervorgebracht, so wurde das junge Weib blutroth und schleuderte den vollen Korb mit einem Stoß in die Ecke.

„Gerade durch's Dorf,“ wiederholte sie mit hervorbrechender Wuth, „damit Dich man ja Alle sehen und bemitleiden — was? aber so machst Du's ja immer,“ lachte sie laut und ging in dem Zimmer mit kurzen Schritten auf und ab, „aber das schaff' ich mir anders,“ murmelte sie kaum noch verständlich, „so oder so.“

Unterdeß hatte sich die schwarze Hanne am Tisch niedergelassen und rieb sich den entblößten Arm, an dem ein breiter, rother Striemen sichtbar wurde. Der Reden ihrer neuen Tochter achtete sie dabei gar nicht. Derlei schien sie gewohnt zu sein, ja, nach einiger Zeit fragte sie sogar ganz freundlich: „Wo is denn der Ameisen-spiritus, mein Döchtling?“

„Weiß nich,“ warf ihr Mife über die Schulter zu.

„Aber er steht ja auf Deinem Schrank.“

Das junge Weib setzte seinen raschen, herausfordernden Gang fort. „Dann hab' ich das Zeug ausgegossen,“ sagte sie gleichgiltig, „auf dem Misthaufen liegt's vielleicht.“

Die alte Frau begann plötzlich zu zittern und tastete in ihrer Aufregung krampfhaft auf der Platte des Tisches herum. Die Falten in ihrem Gesicht wurden tiefer, die Augen traten zurück, und die Nase erschien spitz

und haftenartig. Sie sah unschön aus, als sie jetzt mit sehr hoher Stimme hervorstieß:

„Das muß Glas wissen, und sobald er zu Haus kommt, werd' ich's ihm erzählen. Ne, ne, sieh mich man nicht so an, Glas muß Dich mal Bescheid sagen, daß man 'ne Mutter nicht so rumstößt; diesmal erzähl' ich's ganz gewiß.“

„Meinetwegen tausendmal,“ lachte Mike schnippisch. Sie blieb, während sie es sagte, mitten im Zimmer stehen und sah die Alte fest an. Es war ein Blick so lang und seltsam, als habe sie eben einen starken, unabänderlichen Entschluß gefaßt. Dann schritt sie ein Niedelein trillernd auf den sonnenhellen Hofraum hinaus und ließ die aufgebrachte Hanne allein.

Ueber den grünmoosigen Zaun des Hauses waren ein paar weiße Wäschstücke zum Trocknen aufgehängt, daneben bewegten sich graue, rothe und blaue Wollappen in dem frischen Winde hin und her. Auf diese Stelle ging Mike zu und legte beide Hände auf zwei freie Spitzen des Zaunes. Eigentlich wollte sie die flatternden, durchsonnten Leinwandstücke herunternehmen, aber als sich das junge Weib in der milden, erwärmten Luft so langsam hin und herwiegte, als der vorbeistreichende Frühlingswind mit seinem kühleren Hauch ihre Wangen erschauern ließ, da überkam es sie wie eine betäubende, träumerische Ahnung.

Gedankenverloren wiegte sie sich weiter; sie wußte es selbst nicht mehr.

Da klapperten undeutliche Hufschläge die Dorfstraße herauf, im Sonnenschein bligte und funkelte etwas, eine Helmspitze wurde sichtbar, ein stattlicher, grünuniformirter Reiter, und jetzt hob Mike das Haupt und legte spähend die Hand vor die Augen. Ihr Herz klopfte heftig, ihre Hand zitterte, der Reiter hielt gerade auf ihr Haus zu.

Alte Gedanken stiegen in ihr auf, der Sonnenzauber hatte es dem jungen Weibe angethan.

Ein helles Wiehern unterbrach sie, und zu gleicher Zeit sprang der Gensdarm vom Pferde und legte zwei Finger militärisch grüßend an den Helm. Ein kurzer, blonder Wollbart umrahmte jetzt sein gebräuntes Antlitz und ließ ihn noch stattlicher als früher erscheinen. Ganz nahe stand er vor der Mike, nur der Zaun trennte die Weiden:

„Ich habe einen Auftrag an Sie,“ begann der Beamte etwas verlegen und drehte an seinem Schnurrbart: „Wohnt die Mutter Ihres Mannes noch bei Ihnen?“

„Ja.“

„Wie alt ist sie?“ fragte der Gensdarm weiter und schrieb Mikes Angaben mit großer Wichtigkeit in einem dicken Notizbuch nieder. Dann erkundigte er sich ausführlich nach der Religion der Hanne, wann sie Wittwe geworden, ob sie oft tränklich sei und wie groß Glasens Einnahmen wären, und machte durch dieses geheimnißvolle Ausforschen das junge Weib so ver-

wirrt, daß sie zum Schluß den Finger an die Lippen legte und neugierig fragte, was das Alles zu bedeuten hätte.

„Weiß ich nicht,“ antwortete der Gensdarm, das Buch sorgfältig wieder in den Waffenrock schiebend: „Ich habe vom Landrathsammt den Auftrag erhalten und kann weiter keine Auskunft geben.“

Damit wollte er wieder sein Pferd besteigen, jedoch auf halbem Wege stockte er und blickte sich verwirrt um.

Vor ihm stand Mife und lächelte. Sie hatte beide Hände über eine Bache des Baunes gebettet; auf die Spitzen ihrer Haare warf das Sonnenlicht einen glitzernden Blütenstaub, sie schien ihm noch schmiegamer, noch schöner, als vor Jahresfrist.

„Nun?“ fragte sie leise, als ob es ihr an Athem fehle, „schon verheirathet?“

„Nein.“ Er blieb wie angewurzelt an seinem Platz und blinzelte mit verlegener Bewunderung zu ihr herüber.

Seit sie das Weib eines Anderen war, schrieb ihm seine soldatische Ehrlichkeit eine scheue Ehrfurcht gegen sie vor, und doch — — — ein unbestimmtes Gefühl hielt ihn zurück.

„Nein, ich bin noch nicht verheirathet,“ fuhr er ohne Ueberlegung fort, „meine Braut ist kränklich. — In acht bis zehn Wochen vielleicht.“

„So, so,“ murmelte die Mife mit eigenthümlichem Ton, „das ist ja sehr schön,“ und als der junge Mann eine Bewegung des Abschieds machte, streckte sie ihm über den Zaun fort langsam die Hand entgegen. Es war eine weiche, warme Hand, und als der junge Mann sie widerstrebend berührte, da durchströmte ihn etwas wie Furcht und seltsames, nachzitterndes Wohlbehagen.

„Können Sie mich nicht sagen, was es mit der Mutter auf sich hat?“ schmeichelte die Mife und beugte sich noch weiter über den Zaun. Seine Hand ruhte noch in der ihren, und er gab unsicher zurück: „Heut Nachmittag vielleicht, wenn's mir möglich ist.“

„Ja, heut' Nachmittag, ich möcht's gar zu gern wissen.“

„Nun, dann spreche ich noch einmal vor — Adieu.“

Mit einem Sprung saß er wieder auf seinem Roß und ritt im Trab von dannen. Sein Helm bligte in der Morgensonne, der Säbel prallte unaufhörlich gegen das wohlgenährte Thier, und die Mife schickte ihm einen langen, prüfenden Blick nach. Als sie dem Hause zuschritt, lächelte sie wieder.

* * *

Gegen Mittag kehrte Glas in seinen großen Wasserstiefeln von der See zurück, und warf ein paar feuchte, starkduftende Netze wortlos in eine Ecke.

„Wieder nichts?“ forschte die Alte ängstlich, während Mife schweigend am Fenster lehnte.

Glas setzte sich auf die Ofenbank und zog sich schwerfällig die Stiefeln aus. „Ne,“ sagte er nach einer Weile finster, wir haben nach den Sachs angelt, aber er kommt dies Jahr nicht oben, nicht ein einziger — Ich weiß nu bald nicht mehr.“

Eine bange Stille trat ein, keiner wagte sie zu unterbrechen. Dann hob Glas den plumpen Kopf und sah nach seinem Weibe, das unverwandt auf die helle Dorfstraße hinausblickte. Unwillkürlich seufzte er tief auf und strich verzweifelt über die grünen Kacheln des Ofens. — — — Keiner hatte ein so schlantes, begehrenswerthes Weib, wie er; sie hätte so glücklich mit ihm werden können, da zog die Noth ein und ließ es zu keiner rechten Liebe kommen.

„Mife,“ rief Glas halblaut vor sich hin, „Du hast mich noch nicht mal Dein liebes Händing gegeben.“

„Na, sie weiß auch wohl warum,“ grollte die schwarze Hanne, die für das ärmliche Mittagsmahl ein paar irdene Töpfe auf den Tisch stellte. „Sie war wieder so schlecht zu mich, Glasling, und dabei bin ich jetzt ne kranke, alte Frau, die nicht mehr arbeiten kann.“

„Auch das noch — Glas fragte sich verbrießlich hinter dem Ohr und schlich auf den Socken zu seiner Frau: „Ihr sollt Euch doch vertragen, Miking,“ murmelte er begütigend, „die Mutter meint es doch gut mit Dich.“ Er wollte dabei den Arm um ihre Schulter legen, aber die Mife wandte sich heftig ab und stieß seine Hand zurück:

„Geh' man zu Deine Mutter,“ sagte sie dann ganz ruhig, „die verdient's ja auch.“

Ob sie wußte, wie diese kühle Ruhe auf den blöden Glas wirkte!

„Siehst Du, Glasling, so macht sie's,“ stieß nun auf der anderen Seite die schwarze Hanne in ihrer Erregung hervor und suchte mit ihren grauen ebhaften Augen hilfselehend die ihres Sohnes. Allein Glas hatte die ganze Zeit sein junges, schönes Weib betrachtet und knurrte jetzt die Alte gereizt an: „Ach, Du hast auch immer was, laß mich in Frieden.“ Damit ging er mit langen Schritten in die anstoßende Kammer, warf die Thür hinter sich zu und suchte auffallend lange nach ein paar alten Holzpantoffeln. Als er wieder hereintrat, saßen die beiden Frauen schon am Tisch vor einer Schüssel aufgesprungener Kartoffeln, und Glas bemerkte, daß seine Mutter, ein rothes, verweintes Antlitz hatte. Das that ihm wieder leid, und als er sich neben ihr niedergelassen hatte, fragte er sie ganz freundlich: „Na, Muttering, giebt's was Gutes?“

Die Alte überwand sich und blickte ihren Sohn vergrämt an. Aller unterdrückter Schmerz prägte sich in ihren Zügen aus:

„Was soll es jetzt wohl geben?“ murmelte sie abgebrochen — „Kartoffeln, sie langen nicht mal. Und für Dich, Glasling, noch ein Stückchen gebratenes Speck.“ Dabei schob sie ihm schon das knusperige Stück herüber, und ob-

mohl Glas den kräftigen Geruch begierig einathmete, sagte er doch, einer plötzlichen Wallung folgend:

„Gieb's der Mife, sie ißt's ja auch so gern.“

Allein da kam er bei der schwarzen Hanne schlecht an: „Ne, ne,“ rief sie unvorsichtig in ihrer Fürsorge, „für Dich ißt's gemacht, Glasig; — Du hast ja die schwere Arbeit, Du allein und nicht die — — —“

Die alte Frau sprach ihren Satz nicht zu Ende, denn Mife erhob sich plötzlich und ging schweigend zum Wassereimer, um einen frischen Trunk zu schöpfen. Mings blickte sich Glas nach ihr um, dann warf er einen ärgerlichen Blick auf seine Mutter und zerschchnitt endlich das fragliche Stück Speck in drei gleiche Theile:

„So,“ murmelte er unbeholfen, als Mife an ihren Platz zurückgekehrt war und legte mit dem Messer jedem sein Stück auf die Schüssel. „Nu kosten wir alle mal, nich Miking?“ Aber die beiden Frauen rührten das Gericht nicht an, und auch der arme Bursche würgte sein Theil mit erkünsteltem Hunger hinunter.

Wieder wurde es still, die Drei sprachen nicht mehr miteinander. Erst als die Alte das Geschirr abräumte, trat Mife hinter den Sitz ihres Mannes und legte ihm die Hand auf die Schulter: „Du wolltest doch nach Rohrdorf herüber, um bei der Salzerei anzufragen, ob Sie Dich brauchen können?“ meinte sie dringlich, „willst Du nich gehen?“

„Komm mit,“ bat Glas aufspringend.

„Ne, ne, ich hab heut Nachmittag hier zu thun.“

„Na, wie Du willst, Miking,“ pflichtete Glas bei und klopfte ihr verliebt auf den Arm. „Du hast Recht.“

Er machte sich wegefertig, nahm Abschied und brach auf. Als er sich auf der Dorfstraße noch einmal umwandte, sah er die Mife am Fenster stehen und ihm unmerklich zunicken. Hinter ihr, schon im Schatten des herabhängenden Daches weilte seine alte Mutter, und es war, als habe sie ihre Hände andächtig über der Brust gefaltet. — — — Vielleicht betete die alte Frau für ihn, vielleicht ging er endlich, endlich seinem Glück entgegen. So schritt er vorwärts, den Traum vom Glück in der jungen Brust und ohne eine Ahnung davon, daß er eilenden Fußes seinem Untergang zustrebe. Vor Mises ehemaligem Heim, der elenden verfallenen Räucherhütte, traf er auf seinen Schwiegervater, Jochen Wulfow, der behaglich auf der Schwelle hockte und aus einer kurzen Pfeife mächtige Dampfwolken der Sonne entgegen blies.

„Wie geht's?“ fragte Glas.

„Gut.“

„Wieso?“

„Na wieso?“ wiederholte Jochen und öffnete die halbgeschlossenen Augen, „ich hab 'ne Erfindung gemacht.“

„'s ist nich möglich,“ meinte der Schwiegersohn verwundert.

„Ja, ich kann Dich nämlich jetzt träumen, was ich will,“ versetzte das alte Menschenkind ganz ruhig — Einmal träum' ich Dich von das feinste Essen, dann träum' ich von einem Sack Geld, und dann bild ich mir ein, daß ich den Wirth aus seinem Krug herausgeschmissen hab', weil er mich nicht bezahlen konnt' — — — Kannst Du mich einen Sechser leihen?“ setzte er seine Erklärung gleichmüthig fort.

„Ne,“ sagte Glas mitleidig.

„Na, denn Adjüs,“ nickte Jochen, wieder in die Sonne hinaufblinzeln, „guten Weg.“

Mit langen Schritten eilte Glas weiter, dem Ziel, dem Glück entgegen. Schon hatte er fast eine Stunde Wegs zurückgelegt, schon begann sich die Sonne zu röthen und in zarten Nebelschleiern zu schwimmen, da galoppirte ihm ein eiliger Reiter entgegen, und Glas erkannte unschwer den Gensdarmen, welcher hochmüthig an ihm vorüber ritt. In kurzer Zeit verflangen die Hufschläge.

„Na immer zu,“ dachte Glas heiter, „dem hab' ich mein Miking schön vor die Nase weggeheirathet.“

An dem Chausseegraben blühte ein Gänseblümchen. Das pflückte der Wanderer und steckte es sich an den Hut, ihm war ganz verwegen zu Muth.

Fünftes Capitel.

Drei Stunden später schlich Glas denselben Weg zurück. Es war Abend geworden, am Himmel standen die Sterne, und von der See stürmte ein kalter Wind herauf. Der arme Bursche merkte es kaum. In ihm gährte es wie Zorn und Wuth. Alles wieder vergebens. Der Sulzer in Rohrdorf hatte schon vor Tagen einen Theil seiner Arbeiter entlassen und für Glas nur ein bedauerndes Achselzucken gehabt. Der Schweiß brach dem starken Gefellen aus, wenn er sich vorstellte, wie er die Unglücksbotschaft den beiden Frauen mittheilen solle. Und dann befiel ihn eine ungestüme Angst, daß sein junges Weib dieses jammervollen Lebens überdrüssig werden, daß sie sich von ihm wenden könnte, und daß er dann über alle Maßen elend sein würde. Und dieses drückende Gefühl in seiner Brust wurde so übermächtig, daß er laut hätte stöhnen können.

„Vorwärts, Vorwärts,“ sprach er ermunternd zu sich selbst. „Es is ja nur noch eine halbe Stunde!“ Keuchend stürmte er wieder durch die Nacht dahin. Und wieder erklang an seiner Seite dumpfer Hufschlag, und als er sich erschreckt umwandte, da zog eine dunkle Reitergestalt an den rauschenden Chausseepappeln entlang, ein schwerfälliger Körper hing fast über den Hals des Thieres, und klapp, klapp ging es in die Dunkelheit hinein.

Glas begann es zu frösteln, aber noch einmal raffte er sich auf: „Es is ja alles Unsinn“, murmelte er mit klappernden Zähnen und lief in wahnfinniger Hast vorwärts, „nach Haus, nach Haus.“

In wenigen Minuten hatte er die große Strecke zurückgelegt und stand halb darauf athemlos vor seinem Häuschen. Gott sei Dank, es war Alles still, durch das Kammerfenster, hinter welchem er und Mite schliefen, drang schwacher Lichtschein, und als er näher trat, sah er durch einen Riß der hölzernen Lade sein Weib angezogen auf dem Bett liegen, den Kopf tief in die Kissen gebettet, sodaß man nur ihren Rücken wahrnehmen konnte. Glas klopfte das Herz. Die Aermste hatte ihn gewiß lange erwartet, und dabei mußte sie wohl der Schlaf überrascht haben. Mit einem Sprung stand der geängstigte Mann in dem kleinen Wohnraum, so daß die schwarze Hanne, die zusammengebrückt am Herde saß, einen lauten Schrei ausstieß, und warf seinen Hut achtlos auf den Tisch.

Aber weshalb fragte ihn die Mutter gar nicht nach dem Ergebnis seines Weges, weshalb hochte sie dort am kalten Herde und schauerte unaufhörlich zusammen?

„Ist der Mite was?“ schrie Glas plötzlich in namenloser, ihn schüttelnder Furcht, und stützte sich taumelnd auf den Tisch — „Mutting, is sie — —“ Die Alte fuhr auf. Ihr Blick war gläsern, ihre Zunge schien im offenen, zitternden Munde erstarrt. Dann aber brachte sie rasch und zusammenhangslos hervor:

„Was soll ihr sein? — ne, ne, mein Söhning, ich weiß nichts — es is ja Alles gut, Alles gut, — Alles gut.“

Ihre Hände tasteten dabei krampfhaft auf dem Herde herum, erst allmählig schienen sie sich zu beruhigen.

„Mite,“ schrie Glas und sprang bis an die Schwelle der Kammer, von wo er sein hingestrecktes Weib wahrnehmen konnte. „Is was geschehen?“ Sie richtete sich auf und blickte ihn mit einem unsicheren Lächeln an. Auf ihren Wangen glühten zwei helle rothe Punkte: „Du bist wohl umsonst gegangen?“ fragte sie, während ihre Lippen seltsam zuckten.

„Ganz umsonst, ganz umsonst, aber hier, was ist hier vorgefallen?“

„Hat es Dir die Mutter nich gesagt? — So, ich dachte; nun also — der Gensdarm war hier.“ Ihre Stimme schwoll dabei etwas stärker an, und zugleich sprang sie völlig vom Lager herab. Im Wohnraum lief die Hanne unterdessen erregt und murmelnd auf und ab, und draußen stieß ein kurzer Windstoß gegen die Hütte.

Glas neigte den plumpen Kopf gegen sein Weib und ließ seine Blicke unstät in den Ecken herumirren.

„Der Gensdarm?“ murmelte er dumpf, „hier — bei Euch — bei Dich — Mite?“

„Na, warum denn nich? Er hatte einen Auftrag an uns.“

Von drinnen, wo die schwarze Hanne hin und her lief, tönte ein ängstliches, scharfes Geräusch dazwischen, wie wenn die Alte huste oder lache. Glas achtete nicht darauf, sondern wiederholte gleichsam, als ob er aus einem schweren Schlaf erwache: „Einen Auftrag? — —“

Sie stand ihm jetzt unbefangen gegenüber und band ihm geschickt das wollene Halstuch fester, das er sich in der Aufregung herabgerissen hatte. „Was für einen Auftrag?“ leuchtete der Heimgekehrte, von Neuem das Weib von sich abküttelnd.

„Er kam wegen der Mutter.“

Drinne lachte die Alte wieder.

„Mife!“

„Na?“

„Was war's?“

Mife wurde ungeduldig, biß sich in die Lippen und preßte die Hände zusammen. „Nun ist's genug,“ rief sie endlich mit bebender, heiserer Stimme und wandte ihrem Manne verächtlich den Rücken. „Bringt keinen Pfennig heim und will nicht mal erlauben, daß ihm Andre was Gutes in's Haus tragen.“

„Willst Du mir es endlich sagen?“ rief Glas sich zurückhaltend, und in demselben Augenblick wurde die Mife wieder ganz ernst und erzählte mit ihrer einschrämelnden Stimme:

„Denk' Dir, Glas, es ist ein großes Glück bei unsere jetzigen Verhältnisse. Der Gensdarm brachte nämlich einen Brief von dem Landrathsamt, in welchem steht, daß Deine Mutter, wenn sie will, sofort in der Stadt in ein Versorgungs-Spital aufgenommen werden kann. Unser Pastor hat wegen des großen Elends eine Eingabe gemacht, und da sind drei Leute aus unserem Dorf ausgewählt worden. Mein Vater ist auch darunter. Freut Dich das nicht, daß wir endlich die große Sory' los sind? Ich hab mich das so schön gedacht, wenn ich es Dich erzählen könnt'.“ Sie stand jetzt neben ihm und berührte leise seinen Arm. Und plötzlich fuhr ihr Mann auf, schüttelte sich, und zog sie ungestüm an sich. Die weichen, warmen Frauenglieder schienen ihn mit neuem Leben zu durchdringen: „Das ist ein großes Glück,“ stotterte er noch halb beklommen und wandte sich in den Wohnraum zurück. „Mutting, das ist ein großes Glück.“

Die Alte antwortete nicht. Sie stand am Herde und wischte mit den Händen unaufhörlich hin und her.

„Da wirst Du's viel besser haben,“ fuhr ihr Sohn, sein junges Weib noch immer in den Armen haltend, fort.

„Und 'ne ganz andere Pflege,“ setzte die Mife hinzu.

„Ja, und keine Arbeit und Ruhe.“

„Laß mich bei Dich bleiben, Glas,“ schluchzte eine heisere, flehentliche Stimme, und die Hanne wandte sich und streckte dem Sohn beide Hände entgegen. Doch wie wenn er sie nicht verstanden hätte, starrte Glas die Greisin an, ohne darauf zu achten, daß ihn Mife heimlich in die Seite stieß.

„Schick' mich nicht fort, mein süßes Söhnlein,“ murmelte die Mutter und ließ sich kraftlos auf einen Stuhl nieder, „ich will ja Alles für Dich

schaffen, noch mehr wie früher. Du weißt ja nich — — Du weißt ja nich — — —“

Die Mife regte sich: „Nun, hab' ich Recht?“ flüsterte sie, während ihre Augen eigenthümlich zu glitzern begannen.

„Sei still,“ kreischte die Alte auf und sah das junge Weib an, daß dasselbe zusammensuckte, „sei still — Du bist an Allem Schuld, Du schlechtes, schlechtes — —“. Sie suchte nach einem Ausdruck, sank aber, bevor sie ihn fand, wieder in sich zusammen.

Die Mife war schneebleich geworden und athmete schwer. „Und so was läßt Du auf mich sitzen?“ fragte sie mit halblauter Stimme und rüttelte den Arm ihres Mannes.

„Ruhig,“ herrschte Glas, sich gewaltsam aufrichtend, und legte seiner Mutter die große Hand auf das Haupt:

„Mutting, Du mußt Dich das ruhig überlegen, denn süß' mal — —“

„Ach, mein Söhnling, Du weißt ja nich — ich kann Dich ja nich sagen, warum, aber es is nöthig, daß ich hier bleib'.“

Er streichelte krampfhaft ihre weißen Haare: „Du würdest 'ne große Sorge von mich nehmen,“ stöhnte er in qualvollem Widerstreit, „ich weiß ja nicht mehr, wo ich's hernehmen soll, und deshalb — — — Hat Dich denn der Gensdarm solche Furcht vor dem Spital gemacht?“

Ein unterdrückter Schrei gellte plötzlich durch den Raum. Wild, mit herunterfallenden Haaren sprang die Mife vor den kämpfenden Mann und riß ihn in ungestümr Angst herum:

„Hör' nicht auf sie,“ stieß sie mit zitternden Lippen hervor, „sie will sich bloß zwischen uns stellen.“

Wieder hob die Hanne das Haupt und ließ ihre grauen Augen durchdringend auf dem behebenden jungen Weibe ruhen. Dann nickte sie mehrmals und antwortete ruhig:

„Ich hab' den Gensdarmen nich gesprochen.“

Die wenigen Worte durchdrangen den plumpen Burschen, ohne daß er wußte, warum, wie eifige Messer.

„Mutting, Du hast ihn nich — —, warum kam er denn nich zu Dich?“

Einen Augenblick schluckte die Alte, dann sagte sie mit derselben starren, hoffnungslosen Ruhe: „Die Mife hatte mich Wäsche gegeben. Ich war unten am Strand und wusch.“

Es wurde still.

Das Lichtstümpfchen in dem zinnernen Leuchter auf dem Herde warf seinen trüben, gelben Schein auf ein zuckendes graubleiches Männerantlig.

„Mife,“ murmelte er, „Mife.“

Dann erhob er sich, sein Weib wich langsam vor ihm zurück, bis an die Kammer, immer die weitaufgerissenen, grünlich braunen Augen fest auf ihn gerichtet. In der Schwelle aber umklammerte sie die Thür und blieb trotzig vor ihm stehen.

„Schlag' immer zu,“ stieß sie mit wogender Brust heraus und beugte sich vor, als habe sie den Schlag schon empfangen. „Sie hat Dich richtig wieder so weit gekriegt mit Deiner dummen Eifersucht. — Schlag man zu, aber das sage ich Dich — geht Deine Mutter nich, so gehe ich, und wenn ich betteln sollt'.“

„Pfui,“ schrie die Hanne jammernd, „Du lieber Gott, hilf eine alte, arme Frau!“

An der Thür das junge Weib hatte die Hand vorgeworfen, als wollte sie die Weiten beschreiben, in die sie hinausziehen würde. Dabei entblößte sich ein Stück ihres vollen, glänzenden Armes, ihr jugendkräftiger Körper bebte, ihre Augen blitzten.

„Mife,“ stommelte Glas und sank an ihre Brust, „bist Du mich auch — gut?“

Sie küßte ihn und zog ihn über die Schwelle. Dann erlosch das Licht in der Kammer.

Die schwarze Hanne aber saß am Herd und schluchzte bitterlich.

* *

Zwei Stunden später, es war mitten in der Nacht, schlich Glas wieder in den Wohnraum hinein und stutzte, als er seine Mutter noch immer am Herd sitzend fand.

Das Lichtstümpfchen flackerte hin und her. Es war fast heruntergebrannt.

„Ich hab' keine Ruh,“ murmelte Glas wie entschuldigend und lehnte sich an den Herd: „Der Wind heult so sehr.“

In der That, draußen stürmte und brauste es, daß der Zug durch alle Ritzen der Hütte hindurchdrang und die Bewohner erfrösteln machte.

Die Frühlingsstürme fegten über das Land.

„Mutting — Du mußt fort,“ stotterte Glas nach einer kurzen Pause unsicher. — „Nach dem, was heut hier vorgefallen — — —.“ Er wagte nicht auszusprechen und schabte mit seinem dicken Finger an dem Lichtchen herum.

„Mein Söhning, mein armes Söhning,“ jensezte die Alte und zuckte die bürren Achseln, als ob sie an ganz etwas Anderes gedacht hätte.

Das Flämmchen des Lichtes flackerte von der hereinströmenden Luft ängstlich hin und her.

„Sie will es durchaus,“ fuhr Glas mit sichtlicher Ueberwindung fort und preßte die Faust gegen die Stirn. „Sie will nich mehr mit Dich zusammen leben, nich eine Stunde, „die Noth is ja auch zu groß, und wenn sie mich verläßt, dann, Mutting, dann — —.“ Der große, plumpe Mann schluchzte plötzlich, ein unhörbares, innerliches Schluchzen, das die riesige Gestalt erbeben ließ.

Und dieses Schluchzen ertrug die Mutter nicht. Der greise Kopf und die Hände begannen heftig zu zittern, dann strich sie sich über die Schürze und fragte mit trockener, gebrochener Stimme:

„Elaſing — muß — muß ich fort?“

Keine Antwort.

„Und Du liebst Deine Frau wohl mehr als mich?“

Er ſchwieg und ließ die großen Hände nicht vom Geſicht.

„Elaſing, muß ich fort?“ rief die Hanne noch einmal in ihrer Herzensangst und riß die grauen Augen krampfhaft auf.

„Ja — Mutter — es iſt am Beſten ſo — Du wirſt eſ dort auch ganz anders haben — und Jung und Jung gehört doch mal zuſammen, die Miſe — vielleicht“ — Wieder verſtummt er und wandte ſein Geſicht vor innerer Scham von der Alten ab. Dieſe aber erhob ſich langſam und nickte mehrmals mit dem Kopfe:

„Schön, ſchön,“ ſagte ſie haſtig, „dann werd' ich wohl gehen müſſen. Es muß woll ſo ſein. — Schön, ſchön.“ Zitternd zog ſie ihr Tuch zuſammen und ging raſch bis zum Tiſch. Dort blieb ſie ſtehen und umfaßte ihren Sohn noch einmal mit einem einzigen angſtvollen, über alle Maßen ſchmerzlichen Blick.

„Was ſiehſt Du mich ſo an, Mutter?“

„Elaſing, ach, Du weiſt ja nich, ich kann eſ Dich ja nich ſagen —“

„Du — kannſt — mich — nich?“

„Ich hab' eſ Dich ja fernhalten wollen — mein armes, armes Kind: aber wenn eſ ſo — ne, ich weiſ nichts.“

Elaſ wurde leiſchenblaß, klammerte ſich mit beiden Händen an den Herd und ſtarrte ſeine Mutter mit hervorquellenenden Augen an.

„Was kannſt Du mich nich ſagen?“ gurgelte er, jedes Wort einzeln hervorſtoßend, „weiſt Du was von meine — von Miſe?“ —

Es klang ſo troſtloß, daß eſ die Mutter unwiderſtehlich zu ihm zog. Und plötzlich ſchlürfte ſie auf ihn zu und zog ſeinen Kopf an ihre Bruſt.

„Elaſing,“ tönte ihre heiſere Stimme, „vielleicht iſ eſ beſſer ſo — ich bunn ja Deine Mutter und muß Dich ſagen, wen Du lieb haben kannſt und wen nich. Ja, ich will eſ Dich auch ſagen,“ fuhr ſie unter Thränen fort, da Elaſ ſich nicht rührte: „Sie verdient eſ nich — ach, Elaſing, wenn Du geſehen hättſt — —“

„Was, was?“

„Mein armes Kind; wie ich von der See zurückkam — in Deiner eigenen Kammer — — mit dem Gensdarm — ne, ne, ſaß Dich, mein Söhnling.“

Ein höhnliches Lachen erklang hinter ihnen. An der Schwelle der Kammer ſtand Miſe und ſtreckte den nackten Arm drohend gegen die Alte aus. Die Angſt, die ſie erfüllte, hatte ſie nicht ruhen laſſen, ſie machte jede Fieber in ihr beben, ſie malte ſich in dem verzerrten Geſicht, und ſie klang

aus dem Ruf heraus, der von ihren trockenen Lippen gellte. Eine unerklärliche, rasende, irre Angst war es, die aus ihr schrie.

„Alles gelogen, Glas, glaub's nich — sie will uns bloß trennen — — ich lieb' Dich, Glas, ich lieb' Dich.“

Sie wollte auf ihn zustürzen, so wie sie war, aber da, da —

War es die aufreizende Stimme, war es die allüberwältigende Wuth? Mit einem kurzen, stierartigen Brüllen riß sich der arme Glas aus den Armen der Alten, vor seinen Augen zuckte es hin und her, ein heißer Strom schoß ihm brausend durch die Kehle, er sprang auf sein Weib zu, packte es und grub seine halbgelähmten Finger brüllend in ihre entblößten Schultern.

Sie wankte, sie schrie, ihr ganzer Körper krümmte sich, und tödtlichen Haß in den grünen Augen, umklammerte sie mit beiden Händen die auf sie herabfallende Faust: „Gelogen,“ bettelte sie noch einmal und drängte sich zitternd an ihn. „Schlag mich todt — aber es is' gelogen.“ — — Und „gelogen“, flüsterte sie noch einmal und lehnte ihr Haupt an seine Brust. „Glaub's doch nich, Glas, glaub's nich — es wird Dir leid thun.“

Ihre zitternden Hände führten die seinen zu ihrem Munde.

„Du traust also wirklich dieser frechen Dirn' mehr als Deiner Mutter?“ schrie jetzt die Alte in aufbrausender Empörung und zerrte mit gekrümmten Fingern an seinem Rock, „dann bist Du sie werth, und ich geh' auf der Stell.“

Die Mife blickte zu ihm auf, ihre Lippen stammelten etwas, er fühlte ihr Herz deutlich gegen das seine schlagen, und plötzlich ein tiefer, pfeifender Athemzug, ein dumpfes Aufbrüllen und ein kurzer, gurgelnder Ruf:

„Also Lug und Trug?“ quoll es von seinen Lippen, während er auf die Alte zustürzte.

„Clasing, ich, Deine Mutter? — — Sie hat den Gensdarm — —“

Wein die alte Frau sollte ihre Worte nicht vollenden; Alles brannte in ihm, er stieß einen kurzen, heiseren Laut aus, und mit vorgestrecktem Arm stürzte er sich auf die wankende Greisin.

* * *

„Glas,“ schrie die Mife entsetzt und wagte mit heimlichem Grauen den Arm ihres Mannes zu berühren.

Das Erste, was Glas wieder wahrnahm, war das Lichtstümpfchen auf dem Herde. Er selbst hockte auf dem Estrich und hatte in seinen Händen das Haupt der alten Frau, die starr und unbeweglich zwischen seinen Knien lag. Durch ihre weißen Haare aber drängten sich dicke, schwärzliche Tropfen hervor.

Die Flamme des Stümpfchens flackerte so ängstlich, als wollte sie dem bleichen Antlitz noch einmal den Schein des Lebens verleihen, doch es blieb

wächsern, hart, unerbittlich starr, und Glas stierte mit weit herabhängender Unterlippe und irrem, glanzlosem Blick auf die tief eingefallenen, geschlossenen Augen. Unbeweglich saß er da, nur wenn ihm einer der schwärzlichen Blutstropfen über die Finger rann, schüttelte er in unempfindlicher Betäubung den Kopf.

„Glas,“ flüsterte das junge Weib noch einmal, heiser vor Angst, ohne sich jedoch von der Stelle zu rühren, „hör' doch, ich halt's nicht mehr aus.“

Seit jenem Moment, da der Wuthschäumende seine Mutter von sich geschleudert, und die Alte an der scharfen Ecke des Tisches lautlos zusammengebrochen, seit jener Zeit schon stand Mite mit weit vorgebeugtem Körper hinter ihrem Mann und wagte auch nicht durch die leiseste Bewegung die fürchterliche Stille zu unterbrechen:

„Glas — antwort' doch — is sie todt?“

Er rührte sich nicht und starrte unaufhörlich auf das wächserne Antlitz, als sähe er es heute zum ersten Mal.

Es lag etwas Irres, Unempfindliches in dieser zusammengesunkenen Männergestalt, und die Mite begann am ganzen Leibe zu beben.

„Ich kann's nicht mehr sehen,“ stieß sie schauernd hervor, „sit' doch nicht so da — Glas, bring' sie doch fort, damit man sie hier nicht findet; Glas, Glas, hörst Du nicht, Du sollst was sprechen!“

„Mutting,“ murmelte Glas und nickte mehrmals mit dem schweren Haupt, „Mutting.“

Ein Windstoß klirrte an die Fensterscheiben, und in demselben Augenblicke stieß das junge Weib einen gellenden Schrei aus. — „Nur das nicht mehr — nur das nicht mehr.“ Der stumpfsinnige, nickende Mann zu ihren Füßen, die weißhaarige Leiche und in der Brust das zuckende rasende Herz, sie vermochte es nicht mehr zu ertragen. Fieberhitze, Frost und zugleich eine wahnsinnige Angst schüttelten ihren Körper, und nur mit dem Hemde und einem wollenen Rock bekleidet, sprang sie zur Thür und stürmte mit nackten Füßen in die Nacht hinaus.

In dem halbdunklen Raume aber saß noch immer der Verlassene und nickte und murmelte ruhig vor sich hin.

Unterdessen lief sein Weib wie gehegt durch die stille Dorfgasse, immer dem heranbrausenden Winde entgegen. Erst vor Jochen Wulfow's alter Räucherhütte machte sie Halt. Jetzt wußte sie, was sie vorhatte, weshalb sie hierher geeilt. Einen Menschen mußte sie um sich haben, ein Wesen das reden, toben, sie versuchen konnte, nur nicht allein sein mit dem stummen, nickenden Manne.

Ein leichter Druck öffnete die morsche Thür der Hütte, das junge Weib drang in den rabenschwarzen Raum hinein und riß den schnarchenden Alten von seinem Seegrashausen empor.

„Nanu?“ räusperte sich Jochen Wulfow schlaftrunken, „nanu?“

„Ich bin's — die Mite — Vater, ich —“

„Was — was willst Du, Miking?“

Sie warf sich zu ihm nieder, schrie und flüsterte etwas und sprang wieder empor.

„Was? was?“ fragte der Alte betroffen, der den Sinn der wirren Worte nicht begriffen hatte.

Keine Antwort. Das junge Weib war schon wieder zur Thür hinaus geeilt und in der Dunkelheit verschwunden.

„Es stimmt was nich“, murmelte Jochen erschrocken, und da er gewöhnlich bekleidet auf seiner Seegrassstreu campirte, so erhob er sich eilfertig und hinkte seiner Tochter nach.

„Es wird doch meinem Hanning nichts zugefloßen sein?“ dachte er, noch unterwegs, während er sich die offene Jacke fest zusammenzog. Nach wenigen Secunden stand er bereits vor Clasens Häuschen, fand jedoch die Thür fest verriegelt, und erst nach wiederholtem Pochen wurde ihm von Mite vorsichtig geöffnet.

Maß-Johann hatte am Abend vorher der Flasche lebhaft zugesprochen. Allein der Anblick, der sich ihm jetzt bot, nahm ihm den Rausch und ließ ihn erstarren. Zuerst blieb er ruhig an der Schwelle stehen und wischte sich mit der Hand zwei große Thränen ab, die über seine gebräunten Wangen herabrannen, dann aber jammerte er laut auf, warf sich neben der alten Frau nieder, sprang plötzlich wieder zur Höhe und schüttelte Clas am Arm; jedoch der am Boden Hockende schien gar nichts von seiner Anwesenheit zu merken, und erst als der Eindringling Miene machte, die hingestreckte Gestalt vom Boden aufzuheben, schüttelte Clas mit dumpfem Murren das Haupt.

„Laß Batern“, rief Mite, flehentlich gegen ihren Mann die Hände ringend, „er soll sie fort schaffen, damit man sie hier nicht findet.“

Wieder derselbe dumpfe Laut, ähnlich dem zornigen Knurren eines Raubthieres, dem man die Beute entreißen will.

„Was?“ schrie der alte Mann dagegen, während er Clas trauervoll in's Antlitz blickte, „Such soll ich sie lassen, die Ihr mein Hanning umgebracht habt? Pfui, Gott bewahr' mich — die Mutter, die eigene Mutter. — Aber sie lebt noch, sie muß noch zu sich kommen — sie kann nich todt sein,“ stieß er heftig heraus und bettete die starre Gestalt sanft auf seine Arme, „und mit Euch will ich nichts mehr zu schaffen haben, Ihr, Ihr Mörder.“

Das war sein letztes Wort. Dann trug er seine Last langsam zur Thür heraus. So lange er noch auf der Schwelle weilte, war Clas stumpf und theilnahmslos sitzen geblieben, kaum aber fiel die Thür hinter Jochen in's Schloß, so erhob er sich schwerfällig, blickte erst verwundert auf die Mite, welche vor Frost zitternd am Fenster lehnte, dann auf die leere Stelle, wo seine alte Mutter bis jetzt gelegen, und plötzlich brach er in ein markerschütterndes Geheul aus und schwankte laut schluchzend dem Vorangegangenen nach. Die Nachtlust brachte ihn zur Besinnung, sie zerriß den grauen Nebel,

der bis jetzt über seinem Gedächtniß gelegen, und mit eifriger Klarheit trat ihm seine That vor Augen. Dieses weiße Haar — diese Blutstropfen —. Er schrie, daß es weit über Dünen und Meer forthallte, und schlug mit seinen riesigen Fäusten schallend gegen seine Stirn.

Jochen Wulkows Hütte war fest verschlossen, und obwohl Glas mit Händen und Füßen gegen sie stieß, wurde ihm doch nicht aufgethan: „Jochen,“ bettelte der Unglückliche flehentlich, „nur noch mal seh'n.“

Wieder Alles still. Aber nein, jetzt nahen Schritte. Eine gebrochene Stimme spricht etwas durch die Ritze der Thür. Athemlos nähert der Unglückliche sein Ohr und lauscht. Er will ja die Mutter nicht mehr sehen, nur hören will er noch etwas von ihr, ihren letzten Athemzug in sich aufnehmen, und während er sich gegen das geborstene Holz stemmt, spricht Jochen Wulkow von drinnen rau und trocken ein Wort: „tobt.“

Glas schwanzt empor, der Nachtwind pfeift an ihm vorüber und wiederholt das unselige Wort. Dann ist Alles still. —

Sechstes Capitel.

Es war noch Nacht, als Glas schweißbedeckt und mit wirren Haaren heimkehrte. Die Thür seiner Hütte stand halb offen, Alles war drinnen so, wie er es verlassen, nur das Lichtstümpfchen war herabgebrannt. Er setzte sich auf den Stuhl am Fenster, preßte die Hände zwischen die Kniee und ließ den Kopf auf die Brust herabsinken. In seiner Seele war Alles ausgebrannt und erloschen, nur der Körper zuckte von Zeit zu Zeit krampfhaft zusammen.

Draußen auf der gegenüberliegenden Seite der Landstraße stand eine einsame Pappel, und zwischen ihre Zweige und Blätter hatte der Mond dünne silberhelle Lichtnetze aufgehängt. Das flimmerte und funkelte so seltsam, daß sich des Einsamen Blick unwillkürlich in den magischen Silberfäden verfang.

Ob sein Mutting nun auch wohl schon dort oben weilte, ob sie ihn wohl sehen könnte, wie er hier saß mit eiskalten Füßen und gelähmtem Herzen, ihn, der sie vorzeitig hinaufgesandt hatte, durch ungeahnte Wuth dazu geführt und bethört von der aufreizenden, blendenden Schönheit seines Weibes?

Und bei dem Gedanken an Mife begann es wieder in seiner Kehle zu kochen, genau so wie vorhin, als er den unseligen Schlag ausgeführt. Hatte denn nicht seine Mutter, seine liebe, alte, todt Mutter eine entsetzliche Anklage gegen sie erhoben? — Aber nein, die Alte hatte hierin gelogen, er mußte es ganz gewiß. Die Mife liebte ihn ja, und das Herz schnürte sich ihm darüber zusammen, daß die Folgen seiner That ihn nun auf ewig von ihr trennen sollten. Ein ganzes Leben lang eingekerkert, hinter Mauern,

hinter eisernen Stäben, und sie vielleicht herumgestoßen, mißbraucht, geschändet —“

Er wühlte sich in den schweißnassen Haaren und schrie in tödtlicher Angst laut auf: „Mike — Miking, komm zu mich.“

Ein Geräusch entstand.

Aus der Ecke, in welcher seine Mutter stets gesessen, erhob sich eine Gestalt und kam langsam näher. Das Mondlicht zitterte über ein schneebleiches Antlitz.

„Mike,“ schrie der Verzweifelte, „hast Du die ganze Zeit dort gesessen?“

„Ja, ich hab' auf Dich gewartet.“

„Mike, komm zu mich.“

Sie rührte sich nicht.

„Ich will Dein Händing fassen,“ rief Glas flehentlich, ich muß ja fort von Dich, ich muß ja fort.“

Es war, wie wenn ein Schreckensruf über ihre Lippen gedrungen wäre, aber sie zitterte nicht und reichte ihm ihre kalten Finger. Sie war noch blässer geworden, ihre Augen hielt sie halb geschlossen.

„Wenn ich Dich nun nicht wiederseh',“ begann Glas dumpf und zermalnte fast ihre Hand, „Miking — Miking — ich — hab Dich zu lieb gehabt —“

Ein bitterliches Schluchzen erstickte seine Worte, und seine feuchte Stirn sank auf ihre Hand herab.

Mike antwortete nicht. Erst nach geraumer Zeit fragte sie mit heftiger, vor Entsetzen heiserer Stimme:

„Werden sie Dich festnehmen?“

Glas nickte.

„Und mich — auch?“

„Ne, Miking, Dich nicht, Dich nicht, beruhig' Dich man, Du zitterst ja so, Du arme Dirn,“ murmelte Glas und zog sein Weib zu sich herab. Noch in seinem Unglück suchte er nur sie zu trösten. Sie lag jetzt vor ihm, wie vernichtet und entkräftet, nur die grünlich-braunen Augen glitzerten und glühten in sichtlicher Seelenangst zu ihm empor.

„Und vor Gericht werden sie Alles ausforschen?“ fragte sie mit bebenden Lippen, auch die Geschichte' von dem Gensdarm und mir?“

Glas schwieg.

Plötzlich aber packte er sein Weib an den Schultern, überwand ihr Sträuben und zerrte sie in ausbrechender Verzweiflung an seine Brust:

„Is es wahr?“ heulte er, dem schwerathmenden Geschöpf stier in's Antlitz sehend, „is es wahr?“

Die Geängstigte ächzte, krümmte und wand sich, aber er presste sie, als wollte er sie an seiner Brust erdrücken. Die Luft stockte ihr, und in ihrer namenlosen Todesangst schlang sie die Arme um seinen Hals und biß fast in seine breiten, glühenden Lippen:

„Es is ja nich wahr, Glas'ing,“ stieß sie gurgelnd hervor, „ich bin unschuldig, ich lieb' Dich, Glas, ich lieb' Dich.“

Tief athmete er auf, und sie fiel wie ein schwerer, lebloser Gegenstand aus seinem Arm und blieb zusammengekrümmt vor ihm liegen.

„Mifing,“ stöhnte er erleichtert, „ich wußt' es ja, mein süßes Mifing.“

Eine lange Zeit blieb Alles still, endlich erhob sich das junge Weib und strich sich in tiefen Gedanken das Haar zurück.

„Gehst Du schon heut' Morgen aufs Gericht?“ forschte sie nach langem Zögern. Er warf einen erschreckten Blick auf sie, nickte und sank wieder in sich zusammen. Abermals dasselbe bange Schweigen, dann spähte Mife auf die sich erhellende Dorfstraße hinaus und sagte kurz und entschlossen: „Ich werd' mich anzieh'n und Dich begleiten; wart' auf mich.“

Ohne sich noch einmal umzuwenden, eilte sie in ihre Kammer und schloß die Thür.

Glas war wieder allein.

Stunde auf Stunde verging, es begann zu dämmern, am Himmel erloschen die Sterne, der Mond verschwamm, durch die Zweige der Pappel rauschte der Frühwind und weckte ein Blaukehlchen, das leise zu zirpen anfang, und auf den Scheiben des kleinen Fensters zitterte ein schwächlich-röthlicher Schein. Das erste Sonnenroth.

Glas fuhr auf, die Augen brannten ihn, es war Zeit, die Mife abzuholen. Als er die Thür öffnete, versuchte er zu lächen; sie sollte nicht merken, wie ihm das Herz brach.

„Mife!“

Keine Antwort.

Er rieb sich die Augen und blickte sich in der leeren Stube um.

Sollte sie noch einmal fortgegangen sein? — Ungeduldig trat er an's Fenster und wunderte sich, daß es nur halb angelehnt sei. Auf dem Fensterbrett lag ein Stück groben Papiers, mit großen, ungeschickten Buchstaben bescrieben, und als es Glas in die Höhe nahm, erkannte er sofort, daß es Mifes Handschrift trug. Halb willenlos hob er es dicht vor seine Augen und buchstabirte sich jedes Wort einzeln vor:

„An meinen Mann Glas.“

„Wart' nich auf mich. Ich hab's gethan und will nich erst vor die Richter. Warum hast Du mich auch durchaus heirathen gemußt? Du bist gar kein Mann und hättest bei Deine zänkische Mutter bleiben sollen. Den Jandarmen lieb ich auch nich, aber er is doch was ganz anderes. Kümmer Dich nich mehr um mich. Ich lauf in die Stadt und komm nie wieder.“

Mife.“

Als Glas den Brief zu Ende gelesen hatte, legte er das Blatt wieder auf das Brett und begann seltsam zu grinsen. Der Schlag traf so ungeheuer, daß seine schwachen Sinne das Letzte nicht mehr zu Ende zu denken vermochten. Nicht einmal ein Stöhnen drang über diese geschlossenen Lippen, nur grinsen

konnte er, grinsen, und seine Wangen schienen in diesem fürchterlichen Grinsen zu erstarren. Dann fiel er auf das Bett nieder, wühlte sich in die Kissen ein, und von Zeit zu Zeit stieß er einen grauenvollen Schrei aus: „Mutting, Mutting.“

Wie lange er so gelegen, mußte er nicht. Erst als es taghell in dem kleinen Raum geworden, raffte er sich auf und blickte mit dumpfem Entsetzen in den leeren, sonnendurchleuchteten Wohnraum hinein. — Die Mutter fort, die Mife fort, nur er hockte noch hier, ganz allein, ganz allein. Und was wollte er noch hier? Auch er mußte ja fort ziehen, erwarteten ihn nicht bereits die Richter und die Vergeltung?

Keinen Aufschub mehr.

Mit wilder Hast riß er seine Mütze vom Nagel und ging Schritt vor Schritt zu dem kleinen Hause hinaus. Als er die Thür aufschlug, lief ihm eine dicke Thräne über die Wange. Doch er war nicht unbemerkt geblieben. Dicht vor ihm, an der Pumpe, stand Jochen Wulkow und schien gerade damit beschäftigt, eine kleine Schüssel zu reinigen, aus welcher er hellrothgefärbtes Wasser herabgoß.

„Du,“ rief der alte Mall-Johann geheimnißvoll, „komm mal her, Patron.“ Und Glas schwankte heran, mit einer Scham, mit einer Seelenpein, als sei dieser verachtete Dorfspasmacher sein mächtigster, unerbittlichster Richter.

„Jochen,“ schluchzte er, „als er ihn erreicht hatte und fiel ihm um den Hals. „Ich binn nich so schlecht, als Du glaubst, nich so schlecht, nicht so fürchtbar schlecht.“

„Na, denn is gut,“ keuchte der alte Mann, sich mühsam von der Last befreiend, „und nun hör' zu, mein Söhning, wohin gehst Du jetzt?“

Glas gab keine Antwort.

„Es will Dich vorher noch Jemand sehen,“ flüsterte Mall-Johann und riß die Augen weit auf. „Ne, ne, laß mich sein, ich will es Dich ja sagen — Dein Mutting is heut Nacht noch mal zu sich gekommen.“

Dem armen Burschen war es, wie wenn dicht vor seinen Augen ein blauer Blitzstrahl herniedergefahren wäre, es zuckte und gleiste förmlich vor seinen Augen, hoch hob er die Hände über sein Haupt und brach in ein von Schluchzen ersticktes Freudengeheul aus:

„Was — lebt — mein Mutting — Jochen —.“

Aus seiner keuchenden Brust drang kein Wort mehr hervor, aber seine Hand zitterte so fürchterlich in der des Alten, daß dieser Mitleid mit dem schwer Geprüften fühlte und ihm langsam ansing zu berichten:

„Ja, heut' Nacht is sie wieder zu sich gekommen,“ erzählte er, während er frisches Wasser in die Schüssel rinnen ließ. „Hat auch Alles gleich gemußt und bat mich, mit so 'ner schwachen Stimm' um 'ne Bibel. — Mein Gott, ich hab' schon zehn Jahr nicht mehr das Buch aufgemacht, und als ich ihr's brachte, da schlug sie Paulussen seine Episteln nach und wies mich

eine Stell', die hieß: — Bart' mal, mein Söhnig, ja, die hieß: „Es soll'n die Männer's ihre Weiber lieben, so wie ihre eigenen Leiber. Wer sein Weib liebt, liebt sich selbst. Und um dess' willen wird ein Mensch verlassen Vater und Mutter und seinem Weibe anhangen, und sie werden Dich beide wie ein Stück Fleisch sein.“

„Und als ich ihr das vorgelesen, Glasig, da fing sie an zu weinen und flüsterte mir zu, wenn sie stürbe, dann sollt' ich Dich sagen: „sie hätt' nich aufgehört, Dich zu lieben. Denn Du sei'st im Recht, und sie im Unrecht, weil sie als alte Frau das junge Weib hätte darüber belehren müssen, was gut und sittig und häuslich sei. Das wäre ihr Fehl' gewesen — und Gott sollt' Dich segnen, Glas.“

So sprach Mall-Johann und wischte sich die Augen und fühlte mit in seinem guten Herzen, daß er den Unglücklichen mit tausend Messern vermundet habe.

„Und nun, komm mit,“ schloß er, und führte den Gebrochenen gewaltsam mit sich fort.

Ihnen zur Seite schwebte die Sonne über dem ruhigen Meer, der Himmel blaute und strahlte in unendlicher, leuchtender Reinheit, und über ihren Weg flatterte eine Schaar wilber, weißer Möven.

Sie standen vor der runden, geborstenen Lehmhütte, und als Mall-Johann vorsichtig die Thür öffnete, da war es dem armen Glas, als wenn sich ihm nun sein zuckendes Herz in der Brust herumwenden sollte, der Athem stockte ihm, mit gesenktem Haupt schlich er herein. Auf einer elenden Streu lag die alte Frau und hatte das weiße Haupt auf ein Kissen gebettet. Die Hände waren auf der Decke gefaltet. Nichts bewegte sich in diesem wächsernen Antlitz, nur die blassen Rippen lächelten den Ankömmlingen entgegen. Sprachlos stierte der Sohn auf sie hin.

„Ganning,“ sagte Jochen liebevoll, „Dein Sohn is da.“

Die Mutter lächelte immerfort, immer dasselbe gute, liebewarme Lächeln.

„Ganning, Dein Sohn, Dein Glas, nur ein Wort — es ist ja Alles wieder gut.“

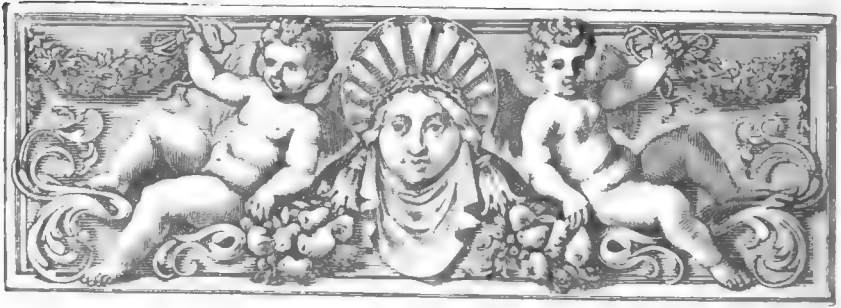
Keine Regung. Um den harten, alten Mund aber lagerte unausgesetzt das verzeihende, verklärte Lächeln.

„Mein Gott, Glas — Dein Mutting — Dein Mutting — lebt nich mehr,“ murmelte Jochen plötzlich neben dem Bette zusammensinkend, „tobt — tobt!“

Wieder Alles still.

Man hörte das leise Säuseln des Windes, der über die Hütte strich. Dann ein Jammerlaut, daß es weit über das Meer forthatte, und die riesige Gestalt warf sich vor dem Bette nieder, ergriß die starren Hände, küßte sie und schrie nichts weiter, als die schauerlich einfachen Worte:

„Mutting, Mutting.“



Arthur Sullivan.

Von

Eml Bohm.

— Breslau. —

Die Engländer haben von jeher für ein unmusikalisches Volk gegolten, und wenn auch ihre einheimischen Musikhistoriker sich bemüht haben, sie von diesem Vorwurf zu reinigen und einzelne englische Componisten als unübertreffliche Muster ihrer Gattung hinzustellen, so hat doch die musikalische Welt von dieser localpatriotischen Veräucherung wenig Notiz genommen. Geniale Tonsetzer, die werth wären, den epochemachenden deutschen, italienischen oder französischen Meistern an die Seite gestellt zu werden, hat England nie hervorgebracht. Die besten englischen Musiker waren, wenigstens was ihr selbständiges Schaffen anbetrifft, von ausländischen Mustern beeinflusst. Die Madrigal-Componisten im Zeitalter der Königin Elisabeth, die es auf dem kleinen Gebiete des weltlichen Liebes zu einer achtungswerthen Vollkommenheit brachten, sind in ihrer Technik und in ihren Formen von den gleichzeitigen Italienern abhängig, und Henry Purcell (1658—1695), der bedeutendste englische Componist aller Zeiten, bei dem selbst ein Genie, wie Georg Friedrich Händel, sich nicht genirte, in dreifester Weise künstlerische Anleihen zu machen, ist ohne französische Vorbilder nicht denkbar. Auf dem Continent hat man von der musikalischen Kunst der Engländer nie eine sonderlich hohe Meinung gehabt, und nur ausnahmsweise haben sich englische Compositionen auf das Festland verirrt und dort sich eines längeren Lebens erfreut.

In neuester Zeit ist es einem englischen Componisten gelungen, mit einem Werke nicht nur auf den Bühnen aller Culturländer Europas, sondern

so ziemlich in der ganzen Welt festen Fuß zu fassen und einen Erfolg zu erringen, wie er in der Geschichte des Theaters einzig dasteht. Arthur Sullivans „*Mikado*“ ist Weltoper, oder genauer ausgedrückt, Weltopernburleske geworden. Weber Wagner, noch Offenbach, noch Strauß, noch Mascagni, noch irgend ein anderer Operngott hat ähnliche Triumphe aufzuweisen. Die englischen Musiker sind allerdings von Sullivans „*Mikado*“ nicht sonderlich erbaut und betrachten den glücklichen Componisten, der es vom einfachen Mr. A. Sullivan bis zum adeligen Sir A. Sullivan gebracht und obendrein ein sehr respectables Vermögen zusammengeschart hat, als einen Wtrünnigen und der wahren Kunst Entfremdeten. Sullivan schien allerdings seinem ganzen Bildungsgange nach nicht dazu bestimmt zu sein, gerade auf dem Gebiete der leichtgeschürzten Operette dauerhafte Lorbeeren einzuheimsen.

Arthur Seymour Sullivan ist am 13. Mai 1842 in London geboren; sein Vater war ein kleiner Capellmeister und geschätzter Clarinettenvirtuos. Frühzeitig trat der junge Sullivan als Chorknabe in die königliche Capelle ein, wo er den Unterricht des tüchtigen Chorleiters Rev. Thomas Helmore genoss. Da der Knabe eine hübsche Stimme besaß, ausdrucksvoll vortrug und außerdem sich mit Glück in kleinen kirchlichen Compositionen (ein Stück „*O Israel*“ erschien bereits 1855 im Druck) versuchte, konnte es nicht fehlen, daß man auf seine außerordentliche musikalische Begabung aufmerksam wurde. Noch während seines Aufenthaltes in der königl. Capelle wurde er der erste Stipendiat der neu gegründeten Mendelssohn-Stiftung und besuchte als solcher die kgl. Akademie der Musik, wo sich namentlich Goss und Sterndale Bennett mit seiner weiteren Ausbildung befaßten. Nachdem seine Stimme mutirt hatte, trat er aus der kgl. Capelle aus und wandte sich (1858) nach Leipzig, wo Plaidy, Moritz Hauptmann, Ernst Richter, Julius Rietz und Moscheles seine Lehrer wurden. Als er 1861 nach London zurückkehrte, brachte er als reifste Frucht seiner Studien eine Musik zu Shakespeares „*Sturm*“ mit, die im April 1862 im Crystallpalast aufgeführt wurde und ihn mit einem Schläge zum berühmten Manne machte, den die besseren musikalischen Kreise Londons gern in ihre Mitte aufnahmen. Zwei Jahre später componirte Sullivan für das Musikfest zu Birmingham eine größere Cantate „*Kenilworth*“, für London die Musik zu dem Ballet „*L'Île enchantée*“ und die Oper „*The Sapphire Necklace*“, die indeß wenig Beachtung fand. Kleinere Compositionen für Gesang sowie für Clavier entstanden neben den größeren Werken hier und da. — In das Jahr 1866 fällt eine Sinfonie in E, die einzige, die Sullivan geschrieben, und eine auf den Tod seines Vaters componirte Ouvertüre „*In memoriam*“; dem nächsten Jahre gehört ein Alfred Piatti gewidmetes Violoncelloconcert und eine für die philharmonische Gesellschaft bestimmte Ouvertüre „*Marmion*“ an. Im Herbst des Jahres 1867 unternahm Sullivan in Gemeinschaft mit seinem Freunde Grove, dem Herausgeber des besten englischen Musikerlexikons, eine Reise nach Wien, um daselbst nach verschollenen Schubert'schen

Manuscripten zu forschen; auf der Rückreise gelang es ihm, seine Sinfonie in E im Leipziger Gewandhause zur Aufführung zu bringen. Von 1869 an ist Sullivan nicht nur auf allen Gebieten der Composition unermüdlich und erfolgreich thätig gewesen, sondern er hat sich auch in hervorragender Weise an dem öffentlichen Musikleben Englands betheiligt. An Aemtern und Ehren hat es ihm nicht gefehlt. Sullivan war nach einander Organist und Kirchenmusikdirector, musikalischer Beirath der königl. Aquariumsgesellschaft, Dirigent der philharmonischen Gesellschaft und der Promenadenconcerte in Covent Garden, oberster Leiter vieler Musikfeste, Mitglied der Direction des Royal College of Music u. s. w. Die Universitäten Cambridge und Oxford verliehen ihm die Doctorwürde, und 1883 endlich wurde er geadelt.

Von seinen Compositionen ist wenig nach Deutschland gedrungen, und von diesem Wenigen ist das Meiste schlangweg abgelehnt worden. Als Niedercomponist erfreut sich Sullivan in England großer Popularität; vor einem geläuterten ästhetischen Urtheil können seine lyrischen Ergüsse kaum bestehen. Sie trafen ebenso von weidlicher Sentimentalität, wie die analogen Producte unserer sogenannten noblen Vankelfänger Abt, Gumbert, Nefler und Consorten; einen Vergleich mit den Liebern Schuberts, Mendelssohns, Schumanns oder gar Robert Franz' halten sie nicht aus. — Etwas höher stehen seine Dratorien, die in England häufig bei Musikfesten aufgeführt werden. Das unstreitig beste Dratorium „Die goldene Legende“ (nach einer Dichtung von Longfellow 1886 componirt) hat man vergeblich nach Deutschland zu verpflanzen gesucht. „Die goldene Legende“ gelangte auf speciellen Wunsch der Kronprinzessin von Preußen im Berliner Opernhause zur Aufführung, konnte es indeß, obgleich die besten Solisten aufgeboten worden waren und der Stern'sche Gesangsverein den Chorpart übernommen hatte, nur zu einem Achtungserfolge bringen. Die Kritik erkannte wohl die Meisterschaft des Componisten in allen formellen und technischen Dingen an, vermisse aber eine bestimmt ausgeprägte Physiognomie, Einheit des Styles und Charakteristik. Auf der einen Seite war es die allzu deutliche Anlehnung an Mendelssohn, die gemißbilligt wurde, auf der anderen das Kokettiren mit Gounod'schen Phrasen. — Die Zwischenactsmusiken, die Sullivan zu Shakespeares „Sturm“, „Kaufmann von Venedig“, „Lustige Weiber von Windsor“, „Heinrich VIII.“ und „Macbeth“ schrieb, stehen in England in großem Ansehen; im Ausland sind sie ebenso unbekannt geblieben, wie seine für die englische Kirche bestimmten Tonsätze, die als Repertoirestücke der fgl. Capelle hoch geschätzt werden.

Alles, was Sullivan auf den erwähnten Gebieten der Tonkunst geschaffen hat, wäre nicht im Stande gewesen, seinen Namen über die Grenzen Englands hinaus bekannt und berühmt zu machen. Seine eigentliche Domain ist die Bühne. In wie weit Sullivans große Opern — er hat deren mehrere geschrieben — außerhalb Englands genießbar und lebensfähig sein werden, wird sich in der nächsten Zukunft zeigen. Sein „Ivanhoe“, der als sein

reifstes Werk gilt, wird im Berliner Opernhause vorbereitet; inmitten des gerade jetzt so massenhaft auf den Markt geworfenen neuen Opernmaterials wird er voraussichtlich einen schweren Stand haben. In der feineren Operette hingegen steht Sullivan concurrenzlos da. Die Anzahl der bisher erschienenen Werke dieser Richtung mag etwa ein Duzend betragen. Sullivan begann 1867 mit „Cox and Box, a new Triumviretta“ und entwickelte darin ein so originelles Geschick für musikalische Komik, daß er sofort als der beste komische Componist Englands anerkannt wurde. Wirklich populär wurden allerdings erst die in der zweiten Hälfte der 70er Jahre componirten Operetten. In dem Dichter W. S. Gilbert hatte Sullivan einen Mitarbeiter gefunden, dem sprühender Witz und beißende Satire in gleichem Maße zu Gebote standen. Gleich das erste gemeinschaftlich gearbeitete Stück „The Sorcerer“ schlug durch und wurde 175 Mal in London aufgeführt. Noch mehr gefiel „H. M. S. Pinafore“, das, nachdem es in London an mehr als 700 auf einander folgenden Abenden vor stets ausverkauftem Hause gegeben worden war, die Runde durch die Provinzen machte und überall mit hellem Jubel aufgenommen wurde. Bald fand es seinen Weg auch nach Nord-Amerika, und die beiden Autoren wanderten über den Ocean, um die Aufführungen zu überwachen und ihre geschäftlichen Interessen energisch wahrzunehmen. In Berlin, wo man Sullivan ebenfalls einzuführen gedachte, war für derartige Schöpfungen der Boden nicht genügend vorbereitet; für politische Karikaturen, wie sie in „Pinafore“ vorkamen, war kein Verständniß vorhanden. Ernst Dohm versuchte vergebens, das Stück für deutsche Gaumen schmackhaft zu machen; seine unter dem Titel „Amor an Bord“ erschienene Bearbeitung wurde zwar gedruckt, fand aber sonst keine Gegenliebe.

Von den in den achtziger Jahren componirten Operetten verdienen besondere Erwähnung „Patience“ und als Krone der ganzen Gattung „Der Mikado“. Der Erfolg des „Mikado“ ist einzig in seiner Art; selbst die momentan auf allen Bühnen der Welt grassirende „Cavalleria rusticana“ wird in Bezug auf die Anzahl der Aufführungen ein beträchtliches Stück hinter dem „Mikado“ zurückbleiben. Am 14. März 1885 ging die Burleske zum ersten Male in London in Scene; die erste Wiener Aufführung (Mai 1887 im Karl-Theater) war die 8954. Gesamt-Aufführung dieses für den Dichter wie für den Componisten eine Goldgrube repräsentirenden Werkes. Es bildeten sich in England Schauspielertruppen, die lediglich mit dem „Mikado“ alle Welttheile durchzogen, und überall, selbst da, wo man weder ihre Sprache verstand, noch die speciell auf englische Verhältnisse berechneten Witze voll und ganz zu würdigen vermochte, enthusiastischen Beifall fanden. Schon allein die exotische Costümung der Darsteller, bei welcher eine verschwenderische Pracht entfaltet wurde, zog die Zuschauer schaarenweise herbei. Von Japan, dem aufstrebenden Culturreiche, und von seinem unnahbaren Herrscher, dem Mikado, hatte man die wunderbarsten Dinge gehört und gelesen, und die Neugierde, ihn nun mit allen Attributen seiner Macht auf der Bühne zu

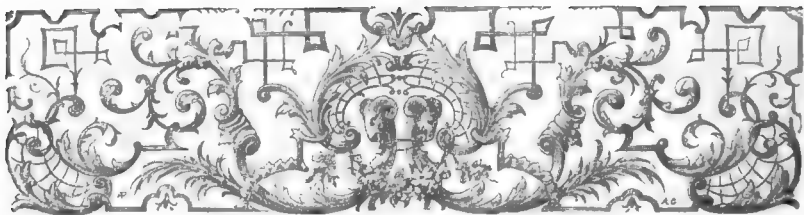
sehen, war selbstverständlich groß. Der Bühnen-Mikado hatte allerdings mit seinem Urbilde nicht viel mehr gemein, als den Namen und die Kleidung, aber er benahm sich so ungemein komisch und drollig, daß man seinen gar nicht königlichen Späßen mit schmunzelndem Behagen zuhörte. Dazu kam, daß die bunte Gesellschaft, die sich um den Mikado gruppirt, aus Typen bestand, die bisher auf der Bühne nicht heimisch gewesen waren. Der Oberhoffcharfrichter Ko-ko, der sein ungeschlachtet's Nichtschwert mit derselben Grazie schwang, wie früher seine Schneiderelle, der Allerweltsminister Pooh-Ba, der Generalfeldmarschall, Finanzminister, Kanzler, Reichsgerichts-Präsident und Erzbischof in einer Person war und die Gehälter aller dieser Chargen in seiner unergründlichen Tasche unterzubringen wußte, der hübsche Nanfi-Poo, der seinem Vater, dem Mikado durchgebrannt war, um der Verheirathung mit der alten Schachtel Ratisha zu entgehen, die drei joeben dem Pensionat entschlüpfen Mädchen Zum-Zum, Peep-Bo und Pitti-Sing, die aus dem Lachen, Richern und graziösen und blitzschnellen Fächerspielen nicht heraustamen — das waren Figuren, an denen auch der griesgrämigste Pessimist seine helle Freude haben mußte. Die Sprache, in der sie sangen, wurde schließlich etwas ganz Nebensächliches; ihre Bewegungen und ihre Mimit waren so drastisch und überzeugend, daß man auch ohne Kenntniß eines englischen Wortes über das Ganze der Handlung im Allgemeinen und über die Details der Vorstellung außer jedem Zweifel war. Die reizenden und farbenprächtigen Gruppen und Bilder prägten sich dem Gedächtniß scharf und sicher ein, und selbst die Szenen, wo das Clownartige — der Clown ist bekanntlich eine specifisch englische Erfindung — allzu aufdringlich in den Vordergrund trat, waren nicht im Stande, den Eindruck des Ganzen irgendwie zu trüben.

Sullivans Musik ist im Großen und Ganzen weit davon entfernt, außergewöhnlich originell zu sein. Die Mittel, mit denen er arbeitet, sind die bei Bühnenwerken ähnlicher Tendenz allgemein bekannten und traditionellen, aber wie diese Mittel mit dem Texte und der jedesmaligen Situation eng und innig verwoben sind, wie sie in Verbindung mit der Handlung wirken, das ist originell und frappirend. Nie geht der Componist über die Grenzen hinaus, die durch die Eigenart der einzelnen Szenen bedingt werden. Leicht und munter, zierlich und tändelnd fließen die Melodien dahin, vom Orchester so discret begleitet, daß keiner der Sänger genöthigt ist, sich zu unschönen Kraftanstrengungen hinreißen zu lassen. Man hat Sullivan den Vorwurf gemacht, er sei bei Offenbach und dessen Nachbetern und Nachtretern in die Lehre gegangen, und seine Operetten seien im Grunde genommen nichts weiter als ein matter Abklatsch der Werke des französischen Musikkomikers. Ein Körnchen Wahrheit mag in diesem Vorwurf enthalten sein, aber was wohl zu beachten ist, Sullivan hat das ganze Genre nicht vergrößert, sondern entschieden verfeinert und vertieft. Seine ganze Vorbildung war eine derartig gebiegene, daß die Versuchung, ordinär und trivial zu schreiben, über ihn keine Gewalt gewinnen konnte. Die einfachsten Motive — man denke an die Duvertüre — werden

unter seinen Händen zu interessanten musikalischen Aphorismen, und selbst wenn er gelegentlich anfängt, recht gelehrt zu schreiben, bleibt er immer liebenswürdig und elegant. Das vierstimmige Madrigal „Rosig bricht der Morgen an“ ist eine Perle leichter und zierlicher Gesangkunst; es erinnert durch seine Themen und deren Durcharbeitung an die Glanzperiode der englischen Madrigalisten und ist von so prächtiger Klangwirkung, daß es einen Vergleich mit den besten Madrigalen aller Zeiten nicht zu scheuen braucht.

Die moderne Operette ist so verflacht und verroht, daß ein Werk wie Sullivans „Mikado“ doppelt angenehm auffallen muß. Die Zweideutigkeit und die Jote, verbunden mit musikalischer Gedankenlosigkeit und Unfähigkeit, haben die Operette, die einst eine gewisse künstlerische Berechtigung hatte, auf das denkbar niedrigste Niveau herabgedrückt. Man kann es bedauern, daß ein Talent, wie Sullivan, von dem man das Höchste erwarten zu müssen glaubte, sich damit begnügt hat, seine Kraft und sein Können auf ein kleines und untergeordnetes Gebiet zu concentriren, aber man wird trotzdem nicht umhin können, einen Componisten, der innerhalb der einmal gegebenen Grenzen seine Begabung so glänzend bewährt hat, rückhaltslos anzuerkennen. Für die Unsterblichkeit sind Sullivans lustige Operetten nicht geschaffen, aber der Mitwelt haben sie, um einen Goethe'schen Ausdruck zu gebrauchen, Spaß, viel Spaß gemacht. Das ist auch etwas, und mancher tragische Operncomponist hat mit den dickleibigsten Partituren und mit dem gewaltigsten Rüstzeug des theatralischen Pathos weit weniger erreicht.

Uebrigens hat Sullivan sein letztes Wort noch nicht gesprochen. Noch lebt und wirkt er in vollster Schaffensfreudigkeit, und wenn auch sein letztes, vor wenigen Monaten in Scene gegangenes Werk, die Oper „Haddon Hall“, nicht den gleichen Erfolg gehabt hat, wie seine früheren Bühnenwerke, so hat es doch den Beweis erbracht, daß der Strom von prickelnden Melodien und natürlicher Romik noch ebenso reichlich und üppig fließt, wie vor einem Jahrzehnt. Leider hat Sullivan bei seiner neuesten Arbeit nicht sein früherer Textdichter helfend zur Seite gestanden, und der jetzige Librettist, Mr. Sydney Grundy, scheint, soweit man aus den englischen Kritiken herauslesen kann, kein vollgiltiger Ersatz für den mit dem Componisten grossenden Gilbert zu sein. Man wirft ihm vor, er habe sich die unmögliche Aufgabe gestellt, in ein ernstes, fast geschichtliches Textbuch die wesentlichsten Elemente der Operabuffa hineinzutragen. Das wäre das sicherste Mittel, das Talent Sullivans, das gerade in den kleinen Formen groß ist, zu unterminiren und auf falsche Fährte zu locken. Hoffen wir, daß Sullivan den Weg zu seinem witzigen Mitarbeiter wieder zurückfindet, und daß beide vereint der lachlustigen Menschheit, die trotz des nervös überreizten Opernkrimskrams der allerneuesten Zeit für leichtverdauliche Kost noch immer nicht unempfindlich geworden ist, noch manches heitere, natürliche und lebensfrohe Stück beschreiben.



Das „Doppel-Ich“ in der neuesten französischen Literatur.

Von

Edmond Hofferet.

— Berlin. —

I.

Vor ungefähr drei Jahren ist von einem jüngeren deutschen Psychologen, Mar Dessoir, in einem Vortrage ein neuer Ausdruck zur Bezeichnung einer alten Thatsache eingeführt worden. Dessoirs „Doppel-Ich“ ist seitdem in die anderen Cultursprachen übergegangen und von den Franzosen als „double-moi“, von den Engländern als „double-ego“, von den Italienern als „doppio-io“ verwendet worden. Aber der seelische Thatbestand, der mit dieser Wendung geschildert werden soll, ist, wie gesagt, seit uralten Zeiten bekannt, und was uns an ihm gegenwärtig interessiert, ist bloß die moderne wissenschaftliche Auffassung desselben und — so seltsam es klingen mag — seine eigenthümliche Verwerthung in der schönen Literatur. Hiermit wollen wir uns ausführlicher beschäftigen, nachdem wir einen kurzen Rückblick auf die Entstehung des Problems geworfen haben.

Der Vater der Psychologie und zugleich der Begründer einer metaphysischen Anschauung von der Seele, Platon, versuchte als Erster eine erklärende Classification der psychischen Vorgänge. Er dachte die unsterbliche, in das Gefängniß des Leibes eingeschlossene Seele aus einem vernünftigen und einem vernunftwidrigen, sinnlichen „Theil“ zusammengesetzt, zwischen welchen ein dritter vernunftloser, aber für Vernunft empfänglicher das „Band“ darstelle, und deren „Harmonie“ die Vollkommenheit des psychischen Lebens ausmache. Er zertheilte also gewissermaßen unser Bewußtsein in eine sinnlich-thierische und in eine geistig-menschliche Sphäre und suchte zwischen beiden

eine Brücke zu schlagen, damit die Einheit der Persönlichkeit gewahrt bliebe. Denn daß wir halb Fleisch, halb Geist und trotzdem ein Ganzes sind, ist eine richtige Beobachtung, die dieser Theorie zu Grunde liegt. Aehnlich unterschied Aristoteles eine vegetative, der Ernährung und dem Wachsthum vorstehende (Pflanzen-) Seele, eine empfindende, sinnlich wahrnehmende und begehrende (Thier-) Seele und eine erkennende, denkende und wollende (specifisch-menschliche, geistige) Seele. So ergab sich für die Auffassung des inneren Menschen eine stufenartige Zweitheilung in niedere und höhere Fähigkeiten, mit der von Aristoteles eine seitenartige Zweitheilung in passives Aufnehmen von Eindrücken und actives Handeln verknüpft wurde. Diese Zurückführung der psychischen Prozesse auf Fächer ist von den Späteren bis zum Ausgang des Mittelalters beibehalten worden, und nur von Einzelnen (den Neuplatonikern u. A.) die Psychologie als Lehre von der sinnlichen Seele von einer Pneumatologie als einer Lehre vom Geist unterschieden worden.

Mit dem Eindringen christlicher Anschauungen in die Philosophie erhielt die Zerlegung der Seele in Sinnlichkeit und Geistigkeit einen anderen Charakter: sie verwandelte sich aus einem sachlichen Schema in das moralische Verhältniß von Ueber- und Unterordnung. Die obere Sphäre wurde nunmehr als das wahrhaft Menschliche gepriesen und die niedere als Regung einer thierischen Natur in uns verdammt. Geschlechtsliebe, Freude an Reichthum, Wohlleben und Schönheit, was Alles den unbefangenen Griechen und Römern keine Gewissensbisse nachgerufen hatte, wurde zu den unedlen Trieben gerechnet. Dieses zweite Jch sollte um jeden Preis unterdrückt werden, obwohl die christliche Psychologie die Macht desselben deutlich genug erkannte. Sehr bezeichnend ist die Schilderung in der Offenbarung Johannis (Capitel XIII): „Und ich trat an den Sand des Meeres und sahe ein Thier aus dem Meer steigen, das hatte sieben Häupter und zehn Hörner und auf seinen Hörnern zehn Kronen und auf seinen Häuptern Namen der Lästerung. Und das Thier, das ich sahe, war gleich einem Pardel und seine Füße als Bärenfüße und sein Mund eines Löwen Mund. Und der Drache gab ihm seine Kraft . . . und sie beteten das Thier an und sprachen: Wer ist dem Thier gleich? Und wer kann mit ihm kriegen?“

Von den Zeiten Augustins ab ist das Thema des Doppel-Jch im christlich-spiritualistischen Sinne vielfach variirt worden. Aber erst Leibniz hat eine zweite tiefgreifende Veränderung vorgenommen, indem er nämlich die moralische Beurtheilung außer Augen läßt und den Begriff der unbewußten psychischen Thätigkeit neu einführt. In der Seele sind außer den durch die Aufmerksamkeit beleuchteten Vorgängen, so lehrt Leibniz, „kleine“ oder „dumpe“ Vorstellungen thätig, welche für unser Thun und Lassen keine geringere Bedeutung besitzen als die im Selbstbewußtsein gegebenen Motive. Sie bilden gewissermaßen das innerste Gemach in der uneinnehmbaren Burg unserer Persönlichkeit. Ihre stille Thätigkeit läßt sich nicht im Einzelnen verfolgen,

sondern bloß an den Wirkungen erkennen, an jenen unwiderstehlichen Begierden, Stimmungen, Gedanken, die plötzlich wie aus dem Dunkel der Nacht hervortauschen und, trotz allem Widerstreben des bewußten Ich, unsere Handlungen beeinflussen. Darum kann Faust*) klagen: „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust!“

In der That, zwei Seelen, oder klarer: zwei Personen. Denn die neuere Psychologie hat gezeigt, daß der negative Begriff des „Unbewußten“ keineswegs zur Charakteristik der sekundären Vorstellungsmassen ausreicht, vielmehr, wenn überhaupt angewendet, so auf einen ganz kleinen Theil beschränkt werden muß. Der größere Theil kann durch besondere Umstände in den Blickpunkt der Aufmerksamkeit treten und sich zu einer Kette zusammenschließen, die beispielsweise während des Schlafes Traumbilder und Handlungen ablaufen läßt. Ein italienischer Gelehrter, Rosmini, gab 1858 die ersten schlagenden Beweise für das Vorhandensein einer solchen halbbewußten (relativ unbewußten) Seelenthätigkeit, und an ihn knüpfte die französisch-englische Physio-Psychologie an, indem sie die neue Lehre auf das Problem der Persönlichkeit sinngemäß übertrug. So hat sich die Ansicht entwickelt, daß der Organismus und das Gehirn die wahre Personalität seien, die sog. Einheit des Ich also nur in der Verknüpfung einiger klarer Bewußtseinszustände mit anderen, weniger klaren und mit einigen unbewußten physiologischen Zuständen bestehe; doch wird von besonnenen Forschern hervorgehoben, daß das Bewußtsein in sich und durch sich ein schlechthin Neues und der körperliche Vorgang keineswegs die Ursache des physischen Vorgangs sei. Wenn demnach die Einheit des Ich zum Theil eine lediglich organische, zum Theil ein Product unserer Einbildungskraft ist, so braucht man nicht davor zurückzuschrecken, die neben einander arbeitenden Bewußtseinsphären bildlich als zwei Persönlichkeiten zu bezeichnen.

Dies um so weniger, als neuere Untersuchungen nachgewiesen haben, daß auch das secundäre Bewußtsein eine besondere Erinnerungskette besitzt, die sich z. B. in der Hypnose sehr deutlich zeigt. Der Geisteszustand des Hypnotisirten ist das Ueberwiegen des Unterbewußtseins bei zurückgedrängtem Oberbewußtsein, oder um es fachwissenschaftlicher auszudrücken: die Synthetisirung unterbewußter Momente. Da nun in solchen Fällen die neue Synthese Besitz von dem Körper zu ergreifen pflegt, ihr Inhalt aber mit dem Eintreten der normalen Verfassung nicht verschwindet, sondern fort dauert, so hat man vielleicht ein Recht, von einem wirklichen „Doppel-Ich“ zu sprechen, sobald man nur den ange deuteten modernen Gesichtspunkt anzunehmen geneigt ist. Was nun die besonderen

*) Nebenbei bemerkt heißt es schon 1773 in Wielands Iyrischem Drama „Die Wahl des Herkules“:

„Zwei Seelen — ach, ich fühl' es zu gewiß,
Bekämpfen sich in meiner Brust
Mit gleicher Kraft.“

Eigenthümlichkeiten des Unterbewußtseins betrifft, so legt man ihm Sinnfälligkeit und Beeinflußbarkeit bei, dem Wachbewußtsein dagegen die Masse der die äußere Wirklichkeit repräsentirenden Hemmungsvorstellungen. Unser vollbewußtes Seelenleben scheint auf einer gewohnheitsmäßig arbeitenden Grundlage von hallucinatorischem Charakter zu ruhen, in der längst vergessene Bilder ihre Stätte finden und in deren matterhellten Räumen sich die Aenderungen der Gefühlslage und die Spannungen der Triebe bewegen.

Wir übersehen nunmehr den Entwicklungsgang eines psychologischen Problems. Von Alters her ist eine Zweitheilung der Seele versucht worden, und zwar eine Theilung in eine mehr körperliche und in eine andere mehr geistige, abstracte Sphäre. Während die griechische Philosophie mit ihren bis in die neueste Zeit hineinreichenden speculativen Nachfolgern versucht hat, gegenüber diesem Thatbestand die Einheit des Jch zu retten, hat die moderne Wissenschaft ein solches Beginnen als nutzlos aufgegeben und vielmehr einen ganz anderen Begriff einer Bewußtseinseinheit aufgestellt. Seit Leibniz ist das Schlagwort des Unbewußten in die Debatte aufgenommen worden; seit Augustinus das von Gut und Böse. Wir werden nun sehen, wie der moderne und zwar vornehmlich der französische Roman sich des Problems mitammt allen Ausläufern bemächtigt hat, wie er einerseits das triebartige Instinctleben für die einzige Seite des psychischen Daseins erklärt, andererseits in den Ton moralisirender Verurtheilung verfällt, wie aber daneben in einer Richtung, die freilich unbekannter als die Schule Zolas und Tolstoj's geblieben ist, die wahrhaft psychologische Analysis ihre Triumphe feiert, indem sie den Januskopf des inneren Menschen portrairt.

II.

Um mit einem Typus derjenigen psychologischen Romanciers zu beginnen, die den Mittelweg eingeschlagen haben, sei zuerst Eduard Rod genannt. Herr Rod, gleich dem großen Jean Jacques und gleich Cherbuliez ein Pariser Schweizer, lebt als Professor in Genf. Diese Lebensstellung ist bezeichnend. Die Führer der modernen französischen Literatur sind fast ausnahmslos Wissenschaftler, sei es in der äußeren Stellung oder wenigstens in der inneren Auffassung ihres Berufes. Zumeist halten sie sich für Psychologen und benutzen die Form des Kunstwerkes, um eine Theorie zu veranschaulichen. Aber glücklicherweise tritt bei Rod die Tendenz nicht so aufdringlich hervor, und nur in Anknüpfung an concrete Fälle pflegt er allgemeinere Ansichten darzulegen.

So hat er einmal, nach dem Erscheinen des Journal intime der Brüder Goncourt, in geistreicher Weise das Wesen der Freundschaft zergliedert*).

*) Vergl. auch das betr. Capitel in Delzauts Buch über die Goncourts. Edmondo de Amicis Werke über die Freundschaft, prickelnd wie der Aft in der Heimat des Piemontesen, ist im Grunde doch nichts als eine lang ausgesponnene Plauderei über einen Wortwitz, den der Name des Autors ihm nahe legte.

Bei einer anderen Gelegenheit, in der Vorrede zu „Les trois coeurs“, hat er sich über die Methode des schriftstellersnden Psychologen ausgelassen und sie an Stelle der alten Etiquette „Selbstbeobachtung“, „introspectives Verfahren“ u. dgl. mit einem neuen Schilde „Intuitivismus“ versehen. Die bezüglichlichen Schlagsätze lauten: „Un intuitif est un homme qui regarde en soi-même, et c'est bien ce procédé d'observation intérieure qui paraît devoir succéder à l'observation extérieure des naturalistes L'intuitivisme serait donc l'application de l'intuition comme méthode de psychologie littéraire: regarder en soi, non pour se connaître ni s'aimer, mais pour connaître et aimer les autres; chercher dans le microcosme de son coeur le jeu du coeur humain; partir de là pour aller plus loin que soi, parce qu'en soi, quoiqu'on dise, se réfléchit le monde.“ Im Grunde genommen also nichts Anderes, als was die Erforscher des Seelenlebens überhaupt thun, wenn sie aus der inneren Erfahrung des Individuums allgemeingiltige Gesetze abzuleiten versuchen, wobei jedoch nicht verschwiegen werden darf, daß diese sehr einseitige Methode durch andere Verfahrenswesen beträchtlich ergänzt werden muß und wird. Rods Intuitivismus gleicht ferner auf ein Haar den ästhetischen Grundsätzen Goethe-Schillers, denn beide Dichter verlangen die Erweiterung des subjectiven Seelenbefundes zu einem allgemein menschlichen Erlebnis.

Doch wenden wir uns zu unserem eigentlichen Thema. Wenn es feststeht, daß alles innere Leben sich auf Zickzackwegen bewegt, deren verschlungene Seitenpfade theils vom Bewußtsein beleuchtet werden, theils in Dämmerung oder in tiefen Schatten gehüllt sind, wenn in der That ein Zwiespalt in der Seele herrscht, der im Persönlichkeitswechsel und im Dualismus der psychischen Activität zu Tage tritt, so wird eine Aufgabe des psychologischen Romans darin bestehen, dieses Sachverhältniß an einem typischen Beispiel klarzulegen. Dahin zielen nun zweifellos Rods poetische Schriften. Und es ist interessant, daß unser Dichter durch mehrere Bände hindurch die Entwicklung eines Individuums verfolgt, um zu zeigen, wie es sich mit zunehmendem Alter und gemäß den Lebensschicksalen verändert. Ob wir ein solches Verfahren vielleicht als wahren Naturalismus bezeichnen dürfen?

Ich kann den Leser mit gutem Gewissen einladen, einen Blick auf Eduard Rods Romane zu werfen. Für gewöhnlich gilt es als Wagniß, die kostbare Zeit mit belletristischer Lectüre zu verbringen, und wirklich, manchmal geht es dem Genießenden mit einem verschlungenen Bande wie dem Evangelisten Johannes: es war süß in seinem Munde wie Honig, und da er es gegessen hatte, grimmete es ihm in seinem Bauche. Indessen die Erzählungen Rods bereiten auch dem literarischen Feinschmecker keine Enttäuschung. Der Erstling des Schriftstellers setzt ganz einfach an: „Paris — Januar — Ich“, führt uns durch eine pessimistische Traumwelt und endet mit dem etwas melancholischen Geständniß: „Gleichwohl giebt es gute Dinge, das Schweigen und die Unbeweglichkeit.“ In diesem Buche „La course à la

mort“, lernen wir einen jungen Mann kennen, der nach vergeblichen Versuchungen, im Leben seine geistigen Kräfte nutzbringend zu verwerthen, sich in sich selbst verschließt und mit Staunen eine ungeahnte Wunderwelt in der eigenen Seelentiefe entdeckt. Das hindert ihn nicht, sich zu verheirathen. Daher trägt der Anfang des zweiten Werkes „Le sens de la vie“ die verheißende Ueberschrift „Le mariage“: wir sehen den Helden in einem traulichen Gemache zur Seite eines klugen Weibes mit großen Augen. Es folgt ein Abschnitt „Paternité“ und ein weiterer mit dem Titel „Altruisme“. Aber Vatergefühle und Regungen gemeinnütziger Nächstenliebe vermögen nicht, sein Herz ganz auszufüllen, sie bilden nicht den „Sinn des Lebens“ auf der „Jagd nach dem Tode“.

Was bleibt? wird man fragen. Eduard Rod antwortet: die Religion. Freilich nicht die Religion der Strenggläubigen, sondern der Cultus eines, man möchte sagen, psychologischen Gottes, der die Summe aller Gefühle, ja „das Gefühl“ selber ist, von dem unsere Gedanken, Empfindungen, Strebungen nur absplitttern. Wir sollen uns in diesen Mutterboden der gesammten Seelenthätigkeit versenken und dem Beispiele folgen, das der Verfasser in dem letzten Werke „Les trois coeurs“ giebt, wo er Empfindungen pflegt, die ihm bis dahin unbekannt geblieben waren. „Banne weit von dir,“ so flüstert die Vergangenheit ihm zu, „die Neugierde, die stets gottlos ist, — eine Stunde der Träumerei unter freiem Himmel wird Dir mehr sagen, als Jahre des Studiums, und Du wirst niemals der Wahrheit näher sein, als wenn Deine Ideen in nutzlosen Geistesblitzen entschwinden werden, — die unbestimmten Erregungen, die Dir das Herz schnellen, die verschwimmenden Visionen, die vor Deinen Augen Dinge ohne Form und Gestalt vorüberziehen lassen, die unsafßbaren Melodien, die das Schweigen murmelt, die Ideen, die Du erhaben über alle Deine Formeln ob Deinem Haupte dahinfliegen fühlst — das sind die wahren, die einzigen Offenbarungen der Unendlichkeit.“

Ich brauche kaum zu sagen, daß der seelische Urgrund, von dem alles Heil kommen soll, sich mit dem deckt, was oben das zweite Ich genannt wurde. Die Pflege des Unterbewußtseins hat bei allen Propheten, Träumern und Ekstasikern den breitesten Raum eingenommen. Denn deren „Gemeinschaft mit Gott“ besteht als innere Erfahrung vornehmlich in der machtvollen Verknüpfung eines psychischen Vorganges mit einem Außer-Ich: das Persönliche verschwindet, und das Bewußtsein gehört ganz und gar dem Gegenstand des Gedankens, der selbst wiederum in den unteren Schichten der Psyche wurzelt. Dies von altindischer Weisheit als letztes Ziel gepriesene Aufgehen in ein Ueberpersönliches beobachten wir tagtäglich in seinen ersten Ansätzen, so oft wir uns in das Nachdenken über einen Gegenstand „verlieren“; die weitere Ausbildung strebt nun danach, den erworbenen Zusammenhalt des Wirklichkeitsbewußtseins zu schwächen und die Empfänglichkeit gegen die störenden äußeren Einflüsse abzustumpfen.

Rückkehr zu sich selbst und genauer zu dem verborgenen Theil des Selbst: so lautet das Lösungswort Rods und der übrigen „psychologues“ oder „intellectuels“ oder, wie sie sich auch gelegentlich nennen, der „synthétiseurs“. Ursprünglich waren sie ja alle Naturalisten gewesen, aber allmählich gingen sie aus Zolas Lager zu den Fahnen eines Neo-Idealismus über. Also formulirten sie ihre Theorie: die Seele allein bedeutet etwas, sie allein existirt, nur durch und für sie haben die Gegenstände der Außenwelt einigen Werth. „L'homme naît et vit dans les pensées“, sagt Amaury in „Volupté“. Bald erhob sich aus ihren Reihen ein Dreigestirn: Barrès, Bourget, Rod. Letzterer, der am meisten Aristotelische von Allen, blieb an unmittelbarer Wirkung hinter Barrès zurück, aber er übertraf ihn in dem bleibenden Gehalt seiner Kunstwerke. Doch auch er wurde von Paul Bourget verdunkelt, dessen Stern als erster aufgeleuchtet war und noch jetzt im hellsten Lichte strahlt.

III.

Paul Bourget gründet die Fabel seiner ersten Novelle „L'irréparable“, sowie diejenige seines Romans „Le disciple“ auf die Lehren zweier Professoren der Philosophie. Hieran läßt sich von Neuem erkennen, daß die Modernen nicht von der Kunst mit ihrem schönen Schein, sondern vielmehr von der wahrheitsjuchenden Wissenschaft die eigentliche bildende Geistesarbeit des Jahrhunderts erwarten.

Jene erste Novelle beginnt mit einem Gespräche zwischen dem Verfasser und einem gelehrten Psychologen, der ein Werk über die Ideenassociation geschrieben hat. In diesem Werke soll sich der Nachweis dafür finden, daß die jedem Menschen innewohnende Vorstellung von einem untheilbaren, unveränderlichen Ich nur aus der Verknüpfung von ursprünglich incohärenten psychischen Momenten besteht, d. h. lediglich ein Werk der Ideenassociation ist. Daher dürfe es nicht Wunder nehmen, wenn gelegentlich ein Riß dieses künstliche Gewebe zerreißt, die Persönlichkeit sich wandelt und ein zweites Ich Besitz von dem Körper ergreift. Und so erzählt die Geschichte von einem jungen Mädchen, das, bisher unschuldig und ehrsam, plötzlich ihre eigene Natur verleugnet und von einem unerklärlichen, aus geheimnißvoller Tiefe emporsteigenden Triebe ergriffen, in einsamer Nacht einem gewissenlosen Manne sich preisgibt.

Der „Schüler“ reicht einem anderen berühmten Professor eine Studie über das Doppel-Ich ein. Die Studie soll es begreiflich machen, daß er, Gresslou, kalten Blutes ein engelreines Mädchen verführen und das ihr gegebene Versprechen, nach der Brautnacht in den gemeinsamen Tod zu gehen, brechen konnte. Denn seine Handlungen würden nicht allein durch das bewusste Ich, sondern auch durch ein unbewusstes Princip in ihm bestimmt, das sich jeder Controle entziehe. Aus dieser Verdoppelung unseres Wesens, so heißt es in der dem Professor Adrien Sirte eingereichten „Confession

d'un jeune homme d'aujourd'hui“, erklärten sich alle Unbegreiflichkeiten unseres Thuns. Wir nähren in uns eine Schlange, die uns das Leben vergiftet. Mancher setzte Alles daran, ein Ziel zu erreichen, von dem er später erkennt, daß es den Wünschen der secundären Person in ihm durchaus nicht entspricht; ein Anderer wiederum wird durch das Ding in ihm zu den unbegreiflichsten Handlungen verleitet. In sieben Paragraphen begründet Greslou seine These. Nachdem er die „hérédités“, den „milieu d'idées“ und die „transplantation“ untersucht hat, kommt er zu dem Ergebnis, daß die Zwiesältigkeit seines Wesens aus der Abstammung von einem Mißwollte einerseits, andererseits aus der Einwirkung der Umgebung abzuleiten ist. Das normale Doppel-Ich nämlich hat bei ihm einen pathologischen Anstrich. Während eine Person in ihm ausschließlich denkt und handelt, spielt die andere bloß die Rolle einer passiven Zuschauerin. Daher von Kindheit auf die Neigung, vor der Welt und in der eigenen Phantasie ein Anderer zu sein, als in Wahrheit, die Menschen nach Möglichkeit zu betrügen und zu verführen.

Die Moral von der Geschichte besteht in der That in einer Moral, nämlich in der Uebertragung dieser psychologischen Lehren auf das Gebiet des Sittlichen. Das zweite Ich ist das Böse in uns, so lehrt Bourget; wir müssen es auf alle Weise zu unterdrücken suchen, auf daß wir nicht zur Rechenenschaft gezogen werden für das, was das Thier in uns sündigt. Die Entwicklung der Gesamtseele der Menschheit sollte dahin gehen, das primitive Bewußtsein mit allen Kräften zu unterdrücken, die Ueberlebens aus dem Naturzustande*), wo der Mensch ohne Rücksicht auf Gut und Böse seinen Impulsen folgt, vollständig zu vernichten; anstatt dessen schlägt sie zum Unheil kommender Geschlechter den gerade entgegengesetzten Weg ein. Hier wird nun der Poet und Psychologe, der Literaturhistoriker und Kritiker zu einem begeisterten Sittenprediger. Man glaubt nur mit Mühe, daß der Verfasser der flammenden Vorrede zum „Disciple“ derselbe Mann ist, der die „Aveux“ und einzelne Seiten der „Essais“ geschrieben hat. Jedenfalls begegnet er sich in seinem Moralisiren patriotischen Beigeschmacks — „La France a besoin de talents chrétiens“ — mit vielen seiner literarischen Landsgenossen. Der jüngst verstorbene Edmond Scherer hat vielfach über die Zersetzung der modernen Gesellschaft geklagt; die Doubouirskritik eines Anatole France und Demaitre tabelt höchstens in leicht ironischem, die akademische Kritik Brunetières im elegischen Tone; und die psychologische Kritik Taines und Amiels verzichtet auf jedes Urtheil.

Nach Bourget kommt das sociale Elend außer von den freigeistigen Wissenschaftslehren eines Abrien Sirge auch von dem Cultus des sinnlichen

*) Hiermit stimmen die Ergebnisse der ethnologischen Psychologie überein. Auch die vergleichende Thierpsychologie läuft in demselben Geleise, wenngleich man kaum mit Hottensky soweit gehen wird, schon das Protoplasma mit seinem aggressiven Charakter für ein ungerechtes und böses Princip zu erklären.

Theiles unserer Seele. Das „Fleisch“, um den christlichen Ausdruck zu gebrauchen, d. h. also die halbbewussten Gefühls- und Triebkreise der Psyche, das Fleisch ist die Quelle alles Übels. Daher wird der Dichter nicht müde, die Pflege des Fleisches, den Luxus, die Verderbtheit der Reichen in grellen Farben zu schildern; die Wahrheit zu gestehen, gelingen ihm auch solche Beschreibungen weit besser als die farblosen Porträts kleiner Leute, z. B. der Damen Offarel in den „Mensonges“ oder des Fräulein Trapenard im „Disciple“. Aber seine Theorie vom „milieu“ verleitet ihn nicht selten zu übertriebener, langweilender Kleinmalerei, und so entstehen Satymonstra wie die folgende, möglichst schonend übersehte Periode: „Sie lag träge auf dem Divan ihres Boudoirs, in einem gerastten, ganz weißen Morgenkleid, beschäftigt damit, Cigaretten eines Tabaks von der Farbe ihrer Haare zu rauchen; sie entnahm sie aus einer japanischen, goldgeschmückten Schachtel, neben der, auf demselben Tisch, ein Ständer aus schwarzem Eisen stand, der durch ein doppeltes Stützwerk aufrecht gehalten wurde und vier Photographien ihrer bevorzugten Freundinnen zeigte.“ Höchst interessant, nicht wahr?

Der stilistische Antipode Bourgets ist der in Deutschland leider viel zu wenig bekannte Charles Ephenre, ein Meister in kurzer, prägnanter Darstellung und zugleich ein Feind aller unnützen Detailphotographie. Doch das ist nicht der Grund, weshalb ich ihn hier erwähne. Ich nenne ihn vielmehr deswegen, weil er das Problem des Doppel-Ich in einer sehr bemerkenswerthen Form novellistisch behandelt hat. Für Ephenre bildet die secundäre Person in uns nicht das bekämpfenswerthe böse Princip, sondern im Gegentheil ein höheres, von dem Wachbewußtsein leider meist verdecktes Wesen. Das zweite Ich verfügt über wunderbare Eigenschaften, die freilich gewöhnlich unbemerkt in uns schlummern, aber in ekstatischen und ähnlichen Zuständen deutlich hervortreten. Wir ahnen nicht, welche Kräfte unsere Seele birgt. — Das Alles ist zweifellos richtig. Seitdem die experimentelle Psychologie sich der Hypnose angenommen hat, die wir, wie erinnerlich, als einen Zustand überwiegenden Unterbewußtseins auffassen, sind einzelne, schier unglaubliche Fähigkeiten der psychischen Activität exact festgestellt worden. Der Hypnotische verfügt manchmal über eine außerordentliche Verfeinerung der Sinnesthätigkeit, er besitzt Macht über einige sonst ganz uncontrolierbare Functionen des organischen Lebens, er kann sich von Schmerzen befreien — kurz, er ist in vielen Beziehungen ein höherer Mensch.

Indessen, alle diese Leistungen liegen in dem bekannten Bereich der Natur. Ob auch mystische Kräfte, so die des Hellsehens und Fernwirkens, dem zweiten Ich zugesprochen werden dürfen, unterliegt wohl sehr dem Zweifel; und wenn von Seiten der modernen Metaphysiker die secundäre Person zu einem „Metaorganismus“ oder „transcendentalen Subject“ emporgeschraubt wird, dann verlieren wir eben jeden Boden unter den Füßen.

Ephenre neigt dazu, die Wirksamkeit der verdunkelten Vorstellungsmassen zu überschätzen. Seine Gelbin „Soeur Marthe“, im gewöhnlichen Leben

eine stille, unbedeutende Novize, wird in dem zufällig herbeigeführten Somnambulismus nicht nur ein stolzes, liebebeglühendes Weib, was wir begreifen können, sondern auch eine Hellseherin. Sie weiß von Ereignissen, deren sie sich unmöglich durch eine Hypermnésie erinnern konnte. Sie nimmt wahr, was in der Ferne vorgeht, sie heilt die beginnende Schwindsucht der „Anderen“ d. h. ihres ersten Jchs. Aber ich muß gestehen, daß ich nirgend anders eine so lebendige Schilderung des Doppelwesens unseres Jch gefunden habe, als in dieser, von dem verführerischen Reiz des Geheimnißvollen umgossenen Liebesepisode zwischen der in Schwester Martha verborgenen Angèle und dem unglücklichen Arzte Laurent Verdine. Und darum gebe ich gern alle principiellen Bedenken preis; um so mehr, als in dem Satz von der höheren Natur in uns der Hinweis auf etwas Nichtiges enthalten ist. Die Fortsetzung unserer Rundschau freilich wird uns wieder zu dem entgegengesetzten Gedanken zurückführen, dem zufolge das zweite Jch das Thier, das Böse, das halb Ueberwundene in dem Menschen darstellt.

IV.

Emile Zola ist von den Tagen seiner ersten schriftstellerischen Versuche an bis zu der Zeit, wo er sich in das Netzwerk abstracter Theorien verstricken ließ, den gleichen festgezinnten Steg gewandelt. In dem Jugendwerke „Le vœu d'une morte“ schildert er einen jungen „poetischen Mathematiker mit glühendem Herzen“, dessen eine Seelenhälfte die Tochter seiner Wohlthäterin liebt, während die andere Hälfte in Erfüllung eines der verstorbenen Gönnerin geleisteten Gelöbnisses jenes Mädchen mit einem wackeren Freunde zu vermählen strebt. Kurz vor dem Tode klingen beide Zeitmotive harmonisch zusammen. „Als er, an der Schwelle der Unendlichkeit, seinen letzten Seufzer aushauchte, da vernahm er aus der Tiefe jenes blendenden Glanzes, in welchen er einging, eine wohlbekannte, freudige Stimme, die zu ihm sprach: „Du giebst sie einem würdigen Manne, Deine Aufgabe ist vollendet . . . komm' her zu mir.“

Mir scheint, als ob Zola mit der genannten Skizze seinem Ehrgeize, seine Schriften zu einem „magasin de documents sur la nature humaine“ (Taine) zu gestalten, unvergleichlich besser gerecht wird, als mit den großen Fahnenwerken, in denen eine mechanische, lebenslose Psychologie den Creaturen die intellectuelle Selbständigkeit, die höchste, die sich selbst bezwingende Willens-thätigkeit nimmt. Den Personen der „Bête humaine“, als da sind: Roubaud, Phasie, Sôvérine, Lantier, Flore, Pecqueur fehlt sammt und anders die Herrschaft der Vernunft über den Instinct. Aus dem wirklichen homo duplex ist ein abnormer homo simplex geworden, der in morallosen, ungebändigten Instincten aufgeht. Jacques Lantier besteht schlechthin aus solchen, von der Urzeit übernommenen Trieben nach Sinneslust und Mord. Seine Gier, jedes nackte Weib im Blute zu sehen, soll das Erbtheil einer

vorhistorischen Periode sein, in der der primitive Mensch die Bosheit des anderen Geschlechtes durch sinnliche Knechtung und Tödtung bestraft. Ähnlich erscheint in „La terre“ der Bauer in den Gedankenkreis der Erde, in „Le ventre de Paris“ der Städter in den Gedankenkreis der rohesten Selbsterhaltung gebannt. Was Wunder, daß die leblosen Gegenstände in großartiger Symbolisirung den Charakter einseitig determinirter Menschen annehmen, daß z. B. in dem Eisenbahn-Romane die Locomotive ein triebartiges Eigenleben führt. Die Maschine ist das wahrhaft Menschliche, scheint Zola sagen zu wollen.

Das zweite Ich als Automat gefaßt und gewissermaßen zum Ideal erhoben — ja, das scheint der Herzpunkt in dem monumentalen Bekenntniß des großen Naturalisten zu sein. Das Fundament des seelischen Organismus ist für ihn ein Stück unüberwindlicher Urnatur, indem es den streng gesetzmäßigen Ablauf der Sonderexistenz aus wilden Trieben heraus regelt, jedes Aufbäumen der höheren Bewußtseinsstichten lediglich unterdrückt und den freien, vernünftigen Willen bei der thatsächlichen Handlung ausschaltet.

Zu derartigen wilden Trieben gehört nun vor allen Dingen der Geschlechtstrieb. Was ihn betrifft, wird man wohl oder übel mit einem halben Zugeständniß an Zolas Lehre nicht zurückhalten können. Selbst Guy de Maupassant schließt sich hierin dem heißgehaßten Dichter an. In der Novelle „Un cas de divorce“ findet er nicht Worte genug, um die Umarmung zu schmähen, „die allen verfeinerten Wesen als etwas vorkommt, worüber man Scham empfindet und wovon man nur flüsternd, mit Erröthen spricht.“ In einer anderen Novelle „L'inutile beauté“ antwortet er dann auf den billigen Einwurf: das sei natürlich. „Die Natur! Ich sage Dir, daß die Natur unser Feind ist, daß wir gegen die Natur unaufhörlich ankämpfen müssen; sie führt uns ewig zum Thier zurück.“ Alles Schöne, was das Leben bietet, ist im Widerstreit zur Natur und somit auch zum ursprünglichen Ich entstanden. Die Cultur soll uns über die Natur, über die eigene primitive Veranlagung hinausführen. „Wir sind es, die der Schöpfung, indem wir sie besingen, sie deuten, sie als Poeten bewundern, als Künstler idealisiren, als Männer der Wissenschaft erklären, einen Hauch von Schönheit und Anmuth leihen, einen Reiz, etwas Geheimnißvolles in sie legen. Denke an die Fortpflanzung! Kann man sich etwas Uebleeres, Widerwärtigeres vorstellen?“*)

Wie merkwürdig ist es nun, daß von eben diesen Anschauungen aus Leo Tolstoj zu dem Wunsche nach einer Rückkehr zur Natur gelangt! Aber das erklärt sich so. Das sinnliche, instinktmäßige, halbbewußte Ich erscheint ihm nicht als Ueberlebens der Naturzeit, sondern gerade umgekehrt als Produkt einer die Natur entehrenden Civilisation. Daher sollen Culturerrungenschaften wie Geld, Wissenschaft, Kunst, raffinirte Wollust einem

*) Nach der Uebersetzung von Georg Brandes.

Rousseauschen Primitivleben Platz machen; der natürliche Mensch, als Theil in die moderne Seele eingekapselt, ist nicht böse, erst die Uebercultur macht ihn dazu. Zurück also zur Natur! In diesen Ruf stimmt auch Björnson ein, wenn er im „Handschuh“ Jungfräulichkeit des Mannes vor der Verehelichung fordert, aber er geht nicht so weit, wie Tolstoj, dessen „Kreuzersonate“ ein bis zum Tode pflichtmäßiges, liebeloses Eheleben“ und die Enthaltjamkeit von der „sinnverwirrenden“ Kunst in lauten Worten predigt.

Es bleibt seltsam genug, daß eine moralistische, im altchristlichen Sinn gehaltene Verurtheilung der einen Seite unserer seelischen Organisation solches Aufsehen bei den Höchstgebildeten aller Nationen erregt. In Wirklichkeit liegt dem Tolstoj'schen Gedankenwerk doch bloß eine einseitige Uebertreibung und Ueberschätzung des einen, im Menschen wohnenden Ich zu Grunde. Denn der Mensch — und damit kehren wir zu dem Ausgangspunkt unseres Umblickes zurück — ist zugleich Engel und Teufel, ein Gemisch von Gut und Böse, die Summe von Vernunft und Instinkt, ein Complex aus Bewußt und Unbewußt.





Wanderungen antiker Denkmäler.

Don

Paul Habel.

— Breslau. —



ahllos und kräftig sind die Vermüthungen, welche Lord Elgin, der einstige englische Gesandte bei der Hohen Pforte, wegen seiner an den prachtvollsten Tempeln Athens, dem Parthenon, dem Erechtheion und dem Heiligthum der Athena Nike, im Anfange dieses Jahrhunderts verübten Räubereien über sich ergehen lassen mußte; und auch John Bull, welcher die Beute des edlen Lord eingeheimst hatte, bekam manche bittere Pille zu schlucken, so daß ihm die Freude an den edelsten Antiken des Britischen Museums zu London, den Elgin-Marbles, vergällt wurde. Wilhelm Müller, der Griechenliederdichter, begnügt sich, die Ruinen von Athen an England die entsagungsvollen Worte richten zu lassen:

Auch ein großer Lord ist kommen, hat von unserm morischen Haupt
Im Entzücken der Bewund'ung uns der Silber Schmuck geraubt.
Mag er ziehen mit der Beute! —

Aber Lord Byron, welcher einige Jahre nach der That seines Landmannes nach Athen kam und an eine Säule des Parthenon die berühmten, noch heute deutlichen Worte schrieb:

Quod non fecerunt Gothi, id fecerunt Scoti
 („Was nicht thaten die Gothen, das thaten die Scoten“)

hat in seinem Gedichte: „Der Fluch der Minerva“ die Schale seines Jornes über diese Barbarei ausgegossen und Lord Elgin und mit ihm ganz England wegen dieses und ähnlicher Gewaltakte vor ganz Europa an den Pranger gestellt. Wohl keiner der Touristen, welcher der Lockung nicht widerstehen konnte,

seine Erlebnisse und Beobachtungen auf griechischem Boden weiteren Kreisen bekannt zu geben, hat es versäumt, seine Ueberlegenheit als moderner Cultur-mensch über den Barbaren Elgin nachdrücklich zu betonen und seinem für die Erhabenheit und Unverletzbarkeit der antiken Kunstwerke begeisterten und durch die englische Noth tief beleidigten Herzen Luft zu machen; unter den neuen Reisebeschreibern sei hier nur der bekannte Verfasser der reizvoll geschriebenen „Griechischen Frühlingstage“ erwähnt, Eduard Engel, der mit dem Tempelplünderer scharf in's Gericht geht und die Hellenen auch vor dem Raub- und Zertrümmerungssystem der modernen angelsächsischen Touristen angelegentlich warnt.

So wurden denn auch zu allen Zeiten Stimmen laut, welche energisch verlangten, daß die von Lord Elgin entführten Sculpturen der Stadt Athen zurückgegeben werden sollten. Die öffentliche Meinung Englands wie ganz Europas, welche anfangs über den vornehmen Räuber arg hergefallen war, gab sich allmählich zufrieden, als Lord Elgins Marbles um den Preis von 35,000 Pfund Sterling (875,000 Frcs.) von Elgin-House in das Britische Museum übersiedelten und so als theuer erworbenenes Staatseigenthum vor weiterer Beschädigung doch wenigstens bewahrt und der Nachwelt erhalten wurden. Jüngst ist die Frage in England selbst wieder in Fluß gekommen. Im December-Heft (1890) der Zeitschrift „Nineteenth Century“ fordert der bekannte Schriftsteller Frederic Harrison seine Landsleute mit feurigen Worten auf, freiwillig die Parthenonsculpturen den Hellenen zurückzuerstatten, damit sie wieder an die alte Stelle versetzt würden, und so ein Unrecht wieder gut zu machen, welches den englischen Namen entehrt habe. Die Rückgabe müsse doch einmal, meint Harrison, früher oder später eintreten; den Einwänden der englischen Regierung begegnet er im voraus, indem er betont, diese Marmorwerke seien unrechtmäßiger Besitz, sie seien in Athen ebenso gut aufgehoben als im Britischen Museum, ja das athenische Klima sei ihnen zuträglicher als das Londoner, für die griechische Nation seien sie von tausendmal höherem Werthe als für die englische, in ihrer alten prangenden Umgebung würden sie auf den Beschauer viel nachhaltiger wirken, als an den kahlen Wänden des Museums. Die Forderung ist gut gemeint, aber Erfolg wird sie nicht haben. Schon ist der Herausgeber derselben Zeitschrift, James Knowles, gegen diesen Plan aufgetreten und hat die Gründe erörtert, die es der englischen Nation unmöglich machen, dem Wunsche Harrisons zu willfahren. Hat doch England für die Bildwerke ein schönes Stück Geld bezahlt, hat es sie doch vor der im Laufe der Jahre, zumal in jenen politisch unruhigen Zeiten drohenden Zerstörung bewahrt und sorgt es doch gewissenhaft für ihre Erhaltung seit nunmehr dreiviertel Jahrhunderten! Mit demselben Rechte müßte man dann von den Engländern auch die Herausgabe der ägyptischen, babylonischen, assyrischen, römischen u. s. w. Denkmäler verlangen, so daß ihre Kunststätten dem Beschauer halb leere Wände zeigen würden. Ja, schließlich wäre auch ein Verzicht auf Gibraltar,

Malta, Indien und ihre übrigen außereuropäischen Besitzungen unvermeidlich. Schwerlich wird die Erinnerung an altes Unrecht in Europa einen neuen Entrüstungsturm gegen England entfachen, zumal ja auch die Griechen sich über den Verlust getröstet haben.

Auch Schliemann, der sich noch zuletzt mit dem Gedanken trug, England zu bewegen, die Parthenonskulpturen ihren angestammten Besitzern zu überlassen — auch hierin ein Schwärmer wie in allen seinen Plänen und Unternehmungen, — hätte wohl vergebens auf die Großmuth der englischen Nation gerechnet. Die Elgin-Marbles, die kostbarsten Besitzstücke des Britischen Museums, welche Bewunderung bei der ganzen gebildeten Welt erregen, werden Eigenthum der Engländer bleiben. *Beati possidentes!*

Die Elgin-Marbles sind nicht die einzigen antiken Bildwerke, welche sich eine Entführung aus ihrem Heimatlande haben gefallen lassen müssen. London ist reich an solchen Kunstschätzen, welche dem klassischen Boden ihrer Herkunft entrißen worden sind; nicht minder Paris, während Wien, Petersburg und Madrid nur wenig bedeutende antike Originalskulpturen besitzen. Dagegen beherbergen eine größere Zahl werthvoller klassischer Kunstwerke die Sammlungen in München und Berlin; München verdankt hierin seinen Ruhm dem König Ludwig I., welcher schon als Kronprinz den Antikenschatz der Glyptothek begründete; Berlin ist erst durch die Erwerbung der pergamenischen Hochreliefs (1886) mit antiken Denkmälern bereichert worden, welche das „Alte Museum“, wenigstens hinsichtlich der hellenistischen Plastik (Zeit der Diadochen) als ebenbürtig neben das Britische Museum, den Louvre und die römischen Sammlungen stellen.

Um sich einen ungefähren Einblick in die Größe und Bedeutung der europäischen Antiken-Museen zu verschaffen, um sich die Hauptbesitzstücke derselben zu vergegenwärtigen, dazu giebt Gelegenheit ein Gang durch die Sammlung von Gipsabgüssen antiker Bildwerke im Berliner „Neuen Museum“. An Reichhaltigkeit und Bedeutung wird dieselbe von keiner europäischen auch nur annähernd erreicht; in großartigem Maßstabe und nach wissenschaftlichen Grundsätzen angelegt, bildet diese Sammlung von Gipsabgüssen ein werthvolles Förderungsmittel für das Studium der alten Kunst, zugleich eine Quelle lauterer Genusses. Hier liegen die „Bausteine zur Geschichte der griechisch-römischen Plastik“, welche uns lebhaftig und eindringlicher als die beste geschriebene Kunstgeschichte den Entwicklungsang der antiken Skulptur vor Augen führen, von den rohesten Anfängen, die unser ästhetisches Gefühl beleidigen, über die ernstesten erhabenen Götterbilder des Phidias zu der reizend schönen Aphrodite des Praxiteles und den pathetisch-mächtigen oder grazios-tänzelnden Werken der Diadochenzeit. Mustert man die Gipsabgüsse zu Berlin hinsichtlich des Aufbewahrungsortes ihrer Originale, so sieht man, daß der größte Theil der Abgüsse von Originalen des Britischen Museums zu London genommen ist; dann folgen Rom und Athen (mit Olympia) ein-

schließlich der Bildwerke, welche noch im Freien an ihrer alten Stelle stehen; München ist fast doppelt so stark vertreten als der Louvre, welchem auch Neapel den Rang abläuft; daran schließen sich Petersburg, Wien, Florenz, Arosen im Fürstenthum Waldeck, Karlsruhe, Madrid, Dresden, Kassel, Wiesbaden, Mainz. Der Rest entfällt zu ganz geringen Theilen auf kleine städtische und private Sammlungen, namentlich in Deutschland, England, Frankreich und Italien. Für die Hauptmasse der antiken Bildwerke also, welche den klassischen Süden Europas verlassen mußten, ist das Britisch-Museum zu London, der Louvre zu Paris und die Glyptothek zu München der Endpunkt ihrer unfreiwilligen Wanderung gewesen. England und Frankreich haben bis in die Mitte dieses Jahrhunderts, ja bis in die Zeit der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches die Führung auf dem Gebiete der Erforschung und Sammlung antiker Kunstdenkmäler gehabt; beide Nationen haben jede Gelegenheit, welche sich ihnen bot, benutzt, um dem klassischen Boden seine Kunstwerke zu entführen und die Museen ihrer Hauptstädte damit zu schmücken. Um nur die Hauptzierden des Britischen Museums zu erwähnen, so müssen hier die 23 Marmorplatten mit der Darstellung eines Amazonen- und eines Rentarentkampfes genannt werden, der fast vollständig erhaltene, aus dem Ende des 5. vordhriftlichen Jahrhunderts stammende innere Cella-fries vom Apollotempel beim arkadischen Phigalia, ferner die Elgin-Marbles, der werthvollste Besitz des Museums, herrliche Skulpturen aus der perikleischen Zeit vom Parthenon, vom Tempel der Siegesgöttin Athena und vom Erechtheion in Athen; die archaischen Sitzbilder von der Processionsstraße bei Milet, die Demeter von Knidos, die Funde aus Priene und Ephesos, die Kalksteinreliefs des sog. Harpyienmonuments und die Marmorskulpturen vom sog. Nereidenmonument aus dem lykischen Xanthos, endlich die 13 Reliefplatten, welche von dem plastischen Schmuck des prächtigen Maussoleums im karischen Halikarnassos, eines der sieben Weltwunder, übrig geblieben waren, eingemauert in das ehemalige Johannitercastell.

Aus der Zahl der älteren Besitzstücke des Louvre sei hier nur der „Artemis von Versailles“ gedacht, welche unter Franz I. von Rom nach Frankreich kam. Napoleon I. erwarb die überaus kostbaren Schätze der Villa Borghese, die Zierden des Louvre, so — um nur einige der bedeutenderen und bekannteren Bildwerke zu erwähnen — den Ares Borghese, Rentaur und Eros, Silen und Dionysos, den borghesischen Fechter, die Colossalbüste des Antinous, des Lieblings des Kaisers Hadrianus. Auch drei Metopenplatten mit Thaten des Herakles vom Zeusempel zu Olympia mußten im ersten Drittel dieses Jahrhunderts nach Paris übersiedeln. Die hellenistisch-römische Zeit ist im Louvre durch zwei der herrlichsten Kunstwerke vertreten, durch die Venus von Milo, das hoheitsvolle, siegesbewusste, in der schwellenden Blüthe der Schönheit stehende Weib, und durch die mächtige Statue der auf dem Vordertheil eines Schiffes in stürmischer Hast befindlichen, einen großen Seesieg durch Posaunenklänge verkündenden Nike von Samothrake. Der leider arg verstümmelte.

aber doch noch als formvollendetes Werk zu erkennende Satyr des Louvre ist vielleicht eine Originalarbeit des Praxiteles.

Bei ihren auf die Erwerbung antiker Kunstschätze gerichteten Bestrebungen war den Engländern und Franzosen ihre eigene mächtige Stellung äußerst günstig, nicht minder die politische Lage, in welcher sich am Ende des vorigen und in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts Griechenland und Italien befanden. Wenn wir sehen, daß bei weitem der größte Theil der Schätze, welche heute die Museen von London und Paris zieren, griechischem Culturboden entstammt, so erklärt sich dieser Umstand, abgesehen von der größeren Kunstblüthe Griechenlands, dadurch, daß die Griechen bis 1830 unter der Knechtschaft der Osmanen schmachteten, welche jedes Aufkommen griechischen Nationalbewußtseins unbarmherzig unterdrückten und den Kunstserzeugnissen hellenischen Geistes nur in dem Maße Anerkennung zollten, als aus denselben eine reichlich fließende Geldquelle gemacht werden konnte. Die ständige Geldnoth der Pforte erleichterte die Absichten der Fremden; in die Taschen des Sultans und seiner Paschas sind, namentlich von England, Tausende von Piastern für griechische Bildwerke gewandert. Aber schon Kapodistrias, der Regent Griechenlands (ermordet 1831) untersagte den Franzosen, welche seit 1828, im Anschluß an ihre Besetzung Moreas (1828 bis 31), damit beschäftigt waren, Olympia freizulegen, die weitere Ausführung von Fundgegenständen und die Fortsetzung der Ausgrabungsarbeiten, und seinem Vorgange blieb das 1832 geschaffene Königreich Hellas treu. Auf allen Gebieten machte sich seitdem das erwachte Nationalbewußtsein immer schärfer bemerkbar, und die griechische Regierung trug nur dem stolzen vaterländischen Gefühl des Volkes Rechnung, indem sie durch ein Gesetz jede Ausfuhr von Alterthümern über die Landesgrenzen verbot. Die Kunstwerke, an denen sich die Ahnen begeistert hatten und durch welche dieselben zu unerreichten Lehrmeistern der ganzen Welt geworden waren, sollten auch die Freude und den Stolz der jetzt wieder freien Enkel ausmachen; die Griechen wollten die edelsten Schöpfungen griechischen Geistes nicht mehr Fremden um Geld überlassen. Zwar gestattete die griechische Regierung Fremden bereitwillig, Ausgrabungen auf griechischem Boden vorzunehmen, da sie selbst für derartige, hinter den Anforderungen des praktischen Lebens zurückstehende Unternehmungen noch nicht genügend Zeit, Geld und geschulte Kräfte besaß; aber stets wahrte sie sich das ausschließliche Eigenthumsrecht an allen Fundgegenständen aus griechischem Boden.

Wie in Griechenland die Herrschaft der Türken, so ermöglichte in Italien die politische Zerrissenheit den Fremden die Erwerbung antiker Kunstdenkmäler. Italien war berufen, das Vermächtniß des Alterthums der Gegenwart zu überliefern; die Silberwelt des alten Rom, welche zu einem bedeutenden Theile aus Griechenland zusammengeraubt war, hatte sich durch die Noth der Zeiten besser erhalten als der plastische Schmuck des griechischen

Bodens*). Ganz Rom war im Mittelalter ein öffentliches Skulpturenmuseum, in welchem die verschiedenen Denkmale aus den verschiedenen Jahrhunderten bunt durcheinander standen, die nationalen Erinnerungen an den sagenhaften Ursprung und an die Machtblüthe des römischen Reiches neben den Schöpfungen griechischer Meister, mit denen die Römer eine Lücke ihrer staatlichen Entwicklung auszufüllen suchten. Auf das Wahrzeichen Roms, die bronzene Wölfin mit dem Zwillingspaar Romulus und Remus, ein Werk etruskischer Kunstrichtung aus dem Anfang des dritten vorchristlichen Jahrhunderts, blickt siegesbewußt der Kaiser Marc Aurel, hoch zu Roß, eine kolossale bronzene Reiterstatue, welche ebenso wie die Wölfin Jahrhunderte lang dem mittelalterlichen Sitz der Päpste, dem Lateran, zum Schmucke diente, bis sie 1538 derselben auf das Kapitol folgte. Die beiden kolossalen Marmorstaturen der Dioskuren mit ihren Rossen, aus der Zeit nach Lysippos, fälschlich inschriftlich als opus Phidiae und opus Praxitelis bezeichnet, hüteten einst als Thormächter die heut völlig verschwundenen Thermen des Kaisers Constantinus, jetzt schmücken sie in der Nähe des königlichen Schlosses den Quirinalsplatz (Monte Cavallo), wohin sie von Sixtus V. im Jahre 1589 versetzt worden sind.

Schon frühzeitig begannen die Päpste die antiken Schätze zu sammeln, und ihrem Vorgang folgten glanzvolle Fürstengeschlechter, reiche Patrizier. Im Jahre 1471 wurde der bis dahin in dem päpstlichen Palast, dem Lateran, aufbewahrte Antikenschatz, die damals einzig vorhandene Statuensammlung der Welt, auf das Capitol versetzt, von Sixtus IV. „als Denkmal alter Herrlichkeit und Kraft dem römischen Volke, aus dem sie hervorgegangen, zurückerstattet und dem Senat zur Obhut übergeben“. Dies ist der Anfang des capitolinischen Museums, heut nicht mehr das umfangreichste, aber unvergleichlich dastehend hinsichtlich der Bedeutung seiner Kunstwerke und der geschichtlichen Erinnerungen, welche an diese edle humanistische Schöpfung der Päpste, an dieses lebendige Zeugniß humanen Wirkens der Kirche geknüpft sind. Das Capitol, der Sitz der Stadtbehörde, wandelte sich zur päpstlichen Kunstkammer Roms um; die Stadt blühte ihren staatlichen Mittelpunkt ein und verlor an politischer Bedeutung zu Gunsten der päpstlichen Herrschaft. Rom entwickelte sich mehr und mehr zur Weltmetropole der Kunst im Wetteifer mit Florenz und Neapel; die Mitte des 18. Jahrhunderts ließ die großen päpstlichen Sammlungen auf ihren Höhepunkt gelangen, den sie in der Folgezeit nicht immer zu behaupten vermochten. Die weltberühmten Museen der ewigen Stadt, das jetzt städtische capitolinische und die beiden päpstlichen des Vatikan und des Lateran, bergen antike Kunstwerke von unschätzbarem Werthe, an einem Orte, welchem die Geschichte den Stempel der Weihe aufgedrückt hat. Der unvergängliche Adel der alten Kunst wird

*) Vgl. Justi, Geschichte des capitolinischen Museums (Im neuen Reich 1871, II S. 121 ff.).

hier auch diejenigen von den Beschauern ergreifen, der sonst keinen Hauch dieses Geistes verspürt hat. Wer sollte nicht die lebensvolle Darstellung des myronischen Discuswerfers bewundern, oder die leichte Eleganz des lyssippschen Apogynomenos, eines sich vom Staube der Ringbahn reinigenden Athleten? Der leider halb verstümmelte, lyraspielende Herakles im Belvedere des Vatikan ist durch das begeisterte Loblied Windelmanns allbekannt geworden; ohne Klage, mit finsternem Troß blickt der sterbende Gallier dem Tode in's Auge; gewaltig, aber vergeblich müht sich Laokoon ab, sich aus der Umstrickung der Schlangen zu lösen, während ihm der eigene körperliche Schmerz und der um seine beiden Söhne ein Wuth- und Wehegeschrei entpreßt. Die „Aphrodite vom Capitol“ schickt sich eben an, in göttlicher Nacktheit in's Bad zu steigen, die im Vatikan befindliche Aphrodite, ebenfalls eine Copie der knidischen Aphrodite des Praxiteles, würde sich auch in voller Schönheit zeigen, wenn man nicht vorsichtig ihren Unterkörper in eine Art Babetuch aus Blech eingeschlagen hätte. Sie trägt dasselbe seit 1760. Damals erging von der päpstlichen Regierung der Befehl, den Statuen im Belvedere des Vatikan vermittelst eines Drahtes um die Hüften solche Bleche umzuhängen, ein Befehl, welcher den in Rom anwesenden Windelmann zu der brieflichen Aeußerung veranlaßte: „Eine so eselmäßige Regierung ist kaum in Rom gewesen, wie die ige ist!“

Hier im Vatikan sieht man auch den „Apollo vom Belvedere“ dahinschreiten, der eben den Pfeil von der Sehne geschneilt hat, um die sein Heiligthum Delphi angreifenden Gallier zurückzuschrecken, während der von üppigem Haar- und Bartwuchs umrahmte Kopf des „Zeus von Otricoli“, seine gedankenvolle Stirn, der feierlich-ernste und siegesbewußte Blick die Stelle der Ilias in's Gedächtniß rufen, an welcher der Olympier die Bitte der Thetis gewährt:

Sprach's der Kronide und winkte ihr zu mit den dunkeln Brauen,
Und die ambrosischen Locken des Königs walleten vorwärts
Von dem unsterblichen Haupt; es erbeben die Hö'n des Olymps.

Alt und bekannt ist der Kunstsin und der Sammeleifer der römischen Nobili; leider liegt in ihren Palästen mancher Schatz verborgen, zu welchem dem Forscher und dem Reisenden der Zutritt nicht gestattet ist. Die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts war die Zeit, in welcher die weltberühmten Gärten, Paläste und Sammlungen der Albani, Borghese, Ludovisi, Barberini, Pamfili und anderer entstanden. Auch ein Theil der Alterthümer, welche jetzt zum Bestande der Florentiner Sammlung und des National-Museums zu Neapel gehören, befand sich ehemals in Villen der Stadt Rom. Das Geschlecht der Medici, der Großherzöge von Toskana, deren ruhmvollster Ahnherr Lorenzo Magnifico (1469/92) schon damit begonnen hatte, Florenz mit antiken Denkmälern zu schmücken, führte (1680) die in der Villa Medici in Rom aufgestellten Kunstschätze in die Uffizine zu Florenz über: die Niobiden-gruppe, die mediceische Aphrodite, der Apollino, die Ringergruppe, Menelaos mit der Leiche des Patroklos, die trauernde Germanin (Thyestida), der

sog. Schleifer bilden die charakteristischen Wahrzeichen des Florentiner Antikenbesitzes. Die Schätze der Villa Farnesina, seit der Mitte des Cinquecento gesammelt, kamen am Ende des vorigen Jahrhunderts in das heutige Museo Nazionale zu Neapel. Die hohe Bedeutung dieses Museums beruht eben auf der Farnesischen Sammlung und auf den zahlreichen Fundgegenständen, welche den vom Vesuv verschütteten Städten Pompeji und Herculaneum entstammen. Die Gruppe der Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton, die Hera, die Flora, der Herakles Farnese, der Farnesische Stier haben den Namen dieses Geschlechtes weithin bekannt gemacht; der Speerträger aus Pompeji, der Dionysos aus Herculaneum, die wieder aufgedeckten Wandgemälde und die große Masse der kleinen, oft aber sehr kostbaren Kunstsachen dienen als Beweis für die ehemalige Blüthe dieser beiden, durch den Lavaausbruch im Jahre 79 n. Chr. vernichteten Städte.

Der Boden Italiens war also eine Fundgrube, welche die Jahrhunderte nicht erschöpft hatten, besonders der Boden Roms, dessen marmorne Bevölkerung einst so zahlreich erschienen war wie die lebendige. Die Begeisterung für das Alterthum war aber nicht allgemein von dem nationalen Gedanken getragen, daß in den Kunstwerken unveräußerliche Besitzstücke der Enkel der alten Römer zu sehen seien. Zwar war auf dem Capitol unter dem Schutze der Päpste ein solcher fester Bestand von alten Statuen, Reliefs, Inschriften und anderen Denkmälern vereinigt, aber die große übrige Masse war Privateigenthum und bildete den Stolz und den Schatz der Machthaber und reichen Familien, welche jedoch in Geldnoth oder aus anderen Gründen bereit waren, sich von ihren Kunstwerken zu trennen. Der Verkauf von Denkmälern an Fremde wurde zu Zeiten in bedenklichem Maßstabe betrieben; dem regen italienischen Kunsthandel verdanken es auch die deutschen Fürsten des vorigen Jahrhunderts, daß sie ihre Schlösser und Gärten mit griechischen und römischen Originalbildwerken schmücken konnten; wanderten doch ganze Sammlungen nach Deutschland, wie die Schätze der Familie Obescałchi nach Sachsen an den Hof Augusts des Starken. Diesen Zuständen machte, ebenso wie in Griechenland, erst die nationale Einigung der italienischen Staaten zum Königreich Italien ein Ende, unter dem Hause Savoyen, dessen Wahlspruch *sempre avanti* auch der Kunstforschung neues frisches Leben eingehaucht hat; die alten und die neu gefundenen Denkmäler aus der Vergangenheit des italienischen Volkes dürfen der Heimatserbe nicht mehr entfremdet werden, wenigstens hat sich der Staat das Vorkaufsrecht für alle aus Italien stammenden Alterthümer vorbehalten.

Vor dem Entstehen der Königreiche Griechenland und Italien gewährten also die inneren politischen Verhältnisse der beiden Länder den Fremden, in erster Linie den Engländern und den Franzosen, reichlich Gelegenheit, sich in den Besitz antiker Originale zu setzen. Die Erwerbungen geschahen auf doppelte Weise, rechtmäßig, d. h. durch Kauf, Tausch und Schenkung, oder gewalthätig mit dem Rechte des Stärkeren; nicht immer läßt sich die Grenze

dazwischen scharf ziehen. Aber beide Arten lassen auf ein ausgeprägtes Interesse für antike Kunstgegenstände bei den Erwerbern schließen. Nicht als ob die steinernen und metallenen Ueberreste der alten Kunst bei Engländern und Franzosen größere Begeisterung geweckt, ein besseres Verständniß gefunden hätten als bei den Deutschen; dies wird Niemand behaupten können. Ihrem Willen standen aber oft Verhältnisse im Wege, welche die Ausichten auf das Vollbringen zu recht zweifelhaften gestalteten; es gebrach ihnen an Geld und Macht. Engländer und Franzosen aber konnten sich auf einen bedeutenden Nationalreichtum stützen, und ihre staatliche Einheit, ihre einflußreiche Stellung im Rathe der Völker Europas eröffneten ihnen schon frühzeitig auf diesem Gebiete der antiken Kunstforschung die Bahnen, welche unser Vaterland erst in Folge seiner neuesten politischen Entwicklung betreten konnte.

Mit welchem Eifer in England und Frankreich Gemeinden, Vereine und Private zusammenwirken an dem großen Werke der historischen Wiebergewinnung früherer Zeiten des Menschengeschlechtes, zunächst der Vorzeit ihres eigenen Landes und Volkes, dies schildert anschaulich Emil Hübner in seinem neuesten Buche: *Römische Herrschaft in Westeuropa* (S. 149f.): „Raum irgendwo ist diese Arbeit des Sammelns und Bewahrens aller Reste der Vergangenheit in größerem Maßstabe seit langer Zeit eingeleitet und, durch beispiellos glückliche Verhältnisse unterstützt, durchgeführt worden, als in England. Gleich nach England kommt in dieser Beziehung, ebenfalls durch seinen Reichtum begünstigt, Frankreich; erst an dritter Stelle Deutschland. Von Italien, dessen Leben bis vor Kurzem mehr die Vergangenheit betraf als die Gegenwart, soll hier nicht geredet werden. Nicht als ob nicht auch bei uns die liebevolle Hingabe an die Heimat und das gerade in den engsten Grenzen besonders mächtige Gefühl der Vaterlandsliebe sichtbar und kräftig gewirkt hätte von dem Zeitpunkte an, wo die Nation sich zu erholen begann von den tiefen Wunden, die ihr der unselige Krieg der dreißig Jahre geschlagen. In England giebt es keine Grafschaft, kaum eine kleine Landstadt, welche nicht ihr meist aus privaten Mitteln gegründetes Localmuseum hätte.

Daneben verwenden zahllose Private, von den großen historischen Adelsgeschlechtern an bis herab zum Landpfarrer und Gemeindebeamten, einen Theil ihres Ueberflusses auf die Anlage von irgend welchen Sammlungen. In Frankreich hat der hochgesteigerte nationale Sinn in höherem Maße als die privaten Liebhaber die verschiedensten Körperschaften, Gemeinden, Diöcesen und andere Verbände größeren und geringeren Umfanges zu fast ebenso ausgedehnter und an Reichtum nur wenig hinter England zurückstehender Entwicklung des Sammeleifers geführt; obgleich es auch nicht an Gegenden fehlt, z. B. im Süden, welche in diesen Dingen noch weit zurück sind. In Deutschland fehlt es zwar nicht, besonders in dem begüterten Westen und Süden unserer Heimat, an mehr oder weniger reichen und wohlgepflegten

öffentlichen, zum Theil auch privaten Sammlungen, an großen und kleinen historischen und Alterthumsvereinen mit meist schon bündereichen Veröffentlichungen, an Jahres- und Wanderversammlungen mit gelehrten und gemeinverständlichen Vorträgen, kurz, an all den Erfordernissen der geschichtlichen Massenarbeit, welche das in England besonders reich entwickelte Vereinswesen und die in Frankreich weit verbreitete Kunst der Gruppierung und Aufstellung von Denkmälern und Ueberresten ausgebildet hat. Aber was uns noch fehlt auf diesem Gebiete gegenüber unseren Nachbarn dieß- und jenseits des Kanals, das ist die allgemeine und nachhaltige, die verständnißvolle und opferbereite Theilnahme aller Gebildeten an den Bestrebungen und Leistungen der verhältnißmäßig doch nur Wenigen, welche zu jener Sammelarbeit in Vereinen und Gesellschaften zusammengetreten sind oder auf eigene Hand an ihr theilnehmen.“ Bei diesem seit langer Zeit in den weitesten Kreisen der Gebildeten verbreiteten Verständniß für den Werth der Alterthümer konnten die Regierungen ihrerseits nicht zurückbleiben; natürlich griffen sie über die Grenzen des eigenen Landes und Volkes hinaus, die erhaltenen Zeugen der Culturentwicklung der ganzen Menschheit zu sammeln und so der Gegenwart eine Quelle edler Freude und ernstern Studiums zu erschließen, darin sahen sie eine ihrer Aufgaben, würdig einer großen Nation, sparten zur Lösung derselben kein Geld und nutzten die ihnen zur Verfügung stehende Macht in reichstem Maße aus.

So sind die Kunstsammlungen des British Museum in London und des Louvre in Paris weltberühmt geworden. Die Art der Erwerbung sei hier nur an einigen hervorragenden, bereits vorher genannten Denkmälern verdeutlicht.

Dem Kaiser Napoleon I. schwebte wohl das Beispiel Franz' I. und Ludwigs XIV., welche Versailles mit antiken Kunstwerken ausgeschmückt hatten, vor Augen, als er 1808 die Schätze der Villa Borgheze für den Louvre aufkaufte. Die Townley'sche Sammlung, ein reicher Schatz von Marmorgruppen, Büsten, Reliefs, Urnen, welcher den Hauptbestandtheil der aus Italien stammenden Denkmäler des British Museum ausmacht, ist 1805 um 20 000 Pfund Sterling erworben worden, und eine der Hauptzierden dieses Museums, die 23 Friesplatten vom Apollotempel bei dem alten arkadischen Phigalia (in der Nähe der heutigen messenischen Stadt Andritsena) kostete England im Jahre 1813 etwa 300 000 Mark (15 000 Pfund Sterling). Warum hat man die Fortschleppung dieses Tempelfrieses nicht auch zu scharfen Angriffen gegen die Engländer ausgebeutet? Die Verhältnisse lagen eben hier ganz anders als bei den Parthenonskulpturen: Elgin entkleidete den Tempel seines Bilderschmuckes, welcher, ein Prunkstück der Stadt, an Ort und Stelle auch noch weiter der Ungunst der Zeiten hätte trogen können, der phigalische Fries aber war in Folge von Erdbeben mit der Bedachung und dem Obergebälk vom oberen Rande der inneren Cellawände herabgestürzt und lag, seit mehr als 1000 Jahren, theilweise zerschellt, unter Gebälk-

trümmern, von Erde bedeckt, von dichtem Gestrüpp überwuchert am Boden umher, meist im Umkreise des stehengebliebenen Säulenfranzes, so daß seine Aufdeckung und Fortschaffung ihn erst bekannt machte und zugleich seine Rettung vor völliger Zerstörung und Veraubung war.

Wie die Pergamener in Berlin, so machen in London die Elgin-Marbles den werthvollsten Antikenbesitz des hauptstädtischen Museums aus, erworben, wie schon oben erwähnt, um 35,000 Pfund Sterling, während sich die Lord Elgin aus der Anlegung seiner Sammlung erwachsenen Ausgaben nach seinen Urkunden auf das Doppelte dieser Summe beliefen. Ihren Einzug in das Britische Museum hielten sie im Jahre 1818. Lord Elgin, seit 1799 englischer Gesandter bei der Hohen Pforte, verstand es wie kein Anderer, Kunstschätze zu „sammeln“. Die bereits abgelösten Stücke und die in ihrem Rahmen freistehenden Giebelfiguren wegzunehmen, dazu war er durch einen Firman berechtigt; aber die Gelegenheit, seine Vollmacht zu überschreiten, war für den kunstliebenden Lord zu verlockend; er brach auch noch feststehende Metopen und Friesplatten aus und beraubte so die Bauwerke Athens ihrer Skulpturen. Der Parthenon, der Tempel der Athena Nike, das Erechtheion waren die Hauptstätten seiner Wirksamkeit, unter welcher gerade die edelste Kultstätte auf dem Burgberge Athens weit erheblicher zu leiden hatte, als durch die Hand der Gothen und Osmanen, der wir es jedoch verdanken, daß der schönste plastische Schmuck der perikleischen Kunstblüthe, die Parthenonfiguren, vor Allem der gegen 160 m lange, überlebensgroße panathenäische Festzug vor weiterer Beschädigung bewahrt wurde und zur Freude der Nachlebenden in diesem Zustande erhalten blieb. Ohne die diplomatischen Beziehungen Englands und Frankreichs zum Großherren wären alle diese Erwerbungen nicht möglich gewesen; von diesem Gesichtspunkte aus erscheint auch das gewöhnlich als Raub bezeichnete Verfahren Elgins in einem milderen Lichte. Auch die Absicht der französischen Regierung war auf den Besitz dieser kostbaren Denkmäler gerichtet, aber Lord Elgin kam ihr zuvor. Die britischen und französischen Gesandten in Constantinopel suchten sich durch Ankauf von Antiquitäten für die heimischen Museen die Gunst ihrer Regierungen zu erhalten und wetteiferten, einander den Rang abzulaufen in der Aufspürung und Erwerbung von Kunstschätzen des Alterthums. So schenkte der Marquis de Rivière im Jahre 1820 seinem König Ludwig XVIII. die „Venus von Milo“, die „Nike von Samothrake“ ist eine Gabe des Konsuls Champoiseau (1863); auf Veranlassung des Viscount Stratford de Redcliffe wurden im Jahre 1846 die 13, ehemals das halikarnassische Maussoleum zierenden Relieftplatten aus den alten Festungswerken, in welche sie von den Johanniterrittern eingemauert worden waren, herausgenommen und in das Britische Museum versetzt. Nicht der letzte Platz gebührt den Denkmälern, welche England und Frankreich der Freigebigkeit ihrer Bürger verdanken.

Offene Gewaltthat, welche kein anderes Recht kennt, als das des Stärkeren, hat die Sammlung des Louvre und die anderen Pariser Museen

während der Kriege Napoleons I. in kurzer Zeit reichlich durch Kunstschätze vermehrt. Aus allen Ländern, in denen seine sieggewohnten Fahnen wehten, zumeist aus Italien, Spanien, den Niederlanden, aus Preußen und dem übrigen Deutschland, aus Staats- und Privatbesitz, hat der französische Cäsar Denkmäler aller Zeiten nach Paris zusammengeraubt, auch hierin ein Nachfolger jener römischen Imperatoren, welche die Gebilde griechischer Kunst als die Trophäen ihres Ruhmes nach Rom schleppten. Im ersten Pariser Frieden (30. Mai 1814) gelang es Talleyrand, für das neue Frankreich den gesammten Raub an Kunstschätzen zu erhalten, soweit sie den öffentlichen Sammlungen bereits einverleibt waren; nur diejenigen Stücke, welche noch in den Magazinen verpackt lagen, sollten zurückerstattet werden. Erst der zweite Pariser Friede (20. November 1815) gab, Dank dem mannhaften Auftreten Blüchers und Wellingtons, den europäischen Nationen ihr rechtmäßiges Eigenthum wieder, so kehrten z. B. damals der Laokoon, der Apollon von Belvedere, der Heraklestorso, die schönsten Bilder von Rafael und Perugino von Paris nach Rom zurück; manches ging in anderen Besitz über, so die berühmte Gruppe Sirene und Plutos (Friedensgöttin, welche den Reichtum in Gestalt eines Knaben auf dem Arme hält), welche aus der Villa Albani in Rom über den Umweg nach Paris durch Kauf in die Glyptothek zu München gelangte. Der Gipsabguß des größten Randelabers in der sala dei candelabri, welcher an die Stelle des in Paris gebliebenen Originals gesetzt wurde, erinnert noch heute lebhaftig an den gewaltthätigen Eingriff Napoleons in die vatikanischen Sammlungen. Napoleon handelte hierin ganz nach dem Vorbilde berühmter Muster, wenn er von seinen Kriegszügen Kunstwerke als die Zeugen seiner Triumphe in die Heimat mitbrachte. So nahm Xerxes, zugleich wohl zum Dank für die Dienste, die Hippias seinem Vater Darius geleistet hatte, die Erzstatuen der Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton im Jahre 480 als Siegesbeute vom Marktplatz Athens nach Susa fort, von wo sie erst nach Alexanders des Großen Zeit, vielleicht von diesem selbst wieder, an ihren alten Platz überführt und nun neben der jüngeren, im Jahre 477 zum Ersatz gearbeiteten Gruppe aufgestellt wurden. Rom gewöhnte sich mehr und mehr daran, lieber durch Plünderungen seine öffentlichen Gebäude und Plätze mit Meisterwerken zu schmücken, als selbst solche zu schaffen.*) Mit dem Wegführen der Kunstschätze aus den eroberten griechischen Städten begann in größerem Umfang M. Claudius Marcellus nach der Einnahme von Syrakus (212) im zweiten punischen Kriege; der Geschichtsschreiber Livius äußert sich hierüber (XXV, 40): „Um nicht bloß seinen Ruhm, sondern auch die Majestät des römischen Volkes zu erhöhen, schaffte Marcellus den Schmuckreichtum der Stadt, Statuen und Gemälde, woran in Syrakus Ueberfluß war, nach Rom, als Beutestücke dem Feinde nach Kriegsrecht abgenommen;

*) Vergl. Mommsen, Römische Geschichte I. S. 940, II. S. 460, III. S. 628.

damit begann das römische Volk die Meisterwerke der griechischen Kunst zu bewundern und sich das Recht anzumachen, überall alle dem Gottesdienst oder weltlichen Zwecken dienenden Kunstdenkmäler zu rauben, bis sich zuletzt diese Willkür auch gegen die römischen Götter kehrte, gerade gegen den Tempel zuerst, welcher von Marcellus so prächtig ausgestattet worden ist.“ Der syrakusanischen Beute kam die tarentinische drei Jahre später (209) fast gleich, Schaustücke aus Gold und Silber, Gemälde, Statuen; aber der alte strenge N. Fabius Maximus, der Eroberer der Stadt, gebot, die großen Tempelbilder der erzürnten Götter den Tarentinern zu lassen, ein Verfahren, welchem Livius (XXVII, 16) im Vergleich zu dem des Marcellus das Lob der Großmuth ertheilt.

Vom 2. vorchristlichen Jahrhundert an wurden die Plünderungen der Tempel, der Märkte, der öffentlichen und privaten Gebäude der griechischen Städte auf den Feldzügen der Römer immer häufiger. Die hellenische Bildung galt damals als die moderne Civilisation; und wie die Beschäftigung mit der griechischen Litteratur, so gehörte auch die Kennerenschaft griechischer Bildwerke und Gemälde zu den Erfordernissen eines gebildeten Römers. So begann man denn Jagd zu machen auf die Kunstwerke alter und neuer griechischer Meister. Als die Hauptvertreter dieses römischen Hellenismus sind hier namentlich zu nennen: L. Quinctius Flamininus, der Besieger des Makedonerkönigs Philipps V. in der Schlacht bei Kynoskephala (197) und der Schiedsrichter Griechenlands, welches durch ihn zur Freiheit geführt wurde, M. Fulvius Nobilior, der Eroberer Ambrakias, der einstigen Residenz des berühmten Epirotenkönigs Pyrrhos, welcher den einen Theil der Beute der Hauptstadt des Reiches schenkte, den anderen den Mufen weihte (187), L. Aemilius Paullus, der im Jahre 168 die Schlacht bei Pydna über die Phalanx des Makedonerkönigs Perseus gewann, L. Mummius, der Zerstörer Korinths (146), L. Licinius Lucullus, vielleicht der reichste Mann seiner Zeit, der Feldherr der Römer in den Kriegen gegen Mithridates von Pontus und Tigranes von Armenien. Die immer mächtiger werdenden hellenischen Sympathieen weckten den Sammeleifer; man legte sich Bibliotheken an, in welchen sich der Hausherr mit seinen Gästen, darunter oft Griechen, durch ein gelehrtes Gespräch die Zeit vertrieb; man schmückte seine Paläste und Landhäuser mit Kunstschätzen aller Art; dieselben zu beschauen, dazu bedurfte es der vom Besitzer eingeholten Erlaubniß. In diesen Galerien der vornehmen Römer trafen sich Kunstkenner und Kunstliebhaber, konnten sie doch hier ihr Kunstinteresse besser befriedigen, als auf den Marktplätzen und in den öffentlichen Gebäuden. Denn die Aristokratie verstand es sehr wohl, die besten Stücke der Beute für sich abzuheben, für die Stadt, für die große Menge war ja der Rest gut genug. Vergleicht man das artistische Interesse dieser Zeit mit dem Kunstleben des modernen Rom, welches sich anknüpft an die Willen Borgheze, Albani, Ludovisi, Pamfili, Colonna, Torlonia, ein Unterschied fällt sofort in die Augen: das Herbeischaffen und Beschauen griechischer Kunstdenkmäler hat

eine eigene national-römische Kunst nicht zu erwecken vermocht, erst die Renaissance hat den zauberischen Dufte der griechischen Kunstblüthen kräftig eingesogen, und damit beginnt die Entwicklung Roms zur schöpferischen Metropole der Künste. In der Kaiserzeit herrschte dieselbe Sitte. Aus dem alten Rom und aus Griechenland sind dann viele Kunstwerke nach Neu-Rom (Byzanz) gewandert, welches Constantin der Große im Jahre 330 n. Chr. zur Hauptstadt seines Weltreiches erhob. Besonders die alte Rennbahn (Hippodrom), heut Atmeidan (Rossplatz) genannt, in der Nähe der Sophienkirche gelegen, ist von Constantin und seinen Nachfolgern mit zumest geraubten Denkmälern geschmückt worden. Drei dieser Sehenswürdigkeiten haben sich bis auf den heutigen Tag an ihrer alten Stelle erhalten: die bronzene, arg verstümmelte Schlangensäule, welche früher einen goldenen Dreifuß trug, zur Erinnerung an die Siege von Salamis und Plataä von den Hellenen dem Apollon zu Delphi geweiht; die Namen von 31 griechischen Staaten, welche an diesen Kämpfen theilnahmen, sind noch deutlich auf den Windungen der Schlangen zu lesen; der Obelisk, welchen im Jahre 390 n. Chr. der Kaiser Theodosius aus Aegypten nach Constantinopel bringen ließ, und die 25 m hohe Säule, ehemals mit Reliefs in Goldbronze bedeckt, welche durch den Kaiser Constantin Porphyrogenetos im 9. Jahrhundert aufgeführt wurde. Die meisten der alten Denkmäler Constantinopels gingen zur Zeit der lateinischen Eroberung im Jahre 1204 durch die Venetianer und ihre Verbündeten zu Grunde. Eine Menge von Bildwerken wanderte damals von Constantinopel nach dem Occident, wo sie als monumentaler Schmuck verwendet wurden und so die Nachahmung der griechischen Kunst erweckten. Auch das berühmte eiserne Biergespann des Xsippus, welches Constantin aus Korinth hatte holen lassen, um damit das Dach der kaiserlichen Tribüne auf der Rennbahn zu schmücken, wurde damals vom Dogen Dandolo nach Venedig mitgenommen, wo es noch heute eine Zierde des Hauptthores der Markuskirche ist, nachdem es auch einmal wie die Viktoria vom Brandenburger Thor die unfreiwillige Reise nach Paris hatte machen müssen*). Ebenso wollte der Doge Morosini von seinem Kriegszuge gegen die Türken (1687) nicht ohne künstlerische Siegesbeute nach Venedig zurückkehren; aber das Gespann der Athena im Westgiebel des Parthenon, welches er als Trophäe aus Athen mitbringen wollte, zerstückelte bei dem Versuche, es herabzunehmen, in tausend Stücke. Schließlich sei noch erwähnt, daß die Franzosen, als sie die Halbinsel Morea besetzt hielten (1828—1831), die Freilegung Olympias in Arbeit nahmen und dabei drei Metopenplatten vom Zeusempel mit Thaten des Herakles als bedeutendsten Fund in den Louvre entführten.

Dieser Ueberblick möge genügen, um zu erklären, auf welche Weise die Sammlungen des British Museum und des Louvre zu diesem Reide erregen=

*) Vgl. H. v. Moltke, Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei. 4. Aufl. Berlin 1882, S. 186.

den Reichthum an antiken Kunstwerken gelangt sind. Mit der Befreiung Griechenlands und mit der Einigung Italiens war für die Denkmäler der alten Griechen und Römer die Gefahr, der classischen Heimatserde entrißen zu werden, vorüber; was seitdem an Gebilden der antiken Kunst von England und Frankreich erworben worden ist, das entstammt zumeist türkischem Boden.

So lange die Pforte an chronischem Geldmangel leidet, wird sie immer bereit sein, griechische Kunstdenkmäler an Fremde zu verkaufen, zumal der Koran dem frommen Muselmann verbietet, lebende Wesen figürlich darzustellen, ja sogar solche Darstellungen zu besehen. Allerdings besitzt Stambul ein Antiquitätenmuseum, aber in vernachlässigtem Zustande; zwar beherbergen die Serailgärten eine Menge Kunstdenkmäler, aber vielfach versunken in Schutt und Trümmer; und den an Schätzen reichen Boden der Hauptstadt und des Landes zu durchwühlen, größere Ausgrabungsarbeiten vorzunehmen, das verhindert mit seinem allmächtigen Bannstrahl der Scheik ul Islam, der Oberpriester der Gläubigen, um den Moslemin nicht der Gefahr auszusetzen, das Gebot des Koran zu übertreten. Auch Fremde haben äußerst selten die Erlaubniß erhalten, in Constantinopel selbst mit Hacke und Spaten nach Resten des Alterthums zu suchen, auch dies erlaubt der Scheik ul Islam in seinem starren Orthodoxismus nicht; und in den Provinzen legt der Aufdeckung des Bodens der Aberglaube und die Habgucht der Türken manches Hinderniß in den Weg, da sie in den Forschern Abkömmlinge der alten Bewohner des Landes sehen, welche nun die Schätze ihrer Vorfahren heben wollen.

Das türkische Kleinasien und die Inseln, vor Allem Kreta und Kypros, bilden seit Jahren die Hauptquelle für die Erwerbung von Antiken. Hier schöpfen neben einander Deutsche und Oesterreicher, Franzosen, Engländer und Amerikaner; Berlin und Wien sind erst im vergangenen Jahrzehnt durch die Fundstücke aus kleinasiatischem Boden in den Besitz von antiken Denkmälern gelangt, welche einen Vergleich mit den Hauptzierden der römischen Sammlungen des British Museum und des Louvre nicht zu scheuen brauchen. In Deutschland und Oesterreich mußten die aus dem neuerwachten vaterländischen Gefühl der Hellenen und Italiener für den Kunsthandel entspringenden Folgen um so fühlbarer werden, als damals die hauptstädtischen Sammlungen sich nur weniger Stücke rühmen konnten, welche sich unter den antiken Originalen wegen ihrer Schönheit oder wegen ihrer Bedeutung für die Kunstgeschichte eines weiteren Rufes erfreuten; so weist das „Alte Museum“ zu Berlin die anmuthige Bronzestatue des „Betenden Knaben“ auf, 1747 von Friedrich dem Großen um 5000 Thaler angekauft, ferner die verwundete Amazone des Polyklet, die tanzende Mänade, den tanzenden Satyr, den hängenden Marsyas, den ausdrucksvollen Cäsarkopf aus Basalt und eine Augustusstatue. Nur die Münchener Glyptothek war durch das Kunstinteresse des Kronprinzen Ludwig, späteren Königs Ludwig I., zu einem Museum ersten Ranges erhoben worden. Den kostbarsten Besitz desselben bilden die äginetischen Statuen aus parischem Marmor, Kämpfergruppen aus

den beiden Giebeln des Athenatempels auf der Insel Negina, 1812 für 120 000 Mark erworben, 1816 und 1817 von Thormaldsen ergänzt, die edelsten Vertreter der griechischen Skulptur vor Phidias; ferner erwarb der kunstsinnige König bei der Rückgabe der durch Napoleon aus der Villa Albani entführten Schätze, welche in Paris 1815 unter den Hammer kamen, unter Anderem die schon vorher erwähnte „Friedensgöttin mit dem Reichthum“, eine marmorne Nachbildung nach dem Bronzeoriginal des Kephisodotos, des Vaters des Praxiteles, aus dem Besitze des Duca Braschi zu Rom die gelungenste Nachbildung der knidischen Aphrodite, des weltbekannten, jetzt verlorenen Werkes des Praxiteles, und die alterthümliche Artemis aus Gabii, aus dem Palazzo Rondanini zu Rom den berühmten Medusenkopf von tadelloser, aber erkältend wirkender Schönheit. Zu den Zierden der Münchener Glyptothek gehört auch die schöne Figur des knieenden Knaben, der sog. Klioneus, welcher diesen Namen durch eine unrichtige Verbindung mit der Niobidengruppe erhalten hat, der barberinische Faun oder Satyr, welcher auf einen Felsen gelagert seinen schweren Rausch ausschläft, ein Werk aus dem Beginn der alexandrinischen Zeit, endlich der Tempelfries, welcher den aus der Hand oder aus der Schule des Skopas hervorgegangenen Hochzeitsszug des Poseidon und der Amphitrite darstellt.

Zwar sammelten auch noch andere deutsche Regenten, wie Friedrich der Große und seine Nachfolger, ferner die sächsischen, baden'ser und hessischen Fürsten, antike Originalbildwerke, um ihre Schlösser und Gärten damit zu schmücken, — diese Sammlungen bildeten dann den Grundstock der öffentlichen Kunsthütten — aber alle stehen auf diesem Gebiete hinter Ludwig von Bayern zurück. Auch hat es in Deutschland immer an Privatleuten gefehlt, welche eine Ehre darin suchten, ihren Reichthum diesen idealen Zwecken dienstbar zu machen zur Belehrung der Bürger, zur Belebung des Kunstsinnes, zur Förderung der Wissenschaft. Schliemann war unter den Deutschen eine einzig dastehende Erscheinung.

Schließlich waren auch die politischen Verhältnisse Deutschlands nicht danach angethan, um derartige im Ausland zu lösende Aufgaben mit dem nöthigen Nachdruck zu vertreten. Freilich die deutsche archäologische Wissenschaft war hochgeschätzt bei allen Nationen Europas. Johann Winckelmann, der Schustersohn aus Stendal, der Freund von Fürsten, Prälaten und Karbinälen, der erste allseitig anerkannte und verehrte deutsche Kunstforscher auf italienischem Boden, ist durch sein Werk „Geschichte der Kunst des Alterthums“ (seit 1764) der Begründer der modernen archäologischen Wissenschaft geworden, obwohl er seine Ideen nicht an den Skulpturen echt griechischen Meißels gezeitigt hat. Goethe sagt von diesem Manne, welcher überhaupt erst die Begeisterung für die Kunstschätze Italiens geweckt hat („Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung, Buch 8): „Bei allen Bemühungen jedoch, welche sich auf Kunst und Alterthum bezogen, hatte jeder stets Winckelmann vor Augen, dessen Tüchtigkeit im Vaterlande mit Enthusiasmus anerkannt

wurde. Wir lasen fleißig seine Schriften und suchten uns die Umstände bekannt zu machen, unter welchen er die ersten geschrieben hatte," und sein Biograph Justi schreibt über ihn: „Der Eintritt der bildenden Kunst in den Kreis unserer Nationalbildung, die Oeffnung des griechischen Alterthums, die Anfänge der deutschen Prosa und der deutschen Geschichtsschreibung, die Erhebung der deutschen Literatur zur Weltliteratur: dieser und noch anderer Dinge ist man gewohnt, sich zu erinnern, wenn der Name Windelmanns genannt wird.“ In den Kunstwerken der Alten schwang sich Lessing zum Reformator der Aesthetik empor, indem er in seinem „Laokoön" (1766) scharf wie kein zweiter das Verhältniß der bildenden zu den redenden Künsten erörterte; die Anregung dazu empfing er aus Windelmanns Schrift vom Jahre 1755: „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst", und wie hoch er denselben schätzte, das beweisen die Worte, welche er beim Tode Windelmanns an Nicolai schrieb: „Das ist seit kurzem der zweite Schriftsteller, dem ich mit Vergnügen ein paar Jahre von meinem Leben geschenkt hätte“. Das deutsche Institut in Rom und Athen eröffnet seine Winter Sitzungen im Anschluß an Windelmanns Geburtstag (9. Dezember), viele der deutschen Vereine, welche sich mit der Erforschung des Alterthums beschäftigen, feiern den Windelmannstag, vor Allen fühlt sich die Berliner archäologische Gesellschaft, welche zu ihren Mitgliedern stets die ersten unter den Archäologen gezählt hat und zählt, seit ihrem Entstehen mit diesem Geistesheroen verknüpft und hält das Andenken an denselben in Ehren durch das alljährlich erscheinende Windelmanns-Programm, welches am 9. Dezember des Jahres 1890 zum 50. Male veröffentlicht worden ist.

Seit 1829 stand das Institut für archäologische Correspondenz (Istituto di corrispondenza archeologica) in Rom im Mittelpunkt aller die Architektur, Skulptur, Malerei, Topographie und Epigraphik des klassischen Alterthums betreffenden Forschungen; Deutsche waren seine Stifter, der Kronprinz Friedrich Wilhelm, als König dieses Namens der IV., hatte das Protektorat, deutsche Ausdauer und deutsches Geld halfen der Anstalt über die Gefahren hinweg, welche zuweilen ihr Bestehen arg bedrohten; die Vertreter der Archäologie in Italien und Frankreich, hin und wieder auch ein Engländer, Ruße, Däne oder Grieche schlossen sich dem Institut an.

So sprühte aus deutscher Geistesthätigkeit der Funken, welcher das Studium der Archäologie in ganz Europa neu belebt hat. Aber es mußte erst das neue Deutsche Reich gegründet werden, es mußten erst die Mittel dieses mächtigen Reiches zur Verfügung stehen, ehe die deutsche Archäologie Erfolge aufweisen konnte, welche über die Kreise der Fachgelehrten hinausgriffen und die Masse des gebildeten Publikums erwärmten.

Aus einem Privatunternehmen wurde das Institut in Rom 1871 in eine preußische Staatsanstalt und 1874 in eine deutsche Reichsanstalt mit dem Namen „Kaiserlich deutsches archäologisches Institut" umgewandelt, zu-

gleich (1874) durch eine Zweiganstalt in Athen erweitert. Von jetzt an genossen die beiden Institute in Rom und Athen als Staatsanstalten den Schutz des mächtigsten Reiches in Europa; es wuchsen ihre Mittel, es wuchsen auch ihre Aufgaben. Hier wurde jene Wissenschaft des Spätens ausgebildet, durch welche Schliemann seinem göttlichen Homer zu seinem Rechte verhalf, Deutschland den olympischen Lorbeer pflückte und Preußen den pergamenischen Siegespreis davontrug.*)

Das Interesse für die Denkmäler des Alterthums wurde in Deutschland immer allgemeiner. Schliemanns Name war bald in Aller Munde; Ernst Curtius wußte seinen ehemaligen Schüler, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, für die Ausgrabung Olympias, der berühmtesten Cultstätte des Alterthums, zu begeistern; der lebendigen Antheilnahme und thatkräftigen Unterstützung, welche die Alterthumsforschung bei dem ersten Hohenzollernkaiser und bei dessen Sohne fand, ist die Aufdeckung von Pergamon zu danken. Jetzt war genügend Geld und Macht vorhanden, um den auf die Erwerbung antiker Denkmäler gerichteten Wünschen den nöthigen Nachdruck zu geben. Aber die politischen Verhältnisse in Griechenland und Italien waren andere geworden als im Anfang und in der Mitte dieses Jahrhunderts. Auf griechischem und italischem Boden war nichts mehr an Kunstwerken zu holen. Das beweist die Freilegung Olympias auf Kosten des Deutschen Reiches in den Jahren 1875 bis 1881. In dem Vertrage zwischen den beiden Regierungen (13./25. April 1874) wahrte sich die griechische, auf Grund gesetzlicher Bestimmung, das ausschließliche Eigenthumsrecht an allen Fundgegenständen; nur eine Anzahl unbedeutender Dubletten, wie statuarische und architektonische Ueberreste nebst kleinen Weihegeschenken sind dem Deutschen Reiche als Lohn zu Theil geworden und jetzt als Besitz des preussischen Staates im Antiquarium der kgl. Museen und im „Campo Santo“ zu Berlin untergebracht. Der edelste Ertrag der deutschen Ausgrabungen verblieb den Griechen: die 9 mächtigen Metopenplatten mit den Arbeiten des Herakles und die colossalen Giebelfiguren vom Zeusstempel, hervorgegangen aus der Schule des Phidias — sie stellen die Vorbereitungen zum Wagenwettkampfe des Pelops und Dinomaios um den Besitz des Peloponnes und den Kampf der Centauren und Lapithen bei der Hochzeit des Peirithoos dar, — die vom Olymp zur Erde herabschwebend gedachte, von ihrem lustigen Gewande umflatterte, beflügelte Siegesgöttin des Patonios, welche im Jahre 420 v. Chr. in Olympia geweiht worden war und am 21. December 1875 beim Beginn des deutschen Ausgrabungswerkes als ein Glück verheißendes Zeichen gefunden wurde, der Hermes des Praxiteles, mit dem Dionysosknaben auf dem Arm, welcher im Tempel der Hera am 8. Mai 1877 an's Tageslicht kam, endlich eine Reihe weiblicher Porträtstatuen aus der Zeit der Antonine sind jetzt im Olympia-Museum neben der wiederausgegrabenen

*) Vgl. Michaelis in den Preuß. Jahrbüch. 1889, Bd. 63, Heft 1.

Feststätte aufgestellt. Auch die Schätze, welche Schliemann aus griechischem Boden hob, vor Allem die reichen goldenen Schmucksachen aus den Schachtgräbern auf der Burg von Mykenä (1876), der bunte Marmorfries und die Wandmalereien aus dem tyrantischen Palaste gehören zu den werthvollsten und interessantesten Stücken der athenischen Sammlungen. Kurz, Alles, was von alten Denkmälern im Lande gefunden wird, muß nach einem Artikel der griechischen Verfassung als Nationaleigenthum in demselben verbleiben. Ebenso scharf wird das Antikengezetz in Italien überwacht.

Unter diesen Umständen konnte der Deutsche nur noch hoffen, aus türkischem Boden, in erster Linie aus Klein-Asien, eine Ernte an antiken Kunstblüthen heimzubringen. Die Aussicht auf unerwartete Funde mußte verlocken; hatte doch an der Ostküste des ägäischen Meeres und auf den Inseln bis Kypros hin seit Alters her griechisches Leben auf jedem Gebiete ebenso stark pulsirt wie im Mutterlande, war doch dort die Erde viel weniger nach Resten der alten Kultur durchwühlt worden als hier. Freilich auf Schwierigkeiten, wie sie in den religiösen und Verwaltungs-Verhältnissen der Türkei begründet waren, mußte man sich gefaßt machen. Aber die Hindernisse wurden überwunden, die Erwartungen übertroffen. So hatte Schliemann viel unter der Willkür der türkischen Behörden zu leiden, aber er grub auf dem Hügel Hissarlik Troja aus und erwarb sich den größten Theil der Funde, darunter den berühmten reichen „Schatz des Priamos“ nach Vertrag und durch Kauf, um die Kostbarkeiten später der Hauptstadt des deutschen Reiches zu schenken; die Schliemann-Säle im Berliner Völkermuseum sind durch Erlaß Kaiser Wilhelm's I. vom 24. Januar 1881 für immer mit dem Namen des Geschenkgebers, des Berliner Ehrenbürgers, verbunden. Schon während der deutschen Ausgrabungen zu Olympia begannen die im Auftrage der preussischen Regierung unternommenen Arbeiten in Pergamon, welche mit Unterbrechungen von 1878 bis 1886 dauerten. Pergamon, heut Bergama, lag in der kleinasiatischen Landschaft Mysien, ungefähr drei Meilen von der Ostküste des ägäischen Meeres entfernt; ein felsiger Vorsprung trug die Burg, welche sich fast 300 m über die von ihr beherrschte Raifesebene erhob. Nach dem Tode Alexanders des Großen entstand hier ein selbständiges Reich unter den Eumeniden und Attaliden, dessen Blüthezeit in das zweite vorchristliche Jahrhundert fällt; der prachtliebende König Eumenes II. (197—159 v. Chr.) schmückte seine Residenz mit prunkvollen Bauten; so weihte er unter Anderem auf dem Marktplatz der Burg von Pergamon dem Zeus und der Athena einen Altar, um dessen mächtigen Unterbau der künstlerisch und kunsthistorisch berühmte Fries mit der Gigantomachie lief, rund 400 Fuß lang und reichlich 7 Fuß hoch. Diese pergamenischen Hochreliefs, die Darstellung des Kampfes der Götter und ihrer heiligen Thiere gegen die schlangenfüßigen Giganten, ein Werk, dem an Großartigkeit der Auffassung und Ausführung kein anderes an die Seite zu stellen ist, und welches uns erst das Verständniß für die Kunst in der Diadochenzeit erschlossen hat, wurden als Lohn der preussischen

Ausgrabungen für Berlin erworben und sind vorläufig im Alten Museum aus Raummangel in einer ihrer nicht würdigen Weise untergebracht. So kann erst seit der Mitte des vorigen Jahrzehnts, zu welcher Zeit auch (1884) eine reiche Anzahl anmuthiger attischer Kunstwerke des vierten vorchristlichen Jahrhunderts (aus Saburow'schem Besiz) angekauft wurde, das Berliner Museum einen Vergleich mit den berühmten europäischen Antikensammlungen aushalten, wenn auch seine Prachtstücke nicht alle Zeiten antiker Kunstblüthe gleichmäßig vertreten.

Auch Oesterreich trat seit der Mitte der siebziger Jahre mit der Türkei in Unterhandlungen, als es sein Augenmerk auf Vergrößerung seines hauptstädtischen Antikenschatzes richtete. Zumeist durch die Freigebigkeit der Wiener Geburts- und Geistesaristokratie in den Stand gesetzt, ließ das k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht je zweimal die Insel Samothrake und die Landschaften Karien und Lykien wissenschaftlich nach Kunstdenkmälern durchforschen, und zwar mit reicher Ausbeute, welche nach Wien überführt wurde: es sind dies die Fundstücke von den zwei samothrakischen Mysterientempeln und besonders der der griechischen Sage und Geschichte entnommene, für die Erkenntniß der Abhängigkeit der antiken Plastik von der Malerei überaus wichtige Bilderschmuck des lykischen Grabdenkmals von Gjölbaski-Trysa, welcher für die österreichische Kaiserstadt dieselbe Bedeutung hat, wie die Pergamener für Berlin, nämlich ihr endlich (1882) zu einem künstlerisch und kunsthistorisch höchst bedeutsamen Skulpturenschatze verholfen zu haben.*)

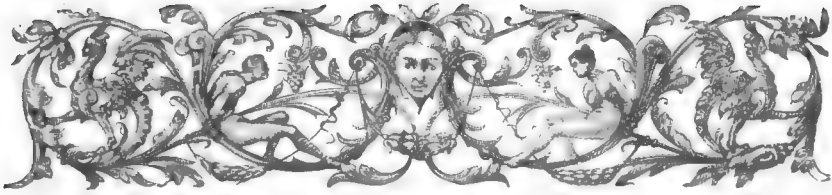
Wir Deutschen müssen es von unserem Standpunkt aus bedauern, daß, wiewohl bei uns das Verlangen nach der Erwerbung antiker Denkmäler und die Macht, diesem Wunsche Nachdruck zu geben, reichlich vorhanden ist, doch den Pergamenern aus griechischem Boden keine Erzeugnisse desselben Geistes in unsere Reichshauptstadt folgen werden; aber die größte Achtung müssen wir dem Volke der Hellenen zollen, daß es mit Eifer und Ernst für die Wahrung seiner idealen Pflichten gegenüber der Hinterlassenschaft seiner großen Vorfahren eintritt. Und eine besondere Genugthuung muß es uns bereiten, wenn wir sehen, wie die Neugriechen, welche jetzt eine neue Renaissancezeit durchleben, bei der Aufdeckung, Aufbewahrung und wissenschaftlichen Verwerthung der Denkmäler sich das Vorgehen der Deutschen zum Muster nehmen.

Die Griechen sind werth, die Schätze, welche sie von ihren Vätern erbt haben, auch zu besitzen; Athen ist durch die Ausgrabungen im letzten Jahrzehnt, bei denen die Griechen durch die Deutschen, Engländer, Franzosen und Amerikaner rege unterstützt wurden, eine archäologische Schule von größter Bedeutung geworden, namentlich die archaischen Bildwerke der athenischen Sammlung übertreffen den Gesamtbesiz aller Museen Europas an der-

*) Archäologische Untersuchungen auf Samothrake. 1. Bd. Wien 1875. 2. Bd. 1880. Reisen in Lykien und Karien. 1. Bd. 1884. 2. Bd. 1889.

artigen Denkmälern nach Zahl und Werth. Unter dem heimischen griechischen Himmel werden wohl auch die Denkmäler des Alterthums, zumal wenn sie eben erst aus Jahrhunderte langem Schlafe zu neuem Leben geweckt sind, länger dem Zahne der Zeit trogen als anderswo. — Doch den Griechen zurückzuerstatten, was ihnen im Laufe der Zeiten durch Raub oder durch Kauf genommen wurde, das wäre ein bewundernswerther Act uneigennütziger Großmuth von seiten der englischen Nation, deren Beispiel dann die anderen folgen müßten; eine solche Forderung konnte nur dem Hirne eines idealen Schwärmers entspringen. Freilich der Fluch, welchen Byron die Minerva über Lord Elgin wegen seines Tempelraubes und über sein Volk als Mitschuldigen aussprechen läßt, lastet schwer auf dem englischen Namen; doch verdient das Verfahren des schottischen Pair, welches zum typischen Beispiel für derartige Plünderungen geworden ist — Byron stellt es sogar auf gleiche Stufe wie die Verwüstung, welche die Gothen und Türken unter den Ueberresten der alten Kunst angerichtet haben, — Nachsicht und Entschuldigung, wenn man die damaligen Zeitverhältnisse bedenkt und die Folgen, welche die Entführung dieser Denkmäler von Athen nach London für ihre eigene Erhaltung, für ihre bequemere wissenschaftliche Erforschung und somit für die Förderung der Archäologie gehabt hat.





Piemont.

Historische Ode von Giosuè Carducci.

In deutscher Nachdichtung

von

Valerie Matthies.

— Schweidnitz. —

Das Original nachstehender Uebertragung, gedichtet zum 20jährigen Jubiläum des Einzugs der italienischen Truppen in Rom, wurde in Italien von Kritik und Publikum mit großem Beifall aufgenommen; im Verlage von Nicola Zanichelli, Bologna, in Separatausgabe erschienen, erlebte die Ode binnen kürzester Zeit mehrere Auflagen.

Interessant und bezeichnend für die eigenartige Auffassung des Dichters ist es, daß der thatsächliche Anlaß zu der Ode in derselben gar nicht berührt wird, sondern nur die Ereignisse, welche diesem vorangingen und die ihren ruhmvollen Abschluß den 20. September 1870 fanden, an welchem Tage die Soldaten Victor Emanuels Besitz von der „heiligen Stadt“ ergriffen. Den Kernpunkt des Gedichtes bildet die, durch die freiheitsbegeisterten poetischen Werke Vittorio Alfieris vorbereitete Erhebung der italienischen Nation vom Drucke der Knechtschaft; vor Allem das wechselvolle Geschick der Jahre 1848/49 unter dem Könige Karl Albert von Sardinien und Piemont: Karl Albert, welcher im März 1848 den Krieg an Oesterreich erklärt hatte und Anfangs siegreich war, nahm am 31. Mai die Festung Peschiera; die Oesterreicher erlangten dieselbe jedoch im August wieder zurück, schlugen die Italiener bei Custoza und am 23. März 1849 bei Novara. Karl Albert, welcher vergebens den Tod auf dem Schlachtfelde gesucht hatte, dankte hierauf ab, übergab die Regierung seinem Sohne Victor Emanuel II. und zog sich nach Oporto in Portugal zurück, wo er bereits am 26. Juli 1849 starb. Er ist in der Superga, der bei Turin gelegenen Grustkirche der Könige aus dem Hause Savoyen, beigesetzt. Im Sterben erscheint dem Könige als tröstende Vision „di Nizza il marinaio biondo“ (der blonde Seemann von Nizza) — Garibaldi, welcher heldenmüthig Rom gegen die französischen

Belagerer vertheidigt. Aus der Höhe kommen die Geister der als Märtyrer für die italienische Freiheit Gestorbenen und geleiten versöhnt die Seele Karl Alberts zu Gott; Allen voran Santorre di Santaraja, einer der Führer der oberitalienischen Revolution im Jahre 1821, welcher mit etwa 30 anderen, den vornehmsten Adelsfamilien angehörenden Verschwörern zum Tode verurtheilt war, sich aber durch die Flucht rettete und auf der griechischen Insel Sphakteria starb.

Die deutsche Uebertragung schließt sich getreu der Form des Originals an, einer von Carucci oft angewandten Modification der Sapphischen Strophe; Schema:

— () — () — () — ()
 — () — () — () — ()
 — () — () — () — ()
 — () — ()

Auf den gezackten, leuchtendweißen Gipfeln
 Springet die Gemse, donnert die Lawine,
 Von den gewalt'gen Gletschern stürzend durch die
 Brechenden Wälder;

Doch aus dem Schweigen weiter Aetherbläue
 Strebet der Adler auf zur Sonne, ziehet,
 Feierlich-ernst die dunklen Schwingen breitend,
 Langsame Kreise.

Gruß dir, Piemont! Mit trüben Melodien,
 Epischen Sängen Deines Volkes gleichend,
 Steigen zu Dir die Flüsse all hernieder,
 fernhin erbrausend.

Steigen hernieder voll und schnell und kräftig,
 Wie deine hundert Bataillone, suchen
 Dörfer und Städte dann im Thal, vom Ruhme
 Zwiesprach zu halten:

Droben Aosta, noch aus Kaiserzeiten
 Mauerumgürtet, das am Alpenpasse
 Ueber Barbarenvesten des Augustus
 Bogen erhebet;

Weiter Ivrea, das die rothen Thürme
 Träumend im Schoß der blauen Dora*) spiegelt,
 Düst' und klagend schwebt darum der Schatten
 König Arduino's;**)

*) Die Dora Baltea, ein Nebenfluß des Po.

**) Arduino, Markgraf von Ivrea, welcher sich zum König von Italien und Gegenkaiser Heinrichs II. aufgeworfen hatte, wurde von Heinrich geschlagen und in das Kloster S. Benigno verbannt, wo er (1016) starb.

Biella, vom Berge zwischen grünen Matten
Heiter den üpp'gen Thalgrund überschauend,
Prangend mit Waffen, Pflügen und zur Arbeit
Rauchenden Essen;

Cuneo, mächtig und geduldig, lächelnd
Unge schmiegt Mondovì am sanften Abhang,
Und Aleramo, reich an frohen Schlössern
Rebenumkränzet;

Mit der Superga in dem festesreigen
Mächtiger Alpenhö'h'n, im Königschmucke
Siegesgekrönt Turin und Asti, eh'dem
Republikanisch.

Freudig gedenk der Gothen-Niederlage
Und Barbarossa's Törnes, gab in lautem
Brausenden Fluß es dir, Piemont, die neuen
Lieder Alfieris.*)

Stolz wie der große Vogel, dem er seinen
Namen entlehnt, kam jener Große; rastlos
Ueber dem tiefgebeugten Lande kreisend,
Rief er: Italien! —

Rief's den des Klanges lang entwöhnten Ohren,
Rief es den trägen Herzen, müden Seelen,
Und aus den Urnen Arquà's und Ravennas**)
Hallt' es: Italien! —

Und bei dem Rufe knirschten die Gebeine,
Suchend einander längs des weiten Kirchhofs
Des unglücksel'gen Landes, sich mit Waffen
Törnig zu gürten.

Laut schallt's: Italien! — Und das Volk der Todten***)
Stieg mit Gesang empor, den Krieg zu fordern.
Und ein geweihter König, in dem Antlitz
Blässe des Todes,

*) Vittorio Alfieri war in Asti geboren. Unter dem großen Vogel („come il grande augello“) kann sowohl eine Falkenart (alfanetta, alfanica) verstanden werden, an welche der Name Alfieri erinnert, wie auch der Adler als Symbol des Sieges (vittoria, Vittorio).

**) Den Grabstätten Petrarca's und Dante's.

***). Hindeutung auf das Wort Lamartines: „L'Italie est la terre des morts“; als Erweiterung darauf dichtete Giusti sein berühmtes Gedicht La terra dei morti.

führte das Schwert. O Jahr der Wunderzeichen,
Frühling des Vaterlandes, o ihr Tage,
— Blühenden Maienmonats letzte Tage —
Da triumphirend

Kunde des ersten italien'schen Sieges
Tief mir das Knabenherz erschüttert! Heute
Sing' ich, Italiens Dichter, dessen Haare
Grau sich schon färben,

Dir dieses Lied, o König meiner Jugend;
Lange verdammter und beweinter König!
Der du dahinzogst mit dem Schwert in Händen
Und von des Büßers

Kutte die Brust bedeckt, Italiens Hamlet!
Unter Piemonts Geschüßesfeuer, unter
Cuneos Streichen und Aostas Stürmen
Schwanden die Feinde.

Mählich verhallte der Kanonendonner
Hinter der Flucht der österreich'schen Heere;
Gegen den Untergang der Sonne lenkt' den
Renner der König;

Und zu den Rittern, die ihn siegesfreudig,
Pulvergeschwärtzt und staubbedeckt umringten,
Sprach, eine Schrift entfaltend, er: Peschiera
Hat sich ergeben.

O, wie erklang da brausend aus den Herzen,
Eingedenk edler Ahnen, bei der Banner
Wallen und Weh'n ein einziger Ruf: Italiens
König, er lebe!

Rosig im Abendsonnenschein erglühten
Ruhmüberjährt der Lombardei Gefilde,
Und des Virgilins See erbehte gleich dem
Bräutlichen Schleier,

Der sich dem Kusse des Geliebten öffnet. —
Aufrecht im Sattel, bleich und unbeweglich
Starrte der König: Trocaderos Schatten
Schaute sein Auge*).

*) Wohl symbolisch für das Uebergewicht, welches die Franzosen (1823) durch Eroberung der, für die Beherrschung des atlantischen und mittelländischen Meeres bedeutamen und viel umkämpften Hafenstadt Cadix mit dem Insel-Fort Trocadero erlangten.

Winterlich-trüb erwartet ihn Novara,
Und als des Irrthums letztes Ziel Oporto.
Einsam und still, umgeben von Kastanien,
Blickte das Landhaus

Auf das atlantische, gewalt'ge Weltmeer**)
Aus dem Kamelienhain am kühlen Douro,
Unter der unbewegten Ruh des Schmerzes
Uebermaß bergend!

Nähe dem Tode, in der Sinne Dämmerung,
Winkte dem König an der Lebenswende
Tröstend ein wunderbar Gesicht: der blonde
Seemann von Nizza,

Der vom Janiculus herab zum Kampfe
Wider des Galliers Ueberhebung anspornt;
Rings um ihn flammt das Blut der Italiener
Roth wie Rubinen.

Und eine Thräne füllt' des Königs Auge,
Schattenhaft irrt' ein Lächeln um die Lippen,
Da, zu dem Sterbelager schwebten hehre
Geister hernieder;

Vor allen andern, o Piemont, der Capfre,
Der auf Sphacteria schläft, und der als erster
In Alessandria die Tricolore
Weh'n ließ: Santorre

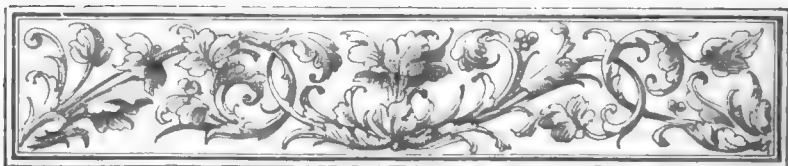
Di Santarosa. Und Carl Alberts Seele
Führten sie hin zu Gott — „Sieh, Herr, den König,
Welcher sein Land zerstreut hat und erschüttert.
Doch für Italien.

Ist nun auch er, o Gott, gleich uns gestorben,
Gieb ihm dafür das Vaterland jezt wieder.
Gieb um des Blutes willen, das von allen
Feldern empordampft,

Gieb um des Schmerzes willen, der die Borgen
Gleichmacht den Hütten, um des Ruhmes willen,
Welcher vergangen, gieb um gegenwärt'ger
Leidenszeit willen

Gott, jenem edlen, heldenhaften Staube,
Hier diesem sel'gen, engelhaften Lichtgeist
Wieder das Vaterland; o gieb Italien
Den Italienern!“

**) Der Douro (spanisch Duero) mündet bei Oporto in den atlantischen Ocean.



Die Bedeutung Belforts Süddeutschland gegenüber.

Von

Albert von Forst.

— Dresden. —



Ein Artikel des „Neuen Curs“: „Das Ausfallsthör von Belfort“ hat mannigfache Erörterungen in der Presse über den Werth der heutigen Festung Belfort für Frankreich, Deutschland gegenüber, sowie über den Meinungsaustausch Fürst Bismarcks und Graf Moltkes hinsichtlich der Bedeutung Belforts für Deutschland angeregt.

Ein zweiter, unter der Firma: „Belfort“, den Gegenstand einer Polemik gegen den Fürsten Bismarck bildender Artikel derselben Zeitschrift, hat es nicht verschmäht, die Beziehungen unserer beiden großen Männer, Fürst Bismarck und Graf Moltke, in dem trüben Lichte, wie sich herausstellte, völlig unerwiesener, kleinlicher Eifersüchteleien von Seiten des Ersteren erscheinen zu lassen. Derselbe hat bereits die gebührende Abfertigung seitens des Fürsten Bismarck gefunden.

Der erste Artikel suchte unverkennbar, in unseres Erachtens vollkommener Ueberschätzung des offensiven Werthes der Lagerfestung Belfort für Frankreich, mit Bezug auf einen französischen Angriff gegen Deutschland, Stimmung für die Militärvorlage in Süddeutschland zu machen. Gegenüber der offenbaren Uebertreibung der offensiven Bedeutung Belforts und der völligen Entstellung des Werthes dieser Festung, welche sich dieser Artikel des „Neuen Curs“, im Hinblick auf jenen Zweck, zu Schulden kommen ließ, erscheint es vielleicht nicht unangezeigt, die Bedeutung Belforts Deutschland und besonders Süddeutschland gegenüber einer näheren Erörterung zu unterziehen, welche die Auffassung Moltkes, daß der Besitz von Metz für Deutschland wichtiger, als derjenige Belforts, und der letztere von untergeordneter Bedeutung sei, auch

im Hinblick auf die heutige Erweiterung dieser Festung, nur in jeder Beziehung zu bestätigen vermag.

Der Artikel des „Neuen Curs“ behauptet: „Heute habe Belfort die locale Bedeutung erlangt, welche 1870 Paris besaß, außerdem verbinde es damit die strategische des damaligen Metz und Straßburg zugleich“. Selten ist unseres Erachtens eine absurdere Behauptung aufgestellt worden. Denn die „locale“ Bedeutung Belforts läßt sich doch nur dahin deuten, daß Belfort ein ebenso oder doch annähernd ebenso starkes und ausgedehntes verschanztes Lager bilde wie Paris. Beides ist jedoch keineswegs der Fall. Denn während Paris — in seiner neuen erweiterten befestigten Umgestaltung mehr wie je das Herz Frankreichs — zu seiner gehörigen Vertheidigung eine Armee von 120 000 Mann beansprucht und aus 3 großen, von einander unabhängigen verschanzten Lagern in einem Gesamtumfange von 17—18 deutschen Meilen besteht, ist die Lagerfestung Belfort ein Platz von ca. 5 Meilen Umkreis, für eine normale Kriegsbesatzung von 25—30 000 Mann, welcher allerdings ebenfalls eine Armee, jedoch in Anbetracht seiner auch verhältnißmäßig geringeren Verproviantirung eine weit kleinere als Paris, und auf weit kürzere Zeit als dieses, aufzunehmen vermag.

Auch die Behauptung des Autors, „Belfort verbinde mit seiner heutigen Bedeutung die strategische des früheren Metz und Straßburg zugleich“, trifft in keiner Weise zu. Denn Metz und Straßburg waren in französischen Händen die starken Debouchéplätze am mittleren Mosel- und oberen Rhein-Abchnitt, mit dem bei Straßburg, in Folge der unmittelbaren Nähe dieser Festung am Rhein, gesicherten Uebergange über beide Flußabschnitte. Belfort aber liegt zwei Tagemärsche entfernt vom Rhein, und selbst ein plötzlicher überraschender Vorstoß seiner, incl. derjenigen des nahe gelegenen Montbeliards, 10 Bataillone, 1 Cavallerie-Regiment und 5 Feld-Batterien (excl. seiner Festungs-Batterien und 1 Genie-Abtheilung) starken Garnison, vermag, wie wir später ausführlicher darzulegen beabsichtigen, diese räumliche Entfernung nicht so rasch zu überwinden, als daß nicht die an Infanterie und Cavallerie stärkeren und nur um 1 Feld-Batterie an Gesamtstärke schwächeren deutschen Truppen der nächstgelegenen Garnisonen Mühlhausen, Neu-Breisach, Colmar und Freiburg, ganz abgesehen von denjenigen Straßburgs, denen überdies sämmtlich die Benutzung der Bahn zur Verfügung steht, diesem Vorstoß rechtzeitig gegenüber zu treten vermöchten. Während das frühere Frankreich von Straßburg aus, ungeachtet der Rehler Brückensprengung und Besetzung, jederzeit mittelst Brückenschlags das rechte Rheinufer zu gewinnen vermochte, muß ein Vorstoß von Belfort aus erst die linksrheinisch ihm gegenüber tretenden deutschen Streitkräfte schlagen und alsdann den angesichts eines aufmerksamen Feindes sehr schwierigen Rhein-Uebergang vollziehen. Hierin aber liegt ein großer zum Nachtheil Frankreichs vorhandener Unterschied der strategischen Bedeutung Belforts und Straßburgs.

Wenn auch Belfort, wie der Artikel des „Neuen Curs“ darlegt, die am weitesten nach Osten vorgeschobene starke Lagerfestung Frankreichs bildet, deren Befestigungen durch zahlreiche Bahnlinien mit dem französischen Hinterlande verbunden, sich, wie wir hinzufügen, im Norden an diejenigen des Vogesen- und des Moselabschnittes, im Süden mit ihren vorgeschobenen Werken bei Montbéliard und Montagnes du Romont an die Schweizer Grenze anlehnen, und die nur 6 Meilen vom Lauf des oberen Rheins bei Hüningen entfernt, als Ausgangspunkt eines Vordringens bei Belfort versammelter französischer Streitkräfte gegen diesen dort nur durch Reste alter und einige Eisenbahnbrücken-Befestigungen verteidigten Strom, sowie eines Uebergangsversuches über denselben bei Hüningen oder Müllheim dienen könnte, so ist doch die ganze geographische Lage Belforts gegenüber der äußersten Südwestecke Deutschlands, sowohl mit Bezug auf die wichtigste französisch-deutsche Hauptoperationsrichtung Paris-Berlin, wie auch mit Bezug auf eine, wie der Artikel des „Neuen Curs“ annimmt, etwa beabsichtigte Trennung der Streitkräfte Süddeutschlands von denen Norddeutschlands, eine derart excentrische und abgelegene, daß Frankreich starke Streitkräfte für eine solche Offensive von dem Schauplatz der ersten und wichtigsten Hauptentscheidungen am Maas- und Moselabschnitt nicht wegnehmen darf, da ihm dieselben dort in kritischer Stunde fehlen würden. Selbst der starke doppelte französische Befestigungsgürtel jenes Abschnittes und seines Hinterlandes vermag eine derartige Schwächung des wichtigsten Theiles des französischen Grenzgebietes an Streitkräften nicht zu rechtfertigen; mit einem Wort, Frankreich kann bei einem gleich starken oder selbst an Zahl etwas schwächeren deutschen Gegner es nicht wagen, im Falle eines Krieges eine Hauptentscheidung in einer starken Offensive von Belfort und den südlichen Vogesen her gegen den Oberrhein und Süddeutschland zu suchen, da es damit die kürzeste Operationslinie von Berlin auf Paris sehr bedenklich an Truppen schwächen würde. Immerhin aber könnte eine schwächere Diverfion von Belfort aus, übrigens von Straßburg oder Neu-Breisach her in ihrer linken Flanke und Rücken bedroht, gegen Süddeutschland erfolgen. Einer derartigen schwächeren Diverfion gegenüber würden jedoch vermöge der in letzter Zeit besonders fortgeschrittenen Entwicklung des süddeutschen Bahnnetzes — wir erinnern an die Vollendung der schweizerischen Umgehungsbahn und an die neuen projectirten Oberrheinthalbahnlinien — rechtzeitig entsprechende deutsche Streitkräfte, wenn auch zum Theil aus Truppen der zweiten Linie bestehend, am Rhein und im südlichen Schwarzwalde, sowie alsdann an den Abschnitten der westlichen Vorberge der rauhen Alp und dieser selbst und schließlich, gestützt auf das starke verschanzte Lager von Ulm, mit voller Aussicht auf Erfolg entgegenzutreten vermögen.

Von Straßburg und Neu-Breisach aus unternommene Vorstöße gegen die linke Flanke und Verbindungslinie dieser Diverfion würden derselben überdies voraussichtlich sehr rasch ein Ende bereiten.

Von einer strategischen Trennung der Streitkräfte Süddeutschlands von denen des Nordens, wie dieselbe 1870 von Napoleon III. mit dem Rheinübergang bei Maxau beabsichtigt wurde, kann jedoch weder bei einer derartigen Diversion, noch wenn eine französische Offensive mit starken oder gar den Hauptkräften von Belfort aus gegen Süddeutschland unternommen würde, die Rede sein, da, während jener geplante Rheinübergang bei Maxau, mit der für seine Zwecke erforderlichen Schnelligkeit ausgeführt, in der That die Streitkräfte Norddeutschlands von denen des Norddeutschen Bundes örtlich zu trennen vermöchte, ein französischer Rheinübergang, der von Belfort aus bei Günningen oder Müllheim unternommen wird, die Streitkräfte Süddeutschlands nicht von denen Norddeutschlands trennt, sondern denselben einfach frontal gegenübertritt, ohne ihre Verbindungen mit dem Norden irgendwie zu unterbrechen.

Es hieße daher bei unseren Feinden einen schweren Fehler voraussetzen, wenn man, wie der Autor des „Neuen Curs“, annehmen wollte, daß Frankreich noch heute die Auffassung hat, daß ein energischer Schlag gegen Süddeutschland dies von Norddeutschland militärisch und politisch trennen und auf seine Seite bringen werde. Fehler aber beim Gegner voraussetzen, ist ein eigener schwerer Fehler. Auch die Auffassung des Autors des „Neuen Curs“, daß der eine Gesichtspunkt, daß heute Deutschland und Oesterreich gewissermaßen ein politisches Ganze seien, der französischen Kriegsführung geradezu vorzuschreiben, das Schwergewicht ihrer Macht von vornherein nach Süddeutschland zu werfen, können wir nur als eine völlig verfehlte bezeichnen. Denn einerseits liegt das militärische Schwergewicht Deutschlands, welches das französische zuerst anziehen muß, in der Hauptmasse seiner im Norden vorhandenen Streitkräfte, nicht in den fünf süddeutschen Armee-corps und deren Truppen der zweiten Linie, und ebenso sicher wie Rußland, wenn es überhaupt zur Offensive zu schreiten vermöchte, durch eine Haupt-Operation sich auf dem kürzesten Wege gegen die an der deutschen Ostfront versammelten ihm gefährlichsten Streitkräfte wenden und nicht etwa, abgesehen von der starken Besetzung des Festungs-Dreieck Luzk, Rowno, Dubno, einen Versuch, die deutschen von den österreichisch-ungarischen zu trennen, machen würde, würde bei einem Dreibundskrieg gegen Frankreich und Rußland, den der „Neue Curs“ mit jener Annahme voraussetzt, die erwähnte französische Offensive, von einem italienischen Heere, welches unter Benutzung der Borarlberg- und Murthal-Bahn auf dem süddeutschen Kriegsschauplatz aufzutreten vermag, in der rechten Flanke und im Rücken angegriffen werden können, so daß die französische Offensive gegen Süddeutschland sehr geringe Aussicht auf unmittelbare entscheidende Erfolge besitzt. Selbst in dem günstigsten Falle, daß ihr gewachsene deutsche Streitkräfte nicht rasch genug ihr gegenüberzutreten vermöchten, so würden doch bei ihrer Fortsetzung in der Richtung auf Wien oder Berlin die an den Maas- und Moselabschnitten engagierten deutschen Streitkräfte, indem sie den Schutz der westdeutschen

Grenzgebiete den Festungen Metz und Straßburg, sowie den Festungen der Rheinlinie und angemessenen Streitkräften zur Vertheidigung dieser Linie überlassen, dieser Offensive, verstärkt durch die Truppen der zweiten Linie, im Innern Deutschlands noch unter günstigen strategischen Verhältnissen rechtzeitig zu begegnen vermögen.

Wir müssen hinsichtlich dieser französischen Offensive noch bemerken, daß wenn dieselbe von Belfort und den südlichen Vogesen ihren Ausgang nehmen soll, die dortige Versammlung derart starker französischer Streitkräfte einem schon im Frieden speciell mit Bezug auf den strategischen Aufmarsch des Gegners gut vorbereiteten deutschen Nachrichtenwesen nicht verborgen bleiben kann, und daß der strategische Aufmarsch der deutschen Armeen auf jene Offensive, so unwahrscheinlich sie unseres Erachtens auch ist, entsprechend Rücksicht nehmen dürfte. Für die Hemmung dieser Offensive aber handelt es sich zunächst, da wir höchstens in die Lage kommen können, das Land um Mühlhausen bis zum Rhein vorübergehend aufgeben zu müssen, um eine möglichst zähe Vertheidigung des Oberrheins zwischen Neu-Breisach und der Schweizer Grenze, unter Anlehnung an die Festung Neu-Breisach und secundirt von Straßburg, bis die rückwärtigen Truppen zur Verstärkung eingetroffen sind. Für diese Vertheidigung aber stehen außer denjenigen der nahe gelegenen deutschen Garnisonen die Truppen der Reserve, der Landwehr und des Landsturms der Oberrheingegend zur Verfügung, und die Mobilmachung dieser Truppencategorien dürfte zweifellos auf den Fall der raschesten Versammlung und Gefechtsbereitschaft jenem plötzlichen französischen Anprall von Belfort her gegenüber vorbereitet sein.

„Wenn auch, wie der Autor des „Neuen Curs“ erwähnt, Belfort nur zwei Tagemärsche vom Rhein bei Hünningen liegt und seine Geschütze die nahe deutsche Grenze bestreichen, so ist doch Frankreich noch nicht, wie derselbe behauptet, bereits im Frieden Herrscher des ganzen Landes von Belfort bis Hünningen. Denn der wie erwähnt 3 Infanterie-Regimenter, 1 Jägerbataillon, 1 Cavallerie-Regiment und 5 Feld-Batterien, 6 Festungs-Batterien und 1 Genie-Abtheilung starken Garnison von Belfort vermögen selbst im Falle eines plötzlichen Vorstoßes dieser Truppen, excl. ihrer beiden letzteren Categorien, der bei einem guten deutschen Nachrichtenwesen nicht völlig überraschend erfolgen kann und bei rechtzeitiger Bahnzerstörung von der Grenze ab auf den Fußmarsch angewiesen ist, die Truppen der Garnisonen von Mühlhausen, Colmar, Neu-Breisach und Freiburg in Stärke von 12 Bataillonen, 2 Cavallerie-Regimentern und 4 Feldbatterien, unter Benutzung der vorhandenen Bahnlinien, am Ill- und Rhein-Canal-Abschnitt, in der Gegend von Mühlhausen in überlegener Stärke entgegen zu treten und gebotenen Falles hinter den Rhein bei Mühlheim zurückzugehen und vielleicht den dortigen Rheinübergang frei zu halten, bis entsprechende Unterstützung eingetroffen ist.

Versammelt sich jedoch eine starke französische Armee, wie der Autor annimmt, im Lager bei Belfort, so vermag, wie erwähnt, deren Concentrirung bei gutem Nachrichtenwesen deutscherseits nicht unbemerkt zu bleiben, und wir

dürfen mit Sicherheit annehmen, daß der Aufmarsch der süddeutschen Streitkräfte auch auf diese Möglichkeit hin berechnet sein wird. Wenn es nun auch einem plötzlichen Vorstoß der Belforter Garnison oder dort versammelter starker französischer Streitkräfte gelingen sollte, die deutschen Truppen am Ill über den Rhein und auf Müllheim, Neu-Breisach oder Günningen zurückzuwerfen, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß, bevor die ersteren den Rheinübergang zu bewerkstelligen vermögen, sich ihnen starke deutsche Streitkräfte an diesem Strom entgegenstellen würden, und daß der Rheinübergang angesichts derselben daher kein so leichtes Unternehmen ist, wie der Autor des „Neuen Curs“ dies hinstellt.

Für Süddeutschland besteht daher, die richtige Anordnung des deutschen Aufmarsches vorausgesetzt, im Hinblick auf das gut entwickelte süddeutsche Bahnnetz, die starke Rheinstrombarriere, die Festungen Straßburg und Neu-Breisach und das schwierige Vorbringen eines Gegners durch den südlichen Schwarzwald und die westlichen Vorberge der rauhen Alp, von Belfort her keine Gefahr, und bei einem Kriege auf zwei Fronten, d. h. dem casus belli des Dreibundes, wird die etwa vorhandene durch das alsdann zu erwartende Eingreifen italienischer Streitkräfte völlig beseitigt.

Frankreich vermag daher eine Hauptoffensive gegen Süddeutschland von Belfort her aus den dargelegten Gründen nicht anzustreben, da dieselbe weder die einfachste noch die wirksamste, wie der Autor des „Neuen Curs“ annimmt, ist. Denn diese Hauptoffensive liegt naturgemäß in der Richtung Paris—Frankfurt—Berlin, oder Paris—Köln—Berlin.

Auch die bereits bestehenden Friedensverhältnisse haben Frankreich hier keine bedeutende materielle Ueberlegenheit, wie der „Neue Curs“ meint, gesichert, da die zunächst in Frage kommenden französischen Armeecorps, das VII., V., VIII. und XIII. (das XIV. Corps als nebst dem XV. das nächste an der italienischen Grenze, gegen diese bestimmt, angenommen) und deren Reserveformationen zwischen Belfort, St. Dizier, Paris, Blois, Aurillac und Lyon auf einem größeren Raum dislocirt sind, wie die für eine Offensive von Belfort her zunächst in Betracht kommenden deutschen Streitkräfte des XIV., XIII., XV. und des I. bayerischen Armeecorps und deren Reserveformationen u. s. w. Wenn auch die besonders günstige Entwicklung des französischen Bahnnetzes in der Richtung auf Belfort hin, einen französischen Vorstoß mit überlegenen Kräften bis zum Rhein als möglich erscheinen läßt, so ergibt sich jedoch aus den deutschen Dislocations- und Eisenbahnnetzverhältnissen, richtige Gegendispositionen voraussetzt, daß die Ueberwindung des Rhein- und Schwarzwald-Abschnitts nicht mehr mit den deutschen an Zahl überlegenen französischen Streitkräften zu erfolgen vermag. Eine deutsche Offensive gegen Belfort ist allerdings, wie wir zugeben müssen, in Folge des für diese Aufgabe weniger entwickelten deutschen Bahnnetzes, im Vergleich zu einer französischen von dort her, erschwert.

Süddeutschland aber droht in Anbetracht der dargelegten Verhältnisse in einem neuen Kriege gegen Frankreich keineswegs eine Gefahr, und es kann keine Rede davon sein, daß dasselbe, wie der Autor des „Neuen Curs“ annimmt, „sogleich unter die französische Machtphäre gerathen werde.“ Denn Deutschland wird sich in der von uns angedeuteten Richtung „bemühen, dieser Gefahr rechtzeitig zu begegnen“, und seine Heeresleitung wird, wie wir annehmen dürfen, auch ohne die Durchführung der Militärvorlage, das ganze Elsaß und Süddeutschland vielleicht dennoch durch eine Offensive, jedenfalls durch eine sich anbietenden Falles offensiv geführte Vertheidigung auf der deutschen Westfront, die zunächst den Angriff auf die Sperrfortkette vermeiden und den Gegner sich kommen lassen kann, im Falle eines Dreibundkrieges, unterstützt durch eine italienische Armee, zu schützen wissen. Die deutsche Inferiorität an Zahl würde, wie namhafte italienische Militärs, z. B. General Maselli, dies bereits ausgesprochen haben, durch die unmittelbare Unterstützung Italiens ausgeglichen werden, und in dem Falle, daß Deutschland in einem auf beide Mächte beschränkten Kriege Frankreich allein gegenüberstände, dürfen wir uns wohl ohne Selbstüberschätzung auf die anerkannte qualitative Ueberlegenheit unserer Truppen und den Ausgleich des französischen numerischen Uebergewichts durch die Anforderungen, welche das französische Festungssystem und die französischen Colonien an Besatzungstruppen stellen, verlassen und mit Aussicht auf Erfolg die Offensive auf unserer Westfront ergreifen, ein Ausgleich, der übrigens auch für den Fall eines Dreibundkrieges sehr ins Gewicht fällt.

Daß die Durchführung der Militär-Vorlage aber dazu bestimmt ist, dem Einfall der Franzosen in Süddeutschland vorzubeugen, müssen wir im Hinblick auf die nachgewiesene sehr geringe Chance eines derartigen Unternehmens bestreiten. Zwar ist Belfort die stärkste Offensivstellung Frankreichs für einen den Charakter einer Nebenunternehmung oder Diverfion tragenden Vorstoß desselben gegen das sübliche Elsaß und den oberen Rhein, allein für eine Hauptangriffsoperation liegt dasselbe, wie bemerkt, zu excentrisch zu der Gesamt-Landes- und Truppenmasse Deutschlands. Wenn in der That eine so ungeheure Gefahr, wie die von dem Autor angenommene, von Belfort her Süddeutschland und damit dem Deutschen Reiche überhaupt drohte, so würde die deutsche Heeresleitung zweifellos schon längst die entsprechenden, auch äußerlich erkennbaren Gegenmaßregeln gegen dieselbe getroffen haben. Dieselben würden etwa in der Anlage einer starken und ausgedehnten befestigten Rheinbrückenkopfs-Position, welche wir vielleicht in der Erweiterung Neu-Breisachs schon erkennen dürfen, oder in einer Anzahl von Sperrforts vor oder unmittelbar an der oberen Rheinlinie, sowie in der Herstellung von mindestens noch einer von Osten nach Westen unmittelbar an den Oberrhein führenden strategischen Bahnlinie haben bestehen können. Die Herstellungskosten dieser Anlagen würden jedenfalls weit hinter diejenigen der Militär-vorlage geblieben sein. Allein bis jetzt hat man offenbar die Erweiterung

Neu-Breisach zu einem starken zeitgemäßen doppelten Rheinbrückenkopf für die ausreichende Gegenmaßregel, der Gefahr von Belfort gegenüber, erachtet. Die Durchführung der Militärvorlage aber kann nicht als eine entsprechende Gegenmaßregel gegen diese Gefahr bezeichnet werden, da dieselbe doch mit einem verhältnißmäßig nur unbedeutenden Theil der Heeresverstärkung den Truppen Süddeutschlands zu Gute kommt und jedenfalls, da keine neue Bahnlinie durch den südlichen Schwarzwald zum Oberrhein, etwa von Donaueschingen nach Neustadt oder Waldbirch, durch sie geschaffen wird, diese Truppenverstärkung nicht sämmtlich für die Vertheidigung des Oberrheins unmittelbar bereit stellt, worauf es jedoch ankommen würde. Auch die heutige Verstärkung Belforts, für welches heut vielleicht statt einer Division ein Armeecorps seiner Besatzung gleichwerthiger Truppen, unter Umständen mehr, zur Beobachtung erforderlich sein würde, vermag den Ausspruch Moltkes, daß die Rheinlinie eine der stärksten Vertheidigungslinien der Welt ist, nicht zu alteriren. Wenn der Autor ferner die von Belfort ausgehende Offensive auch als die wirksamste gegen Oesterreich bezeichnet, so unterläßt er es jedoch, für diesen Fall das wohl feststehende Eingreifen Italiens in Betracht zu ziehen, und er scheint überdies nicht zu wissen, daß die Reichsregierung durch die, wie aus dem Elsaß berichtet wurde, in Angriff genommene Erweiterung der Befestigungen von Neu-Breisach zu einem starken doppelten Rheinbrückenkopf sich bemüht hat, die dortigen Verhältnisse günstiger für Deutschland zu gestalten, ohne daß sie wohl im Hinblick auf den starken Abschnitt der Rheinbarrière — wie der Autor annimmt — einen Befestigungsordon von den Vogesen bis zur Schweizer Grenze herzustellen für nöthig befunden hätte. Allein ganz abgesehen von der überdies durch unsere Darlegung widerlegten Gefahr, welche Deutschland von Belfort her drohen könnte, erscheint eine Verstärkung der Wehrmacht Deutschlands zur Zeit, der militärischen Gesamtlage nach, der überwiegenden Majorität der Parteien zwar erwünscht, nur nicht in dem geforderten enormen Maße, und bei allmählicher Durchführung, welche der wirtschaftlichen Lage des Landes gebührend Rechnung trägt.





Georg Herwegh.

Ein Dichter der Freiheit.

Eine literarische Skizze

von

Ch. Ebner.

— Stuttgart. —

I.

Der Dichter, dem die nachfolgenden Zeilen gewidmet sein wollen, ist heute beinahe vergessen. Vielleicht wird die raschlebende und mit Dichtern überreichlich gesegnete Gegenwart durch die in letzter Zeit erschienene erste Auflage der „Gedichte eines Lebendigen von Georg Herwegh“ wieder auf einen Mann aufmerksam gemacht, der einst, freilich nur eine kurze Spanne Zeit, zu den meistgenannten Dichtern Deutschlands gehörte, der sich als solcher rasch erschöpft und seinen Ruhm lange überlebt hat. Es ist meines Wissens bis heute noch von Niemandem der Versuch gemacht worden, die politische Entwicklung unseres Jahrhunderts im Spiegel der gleichzeitigen Dichtung zu schildern; wer sich einmal dieser zwar schwierigen, aber gewiß auch sehr lohnenden Arbeit unterziehen will, wird an dem Dichter der „Gedichte eines Lebendigen“, an dem Schwaben Georg Herwegh, nicht vorbeigehen können! Zumal die Zeit seines Schaffens in die denkwürdige Periode zwischen 1840—1850 fällt, eine Periode, in welcher die Unzufriedenheit, die gar oft recht unklare und verschwommene Freiheitschwärmerei die traurigen Zustände unseres Vaterlandes nur noch schwerer, den Druck, der auf Allen lag, nur noch empfindlicher machte, um am Ende sich in einem Knalleffect zu äußern, der nirgends etwas besser, gar vieles schlimmer machte. Es darf ja wohl davon abgesehen werden, diese Periode hier eingehender zu charakterisiren, zumal sich, soviel auch über dieselbe schon gesprochen und geschrieben worden ist, ein objectives und den thatsächlichen Verhältnissen der damaligen Zeit gerecht werdendes Urtheil heute noch nicht fällen läßt. Der

Zwischenraum zwischen dieser Vergangenheit und unserer Gegenwart ist noch kein so großer, daß wir auf dieselbe als auf eine abgeschlossene Periode zurückblicken könnten, die Fäden des politischen Lebens und Strebens, die damals geschäftig von so vielen Händen verwirrt durcheinanderliefen, sind auch heute noch nicht entwirrt und in ihrem Gange so kargelegt, daß wir sagen könnten: hier begannen sie, und hier liefen sie aus. Merkwürdig ist und bleibt in diesem großen politischen Wirrwarr die Thatsache, daß in einem verhältnißmäßig so kleinen Lande wie in Württemberg er eine besonders große Zahl von Anhängern fand, wozu in den politischen Verhältnissen desselben unter dem geistvollen und weitblickenden König Wilhelm auch nicht die mindeste Veranlassung vorlag. Merkwürdig des ferneren ist die Thatsache, daß ein größerer Theil dieser Anhänger zu den unter dem Namen der „Stiftler“ bekannten Zöglingen des theologischen Seminars in Tübingen gehörte. Innerhalb der hohen Mauern dieser Pflegstätte protestantisch-theologischer Gelehrsamkeit, in beinahe noch mittelalterlich-klosterlicher Einengung und Abgeschlossenheit mochte sich freilich der Wunsch nach Freiheit und Selbstständigkeit zu einem Grade steigern, in dem so mancher die ruhige und nüchterne Ueberlegung verliert und sich ein Freiheitsideal zusammenträumt, das nachher nur wenig mit der Wirklichkeit harmonirt. So entfloß mancher, der Schiffbruch an seinem Glauben gelitten, den engen Banden und stürmte in's Leben hinaus voll froher Hoffnungen — mancher ging unter im Strome des Lebens, andere trug ihre Tüchtigkeit, nachdem sie sich einmal ernüchtert zurechtgefunden mit der Wirklichkeit, auf Höhen des Ruhmes. —

Zu diesen „mißrathenen Stiftlern“, wie man sie in ihrer Heimat zu bezeichnen pflegt, gehörte Georg Herwegh, welcher, im Jahre 1817 in Stuttgart geboren, die gewöhnliche Laufbahn eines künftigen schwäbischen Pfarrherrn durch das niedere evangelisch-theologische Seminar bis zum Tübinger Stift zurücklegte, um bald dem Zwange desselben zu entfliehen, indem er zunächst in Stuttgart als Mitarbeiter an dem von August Wewald herausgegebenen „Europa“ thätig war. Ein Conflict mit Offizieren veranlaßte ihn, sich nach der Schweiz zu wenden, erst nach Emmishofen im Kanton Thurgau und dann nach Zürich. Hier ließ er im Jahre 1842 seine „Gedichte eines Lebendigen“ erscheinen, und nach einem kurzen Aufenthalt in Paris durchreiste er, dessen Ruhm und Name sich indessen überall hin verbreitet hatte, Deutschland. Das bedeutendste Ereigniß dieser Reise, die Audienz des Dichters bei Friedrich Wilhelm IV., war zugleich sein Verhängniß. Die Selbstüberschätzung, welche hierdurch nur noch gesteigert worden war, verleitete Herwegh, nachdem zuvor seine Gedichte im Königreich Preußen verboten worden waren, zu dem bekannten, von Königsberg aus datirten Brief an den König von Preußen, in welchem er sich, gereizt durch das Verbot einer von ihm geplanten Zeitung, zu Aeußerungen hinreißen ließ, die den König zwangen, gegen ihn einzuschreiten. Herwegh wurde aus den preussischen Staaten ausgewiesen; nachdem er, indessen mit einer reichen

Berlinerin verheirathet, ein Sammelwerk „Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz“ herausgegeben, in welchem freilich er selbst am wenigsten vertreten war, verstummte seine Muse, und der Dichter machte erst wieder von sich reden, als er im Sturmjahr 1848 von Frankreich aus bei dem badischen Aufstand im April mit einer Schaar von Arbeitern einen Einfall versuchend, bei Dossenbach von württembergischen Truppen rasch in die Flucht gejagt wurde. Seitdem wanderte er von Land zu Land, Uebersetzungen aus Lamartine und Shakespeare waren das einzige, mit dem er sich dauernd beschäftigte; die Schweiz, Paris und das südliche Frankreich dienten ihm zu längerem Aufenthalte, er starb, vergessen und einsam in Baden-Baden im Jahre 1875.

II.

Ich habe in der Ueberschrift zu diesem Aufsatz Georg Herwegh als einen „Dichter der Freiheit“ bezeichnet. Es hat zwar den Anschein, als ob diese Bezeichnung nicht ihm allein, sondern allen seinen Dichter- und Gesinnungsgeoffen der damaligen Zeit zukomme. Allein wenn man auch von der leicht erklärlichen und gewiß nicht tadelnswerthen Gesinnungsänderung bei einigen derselben absehen will, wenn ein Hoffmann von Fallersleben, ein Ferdinand Freiligrath und so mancher andere im Wechsel der Tage und der politischen Ereignisse es vor sich und ihren Geoffen einer stürmischen und trotzig-freihetlichen Vergangenheit ganz wohl verantworten zu können glaubten, daß sie das neue Deutsche Reich als die Erfüllung ihrer Träume und Hoffnungen freudig begrüßten, ja wenn man gerade in dem Muthes, von einem solchen Gesinnungswechsel auch frei und offen Kenntniß abzulegen, das Zeichen des echten und auch ethisch gewiß vollgiltigen Muthes erkennen zu sollen glaubt, so bleibt doch für G. Herwegh noch eine so eigenartige Auffassung des Freiheitbegriffes übrig, daß es wohl erklärlich ist, wenn er abseits von der breiten Heerstraße des oft besungenen und gerühmten Gedankens politischer Freiheit auf seinen eigenen stillen Wegen dem Freiheitbilde, wie er es in Kopf und Herzen trägt, folgt und bis zu seinem letzten Athemzuge an der Verwirklichung desselben mit einer Ausdauer festhält, die um so ergreifender wirkt, als der alternde Dichter mit seinen Gesinnungen, mit seiner herben und in blinden Vorurtheilen befangenen Weltanschauung auch unter seinen Parteigeoffen unserer Gegenwart wohl allein und einsam stand. Es ist sonst sicher weder ästhetisch noch psychologisch zu rechtfertigen, wenn man die Beurtheilung eines Dichters, und insonderheit eines so hoch begabten Dichters wie Georg Herwegh, nicht ohne Bezugnahme auf die charakteristischen Eigenschaften seiner Heimat meint abschließen zu können; allein gerade bei ihm ist wohl ein Hereinziehen derselben, wenn anders man ein richtiges Gesamtbild von ihm bekommen will, unerläßlich. Ich meine das namentlich mit Rücksicht auf das oben schon erwähnte zähe, und für den vorurtheilslosen Leser manchmal recht unerquickliche Beharren des ausgereifen

Mannes auf dem Standpunkt seiner Jugend; das eigensinnige und verbitterte Festhalten an Anschauungen, die sich längst ausgelebt und überlebt haben, die trotzige Verschlossenheit gegen die Einsicht, daß auch der politische Geist in steter Fortentwicklung begriffen, und daß nichts versehelter und schwerer zu rechtfertigen ist, als gerade hier die neue Zeit gewaltsam in die Schablone veralteter Begriffe und Systeme pressen zu wollen, sie mit dem, was sie auf allen Lebensgebieten errungen und geschaffen, gewissermaßen als unmündiges und unreifes Kind zu behandeln, das ganz aus der Art schlagend, mit allen nur möglichen Straf- und Zuchtmittel zu den Anschauungen der Väter und Großväter zurückgebracht werden müsse. Diese demokratischen Gesinnungen, die himmelweit verschieden sind von denjenigen, denen man eine Existenzberechtigung heute nicht mehr absprechen kann und darf, sind nun freilich eine jener Charaktereigenthümlichkeiten, die man namentlich dem Schwaben zuschreibt, indem man sich innerhalb der politischen Dichtung unseres Jahrhunderts dabei besonders auf Ludwig Uhland, den Vertreter und Sänger des „alten guten Rechts“ beruft; und es wäre kaum irgendwie zu rechtfertigen, wenn man diese dem Schwaben selbst am besten bekannten Schwächen auf die eine oder andere Art bestreiten oder gar beschönigen wollte. Wird doch die oftmals gehörte und bis heute unseres Wissens noch nicht widerlegte Behauptung, der Schwabe sei der geborene Demokrat, gerade in der Gegenwart, wo die Gegensätze zwischen den einzelnen Parteien täglich schroffer hervortreten, durch die ganze Art und Weise, wie bei uns engere und weitere Politik getrieben wird, am besten gerechtfertigt, und das auffällige Hervortreten dieses schwäbischen Eigensinns bei Georg Herwegh giebt auch seinen Dichtungen ein bestimmendes Gepräge. Man fasse diesen Eigensinn indessen nicht von einer zu ungünstigen und trüben Seite aus auf! Denn der Freiheitsgedanke, an dem der Dichter festhält, dessen Verwirklichung seine unerfüllte Hoffnung blieb bis an sein Ende, ist, so verschwommen und unklar er auch für nüchternes politisches Denken sein mag, doch in seinem Grunde ein durch und durch idealer und menschenwürdiger; der Irrthum ist nur der, daß er glaubt, derselbe stehe in unveröhnlichem Widerspruch zu einem Deutschen Reiche mit der constitutionellen Verfassung, die wir heute haben. Die Inconsequenz in dem demokratischen Gedankengang des alten Achtundvierziger liegt hauptsächlich in dem absichtlichen oder unabsichtlichen Mißverstehen und Verkennen der mehr und mehr sich ausgestaltenden Annäherung zwischen Fürst und Volk, in der Ungebulb, mit welcher der Dichter und Politiker über den in manchen Theilen noch unklaren und verworrenen Anfang die Weiterentwicklung bis zu dem systematisch und organisch gegliederten und geordneten Ganzen nicht erwarten kann oder will. Eine Ungebulb, die umsoweniger verständlich ist, als Herwegh in seinen politischen Gedichten wohl eine schwärmerische Bewunderung der Schweiz mit ihrer republikanischen Verfassung bekundet, allein doch die Zukunft seines Vaterlandes mit seinen neununddreißig Reichen nicht in einer solchen, sondern

in einem einigen deutschen Vaterland unter einem Kaiser erfüllt sah. So mag er wohl einmal mit Hégésippe Moreau rufen: *vive la liberté*, er mag nur in dem beim Alpenglühn gedichteten *Vive la république* die Brücke „zwischen hier und zwischen dort“ erblicken und das „Felsenwort“ der Freiheit hineinrufen in die neununddreißig Reiche, er mag von Freiheit träumen und singen, so viel er will, und sein Lied des Hasses in allen nur möglichen Variationen den Tyrannen und Fürsten ebenso wie Rom entgegen schleudern, er mag die selig preisen

„Die hier und dort,
Die ewig protestiren,“

immer wieder lenkt er doch Blick und Bitte um Befreiung für Deutschland aus diesen unseligen Wirrnissen auf den König von Preußen:

Die Sehnsucht Deutschlands steht nach Dir,
Fest wie nach Norden blickt die Nadel,
O Fürst, entfalte Dein Banner.
Noch ist es Zeit, noch folgen wir,
Noch soll verstummen jeder Tadel,
Fürwahr, fürwahr, Du thust nicht Recht,
Wenn Du ein modernes Geschlecht,
Wenn Du zu Würden hebst den Knecht:
Nur wer ein Adler, sei von Adel.

Dass, was den Würmern längst verfiel,
In Frieden bei den Würmern liegen,
Dir ward ein weiter, höher Ziel,
Dir ward ein schöner Mitterspiel,
Als krumme Lanzen grad zu biegen,
Sei in des Herren Hand ein Blitz,
Schlag in der Feinde schnöden Witz,
Schon tagt ein neues Austerlitz,
Mögst Du in seiner Sonne siegen!

Das rathlos auseinander irrt,
Mein Volk soll Dir entgegenflammen,
Steh auf und sprich: Ich bin der Hirt,
Der eine Hirt, der eine Wirth —
Und Herz und Haupt, sie sind beisammen.
Des West und Ost, des Nord und Süd —
Wir sind der vielen Worte müd.
Du weisst, wonach der Deutsche glüht,
Wirfst Du auch lächeln und verdammen?

Der Fischer Petrus breitet aus
Auf's Neue seine falschen Netze,
Wohlan, beginn mit ihm den Strauß,
Damit nicht einst im Deutschen Haus
Noch gelten römische Gesetze!
Bei jenem großen Friedrich! nein,
Das soll doch nun und nimmer sein;
Dem Pfaffen bleibe nicht der Stein,
An dem er seine Dolche wehe.

Noch ist es Zeit, noch kannst Du stehn,
Dem hohen Ahnen an der Seite,
Noch kannst Du treue Herzen sehn,
Die gern mit Dir zum Tode gehn,
Zum Tod und Sieg im heiligen Streite.
Du bist der Stern, auf den man schaut,
Der letzte Fürst, auf den man baut,
O eil Dich! eh der Morgen graut,
Sind schon die Freunde in der Weite.

Die Freiheit, die Herwegh für sich und sein Volk verlangt, hat freilich in ihrem Grundwesen mit Politik gar wenig zu thun! Sie müsste sonst schon deswegen schärfer und klarer zum Ausdruck kommen, und nicht, je öfter er davon singt und sagt, sich mehr und mehr zu einer Allgemeinheit und — man verzeihe die vielleicht zu kühne Wortbildung — Ueberhauptheit ausdehnen, unter der man am Ende alles und nichts verstehen kann. Die Lust zu

protestiren, die ihm, wie so vielen seiner schwäbischen Gefinnungsgegnen von damals und heute, eben im Mute lag, die ihn zu einem ruhigen Wägen und Wagen nicht kommen ließ, mußte ihm auch Alles, was mit den bestehenden Zuständen nur irgendwie im Zusammenhang stand, als lästig drückenden Zwang erscheinen lassen, die Abweisung, die ihm durch sein eigenes Verschulden von Seiten des Königs von Preußen zu Theil geworden war, die erniedrigende Demüthigung seiner Niederlage bei Dossenbach, was konnte all das Anderes in der Brust dieses ehrgeizigen und selbstbewußten Mannes zeitigen, als blinde und nörgelnde Verbitterung gegen alle Verhältnisse und Persönlichkeiten, die ihm damals im Wege gestanden, und die nachher, getragen und vollendet durch die unerbittliche Logik der Geschichte, ihn in eine Einsamkeit drängten, in welcher er selbst seinen eigenen, von ihm so eifersüchtig gehüteten Ruhm lange überlebte. Daß er sich in dieses Geschick nicht fügen konnte, war sein und seines dichterischen Schaffens Verhängniß; die Unzufriedenheit hat sich bald ausgefungen, der gekränkte Ehrgeiz, welcher der Zeit nicht gerecht werden kann noch will, zwingt die Freude am dichterischen Schaffen in eine Einförmigkeit und Eintönigkeit, die sich in ihren Gedanken und Vorwürfen nur immer wiederholt, und am Ende zur abgebrauchten und oftmals gehörten Phrase, zur oberflächlichen Witzerei und Spöttelei greifen muß, um ein Dasein weiterzustricken, über dessen Inhaltslosigkeit sich außer dem Dichter selbst Niemand täuschen kann. Von Paris aus schrieb Herwegh im November des Jahres 1843 an den König von Preußen.

Dein war das Amt, der Freiheit Ring, den engen,
Mit Meisterschlägen friedlich zu erweitern,
Du hast's verschmäh't, nun gilt es, ihn zu sprengen!
Das Schiff mit seinen ungeschickten Leitern
Mit Dir und Deinem unglückseligen Thron',
Ich seh's vor Abend an der Klippe scheitern,
Noch lebt die Sphinx der Revolution,
Dein war das Amt, die Opferzeit zu kürzen,
O, tausend Kränze harren Deiner schon! —
Du konntest nur den Knoten weiter schürzen,
Und in den Sternen — hatt' ich falsch gelesen,
Die Sphinx wird nicht sich in den Abgrund stürzen,
Und Du — Du bist kein Oedipus gewesen.

König Friedrich Wilhelm hatte einst den Dichter nach einer Audienz mit einem Händedruck und mit den Worten: „Wir wollen ehrliche Feinde sein“ entlassen. Es ist nicht bekannt geworden, was in dieser Audienz gesprochen wurde, und wie er über Herwegh dachte. Mögen nun die Worte von dem Tage von Damaskus, der dem Dichter kommen möge, damit er für Deutschland Großes leisten könne, wirklich so von ihm gesagt worden sein, mag Friedrich Wilhelm in dem freiheitsbegeisterten Schwaben den Propheten einer neuen Zeit und in ihr eine Ruhmesperiode für Preußen an der Spitze Deutschlands gesehen haben, einen Mann, dessen

demokratischer Radikalismus vielleicht doch geheilt werden könnte durch gewaltige Ereignisse, — mag auch Herwegh nach diesem für sein ganzes Leben denkwürdigen Tage selbst eine Zeitlang mit sich im Zwiespalt gewesen sein, — diese Erklärung an den König zeigt, daß er durch die Ereignisse und durch seine oppositionellen Gesinnungen immer weiter nach links gedrängt, die Freiheit zuletzt doch nicht hier gefunden hatte. Indessen ging die Geschichte ihren Gang weiter, zornig und haßerfüllt schlugen die Worte des Dichters mitten hinein in den Kampf des Tages, je mehr er sich aber hineinlebte in diese wahllos verdamrende, wahllos verhöhnende Stimmung, je schärfer und zugespitzter seine Worte sich gegen den Gegner richteten, um so rascher erschöpfte er sich, und seine eigene Ohnmacht fühlend, in dem Bewußtsein, „fertig zu sein“ als Dichter, quälte er sich ab mit dem Mähen, daß, was des Jünglings kühne Phantasie zu den gewaltigen „Trug- und Schuzliedern“ für die Freiheit begeistert, als alternder Mann vor dem deutschen Volke zu rechtfertigen durch zähes Festhalten an einer Vergangenheit, deren Ziele und Wünsche nicht einmal mehr seine Gesinnungsgegnossen für ernst nehmen wollten. Das zeigen die nach seinem Tode erschienenen „Neuen Gedichte“ am deutlichsten; sie umfassen die Jahre 1844—73, aber da ist kein versöhnlicher Ton, da ist kein neidloses und über engherzig-politische Anschauungen sich erhebendes Bewundern der gewaltigen Ereignisse des Jahres 1870; der Dichter, der einst gesungen:

Wie lang mit Borbeern überschüttet
 Wollt Ihr die corrische Standarte,
 Wam hängt einmal in deutschen Hütten
 Der Hutten statt des Bonaparte,

er hatte nur hämißche und grämlich-verbissene Verse und Spöttereien für die große Zeit; Preußen, dessen König ihn einst ausgewiesen, war dem Beleidigten, der nicht vergessen konnte und wollte, nur die ländergierige gewalthätige Dynastie, und der von ihm bestgehaßte Mann der Reichskanzler Bismarck. So wird, befangen und gefangen von seinen engherzigen Anschauungen, der Dichter der Freiheit zu einem unfreien Mann, und es wäre schwer, dem Autor der „Gedichte eines Lebendigen,“ in seinen Anschauungen unbefangen gerecht zu werden, wenn er nicht anderseits in seinen lyrischen Gedichten Töne anschläge, die zu dem Ergreifendsten und Gehaltvollsten gehören, was die moderne Lyrik bieten kann, zu schweigen von seinem immerhin noch nicht ganz tendenzfreien „Ich bin ein freier Mann und singe,“ von seinem „Reiterlied“, dessen Stimmung so gewaltig packend ist, daß wir ihm kaum etwas Ähnliches an die Seite stellen können, nicht einmal das allbekannte und vielgehörte „Morgenroth, Morgenroth,“ da in dem Herwegh'schen Gedichte der dem letzteren eigenthümliche sentimentale Zug vollständig fehlt. Sein „Rheinweinlied“ und so manches andere ist für musikalische Composition wie geschaffen; wenn er auch nur die beiden Gedichte: „Ich möchte hingehn wie das Abendroth“ und das „Heimweh“.

einen Commentar ergreifendster Art zu dem Worte Jean Pauls „Selig sind, die Heimweh haben“, gedichtet hätte, sie beide hätten schon den echten Dichter gezeigt. Wenigstens das letztere vielleicht nicht mehr so bekannte Gedicht soll dem Leser mitgetheilt werden:

O Land, das mich so gastlich aufgenommen,
Du Nebenlaubumkränzer stolzer Fluß,
Raum bin ich eurer Schwelle nah gekommen,
Klingt schon mein Gruß herb wie ein Scheidegruß,
Was soll dem Auge eure Schönheit frommen,
Wenn diese arme Seele betteln muß?
Er ist so kalt, der fremde Sonnenschein,
Ich möchte, ja, ich möcht' zu Hause sein.

Die Schwalben sah ich schon in stillem Flug
Die Häuser — nur das meine nicht — umschweben,
O warme Luft, und doch nicht warm genug,
Berpflanzte Blumen wieder zu beleben;
Der Baum, der seine jungen Sprossen schlug,
Was wird dem Fremdling er im Herbst geben?
Vielleicht ein Kreuz und einen Todtenschrein —
Mich friert, mich friert, ich möcht' zu Hause sein.“

Und dann eines seiner schönsten Sonette:

Ich stand auf einem Berg, da hört ich singen
Zur Linken plötzlich ernste, trübe Vieder,
Ein Opfer war es für die Erde wieder,
Ich kannte wohl der Glocken dumpfes Klingen.

Zur Rechten sah ich einen Säugling bringen,
Wie eines Schmetterlinges bunt Gefieder
Viel lust'ge Bänder wehten auf und nieder,
Ein Glöckchen wollt' vor Freud' schier zerspringen.

Die Andacht tragt' kein Wesen rings zu hören:
Die Heerden hielten still auf ihren Weiden,
Wie fromme Bet'r flüsterten die Föhren.

Als ob die Glocken sich umarmt die beiden,
Konnt' ich bald einen süßen Klang nur hören
Und Lob und Leben nicht mehr unterscheiden.

Das sind Verse und Klänge, die unwillkürlich an Uhland erinnern, zumal es an und für sich schon nahe liegt, diese beiden schwäbischen Dichter mit einander in Vergleich zu stellen. Man pflegt gewöhnlich Ludwig Uhland als denjenigen zu nennen, welcher der politischen Dichtung in unserer deutschen Literatur erstmals wieder seit Walter von der Vogelweide Existenzberechtigung geschaffen habe, und es läßt sich in der That auch kaum bestreiten, daß ihm wie kaum einem Anderen vor ihm oder neben ihm die schwere Aufgabe gelang, die politischen Tagesfragen in dichterische Form zu bringen. Allein ihm kam für die Beurtheilung seiner Gedichte wohl in erster Linie der Um-

stand zu Statten, daß das, wofür er als Dichter mit seiner vollen Ueberzeugung eintrat, in seiner Allgemeinheit doch so bestimmt und leicht faßlich war, daß ein Zweifel darüber, was der Dichter in diesem württembergischen Verfassungskampf um das alte gute Recht praktisch verwirklicht wissen wollte, kaum aufkommen konnte. Uhland hatte als Politiker seine Anschauungen und Forderungen klar und deutlich ausgesprochen und sich nicht auf haltlose Utopien verlassen, er war hier nur der nüchterne, freilich auch eigensinnige Beobachter und Berechner der gegebenen Verhältnisse; Herweghs politisches Ideal war, wie oben schon erwähnt, so unbestimmt und unklar wie möglich und realisirte sich am Ende in der Verherrlichung eines Particularismus und einer kleinlichen Schlagbaumpolitik, mit welcher Ludwig Uhland niemals etwas zu thun hatte.

Herweghs Wunsch

Dies neue Deutschland bleib' mir fern
Und zähle mich zu seinen Todten.

ist in Erfüllung gegangen. Der Dichter der Freiheit starb vergessen — nachdem er sich selbst schon lange vorher seine Grabchrift geschrieben:

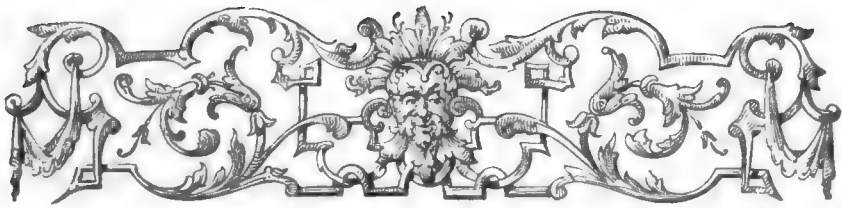
Sein oder Nichtsein ist hier keine Frage,
Ich bin gewesen, was ich konnte sein.
Kein Schelm und Schuft, bei Gott! ein Narr allein,
Der auch sein Lämpchen bramt' am hellen Tage.

Kein Turner, aber doch von deutschem Schlage;
Und wär' mein Vers wie meine Hände rein,
So ruhete dieß dichterlich Gebein
Dereinst in einem stolzen Sarkophage.

Ich nahm das Leben für ein Würfelspiel,
Das keinem seine stete Gunst geschworen,
Doch oft hatt' ich der Augen noch zu viel;

Ich trieb's, ein Thor, wie tausend andre Thoren,
Und glücklicher als weiland Freund Schlemihl
Hab' niemals meinen Schatten ich verloren.





Der Kirsch kern-Oberst.

Don

Robert Walbmüller (Ed. Duboc).

— Dresden. —



Es war auf der Nordsee-Insel Sylt, zu Beginn des Reitumer Taubenprocesses, also im Winter 1773, und Pastor Hoyer schloß mit seinem Amtssiegel soeben seine desfallsige unterthänige Eingabe an Ihro christliche Majestät, den König von Dänemark, Herzog von u. s. w. u. s. w. als Elte Duebens, des Pastors blonde Pflögetochter, mit verflörten Bügen in's Zimmer trat.

„Vater,“ stieß sie mit zitternder Stimme heraus, „er ist nun doch wieder da!“ Sie konnte nicht weiter reden, hielt ihre Schürze vor die Augen und brach in Schluchzen aus.

Der Pastor, ganz noch erfüllt von der Wichtigkeit seines Schriftstücks, schob bedächtig die Schildpattbrille auf die Stirne hinauf. Ruhigen Tones fragte er:

„Wer ist wieder da?“

Aber sie vermochte kein Wort über die Lippen zu bringen.

„Wer ist's denn?“ wiederholte er und drehte sich auf seinem Inarrenden Drehstuhl nach der sprachlos sich Abwendenden um.

Dann kam ihm in's Gedächtniß zurück, was er über der wichtigen Eingabe vergessen hatte.

„Der Isländer?“ fragte er.

Das Mädchen schluchzte: „wer sonst, Vater!“ und sie warf sich mit Händeringen neben ihn auf die Knie: „Hilf, Vater! Was liegt an den

Tauben! Geh' zum Landvogt! Bitte, bitte, überwinde Dich! Verhindere es! Noch ist's vielleicht Zeit."

Der Pastor war ein baumstarker Mann. Er kannte sein leicht in's Brausen kommendes Temperament. Mit dem übelberufenen Landvogt hatte der Taubenproceß ihn ohnehin verfeindet. So sagte er denn:

"Wie kann ich!"

"Ich begleite Dich."

"Zum Landvogt! Ich!"

"Vergiß, was er dir Uebles that."

"Nicht mir, — dem Regiment, das er verächtlich macht, that er Uebles, dem guten Leumund, dessen Werth er verspottet, den ehrlichen Leuten, die er verfolgt, weil er selbst ein Unehrllicher! Mein Amt verbietet mir, seine Schwelle wieder zu überschreiten."

"Dann erlaube, daß ich gehe."

"In meinem Auftrag?"

"Das wirst Du nicht gestatten, — also ohne Dein Wissen."

"Die erste Lüge! Elke!"

"Verzeih, — Du hast Recht."

"Wir haben uns in Gottes Willen zu fügen!"

"So ist es . . ."

Sie weinte sich aus, das Gesicht auf seinem Knie, schwerathmend, stoßweise stöhnend; wenn er in seiner theilnehmenden Redeweise zu pastorlich wurde, schüttelte sie den Kopf, aber sie nickte auch wieder beistimmend, wenn er ihr Fassung und Muth predigte.

Es klopfte.

Pastor Hoyer runzelte dräuernd die Stirn, Elke richtete sich angstvoll auf; „es wird Iwen sein,“ sagte sie dann, indem sie sich erhob und „nur herein!“ rief; „sei gütig mit ihm, Vater,“ bat sie, „er kann ja nichts dafür.“

Die Thüre hatte sich geöffnet. „Nichts für ungut, Herr Pastor,“ sagte verlegenen Tons der Eintretende, ein wettergebräunter, goldlockiger junger Seemann.

"Bring' er mir keinen Schnee in die Stube."

Iwen Gotting sah seine Stiefel an und machte mit einer entschuldigenden Handbewegung Kehrt. Gleich darauf trat er ohne Schnee an den Stiefeln leise wieder ein.

"Nenn' ihn nicht er, Vater,“ hatte Elke geküßert.

"Seß' er sich,“ brummte der Pastor.

Iwen sah sich nach einem Stuhle um; „hier“, sagte Elke und machte den einzigen im Zimmer außer dem Drehstuhl vorhandenen von Büchern frei.

"Also was giebt es, was hat er zu sagen? Oder meinetwegen“ — der Pastor suchte mit den Achseln, „was hast Du zu sagen? — Daß Du's nur weißt, Iwen, bis zum heutigen Tage hielt ich Deine Kirchsferngeschichte für Aufschneiderei, wie ihr Seeleute uns Stubenhockern bergleichen aufzu-

binden liebt, sonst hätt' ich zu meiner Elke, als ich Deine Liebeslöfseleien bemerkte, „Hand davon!“ gesagt. Aber nun soll jener Vampyr wirklich auf der Insel sein? Du siehst aus, wie die theure Zeit. Hat er denn etwas Schriftliches von Dir? Du bist doch keine Schießscheibe. Die ganze Geschichte ist ja zu verrückt. Und wozu ist denn die Obrigkeit da? Geh Du doch zum Vogt, damit er ihn in's Loch stecke. Ich kann's nicht, aber Dich hindert Niemand. Geh' Du zum Vogt.“

„Thu' es, Zwen,“ bat Elke, „der Vater hat wirklich Recht; der Vogt soll für Ruhe und Frieden sorgen; ist das Frieden, wenn Einer den Anderen tödtet? Und diesmal, fürcht' ich . . .“ sie konnte vor Aufregung nicht vollenden.

„Herr Pastor,“ begann endlich der Seemann, wenn auch nicht allzu fließend, „Euer Wort in Ehren, — aber wenn Ihr Jemand etwas schuldig wäret und er käme, um es einzufordern, ginget Ihr da zum Vogt und sagtet: „weist den Mann mal von der Insel weg?““

„Ich bin Niemandem auch nur einen Heller schuldig.“

„Aber ich bin dem Isländer schuldig.“

„Man hat sein Leben aus Gottes Hand. Dem bist Du Schuldner, dem allein.“

„Was ich mir über diesen Knubben schon den Kopf zerbrochen habe, Herr Pastor!“

„Das glaub' ich! Wir Menschen leben zu viel zwischen unsres Gleichen. Da heißt es denn: vor Allen sich nur nicht in den Verdacht der Feigheit bringen, Muth zeigen, drauf gehen — um was? um Nichtigkeiten! Und bedenkt dabei auch nur Einer, zu welchem höheren Zweck Gott ihn gerade in diesem Bruchstück der Ewigkeit, gerade auf diesem Erdtheil, gerade mit dieser Begabung, diesen Kräften, diesen Geistesfähigkeiten in's Leben rief? Aus wie manchem mißachteten Samenkerne läßt der Herr eine Eiche werden, unter der die übrige Kreatur sich ihres Daseins freuen soll! Mit seinem Leben spielen heißt freveln.“

Zwen sah rathlos vor sich nieder. Elke trat an ihn heran und streichelte seine blaue Düsselfacke; „wenn der Isländer nur erst mal eine Predigt vom Vater hören könnte! Versteht er unsere Sprache? Was meinst Du? Sonntag ist vor der Thür?“

„In einer halben Stunde treffen wir uns hinter der Vogelkloje.“

„So kommst Du, um Abschied zu nehmen?“

Zwen hatte sich erhoben. Er ging auf den Pastor zu und wollte ihm die Hand reichen.

Pastor Hoyer that, als habe er's nicht bemerkt. „Was soll die Pistole dort?“

„Wo?“

„An Deinem Gurt.“

„Vater,“ rief Elke, von Neuem in Thränen ausbrechend, „geh' zum Landvogt! Thu' mir's zu Liebe! In einer halben Stunde bei der Vogelstoje, --- sag's ihm! Es ist zu gräßlich! Wie kann denn dergleichen möglich sein!“

Der Pastor sah sich nach der Elke um, wo sein Hut und sein Mantel hingen.

„Herr Pastor,“ sagte Iwen, „bleibt sitzen. Es könnte übel ablaufen, wenn Ihr mich in den Verdacht bringt, mein Wort brechen zu wollen.“

„Aber Du bist ja ein Thor! Was Du in der Trunkenheit gelobtest, an dem Strick soll Dein Feind Dich jahraus, jahrein naseführen dürfen?“

„Ich war nicht trunken.“

„Und wo steht denn geschrieben, daß man in fröhlicher Gesellschaft nicht Einen oder den Anderen zum Besten haben kann?“

„Ich hätte an seine Achselklappen denken sollen.“

„Er war Soldat?“

„Hauptmann, nein, was sag' ich? Oberst.“

„Däne? —“

„Isländer, ich denke aber, die Insel gehört wohl dem dänischen König.“

„So brauchte er sich nicht zu Euch Seeleuten zu setzen.“

„Wir hatten ihn eingeladen.“

„Wie so?“

„Nun, auf der Bank war noch Platz.“

„In einer Wirthschaft?“

„Bei der Wirthin zum goldenen Walfisch.“

„In Stralsund, Vater,“ ergänzte Elke; „ach, Iwen,“ weinte sie, „Du warst schon bei unserem Schulmeister immer der Angeber von allerhand dummen Streichen, gewiß hast Du dem Isländer eins anhängen wollen, und nun muß ich darunter leiden.“

Iwen hütete sich zu antworten.

„Weiter!“ sagte der Pastor.

„Ihr wißt ja, wie es weiter sich begeben hat, Herr Pastor.“

„War es um die Wirthin? Gewiß steckte eine Liebenschaft dahinter.“

„Um die Wirthin war es nicht.“

„Die war Dir wohl zu alt?“

„Meine Mutter hätte sie sein können.“

„Aber die Tochter, he?“

„Sie hatte gar keine Tochter, — um die Anna Marie ist's hergekommen, wenn Ihr's denn doch schon errathen habt.“

„Schöne Geschichten! Und um einen solchen Mädchenjäger, Elke, wein' Du Dir die Augen roth!“

„Er büßt es ja schwer genug,“ sagte Elke.

„Ein Mädchenjäger bin ich nie gewesen,“ widersprach Iwen.

„Was ging die Dirne Dich denn an?“

„Mich gar nichts.“

„Aber einen Deiner sauberen Kameraden?“

„Ihr braucht ihn nicht sauber zu schelten; wäre er nicht bei seiner letzten Reise mit seinem Schiffe an der Grönländer Küste in's Treibeis gerathen und elendiglich zu Grunde gegangen, er hätte die Anna Marie nicht fügen lassen.“

„Das ist etwas Anderes,“ lenkte der Pastor ein; „aber was brauchtest Du deshalb den Oberst einzuladen, er möge sich zu Euch setzen?“

„Der Platz war doch frei,“ wich Iwen aus.

„Der Vater meint,“ half Elke ein, „wozu wolltest Du den Isländer zum Narren haben. Etwa um ihn vor Anna Marie lächerlich zu machen? Der Oberst ging ihr wohl nach?“

Iwen nickte.

„Und sie ließ sich's gefallen?“

„Kinder,“ sagte der Pastor unwillig, „wenn ich Einen von Euch in's Gebet nehme, so hält der Andere den Schnabel. Ihr Ewädchter seid nie um Ausreden in Verlegenheit. Was der Iwen eingebrockt hat, mag er selbst ausessen. Also heraus mit der Sprache, junger Kraftebler. Es war in Stralsund Kirschzeit, nicht wahr?“

„So gegen das Ende,“ bestätigte Iwen.

„Und weil Ihr Seeleute um die Kirschzeit oft weitweg auf dem Wasser schwimmt . . .“

„So ist's, Herr Pastor.“

„Gut. Aber weiter. Wo hast Du denn gesehen, daß man Leuten die Kerne von Kirschen, die man sich eben schmecken ließ, in's Gesicht schnellst? Noch dazu einem Fremden, den man eben zuvor zum Niederstigen einlud! Hast Du das etwa den Wilden in der Südsee abgelernt?“

„Das lernt man doch auf der Schulbank, Herr Pastor.“

„Wo?“

„Hier in Reitem, Herr Pastor.“

„Vater,“ wagte sich Elke wieder hervor, „der Iwen hat Recht; wir haben's bei Herrn Runken auch nicht anders getrieben, vor Allem wenn er einmal einnicken wollte.“

„Ich werde dafür sorgen, daß der neue Lehrer den bunten Josef fester in der Hand hält. Aber Iwen hat zu reden und nicht Du. Also was that denn Dein Kamerad, Iwen, als ihm der Fremde die Anna Marie abgünstig machen wollte? Warum verbat er sich's denn nicht? Ihn ging's doch zunächst an. Warst Du denn sein Vormund?“

„Nein, das war ich nicht.“

„Nun also?“

„Verzeih, Vater,“ schob sich Elke wieder vor, „aber wenn der Anna Marie ihr Bräutigam, — wie hieß er?“

„Wunke Boyesen war's,“ sagte Iwen.

„Nun denn: wenn Wunke Boyesen etwa von heftiger Gemüthsart war. . .“

„Laß Du den Jwen doch reden . . .“

„Nur weil sich's um ein Frauenzimmer handelt, Vater, denn Du weißt: die bunten Achselklappen haben schon manchem Mädchen den Kopf verdreht, und wenn Bunte Boyen . . .“

„Von heftiger Gemüthsart war . . . nun?“

„Ja, Vater, da war es doch nicht rathsam, die Beiden an einander gerathen zu lassen, und deshalb . . .“

„Deshalb sollst Du schweigen, und Jwen soll mir sagen, was denn nun weiter geworden ist. Was wurde aus den fünf dummen Kirchkernen, Jwen?“

„Es waren sechs, Herr Pastor.“

„Desto schlimmer! Also was wurde aus ihnen?“

„Er steckte sie bei.“

„Einen nach dem andern.“

„Allemaal mit einem drohenden Blick?“ fragte Else.

„Nein, er hatte nur mit der Anna Marie zu thun.“

„Was die Weiber auf Erden für Unheil anrichten! Hörst Du's, Kind? Allemaal wo die Männer zum Halsbrechen kommen, hat ein Weibsbild dahinter gesteckt.“

„Vielleicht,“ meinte Else, „war's der Anna Marie unangenehm genug, aber sie durfte den Gästen kein böses Gesicht zeigen . . .“

„Ihr Ewatöchter redet einander immer das Wort. Aber mit Dir, Jwen, ist doch gar nicht aus der Stelle zu kommen. Warum verlief die Fopperei denn nun nicht im Sande?“

„Weil die Andern allemaal gelacht hatten.“

„Welche Andern?“

„Die andern Seeleute.“

„Und allemaal? Was heißt das?“

„Wenn ihm wieder ein Kirchkern an die Backe flog.“

„Er hatte sich also nur so gleichgiltig gestellt?“

Jwen nickte.

„O,“ seufzte Else, „ich könnte alle Männer hassen.“

Der Pastor nahm eine Priese. Dann sagte er:

„Und als er Dich nachher im Hof auf die Seite nahm, was sagte er da zu Dir?“

„Kann er einen Vogel im Fluge schießen? fragte er mich.“

„Und ob! antwortetest Du.“

„Und ob! sagte ich, denn ich dachte: sonst meint er, ich fürchte mich.“

„Aber,“ mißchte sich Else ein, „ich denke, Du sagtest mir, er sprach vom Schwalbenschießen.“

„Das kam erst, als ich vom Mövenschießen gesprochen hatte; denn das könne jedes Kind in Island, sagte er, aber Schwalben, darauf komme es ihm an, denn er schieße sich nicht mit einem Wehrlosen. — Und nun mußte ich, was mir bevorstand.“

„Ja, ja, das Prahlen!“ sagte der Pastor, „wie Manchen hat es schon in Ungelegenheiten gebracht. Ich merke erst jetzt, daß ich in meinen Predigten noch eine Menge menschlicher Fehler gar nicht zum Thema nahm; hilf nächsten Sonnabend meinem Gedächtniß nach, liebe Tochter.“

„Verzeih, Vater,“ hielt Elke die Gelegenheit zum Einspringen wieder beim Schopfe fest, „aber ich habe Iwen im letzten April wirklich eine Schwalbe schießen sehen . . .“

„Weiter, weiter! Was wurde nun? Du wolltest Dich also mit einem Berufschützen schießen? Kann man kindischer handeln?“

„Er schämte sich, Vater, das ist doch natürlich.“

„Falsche Scham, auch ein Thema für die Kanzel! Hilf meinem Gedächtniß nach. Weiter!“

„Ja, Herr Pastor,“ kam Iwen nun wieder an die Reihe, „was war zu machen? Er nahm eine Summe Geldes aus der Tasche und ging mit mir zu dem Büchsenmacher gegenüber der Jakobikirche — Wedekind hieß er — und da ließ er sich ein Paar Pistolen vorlegen, die besten, die im Laden seien. Sind die ihm recht? fragte er mich. Ich meinte, wenn es welche ohne Silberbeschlag gäbe, wären sie mir lieber. Darauf sagte er: was sie kosten, ist meine Sache. So wurden die zwei Pistolen denn gekauft. Ich gebe ihm acht Tage Zeit zum Einschießen, sagte er, nimm er eine mit. In acht Tagen bin ich wieder in Stralsund. Frage er dann nach dem Oberst Zeisler im goldenen Walfisch“. . .

„Du hättest nur nicht nachfragen sollen . . .“ jammerte Elke.

„Laß ihn doch erzählen! Eben war er so gut im Zuge.“

„Natürlich konnte ich nicht dafür einstehen, daß mein Schiff bis dahin noch in Stralsund sein würde. Wir hatten die halbe Ladung schon an Bord. Daraus wurde also nichts. So wird er, sagte der Isländer, mir Nachricht geben, wann er sich mir stellen kann, gleichviel wo es ist, nur nicht außerhalb Europas, denn ich liebe keine langen Seereisen, ich werde seefrank. Die sechs Kirschkerne bewahre ich für die sechs Gänge auf, die wir mit einander zu machen haben, vorausgesetzt, daß er mich nicht schon früher über den Haufen schießt oder ich ihn. Wie er heißt und wo er zu Hause, will ich nicht wissen. Ein Lump, der sein Wort nicht hält.“

„Gott sei Dank,“ rief Elke, „so mag er nur unsere sämtlichen Wattinseln nach Dir absuchen; wenn er Deinen Namen nicht weiß, wird er's bald müde werden.“

„Schäme Dich,“ sagte der Pastor, und Iwen meinte, „sie hat nur den Kopf verloren, oder hab' ich Dir nicht Alles ehrlich erzählt, Elke? wie ich ihm aus Konstantinopel meldete, jetzt sei mein Schiff bis zum nächsten Neumond vor dem 27. Thore anzutreffen, und wie er richtig zum letzten Viertel mit seinem Schnapphahn da war und mir den Zipfel meines linken Ohres abschloß?“

„Zeig' her,“ sagte der Pastor entsetzt.

„Und der andere,“ bestätigte Elke weinend, „der rechte Zipfel ist das nächste Mal weggeholt worden!“

„In Lissabon.“

„Mein Heiland und Erlöser!“ redete der Pastor vor sich hin, „und das nennt sich Christ!“

„Ich darf mich sonst nicht über ihn beklagen,“ sagte Iwen, „es ging Alles manierlich zu; Pflaster und Leinwand hatte er mitgebracht.“

„Der Unmensch! Schöß er einen Zoll höher, so warst Du um Dein Gehör! Heißt das christlich handeln?“

„Ich hätte ihn ja auch todt schießen können,“ entschuldigte ihn Iwen; „er hatte nichts als Hemd und Hose anbehalten; es kam nur darauf an, daß ich ihn traf.“

„Freilich beim Schießen etwas Wichtiges!“

„Die Entfernung war nur zwanzig Schritte. Wie viele Möven und wilde Gänse hab’ ich aus der Luft herunter geholt. Aber das ist mal ein Unterschied, Herr Pastor, ob Ihr auf ein Thier in der Luft schießt oder auf Jemand, der im selben Augenblick auf Euch zielt. Braun und blau wird’s einem vor den Augen.“

„Und vier Mal soll das noch so fort gehen?“ fragte der Pastor, indem er seine Brille wieder vornahm und auf dem Schreibtische nach dem Briefe an Seine Majestät den König von Dänemark ausspähte, denn es lag da Vieles durcheinander; „da wäre ich werth, daß man mich von Amt und Würden jagte.“ Er fand das gesuchte Schriftstück, brach das Siegel wieder auf und sagte: „Wie heißt es im Evangelium Matthäi 13, V. 41 und 42? Des Menschen Sohn wird seine Engel senden, und sie werden sammeln aus seinem Reich alle Aergernisse und die da Unrecht thun, und werden sie in den Feuerofen werfen? So spricht unser Herr und Heiland. Ist hier etwa kein Unrecht im Schwange? Geschieht hier kein Aergerniß? Zwei Menschen kommen nun schon zu dritten Male zusammen, um die Langmuth Gottes herauszufordern. Ist das kein Aergerniß? Ist das kein Unrecht? Die Könige leiten ihr Amt vom Herrn der Heerschaaren ab. Drum ist es ihre Pflicht, an Seiner Statt dem Unrecht vorzubauen. Mir sollte neulich Unrecht geschehen; von den Visitatoren in Tonbern ging mir die Weisung zu, bei 10 Thaler königlicher Brücke den Schlüssel zu meinem Kirchturm an die Juraten auszuliefern, damit der Thurm von dem Taubenmist und den Taubenestern befreit werde. Dagegen habe ich in diesem Schreiben Einspruch erhoben. ‚Die Haltung dieser Tauben‘, — so schreibe ich an Seine königl. Majestät, — ist eine Revenu, so den Kirchenhöfen unschädlich seit undenklichen Jahren von meinen Vorwesern gezogen worden und ich in allen den Jahren meines Amtes ohne Widerrede genoßen. Ich kann mich also ohne großen Nachtheil nicht aus dessen Besitz gesetzt sehen, vielmehr finde ich mich gedrungen, wider das an mich ergangene Mandat das Remedium supplicationis zu ergreifen‘ u. s. w. u. s. w.“ Der Pastor schob seine Brille wieder auf

die Stirne hinauf, legte das von ihm theilweise vorgelesene unterthänige Schreiben auf den Tisch zurück und sagte: „Indem ich Seiner Majestät das hier gegen mich und meine Amtsnachfolger versuchte Unrecht vortrug, glaubte ich nur eine Pflicht zu erfüllen; aber wie stünde ich vor meinem Gewissen da, wenn ich von einem Frevel gegen den Schöpfer unserer Tage Kenntniß erhielte und zu seiner Verhinderung nicht die Hand rührte? Kraft meines Seelsorger-Amtes verbiete ich Dir also hiemit feierlichst, Jwen Gotting, Dich jenem Gottlosen hinter der Vogelkloje zu stellen, und bedrohe zugleich ihn, den Uebelthäter, für den Fall er sein schändes Spiel nicht aufgeben will, mit einem Postscript an Seine königl. Majestät, seinen hohen Kriegsherrn, damit Seine königl. Majestät ihn als Unkraut in den Feuerofen werfen lasse.“

So sagend erhob der Pastor sich zu seiner ganzen Länge — und er maß volle sechs friesische Schuh — und bekräftigte das Gesprochene durch eine gewaltige Bewegung seines rechten Armes.

Dem Seemann erstarben die Worte auf der Zunge. „Und es geht doch nicht,“ wollte er sagen, „ich gab dem Isländer meine Hand darauf — Gehab' Dich wohl, Elke Duebens.“

Es kam aber nur halb unverständlich heraus. Auch hielt ihn Elke weinend am Armel fest, so fest, daß beinah sein Rock ihm vom Leibe gerissen worden wäre — denn er hatte schon die Thürklinke in der Hand, und sie ließ den Armel nicht los — aber da ging die Thür auf, und mit einem militärischen Grusse stand ein stattlicher Mann in schwarzem Pelzrock und schwarzer Pelzkappe auf der Schwelle, bartlos, gepudert, — er lüftete respectvoll seine Kappe — mit wohlwollendem Gesichtsausdruck, etwa ein Fünfzigjähriger.

Ehe der Pastor sich von seiner Ueberraschung erholen konnte, trat der Fremde auf ihn zu, verneigte sich, nannte seinen Namen — Oberst Leiserl — und hielt halb deutsch, halb dänisch redend, etwa folgende Ansprache. Er bitte zunächst sein unangemeldetes Eintreten zu entschuldigen. Man habe sein Klopfen nicht gehört, was ihm lieb sei, denn indem er solcherart unbemerkt geblieben, habe er Alles vernommen, was zwischen seinem Gegner Jwen Gotting und dem Herrn Pastor gesprochen worden sei. Mit Schmerz habe er eine halbe Stunde lang hinter der Vogelkloje auf diesen seinen sonst immer pünktlich gewesenen Gegner gewartet; er sage: mit Schmerz, denn in seinem Vaterlande gelte Wortbrüchigkeit, zunächst der Feigheit, für das einen Mann auf's Tiefste Entehrende . . .

Hier hielt der Pastor nicht länger an sich. „Und das“, rief er, „wagen Sie einem Hüter der heiligen Schrift in's Gesicht zu sagen? Wie heißt es im Ev. Lucä, Cap. 19 B. 46. Es steht geschrieben: ‚Mein Haus ist ein Bethaus; ihr aber habt es gemacht zur Mördergrube.‘ Bis in diese friedliche Klausel wagen Sie mit Ihrer Mordlust einzudringen? Heben Sie sich weg von hier. Der bethörte Mann dort war eben im Begriff, zum dritten Male Mitschuldiger zu werden an dem gottesslästerlichen Frevel, den Sie aus Ihrer nur von Bären und Seehunden bewohnten Heimat verpflanzen möchten

nach unseren Inseln, die sich der Segnungen christlicher Sitten erfreuen. Aber es soll Ihnen nicht gelingen. Dort liegt ein Schreiben, in dem ich Seine Majestät den König von Dänemark, unseren gnädigen Herrn Herzog, mit einer Klage behelligen wollte, die mein mir verkümmertes Recht an die Revenüen der Taubenzucht auf dem Thurm meiner Pfarrkirche betraf. Ich werde jetzt hinzusetzen, was ich über Geierzucht denke, — Sie verstehen mich, und Ihr hoher Herr wird mich auch verstehen.“

Der Mann im Pelze hatte den Sturm mit gefasster Miene über sich ergehen lassen.

„Euer Schwürden,“ sagt er dann, „haben mir das Wort abgeschnitten. Beliebt es Ihnen, so werde ich jetzt fortfahren.“

„Ich weiß Alles.“

„Das nehme ich an, und ich werde Ihnen vortragen, was Sie noch nicht wissen.“

„Die Geschichte mit den Kirschkernen?“

„Die ist Ihnen selbstverständlich bekannt.“

„Oder die von den zwei Ohrzipfeln. Ich weiß Alles, Alles. Geben Sie sich keine Mühe.“

„Ohrzipfel,“ sagte der Fremde, immer ruhig bleibend, „Ohrzipfel sind ein launenhaftes Spiel der Natur, vermuthlich das einzige Ueberflüssige am menschlichen Körper. Wer ohne sie zur Welt kommt, kann im Leben so glücklich oder unglücklich sein, wie einer, dem sie in der Wiege beiseite wurden. Ich lege auf sie keinen Werth und werde nicht so unmanierlich sein, Sie davon zu unterhalten . . .“

Dem Pastor wurde das Stehen lästig.

„Dort ist ein Stuhl,“ sagte er über die Achsel hinweg, indem er seinen Schlafrock zusammen nahm und sich wieder auf seinen Drehstuhl niederließ.

Elke, zwischen Furcht und Hoffnung nicht wissend, was werden sollte, rückte dem unheimlich artigen Verfolger ihres Bräutigams den leeren Stuhl näher.

Mit einem verbindlichen Blick seiner graugrünen Augen bemächtigte er sich der Lehne und trug dann etwa Folgendes vor, indem er, wie gewöhnt an tändelnde Beiläufigkeiten, während des Sprechens den Stuhl bald auf dessen Vorder-, bald auf dessen Hinterbeinen hin und her wiegte. Er sei also, sagte er, wie der Herr Pastor wisse, der Beleidigte . . .

„Wer bestreitet das?“ warf der Pastor dazwischen.

Und befinde sich — was zunächst richtig gestellt werden müsse — demgemäß in seinem Recht.

„Nicht nach dem Gebot des Herrn: liebet eure Feinde.“

Doch, doch, er liebe den braven Jungen dort wie seinen Sohn.

„Eine schöne Liebe! Dies Mal soll der brave Junge vielleicht seine Nasenspitze einbüßen. Auch als etwas Ueberflüssiges.“

„Wohl eher eine Locke von seinem goldenen Haarwulst. Aber kommen wir zur Sache . . .“

Elle schluchzte in ihre Schürze hinein.

Der Fremde bemerkte es. „Das Fräulein,“ sagte er, „möge sich beruhigen. Ich kam als Friedensstifter hieher.“

Der Pastor fuhr von seinem Drehstuhle auf, „Herr Oberst,“ rief er, „ist dies in Wirklichkeit der Fall?“

„Ich pflege nicht zu sagen, was der Wahrheit widerspricht.“

„So bringen Sie, bitte,“ sagte der Pastor mit hörbarem Aufathmen, „den Ihnen hier von mir gewordenen, nicht sehr schicklichen Empfang auf Rechnung der Thränen, die meine Pflegetochter um jener zwei Ohrzipfel willen schon vergossen hat. „Elle“, wandte er sich nach der beschämt hinter ihrer Schürze hervorguckenden, „eine Flasche, von denen mit dem gelben Lack, und vier Gläser. Und, so höre doch, eine Thonpfeife aus dem Pfeifenstande auf meinem Mahagoni-Kleiderschrank.“ Er betonte das Wort „Mahagoni“.

Elle war schon hinaus.

Zwei drückte sich ihr nach.

„Ich bin kein Raucher,“ lehnte der Oberst ab.

„Sie fürchten, daß unser Taback nach Seewasser schmeckt? Mein Varinas ist freilich Strandgut, selbstverständlich. Aber die Ballen waren im Innern knochentrocken. Sonst rauchte ich selbst nicht davon.“

Der Oberst machte eine zum Wieder sitzen einladende Handbewegung, und nun der Pastor sich's von Neuem bequem machte, nahm auch er Platz.

„Mit mehr Rücksicht,“ begann er darauf, „werden Sie jetzt anhören, was ich zu meiner Entschuldigung, oder sagen wir Rechtfertigung, vorzubringen habe . . .“

„Bleiben wir lieber bei dem Ausdruck Entschuldigung.“

„Ganz wie Euer Ehrwürden belieben,“ fügte sich der Oberst mit einer Verneigung; dann fuhr er etwa in folgender Weise fort: „Wir Militairs taugen nicht für die Spinn- und Strickstube der Weiber, aber unser Herz begehrt doch auch hin und wieder etwas andres als Avancements und Belohnungen und Orden. Ich hatte mich in ein Stralsunder Mädchen bis zum Nasendwerden verguckt und . . .“

„Hm hm“, machte der Pastor.

„Und glaubte auf dem Wege zu sein, trotzdem ich ihr um drittheil Jahrzehnte voraus war, von ihr einem Andern vorgezogen zu werden . . .“

„Da kam ihm der Schlingel dort mit seinen Kirschbarnen über den Weg . . .“

„Es klingt lächerlich, ja, der feste Junge erreichte, was jener Andere, ihr ernstester Zukünftiger, mit allem Zureden wohl nicht erreicht haben würde, — sie ließ mich ablaufen.“

„Warum schlugen Sie den Kirschbarnschützen nicht auf's Maul?“

„Das möchte sie von mir erwartet haben, Sie haben ganz recht. Aber wer kann gegen seine Natur! Ich bin Isländer. Unsere Kraft besteht im Abwarten, im Ueberlisten. Sie nannten die Robben und die Eisbären meine

Landsleute. Glauben Sie, daß wir ihnen — vor Allem den riesig starken Eisbären — beikommen könnten ohne Ueberlisten? Nur zu! sagte ich mir, er renne sich tiefer hinein. Und ich steckte kaltblütig einen Kirschkern nach dem andern in die Westentasche. — So kam ich, wie wir's nennen, unter den Schlitten, — wie gesagt: Anna Marie gab mir den Laufpaß.“

„Seien Sie dessen froh,“ tröstete der Pastor; „Ehen werden im Himmel geschlossen; bei aller Achtung vor unsern Seeleuten, — geht eine solche Schenkmansehl nicht zu sehr von einer Hand in die andere? Sie waren ein paar Stufen zu tief gestiegen. Solche Anwandlungen schlägt man sich nie zu früh aus dem Sinn.“

„Da vergessen Sie wieder,“ sagte der Oberst, „daß ich Isländer bin.“

„Sie blieben in den Querkopf vernarrt?“

„Wie in eine Festung, die sich nicht ergeben will, die man aber doch zu überlisten hofft.“

„Und?“

„Ja, und! Es hat zwei ewig lange Jahre gedauert, dann hat sie capitulirt, — es war in voriger Woche am Tage vor dem heiligen Abend — ich hatte eben den Brief abgeschickt, in welchem ich mich für heute nach der Sylter Vogelkjoje anmeldete. Hier,“ fügte er hinzu, indem er mit liebevollem Blick seine Rechte nach einem winterlich flüchtigen Sonnenstrahl ausstreckte, der des Pastors Schreibtisch streifte, „hier trag' ich den Ring des lieben Mädchens am Finger.“

„Und der Seemann, dem sie gut war?“ sagte Pastor Hoyer.

„Sie hätte ihm Wort gehalten, das weiß ich — wenn er am Leben geblieben wäre. Aber es war eine Brautenschaft wie hundert andere gewesen. Als die Nachricht von seinem Tode kam, war ich zufällig wieder in Stralsund. Ein Jahr Bedenkzeit war, was sie auf meinem erneuten Antrag zur Antwort gab und jetzt . . .“

„Und jetzt,“ fiel ihm der Pastor in die Rede, „ist das Jahr herum, Sie haben das Jawort des Mädchens, und als glücklicher Bräutigam . . .“

„Hab' ich ihr versprechen müssen . . .“

„Nicht mehr auf sich schießen zu lassen.“

„So ist es.“

„Hm,“ machte der Pastor.

„Deshalb sagte ich, als Friedensstifter sei ich hieher gekommen.“

„Weil es Ihnen angesichts ihres baldigen Liebesglücks jetzt besser paßt, nicht mehr um nichts und wieder nichts doch vielleicht in's Grab beißen zu müssen.“

„Damit hätte es, denke ich, keine Gefahr. Aber jedenfalls — das bekenne ich gern — wäre mir ein Tod in der Schlacht ein gut Theil minder schmerzlich, so sehr ich auch, seit ich Anna Marie's Ring trage, am Leben hänge.“

„Hm,“ machte der Pastor von Neuem.

„Neben dem goldenen Walfisch,“ ergänzte der Oberst seine Erläuterungen, „wohnt ein Juwelier. Sie haben vielleicht die Güte, der Braut meines ehemaligen Gegenparts etwas zur Annahme zu empfehlen, was ich,“ er griff in die Brusttasche, „auf Wunsch meiner lieben Anna Marie für Jwen Göttings Verlobte mitgebracht habe.“

Was er herausholte und von der Papierhülle sorgsam befreite, war ein goldnes Armband. Nicht ungeschickt hatte der Goldschmied unter allerlei blanken und matten Arabesken die vier, als Streitgegenstände noch nicht durch Kugelwechsel erlebigten Kirschkerne dem Schmuckstück einverleibt.

Der Pastor betrachtete die hübsche Arbeit mit Wohlgefallen; aber er schüttelte doch den Kopf. „Sie wußten also, daß der junge Mann Bräutigam war?“

„Er hatte mir's gleich vor unserm ersten Gange gesagt.“

„Damit, wenn er sie, Sie seiner Braut Nachricht gäben?“

„Das konnte ich ihm natürlich bereitwilligst versprechen.“

„Und auch da noch, auch einem Verliebten gegenüber, hielten Sie die Partie noch für nicht ungleich? Oberst! Oberst!“

„Ich war ja nicht minder verliebt als er. Und dann: Sie vergessen, daß ich ihm nur so viele überflüssige Dinge abnehmen wollte, wie er mir Kirschkerne in's Gesicht geschneit hatte, — davon hätte mich nichts abgebracht. Uebrigens, ich frage Sie: mußte mir nicht daran liegen, der Anna Marie eine Lektion zu geben? In ihrer Gegenwart, unter ihren Augen hatte man mich gehänselt, mich, der ich des Königs Rock trug; ein Wort von ihr hätte es verhindert; statt dessen hatte sie in das Gelächter der Uebrigen eingestimmt. Dafür mußte sie gestraft werden.“

„Sie wie der dummdreiste Jwen. Sie sind ein scharfer Rechner.“

„Beide mußten büßen, dafür bin ich Isländer; wir machen nichts halb.“

„Em!“ Pastor Hoyer sah sich nach der Thüre um. Im Grunde begann ihm der Mann zu gefallen. Aber das Disputiren war schon auf der Universität des Studiosus Hoyer große Leidenschaft gewesen. So ganz das letzte Wort behalten, durfte der Oberst nicht. „Mein lieber Herr“, begann er also von Neuem, wenn auch als wolle er einlenken, „angesichts der Thränen meiner Pflgetochter bin ich wohl nicht ganz gerecht gegen Sie gewesen. Ihr Jdeengang ist etwas ungewöhnlich, vielleicht etwas von dem Eis und dem Feuer beeinflusst, — ich denke an Ihren Hella — aber es steckt — wie soll ich sagen? es steckt ein pädagogischer Kern darin. Freilich komme ich nun, wenn ich die Addition mache, in die Klemme. Sie lieben nichts halb zu machen. Das ist ganz mein Fall. Ihr Wort erinnert mich sogar — sehen Sie hier noch an meiner rechten Schläfe die Narbe? — ich habe nämlich in Göttingen neben dem Studium der Exegese noch Anderes getrieben — also Ihr Wort erinnert mich an meine eigenen Universitäts-Händel die mußten auch ohne Halbheiten zu Ende kommen, mußten ganz ausgetragen werden. Aber Ihre jetzige Absicht, den Handel mit Jwen nicht bis zu Ende

durchzuführen, so gut sie mir gefällt — ich meine in meiner Eigenschaft als Christ und Seelsorger — sie gefällt mir doch auch wieder nicht, denn sie läuft ja eben auf eine Halbheit hinaus. Ich gebe zu: Ihre Anna Marie hat ihre Strafe weg, auch Iwen Gotting wird nicht wieder mit Kirchkernen bombardiren, — wie steht es aber mit der Section, die Sie selbst verdient hatten?“

„Ich? Wofür?“

„Für Ihr Kurschneiden.“

„O! das geschah ja in Ehren . . .“

„Und, wie sich gezeigt hat, mit ernstlichen Absichten. Dennoch steht es einem Gast, der in einen ihm fremden Kreis Zutritt erhält, schlecht an, gleich nach den leckersten Bissen die Hand auszustrecken. Das haben Sie unter Mißachtung der älteren Rechte Anderer gethan. Der Hauptschuldige sind also doch wohl Sie, mein lieber Herr Oberst.“

„Und wenn ich das willig einräume?“

„Da sag' ich: der Handel kann mit jenem Armband wohl noch nicht für beendet erklärt werden.“

Der Oberst stutzte. Dann sagte er nach einigem Zögern: „Gut, es soll mir nicht darauf ankommen, Ihrer und meiner Ganzmacher-Theorie zu Gefallen, meinem lieben Freunde Iwen noch einige Löcher in seine Blause oder was sonst an ihm herum hängt, zu schießen, auf der Stell: in vier Gängen, ein Gang unmittelbar nach dem andern, — auf solche Weise machen wir im Handumdrehen reines Haus, und heute Abend bin ich wieder auf der Rückreise zu meinem Schatz.“

„Das meinen Sie.“

„Gewiß — der Frost ist ja noch mäßig; aber was reb' ich denn? Wir sind ja nicht an der Ostsee. Hier bleibt die Fahrt nach dem Festlande, denk' ich, fast immer offen.“

„Es fragt sich nur . . .“

„Ob es so lange hell bleibt? Die Vogelkjoje ist ja nicht weit. Vor Dunkelwerden bin ich wieder in Tondern.“

„Vorausgesetzt . . .“

„Daß Alles klappt? O das lassen Sie meine Sorge sein.“

„Der Iwen,“ sagte der Pastor bedeutungsvoll, „ist nämlich ein stilles Wasser.“

„Sie meinen, er hat der Obrigkeit einen Wink gegeben?“

„Das keineswegs.“

„Aber?“

„Wie würden Sie in seiner Lage gehandelt haben?“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Hätten Sie in seiner Stelle Jahr aus Jahr ein Ihre müßigen Stunden nicht mit Scheibenschießen verbracht? und im Winter hat ein Seemann viele müßige Stunden.“

Der Oberst blickte den Pastor scharf an. „Sie wissen, daß er's that?“ Er stand auf.

Die Antwort war ein Achselzucken.

„Das ändert allerdings meinen ganzen Plan,“ sagte der Oberst. Er biß sich auf die Lippen. „Das ändert Alles, Alles.“ Er ging einige Male im Zimmer auf und ab.

„Herr Pastor,“ sagte er dann, „das bringt mich in eine üble Lage und macht sehr ernst, was bis jetzt nur ein Spiel gewesen ist, — vielleicht, wie ich zugebe, ein vermessenes ungehöriges Spiel. Nicht von Anfang an. Ich hielt beim ersten Gange die Möglichkeit nicht für ausgeschlossen, daß ich fallen würde. Es wäre mir recht gewesen, — um Anna Marias willen, ärger hätte ich sie für ihr Lachen nicht büßen lassen können . . .“

„Reben Sie nicht so gottloses Zeug, Mann!“

„Ich rede die nackte Wahrheit, es kochte damals in mir, — schieben Sie's meinetwegen auf den Heßla. Aber als ich ihm gegenüber stand, kam meine Besonnenheit zurück; ich wurde wieder, wie nennen Sie's? der Landsmann des Eisbären. Ich hatte mir gelobt, dem Menschen, der mir als Werkzeug zur Bestrafung des übermüthigen Kindes dienen sollte, kein Leides zu thun — was liegt an ein Paar Ohrzipfeln? und während er, so gut er's verstand, auf mein Herz zielen mochte, zielte ich nach jenen werthlosen Anhängeln.“

Der ehemalige Göttinger Duellant konnte sich eines Schauders nicht erwehren, aber er überwand ihn und sagte in salbungsvollem Ton: „Dafür muß ich Ihnen die Hand drücken.“

„Lassen Sie's gut sein . . . ich könnte meine Hand heute anders gebrauchen . . . anders als damals und auch noch beim zweiten Male.“

„Gott behüte Sie vor solchem Unterfangen.“

„Einem ebenbürtigen Widersacher gegenüber — und schon beim zweiten Male sauste Jwens Kugel unverhämmt nah vorbei — einem solchen eingeschossenen Kumpen gegenüber heißt es: sich seiner Haut wehren.“

Der Pastor überließ den erregten Gast einige Augenblicke seiner sichtlich tief gehenden Gemüthsbewegung. Dann sagte er: „Herr Oberst, trägt mich mein Gedächtniß oder führten Sie sich bei mir nicht mit den Worten ein: zunächst der Feigheit gelte in Ihrem Vaterlande für das Entehrendste — Wortbrüchigkeit?“

„Ich hatte Niemandem mein Wort verpfändet.“

„Niemandem?“

„Nein.“

„So sind Sie ein Gottesleugner. Gott hörte, was Sie sich selbst gelobten.“

„Was wäre das gewesen?“

„Ihrem Gegner nur Ueberflüssiges abzuschießen, — nichts, so sagten Sie noch eben, hätte mich davon abgebracht.“

Der Oberst machte eine abwehrende Handbewegung, aber er schwieg.

„Sie haben vorhin,“ fuhr der Pastor fort, „ein Spiel genannt, was Sie mit Ihrem Leben und dem Ihres Gegners trieben . . .“

„Mit meinem ja — mit seinem nicht. Mein Auge und meine Hand versagten mir noch nie ihren Dienst.“

„Ganz so hörte ich einst den besten Draufgänger aus unserer Verbindung sich rühmen, und eine Mücke, die ihm in's Auge flog, war schon im nächsten Moment die Ursache, daß er — zu seinem großen Schaden — fehlgeschöß.“

„Aber wozu das jetzt, Herr Pastor? Gut, es war ein Spiel, das ich trieb, meinetwegen ein unberechenbares. Meine Braut hat mir sogar wörtlich dasselbe gesagt. Erst durch das Versprechen, es nicht fortzusetzen, hab' ich ihr Jawort erkaufte. Und jetzt stellen Sie mich plötzlich vor die Unmöglichkeit, mein Versprechen einzulösen!“

„Warum vor die Unmöglichkeit?“

„Soll ich etwa, nun er seine Revanche nehmen will, zur retraite blasen? Lieber schieß' ich in die Luft. Aber seine Revanche muß er haben.“

„Und Ihre Braut?“

• „Sie mag zum zweiten Male Trauerkleider anlegen.“

„Trauerkleider um den Bruch Ihres Gelübdes, — denn eben bekannten Sie ja: nur durch das Versprechen, sich nicht mehr zu schlagen, hätten Sie das Jawort erlangt.“

Der Oberst sah sich nach Feder und Dinte um. „Wo ist Papier?“ sagte er; „aber Sie werden, wenn ich falle, meiner Braut ja besser schreiben können, als ich es jetzt vermöchte; Sie werden Ihr Alles mittheilen, was wir hier durchgesprochen haben: daß mich mein Gelübde verpflichtete, meinen Gegner — komme, was da wolle — zu schonen; daß Sie, Herr Pastor, mich zu meinem Heil von der Unumstößlichkeit solchen Gelübdes überzeugten, und daß ich als Mann von Ehre in die Luft geschossen habe; Sie werden ihr klar machen, daß Oberst Leiserl wohl kein schlechter Kriegermann gewesen, daß ihm aber doch die Kraft gefehlt habe, die einmal zu ihr in seiner Brust entflammte Leidenschaft zu ersticken. Ist denn nicht daraus alles Uebrige entsprungen, Herr Pastor? Sie werden ihr schreiben, daß ich in Ihre Hände, Herr Pastor, das Jawort Anna Marie's zurück gab, — mit blutendem Herzen. Daß ich sie bitte, mir zu verzeihen, und daß ich, wenn es ein Jenseits giebt, je glücklicher ihre Lebenstage sich gestalten, desto beruhigter auf sie hinabzublicken hoffe . . .“ Vor übermächtiger Bewegung wandte er sich ab. Mit fester Hand schrieb er dann den Namen der Straße nieder, wohin der Brief zu richten war.

Pastor Hoyer hatte sich langsam erhoben. „Mein Amt“, sagte er, „verpflichtet mich, den Wirrnissen, in die ich Mitmenschen verwickelt sehe, auf den Grund zu gehen. Wir Geistliche haben die kirchliche Weihe nicht erhalten, um, was kraus ist, auf der Oberfläche glatt zu machen, sondern um zu helfen, daß die Ursachen dieser Krausheit aufgefunden, erkannt und bekriegt werden. Wie schreibt noch der streitbare Apostel Paulus in seinem sechsten Briefe

an die Ephefer Vers 13, 14 und 15. „So ergreift den Harnisch Gottes, auf daß Ihr an dem bösen Tage Widerstand thun und Alles wohl ausrichten und das Feld behalten möget. So stehet nun, umgürtet eure Lenden mit Wahrheit und angezogen mit dem Krebs der Gerechtigkeit, und an Weinen gestieft als fertig zu treiben das Evangelium des Friedens, damit ihr bereit seid.“ — Der Pastor wiederholte: ‚des Friedens‘ . . . Sie kamen,“ fuhr er fort, „als frohgemuther Friedensstifter hierher, Herr Oberst; mit einem Armband glaubten Sie die Thränen der Braut des armen Iwen und die ihm selbst bereiteten schlaflosen Nächte großmüthig aufwiegen zu können; daß Sie auch mit sich ernstlich in's Gericht zu gehen hatten, dessen waren Sie sich kaum bewußt; ich vermüthe: Niemand hatte Ihnen in's Gewissen geredet; solcher bitteren Wahrheiten kann aber nicht jedes Ohr entbehren. — Sie haben mir nun erlaubt, Ihnen gegenüber kein Blatt vor den Mund zu nehmen, und dafür sage ich Ihnen Dank; denn, Herr Oberst, im Vergleiche mit mir, der“ — er wies auf den für den König von Dänemark bestimmten Brief hin — „der ohne die Taubenbräutchen seines Kirchturmes manche Woche und wohl auch manchen Monat sich mit Fastenspeise begnügen mußte und der weder gelbverlackten Vordeaux noch echten Varinas seinen Gästen vorsetzen konnte, wenn das Meer nicht von Zeit zu Zeit uns armen Watt-Infulanern etwas bescherte, verglichen mit mir armen Seelenhirten, sind Sie ein vornehmer Herr. Nun Sie aber in sich gegangen sind, gewiß nicht ohne heilsame Folgen für Ihre ganze Zukunft, — und ich hoffe, der Himmel wird Ihnen noch manches Jahrzehnt schenken, Ihnen und der Auserwählten Ihres Herzens, nun lassen Sie — wenn es nach diesen meinen Worten noch nöthig ist — mich ein Mißverständniß aus dem Wege räumen . . .“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre, und Iwen, mit Taback und Pfeifenstand, und Elke, mit vier Weinflaschen und ebensovielen Gläsern beladen, traten ein.

Der Oberst blickte zwischen dem schnunzelnden Seemann und dem mitten im Nebelfluß unterbrochenen Pastor hin und her. Ihm wollte die Röthe in's Gesicht steigen. „Euer Ehrwürden,“ sagte er zögernd, „haben mir soeben ein langes und glückliches Leben gewünscht. Das hat nur dann Sinn, wenn alles vorher unter uns Verhandelte keine Schlacht bedeutete, sondern ein bloßes Manöver. Ist dem in Wirklichkeit so, da beuge ich mich vor Ihrem Pflichteifer, der Sie freilich in den nämlichen Fehler fallen ließ, den Sie an mir rügten, — ich hatte mit Waffen ein Spiel getrieben, Sie mit Worten.“

„Ich glaube mich nur des Ausdrucks bedient zu haben,“ antwortete der Pastor, „Iwen Gotting sei ein stilles Wasser.“

„Und als ich vom Einschießen sprach?“

„Da habe ich wohl die Achseln gezuckt, — sind Sie einem Feinde gegenüber nie in der Lage gewesen, zum Ueberlisten Ihre Zuflucht zu nehmen?“

„Ich sehe schon,“ verneigte sich der Oberst, indem er der Einladung des Pastors, ihm die Ruhe nicht mitzunehmen, folgte, „ich sehe schon, Ehr-

würden, gegen Sie ist nicht aufzukommen. Und warum sollte ich nicht gern — wie nennen's die Seeleute? — warum sollte ich nicht gern vor Ihnen die Segel streichen? Das geschehe denn hiermit und zwar von ganzen Herzen. Sie haben mir eine Lection gegeben, — sie wird mir Zeit meines Lebens im Gedächtniß bleiben. Fragt sich's nur noch, um mich landesgemäß auszudrücken: was ist für die Lection die Schuldigkeit?" So sprechend wendete er sich nach dem Schreibtische um und sagte, indem er den erbrochenen, für den dänischen König bestimmten Brief in die Hand nahm, „mit Verlaub, ist es Euer Ehrwürden recht, wenn ich die Sache heute Abend in Tondern aus der Welt schaffe? Ich bin dort mit zweien der Visitatoren vervetert, und warum wollen Sie mit Ihrer Vorstellung bis nach Kopenhagen gehen, wenn sich die verdrießliche Angelegenheit, wie ich glaube, durch mündliche Befürwortung in der nächsten Nachbarschaft erledigen läßt?"

Hier unterbrach der Pastor, der eben eine Flasche entorken wollte, dies sein friedliches Geschäft. „Nein, Herr Oberst," rief er, „da sei Gott vor. Ich habe mich lange geduckt, zu lange. An den Höchsten im Lande will ich endlich mein Anliegen bringen, und darum rufe ich — da steht es am Kopf meiner unterthänigen Eingabe — darum rufe ich mit dem Psalmisten:

„Hilf mir aus dem Rachen des Löwen und errette mich von den Einhörnern!"

Der Oberst lächelte, aber er stimmte bei: zuweilen sei es rathsam, gleich an die höchste Instanz zu gehen. Er fügte hinzu, auch in der dänischen Residenz sei er nicht ohne Verbindungen, und er hoffe, dort dem Herrn Pastor nicht minder nützen zu können, wie dies in Tondern der Fall gewesen sein würde; eine Versicherung, die sich bewahrheitet hat, wenn auch erst nach dem Tode des streitbaren Pastors.*)

Einstweilen wurde das Geschäft des Entorkens der ersten Flasche glücklich beendet, und bald mundete der vortreffliche Inhalt dem Obersten wie dem Pastor so ausnehmend gut, — Zwen wagte nur hin und wieder einen verstohlenen Schluck, und Elke nippte bloß — daß die zweite gelbverlackte Flasche, und dann auch noch die dritte dem Versöhnungsgelage zum Opfer fielen, wobei der ehemalige Göttinger Studiosus dem Isländer nichts nachgab, ebenso wenig wie im Auskramen fröhlicher Erlebnisse aus alter, durch die Ferne verschönerter Zeit.

Als jedoch der Isländer dann das dänische Lied von dem „tappern Kong Christian" anstimmte und Pastor Hoyer, als gelte ihm der Sang,

*) Der am 3. November 1775, sieben Monate nach dem Tode des Pastors, von der königlichen Regierung zu Gottorf ertheilte Beisheid wiederholt die in der Eingabe von ihm geltend gemachten Gründe für das Fortbestehen der Kirchturms-Taubenrevenü und kommt dann zu folgender Resolution: „So finden Wir alles das vollkommen hinlänglich, um es bei vorbenemter vieljährigen Einrichtung lediglich zu lassen. Wir geben Euch also solches mit dem Befehl und Auftrag hierdurch allergnädigst zu erkennen, auf die Vollstreckung des Eingangs angezogenen Mandati nicht zu bestehen.“

mit dankendem Nicken sein schwarzes Käppchen lüftete, faltete Elfe die Hände und entfärbte sich, — nicht wegen des Singens, denn die nächsten Häuser lagen außer Hörweite, — aber es fiel ihr plötzlich auf's Herz, daß sie, irreführt durch die Vierzahl der Gläser, statt einer Flasche deren vier aufgetischt hatte und daß ihr guter Pflegevater so viel nicht mehr vertragen könne. Behutsam suchte sie sofort, sich der noch nicht entkorkten Flasche zu bemächtigen; doch der Pastor zog plötzlich seine strengste Miene auf, und wenn er vorher sich hatte gehen lassen, als sei er erst eben mit dem letzten Semester durch, so kehrte er jetzt nach Möglichkeit wieder den Mann in Amt und Würden heraus, der sich jede Bevormundung verbitten durfte.

Inzwischen hatte der Oberst seinen Sang beendet. Weder der abgesehlagene Angriff des besorgten Mädchens auf die Flasche, noch des Pastors plötzliche Frontveränderung war ihm entgangen, und nicht willens, die Ruhe des ehrbar bescheidenen Haushalts weiter zu gefährden, schückte er die Länge der heute noch von ihm zurückzulegenden Wegstrecke vor und erhob sich von seinem Sitz.

Aber er hatte ohne den Hausherrnstolz seines Wirthes gerechnet. Aufgetischtes durfte nach guter alter Sitte nicht wieder abgetragen werden. Bloße Schaugerichte gab es auch in der knapp bestellten Wirthschaft des Reitumer Pastorenhauses nicht.

So wurde diesmal denn Iwen Gotting zum Entkorken der vierten Flasche herbeigewinkt, und als ihm wie seiner Braut nun in wohlgefekter, wenn auch sprachenbunter Rede von dem Obersten Glück und Segen in den neuen Hausstand gewünscht worden war, sorgten wie der Oberst so auch Iwen und Elfe dafür, daß der Antheil des Pastors an der Flasche nicht allzu reichlich ausfiel.

Dieser, immer geneigt, einer Disputiergelegenheit nicht aus dem Wege zu gehen, hatte, während er mit dem geleerten Glase in der Hand zwischen dem Obersten und der Flasche hin und her blickte, nur den Schluß der Rede des Obersten abgewartet, um gegen den darin verflochtenen Vergleich der hier aufgetischten Getränk-Ueberfülle mit der Labung der biblischen Fünftausend gegen den Obersten zu Felde zu ziehen, „denn“, sagte er, „wenn nicht etwa in Ihrer dänischen Bibel-Uebersetzung etwas vom Weintrinken oder selbst nur vom Wassertrinken der Fünftausend steht, so hinkt der Vergleich — verzeihen Sie mir, auf beiden Füßen. In unserer Luther-Uebersetzung und ebenso im Urtext heißt es kurzweg, der Heiland habe fünf Brode und zwei Fische unter die Fünftausend vertheilen lassen, und sie aßen Alle und wurden satt.“ Getrunken haben die Fünftausend also nicht; es ist mir schon oft als das eigentliche Wunder in dieser Erzählung erschienen, und ich muß es bei Gelegenheit doch einmal in eine Fastnachtspredigt verflechten, denn es ist ja unglaublich, wie viel der Germane vom Durst geplagt wird, ich kann in diesem Punkte dem Tacitus nur beistimmen.“ Immer mit dem Glase in der Hand weiter redend, aber bei dem Leerwerden der Flasche seinen sehdemuthigen Ton mehr und mehr herabstimmend, gelangte er auf der Suche nach einem zum Bei-

stimmen, nicht zum Widerlegen des Obersten geeigneten Bibelthema allmählich auf den Obersten im Evangelium Lucä. Aber hier begann der Wein ihm einen Streich zu spielen, denn nun verwechselte er hartnäckig den vor ihm sitzenden Obersten mit dem nach der Erbschaft des ewigen Lebens trachtenden Obersten des Evangeliums, und da dieser dem Rathe des Heilands, alle seine Habe zu verkaufen und den Erlös den Armen zu geben, nicht befolgt hatte, — es ist leichter, daß ein Kameel gehe durch ein Nadelöhr, als daß ein Reicher in das Reich Gottes komme, — so glaubte Pastor Hoyer in seiner jetzt milden Denkweise die Nichtbefolgung dieses Rathes seitens des Obersten Leiferl, im Hinblick auf dessen bevorstehenden Eintritt in den Stand der heiligen Ehe, entschuldigen zu dürfen, — „denn daraus, mein lieber Oberst“, sagte er, „erwachsen Ihnen Pflichten unabweisbarer Art, wie ich ja selber, als Muknießer der Taubenzucht auf dem Reitumer Kirchenthurm, diese meine zeitliche Habe bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen gedenke, vertheidige ich damit doch das Besitzrecht meiner sämmtlichen Nachfolger im Amt.“

Während dieser Abirrung, die übrigens weder Jwen noch Elke als solche auffaßten, hatte der Oberst ein paar Mal sinnend vor sich hingeblickt; dann war er mit der Rechten in die Brusttasche seines Rockes gefahren und hatte nach einigem Zögern ein lebernes Taschenbuch herausgeholt. Als nun der Pastor an den Schluß seiner Auseinandersetzungen gelangt war, erhob sich der Oberst mit einer dankenden Bewegung gegen den Redner und wandte sich dann zu dem mit seiner Braut wieder abseits getretenen Seemann.

„Bei der Erwähnung des Obersten aus dem Evangelium,“ sagte er, „ist mir etwas durch den Kopf gegangen, was Dich betrifft, Jwen Gotting. Sind Ohrringel wirklich so überflüssig, wie ich's mir einredete? Nein, mein Sohn, sie sind es keineswegs, Beweis dafür: die Ohrringe, mit denen ihr Seeleute so gern Staat macht. Du hättest mir das vorhalten können. Daß Du es nicht thatest, soll Dir nicht zum Nachtheil gereichen. Ich wollte meinen Rückweg nach Stralsund über Tondern und Flensburg nehmen. Das ist ein Umweg. Du kannst ihn mir abnehmen. Hast Du je von einer Veranstaltung reden hören, die man Lotterie nennt? Vor mehr als hundert Jahren kam das Glücksrad zuerst bei der Wahl der Genueßer Rathsherren in Gebrauch. Seitdem hat es zu allerhand Zwecken die Reise um die Welt gemacht in England, in Frankreich, in Holland — man baute in Amsterdam von dem Erlös eine Kirche, in London, oder war's in Edinburg, eine Wasserleitung, in Paris wurde die Ausstattung armer Mädchen damit bestritten. Häuser, Gärten, Güter kann man in solchen Lotterien gewinnen, neuerdings auch Schiffsantheile. Hier halte ich den Anspruch auf einen solchen Gewinnantheil in der Hand, ein Fünftel des Tarwerthes eines im Flensburger Hafen liegenden Schooners. Zum Spaß hab' ich mir neulich ein Loos ausgeschrieben lassen. Nun kam es als Treffer heraus. Wer was versteht unsereins von der Schifffahrt? Auch das Geld, was ich dafür morgen in Flensburg erheben wollte, mag ich nicht nehmen. Vom Würfel und Karten-

spiel hab' ich mich immer grundsätzlich fern gehalten. Wenn zwischen Dir und mir das Spiel um Dein und mein Leben glimpflich ablief — der gute Pastor hat mir den Text darüber gehörig gelesen — so danken wir's der Gnade des Himmels. Ich will von keinerlei Spiel mehr wissen. Hier schenk' ich Dir also, als kleinen Ersatz für Deine Ohrzipfel, das Loos und die Gewinnliste dazu. Paßt Dir das Schiff, so kannst Du mit den Gewinnern der andern vier Fünftel vielleicht einig werden, daß sie Dich als Capitain anstellen."

Hier stieß Elke einen Freudenschrei aus: „Dafür," rief sie, „muß ich dem Obersten einen Kuß geben."

„Thu's!" sagte Iwen, als sie dennoch zögerte, denn seine Freude über die Capitains-Perspective hatte ihm Thränen in die Augen gebracht, und er wußte sich vor Verlegenheit nicht zu helfen.

So bekam der ihr so verhaßt gewesene Kirschfern-Oberst denn wirklich einen dankbaren Kuß, und mit dieser guten Wegzehrung machte er sich frohen Muths aus dem Staube.

Als draußen das eiserne Gartenthor hinter ihm bröhnend zuschlug, rief sich Pastor Hoyer die Stirn. „Wenn da nicht das goldene Armband läge," sagte er, „da würde ich mir zutrauen, Alles nur geträumt zu haben. Ich muß nächsten Sonntag einmal wieder über das Evangelium Lucä und den reichen Obersten predigen; Alles sollte der den Armen geben, — Alles! Vielleicht hätte ein Fünftel genügt. Erinnere mich doch nächsten Sonnabend daran."





Illustrirte Bibliographie.



Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Gebrüder Grimm. Illustrirt von B. Grot Johann. Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart.

aß es nöthig geworden ist, die Berechtigung des Märchens gegen phantasielose Bedanten und eugherzige beschränkte Pädagogen zu verfechten, wie es vor einiger Zeit von Seiten eines berühmten Romanschriftstellers und Gelehrten in einer bekannten Zeitschrift geschehen, ist ein trauriges Zeichen für die einseitig nüchterne, auf das alltäglich Wirkliche gewandte Selbstsrichtung unserer Zeit, der die herrlichen Worte, welche die Brüder Grimm ihrer Sammlung der deutschen „Kinder- und Hausmärchen“ vorausschickten, ganz in Vergehenheit gerathen zu sein scheinen.

„Wir finden es wohl,“ so heißt es in jener schönen Vorrede, „wenn Sturm oder anderes Unglück, das der Himmel schickt, eine ganze Saat zu Boden geschlagen, daß noch bei niedrigen Hecken oder Sträuchern, die am Wege stehen, ein kleiner Platz sich gesichert hat, und einzelne Lehren aufrecht geblieben sind. Scheint dann die Sonne wieder günstig, so wachsen sie einsam und unbeachtet fort; keine frühe Sichel schneidet sie für die großen Vorrathskammern: aber im Späthommer, wenn sie reif und voll geworden, kommen arme Hände, die sie suchen; und Lehre an Lehre gelegt, sorgfältig gebunden und höher geachtet als sonst ganze Garben, werden sie heimgetragen, und winterlang sind sie Nahrung, vielleicht auch der einzige Samen für die Zukunft. — So ist es uns vorgekommen, wenn wir gesehen haben, wie von so vielem, was in früherer Zeit geblüht, nichts mehr übrig

geblieben, selbst die Erinnerung daran fast ganz verloren war, als unter dem Volke Lieber, ein paar Bücher, Sagen, und diese unschuldigen Hausmärchen.“ . .



Der gefesselte Hund.
Illustrationsprobe aus der Procht-Ausgabe der Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Grimm.
Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart.

„Wo sie noch da sind, leben sie so, daß man nicht daran denkt, ob sie gut oder schlecht sind, poetisch oder für geschickte Beute abgeschmackt: man weiß sie und liebt sie, weil man sie eben so empfangen hat, und freut sich daran ohne einen Grund dafür . . .“

„Wir wollen hier diese Märchen nicht rühmen oder gar gegen eine entgegengesetzte Meinung vertheidigen: ihr bloßes Daseyn reicht hin sie zu schützen. Was so mannigfach und immer wieder von Neuem erfreut, bewegt und belehrt hat, das trägt seine Nothwendigkeit in sich und ist gewiß aus jener ewigen Quelle gekommen, die alles Leben bethaut, und wenn auch nur ein einziger Tropfen, den ein kleines zusammengehaltenes Blatt gefaßt hat, doch in dem ersten Morgenroth schimmert.“ —



Das Bild ist.
 Illustration aus der 1840-ten Ausgabe der Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Grimm.
 Die deutsche Verlagsanstalt in Leipzig.

Und das deutsche Volk bis hinab in jene Kreise, die von der gewaltigen Gelehrtenarbeit der beiden großen Brüder kaum eine dunkle Ahnung haben, wird sich die von diesen mit so liebevollem Sinne gesammelten und in einer von so tiefem Gefühl für die Seele des Volkes, von einem so kindlich reinen Gemüth zeugenden Form wiedergegebenen Märchen nicht nehmen lassen. Vielmehr werden die Grimm'schen Märchen in ihrer

Originalfassung, deren herzige Naivität und bezaubernde Frische von keiner Nachahmung erreicht ist, noch weitere Verbreitung finden; denn im kommenden September sind 30 Jahre verfloßen seit dem Tode des letzterstorbenen der beiden Brüder, und die Märchen sind somit Allgemeingut. Den zahlreichen billigen Volksausgaben, die unzweifelhaft bald erscheinen werden, geht eine billige illustrierte Pracht-Ausgabe voraus, die von der durch ihre illustrierten Classikerausgaben vorthellhaft bekannten Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart herausgegeben wird. Die Illustrationen liefert der bekannte Zeichner P. Grot Johann. Das erste uns vorliegende Heft erweckt das günstigste Vorurtheil für das Unternehmen. Die 3 Bogen großen Formats umfassende Lieferung enthält etwa ein Duzend Bilder verschiedener Größe, die sich dem Grimm'schen Text verständnißvoll anschließen. Die beigelegten Illustrationsproben überheben uns weiterer Erörterung. Papier, Druck und Ausstattung sind vorzüglich.

Die Ausgabe wird 20 Lieferungen zum Preise von je 1 Mk. umfassen; alle 14 Tage soll eine Lieferung erscheinen.

Wir werden, sobald das Werk vollständig vorliegt, darauf zurückkommen.

O. W.

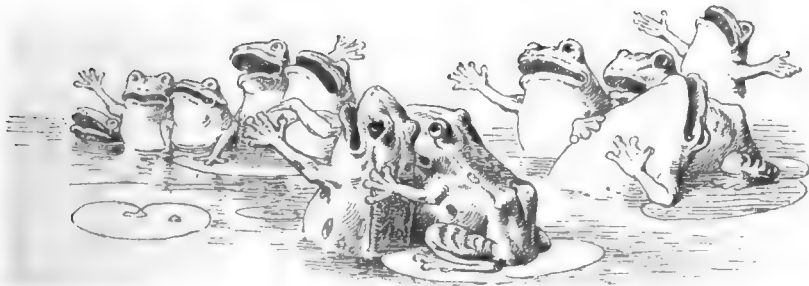


Illustration zu „Der gute Handel“.

Neues und Altes von Felix und Theresie Dahn.*)

Der dritte Band von Felix Dahns Erinnerungen umfaßt die letzten Jahre seines Münchener Aufenthalts (1854 — 1863) von seinem Eintritt als Rechtspraktikant beim „Königl. Landgericht München rechts der Isar“ bis zu seinem Abgange nach Würzburg als außerordentlicher Professor der Rechte.

Was uns an diesen „Erinnerungen“ vor Allem wohlthuend anmüthet, ist der freie und offene Ton, in dem sie geschrieben sind. Dahn macht kein Hehl aus seinem Lieben und Hasen, er spricht ehrlich aus, was er empfindet, und hüllt auch seine Weltanschauung nicht in mystisches Dunkel, wie es häufig von Memoirenschreibern beliebt wird; sondern er bezeichnet klar und deutlich seinen Standpunkt, den er auf Grund seiner philosophischen und geschichtlichen Studien sich erworben hat (S. 361). Daß er mit dieser freien Aussprache seiner innersten Ueberzeugungen manche ängstliche Seele beunruhigen, manchen Leisetreter und Heuchler beleidigen wird, ist selbstverständlich; jeder unabhängige, ehrlich strebende Mann wird ihm dafür nur dankbar sein.

Der Lebensabschnitt, den uns Dahn in dem vorliegenden Bande schildert, ist von hervorragender Bedeutung für die ganze spätere Entwicklung des Menschen, des Gelehrten, des Dichters. Wir erleben mit ihm die Leiden und Freuden seiner praktischen Juristenlaufbahn, in die er, man könnte sagen, kaum dem Knabenalter ent-

*) Erinnerungen von Felix Dahn. Drittes Buch. — Gedichte von Felix Dahn. Vierte Sammlung: Felix und Theresie Dahn. — Gedichte von Felix Dahn. Fünfte Sammlung: Vaterland. Leipzig. Breitkopf und Härtel.

wachsen, eintritt; wir fühlen mit ihm den Unterschied in seinem Inneren allmählich aufbämmern zwischen dem geträumten Leben des heranwachsenden Jünglings und der rauhen Wirklichkeit, die sich in den lebhaften Volksscenen vor Gericht unter seinen erstaunten Blicken aufthut. Wir folgen ihm in die viel verwickelten Pfade seiner wissenschaftlichen Studien, freuen uns seiner ersten Erfolge auf diesen Gebieten, begleiten ihn als jungen Universitäts-Dozenten in seine Collegia, und sehen dem werdenden Dichter im Wettkampf mit seinen Kameraden mit wachsendem Interesse zu. Der alte ehrwürdige Rückert hebt ihn als Dichter gleichsam aus der Taufe. Die Capitel, welche die Anknüpfung mit Rückert schildern, den Besuch bei dem verehrten Dichter, sein Heimweien, seine Familie, sind von einer bezaubernden Lebenswärme und Anmuth. Vom Hauche innigster Freundschaft durchweht sind die dem Andenken J. V. Schöffels gewidmeten Seiten; mit pietätvoller Dankbarkeit ist das Leben in seinem Vaterhause und der alte Dahn selbst gezeichnet.

Von großer Anschaulichkeit sind auch die Schilderungen des Alt-Münchener Gesellschaftslebens und seiner Kleinbürgerlichen Zustände, im Gegensatz zu dem später sich entwickelnden lebhaften Künstler- und Gelehrtentreiben und dem mächtigen Anwachsen des Fremdenverkehrs in München. Zum ersten Male erhalten wir ferner authentischen Aufschluß über die Gründung und Zusammensetzung der unter dem Namen „das Krokodil“ tagenden Dichtergesellschaft, welcher auch Dahn angehörte. Er führt uns alle Mitglieder in treffenden Charakteristiken vor, wobei unserer Ansicht nach allerdings Paul Henze etwas zu kurz kommt.

Von den außerhalb des genannten Dichterkreises stehenden literarischen Persönlichkeiten interessiert uns am meisten der Charakterkopf Franz Dingeldeys, dieses hochbegabten, sich und die Welt ironisirenden, und im Grunde seines Herzens doch guten und treuen Menschen.

Von größeren wissenschaftlichen Werken fallen in den vorliegenden Zeitabschnitt vor Allem die ersten Bände der „Könige der Germanen“, die Dahn selbst das wissenschaftliche Hauptwerk seines Lebens nennt; von größeren Prosabildungen sind zu erwähnen die Vorarbeiten und einige Theile des „Kampfes um Rom.“ Beide Werke wurden erst viel später der Vollenbung entgegengeführt, zum Theil aus rein äußeren hindernden Umständen.

Zu diesen letzteren gehört auch seine erste Ehe, die er bereits im Alter von 24 Jahren einging. So hart Dahn diesen Gegenstand seiner Erinnerungen behandelt, den er wohl absichtlich in ein gewisses Dunkel hüllt, so wird doch Niemandem entgehen, daß der Dichter das gehoffte Glück in diesem Ehebunde nicht gefunden hat. Er war mit tiefen Seelenleiden verknüpft, die — wenn auch zum Theil eingebildet — doch den Dichter endlich auf's Krankenlager warfen und zu einer längeren Erholungsreise nach Süd-Tyrol und Ober-Italien zwangen.

Die Schilderung dieser Reise, die er zugleich mit eingehenden geschichtlichen Studien verband, gehört zu den besten Partien des Buches; insbesondere sein Aufenthalt in Ravenna, der für seinen „Kampf um Rom“ von herorragendster Bedeutung wurde, ist in Dahns Darstellung von echt künstlerisch-historischer Wirkung. —

Wenn oben die Offenheit und Klarheit der Vortragsweise gerühmt wurde, so ist damit nicht gesagt, daß nicht auch hier wie in jedem guten Buche noch gar sehr viel zwischen den Zeilen zu lesen ist — für den richtigen Leser nämlich. Es sind das Dinge, die dem Andern schwer klar zu machen sind, wenn sie von der Masse nicht mißverstanden werden sollen, und die der tiefer Blickende doch erkennt, auch ohne daß sie besonders ausgesprochen werden. Ab und zu rührt Dahn an solche Dinge in einer kurzen Anmerkung; mitunter klingt es aus dem Buche wie ein Seufzer, der mit Goethe fragt: was weiß denn ein Mensch vom andern!

Durch das ganze Buch aber weht von der ersten bis zur letzten Zeile der glühende deutsche Patriotismus, die „national-heldenhafte Begeisterung“, die nach des Dichters eigenem Anspruch vielleicht der tiefste Grundzug seines Wesens ist. —

Dieser Begeisterung begegnen wir in erhöhtem Maße in der unter dem Subertitel „Vaterland“ zusammengestellten Sammlung patriotischer Gesänge. Seit Geibels „Heroldsrufen“ sind so volltönende Weisen nicht mehr angestimmt worden. Vollendet in der Form, packend im Ausdruck, übertreffen sie Geibel an Kraft und Fülle der Empfindung, an Mannigfaltigkeit des Stoffes. Von ganz besonderer Innigkeit sind die den Kaisern Wilhelm I. und Friedrich gewidmeten Gedichte; mit tiefer Wehmuth erfüllten uns die kurzen, ergreifenden Strophen „Schloß Hohenschwanstein“.

In der größeren Sammlung von Gedichten, die vor uns liegt, begegnen wir vielen guten alten Bekannten, aber auch manchem schönen Neuen. In der Ballade und Romanze hat Felix Dahn neben Theodor Fontane gegenwärtig in Deutschland wohl kaum einen Ebenbürtigen. Wie ein purpurnes Prachtgewand um herrliche Glieder schlingen sich seine meisterhaften, formvollendeten Verse um den bedeutenden, jederzeit echt poetischen Inhalt. Und daß es Dahn versteht, auch ganz moderne Stoffe in echtem Balladenstyl zu befangen, beweist sein Lied vom „treuen Gordon.“ Unter den vielen neuen lyrischen Gaben sei besonders das Lied „Vom Nicht-akt-werden-können“ hervorgehoben, eine wahre Perle unserer gesammten modernen Lyrik.

Zum ersten Male wird uns in diesem Bande eine größere Anzahl von Gedichten Therese Dahns vorgeführt, in denen sich ein ungewöhnliches Talent kund giebt. Therese Dahn ist eine geborene Droste-Hülshoff, und die große Amette, Deutschlands bedeutendste Dichterin, ja vielleicht die größte Dichterin der modernen Welt, darf sich ihrer Namensschwester nicht schämen. In den Balladen schließt sich Therese in Vortragsweise und Wahl der Stoffe vielfach ihrem Manne an, ohne doch ihre Selbständigkeit einzubüßen. Therese ist phantastischer und weniger anschaulich als ihr Mann, findet aber meist den richtigen Balladenton. Vollkommen selbständig tritt uns Therese dagegen in ihren lyrischen Gedichten und landschaftlichen Stimmungsbildern entgegen. Ihre Liebeslyrik ist von einer Gluth und Tiefe der Empfindung, wie wir sie nur bei Vollblutlyrikern finden. Bei aller Leidenschaftlichkeit ihrer Gefühlsausbrüche wird sie aber niemals die Schranken edler Weiblichkeit und künstlerischer Mäßigung überschreiten. Wahr und innig, wie diese Lieder von Herzen kommen, müssen sie auch zu Herzen gehen. Das alte Thema von Liebes Lust und Leid ist der beste Probstein für ein wirkliches Talent, und hierin hat sich Therese als echt erwiesen. Wunderbar stimmungsvoll sind ihre Haidebilder, in ihnen tritt sie dicht an ihre große Vorgängerin Amette heran; originell und höchst wirkungsvoll sind auch die „Lieder eines Kauzes.“ Der erste Schritt in die große Oeffentlichkeit ist gethan: wir hoffen Frau Therese recht bald wieder zu begegnen.

e.

Bibliographische Notizen.

Geschichte des Orients und Griechenlands im sechsten Jahrhundert v. Chr. (Allgemeine Geschichte des Alterthums. 3. Band). Von Heinrich Welzhofer. Berlin, Verlag von Oswald Seehagen.

Das Urtheil, das der zweite Theil (Geschichte des griechischen Volkes bis Solon) herausgefordert hatte, muß auch über den vorliegenden Band ausgesprochen werden: daß nämlich seine Lektüre geeignet ist, eher Schaden als Nutzen zu stiften, besonders unter dem großen, nicht streng wissenschaftlich gebildeten Publikum, für welches das Werk bestimmt ist. Nicht die sicheren Ergebnisse der neuesten Forschung werden vorgeführt, sondern sehr häufig werden rein subjektive, durchaus ansehbare Anschauungen des Verfassers entwickelt und der Geschichtserzählung zu Grunde gelegt. Die ganze erste Hälfte, die Geschichte des Orients, durchzieht eine bis zum Aeußersten getriebene Gegenüberstellung der Indogermanen einerseits, der Semiten und Hamiten andererseits; dadurch erfahren die verschiedenen semitischen und hamitischen Völker manchen ungerechten Vorwurf,

während das günstige Vorurtheil für die Perser als Indogermanen sich bis dahin versteigt, daß die Grausamkeit des Kambyses als „teutonischer Furor“ entschuldigt wird. Der Ruhm des Kynos soll nicht geschmälert werden; aber die Verherrlichung desselben durch Welzhofer, der die Eutopädie Xenophons, einen politischen Roman, als glaubwürdige historische Quelle verworther, geht doch zu weit. Eigenthümlich ist ferner, daß Welzhofer hier die Glaubwürdigkeit Herodots so hoch veranschlagt, obwohl er an anderem Orte seinen Angaben, wenigstens für die Perserkriege, skeptisch genug entgegentritt.

Für die athenische Geschichte im 6. Jahrhundert kommt jetzt auch die neugefundene aristotelische Schrift vom Staate der Athener in Betracht; der Verfasser hat sich mit ihr auf die bequemste Weise abgefunden, indem er sie für unaristotelisch erklärt und daher sich besorgt glaubt, sie ganz bei Seite zu lassen; er giebt sogar dem Zweifel an ihrer Herkunft aus dem klassischen Alterthum Raum. Man mag die Schrift dem Aristoteles absprechen, ihre Abfassung in der überlieferten Gestalt einer späteren Zeit des

griechischen Alterthums zuweisen, man mag ihre Zeugnisse für noch so unzuverlässig halten, immerhin mußte sie in gleichem Grade wie die übrigen Quellen, z. B. Plutarch, herangezogen werden. Wobin die fast vollständige Vernachlässigung der Schrift vom Staate der Athener geführt hat, zeigt namentlich die Geschichte der Peisistratiden, für welche sie eine Reihe guter Nachrichten bietet. — Besonderer Beachtung in geographischer Hinsicht sei noch der Satz (S. 273) empfohlen: „Nur auf der Westseite, wo sich das Land verflachte und die Berührung mit Argos einigen Verkehr hervorrief, besaß Arkadien ein paar größere Städte: Orchomenos, Mantinea, Tegea.“

Daß übrigens die Darstellung selbst stets klar und anregend geschrieben ist, soll nicht verschwiegen werden; einzelne Partien, wie die über die jüdischen Könige und über Perland von Korinth, sind recht anerkennenswerth. sb.

Rußland und England einem russischen Angriff auf Britisch-Indien gegenüber. Von Rogalla von Dieberstein. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A. G. (vorm. J. F. Richter).

Daß das Zarenreich unentwegt das Ziel verfolgt, in dem weiten Länbergebiet östlich des kaspischen Meeres in der Richtung auf Indien nicht allein seine Fühlhörner auszustrecken, sondern auch befigergreifend vorzugehen, hat sein ganzes Verfahren im Laufe der letzten Jahrzehnte bewiesen. Mit großem Geschick hat Rußland es verstanden, die Colonisation und Assimilirung, oder vielmehr die Aufsaugung aller derjenigen Völkerchaften zu erreichen, welche ihm auf diesem Wege begegneten und von ihm unterworfen worden waren. Unaufhaltsam — so scheint es — rückt der nordische Colos stets weiter in südlicher und südöstlicher Richtung vor, um die Ausbreitung des eigenen Gebiets zu erweitern.

Es kann nicht lange Zeit mehr dauern, bis Rußland auf diesem seinem Vordringen in das Gehege eines anderen Großstaates gelangt, welcher sich schon seit vielen Jahren in den Besitz von Indien gesetzt und trotz der letzten starken Empörung von 1857 (des Sepoy-Aufstandes) dort zu behaupten verstanden hat, nämlich Englands. Nicht umsonst hat die Königin Victoria von England vor einigen Jahren den weiteren Titel einer „Kaiserin von Indien“ angenommen; es beweist diese Thatsache den

hohen Werth, welchen Großbritannien auf den Besitz von Britisch-Indien legt, den es unter allen Umständen zu behaupten suchen wird. Wenn also dereinst Rußland in seinem unausgesetzten Vordringen in Central-Asien weiter, als England dies gestatten zu können vermeint, um sich zu greifen suchen wird, dann muß es in jener Gegend zu einem furchtbaren Zusammenstoß kommen, der in ähnlicher Weise über die Hegemonie beider Großstaaten in Asien entscheidet, wie die Frage im Jahre 1866 zwischen Preußen und Oesterreich in Bezug auf die Oberherrschaft in Deutschland zur Entscheidung gebracht worden ist.

Der Verfasser der vorliegenden kleinen, aber sehr lesenswerthen Schrift, Herr Oberstlieutenant Rogalla von Dieberstein in Breslau, ist durch frühere Studienarbeiten auf manchen Gebieten längst vorthellhaft bekannt. Er giebt nun in derselben auf 51 Druckseiten ein sehr klares und anschauliches Bild der Verhältnisse, wie sie sich jetzt in Central-Asien zwischen Rußland und Englisch-Indien gestaltet haben; er zeigt vornehmlich, wie das Zarenreich bemüht gewesen ist, ein Festsetzen auf der dem Kaschgar-Tan-Gebirge südwestlich vorgelagerten Hochfläche und damit den Gewinn gesicherter Debouchéen gegen das wichtige Gebiet von Kaschgar — der Hauptstadt der Provinz Ost-Turkestan — zu erreichen. Abzuwarten bleibt freilich, wie sich solchen Bestrebungen gegenüber neben England auch das in seinen Interessen hierdurch nahe berührte China verhalten wird.

Die Bedeutung der ganzen Frage ergibt sich klar aus dem sehr wichtigen Schlusssatz des Verf.:

„Der künftige Krieg Rußlands mit England um Indien aber wird ein Kampf um die erste Machtstellung der Welt und um die Herrschaft in Asien sein und daher das Interesse aller Völker und Staaten der alten Welt beanspruchen.“ G. Z.

Die socialistische Bewegung in Europa. Ihre Träger und ihre Ideen. Von L. de Wyzewa. Deutsch von Dr. Hans Altona. Verlag von Otto Salle, Braunschweig.

Bei keiner anderen politischen Partei üben die Führer einen so starken persönlichen Einfluß aus, wie bei der socialistischen. Je weniger die Menge zur Unterscheidung zwischen den verschiedenen socialistischen Theorien geneigt ist, um so wichtiger werden die Gedanken der Führer für die Beurtheilung der von ihnen ge-

leiteten Bewegung. Von dieser Erwägung ausgehend, führt uns der Verfasser in einer Reihe flott hingeworfener Skizzen die einzelnen Parteihäupter in Frankreich und Deutschland, Belgien und England vor. Er zeichnet mit einer wohlwollenden Unparteilichkeit, welche die Lektüre angenehm macht und uns die nur in der Entfernung unheimlich Erscheinenden menschlich näher bringt. F.

Kampf um's Dasein und Association. Von Dr. Mag. Freiherr von Wimpffen. Wien, Carl Konegen.

Um von diesem Buche das Beste vorweg zu sagen: es liest sich, als ob es von einem gutherzigen Optimisten geschrieben sei. Derselbe erhofft den Fortschritt der Menschheit ausschließlich vom hilfsbereiten Zusammenschluß der Gesamtheit; dagegen erklärt er dem Kampf um's Dasein seinerseits den Krieg.

Aber seinen Ausführungen fehlt sowohl wissenschaftliche Tiefe wie überzeugende Kraft. Freilich würde ein Kampf um's Dasein in übertriebener Schärfe Raub und Selbstsucht grobzeichnen; aber wenn uns das Prinzip der Association allein selig machen sollte, würde ein Volk von Schwächlingen entstehen. Man darf eben kein Prinzip überreiben. Hilfsbereitschaft und Wettbewerb, jedes an der richtigen Stelle, sind beide nöthig, um die Menschheit zu fördern. F.

Gottesdienstliche Vorträge in der Schlosskirche zu Karlsruhe gehalten von Achelis, Wassermann, Gremer, Hauck, Haupt, Herrmann, Raftan, Remme, Sell, Weithrecht. Freiburg i. B.

Es ist ein unbefristetenes Verdienst, welches sich die überaus rührige Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) mit der Herausgabe dieses Buches erworben hat. Die vorliegende Sammlung hat es nicht mit schulgerechten Predigten zu thun, sondern mit freierer Behandlung einer Reihe religiöser, sozialer, christlich-apologetischer Probleme, die sie unter dem Dichte des Evangeliums in weitherziger Denkart und nach Stil und Gehaltengang besonders für Gebildete anziehender Methode zu lösen mittheilen will. Für die Gebiegenheit des Gebotenen bürgen außer der Verlagsfirma besonders Namen wie Haupt, Achelis, Raftan, Gremer, Wassermann, und daß theologisch so divergirende Naturen wie die der zwei letztgenannten an einem Werk

sich betheiligen, zeigt dessen Ernst und Werth. Dem Großherzog von Baden, dem diese „Vorträge“ ihre Entstehung wie Veröffentlichung verdanken, ist das Werk gewidmet, in welchem sich nach unserer Wahrnehmung besonders fruchtbar auszeichnen dürften: Haupts Ansprache über Matth. 6, 10 („Das Reich Gottes als höchstes Gut“), Herrmanns „Das Christenthum und der geistige Fortschritt der Menschheit“ (Hebr. 13,8) und Gremer's an Röm. 5, 20, 21 angegeschlossene Ausführungen über den „modernen Pessimismus und die christl. Lehre von der Sünde“. — Das Buch ist lesbar, die für eine feinere moderne Apologetik des Christenthums ein Herz haben, namentlich Gebildeten warm zu empfehlen. M-1.

Die Entwicklung der Menschen im Lichte christlich-rationaler Weltanschauung. Von C. Andresen. 2. Aufl. Hamburg, J. F. Richter's Verlagsanstalt.

Auf 222 S. 80 sucht der Verfasser vom Standpunkte eines regenerierten Nationalismus eine Art religions-philosophisches System zu entwickeln, welches auf die sechs Capitel „Weltanschauungen, Entstehung des Menschen, Menschlicher Wille, Religion, Soziale Entwicklung und Geschichte der Völker“ aufgebaut ist. Mägende Form und vielerlei geistreiche Pointen machen die Lectüre des Buches anziehend. Indes leidet dasselbe andererseits an mancherlei Kühnheit des Subjectivismus. M-1.

Ueber den christl. Glauben. Vorträge. Von Th. Jech († Propst und Pastor in Kiel). Freib. i. B. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Eine praktisch-theologische Arbeit aus der Ritschl'schen Schule. Wärme ohne dogmatisches Pathos und lebendige Ergriffenheit von der Fruchtbarkeit seines Systems zeichnet dieses nach dem Tode des in Kiel gern gehörten, am 12. December 1891 gestorbenen Predigers von Dr. Friedr. Ritschl herausgegebene Werk aus. Es wird dasselbe namentlich in der Heimatsprovinz des Verfassers willkommen heißen werden. M-1.

Italienischer Salat. Allerlei Selteres aus dem Land der Citronen. Aufgetischt von Oskar Justinus. Berlin, Richard Wilhelm.

Ein neuer Italienführer, aber auch wirklich neu! Was ihn von den vielen anderen Italienführern auszeichnet, ist das

Subjective und Humoristische. Justinus plaudert harmlos wie ein guter Mensch, der an Allem, was er sieht, Freude hat, ohne daß er darum das Unterscheidungsvermögen für Groß und Klein, für Bedeutend und Unbedeutend verliert. Man hört es ihm an, daß Mittheilbarkeit seine Natur ist, aber was er zu erzählen hat, ist interessant, und die Art, in der er erzählt, ist anmuthig. Die vielen Italienfahrer Deutschlands, die alljährlich in das Land unserer Sehnsucht ziehen, können eine bessere Lectüre kaum mitnehmen. Justinus' „Italienischer Salat“ ist eine angenehme Ergänzung jedes Wädelers. rl.

Romeo und Julia am Pregel. Von Rudolf v. Gottschall. Roman. Leipzig. Carl Reißner.

Rudolf v. Gottschall, ein Altmeister der deutschen Literatur, erinnert in dem uns vorliegenden Roman an seine besten Zeiten. Auf kräftig gehaltenem, durch frappante Zeichnung treu wiedergegebenem localen Hintergrunde entwickelt sich die durchweg hoch interessante Handlung zu epischen Höhen ergreifender Gewalt und hinreißender Innerlichkeit. Dem Hintergrunde entsprechend, tragen auch die Menschen, die wir sich bewegen, sich lieben und halten, sich helfen und sich vernichten sehen, deutlich charakteristische Merkmale: Land und Leute Ostpreußens werden vor uns lebendig! — Wie dort die politische und sociale Bewegung der vierziger Jahre unseres Jahrhunderts sich zugetragen, welchen Einfluß sie auf die Geschichte der Einzelnen geübt, — das giebt der Handlung ihre Hauptimpulse, und außerdem ist es das Kleinmenschliche, dessen Motive unabhängig sind von Zeit und vom Raum, das hier erschütternd und erhebend sich äußert. Gottschall hat uns ein Buch geschaffen, dem wir für Denken und Empfinden reichste Anregung verdanken, das, ohne modern realistisch zu sein, uns doch darthun will, wie die Wirklichkeit nicht ein Schächerpiel, von Genien geführt, ist, sondern ein ernstes Ringen, das häufig genug Dämonen bedrohen, erfordert. Aber es ist ein Dichter, der uns erzählt, und so liegt der Poesie verklärender Schimmer über Allem. A. W.

Maroth. — Mentha. Von Wilh. Jensen. Zwei Novellen aus dem deutschen Mittelalter. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vormals S. Schottlaender.

Die beiden Novellen aus dem Mittelalter „Maroth“ und „Mentha“ sind echter Jensen! In verschiedenen seiner Romane und Novellen hat der Dichter sich als Kenner des Mittelalters offenbart; wie er dann die Stimmung der Zeit in Einklang zu bringen weiß mit dem Schicksal seiner Menschen, und wie von überallher uns hierbei die vollsten Herzensaccorde widerklingen, das ist das Geheimniß seiner dichterischen Kraft. Zu der ersten Novelle „Maroth“ bemerkt Jensen: „An dieser geschichtlichen Begebenheit hat die Dichtung kaum da und dort einen leisen Zug hinzugefügt“, und wirklich weist er durch Citate aus alten Chroniken das Historische der Gesamthandlung nach. Aber diese leisen Züge „da und dort“ geben dem Skelett erst Blut, und dieses Blut kreist rasch und feurig, und in der Seele regen sich die Leidenschaften in berückendstem Rhythmus, und so ist die historische Begebenheit zu einer Vollschöpfung künstlerischer Phantasie geworden. Auch in „Mentha“ ist das Historische treu gewahrt. Die düsteren, schaurigen Bilder von der Ausstoßung aus dem Ritterstande und von den „Leoprosen-Gehöften“ sind, gleich allen Details der Handlung, authentisch der „guten alten Zeit“ entnommen; dazwischen jedoch wird das hohe Lied von der Frauen-Liebe und -Treue so tonreich, mit so ergreifendem Klang angestimmt, daß wir diese Novelle zu den gelungensten novellistischen Dichtungen Jensens zählen. A. W.

Ein Kind. Novelle von Ida von-Ed. Leipzig, Verlag von Karl Reißner.

Die feinsinnige Verfasserin behandelt in dieser Novelle ein tiefes seelisches Problem. Mit zarter und doch sicherer Hand entschleiert sie das Geheimniß eines Ehebundes, an dem wir im wirklichen Leben achlos vorüberzugehen pflegen. Mit allen Mitteln ihrer vornehmen Erzählerkunst, mit dem poetischen Hauch, der ihrer fließenden Darstellung eigen ist, verbindet sich eine innere Wahrhaftigkeit, die mit den Baufirstücken unserer Modernsten nichts gemein haben will, die aber auf jedes unbefangene und gesunde Herz rührend und ergreifend wirken muß. — t.

‘S Buch vom Klapperstorch. Von Edwin Vörmann. Mit Bildern geschmückt von Georg Schöbel. Leipzig, A. Fischer.

Ein dankbareres Thema hätte Vörmann kaum wählen können, und er hat es vor-

trefflich verstanden, ihm alle humoristischen Seiten abzugewinnen. Das Eingreifen des einerseits beliebten, wie andererseits gefürchteten ehrwürdigen Vogels — auch sein mitunter schmerzlich behauertes Nichteingreifen in das menschliche Leben wird hier in erschöpfender Weise in ergötzlichen Versen geschildert. Georg Schöbel hat deren Wirkung durch hübsche, humorvolle Zeichnungen noch gesteigert.

An dem geschmackvoll ausgestatteten Büchlein wird Jedermann seine Freunde haben — besonders verständniß- und liebevolle Würdigung wird es natürlich bei jungen Eheleuten finden. O. W.

Geschichten aus Tirol, von Carl Wolf. Mit einem Vorwort von P. R. Rosegger. Innsbruck, A. Edlingers Verlag.

Die Rose der Sewi. Eine ziemlich wahre Geschichte aus Tirol von Ludwig Steub. Mit Illustrationen von Hugo Engl. Stuttgart, Verlag von Adolf Bönz & Comp.

In seinem Vorwort zu Carl Wolfs „Geschichten aus Tirol“ sagt Rosegger: „Ich wäre stolz darauf, sie geschrieben zu haben.“ Einer andern Empfehlung bedarf es nicht.

Die „ziemlich wahre Geschichte“, die Ludwig Steub uns erzählt, ist frisch und lebendig wie alle Werke dieses lebenswürdigen und hochbegabten Schriftstellers, der für die Eigentümlichkeiten seiner Landsleute das beste Auge und das feinste Ohr besitzt. Man freut sich aufrichtig der Lectüre. Die Ausstattung ist ungewöhnlich reizvoll. Die kleinen Bildchen von Hugo Engl sind überaus anmuthig und meisterlich reproducirt. Sie sind ein wirklicher Schmuck des sehr hübschen Bandes. —a—

Und doch — abergläubisch. Von H. v. Fels. E. Piersons Verlag. Dresden und Leipzig.

Der Verfasser gebietet über eine reiche, schwungvolle Phantasie, die uns bunte fesselnde Bilder in Fülle schauen läßt; dann aber versteht er es auch trefflich, diese Bilderwelt mit einer gesunden Realist zu verquickern und das Alles mit ungehörlicher Sprachgewandtheit zu schillern und zu bereichern. Aber gerade jene Gewandtheit verleitet den Autor, auf die Correctheit und Klarheit seines Stiles zu wenig zu achten: ein Uebelstand, der entschieden auch dem dichte-

rischen Werthe des interessanten Romanes Abbruch thut. A. W.

Lachende Lieder von Richard Schmidt-Cabanis. Berlin, H. Pöls Verlag.

Richard Schmidt-Cabanis hat den echten journalistischen Sinn, empfängliches Auge und Ohr für das, was der Tag bringt, und dazu eine außerordentliche Formgewandtheit, eine Leichtigkeit, einen Reichtum in der Eigenart der Reime, die bereichenswerth sind. In den „Lachenden Liedern“ herrscht durchweg eine vergnügte Anschauung. Ueberall sind lustige Einfälle eingestreut. Es fehlt auch nicht an derben Seitenhieben. In unsern traurigen Tagen kommen die „Lachenden Lieder“ just gelegen. —a.

Die Stunde kommt! Eine Erzählung von Georg Bornmann. Berlin, Gebrüder Paetel.

Die gut geschriebene Erzählung behandelt den novellistisch oft schon bearbeiteten Conflict, daß eine künstlerische Begabung sich schwer in den stillen Frieden einer bescheidenen bürgerlichen Existenz einzwängen läßt, sondern nach Bethätigung drängt. Der Verfasser gelangt zu einem sehr ver söhnlichen Schlusse: nachdem die junge Frau, um die es sich handelt, draußen in der Welt das herauschende Gefühl des Erfolges kennen gelernt, sich aber auch an den Dornen wund geritzt hat, fühlt sie sich glücklich, von dem Gatten wieder aufgenommen zu werden unter dem schützenden Dache seines Hauses; voll Demuth lernt sie jetzt den Werth des heimischen Herdes und dessen geräuschloses Glück schätzen, und in der Liebe der Ihri gen findet sie all das, was der Ruhm ihr nicht gewähren konnte. —mz. —

Parabeln, Märchen und Gedichte von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.

Ein kleines Bändchen voll köstlicher Poesie. Wo man aufschlägt, überall, überall, in den kleinen Prosaerzählungen wie in den Gedichten pulst das Leben eines echten Dichtergeistes. Wahrlich, seit Amette von Drostens Tode hat in Deutschland keine Frau so tiefe und hohe Töne anzuschlagen gekruht, wie Marie von Ebner-Eschenbach. Könne ihr das Schicksal noch ein langes Leben, denn ihre poetische Quelle erscheint schier uner schöpflich. K. J.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Aus fremden Zungen. Eine Halb-Monatschrift. Herausg. von Joseph Kürschner. 1893 Heft 1. 2. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Becker, K., Die Volksunterhaltung vom social-politischen Standpunkte. Erstes — Erlangtes — Erwünschtes. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft.

Basedow, H. v., Ein Modell. Künstler-Novelle. Leipzig, G. A. Müller & Co.

Bibliothek der Gesamtliteratur. No. 641—653. Halle, O. Hendel.

Blüthen ausländischer Lyrik. Uebertragen von Helwig Jahn. Berlin, Bibliogr. Bureau.

Bolsiglebert, E., Weltuntergang. Ein Roman aus dem 20. Jahrhundert. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Brenner, J. Freiherr v., Besuch bei den Kannibalen Sumatras. Erste Durchquerung der unabhängigen Batakländer. Würzburg, L. Voel.

Brockhaus' Konversations-Lexikon. Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage. In sechzehn Bänden. Fünfter Band. Deutsche Legion — Elektrodiagnostik. Mit 56 Tafeln, darunter 6 Chromotafeln, 22 Karten und Pläne, und 238 Textabbildungen. Leipzig, Berlin und Wien F. A. Brockhaus.

Bruno, Giordano Dialoge vom Unendlichen, dem All und den Welten. Uebers. u. mit Anmerkungen versehen von Dr. L. Kühlenbeck. Berlin, H. Lüttenbier.

Correspondenz, stenographische. Herausg. von Jähne u. Zwierzina. I. Jahrg. No. 1. Wiener Stenogr. Verlag.

Daffner, Fr., Geschichte des Klosters Benediktbeuern (740—1803) mit Berücksichtigung der allgem. Geschichte und handschriftlichen Literatur. München, Literar.-Institut Dr. M. Huttler, Conrad Fischer.

Ehrlich, A., Berühmte Geiger der Vergangenheit und Gegenwart. Eine Sammlung von 87 Biographien und Portraits. Leipzig, A. H. Payne.

Eichholz, K., Lateinische Citate mit deutscher Uebersetzung. Hamburg, B. S. Berendsohn.

Falke, J. v., Geschichte des Geschmacks im Mittelalter und andere Studien auf dem Gebiete von Kunst und Kultur. Berlin, Allg. Verein für Deutsche Literatur.

Führer, illustrirter Deutsch-Englischer nach Chicago und zur Weltausstellung. Leipzig, A. Twistmeyer.

Grimm, Gebrüder, Kinder- und Hausmärchen. Illustr. von P. Grot Johann. Lieferung 1. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Gutzke, J., Der Verbildungs-Spiegel. Untersuchungen über unsere moralischen Krankheiten. Eine Vorschule der Wiedergeburt. Grossenhain, Baumert & Ronge.

Höcker, P. O., Dem Glücke nach. Berliner Roman. Berlin, E. Eckstein Nachf.

Jacobsen, Fr., Kurze Anleitung zur Tempera- u. Pastelltechnik, Gobelin- u. Fächermalerei

(einschliesslich der Malerei auf Seide), sowie zum Uebermalen von Photographien. Stuttgart, P. Neff.

Klopfer, C. E., Zwei Dichter. Leipzig, C. Reisner.

Kunowski, A. v. u. F. v. Kunowski, Lehrgang der deutschen Karschrift. I. Theil. Lehr-u. Verkehrsschrift. Berlin, J. Klinkhardt.

Lechler, P., Wohlfahrts-Einrichtungen über ganz Deutschland durch gemeinnützige Actien-Gesellschaften. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Maschek, Fr., Reichenberg und der Jeschkenleergau. Ein illustr. Erinnerungs-Buch für Einheimische und Fremde. Reichenberg, R. Gerzabek & Co.

Pettenkofer, M. v., Ueber Cholera mit Berücksichtigung der jüngsten Choleraepidemie in Hamburg. München, J. F. Lehmann.

Poschinger, H. v., Lieder der Waldfräule. München, Dr. E. Albert & Co.

Reform, ostdeutsche. Blätter zur Förderung der Humanität. II. Jahrg. No. 1. 2. Königsberg, Braun & Weber.

Repetitionshefte, mathematische im Anschluss an die neuen Lehrpläne höherer Unterrichtsanstalten, herausg. von Sonne und Sängler. Heft 1. II. Marburg, O. Ehrhardt.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausg. von Rud. Virchow u. Fr. von Holtzendorff. N. Folge. Heft 157, 158, 160, 161, 164. Hamburg, Verlags-Anst. u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter.)

Samuel, S., Provenzalische Tage und Spanische Nächte. Minden, J. C. C. Brun.

Schneideck, G. H., Berliner Träumereien. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchh.

Sittenberger, H., Die Wahrheit auf der Bühne. Eine Studie. Wien, A. Bauer.

Stern, M. R. v., Matigold. Neue Dichtungen. Zürich, „Stern's literar. Bulletin d. Schweiz.“

Strindberg, A., Dramen. I. Gläubiger. Berlin, Bibliogr.-Bureau.

Trislin, A., Auf märkischer Erde. Minden, J. C. C. Brun.

Vogelgesang, Emanuel. Zur Frage der Erziehung unserer „höheren Töchter“ unter Benutzung des Kindergartens. Bielefeld, A. Helmich.

Welnschachtbuch, Hamburger. Mit 140 Bildern. Hamburg, O. Meissner.

Wiedererzählung der Altindianischen Feder-Kunst zur 400jähr. Jubelfeier der Entdeckung Amerikas auf der Weltausstellung in Chicago 1893.

Wolffberg, Dr., Buchstaben-, Zahlen- und Bildertafeln zur Sehschärfe-Prüfung nebst einer Abhandlung über die Sehschärfe. Breslau, Preuss & Jünger.

Ziemssen, L., Leben Christi. Zwanzig Bilder nach Gemälden berühmter Meister. Mit einem Präludium und zwanzig Liedern. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schleifische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt normals S. Schottlaender, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1893^{er} Frische Füllung. 1893^{er}.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . 53²⁰ R
Mühlbrunn . 40 .
Schlossbrunn 41⁸ .
Thermebrunn 47¹ .
Kochbrunn . 47³ .
Marktbrunn . 34⁵ .
Felsenquelle . 47 .
Kaiser-Karl-Qu. 33⁴ .
Kaiserbrunn . 39¹ .

— ♦ —

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

**Quellen-
Producte**

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisiert.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

— ♦ —

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad 1/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseelsche Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLensaures MINERAL-WASSER.

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen an Flaschen und
Krügen:—

15,822,000 in 1889,

17,670,000 „ 1890.

*“Die Beliebtheit des Apollinaris-
Wassers ist begründet durch den
tadellosen Character desselben.”*

THE TIMES, 20. September 1890.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.

Aord und öüd.
Eine deutsche Monatsschrift.
herausgegeben
Oaul Lindau.
vierundsechzigster Vand.
Paul w»!!»», Hleanoi» vuse, Ullhni 2ull!i»>>n.

Wre^lau
schlesische Vnchdtuckerei, tlnnst« und 0ellag5»Ansi<>It
vormals 3. schottlaende».

Inhalt des 6H. Bandes.
Mnuar. — Februar. — März.
1,893. <»
«Lmil Vohn in Vreslau.
Arthur Zullivan 222
Georg Vuß in Verlin.
Paul Wallot und das Reichstagshans yy
Th. Ebner in Stuttgart
Georg Ijerwegh. Ein Dichter der Freiheit. Line literarische 3t,z;e. 575
Georg Engel in Verlin.
Das Hungerdorf. Novelle 2??
Albert von Forst in Dresden.
Die Vedeutung Velforts Ziiddeutschland gegenüber 5KK
R. Grazer in Temesvar.
«Line commnnistische Lolonie 22?
f>aul habe! in Vreslau.
Wanderungen antiker Denkmäler 2^0
Wilhelm Jensen in München.
Aus der „vergessenen Zeil.“ Novelle > I5?
til^ von Aretschman in Verlin.
Die ethische Vewegung in Deutschland I»e
Kllro laßwitz in Gotha.
Naternothwendigkeit und ihre Grenzen »2
Paul lindau in Dresden.
Friedrich Zpielhagens Gedichte N 5
schlag neun 2qs
ss4«424

Inhalt des 64. Vandes,
 Taura ^Narholni in Friedrichshagen-Verlin.
 Eleonora Düse Is?
 Valerie Ntatthes in Zchweidnitz.
 Piemont, historische Vde von Giosu^ Larducci. In deutscher
 Nachdichtung 2Kl
 Robert prölß in Dresden.
 Die französische Armee beim Ausbruch der französischen Revolution, 205
 «Ldmond Roisset in Verlin.
 Das „Doppel'Ich" in der neuesten französischen Literatur 228
 Friedrich öpielhagen in Verlin.
 lcidgenossen m
 Alfred 5tern in Zürich,
 Talleyrands Memoiren 8 l
 Robert Waldmüller (Ld. Vuboc) in Dresden,
 Der Uiischlern.Vberst 282
 U. wernicke in tzalle a. 5.
 Die Heilsarmee ^ 2»
 F. A. von Winterfeld in Stuttgart.
 Christian wolff i» seinem verhältnis zu Friedrich Wilhelm I, und
 Friedrich dem Großen 224
 Eugen Wolfs in Riel.
 Vliese von Heinrich Heine an Heinrich laude 22
 Bibliographie l???. 2e^. 404
 Vibliographische Notizen 1,22. 2?o, Hlly
 Mit drn Portrait? von:
 Paul Wallot, radirt von Johann lindner in München; Leonora vuse,
 radirt von f>rof. Wilhelm Urauskopf in Harlsruhe; Arthur Lullivan,
 radirt von Johann lindner in München,

Januar Z8Y3.

Inhalt.

5,!,„

Wilhelm Jensen in München.

Aus der „vergessenen Zeil.“ Novelle <

Eugen wolff in Riel.

Vriefe von Heinrich Heine an Heinrich taube 23

Rurd taßwitz in Gotha.

Naturnotwendigkeit und ihre Grenzen 52

Alfred Ttern in Zürich.

Talleyrands Memoiren 8 ^

Georg Büß in Verlin.

Paul willlot und das Reichstagshaus 99

Friedrich öpielhagen in Verlin.

leidgenossen ^ <

j)aul tindau in Dresden.

Friedrich Spielhagens Gedichte ^5

R. tvernicke in Halle a. 5.

Die Heilsarmee f2H

Vibliographie ^2?

Aln»I> Vöcklin, <Mit Illuftiattonen.) — Del UmeiZang,

Vlbliographische Notizen ^l.23

Hierzu ein Portrait: Paul Wallot.

Radirung von Johann lindner in München.

,n»l« nnd öld' «rlchelnt »m Anfang je!»5 Monat» in heften m!t je »in« Aunstbetlag».

— pl,i» pl« aZnaitol (2 Heft«) 6 M«5.

All« Vnchhonolnngen »nd p«i>nnft»!t«n nehmen jederzeit Vestellnngen »n.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Mord und Süd" be>

züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu

richten an die

Redaction von „Oord und Süd" Breslau.

Siebenhufenerstr. 2/2.

Aus der „vergessenen Zeil.“

Novelle

Wilhelm Densen. .- - :--.'-,-. .

— München, —

>in Erdenfleck, den die Natur wie wenig andere zur Menschen-
wohnstatt, zur Anlage einer Stadt geschaffen.

Der Wanderer kommt über eintönig öde Hochfläche, auf der
dunkle Nadelholzwälder mit Kornäckern und sumpfigen, schilfbewachsenen Ein-
muldungen wechseln. Auf schattenlosem Weg sticht die Sonne, oder rauher
Wind peitscht, ohne ein Hindernis; zu treffen, Wolken, Regen, Schnee drüberhin.
Das Auge findet keinen erstellenden Anhaltspunkt, als da und dort den frag-
würdigen eines spitzen Dorfkirchthurms, der von kalkweißem Gemäuer nadel-
artig halb über Fichtensäumen des gleichförmig hingestreckten Chiemgaus auf-
steigt. Nur im Süden ragt die langgestreckte Linie der Vor- und Kalkalpen, von
der Benediktenwand im Westeil bis über den Watzmann und Untersberg
im Osten hinaus; etwa sechs Wegstunden sind's an den Fuß der nächst-
belegenen Berge. Aber in der ftrahlenzitternden Luft flachen die vielfältigen
Felsenrücken, Kuppen, Schroffen, Zacken und Zinnen sich ab, verschwimmen
ineinander. Sie bilden nur eine ferne, zerschartete Mauer, wenige erregen
ein Gefühl ihrer Mächtigkeit, der starren Wildniß, die auf ihnen thront.
Da mit einem Schlage verwandelt sich die öde Nähe. Ein tiefklaffender
Durchriß zerspaltet die Hochebene, von einem breiten, gewaltig daherwogenden
Strome durchrollt, dem Inn. Im Gang ungezählter Jahrtausende haben
seine Wasser sich tief und tiefer eingegraben, ihre ursprünglich flachen Ufer
vielfach zu senkrecht aufragenden Steilwänden ausgeschart. Und zwar in be-
sonderem Maße, wild«grotesk, an dieser Stelle.

1*

H Wilhelm Jensen in München.

Handelsschiffahrt stromauf und -ab auf dem Inn; eigenes Stadtrecht und Stadtgericht mit dem Blutbann schloffen eine weitreichende Selbständigkeit ein, und stolz sah das uralte städtische Wappen, ein ausschreitender rother Löwe mit goldener Krone und dreifach gespaltenem Schweif in weißem Schilde, vom Bräuenthor auf die Ankömmlinge aus dem Chiemgau herab.

Im Uebrigen theilte im Gang der Jahrhunderte Wasserburg allgemeine städtische Geschicke, wie seine Bewohner allgemeine Menschennoth. Oefter verheerten große Feuersbrünste die Stadt, der im Frühling hochgeschwollene, wüthend einbrechende Inn riß ab und zu Häuser und ganze Straßen mit sich fort, Kriegsnöthe und langwierige Belagerungen erzeugten im Innern Hungersnoth und Seuchen. Doch so viel an Einzelleben dabei vor der Zeit zu Grunde ging, das Gesamtwesen überdauerte die bösen Tage und Jahre der Drängniß; einem sturmgerüttelten, starken Baume gleich, schlug es seine Wurzeln nur fester in den Boden. Allzeit war die Stadt dem Landesherrn und zumeist auch der Kirche treu ergeben, nur im Beginn der Reformation drang die neue Lehre Martin Luthers da und dort auch in die Bevölkerung Wasserburgs ein, führte Zwiespalt und Unruhen mit sich, die vereinzelt noch bis über den Ausgang des 16. Jahrhunderts fort dauerten. Doch die jederzeit römisch-eifrigen bayrischen Herzöge griffen stets mit äußerster Strenge ein, um die katholische Gläubigkeit in der Stadt zu bewahren. Mehrere Geistliche, die in den Verdacht der Abtrünnigkeit gerathen, wurden feierlich der priesterlichen Würde und Gewandung entkleidet und in weißen Leinenkitteln als Ketzer dem weltlichen Gericht zu peinlicher Leibes- und Lebensstrafe überantwortet; andere entzogen sich dem Scheiterhaufen, Galgen, Rad und Schwert durch rechtzeitige Flucht in protestantisch gewordene Lande. Allein mannigfache Glaubensverfolgung von Pfarrern, Magistern und Bürgern dauerte bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts an, zu welcher Zeit die Brüder von der Gesellschaft Jesu nach Wasserburg, wie überhaupt in die bairischen Lande berufen wurden, um mit erprobten Lüstmitteln jeden ketzerischen Funkenrest zum Nimmerwiederaufglimmen auszutreten. Im Großen und Ganzen aber hatte die lutherische religiöse Brandstiftung den Seelen Wasserburgs nicht mehr an Schaden zugefügt, als eine Feuersbrunst um die Mitte des 15. Jahrhunderts einigen Häusern: der Stadt. Urheberin derselben war eine junge Frauensperson gewesen, wegen ihrer Uebelthat nach Fug und Recht an der Leiter ausgerenkt, mit glühenden Zangen gezwickt, öffentlich gestäupt und dann verbrannt worden, und mit dem Anfang des 17. Jahrhunderts war jeder Einwohner Wasserburgs durch gründliche Belehrung von Seiten seiner neuen Seelsorger aus dem Orden Ignaz von Loyolas zu der heilsamen Erkenntniß gelangt, daß jene wohlverdiente Strafe der Brandstifterin nur eine unerlaubt und ungottgefällig gelinde für solche Verderbtheit sein würde, deren Ruchlosigkeit sich vermäße, einen Buchstabenlaut im Munde der berufenen Verkündiger der päpstlichen Glaubensbotschaft anzuzweifeln.

Aus der „vergessenen Zeil.“ 5

Heute ist Wasserburg in das Eisenbahnnetz unserer Tage eingegittert worden, oder wenigstens führt ein Schienenstrang in einer Entfernung von drei Wertelstunden daran vorüber. Anders als früher liegt die Stadt dadurch mit der Welt umher verbunden, doch nicht zu ihrem Vorthail, denn das neue rasche Verkehrsmittel hat Handel und Wandel in ihr nicht erhöht, sondern sie um vieles stiller und verlassener gemacht. Der Zug braust vorbei, ohne daß jemand seiner Insassen etwas von ihr gewahr nimmt; höchstens steigt ein halbes Dutzend von Leuten an den einsamen Bahnhof aus und wandert ihr, der alten Salzstraße folgend, zu. Niemand aber läuft auf ihr mehr Gefahr, unter Pferde und Räder, oder in Zank und Ungelegenheit mit peitschenknallenden, schimpfenden, trotzigten Fuhrleuten zu gerathen. Das Salz nimmt jetzt andere, schnellere Wege, und alle übrigen Handelswaaren thun das Gleiche. So ist die Straße verödet, wie der Inn, auf dem kaum dann und wann noch ein Marktboot zu einem Nachbarort entlangzieht; nur Holzstöße treiben noch von den Bergen her, der Donau zu, vorüber. Für den Bedarf Anderer hat Wasserburg keine Bedeuwnng, keine Durchgangs- und Lagerstätten mehr, sondern ist ein auf sich selbst beschränktes Stückchen Welt mit einer heutigen Bevölkerung von etwa viertehalb tausend Köpfen, während es zu seiner Blüthezeit wohl das Drei- und Vierfache gezählt, für Vertheidigung und Angriff über ein halbes Tausend wehrhafter Männer in's Feld stellte. Der Segen der großen Erfindungen unserer großen Zeit hat mancher kleineren, einst lebensvoll kräftigen Ortschaft ein recht fragwürdiges Janusgesicht zugedreht. Doch für Denjenigen, der von der Station her ostwärts über den „Köbingerberg“ daherkommt, taucht unter seinen Füßen die Stadt noch immer in gleicher Weise plötzlich und überraschend auf, und anhaltend glaubt er sich um Jahrhunderte zurückversetzt. Sie scheint ganz in eine enge Gebirgsschlucht eingebettet zu liegen, obwohl ihre Umgebung in Wirklichkeit nur unbeträchtliche Erhebungen über das Niveau der weiten Hochfläche aufweist. Aber der Inn hat diese so tiefgründig ausgehöhlt, daß beinah rings um seine Schleife fast senkrechte, unersteigbare Bergwände aufragen, die durch ihre Farbe, Zerklüftung und Zerkerbung eine zweite Täuschung erregen, als bestehe ihre lose Mergel- und Geröllmasse aus hartem Felsgestein. Völlig nackt und kahl, ohne Blatt und Halm umgürten sie den Fluß gleich einer jenseits desselben aufgerichteten riesenhaften Stadtmauer, nur droben, gewissermaßen auf ihrer Plattform, thront hoher, dunkler Laub- und Nadelholzkranz, senkt sich da und dort in eine Einkerbung der Stellwandung tiefer hinein. Das Bild ist so sonderartig, daß ein fremd Davorgestellter nicht ahnen würde, wo in der Welt er sich befinde. Er könnte wähnen, einen phantastisch belegenen Ort im Orient vor sich zu sehen, wenn nicht die Kirchen, die Bauart der Häuser ihn in's Abendland zurückwiesen.

Doch eigentlich weniger nach Deutschland, als über die blauen Berge hin nach Italien, denn man gewahrt auf den ersten Blick, daß die vom letzteren herübergekommene Baukunst hier starken Einfluß geübt. Dicht zu-

8 Wilhelm Jensen in München.

eines Haushaltes gebrachen, den besseren, jungen Männern fehlte der Muth, ihr Herz an Weib und Kind zu hängen, die von unablässiger Gefahr bedroht wurden, und die Verlotterten schafften sich leicht freien Ersatz. Denn zahllos mar die Schaar derer, die vom weiblichen Geschlecht als Troßdimen dem wilden Heerlagerleben zuströmten: Scham und Scheu, Würde, Recht und Redlichkeit hörten sie aus jedem Munde als veraltete Narrheiten gehöhnt, begierig griffen sie nach dein Genuß der Stunde, lebten flüchtig in trunkenem Taumel, gingen unter wie ein Heuschreckenschmarm, dm der Hagelschlag zerschmettert, und tllusendköpsig traten andere an ihre leergewordene Stelle. Was sich aber da und dort an sittig verbliebener weiblicher Jugend im Schutz fester Mauern erhalten, war ein bedrücktes, freudlos verkümmertes Geschlecht. In der Dürftigkeit und Engniß ihres Daseins suchten sie gegen das hilflose Diesseits bei dem Gedanken an ein besseres Jenseits einzigen Trost, füllten vom Morgen bis zum Abend die Kirchen, saßen im traurigen Hausminkel über dem Gebetbuch, zwischen ihren Händen den Rosenkranz abfingernd. Oder wo sich ein junges Gemüth aus unbezwinglich kraftvollem irdischem Lebensdrang gegen die todte Entsagung wehrte, konnte es doch nicht dawider kämpfen, sich nach anderer Richtung in ein dumpfes Brüten zu vergraben und über den Widerspruch seines Gefühls mit dem garstigen und unnatürlichen! Getriebe der Menschen nachzugrübeln.

Schlimmer war von der zweiten Hälfte des endlosen Krieges kaum ein deutsches Land mitgenommen worden, als das bayrische, und in diesem ganz besonders die Gegend um den Inn, den bald dieses, bald jenes der kriegerischen Heere zu vertheidigen und zu überschreiten suchte. Der bayrische Kurfürst Maximilian, das Haupt der Liga, stand als glaubenseifrigster Katholik und rückhaltlosester Beförderer der Ausbreitung des Jesuitenthums unwankbar zur Sache des Habsburgischen Kaisers und machte sein Land dadurch zu einen, Hauptangriffspunkt der protestantischen Heermassen. Fortwährend wechselten die Hauptpersonen auf der schreckuollen Schaubühne. Gustav Adolf und Bernhard von Weimar, Tilly und Wallenstein, Baner und Torstenson traten ab, aber neue füllten die kurze Leere aus, und das große Trauerspiel setzte sich immer blutiger, immer unerbittlicher mordend, brennend, austilgend fort. Es gab keinen Ort mehr, den der Krieg nicht zum mindesten um drei Viertel, oft um vieles mehr, seiner Einwohner beraubt hatte, und je weiter er vorschritt, desto gleichartiger ward es, ob Feind oder Freund, Kaiserliche und Liguisten oder Schweden und Franzosen in ein Dorf, eine Stadt einrückten. Kein Gebot der Parteizugehörigkeit, der Menschlichkeit galt mehr, nur das des Gewinns; jeder entpreßte der verhungernnden Bevölkerung gleicherweise, was sie noch besaß, das letzte Brot, den letzten Trunk. Im Ganzen, wie im Einzelnen war der Schwache die schutzlose Beute des Starken. Gewalt allein herrschte, und die Weigerung des Wehrlosen brachte Marter und Tod. Biwakfeuer und in Flammen lodernde Ortschaften machten die Nächte zu hellen Tag; noch mehr an Furcht flöste der Abzug der Heere ein, als ihr Heran-

Aus der „vergessenen Zeil.“ 9

rücken, denn auf die von ihnen geräumten Plätze ergoß sich der gierige Schwärm der Marodeure, blutdürftige Leichenhyänen nach den räuberischen Wolfsrudeln. Und über die wildeste Rohheit und Habsucht der Männer hinaus ging die Gier, die Grausamkeit und Verthierung der Soldatenweiber und Dirnen, die gleich Schmeißfliegen in ungeheuerlichem Troß von Hunderttausenden, ein Auswurf aller Völker Europas, den großen, kleinen und kleinsten Heerkörpern nachschwirrten, das gesummte deutsche Land überdeckten. Denn gekämpft in Schlachten, Gefechten und Scharmützeln ward unablässig fast überall, und überall riefen die katholischen Priester und evangelischen Prediger den Beistand und Segen des Höchsten für den Sieg ihrer „heiligen Glaubenswasfen“ herab.

Das thaten an jenem Abend auch die Glocken von St. Jakob, oder wenigstens glaubte Regina Edlinger aus ihnen die eifernde Stimme des Stadtpfarrers Johann Wolfgang Knoll zu vernehmen, die bald die Hilfe Gottes und der heiligsten Jungfrau für die Fahnen der Gläubigen anflehe, bald Fluch und Verdammniß auf die Heerschaaren der Ketzer niederbeschwöre. Beides war auch wieder besonders von Nöthen, denn nach einer kurzen, ruhigen Zwischenzeit rückte das Verderben, wie schon oft, auf's Neue gegen den Inn heran. Eine entsetzliche Verheerung der bayrischen Lande durch die vereinigten Schweden und Franzosen im Jahre 1646 hatte den Kurfürsten Maximilian zum Abschluß eines Waffenstillstandes und Anknüpfung von Friedensunterhandlungen veranlaßt gehabt. Doch nachdem der Feind in Folge derselben Bayern geräumt, erkannte der Kurfürst noch rechtzeitig durch heilsame Belehrung seiner Berather von der Gesellschaft Jesu, daß er im Begriff stehe, einen Pact mit dem Teufel zu schließen, und durch irdisch-schwächliche Rücksicht auf das zeitliche Elmd seiner Unterthanen sein und ihr ewiges Seelenheil unwiederbringlich gefährdete. So kündigte er schnell den unheiligen Vertrag wieder, verband sich auf's Neue mit dem geängstigten, von gleicher Frömmigkeit beseelten Kaiser Ferdinand III. und rüstete eilfertig nochmals seine halb aufgeriebene Streitmacht, um die Widersacher Gottes und des römischen Glaubens vom Erdboden auszurotten. Doch war der, dem zu Ehren dies geschehen sollte, offenbar über die an ihm begangene Treulosigkeit noch erzürnt und gab, wenigstens vor der Hand, zur Strafe derselben dem Teufel die Lenkung der Zügel anheim, denn der schwedische General Wrangel und der französische Marschall Turenne schlugen an der Donau, wie am Lech das verbündete bayrisch-kaiserliche Heer und drängten dies unter fortwährenden Gefechten Schritt um Schritt gegen Osten zurück.

Vom Chiemgau indeß brandete das erneute Kampfgetöse noch weitab im Westen, und die Stadt Wasserburg lag auf ihrer Halbinsel, als herrsche Frieden ringsum auf der Erde. Von droben herab angesehen, nahm sie sich auch wie immer seit Jahrhunderten aus, doch in ihrem Innern war sie nur

1.0 Wilhelm Jensen in München.

mehr ein Schattenbild dessen, was sie in ihrer Blüthezeit gewesen. Ihre feste Lage und starken Mauern hatten zwar stets in den endlosen Kriegen jedem Angriff getrotzt, sie war niemals vom Feinde erobert und verwüstet worden; ihre Kirchen, Thürme und Giebel ragten unverändert aus der Wasserumrahmung auf. Aber Markt und Straßen, die Häuser im Innern standen verödet, seit langen Jahren rollten keine Salzwagen mehr über die Brücke, Handel und Gewerbe waren fast unbekannt geworden und die Zahl der Bewohner auf weniger als ein Viertel der früheren herabgesunken. Wovon die übrig gebliebenen ihr Leben fortfristeten, wußten sie zumeist selbst kaum, die verheerten Aeöer lieferten keinen Ertrag mehr, Fleischkost, Milch und Eier bildeten für die heranwachsende Jugend beinahe unbegriffen fremde Worte. Hohläugig, wie überall in deutschen Landen, saß der Mangel, der Hunger an jedem Tisch; mit den bedrückten Gemüthern und geschwächten Leibern hatte jegliche Krankheit leichtes Spiel, den matt glimmenden Lebensdocht zum Auslöschen zu bringen, und in und um die zahlreichen Kirchen fand sich kaum ein leerer Begräbnißraum mehr vor. Es war kein Unglück, dorthin zu gelangen, weder für den zur Ruhe Gebetteten, noch für seine Angehörigen; wenigstens pries der geleitende Geistliche sein Absterben als eine Erlösung zu ewiger Freude durch die erbarmungsreiche Gnade des Allmächtigen, aber auch seine Predigtzuhörer am Grabe pflichteten in der Stille bei, es sei schon aus irdischen Gründen in der That eigentlich besser, aller der täglichen Mühsal, Sorge, Roth und Erwartung des noch schlimmer Hereinbrechenden für immer enthoben zu sein. Der Krieg hatte die Stadt Wasserburg nicht mit wilden Raubthierzähnen zu zerfleischen vermocht, aber er hatte das Leben darin mit Bärenatzen umklammert und ihm, immer enger pressend, nach und nach den Athem in der Brust zerdrückt. Ein mähliches Hinschwinden an Kraftlosigkeit war's, und wie über einer großen Gruftstätte wuchs das Gras auf dem Markt und in den leblosen Straßen aus dem Boden herauf.

Und doch lag die Stadt scheinbar so friedlich, von keinem Feind bedroht, da, und die letzte Abendsonne überdeckte ruhig und freudig wie mit einem goldenen Gewirk die kleine grüne Kuppe des Magdalenenberges, auf der Regina Edlinger saß. Ihre Brust hatte so heftiges Verlangen nach anderer Luft als drunten in den Straßen getragen, deshalb war sie hier heraufgestiegen, obgleich es ihr nicht leicht geworden, durch das Brückenthor hinaus zu kommen. Denn dies blieb seit Jahren beständig auch am Tage fest geschlossen, um jeder möglichen Ueberrumvelung durch einen marodirenden Soldatenhaufen vorzubeugen, und der alte mürrische Wächter wollte dem Mädchen nicht zum Durchlaß öffnen; Weibsleute gehörten hinter die sichere Mauer und hätten in solcher fährlichen Zeit nichts draußen zu suchen, könnten vom Herumstreunen vor'm Thor nur Schimpf und Schande befahren. Aber sie hatte seine Grämlichkeit doch zu überwinden vermocht, er kannte sie als eine ehrbare Jungfer, und da sie versprochen, vor'm Dunkelwerden zurück-

Aus der «vergessenen Zeil." ü

zukommen, war sie durch die aufgeriegelte Thür zur Brücke hinaus und auf den steilen Hochrand über dem Innstrom emporgelangt. Nun saß sie, langsam ans tiefer Brust athmend, droben, ganz allein in leer-einsamer Stille, denn von der späteren kleinen Vorstadt jenseits des Flusses war noch kein Haus vorhanden, und in der Stadt trieb Niemanden sonst gleiches Bedürfniß wie sie.

Sie konnte noch nicht alt genannt werden, doch stand sie schon seit Geräumem auch nicht mehr in erster Jugend, denn sie war grad' im Jahr des Kriegsbeginns zur Welt gerathen, so daß ihr nur eins an dreißig mehr fehlte, und man sah's auch an zwei feinen Linien, die sich ihr quer über die Stirn zogen, nicht als Furchen, doch Vorboten sich bildender Falten. Die Magerkeit ihres Gesichts und besonders der Hände sprach von dürftigster Ernährung, und in ihrem Bau lag alles eher als Fülle, aber nicht Schwächliches, sondern etwas wie ein von innen treibender, durch äußere Umstände zurückgehaltener Drang des Körpers, sich lebenskräftig zu entwickeln. Sie saß und hielt den Blick grad' in die niedergehende Sonne hineingerichtet, und wie die röthlich werdenden Goldstrahlen derselben sich in ihren dunkel violett-blauen Augensternen brachen, sie wie zwei Blumenkelche aufleuchten ließen, erinnerte durch sie das blasse, schmale Gesicht trotz der Stirnlinien nicht an vorzeitig herannahenden Herbst, sondern an den Frühling. Es waren Augen wie Veilchen, doch über die ein kalter Frostwind gegangen; Sonderbares, geheim Sehnsüchtiges sah daraus hervor: eine Jugend, die gern geblüht hätte, aber nicht Boden, Luft und Licht dazu gefunden.

Sie war ein Wasserburger Kind und niemals weiter als bis hierher aus der Stadt herausgekommen, doch wurzelte sie in dieser trotzdem wie eine halbfremde, nicht recht dorthin gehörige Pflanze. Vor ungefähr siebzig Jahren hatte der Herzog Albrecht V. ihren Aelternvater Stephan Edlinger, damaligen Rathsherrn in Wasserburg mit einer beträchtlichen Anzahl anderer Bürger wegm Verdachtes lutherischer Gesinnung nach München in den Falkenthurm führen lassen, aus dem er zwar vor Fällung des Urtheilspruches entkommen, aber landflüchtig in die Fremde geflohen, und, mit Acht und Bann belegt, dort gestorben war. Der verderbliche Trieb steckte ihm wohl vererbt im Blut, da er ein naher Anverwandter des gleichfalls aus Wasserburg entstammten katholischen Priesters zu Passau, Johannes Pfeffinger, gewesen, der, zum evangelischen Glauben übergetreten und später erster Superintendent und Professor in Leipzig geworden, von der Erinnerung der Gläubigen als ein Schandfleck und teuflische Ausgeburt seiner Vaterstadt bewahrt wurde. Wegen solcher Herkunft gemieden und argwöhnisch angesehen, hatte der Vater Reginas ein zurückgezogenes, nur auf sein Haus beschränktes Dasein geführt, in dem sowohl er als seine Ehefrau etwa zehn Jahre nach der Geburt ihres einzigen Kindes ziemlich gleichzeitig gestorben; wie der schon damals in Amt und Würden stehende Stadtpfarrer Knoll ohne viel Bemäntelung kundgegeben. Beide wiederum zu einer erneuten höllischen Gemeinschaft vereint.

I.2 Wilhelm Jensen in München,

Denn auch die Abstammung der Frau von einer Schwester des berüchtigten Pfarrers an der St. Jakobskirche, Michael Kellers, der sich gleich im Anfang der Reformation zugeneigt, ließ in ihr den weiterverpflanzten Samen diabolischen Giftkrautes vermuthen. So war Regina Edlinger als verlassenes Waisenkind in dem ihr anheimgefallenen väterlichen Hause übrig geblieben, nur unter Obhut einer entfernten alten Anverwandten von mütterlicher Seite, die dem elternlosen Mädchen vom Amt als Pflegerin bestellt worden. Es war eine mit gutem Bedacht getroffene Vormundschaftsmahl, denn ein besseres Zeugniß nie von einem Zweifel berührter Glaubensfestigkeit und sichersten Gehorsams der Kirche gegenüber konnten sämtliche Geistliche keiner ehrsamten alten Jungfer der Stadt ausstellen, als Katharina Haberschnell, und diese, die bis dahin in allerkärghlichsten Umständen gelebt, unterzog sich mit rührender Opferwilligkeit der Aufgabe, ihre verwahrloste Dachkammer zu verlassen und als Pflegemutter in das Edlinger'sche Haus überzusiedeln. Ein nicht unbeträchtliches Erbtheil des Kindes machte damals die Wirthschaftsführung zu einer nicht allzu beschwerlichen, und ebenso gewissenhaft wie der Fürsorge für die leibliche Ernährung, kam Katharina der übernommenen geistlichen Pflicht nach, die ihr Anvertraute vom Morgen bis zum Abend mit Speise aus heimgebrachten Predigten und Gebetbüchern zu versehen. Das Ziel der verdächtigen, doppelten Blutüberlieferung Reginas halber besonders wichtig, denn alle ihre Altersgenossinnen bekundeten das gerechte Mißtrauen, das sie oder ihre Eltern, Tanten und Basen in die Abkömmlingin zweier städtischer Schandflecke setzten. Sie ließen dieselbe nicht an ihren Spielen und Belustigungen teilnehmen, riefen ihr „Ketzerin!“ oder auch wohl als höchsten Nbscheu Ausdruck „Pfeffingerin!“ nach, und fcheu das Treiben der übrigen Kinder meidend, wuchs sie einsam unter den Fußermahnungen Katharina Haberschnells in dem stillen Hause auf. Mit diesem aber besah es eine eigene Bewandtniß, durch die es noch weit mehr in der Stille lag, als ein anderes der Stadt sonst. In früherer Zeit hatte von der St. Jakobskirche her eine schmale Gasse zur Salzsenderzelle hinübergeführt, doch im Verlauf der Jahre war sie wunderlich an beiden Enden mit Häusern zugebaut worden, so daß man nur noch durch dunkle, unter den letzteren hindurchführende Schwiebbogen in sie hineingelangen konnte. So glich sie einem kleinen abgezweigten Flußrinnsal, an dessen Zugang sich verschüttendes Geröll aufgehäuft, daß es wasserlos daliegt, - Niemand kam mehr hindurch, als die Bewohner der in ihr befindlichen Häuser. Wie aber ein öd' gewordenes Flußbett allmählich verwuchert und verwildert, so waren hier gemach die Gebäude verödet und verfallen. Die Stadt bot Raum genug, und zumal da durch weitere Verdauung auch die Bogenzugänge verrammelt wurden, so daß nur ein kaum mannesbreiter, winkliger, finsterer Durchschlupf mehr in das Gäßchen führte, wollte Niemand mehr drin wohnen. Man hieß es „die vergessene Zeil“; obwohl sie in der Mitte Wasserburgs lag, gab es in diesem viele Leute, die sie nie mit Augen

Aus der „vergessenen Zeil," ^3

gesehen. Doch dem Vater Reginas, der nach einsamer Zurückgezogenheit getrachtet, erschien sie zur Erfüllung seines Wunsches am geeignetsten; er hatte sich in ihr um Billiges eines der verfallenden Häuser angekauft, es ausgebessert, und darin mar Regina Edlinger geboren und hauste sie noch heute.

Jetzt nicht mehr unter Vormundschaft, sondern selbständige denn sie mar lange in's Alter eigener Mündigkeit gekommen. Aber seit ihrer Geburt und noch mehr seit dem Tode ihrer Eltern hatte sich viel in der Welt, der Stadt und auch in ihrem Hause verändert. Als sie mündig geworden und ihr Erbtheil zu eigenem Schalten angetreten, zeigte sich, daß die Aushändigung desselben Katharina Haberschnell wenig Mühwaltung mehr verursachte. Sie hatte zur gottesfürchtigen Erhaltung ihres Lebens stets reichlich gegessen und getrunken und von der ihr vertrauten Habe den bedürftigen Armen gegeben, die nach ihrer eigenen geistigen Erkenntnis; wie nach der Unterweisung durch ihre geistlichen Nerather in den zahlreichen Kirchenstöcken Wasserburgs bestanden. Daß in Folge davon für Regina von der Hinterlassenschaft ihres Vaters außer dem Hause fast so gut wie nichts übrig geblieben war, bekümmerte Niemanden und am wenigsten die Amtsbehörde. Die Zeit war nicht dazu angethan, sich mit solchen Kleinigkeiten zu befassen; der Krieg hatte schon überall böß am Mark der Stadt gezehrt. Wenige besaßen mehr das, was sie früher gehabt, und es war kein Grund abzusehen, warum eine Nachkommnin übelberufener Vorfahren es besser haben sollte, als die allezeit glaubenstreu Bewährten und bei ihren Verlusten doch von dem Bewußtsein der über ihnen leuchtenden kurfürstlichen Gnade Erhobenen. Im Allgemeinen freilich hatte die wilde Zeit Regina Edlinger nicht nur ihres Elternerbtheils an Hab und Gut, sondern auch an schlimmem Leumund entledigt. Es gab auf den Straßen nicht Spiel und Belustigung mehr. Niemand rief ihr mehr nach: „Da geht die Ketzzerdirn!"; sie war denen ihrer Altersgenossinnen, die noch in der Stadt lebten, gleichgiltig geworden und bei ihnen in Vergessenheit gerathen, wie die „vergessene Zeil", drin sie wohnte. Dort lebte sie noch mit der alten Katharina Haberschnell zusammen, die, demüthig-untermüßig gegen sie geworden, immer weinerlich, wenn sie nicht auf dem Kirchenschemel kniete, wehklagte, es sei nun der Lohn ihrer siebzig Jahre langen Frömmigkeit und aller ihrer für das Kind gebrachten Opfer, daß sie nicht satt zu essen bekomme. Regina tauschte selten ein Wort mit ihr, aber sie hatte aus Gewohnheit die Alte im Hause behalten, um nicht ganz allein darin zu sitzen, und sie sorgte durch kläglichst bezahlte Nadelarbeit für den Unterhalt ihrer immer hungrigen Stubengenossin mit. Von dieser eine Rechenschaft zu verlangen, war ihr nie eingefallen, sie besaß selbst keine deutliche Vorstellung davon, daß ihr ohne die Pflugschaft Katharinas vergönnt gewesen sein würde, in besseren Umständen zu leben, und obgleich sie viel in ihrer Einsamkeit grübelte, dachte sie über ihre Dürftigkeit niemals nach. Wohl Mlte auch sie oftmals zu karg befriedigten leiblichen Hunger, doch

I.H Wilhelm Jensen in München.

kümmerte der sie wenig. Ein anderes Hungergefühl steckte in ihr und war mit den Jahren in ihrem Innern angewachsen; wonach wußte sie sich nicht zu sagen. Aber sie empfand es, drängend und begehrend, in ihrer trotz aller schlechten Nahrung kräftigen Brust, heftigeren Triebes, als ein vor Leere schmerzender Magen.

So saß sie heut' auf dem grünen Bodengrund des Magdalenenberges und sah in die blitzenden Sonnenstrahlen hinein. Vor ihrem Blick flimmerte dabei noch etwas, das sie, auf der Brücke einmal rückschauend, wahrgenommen, die Sonnenuhr über dem Thor mit der Umschrift: „Die sonn kein stund zeigt an, wo man nit sterben kan“, und über diesen Spruch dachte Regina Edlinger gegenwärtig nach.

Er sagte gewiß die Wahrheit und zwar eine von einfachster, alltäglich fast bewährter Art, denn sie hatte schon manchmal erfahren, daß Jemand jäh plötzlich, ohne nur eine Stunde vorher davon zu ahnen, gestorben war, und zu irgend einer Zeit machte der Tod ja doch jedem Menschenleben ein Ende. Aber dennoch klang ihr etwas Sonderbares aus dem kurzen Reimwort; ihr kam's daraus zu einer Vorstellung, um sterben zu können, müsse man vorher erst gelebt haben, und sie fragte sich weiter, was denn eigentlich leben heiße. Jeden Tag in immer gleicher Weise aus dem Morgen den Abend werden zu sehen, im dunklen Hause der „vergessenen Zeil“ mit der Nadel zu arbeiten, um etwas zum Essen zu haben, und die nothdürftige Nahrung zu sich zu nehmen, um wieder weiter nähen zu können; fönst nichts, als das Gejammer der Muhme Katharina, die Erinnerung an vieljährigen Hohn, Mißachtung, auch gelegentlich Mißhandlung in der Jugend, und der Vorausblick auf das stetige Fortdauern solcher Tage, Wochen und Jahre bis zum grauen Haar und der Gebrechlichkeit des Alters. Was dahinter noch lag, wußte sie nicht, aber sie hoffte nichts davon. Sie war streng im katholischen Glauben erzogen worden, doch der protestantische Geist saß wohl als Erbstück in ihr, oder ihre geistlichen Seelsorger hatten in Gemeinschaft mit Katharina Haberschnell den Bogen bei ihr zu stark angespannt, und er war zerbrochen. Ohne sich selbst darüber klar zu sein, hatte sie von Kindheit auf sich die Kirchelehren durch's Ohr eingehen lassen, mit dem Mund und der Hand Bräuche und Vorschriften derselben mitgemacht, aber in's Herz war ihr von alledem nichts eingedrungen, noch zu einer Ueberzeugung von seiner Wirklichkeit geworden. Sie that, was ihr geboten ward, um nicht gestraft zu werden, was sie die Andern thun hörte und sah. Dann, als sie keine Furcht mehr zu haben brauchte, in der arg hereingebrochenen Zeit Niemand sich mehr um sie bekümmerte, ließ sie's, legte es ab wie ein unbequemes Kleidungsstück, ohne je wieder einen Blick in die dunkle Ecke zu weifen, wohin sie es bei Seite gethan. Doch war sie von der Natur zum Grübeln veranlagt und dachte für sich viel darüber nach, wer die Welt und die

Aus der „vergessenen Zeil“, ^5

Menschen geschaffen habe, wozu, und was er von ihnen verlange. Mit dem letzteren kam sie bald in's Reine, denn sie fühlte deutlich die Gebote und Verbote des Schöpfers in sich selbst, Gutes, nicht Böses zu thun, gerecht und rechtschaffen, mitleidig und Hilfteich zu sein, nicht im Zorn und Aerger zu handeln, Kränkungen nicht zu vergelten und Ungemach ruhig zu ertragen. Dagegen half von Jahr zu Jahr alles Nachdenken ihr weniger, die Lenkung der auf Erden geschehenden Dinge durch die Hand Gottes zu begreifen. Sie sah und hörte, daß überall Unthat, Betrug, Blutvergießen und Grausamkeit herrschten, daß oft die Besten daran hilflos zu Grunde gingen und die Ruchlosesten straflos in Glanz und Ueberfluth praßten. Freilich sollte dafür im Jenseits ein Ausgleich an Lohn und Strafe stattfinden, aber die Kopffähigkeit Reginas reichte nicht aus, um sich dies zu einem klaren Begriff und ihr Gerechtigkeitsgefühl damit in Uebereinstimmung zu bringen, zu fassen, daß es ganz nichtsbedeutend sei, wie im irdischen Leben Gutes und Uebles vergolten werde, sondern einzig, was Beides einmal im Himmel erwarte. Es war schlimm, daß sie schon als Kind niemals vor den Pfarrern, Cooperatoren und Benefiziaten in ihrer Vaterstadt als vor höher 'gearteten Wesen Ehrfurcht und Zutrauen zu ihnen zu gewinnen vermocht hatte, denn dadurch kam sie allmählich auch um das Vertrauen in die Wirklichkeit der von jenen gepredigten Verheißungen und Tröstungen in einem besseren, ewigen Leben. Ihr leuchtete nicht ein, woher die geistlichen Herren zu diesem unbedingt sicheren Wissen davon kämen, und andererseits drängte sich ihr aus dem Lebenswandel derselben öfter als einmal ein Grund zu der Annahme auf, daß Manche selbst nicht so zweifellos von einem zu fürchtenden Gericht am jüngsten Tage überzeugt sein möchten. Dann sah es aber auch mit der „freudigen Urständ“ der hienieden nur von Kummer und Roth bedrückt Gewesenen wenig zuversichtlich aus, und wie es sich so im Kopf Regina Edlingers nach und nach weitergebildet, hatte sie sich gemach auch ihrer früheren Hoffnung auf etwas sie nach dem Tode noch schön Erharrendes entschlagen. Solcherlei Gedanken gingen ihr heut, Erinnerung, Gegenwart und Zukunftserwartungen ineinanderschlingend, besonders durch den Sinn, und als Ergebnis; stand, wie aus der Luft herabgefallen, klar vor ihr, wenn der Zeiger der Sonnenuhr auf dem Brückenthor einmal ihre Todesstunde über lang oder vielleicht auch kurz anzeigen werde, so habe sie eigentlich überhaupt vorher nicht gelebt. Das hatte sie wohl schon oftmals, doch noch nie so deutlich wie heute, in diesem Augenblick gefühlt. Mechanisch hielten ihre Finger einige Grashalme neben ihr gefaßt, zogen daran und veranlaßten dadurch ein kleines lebendiges Ding aus dem Gehälm hervorzuschlüpfen und sich in die Höhl' grab' auf ihren Handrücken zu fchnellen. Sie sah bei der leicht kitzelnden Berührung nieder, eine zierliche braun-grüne Heugrille war's, und diese unwillkürlich mit der anderen Hand hohl zudeckend, redete sie laut zu ihr: „Du hllst's besser, weißt nicht, daß du sterben muht, und bist vergnügt, daß du in der Sonne hüpfst.“

A»lb und Süd. liXIV,, ,90. 2

^6 Wilhelm Jensen in München.

Dll scholl eine Antwort oder eine Anrede ihr in's Ohr: „Fängst Du Grillen?“ daß sie verdutzt zusammenfuhr. Ihre Einbildungskraft war lebhaft, gewann leicht über sie Macht, und einen Augenblick hatte sie gemeint, der kleine Heuhüpfer habe mit seiner Stimme auf ihre Worte erwidert. Dann drehte sie plötzlich den Kopf und sah, wer es in Wirklichkeit gethan, mit verwundertem Ausdruck, dem: ihr war nichts von einem Heranschreiten über den weichen Boden zu Gehör gekommen. Doch stand Jemand hinter ihr, ein Mädchen aus Wasserburg, das sie kannte, mit Namen Emmerenz Kleeberger, auch ein Waisenkind, die Tochter eines völlig verarmten und vor Kurzein verstorbenen Messerschmieds, wohl fast um zehn Jahr jünger als Regina. Auch sonst von dieser sehr verschieden, dunkelhaarig und mit schwarzen blitzenden Augensternen, wohl auf irgend eine Abkunft von altem römischem oder slavischem Blut zurückweisend. Ihre Brust rundete sich voll aus faden-scheinig abgetragenen Mieder, sie sah mit einem scheulos-kecken, doch schönen Gesicht drein und schlug ein Lachen zu ihrer Frage auf. Nun versetzte Regina: „Wie kommst Du hierher?“ und die Emmerenz gab zurück: „Durch Deine Beihilf', ohn' daß Du's weißt. Der Knurrmatz am Thor wollt' mich nicht hinluslassen, der Teufel ginge draußeu in Mannsröcken um und schnappte unsereins, wie ein Hund nach Fliegen. Aber ich Hab' Dich hinaus gehen sehen, macht's mir zu nutz, ich müßt' Dir nach, und so kam ich durch. Der Beichtiger hat mir gestern gesagt, lügen war' eine Sund', wenn man's nicht zu frommen Zwecken that'. Ob meiner grab' fromm ist, weiß ich nicht, darum Hab' ich nicht mit einer Lüge anfangen wollen, sondern bin Dir nachgegangen. Nun ist's in Richtigkeit damit und kann ich weiter gehen, wohin ich will.“

Sie lachte wieder. „Was willst Du denn?“ fragte die Hörerin.

„Das Knurren zwischen den Rippen still machen und nicht mehr Knochen nagen, woran die Hunde sich schon die Zähne stumpf gebissen. Oder auch ein Heuhüpfer sein, wie Deiner da, und mich greifen lassen.“

„Du willst aus der Stadt fort?“

„Mir greint keiner drin nach, mich wieder zu haben.“

„Aber wohin?“

Die Befragte schwenkte sich auf der Ferse im Kreis um und zog, wie umwitternd, die Luft mit der Nase ein. „Wo der Wind Nratendampf vom Spieß herweht.“

Regina schüttelte jetzt verwundert den Kopf. „Du bist unklug, wenn Du Hunger hast, irgendwohin zu gehen, wo Dich Niemand kennt, 's ist überall Darben in der Welt; glaubst Du, die Leute schenken Dir da eher etwas, als in Wasserburg?“

„Bist 'ne Gans, nur schad' daß man sie nicht braten kann,“ stieß die Emmerenz Kleebeiger, spöttisch die Lippe über die weißen Zähne aufziehend, aus. „Es giebt genug Leute, die am Niwakfeuer beim vollen Topf sitzen und nicht darben, trinken auch nicht aus dem Kübel dazu wie in Wasserburg,

Aus der „vergessenen Seil," ^?

sondern aus der Kanne. Und ich will nichts geschenkt haben, ich kaufs mir."

„Hast Du denn Geld?" antwortete die Andere erstaunt. „Dann brauchst Du ja auch zu Haus nicht zu hungern."

In den schwarzen Augen der vor ihr Stehenden glimmerte ein Gefunkel, sie erwiderte lachend: „Einen Sparpfennig Hab' ich noch im Sack dazu; wer ihn nicht zu früh ausgiebt, kann in der Noth davon zehren Aber in der Stadt giebt keiner mir Brod und Wein dafür, die Jungen sind sauertöpfisch und haben selbst nichts, und aus dem Keller der Ehrwürdigen, die's wohl gern thäten, mag ich's nicht; dazu bin ich selber noch zu jung. Ich muß weit bis heut Nacht und verschwatz' die Zeit. Willst Du mit mir? Du hast Deinen Sparpfennig wohl auch noch, in die vergessene Zeil kommt kein Dieb. Aber er ist schon etwas angeschimmelt und bringt draußen in der Welt nichts mehr ein. Da bleibst Du besser zu Haus; die Ehrwürden sind nicht heikel, und vielleicht hat von ihnen Einer noch Appetit auf den Schimmel."

Die Sprecherin hatte den Arm niedergestreckt, war über den Scheitel Regina's gefahren und zupfte von diesem bei dein letzten Wort ein im Sonnenlicht hellblintendes graues Haar fort, das sich schon zwischen die blond-braunen eingemischt, und das sie der Sitzenden zum Schabernack auf die Hand legte. Dann sprang sie mit dem Ruf: „Du kannst dem Wächter sagen, daß ich keine verlog'ne Dir» gewesen bin!" gegen Norden von dem Hügel hinab, war in ein paar Augenblicken verschwunden, und einsam saß Regina Edlinger wieder in der Abendstille auf der kleinen grünen Kuppe da.

Sie sah der hurtig Davongelaufenen nach, ihr kam's vor, als ob sie geträumt habe. Wohin und was wollte die Emmerenz? Die hatte wohl fast Recht gehabt, sie eine Gans zu heißen, denn es ging ihr kreiselnd im Kopf herum; sie hatte die Rede des Mädchens allerdings nach dem Wortlaut verstanden, doch keinen Sinn darin begriffen. Die Unkluge lief aus der Stadt in die Weite, weil sie hungerte, und besaß doch einen Sparpfennig, für den sie sich hätte satt essen können. Nein, sie sagte ja, in Wasserburg gäbe ihr Niemand etwas dafür, als die ehrwürdigen Herren, und von denen möge sie nichts. Das stimmte mit einem Gefühl Regina's überein, aber einen Zusammenhang hineinbringen konnte sie trotzdem nicht, denn die Geistlichen verkauften doch nicht Nrod und Wein. Und sie selbst sollte ebenfalls einen Sparpfennig besitzen, der indeß nichts mehr einbringe, weil er schon angeschimmelt sei. Das war Alles narrenhaft sinnloses Gerede.

Aber ein Traum war's doch nicht gewesen, sondern eine kurze Wirklichkeit, die, so schnell sie vorübergegangen, etwas in ihr hinterlassen. Was, konnte sie sich nicht sagen, sie fühlte es nur als eine über sie oder in sie hinein gekommene Unruhe. Ihr Ohr vernahm aus der Vrust herauf den eigenen Herzschlag, und ihr war's, als treibe dieser ihr Blutwellen in's Gehirn empor, die alles vernünftige Umherdenken im Kopf wirr und nutzlos machten.

2'

<3 Wilhelm Jensen in München.

Da schimmerte noch das auf ihrer Hand, was die Emmerenz Kleeberger ihr vom Scheitel gezupft und darauf gelegt. Regina nahm es zwischen die Finger und betrachtete es. Wahrhaftig ein graues Haar, ganz gleich denen auf dem Kopf Katharina Haberschnell's.

So alt also war sie schon, und ihr kam jetzt auch zum Verständniß, was das Wort Schimmel' bedeuten gesollt, daß es ein zutreffender Vergleich für dies Haar gewesen. Ja, so weit war sie schon, der weiße Scheitel und die Altersgebrechlichkeit, die sie sich oft vorgestellt, kein Bild noch ferner Zukunft mehr, sondern schon anfangende Wirklichkeit und Gegenwart. Die Sonnenuhr über dem Thor konnte jederzeit die Stunde anzeigen, in der sie sterben sollte, ohne daß sie zuvor gelebt haben werde.

Plötzlich überlief's sie mit einem Schauer und überfiel sie zugleich mit einem jähen Begreifen, was das drängende und begehrende Hungergefühl in ihr sei. Sie hungerte nach etwas ihr Fremdem, nur als leeres Wort Bekanntem, nach Freude, Glück, nach einem Inhalt, Werth und Zweck des Lebens. Ohne dies einmal damit erfüllt, kennen gelernt, gefühlt, besessen zu haben, war es überhaupt nicht gewesen. Ob das namenlose Glück lang oder kurz sein mochte, wenn es sich nur einmal beseligend und den bitterlichen Hunger beschwichtigend kundgethan, dann war es gleichgiltig, wann der Uhrzeiger seinen deutenden Schattenstrich auf eine Stunde des Zifferblattes hinwarf. Aber von woher ein solches Glück kommen, wie es aussehen und wodurch es sich zu erkennen geben sollte, das waren Fragen, auf die weder die Erde umher, noch der Himmel drüber und am wenigsten Regina Edlinger in sich selbst eine Antwort wußte.

Sie hatte so lange gradaus in die jetzt hinter der Stadt niedergehende Sonne hineingeschaut, daß ein ganzes Netz von rothglühenden Fäden an ihren Wimpern hing und sich über Alles hinlegte, worauf ihre Augen sich nun wandten. Der Abend brach an, sie mußte wohl heimkehren; nun hob sich aus einem der da und dort verstreut stehenden alten Bäume noch eine helle Vogelstimme, daß sie, darauf hörend, noch sitzen blieb. Die kleine Sängerkehle schmetterte so laut und jauchzte so freudig in die linde Sommerluft, unfraglich wußte sie nichts von Roth und Verkümmern, sondern was sie aus sich herausjubelte, war ein glückliches Lebensgefühl. Auch drunten in der Stadt gab es an manchen Stellen Vögel in kleinen, engen Käfigen, arme, gefangene Thiere; welch' ein anderes, schöneres Loos hatte dieser hier gegen ihres gefunden. Es kam Regina, eigentlich war die Emmerenz Kleeberger doch nicht so thöricht, sie flog frei, sorglos und lachend in die Welt hinaus, wie der singende Vogel in den Wald.

Denn das that er jetzt, lüftete die bunten Flügel aus dem vereinzelter Baum und schwang sich nach dem hohen, dichten Lanbbusch hinüber, der nordwärts in breiter Ausdehnung die Steilwand über der Innschlinge bedeckte. Das Mädchen blickte ihm nach und sah an der Stelle, wo er verschwand, die Blätter sich bewegen. Sonderbar war's, daß der kleine Körper

Aus der „vergessenen Zeil.“ 49

des Thieichens eine so starke Regung des Gezweiges verursachte, doch hier außen im Freien hatte heut' Alles für sie ein anderes Gesicht als sonst, und sie dachte, die Blendung ihrer Augen vergrößere ihr wohl das Hin- und Herschwanken des Blattwerks.

Dann indeß ging es doch über ein Spiel der Einbildung hinaus, daß der Vogel sich in einen Menschen verwandelt haben sollte, denn, ob auch undeutlich, wie durch ein Schleiemetz sah sie einen Mann aus dem Waldrand hervortreten. Er nahm sie nicht gewahr, sondern bewegte sich eilig gegen den Uferabsturz zu und blickte von diesem aufmerksam nach Wasserburg hinüber, als suche er zmischem dem Dächer- und Giebelgemirr etwas herauszufinden. Um ein Weilchen später jedoch drehte er den Kopf, ward der Sitzenden ansichtig und stutzte leicht zurück. Er schien unschlüssig, machte eine halbe Regung, als ob er sich wieder in den Busch hineinwenden wolle, änderte aber seine Richtung und schritt statt dessen auf den Platz Regina's zu.

Niemand aus der Stadt war's, das erkannte sie, und wie er näher kam, daß es ein junger Mann wohl im Anfang der Zwanziger sei, sehr kräftig gebaut und doch schlank-schmiegsam bei seinem stattlichen Wuchs. Er trug eine Kleidung, nicht recht wie ein Bürger und auch nicht wie ein Bauer, einen enganliegenden Koller aus starkem Büffelleder und drunter Hosen von gleichem Stoff und gleicher Farbe, die gelblich-grau wenig in die Augm siel, noch aus geringer Entfernung derjenigen eines Felsgesteins oder Baumstammes ähnelte; seine Gewandung wie sein leichtes Schuhwerk mußten geschickt sein, überall hindurch zu kommen, auch im verranktesten Dickicht noch ein Schlupfloch zu finden. Wie seine Züge nun unterscheidbar wurden, ließen sich zuerst neben einer Habichtsnase zwei dunkel und dicht überbraute hellgraue Augensterne erkennen, auch falkenartigen Blicks, das Gefühl regend, daß nichts um sie her ihrer Sehschärfe entgehe. Das kurzgehaltene braune Haar besaß trotzdem nichts Störriges, sondern von der Natur weich Gewelltes und stand sehr gut zu dem dunkel sonnenverbrannten Gesicht, das wie von einem Glanz über« hellt wurde, wenn die Oberlippe sich etwas von der lückenlosen schneeweißen Zcchnreihe heraufzog. Der Fremde bot zweifellos ein Bild vollkommener männlicher Kraft und Geschmeidigkeit dar, doch noch etwas darüber hinaus, eine jugendliche, nicht leicht derartig bei einem seines Geschlechts wiedergefundene, augenerfreuende Anmuth.

Prüfend hielt er beim langsamen Heranschreiten den Blick Regina entgegengerichtet, lüftete jetzt artig die gleich seinem Wams knapp anliegende Lederkappe vor ihr vom Kopf und sprach sie bescheiden an: „Verzeihet, Jungfer, daß ich Euch in Eurer Abendvergnügung störe. Es muß gut sein, hier so zu sitzen und auf den Fluß und die Stadt hinunter zu schauen. Ist das Wasserburg da drunten?“

Sie war bei seinem Näherkommen aufgestanden und hatte davongehen gewollt, denn es bedünkte sie nicht gerathen, so allein mit einem fremden Mann zusammen zu treffen. Wenn sie auch nichts von Werth bei sich trug,

20 Wilhelm Densen in München.

war's doch schon öfter geschehen, daß marodirendes Gesindel Bauersfrauen und Mädchen ganz in der Nähe der Stadt überfallen und ihnen bis auf's letzte die Kleider vom Leibe meggeraubt hatte, daß sie nicht gewußt, wie sie in ihrem bloßen Zustand durch's Thor unter die Menschen hineingelangen sollten. Doch der Anblick des Unbekannten beruhigte Regina bald, daß er kein Wegstrolch und nichts Gewaltthätiges von ihm zu befürchten sei; so war sie stehen geblieben und erwiderte auf die Anrede: „Habt Gruß, wer Ihr seid. Ja, die Stadt ist Wasserburg.“

„Und seid Ihr von dort, Jungfer, wie's meine Augen mich vermuthen lassen?“ fragte er.

Sie antwortete: „Ja. Doch warum vermuthet Ihr's?“

Die Annahme lag freilich nahe, nur daß er durch seine Augen dazu gelange, klang ihr verwunderlich und unverständlich ausgedrückt. Aber er erklärte es nun; seine Lippe hob sich dabei zu einem leichten Lächeln über die Zähne, wie er versetzte: „Ich habe gehört, die Töchter der Bürger von Wasserburg sollen schöner sein, als an andern Orten.“

Das war ihr nicht als Grund seiner Vermuthung in den Sinn gekommen, sie wußte auch nichts von solchem Ruf ihrer Stadtgenofsinnen, ganz gewiß aber hatte ihr noch niemals ein Mund Derartiges gesagt. Sie war nur gewohnt, daß sich keiner um sie bekümmerte, die jungen Männer in Wasserburg am wenigsten, oder daß man ihr höchstens ein mitzächtliches Wort nachrief. Und doch wie Spott war's von den Lippen vor ihr nicht geklungen; so stand sie ungewiß befangen, ward ein wenig roth und fragte, um etwas zu entgegnen: „Wollt Ihr in die Stadt?“

Er erwiderte hurtig: „Wolf Paumgartner ist mein Name, schöne Jungfer, daß Ihr mißt, wer ich bin. Ich möcht's wohl, denn ich bin hungrig und müd' vom langen Weg, und ich Hab' gesehn, auf dem Land rundum ist Alles noch wüst vom letzten Krieg, nicht Kost, noch Rast. Aber ich fürchte. Euer Thorwart laßt mich nicht ohne Schriftbeglaubigung und Passirschein ein; den hält' ich wohl, daß ich eines achtbaren Bürgers Sohn aus Ulm bin, wenn ich nicht im Wald unter einen wilden Haufen gekommen war! Dabei gerieth mir Hut und Tasche, drin ich mein Zeugnis; trug, abhanden, und gut war's nur noch, daß ich meine Goldgülden in's Wams eingenäht, so bracht' ich sie zum mindesten dnrrch. Doch die Wächter an den Thoren sind zumeist mürrische Gesellen und vertrauen einem ehrlichen Gesicht nicht ohne Schein. Oder ist Eurer etwa von anderer Art?“

Das konnte Regina nicht bejahen, im Gegentheil, er war bärbeißig, wie kaum Jemand sonst in der Stadt, und Wolf Paumgartner versetzte leicht aufseufzend: „So niuß ich im Wald eine Unterkunft suchen, meinen nagenden Hunger mit Wurzeln stillen und Verzicht leisten, in Eure Stadt hinein zu kommen, obwohl dies mir gegenwärtig schwerer fällt, als noch um wenige Augenblicke zuvor.“

Aus der „vergessenen Zeil“. 2^

Auch Regina wußte keinen Ruth, doch ihr Gesicht drückte lebhaft aus, es thue ihr leid, daß er die Nacht dergestalt ohne Nahrung unter freiem Himmel zubringen solle. Sie hatte nicht ganz verstanden, warum ihm das Abstehen von seinem Wunsch jetzt noch schwerer werde, aber ein Gefühl durchrann sie daraus, das ihre Antheilnahme an seiner mißlichen Lage noch mehr verstärkte, zumal da er hinzufügte: „So wird's mir um meines üblen Verlustes willen nun allerorten ergehen, daß ich nirgendwo in eine Stadt gelange, wenn nicht Jemand Glauben und Vertrauen zu mir faßt und mir mitleidig in meiner Bedrängniß hilfreiche Hand leiht. Darauf aber darf Einer, der in's Mißgeschick gerathen, sich keine Hoffnung machen, denn die Menschen sind hartherzig in unfern Tagen und jeglicher allein auf sich bedacht, daß ihm nicht in den Sinn kommt, das Ungemach eines andern zu bessern, ob e?s auch mit geringer Mühe vermöchte. So gehabt Euch wohl, junge Maid, und lasset mich meines kümmerlichen Weges weiter ziehen. 3tur saget mir noch, wie Ihr Euch benennet, damit ich bei der Erinnerung an diese allzu kurze Begegnung mit Euch nicht nur Eures Angesichts und Eurer Stimme, sondern auch Eures Namens gedenken kann.“

Sie nannte ihm den letzteren, und er siel mit einem aufstrahlenden Blick ein: „Negina — eine Königin — das hätte mein Gefühl mir schon zuvor sagen können, sei der Name, der Euch gebühre. Und es fügt sich als das richtige ‚Edlinger^‘ daran, obwohl Euer Antlitz und Eure Gestalt schon das gleiche bekunden, daß Ihr von edlem Geschlechte her stammt.“ „So wollt Ihr weiter und keinen Versuch machen ^?“

Es gerieth Regine halb unbewußt über die Lippen, im Kopf ging ihr ein Nachsinnen über etwas Anderes um, und sie fuhr rasch fort: „Glaubt Ihr, daß Niemand zu unserer Zeit an einem Mißgeschick theilnimmt? Wie meintet Ihr, es könne Euch wer mit geringer Mühe behilflich sein?“ Wolf Paumgartners Blick wandte sich auf den Inn hinunter, und er erwiderte mit leichter Betonung: „Ein Mann — ich würde nicht davor zurückschrecken, im Dunkel den Fluß zu übeischwimmen, wenn Einer mich drüben am Ufer erwartete und mir etwa durch eines der kleinen Wasferthore, die nicht behütet sein werden, zum Eintritt in die Stadt verhülfe. Dann fände ich auch wohl eine Unterkunft für die Nacht, denn beim Anblick von gutem Geld fragt ein Gastmirth den, der in feine Thür tritt, nicht, wie er in die Stadt gekommen. Aber ich kenne keinen Mann bei Euch, von dem ich solchen Beistand und Liebesdienst erhoffen könnte.“

Das Mädchen war erschrocken. „Ueber den Inn wolltet Ihr schwimmen, durch das reißende Nasser? Darin ist schon manch' einer untergegangen und nicht wieder heraufgekommen.“

Er lachte: „Mich würd's nicht verschlucken, so grimm es sein mag; ich thät's nicht zum ersten Mal, denn die Donau ist nicht von zahmerer Art. Man müßt' nicht hinüber wollen, wie ein Pfeilschuß, sondern wie ein Vogel, der quer durch den Sturmwind schlägt — dort unter'm Steilrand abschwimmen

22 Wilhelm Jensen in München.

und zufrieden sein, auf langer Bahn da drüben, wo der Strom sich umwendet, anzulanden —"

Der Sprecher deutete mit der Hand nach den beiden Stellen hinunter, doch brach er kurz ab: „Wozu stell' ich's mir vor, da ich nicht im Stande war', einen Zugang durch die Mauer zu gewinnen."

Nun aber entgegnete Regina ungewiß zögernd: „Dazu bedürfte es keines Mannes Beihilfe — wenn Ihr den Muth hättet. Ihr vermuthet's richtig, es führen ein paar kleine Ausgänge durch dunkle Bogen an den Fluß — die sind nicht bewacht, nur bei Nacht mit einem Riegel von innen verschlossen. Aber den könnte auch die Kraft eines Mädchens — könnte ich —"

Sie sprach nicht aus, seine Augen gössen einen so aufleuchtenden und warmen Blick in die ihrigen, daß ihr war, als ob sie geblendet wieder in die Sonne hineinsehe. Dazu flog's ihm staunend, ungläubig vom Mund: „Du? — verzeiht, holdselige Regina — Ihr wolltet mir solchen Liebesdienst erweisen?"

Sie siel rasch ein: „Einen Beistand in Eurer mißlichen Lage — ich thät's Jedem, den ich in solcher Bedrängnis; anträfe — nein. Jedem nicht — denn — denn Jeder hätte nicht den Muth, das zu thun, was Ihr vorhabt, über den Inn zu schwimmen."

Sie hielt den Blick halb wieder zu ihm aufgeschlageu, und eine unverhohlene Bewunderung seiner männlichen Entschlossenheit und Kraftsicherheit glänzte zwischen ihren Lidern. Sein Gesicht und BeHaben dagegen gab jetzt unverkennbar eine Besorgniß kund, er könne irgendwoher von einem Auge mit dem Mädchen zusammen wahrgenommen werden, und sein Trachten stand merklich danach, sie zu raschem Fortgang zu veranlassen. Eilig beredete er mit ihr die Zeit, wann sie ihn drüben an, Ufer unter der Mauer erwarten solle. Er deutete nochmals die Stelle, wo ungefähr er an's Land zu kommen denke, dann faßte er ihre Hand, beugte sich nieder, drückte, als ob er wirklich eine Königin vor sich habe, seine Lippen darauf und begab sich hurtigen Schrittes wieder dem Waldsaum zu. Durch das Buschlaub blickte er nach der gleichfalls Fortgeschrittenen zurück, die Oberlippe hob sich ihm zu einem geräuschlosen Lachen über die weißen Zähne, und zwischen diesem hervor vermurmelte er halblauten, lustig-zufriedenen Tones: „In der Sprenkel sitzen die Krammetsvögelweibchen alle fest und am sichersten, wenn ihr Federwerk in die Herbstmauser kommt." Er besaß in der That Hunger, doch befand sich nicht in übermäßiger Noth, diesen zu befriedigen, denn er setzte sich aus's Moos, zog aus einer Wamstasche Brod, Schinken und eine kleine Blechtasche Aquavit oder „Lebenswasser" hervor und that sich an Speise und Trank gütlich, augenscheinlich in seinem ruhigen Behagen von dem Gedanken an sein bevorstehendes Wagniß, über den Inn zu schwimmen, nicht im mindesten beeinträchtigt. (Schluß f«l«t.>

>^?

Briefe von Heinrich Heine an Heinrich Laube.
Herausgegeben

«Lugen Wulff.

— «iel. —

Wolf Strodtmann veröffentlichte in seiner Sammlung von Heines Briefen sieben an Laube gerichtete Schreiben. Den Empfang einer gleichen Anzahl Schriftstücke bescheinigt Strodtmann in einem unter Laube's Nachlaß befindlichen Briefe vom 14. November 1861 mit dem Bemerkung, daß er im Druck „die rein persönlichen Schimpfereien auf Gutzkow“ fortlassen werde. Die Ausgabe von Karpeles fügte nur zwei Zettel hinzu. Als ich Anfang 1892 den Nachlaß Laube's durchsah, fand ich noch zwölf unbekannte Briefe Heine's, zunächst in Abschrift. Die alsdann von mir herangezogenen Originale der erhaltenen Briefe Heine's an Laube bewahrt jetzt, gesondert von den meisten anderen Nachlaßstücken, des letzteren Pflegetochter Frl. Cornelia Haas in Heidelberg. Auch damit ist die Correspondenz beider Männer nicht erschöpft: erwähnt doch namentlich Laube in seinen Erinnerungen an Heinrich Heine (Gartenlaube 1868, S. 26) aus dessen letzten Lebensjahren „lange Briefe über religiösen Glauben und sein Verhältnis; zu Gott, Kirche, Tod und Unsterblichkeit“, Briefe, welche ihm leider verloren gegangen seien.

Die nun hier vorliegenden Schriftstücke eröffnen zwar nicht wesentlich neue Gesichtspunkte zur Beurtheilung Heine's, bieten jedoch willkommene Ergänzung und nach mancher Richtung nicht unwichtige Befestigung der einen oder andern Ansicht über Heine's Leben, Wesen und Dichten. Charakteristisches Interesse ist den meisten überdies auch in stilistischer Beziehung nicht abzusprechen, wie ja gerade die Eigenart dieses Schriftstellers eine engere Ver-

2H «uaen wolff in Kiel.

niandschaft zwischen seinen Privatbriefen und seinen eigentlich literarische« Prosaschöpfungen bedingt. Nachdem schließlich Heine längst in die Zahl derjenigen Dichter eingetreten ist, deren Briefe aneinandergereiht als Gesamtbild dargeboten werden, scheint mir die Ausfüllung der Lücken im Briefwechsel mit Laube besonders erwünscht.

Uebergangen sind nur einige wenige nebensächliche Bemerkungen, die auch im Ausdruck anstößig erschienen. Sonst erfolgt der Abdruck getreu nach den Originalen, welche bis auf die dictirten und nur selbst unterzeichneten beiden Briefe von 1850 ganz von Heine's eigener Hand geschrieben sind, — nur daß natürlich offenbare Schreibfehler sowie störende Nachlässigkeiten in der Interpunktion und in der Bezeichnung des Umlautes verbessert wurden.

Oft schreibt Heine, wohl unter französischem Einfluß, den Umlaut von a als ae oder geradezu e. Auch vereinzelte andere Einwirkungen französischer Schreibweise lassen sich erkennen; bedenklich ist aber namentlich das Eingreifen französischer Rection und Construction (widersprach die Artikel, glaubte wissen lassen, diesen Mangel abhelfen, ins Neine sein); dazu gehört auch unflectirter Gebrauch der Apposition und sonstiges grammatische Schwanken. Romanische Fremdwörter, auch solche, die in Deutschland selbst ungebräuchlich, kommen reichlich zur Verwendung; auch Laube erkannte offenbar, daß sich hierin französischer Einfluß verrieth, und so tilgte er zur Vermeidung von Selbstverrath einige Fremdwörter in einem der hier abgedruckten Schriftstücke, das zu anonymer Veröffentlichung bestimmt war. Diese Wörter sind theils noch in ihren romanischen Schriftzeichen, meist aber gerade entgegengesetzt nach der deutschen Aussprache geschrieben (Indiskreziön, Nedakziön, Revoluzionüre, Szenen u. s. f.). Von letzterer Erscheinung abgesehen, ist die Schreibweise Heines keineswegs vorgeschritten, ja sie bekundet in ihren n für das modern durchgeführte i, den ß, ßt für s, st, den tz für z, th für durchgeführtes t ein auffallendes Zurückbleiben in den Gepflogenheiten des vorigen Jahrhunderts, in dessen Überlieferungen seine Schulbildung noch steckte. An seine frühe Jugendzeit gemahnt ferner häufig die Apokope des e am Ende der Zeitwörter. Hervorstechende Eigenschaften des Stils sind schließlich die häufige Auslassung des persönlichen Fürworts, nicht bloß nach dein Äaufmannsstil in der ersten Perfon, und die möglichste Abstoßung schwerfälliger Hilfszeitwörter in zusammengesetzten Constructionen. —

Die hier gebotenen Briefe umfassen die Jahre 1839—1850. Laubes Beziehungen zn Heine, welche erst mit dem Tode des Letzteren enden, beginnen bereits 1833; aber 1839 ist das Jahr ihrer persönlichen Bekanntschaft. Gerade 1833 übernahm Laube zum ersten Mal die Redaction der „Zeitung für die elegante Welt“ zu Leipzig; in diesem Blatt feierte er begeistert Heine's „Französische Zustände“, „Zur Geschichte der neuern schönen Literatur in Deutschland“ und den ersten Band des „Salons“. Laube's eigener Roman „Das junge Europa“, den Heine kannte, athmete zukunfts-

Vriefe von Heinrich Heine an Heinrich Laube, 25

fröhlichen Geist, seine „Reisenovellen“ wandelten direkt auf Heines Spuren, doch hatte sie sich dieser noch im September 1835 nicht verschaffen können. Bei Übernahme der „Eleganten Welt“ nähert sich Laube auch persönlich dem gefeierten Dichter in Verehrung und sucht ihn natürlich als Mitarbeiter zu gewinnen. Kam Heine unter diesen Umständen schon von vornherein dem jüngeren Schriftsteller mit besonders lebhaftem Interesse entgegen, so kettete sie die Menzelsche Denuntiation und die aus ihr folgende Ächtung des sogenannten Jungen Deutschland noch fester an einander; auch berührte die unwandelbare Treue, mit welcher Laube dem Dichter schriftstellerisch und persönlich ergeben blieb, den Vielverfolgten auf's mohlthuendste.

Während Heine im sicheren Zufluchtsort der freilich bitteren Selbstverbannung lebte, war Laube 1834 aus Sachsen verwiesen, zu Berlin verhaftet und neun Monate in der Hausarrest gefangen gehalten worden. 1837 wurde er zu sieben Jahren Festung verurteilt; indessen handhabten die damaligen Gewalthaber selbst das System der Unterdrückung mit schwächlicher Halbheit: auch die Haft Laube's trägt keineswegs alle Kennzeichen der Tragödie, denn auf Verwendung der Fürstin Pückler-Muskau wurde ihm das Amtshaus Muskau als Aufenthaltsort angewiesen, wo er in Begleitung seiner Frau und nicht ohne Verkehr lebte. Nach anderthalb Jahren hob man auch diese Internierung auf. Unmittelbar darauf fällt unser erster Brief.

Paris, den 7. Januar 1839.

Liebster Laube!

Ich schreibe Ihnen heute unter den verdrießlichsten äußeren Verhinderungen: draußen schneelliltes Sturmweather, in meinem Zimmer mehr Rauch als Feuer, neben mir ein Papagey, der beständig schreit, und ein schönes Weib, welches mit einer alten tauben Magd zankt. — Und wie sieht's erst im Innern aus, in der Seele — wie in einem alten Schornstein, worin Hellinge getrocknet werden und die Hexen auf ihren Vesenstielen auf und ab steigen!

Aber ich darf es doch nicht länger aufschieben, ich muß Ihnen heute antworten, damit Sie wenigstens erfahren, daß die verzögerte Rücksendung des Pücklerschen Manuskriptes nicht meiner Schuld beizumessen — ein Franzose, dem ich es anvertraut, hat mich bis heute an der Nase herumgeführt, und ich muß es endlich ihm abnehmen und einem andern zur Durcharbeitung anvertrauen. Tann habe ich Ihnen auch zu bedeuten: daß ich sehr bald eine Reise antrete, die mich auf geraume Zeit von Paris entfernt halten möchte, und daß ich daher wünsche, das Manuscript Ihrer Literaturgeschichte recht bald zu erhalten. Schicken Sie mir alles, was davon abgeschrieben ist, sobald als möglich, und zwar durch die fahrende Post — Vuchändlergelcgenheiten sind verdammt Imigschleppig, und so habe ich z. V. Ihren vorletzten Brief sehr spät erhalten. Adressiren Sie das Paalet: an H. H. »e, »ui » »ins 6e Hlr. ^ »Is» (, 'ob.en, ? »udourss l'oigZonniürs ! ^c>. 15 » l'Illri«. Senn Sie nicht ungehalten — auch heute noch nicht, auch heute schicke ich Ihnen die verlangten biographischen Notizen noch immer nicht — aber Sie sollen sie doch binnen 14 Tagen erhalten.

Ich gratulire Ihnen, daß Sie jetzt Ihre völlige Freiheit erlangt haben — was Sie auch jetzt beginnen mögen, meine Theilnahme bleibt Ihnen gewiß; auch in literarischen Unternehmungen, — obgleich ich mich ans dem Zeitgezänke gern fern hielte — Zlbcr, ich habe es Ihnen oft genug gesagt, und Sie wissen auch von selbst! daß Sie der einzige sind, mit dem ich, im tiefsten Sinne des Wortes, harmonire. Ich gebe Ihnen carte blanche, wo Sie es nur wollen, und wozu Sie es nur »vollen, meinen Namen zu gc-

26 «Lugen Wolfs in Kiel,

brauchen. Sie tonnen in meinem Namen sagen und thun, was Sie nur wollen — so viel Zutrauen setze ich in Sie!

Ich befinde mich wohl und muthig und baue mir täglich neue Luftschlösser. Mit meinen Augen geht es besser.

Ich lebe viel, schreibe wenig und gebe gar nichts heraus. Letzteres hat ganz andere Gründe, als Sie wohl vermuthen dürften. Lampe nemlich ist es, welcher mir alle Lust dazu, wonicht gar die Freude am Schreiben selbst verleibet. Daß er früherhin, wo er in Angst vor Verantwortlichkeit schwebte, meine Bücher mit gräulichen Verstümmelungen drucken ließ, das verzeih ich ihm, obgleich er mich dadurch den peinlichsten Mißverständnissen preisgab. Aber jetzt, denken Sie was mir geschieht! denken Sie:

Vor länger als 12 Monathen schicke ich ihm eine Nachrede zum 2. Bande meiner Gedichte, wovon er mir versicherte, daß sie im Begriffe ständen, die Presse zu verlassen. Kein Wort Politik darin, kein Wort, das nrr der stockigste Zensor nicht hingehen lassen konnte — ich ließ das Manuscript einen Oestreicher lesen, der mir versicherte, es kann in Wien das Imprimatur erlangen. — Nur Durchhechelung der Schwaben und Zurecht» Weisung des kläglichen Pfitzers enthielt mein Manuscript. — Ich bekümmerte mich schon nicht mehr darum, — als ich im Herbst Brief von Campe erhielt, worin» er versicherte, daß meine Gedichte nicht die Censur passirt hätten, daß also meine Nachrede ebenfalls nicht gedruckt worden, und daß er mir vorschläge, diese Nachrede in einer Zeitschrift, welche er unter dem Namen Literarische Jahrbücher unter der Presse habe, gleich abdrucken zu lassen. — Nur abdrucken! Nur schnelles Abdrucken, antwortete ich ihm auf der Stelle, nur abdrucken, gleichviel wo, aber schnell!

Und nun vor 14 Tagen erhalte ich die Aushängebogen und finde, daß der Aussatz ganz verstümmelt ist, und zwar boßhaft verstümmelt, in den wichtigsten Uebergängen, wie es keine Censur thut, sondern nur eine freche Privathand es thun konnte. Ich habe Campe sogleich meinen ganzen Unwillen, meine ganze Entrüstung, meinen ganzen Ekel geschrieben und ihm angezeigt, daß ich meine Nachrede in ihrer Originalgestalt drucken lassen. Er hat mir kläglich geantwortet und mir fast eingestanden, daß es nicht der Censor war, der mich verstümmelte. Sie sehen, ich bin verrothen und verkauft von Campe, der freulich sehr bald dafür büßen muß, daß er mit Gutzkows Helfershelfern, dem miserablen Wihl, dem elenden Beurmann, und ähnlichem Gesindel fraternisirt. — Da mir der Charakter Gutzkows ganz klar ist, so bin ich überzeugt, daß Campe eben von Gutzkow am Ende abgestraft wird, und daß er wie Menzel am Ende den Bodensatz der Gutzkowschen Freundschaft kosten wird. Ja, Gutzkows ganzes Wesen ist mir klar — und ich bedauere ihn sehr. Er ist besessen von einem Dämon, der mir wohl bekannt ist. Ich er» innere mich, daß ich vor diesem Dämon immer Angst hatte. Es ist vielleicht ein Galgenmännlein — Zuerst hatte ihn Kotzebue, der überlieferte ihn dem Müllner, dieser dem Menzel, dieser wieder dem Gutzkow — der hat ihn vielleicht am wohlfeilsten erstanden und kann ihn nicht los werden, und wir sehen ihn bald als wahnsinnigen Halbheit» im Lande herumlaufen, wenn nicht gar ihm der Teufel den Hals umdreht. Ich scherze nicht ganz-, das Böse, was in ihm sitzt, erscheint mir wie Ueberlieferung. Er wirft mit Koth wider seinen Willen. Mich z. B. will er loben, und weiß doch nichts Besseres zu thun, als daß er die Triumphorte, die» er mir baut, mit dem alten Menzeljchen Koth betleckst, von meinem Inbenthume spricht, ganz » I» Menzel, Her mit dieser Losung zuerst den Pöbel gegen mich zur Bundgenossenschaft aufrief und sein eigenes Originaldeutschthum dokumentiren wollte. Oder sollte wirklich Gutzkow so wenig Bildung, so wenig Takt besitzen, daß er von Dingen redet, woran man weder mich noch den Pöbel erinnern sollte, Dinge, die jeder, der meine Achtung genießen will, nickt einmal denken sollte, so kläglich, so miserabel sind sie. — Sie begreifen, eben Sie, Laube, der Sie nächst Varnhagen der taktbeglitteste Schriftsteller sind, Sie begreifen, daß ich hier nicht aus Unmuth spreche: j'ncr gedruckte Koth hat für mich nichts Verletzendes, ick bin sogar zufrieden, wenn meine feinde keinen neuen Noch Mmne», mit der Mistgabel mick bedrohen statt mit feinen

Briefe von Heinrich Heine an Heinrich Laube. 2?

Stilleten, und ich habe lieber, daß sie damit nach der längst verlassenen Wiege hinsiechen, als daß sie nach meinem jetzigen Nette oder Ruhestätte hinzielen — Sie verstehen mich — aber jede Erwähnung, in der angedeuteten Weise, ist mir immer ein Criterium für den Charakter und das innere Wesen dessen, der sich derselben bediente.

Das Jahrbuch selbst, worin Gutzkow mich gelobt und Laube und Mundt getadelt, ist mir erst vor ewigen Tagen zu Gesicht gekommen — und was ich oben erwähnt, werden Sie zu deuten wissen». Tic Angriffe gegen Sie und Mundt erregen bey mir nur Ekel — Wie wird das enden! An Geist und Talent fehlt es dem Manne nicht, aber bcibem fehlt jener Halt, ohne welchen Alles verpufft und verknistert. Kleinere Stcme werben länger glänzen als dieser stralende Comet, der mit seinem Flammenschweife am Himmel der Literatur, ohne Schonung und Gesetz, dahin läuft. Was bedeutet dieser Comet? Oder ist dieser Comet zugleich selber das Unglück, welches er bedeutet? Ich glaube es fast, denn dieses literarische Unglück, welches Gutzkow heißt, ist groß genug und hinlänglich betrübsam. Leben Sie wohl und heiter. Ihrer Frau und der Fürstin Pückler meine gehorsamsten Grüße.

Ihr Freund

Hollsienn Ileinrik Laube. H. Heine.

en Bil«zie (^H«iu»ßns).

Das Schreiben führt uns mitten in die literarischen Kämpfe der Zeit.

Nur der Anfang ist persönlicher Natur.

Unter dem erwähnten Pücklerschen Werk haben wir des Fürsten „Andeutungen über Landschaftsgärtnerei" in französischer Übersetzung zu verstehen.

Veurmlinn und Wihl waren von Heine auf's jfreundlichste in Paris

empfangen worden. Elfterer hatte sich dann Ende 1837 öffentlich mit Gehässigkeit über Heine geäußert und die Gastfreundschaft desselben mit feindseliger Indiskretion erwidert, wie auch Ludwig Wihl zugestand. Diefer ließ sich indessen selbst in feinem Aufsatz „Heinrich Heine in Paris" unter Anerkennung des Dichters absprechend über den Charakter Heine's vernehmen, den er gegen Börne herabsetzte. Er veröffentlichte feine Auslassung 1838 im „Telegraphen für Deutschland", welchen Gutzkow seit dem Vorjahre, noch dazu in Campe's Verlag, redigirte.

Inzwischen sah sich Heine von der schwäbischen Dichterschule, deren er freilich ironisch genug in der „Romantischen Schule" gedacht, dadurch herausgefordert, daß sich Gustav Schwab von der bisher mit Chamisso gemeinsam geführten Redaction des „Musenalmanachs" und seine Landsleute von der Mitarbeit zurückzogen, weil der Verleger dem Jahrgang 183? Heine's Bild beigab. Dieser zeichnete nun die schwäbische Schule in der Tannhäuser-Legende auf die bekannte respectwidrige Weise, darauf ging Gustav Pfizer Anfang 1838 in der „Deutschen Vierteljahrschrift" mit „Heine's Schriften und Tendenz" in's Gericht. Diesen Aufsatz besprach der „Telegraph" zu Heine's neuem Verdwß ohne besonders scharfe Widerlegung. Im Mai entsteht Heine's Antwort, ursprünglich als Nachrede zu einem zweiten Band des „Buchs der Lieder." Da jedoch sein Verleger Campe sich nicht scheute, Gutzkow das Manuskript zu zeigen, erhebt dieser in einem ausführlichen, anmaßenden Briefe vom. 6. August 1838 heftige Vorwürfe, namentlich den der Unsittlichkeit

28 «ugen wolff in «icl,
gegen den Dichter. Trotzdem geht Heine auf dieses Schreiben in Kürze ruhig ein. Die Gedichtsammlung läßt er erst 1844 unter dem Titel „Neue Gedichte“ in die Oeffentlichkeit treten. Das Nachwort erschien aber alsbald im „Jahrbuch der Litteratur“, das Gutzkow ebenfalls herausgab, mit der Ueberschrift „Schwabenspiegel.“ Gegen die Verstümmelung desselben erließ der Antor in der „Zeitung für die elegante Welt“ eine Verwahrung, und ebenda veröffentlichte er auf Campe's im „Telegraphen“ folgende 'Behauptung, daß die sächsische Censur die Kürzungen verschulde, einen schonungslosen offenen Brief „Schriftstellernöten.“ Nun sucht Gutzkow in seiner Zeitschrift dem Gegner den Garaus zu machen, daneben sendet Wihl an den „Hamburgischen Correspondenten“ einen Artikel, welchen Kühne in der jetzt von ihm redigirten „Zeitung für die elegante Welt“ gleichzeitig mit einer Parodie desselben abdruckt, die Heine im Namen „Hektors, des Jagdhunds bei Hoffmann und Campe in Hamburg“ abgefaßt hatte.

Laube kam mit seiner Frau 1839 nach Paris, verweilte in Frankreich bis gegen Ende des nächsten Jahres und verkehrte so fast ein Jahr mit Heine persönlich, bis er sich wieder in Leipzig niederließ. Heinrich Heine stand damals geistig wie körperlich in voller Kraft. Eben beschäftigte ihn eine Schrift über bezw. gegen Börne, welche freilich nur zu sehr geeignet war, die Schaar von Heine's Feinden zu verstärken, um so mehr als Gutzkow gleichzeitig dein 1837 verstorbenen Börne ein verehrungsvolles literarisches Denkmal setzte.

Saint-Lo, den 3. September 1840.

Liebster Laube!

Vor etwa 1» oder 12 Tagen schrieb ich Ihnen, den andern Tag erhielt ich Ihren verdrießlichen Brief, dessen letzte Gründe ich erst heute «erstehe, indem °ich, von einer Exkursion in die Bretagne hier ankommend, einige Briefe aus Hamburg vorfand, und klar einsehe, von welcher 3lrt der Gaunerstreich ist, der gegen mich ausgeheckt worden. Wie weit Campe schuldig ist, weis; ich nicht, aber das; Mr. Gutzkow ein literarischer Cartouch ohne Gleichen, ist wieder aufs Glänzendste bewahrt. Man rechnet anf völlige Unthätigkeit von meiner Seite nnd wieber sucht man mich durch Drohungen nud durch Vermittlungen zum Schweigen zu bewegen. Diesmal aber ist Schweigen Feigheit und Berrath an die Interessen unserer Literatur: — Legen Sic die Hand anf mein Herz: es schlägt ruhiger als je und die Schnöditäten, womit ich hier heimgesucht werde, begegnen der trägmüthigsten Apathie. — Aber es ist die Frage, soll dieses unerhörte RänkenMem, die organisirte Lüge, in der Literatur geduldet werden? Ist es nicht meine Pflicht, es Zu enthüllen? Ich scheere mich den Henker um das Schicksal meines Buches, ich bin an Schimpfen gewöhnt, ich bin zufrieden mit meiner eignen Zufriedenheit, — ich will mir selber genügen, und deshalb hatte ich auch niemanden beauftragt, mein Buch zu vertreten. Es gilt jetzt ein schlechtes Treiben an den Tag zu bringen, damit das Publikum lerne, was die cmonvme Presse, die einem Gutzkow erlaubt, durch Helfershelfer zu verläumdchn, am Ende bedeutet. Durchschaut habe ich diese Manöver gleich, bev, Gelegenheit Ihrer Literatur habe ich Ihnen bereits darüber Licht gegeben, nnd Sic waren der Meinung, es mühte in Deutschland etwas geschehen. Dan ich die kleinen anonymen Artikel, die damals gegen Ihr Buch erschienen, nicht in der Allg. Zeit, widersprach, ist nicht meine Schuld, sondern Kolbs, der mir meinen Aufsatz zurückschickte. Ueberall traf ich auf Gutzkowfche Intriguen in Betreff Ihrer, und ein andermal erzähle ich Ihnen, wie ick, dergleichen entgegen arbeitete. Wie können Sie mich verkennen! Wie können Sic meine Schreibfaul-

Viele von Heinrich Heine an Heinrich taube, 29

heit mißdeuten. — In Betreff der Literatur glaubte ich Ihnen Hinlängliches wissen lassen, und schrieb nicht, erstens weil die außerordentlichsten Elisen alle meine Federthätigkeit in Anspruch nahmen und dann auch weil ich Ihnen Resultate zu melden wünschte, und trotz aller Mühen nicht dazu gelangte. Sobald ich in Paris anlange, schreibe ich Ihnen entweder selber haarklein alle darauf bezüglichen Mißlichkeiten oder lasse sie Ihnen durch einen Tritten schreiben, um Zeit und gute Laune zu schonen. Jeder Brief kostet mir Angestrengung.

Jetzt handelt es sich weder um ein Buch von Ihnen oder von mir, sondern um das Gutzkowsche Treiben vor dem Publikum zu enthüllen, und bin ich des Beistands der Freunde, deren Interessen hier eben so gut wie die meinigen im Spiel sind, einigermaßen sicher, so tret ich als ein ehrlicher und gemäßigter Mann auf und sage die ehrliche Wahrheit, die am Ende dennoch siegt; — möge man nachher immerhin alle meine Lebensverhältnisse, durch listige Entstellungen, verläumdern.

Suchen Sie besonders Aühnchs Beistand zu gewinnen. Wenn er die Elegante nicht mehr besitzt, wird er ebenso gut wie ich und Sie dem Prehmißbrauch Gutzkows st Kon-sorten ausgesetzt sein. Er ist ein tief sinniger Kopf und wird leicht begreifen, wie es wichtig sey ist, daß ich unterstützt werde. Ich bitte, gehen Sie auch andere Freunde an, in meinem Namen. — Campe, welcher das Gutzkowsche Buch über Börne nicht drucken wollte, hat die zu Grunde liegende Gelddifferezenzen geordnet, und druckt es jetzt. — Von Weill hab ich Brief vorgefunden (ich schickte ihm mein Buch von Granville aus) und auch er macht mich drauf aufmerksam, daß die Frankfurter Seelenwittwe Bornes und ihr überlebender Leibgatte sehr viel Geld gegen mich spendiren werden. Aus Hamburg erhalte ich denselben Wink.

Ich habe in der letzten Zeit viel Roth und Sorge gehabt und besonders viel Geld eingebüßt. — Indessen meine Finanzen sind in diesem Augenblick in sehr gutem, fast blühenden Zustand, und ich mach Sie daraus aufmerksam, Geldinteressen braucht ich nicht zu schonen.

Ich habe mir ins Gedächtnis; zurückgerufen, was ich Ihnen von Granville aus geschrieben, und von diesem Brief will ich folgenderweise Gebrauch machen. Tiefen Brief müßten Sie jemanden anvertrauen, der ihn drucken läßt; da er älter ist, als was ich später vorzubringen habe, und gewiß auch ganz den Charakter der Unabsichtlichkeit tragen mag und die Intriguen, die gegen mich gesponnen werden, schon gleich erkennen läßt: so kann dieser Brief die nützlichsten Resultate hervorbringen: erstens werde ich dadurch gezwungen weitere Erklärungen und Erörterungen zu geben, Briefe von Campe mitzutheilen, ich reitze vielleicht gar Gutzkow schon gleich zu Angriffen gegen Campe, und alles, was ich vorbringe, erscheint absichtloser in den Augen des Publikums. Da ich in der Feme lebe, so ist die Mittheilung des Briefes keine Indistrezion, sondern nur ein Freundschaftsdienst, wodurch die dem Abwesenden gespielte Posse und Perfidie in seinen Wirkungen vereitelt wird. Nur muß der Brief, (dieses Aktenstück!) mit klugen Worten eingeleitet und encadrirt werden.

«Hegen Schufte muß man mit List agiren, sonst ist man psrclu.

Ich glaube, ich habe hier ausgepünktelt, wie der Feldzug am vortheilhaftesten für mich eröffnet werden kann. — Findet sich kein Mensch von bekanntem Namen, der den erwähnten Brief aus Granville mit Ihrer Erlaubniß publiziren kann, so müssen Sie ihn durch einen Anonymus drucken lassen. Jedenfalls hoffe ich, daß Sie diesem Plan gemäß handeln werden. Ich glaube, es steht nichts im Brief, was nicht mittheilbar. In drei Tagen bin ich in Paris, wo eine Masse Geschäfte meiner harren. Werde aber nichts vernachlässigen. Schreiben Sie mir bald, was Sie gethan, ob Sie meinen Plan in obiger Weise eingeleitet. — Sie haben keinen Begriff davon, mit welcher In3,»v»i3« loi gegen mich intrigirt wird, und wie ich zu jederartigen Gegenwehr berechtigt bin!

Taß aber mein armer Immerman todt ist, ist doch das Schlimmste. Er gehörte noch zum Sagenkreis des alten Deutschlands. Wie weit ich zum jungen Deutschland

30 «ugen wolff in «iel,
gehöre, wirb sich jetzt zeigen, wenn der Krieg in der Welt wieder los geht. Ich glaubt
noch an mir selber. H. tz.

Von dem Eingangs und gegen Ende erwähnten Brief ist nur die Nach-
schrift erhalten (s. Heine's Gesammelte Werke, herausgegeben von G. Karpeles,
Band IX., S. 250 f.).

Seit Februar 1840 sandte Heine wieder der Augsburger „Allgemeinen
Zeitung" Correspondenzen.

Der Kampf mit Gutzkow über Börne spitzte sich besonders heftig zu;
Gutzkow zieh Heine der Lüge, ohne selbst bei der Wahrheit geblieben zu sein.
Noch peinlicher gestaltete sich durch des Dichters Schuld der Streit mit einem
Herrn Salomon Straus aus Frankfurt a. M., dem nunmehrigen Gemahl
von Börne's Freundin, Frau Wohl, welche von Heine in unverantwortlicher
Weise verdächtigt war; schließlich kam es bekanntlich zum Duell mit Straus.
Heinrich Laube, dem die Denkschrift „Heinrich Heine über Ludwig Börne"
gewidmet war, billigte sie keineswegs. Wie er selbst (Gartenlaube 1868,
S. 25 f.) erzählt, schloß er nach tagelangen Debatten: „Nun denn, wenn
Du also dem Gelüste absolut nicht entsagen kannst, dann adle es wenigstens
durch eine Zuthat. welche über Börne hinaus ragt!" — „Wie das?" —

„Setze mitten in diese Invectiven hinein einen Berg, welcher Deine höheren
und weiteren Anschauungen der Welt erhebend darstellt. Sein Inhalt wird
den Lesern die Ueberzeugung einflößen, die Polemik vor und hinter diesem
Berge sei eine leichte Zuthat, welche erklärt und entschuldigt werde durch
Dein persönliches Bedürfniß, historisch vollständig zu sein, historisch auszu-
räumen." — „Mit dem ‚Berg/ hast Du Recht," gab Heine zu. „Ich werde
ihn errichten." — So wurde der „Berg" zum geflügelten Wort zwischen den
Freunden, Tag um Tag kam aus Heine's Mund: „Der Berg ist angefangen!
Der Berg wächst, der Berg erhebt sich!" — Freilich erklärt sich Laube für
enttäuscht, da er als „Berg" uichts weiter fand, als die eingeschobenen Frei-
heitshi)nnen aus Helgoland.

So werden auch die Anspielungen des folgenden Briefes verständlich.

Paris, den 6. Octobr 1840.

Liebster Laube!

Es sind jetzt 4 Wochen, das; ich Ihnen von Saint-Lo aus schrieb, und erst gestern
Abend erhielt ich Antwort: ick eile Ihnen darauf zu erwieoern. — Ter vorgeschlagene
Feldzugvplan gegen den Lump Gutzkow war gut im Momente, wo ich Ihnen schrieb —
jetzt, wo denken Sie bin! jetzt ist alle Welt, sogar die elegante, gegen mich gewonnen;
Sie haben keinen Begriff davon, wie gut gegen mich manövriit wird, wie Juden und
Patrioten gegen mich vereinigt, wie die großen Frenheitshelden über mein armes Buch
loseifern, trotz dem groneu Berg, den ich darin aufgebaut — aber die Blindheit ist
hier für den Augenblick eine Thatsacke, gegen die ich nichts vermag, und die nur mit der
Zeit schwindet, und ich hoffe in kurzer Zeit: denn mir eine geringe Weile lang tann
Gutzkow die Revolnzionärc Parthen betrügen und die Maske fällt in demselben Momente,
wo ich hingegen aufs unumwundenste für die große Sacke auftreten muß — die Zeit-
ereignisse verlangen entschiedene Handlungen . . .Einen momentanen Triumph will ich
den Leuten gönnen, und es wäre Thvrhcit, eine Polemik anzufangen in einer isolrten
Lage, wo ich die öffentliche Meinung gegen mich habe und kein einziges wichtige aner-

Viele von Heinrich Heine an Heinrich laube. 3^

Illimte Organ bei schmächtigstem Nrttkclfabiiik entgegen zu setzen habe. — Als ich sah, daß ich nicht einmal die Elegante benutzen konnte, vertagte ich die Fußstritte, die ich dem Lump Gutzkow mehr im Interesse der ganzen Schriftstellerwelt, als in meinem eignen Interesse geben wollte. — Ich will die ungünstige Witterung ein bischen vorübergehn lassen, es ist der Rllth der klügsten Köpfe, und ich wundere mich, daß Sie, als Sie nickt gleich mir zu helfen wußten, nicht dasselbe denken und jetzt glauben, die Polemik könne vortrefflich losgehen — in den Rosen! Ich kenne diese Rosen nicht, aber ich wein, baß dies nicht das geeignete Blatt — Sie warfen mir vor, ich sey Schuld, daß Ihr Journal nicht ins Lebm trat — ehrlich gestanden, auch ein solches neue Journal wäre nicht im Stande gewesen, mich in diesem Augenblick zu decken, um so weniger, da es gewiß seiner Tendenz wegen den Radikalismus noch mehr gegen mich aufwiegeln würde. Tu ich uoch nie gegen Gutzkow geschrieben habe, so giebt mir das gänzliche Schweigen noch immer einen großen Vortheil und ich kann mich sehr gut in eine göthesche Vornehmheit hüllen: Ich weiß sogar, daß er über Letzteres am giftigsten, daß er mich eben zum Sprechen zwingen wollte — Campe nergelte ihn immer mit der Versicherung, daß ich nur ihm, dem Verleger, öffentlich geantwortet, sonst aber nie einem Schriftsteller. Sie haben keinen Begriff davon, wie ihn mein Schweigen Pitirt, und dies ist wohl mit ein Grund seiner vielen frechen Lügen und Verfälschungen der Thatfachen, die ich berichtigen soll. Er mag sich trösten, ich werde ihm einst antworten, aber zur rechten Zeit. Hilft nichts diefe Verzögerung, irre ich mich in mei«r Erwartung, daß diesem Heuchler die revolutionäre Maske bald abgerissen wird, so antworte ich ihm mit wenigen Zeilen, die ihm jedoch nicht munden werden, denn in Folge derselben muß er sich mit einer Waffe schlagen, woben kein Lügen und Intriguiern hilft — ich treibs nemlich zum Ducl, wie ich Ihnen schon in Paris gesagt habe. Ich muß es aber geschickt anfangen, daß ihm dann keine Alternative bleibt als zwischen der Pistole und der Ehrlosigkeit und daß man nicht glaube, die Triebfeder meiner Handlung seien ge° rechte Eitelkeit. Senn Sie nur ruhig, der hat kein Pardon, sondern nur Frist.

Weim Sie daher, fußend auf den Plan, den ich vor 4 Wochen andeutete, in dm Rosen eine Polemik eingeleitet, so leiten Sie sie wieder aus und thun Sie alles mögliche, daß ich die Posizion, die ich jetzt genommen, nicht einbüße. Tas Publikum muß indirekt meine polemischen Mittel insinuiert bekommen, und wenn ein Privatbrief, der geschrieben warb, ehe ich von Gutzkows Vorrede zum Börne etwas wußte, in einem Aufsätze zu meinen Gunsten abgedruckt steht, so kann Gutzkow sich doch noch keiner Antwort rühmen. Besser freulich, wenn es nicht geschehen, es unterbleibe. Sollte es aber geschehen scvn und Gutzkow antwortet, so muß ihm durchaus durch einen dritten geantwortet werden, und zur Verfügung dieses dritten stelle ich einige Briefe von Campe, die ich Ihnen dieser Tage zuschicke, und wo Campe mir sagt, .daß Gutzkow Himmel und Hölle in Bewegung setze, um mein Manuskript in Händen zu bekommen, daß er alle mögliche List dazu anbietet, daß er dieses Intriganten wegen das Buch fo fchnell als möglich drucke, daß er deßhalb den ersten besten Titel dafür ersonnen, daß der Intrigant ganz besondre Absichten, weißhalb er in seinem Buche die Geliebte Börnes in den Himmel hebe, wovon er im mündlichen Gespräche nur schnödes zu erzählen wisse, daß in dieser Beziehung eine Lüge zwischen dem was er denkt und was er schreibt — und dergl. mehr, was mit Recht gedruckt werden darf, wenn Gutzkow das, was ich in einem zufällig gedruckten Privatbricfe sagte, als Lüge erklärt.

So viel zu meiner Deckung für schlimme Fälle.

Anben schicke ich Ihnen einen Zettel von Campe an seinen Commissicmär, der Ihnen 12 Exemplare des Börne und 12 Exemplare des 4. Salontheils geben wird; ich bitte Sie. mir durch Blockhaus, wenn diese Gelegenheit schnell genug geht, 6 Exemplare von dem Vöme und 6 Exemplare des Salons hierherzuschicken und die übrigen Exemplare zu meinem Besten, für Freunde, die etwa drüber Artikel machen wollen, zu verwenden. — Anbev, schicke ich Ihnen ebenfalls einen Artikel, welchen mir ein Freund, der Professor Duisberg, so eben zuschickt, mit dem Wunsche, denselben nach Belieben in irgend einer deutschen Zeitung abzudrucken. Ich habe ihn kaum, aber er ist immer ein günstiger Aufsatz, »«lb und Elld. I.XIV, 19«. 3

32 Lugen wolff in «iel.

imd ich bitte Sie, sehen Sie zu, ob Blockhaus denselben i:: der Leipziger Allgemeinen Zeitung oder in den Blättern für literarische Unterhaltung abdrucken und zwar schnell abdrucken will. Ist er aber nicht dazu zu bewegen, so suchen Sie ihn irgend anderswo unterzubringen, wo er gelesen wird. — Daß Kühne von Leipzig abwesend, ist ein Unglück, aber sorgen Sie nur, seine Rückkehr für mich zu benutzen. Weill hatte für die Elegante, gleich beim Erscheinen meines Buchs, unaufgefordert einen Artikel geschrieben und abgeschickt, dm ich nicht gelesen, der mir aber im rechten Augenblick sehr genützt hatte. Der I. Kaufmcm muh sa ein dummes Vieh seun! — Ten Schluß Ihrer Literaturgeschichte habe ich bey meiner Rückkehr vorgefunden. Der Lump Hang versprach zu mir zu kommen, und endlich mit ihm die halbergerschen Interessen zu ordnen — kam aber nicht, trotz der Rendez-vous — Sie haben keinen Begriff davon, wie diese Verdrießlichkeiten mich mißstimmen, und nur das Bewußtsein, nichts verabsäumt zu haben, tröstet mich. Ich schreibe im nächsten Brief mehr darüber, es fehlt mir die Zeit. Auch über Ihr Buch kann ich mich nicht expektorirn, das läßt sich nicht mit wenigen Zellen abthun. Sie werden aber meinen Aufsatz lesen und Gottlob! ich kann Ihnen öffentlich sagen, was ich denke. Die 2 letzten Bände, der 3. und 4., sind vortrefflich, tausendmal besser als die ersten. Ich kenne das jetzige Deutschland nicht, und kann nicht beurtheilcn, in wie weit die Form zweckmäßig. Wir besitzen aber kein Buch, das umfassend die Literatur bespricht. Ich will heut nur sagen, daß das Buch, welches man zu verschrcyen sucht, am wenigsten den Tadel verdient, den man dagegen ausläßt. Ich tadle ganz andere Dinge, z. B. es ist kein Berg drin. Gin Berg ist aber nothwendig, das sehen Sie an meinem Börne, der allgemein anspricht. Spaß bey Seite, mein Börne ist ein sehr gutes Buch — ich habe gestern Abend 2/z des Gutzkowschen Börne gelesen — Gott weiß, es übte auf mein Gehini wie ei» narkotischer Trank. Ich schlief vortrefflich die ganze Nacht. Es ist langwellig über alle Maßen. Grüßen Sie mir die Frau Doktorin, der ich mich unterthänigst zu Füßen lege. Meine Frau ist in der Küche beschäftigt und ich rieche den vortrefflichsten Braten.

Ihr Freund

^lon8i«ur H. Heine.

!e Oootynr üeinriou Laub«,

uomms <i« Isttreg,

l>«ip2i8 (8»x«).

So offenkundig Heines bedenkliche Schwächen und Fehler find, die Parteimänner seiner Tage, besonders von links, haben mit Unrecht seiner Charakterlosigkeit zugerechnet, daß er nicht zur Partei hielt. Einmal gingen seine Anschauungen vielfach über den Parteiliberalismus hinaus, andererseits war er Dichter und als solcher ohne Verständnis; und Sympathie für den politischen Tageskampf, namentlich wenn dieser die Poesie seinen Tendenzen dienstbar zu machen strebte: die Kunst für die Kunst! forderte Heine mit Recht.

Die „Rosen, eine Zeitschrift für die gebildete Welt," gab Robert Heller in Leipzig seit 1838 heraus. — Alexander Weill war in Paris, I. Kaufman in Leipzig als Journalist thätig. — Laubes „Geschichte der deutschen Literatur" entstand während der Muskauer Haft und erschien in vier Bänden 1840. —

Laube übernahm um die Wende der Jahre 1842 und 43 von neuem die Leitung der „Zeitung für die elegante Welt". Unter Ausdruck seiner lebhaften Freude über dieses Ereigniß verspricht Heine bereits am 7. November 1842 als Beitrag für das Blatt ein humoristisches Epos, „Atta Troll".

Vliese von Heinrich Heine an Heinrich Laube«. 33

Ursprünglich (17. October 1842) hatte es der Dichter dem Stuttgarter Verleger Cotta für das „Morgenblatt“ in Aussicht gestellt, bot es aber nun der Zeitschrift des Freundes an, falls deren Verleger, Voß in Leipzig, das gleiche Honorar von 10 Louisdor für den Druckbogen zahlen wolle. Der sich alsbald über „Atta Troll“ entspinnende Briefwechsel führt uns lebendig in die Entstehungsgeschichte des Gedichtes ein und giebt manchen beachtenswerthen Beitrag zur Beurtheilung des Textes.

Paris, dm 20. November 1842.

Liebster Laube!

Ihren Brief vom 12. November habe ich erhalten, und ich eile, Ihnen ungefähr die erste Hälfte des Gedichtes zu schicken; in etwa dien Tagen schicke ich Ihnen die andere Hälfte, die etwa zwey Blätter stärker, aber ich schicke sie ebenfalls per Nriefpost, da die Portodifferenz nicht so ungeheuer seyn mag und jedenfalls von der größeren Sicherheit der Beförderung aufgewogen wird. Dadurch gelangen Sie auch gleich zur Gesamtkenntniß des Gedichtes. Sie werden sehen, die zweite Sendung ist unendlich schöner und wichtiger, jedenfalls poetischer als die heutige. Ich habe in dieser zweiten Hälfte versucht, die alte Romantik, die man jetzt mit Knüppeln todtschlagen will, wieber geltend zu machen, aber nicht in der weichen Tonart der frühem Schule, sondern in der kckstm Weise des modernen Humors, der alle Elemente der Vergangenheit in sich aufnehmen kann und aufnehmen soll. Aber das romantische Element ist vielleicht unserer Gegenwart allzusehr verhaßt, es ist untergegangen bereits in unserer Literatur, und vielleicht in dem Gedichte, das ich Ihnen jetzt schicke, nimmt die Muse der Romantik auf immer Abschied von dem alten Deutschland!

Wie ich mich bei Eotta diskulpire, sage ich Ihnm später. — Auf Herrn Voß werbe ich das ungefähre Honorar des Atta Troll trassiren, sobald ich das Gedicht Ihnm ganz zugeschickt. In Betreff seiner Besorgniß, daß ich das Gedicht nicht als Buch vor Mitte des nächsten Sommers drucken lasse, tonnen Sie ihn beruhigen. Bis jetzt kam mir nichts anders in dm Sinn als den Atta Troll meiner Gedichtsammlung einzuverleiben, die bereits seit Jahr und Tag angekündigt ist und gewiß nicht sobald kommen wird, da das Manuscript noch nicht abgeschrieben, was bey mir die Hauptsache. Ich habe einen wahren Ekel vor solcher Arbeit, da mir Campe den ganzen Spaß verleidet — seitdem er einem Wihl, einem Gutzkow meine Manuscriute in Hände gegeben. Letzterer oder ersterer müssen sich sogar materiell an dem Manuscript meiner Gedichte dergestalt ver°griffen haben, daß mir vieles drin fehlt und ich das durchsäuete und beschmutzte Manuscript wieder ganz neu abschreiben muß. Diese Newandtniß hat es mit meiner Gedichtesammlung!

Seussert wird in 8 Tagen Ihnm eine Paralele zwischen der Rachel und der Dorual zusenden. Außer Seuffert ist hier nur Duisberg fähig, über Paris mit Sllchtmntniß und in gutem Deutsch zu schreiben. Dieser würde die Uebersichtsberichte am besten machen. Ich habe bereits mit ihm in dieser Beziehung gesprochen. — In meinem nächsten Briefe mehr hierüber. Heiter grüßend

Ihr Freund

H. Heine.

Apropos: das erste und zweite Capitel des Troll müssen durchaus zusammengedruckt werden, in derselben Nummer der Eleganten.

->.

Den 3. Deccmber 1^1842.)

Liebster Laube! .

In diesem Augenblick erhalte ich Ihren Brief. Ich ermesse ganz die Wichtigkeit Ihrer Bemerkung. Statt der mißfälligen Cancan°Strophc setzen Sie gefälligst folgmd:

Eugen wolff in Aiel.

Ja, ich möchte schier behaupten.

Daß sie manchmal sehr bcdenlllich.

Mit gcmüthlos frechen Sprüngen,

An die Grand'-Chaumiöre crinnre.

Der Schluß des zweiten Capitels kann ganz wegfallen und Ihr gewünschtes Einschießel mag hier als Ersatz dienen. Nemlich nach den Worten

In Gesellschaft de» Laskaro,

Der den Atta Troll getötet —

fällt alles weg, die sammtlichen Strophen bis am Ende, und statt derselben setzen Sie gefälligst die folgenden, die ich in diesem Augenblick gedichtet, während meine Frau neben mir in der Badewanne fitzt:

Dir, Varnhagen, scy gewidmet

Dies Gedicht. Dem milden Freunde

Möge es als Antwort dienen

Auf den jüngsten seiner Briefe.

Ach! es ist vielleicht das letzte

Freue Waldlied der Romantik —

In des Tages Brand- und Schlachtlerm

Wird es kümmerlich verhallen!

Andre Zeiten, andre Vögel!

Andre Vögel, andre Lieder!

Wie sie schnattern! Jene Gänse,

Die gemästet mit Tendenzen!

Auf der Zinne der Parthey

Flattern sie mit lahmen Schwingen.

Platte Füße, heisre Kehlen,

Viel Geschien und wenig Wolle.

Manche weißgefärbte Raben

Sind darunter. Diese krächzen

Spät und früh: die Gallier kommen!

Sind des Capitolcs Retter.

Andre Vögel, andre Lieder!

Gestern las ich in der Zeitung,

Daß der Tieck vom Schlag gerührt

Und geheimer Hofrath worden.

Ich sehe wohl, liebster Laube, daß Sie mich in's Unglück bringen wollen. Jetzt

wird der ganze Landsturm des Patriotismus über mich herfallen. Ueber meine Frivolität

wird ja nur beßhlillb geklagt, weil ich nicht zu der Parthey gehöre. Früher durfte ich deßhalb

olles nlltt sagen, was ich nur wollte. — Seuffert schickt einen guten Artikel den 15. —

Ich habe keine Zeit, Ihren Brief ordentlich zu lesen; auf Voß habe ich längst trassirt,

wie Ihnen gemeldet und wie Sie es haben wollten. Es liegt mir den Teufel daran,

ob ich die paar Groschen früher oder später trassirtc, und ich that es zunächst, weil ich

eben in diesem Augenblick nichts auf Cotta abgeben wollte. Ich hoffe aber, meine Tratte

ist richtig eingelüßt worden. Ich arbeite angestrengt; muß noch vor Ende des Jahres

einige Artikel nach Augsburg schicken. Gutzkow wirb hier schön geprickelt: j« n'v »i p»8

nui. — Leben Sie wohl: nach einigen Tagen schreibe ich Ihnen über die andern ge-

wünschten Veränderungen Ihr

ölougieur H. Heine.

I« Vootyur llnuri I>»ud«

»ux »oin» 6« Ur. I.. Vo88, I^l»ire,

Paris, den 19. Dezember 1842.

Liebster Laube!

Ich habe bis heut mit Schreiben gezögert, weil ich eines Theils erwartete, ob Sic

mir etwa über die zweite Sendung meines Gedichts irgend eine Aussetzung machen würden,

die ich zu gleicher Zeit berichtigen könnte; andern Theils wartete ich, um dm ver-

sprochenen Aufsatz von Seuffert mitzuschicken, den ich aber bis heute vergebens erwartete,

was freulich nicht die Schuld Scufferts, da derselbe in diesem Augenblick ein Geschwür

an der Hand hat, das ihn am Schreiben hindert, heute schicke ich Ihnen das Manusciivt,

Viiefe von Heinrich Heine an Heinrich taube. 35

das meinem Gedichte zwischen dem 17, und 18. Capitel zu intercaliren ist. Ein Theil des früheren 18. Capitels wird hier, wie Sie dem Setzer genau begreiflich machen werden, wegfallen. Ich habe zu dieser Umänderung meine Zuflucht genommen, da ich leider eine Parthie des Gedichtes, die der artistischen Rundung wegen ganz wesentlich, jetzt nicht machen kann und Ihnen doch ein nochdürftig gerundetes Ganze geben wollte. Der Knoten des Ganzes fehlt — das Publikum wird es aber nicht bemerken. Dieses ficht immer nur auf Einzelheiten. Wie richtig sagt Goethe:

Gebt Ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken!

Ist im letzten Capitel, in den Versen:

Spielte dort ein unzweideutiges

Liebesspiel mit einer Bärin —

Ist Ihnen hier das Wort unzweideutiges etwa zu stark, so mögen Sie es immerhin durch die:

Spielte dort ein überzartes —

ersetzen. Die inculpirte Stelle im Caput IV:

Trauet nur keinem

Menschen, welcher Hosen trägt

kann ich, im Fall es durchaus nochwendig, nicht anders umändern, als daß ich die ganze Strophe durch folgende schwächere Verse ersetze:

Kinder, hütet Euch vor jenen

Unbehaarten Lügenbälgen,

Jenen gleisnerischen Menschen,

Die ein Auswurf der Bipeden.

Die Verse im Caput VI:

Kinder, noch ein Weilchen bleib ich

Unter Euch und dann verschwind ich —

mögen Sie immerhin ersetzen durch:

Kinder, meine Eidenwallfahrt

Ist vollbracht, wir müssen scheiden.

Die Strophe im Caput X, wo Ihnen die Verse:

dieser plumpen

Und zugleich perfiden Bestien —

mißfielen, ersetzen Sie gefälligst durch folgende Strophe:

Doch mit schleckt geleckten Tölpeln

Täglich mich herum zu balgen,

In der tzeimath Eichenwäldern,

Ward ich endlich überdrüssig.

Sie haben mir nicht bestimmt geantwortet in Beziehung auf dm Professor Duis-

burg. Wie sonnen Sie glauben, daß ich Ihnen Mitarbeiter empfehlen würde, wenn ich

nicht überzeugt von deren Werth für Ihr Journal. Ich wiederhole Ihnen nochmals,

daß Duisburg hier der einzige ist, welcher gutgeschriebene und zuverlässig gedachte Ueber-

sichten aus Paris geben kann. Daß Sie den Mr. Weilljchm Mist aus der Eleganten

(Weill und Elegant!) Heinusfegen werden, haben Sie mir, glaub ich, bereits gesagt.

Wenn ich selber Ihnen für die nächsten Monathc nichts bestimmtes verspreche, so geschieht

es, um sicher zu seyn, daß ich Ihnen immer Wort halte. Einige Gedichte Hab ich ge-

schrieben, die ich Ihnen gelegentlich schicke. — Noch ein Wort; es liegt mir sehr viel daran:

Ich bitte Sie, die Nummern, worin mein Atta Troll abgedruckt ist, jedesmal unter Kreuz-

louvert an den Herrn Carl Heine, per Adresse des Herrn Salomon Heine

in Hamburg zu schicken. Auch mir wollen Sie gefälligst die Abdrücke unter Kreuz-

llliivcrt jedesmal nach Paris zuschicken.

36 Lugen Ivloff in Kiel,

Der Scandal, den Gutzkow hier angerichtet, um die Aufmerksamkeit zu erstacheln, ist widerwärtig über alle Beschreibung. Sem Talent der Intrigue bewährt sich aufs glänzendste. Denken Sie sich, Cotta fürchtet ihn so sehr, daß die Allgemeine Zeitung nicht einmal die Entgegnung auf seine Unverschämtheiten gegen die Pariser Correspondenten aufnehmen will. Sagen Sie mir, ob die Elegante ihn besprechen wirb oder noch wartet mit dem Anfang der Feindseligkeiten. Diese werden früh oder spät eintreten und Sie können sich auf offenen Krieg gefaßt machen. Im Augenblick, bin ich überzeugt, läßt er Sic schon ausspioniren nnd kajolirt Sie vielleicht. Ihr Freund
Unnnisur H. Heine.

1s vooteur U«nri I,kud«

»ux «oinz äe 2lr. 1^. Vn8», lidr»ire.

I^sipli^.

Liebster Laube!

Anbeu 1. das Schlußkapitel des Atta Troll, welches die Widmung an Varnhagen enthält; aber ich bitte, ändern Sie nichts dran: wegen Herweghs Mißgeschick habe ich nichtmehr „Zinne deiPartheN" sagen dürfen. Zweitens erhalten Sie eine Rellamazion, die ich in einem Auszug aus einem Briefe an Sic gekleidet, indem ich wünsche, daß Sie ob der Frechheit, womit man auf mein Schweigen immer rechnete, einige tüchtige Worte sagen. Kaim man durch Lügen meinem persönlichen Leumund keinen Flecken an-correspondiren, wie in der miserablen Strauhischcn Complottirung, so möchte man wenigstens meiner schriftstellerischen Reputazion etwas anhängen, und die schlechten Gedichte im Musenalmanach müssen dazu dienen. Ach, Liebster, die Güthesche Zeit des Schweigens ist rorbey. Vergessen Sie nur nicht die Exemplare unter Kreuzcouvert nach Hamburg und hierher. Ich sehe hier keine deutschen belletristischen Zeitschriften (doch die Elegante wird bald hier gehalten werden). Müssen mir also treulich mittheilen, wenn etwas geklatscht wird, das mich intressirt.

Herrn Voß werde ick, wie ich Ihnm bereits gesagt, sogleich schreiben, wenn ich mahl das ganze Gedicht vor Augen habe. Jetzt habe ich nichts mehr in Bezug auf dasselbe Ihnen zu schicken, Alles ist in Ordnung, nnd ick, hoffe, daß der Abdruck nicht zu lang sich hintrüdelte. — Leben Sie wohl, und grüß«: mir Ihre Frau. Wir befinden uns Wohl. Hier habe ich einige mahl unseres jungen Teutschlands Buchhändler, dm Löwenthal, gesehen; er will vieles, weiß aber nicht, was er will. Ihr Freund

Paris, den 24. Januar 43. H. Heine.

Paris, den 11. Februar 1843.

Liebster Laube!

Dies sind die eisten Zeilen, die ich seit 14 Tagen schreibe; mein Augen-Ucbcl hat sich nämlich wieder eingestellt. Erst heute geht es mir etwas besser. — Ihren Brief vom 1. Februar habe ich gestern erhalten und ich eile, das Notwendigste drauf zu antworten: Mit den Interpolazionen nnd Einschiebseln hat es ganz seine Richtigkeit, Sie irren sich weder in der Reihenfolge der Eapitel »och in den Aenderuncn. Ter Vers:

Als ich saß beim todten Bären

In dem Thale Ronceral —

muß, wie sich von selbst versteht, verändert werden, und ich bitte Sie, die ganze Strophe durch folgende zu ersetzen:

Ja, Hut-Hut, der alte Vogel

War es, der mir freundlich^imhte.

Im verhexten Luftreviere,

Iu der Hütte der Uraka,

Vliese von Heinrich Heine an Heinrich taube. 3?

Ich hätte hier einen argen Bock geschossen. Auch die Strophen tonnen Sie auslassen, welche Ihnen am Schlüsse so sehr mißfallen, und das Kapitel schließt dann mit den Worten:

— die Balkaisa

Wird noch lang vergebens rächen.

Wer der größte Lump in Deutschland.

Im letzten Capitel, in der Zueignung an Barnhagen, stehen die Worte: „Auf den Zinnen Deutschlands“ — ich bitte Sie, setzen Sie statt dessen: „auf den Wällen Deutschlands.“ Sie haben gut reden, der Mangel an Zusammenhang im Gedickte, das Zerstückte, ist eine Folge der ursprünglichen Beschränkung: hätte ich nicht von vornherein die Absicht gehabt, das Gedicht in einem zahmen Journal abdrucken zu lassen, wäre die Persiflage der Leitideen prägnanter hervorgetreten. Jetzt fühle ich das Bedürfnis, diesem Mangel in einem späteren Buchdruck abzuhelpen, und da bietet sich mir fast für 200 Strophen der köstlichste Stoff. Wie weit ich diesen Borrath nachträglich bearbeite und überhaupt den Atta Troll durch interessante guthat als Buch von honettem Volumen erscheinen lasse, kann ich Ihnen erst später sagen, und das ist der Grund, warum ich auch Herrn Boß erst in einigen Monathen antworten kann: seinen Antrag habe ich mir ernsthaft zu Gemüthe genommen. Wein« das Ganze so fertig wirb, wie es in meinem Geiste steht, sollen Sie nicht über Rundung und Mittelpunkt zu klagen haben. — Ich hatte Sie ersucht, die Nummer» des Atta Troll jedesmal nach dem Druck, unter Kreuzkouvert, mit der Post hierher zu schicken. Das tostet Ihnen jedesmal ein paar Silbergröschchen und mir hier nur einen Sous oder zwey. Statt dessen erhielt ich vor 10 Tagen ein Paquet in Wachsleinen durch die Messagerie, worin — die zwen ersten Nummern der Eleganten enthalten. Das Porto kostete mir 5 Franks und 15 Sous. Das ist Alles, was ich von der Buchhandlung erhalten. Ich bitte Sie daher, mir umgehend die bereits erschienenen Nummern der Eleganten (so wie auch die eisten zwey, die ich weggegeben) unter Kreuzkouvert mit der Post zu schicken. Unverzöglich. Ich bitte Sie, vergessen Sie es nicht! Ich Hab sie eben jetzt zur Uebersicht nöchig. Auch meine Hausnummer hatte die Buchhandlung unrichtig bemerkt: sie ist 46 ?»llbonr8 ?oi»3onniere. Ich bin hellte zu blind, um Ubrer die Tnpographen meines «Gedichtes in der 2ten Nummer der Eleganten mich zu expektorircn. Ich werde es Ihnen aber nicht ersparen. Ich beruhige mich nur noch durch den Gedanken, daß Sie eben in einer Probenummer so viel als möglich hineinpressen mußten. Sonst wäre dieser Druck Imverantwortlich. Ich komme darauf zurück. — Ich schreibe heute schon mehr als meine Augen erlauben.

Heiter und ergeben Ihr Freund

h. Heine.

Wenn Kreuzkouuert (frantirt) gestattet ist, so wäre dies das beste: das Porto würde vom Honorar abgezogen.

ÄOU8INUI

Is voeteur Henri Laube,

»»x 8oin3 6e Ar. Va85, Libraire.

I.e>p?iß.

Die hier gebotenen Varianten verdanken ihre Entstehung meist der Rücksicht auf die Censur; doch auch davon abgesehen, arbeitete Heine gern an seinen Versen herum. Censor in Leipzig mar der Historiker Wachsmuth. Laube berichtet über diesen Vorgang (Gartenlaube 1868, S. 26): „Wachsmuth kennend und die Linie kennend, welche er einhalten mußte, schrieb ich immer Heine sogleich nach Empfang eines neuen Heftes: dies und dies wird gestrichen werden, sorge für Ersatz! — Und in kürzester Frist erhielt ich einen neuen Tert. Manchmal hatte ich Wachsmuths niederdeutschen Charakter, der

28 «Lugen wolff in «iel.

mitunter stark humoristische Accente vertrug, irrthümlich unterschätzt, und die Heinesche Variante ist ungedruckt in meinen Händen geblieben."

Zum Vortheil des Gedichtes konnte so gleich auf die beiden ersten Aenderungen verzichtet werden: die Abschwächung der Cancanstrophe im ersten Capitel wie die Streichung der drei letzten Strophen des zweiten Capitels, welche leider aus der ursprünglichen Fassung der „Eleganten Welt" nicht in die Buchausgabe übergingen, ist vermieden; die Ersatzstrophen traten deshalb mit Variation an das Ende des Gedichtes in ein besonderes Widmungskapitel, wohin sie auch am besten passen. — Mit Rücksicht auf Herwegh's Verbannung aus Preußen tritt für „Zinne der Partei" zunächst am 24. Januar 1843 „Zinnen Deutschlands", schließlich am 11. Februar noch unverfänglicher „Wällen Deutschlands", — da ja Herwegh es gewesen, welcher Freiligrath's ursprüngliche Mahnung:

„Ter Dichter steht auf einer hohem Warte,
Als auf den Zinnen der Partei"

von sich zurückgewiesen hatte:

„Ich Hab' gewählt, ich habe mich entschieden,
Und meinen Lorbeer stechte die Partei."

Da „Atta Troll" gerade gegen die deutschen Tendenzdichter gerichtet ist, verkleistert die Aenderung in nicht eben dankenswerther Weise den direkten Angriff gegen das nun einmal gegebene Schlagwort der Zeit. — Vorziehen möchten wir auch die, auf Grund einer eigenhändigen Correctur in der Nrieffhlindschrift, hier gebotene Construction, „platte Füße, heis're Kehlen" als Ausruf zu „Viel Geschrei und wenig Wolle" zu stellen, statt es, wie die Drucke, im Dativ auf „flattern sie mit . . ." zu beziehen. — Unausgeführt blieb schließlich glücklicherweise die am 19. Dezember 1842, „im Fall es durchaus nothwendig", zugestandene Abschwächung, so daß die Warnung des Bären vor den behosten Wesen in Druck kam.

Entschieden zum Vortheil gereicht dein „Atta Troll" die sich daran schließende, von Laube gewünschte Ersetzung der zwei niedrig prosaisch cmuthenden Verse, in welchen der Held auf sein Scheiden vorbereitet, durch zwei pomphaftere. — Auch darin hat Laube dem Freund wohl zum Guten gerathen, daß er nach einer Milderung der „perfiden Bestien" (s. denselben Brief) verlangte, sowie daß er (s. den Brief vom 11. Februar 1843) einen gelegentlichen Irrthum des Dichters und besonders die persönlichen Invectiven ausmerzen ließ, durch welche Heine dm Wettstreit um den Lumpenlorbeer illustrierte; so wurde nur das Gerippe dieser Strophen unter Auslassung der Namen gedruckt. Im übrigen möchten die hier gebotenen Fassungen: „in der Heimat Eichenwäldern" und „wer der größte Lump in Deutschland" gedruckt: „in der trenen Heimat, dessen . . ." und „wem der Lumpenlorbeer ziemt" vorzuziehen sein. — Ganz zweifellos wird man jedenfalls die am Anfang des Briefes vom 19. Dezember 1842 concedirte, aber keineswegs gewünschte, farblose Zilbschwächung: „überzartes Liebesspiel" zu Gunsten

Niiefe von Heinrich Heine an Heinrich laude. 3H

des vom Dichter eigentlich gewollten, bezeichnenden: „unzweideutiges Liebesspiel“ zurückstellen dürfen.

Die geplante Erweiterung des „Atta Troll“ ist für die Buchausgabe thatsächlich vor sich gegangen.

Gutzkow fand auf Empfehlung seiner Hamburger Freundin Therese von Vacharach Eingang in die ersten Parifer Kreise (f. feine „Briefe aus Paris“).

Die Reklamation, deren der Brief vom 24. Januar 1843 als einer Beilage Erwähnung thut, richtet sich gegen den Mißbrauch, welchen Heine's Jugendfreund Friedrich Steinmann mit des Dichters Briefen und Verfen trieb. Laube ließ diese Verwahrung sofort in der „Zeitung für die elegante Welt“ vom 8. Februar desselben Jahres abdrucken (f. Heine's Gesammelte Werke, herausgegeben von Karpeles, Band IX, S. 271 f.).

Löwenthal ist jener junge Mannheimer Verleger, der sein Geschäft ausdrücklich mit einer Aufforderung an die „Schriftsteller des Jungen Deutschland“, sich ihm zu nähern, eröffnet hatte, sich auch in der Folge für diese Gruppe stark engagierte und namentlich den bedenklichsten Stein des Anstoßes, Gutzkows „Wally“ verlegte; sein Verlag wurde deshalb durch den Vundes-tagsbeschluß gegen das Junge Deutschland mitgeächtet.

Der am Schluß des letzten Briefes laut werdende Unmuth über die Druckart des „Atta Troll“ ist vermuthlich mit dem Verdruß identisch, dessen der Beginn des folgenden Schreibens gedenkt. Im übrigen führt uns dieses auf rein persönliches Gebiet und gemährt uns einen recht unerquicklichen Blick in Heine's Charakter.

Paris, den 1. Februar 1845.

Mein theurer Freund!

Ich hätte Ihnen längst geschrieben, längst ist die Lumperev vergessen, die mich verdrießlich berührte, Sie haben mir unterdessen Ihre Liebe bewährt, aber ich leide so sehr an meinen Augen, daß mir jeder Brief eine saure Anstrengung. Bin halb blind, traurig und ein Unglück nach dem andern bricht auf mich herein. Das betrübteste ist der Tod meines Oheims; wir hatten uns beide sehr geliebt, ich konnte die brillianteste Zukunft von ihm erwarten, und siehe! vor seinem Tode läßt er sich irre leiten bey letztwilligen Bestimmungen. Jetzt muß ich meiner Familie etwas durch die Presse Angst einflößen, um wenigstens meine Pension zu sichern, die man aus Tücke in Frage stellen will. Sie sehen, ich vertraue Ihnen meine geheimsten Gedanken, wo meine Existenz von abhängt. Strenge Verschwiegenheit und Hülfe in der Noth. Wo Sie nur können, suchen Sie gegen meine Familie zu trommeln, besonders gegen den Handelsgerichtspräsidenten Adolf Halle, der Senator in Hamburg weiden will und die Angriffe am wenigsten vertragen kann. Es wird eine unerhörte Niederträchtigkeit gegen mich ausgeübt.

Ich schicke Ihnen anbei) zwey Artikel, die Sie von fremder Hand abschreiben lassen und in der blockhausischen Leipziger Zeitung sobald als möglich zu inseriren suchen müssen. Zerreißen Sie nur gleich meine Handschrift. No. I. ist ein Angriffsartikel, suchen Sie etwas den Stvl zu verändern im Anfang, damit man nicht auf mich ruthe; der Schluß aber muß ganz so bleiben. Bitte, machen Sie nur, daß er unverzüglich abgedruckt wird.

No. II ist ein Vertheidigungsartikel, woran nichts zu verändern, ich habe ihn so perfid dumm als möglich geschrieben und so stylistisch schlecht, wie reiche Leute vertheidigt

HO Lugen wolff in Kiel.

zu weiden Pflegen. Zögert etwa die Rcdakzion, diesen Artikel im Journal aufzunehmen, so lassen Sie ihn unverzüglich (ebenfalls in der Leipziger Zeitung von Blockhaus) als Inserat drucken (das ist noch perfider), und das ausgelegte Geld (sagen Sie mir nur gleich, wie viel) soll Ihnen getreu erstattet weiden.

Sie sehen, ich habe von Gutzkow etwas gelernt, aber Gott weih! ich übe die Kunst nur, wenn man mir meuchelmöibcrisch die Kehle zuschnüren will. Ob literarischer Unbill »verde ich mir wahrlich nie solche Mühe geben.

Und nun leben Sie wohl, grüßen Sie mir herzlichst Ihre Frau, von der wir hier noch oft sprechen. Sie hat ben meinen Französinen das graziöseste Andenken hinterlassen. Diskrezion und schnelle Hülfe. Lassen die reichen Leute wirtlich gegen mich schreiben, so werben Sie mir Hülfsuülter. Mr. Weill sagt mir, er habe an Kuranda einen Artikel geschickt. Ist er zu grell, so mag Kuranda die Ausdrücke mildern, nur bei Leibe kein verletzendes Wort gegen meinen Vetter Carl Heine, der immer mein innigster Freund war, obgleich jetzt mein Gegner. Aber drucken soll Kuranda den Artikel so schnell als möglich, und ich bitte Sie, ihn, wenn er gedruckt, unter Kreuzlouvcr t an Earl Heine nach Hamburg durch die Redalzion zuzuschicken. Können Sic ähnliche Vollsstimmen in der Weser Zeitung oder in der alten Bremer Zeitung oder in berliner Vossische oder Svenersche Zeitung hervorrufen, so geschieht mir dadurch großer Vorschub, denn diese Blätter weiden in Hamburg gelesen.

Schreiben Sie mir bald, nnb bleiben Sie treu gewogen
Ihrem Freund

Campe steht mir hülfreich ben. H. Heine,
zlonsisul 46. Faubourg Poissonnwre.

Is lloetsur Hsiurioli 1,2 »de,
nux 8oin« ä« Hlr. V033, l^braiis.
l^sil^i^.

l?c>. I. Hamburg, ben 7. Februar.

Ter Präses unseres Handelsgerichts, Herr Nr. Adolph Halle, der durch das Vermächtnis, seines hingeschiedenen Schwiegervaters Salomon Heine zu großem Reichthum gelangt, hat jetzt auch das prachtvolle neue Haus auf dem Lungfcrnsteg bezogen, das ihm der Verstorbene mit beispiellosem Luxus mcublrt hinterlasse» hat, und auf den seideneu Polstern erwartet der Glückliche dort die reitenden Diener, die ihm seine endliche Bestallung als Senator überbringen werden. Wenn Verstandeseigenschaften allein zu dieser Würbe berechtigen, wenn der ssaltül eines merkantilischen Naturells hinreichend, so kann der hoch- und wohlweisc Rath gewiß keine bessere Wahl treffen. Die berechnende Feinheit des Herrn Handelsgerichtspräsidcnten bewährte sich jüngst ganz meisterhaft m Bezug auf seinen Vetter Heinrich Heine, dessen Mißgeschick bey den letztwilligen Verfügungen seines Oheims hier allgemein bedauert wird. Ja, sogar die Gegner bedauern den leichtsinnigen Dichter, der in der Liebe und dcni Worte eines todt-kranken Greises eine hinlängliche Garantie zu haben vermeinte gegen abgefeimte Advokatenkniffc, unterstützt von notariellem Hasse.

5

Ao. II. Hamburg, den 6. Februar.

Ueber das Verhältniß,, in welches sich der Dichter Heinrich Heine, durch seine eigene Schuld, zu seiner Familie gestellt hat, erlauben wir uns einige Worte. — Der verstorbene Banquicr Salomon Heine war nicht bloß einer der reichsten, sondern auch genüthvollsten und großartigsten Männer, der den Glanz seines Namens und deßhalb ganz besonders den Neffen liebte, dessen Berühmtheit ihm mehr Freude machte als sie wohl verdiente, Ter Munifizenz des generösen Oheims verdankte der Poet manche schöne Summe, und seit sechs Jahren bezog er eine bedeutende Jahresrente, die ihm von elfterem — es soll

Vliese von Heinrich Heine an Heinrich laude, H^

nicht in Abrede gestellt werden — lebenslänglich zugesichert worden. Sterbend legte der Greis den Wohlstand des geliebten Neffen in die Hände seines einzigen Sohnes, den er zum Universalerben erkoren, und dem er nicht bloß kolossale irdische Schätze, sondern auch geistige, seine Tugend, hinterläßt. Tiefen letzteren, der dazu immer der liebevollste und anhänglichste Freund seines Vetters gewesen, kann ebenso wenig wie den Vater der Verdacht treffen, den Dichter kränken gewollt zu haben, wenn auch ein offizielles Testament letzteren! nur eine mähige Summe zur unbedingten und erzwingbaren Verfügung anweist. Es giebt exzentrische Naturen, die lebenslang unter Vormundschaft, womöglich sogar unter noch engere Beaufsichtigung gesetzt werden sollten, und gegen deren Willkür eben so gut wie die Regierungen auch Privatpersonen sich sicher zu stellen suchen müssen. In dieser Hinsicht hat der verstorbene Salomon Heine das wahre Veste seines Neffen ebenso sehr wie das der übrigen Familie berücksichtigt, und in den getroffenen Einrichtungen hat auch letztere keineswegs gesucht, eine bloße Waffe gegen einen ihrer nächsten Verwandten in die Hände zu bekommen. Wie durfte man — in einigen Zeitungen geschieht es — einen solchen Verdacht aussprechen, zumal hinweisend auf einen Mann, der, ein Muster von Sittenreinheit, seit 15 Jahren der Präses unseres Handelsgerichtes ist, durch seine Verdienste einer noch höheren Ehrenstellung entgegenstrbt, und wegen seines Scharfblickes, seiner Sinnigkeit, seines Edelmuthes und seiner Toleranz an den weisen Nathan von Lesung erinnert! Nein, die beschuldigte Familie hat sich bloß in den Stand setzen wollen, das schon an und für sich Unerlaubte, die öffentliche Besprechung von Familien-Angelegenheiten, zu verhindern, den bösen Dämon der Spottsucht zu zügeln, wo er sich an Privatverhältnissen wagt, die nimmermehr als Material zu literarischen Arbeiten mißbraucht werden dürfen, und ihr wahrhafter Zweck war: die Heiligkeit der unantastbaren Familienbanke zu schützen. Niemand kann edler und zugleich für das häusliche Wohl vorsichtiger handeln. Wie viele Schriftsteller haben nicht schon bereut, daß sie es nicht (so!) für ein Lebensbedürfnis hielten, über ihre Privatverhältnisse öffentlich zu sprechen. Liebevolle Arme haben sie von sich gewiesen, um alsdann im Alter einsam auf das glückliche Familienleben Anderer zu sehen. Nicht immer schüttet Fortuna ihr Füllhorn auf sandigen Boden; sie weiß oft, was sie thut, wenn auch Unzufriedenheit sie sich mit einer Binde vor den Augen vorstellt.

Zur unbefangenen Würdigung dieser Schriftstücke müssen wir uns Heine's pecuniäre Lage sowie sein Verhältniß zum Oheim Salomon Heine in Hamburg und zu dessen Familie vergegenwärtigen.

Heine's schriftstellerische Thätigkeit warf meist kaum 3000 5-8. im Jahr ab. Um ihn vor Sorgen und Lohnschreiberei zu behüten, hatte ihm der mit Millionen gesegnete Oheim anfangs 4000 t>8., später 4800 lrs. jährliche Rente ausgesetzt und regelmäßig ausgezahlt, die nach Heinrichs Tode zur Hälfte auf seine Witwe übergehen sollte. Heine lebte sehr freigebig; seine Opferfreudigkeit für nähere und selbst fernere Freunde ist eine der Lichtseiten seines Wesens. Die 20000 tr»., um welche Campe 1837 das Verlagsrecht von Heine's Werken auf elf Jahre kaufte, reichten anscheinend gerade zur Deckung seiner Schulden, die besonders aus verfehlten Börsenspekulationen herrührten, durch welche er seine Einnahme auf die Höhe seiner Ausgaben hatte heben wollen. So entschloß sich der deutsche Dichter und — was hier schmerzlicher in's Gewicht fällt — Publicist zu einem bedenklichen und verhängnißvollen Schritte, indem er weitere 4800 lrs. Jahresrente von der französischen Regierung annahm. — blieb auch das Verhältniß zum Oheim, bald durch unmittelbare Schuld des einen oder andern Theils, bald durch Zmischenträgereien

H2 «Lugen wolff in «iel.

mißgünstiger Verwandten, nicht ohne vorübergehende Trübungen, so war der Dichter doch eben noch Anfang Oktober 1844 bei dein Besuch in Hamburg auf's freundschaftlichste von Salomon Heine geschieden.

Heinrich Heine knüpfte, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, an das Testament des Oheims hohe Erwartungen; jedenfalls durfte er die Anweisung zu unveränderter Fortzahlung der bisherigen Rente als selbstverständlich ansehen. Da meldet ihm ein kahler Brief des Universalerben Carl Heine, den er als besonders liebevollen Vetter betrachtete, daß ihm nur ein einmaliges Legat von 8000 Mark Banko testamentarisch ausgesetzt sei; er, der Sohn Salomon Heine's, wolle aber aus freien Stücken die — Hälfte der bisherigen Rente weiter zahlen, unter der Bedingung, daß ohne seine Zustimmung der Dichter nichts über den Oheim veröffentliche.

Diese herbe Enttäuschung im Augenblick, wo der Dichter seine Kräfte schwinden fühlte, wo die unheimlichen Vorboten seines langsamen Absterbens sich zu offenbaren begannen, raubte ihm jede Besinnung. So tief sich indeß der Stolz des Dichters durch das schacherhafte Feilschen Karls verletzt fühlen mochte, so heftig ihn die Katastrophe gerade jetzt erschüttern mußte, — das Gegenmittel, dessen er sich bediente, zeugt doch von einem im Grunde unedlen, niedrigen Charakter. Für einen Ehrenmann gab es nur zwei Wege: auf die Rente völlig zu verzichten oder, falls man sie weder entbehren noch ersetzen konnte, seinen Stolz insoweit zu überwinden, daß man durch eine Gegenvorstellung, die durchaus nicht demüthig zu sein brauchte, an die Großmuth und das Schamgefühl des andern Theils appellirte. Heinrich Heine verlor vor Bestürzung den Kopf: sein nun zu Worte kommender Instinkt riß ihn zu dem unverantwortlichen Plan hin, die volle Weiterzahlung der Rente, neben vermittelnden Verhandlungen, durch öffentliche Pression erzwingen zu wollen, — und dennoch demüthigte er sich schließlich! Glaubte er anfangs gesetzliche Ansprüche auf die Pension zu besitzen, dann bedurfte er um so weniger der Gewaltthätigkeit. — Nicht genug also, daß er das Zeugniß Meyerbeer's und die Vermittlung Campe's erfolgreich anrief: er mobilisirte all seine Freunde, namentlich Detmold, Lassalle, Schücking, Weill, den Fürsten Pückler und auch Laube, um die Verwandten durch den Scandal, den die Erbschaftsangelegenheit in der Presse hervorrief, einzuschüchtern.

Thatsächlich mußten die Freunde in erster Linie die dem Dichter zu Theil gewordene Behandlung als scandalös empfinden; thatsächlich entbehrte die Angelegenheit, namentlich in den Augen von Publicisten, nicht ganz des öffentlichen Interesses. Jedenfalls aber wird es begreiflich, daß sie, nachdem Heine selbst einmal seine Privatbedrängniß der Öffentlichkeit preisgegeben hatte, theilnehmend und mitleidig zum Freunde standen und ihm ungestüm die öffentliche Meinung günstig zu stimmen suchten.

Laube's Eingreifen war übrigens nicht eigentlich activ: er ließ den zweiten Artikel als bezahltes Inserat in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" vom 22. Februar 1845 veröffentlichen; dabei beschränkte er sich auf wenige stilistische

Briefe von Heinrich Heine an Heinrich Heine. H3

Änderungen („hat" hinter „gestellt" fehlt, „nur" steht für „bloß", „welcher auch immer" für „der dazu immer", einmal „welche" für „die", „verbraucht" für „mißbraucht," — „an Privatverhältnisse wagt" statt des Dativs) sowie auf Verdeutschung einiger Fremdwörter („Freigebigkeit" für „Munificenz", „große" für „kolossale"). Der erste Artikel findet sich wesentlich abgeschwächt im redactionellen Theil der von Kuranda herausgegebenen „Grenzboten" (IV. Jahrgang, I. Semester, 1. Band, S. 527 f.); der Wortlaut ist nun:

Aus Hamburg.

Der Heine'sche Nachlaß und Herr Dr. Halle.

Der Heine'sche Nachlaß tritt nun mehr und mehr als eine abgemachte Sache in den Hintergrund. Der Präses unsers Handelsgerichts, Herr Dr. Adolf Halle, welcher durch das Vermächtnis; seines Schwiegervaters Salomon Heine zu großem Reichthum gelangt ist, hat nun auch das prachtvolle neue Haus auf dem Lungfernstieg bezogen, und der Glückliche erwartet in diesem luxuriös meublirten Hause seine endliche Bestallung als Senator. Natürlich fehlen dieser Gunst des Schicksals auch die Neider und Klätcher nicht, und die mit dem Testamente mit Recht oder Unrecht Unzufriedenen tauchen überall auf und behaupten: bloße Verstandeseigenschaften und meitantilischer Charakter seien noch nicht genügend für einen solchen Posten, die Erbschaftsangelegenheit, der Advokatenstuhl und dergleichen, solle nur erst in der Nähe betrachtet und geprüft werden. Doch eine solche Prüfung ist hierbei nicht zu fürchten, und der hoch- und wahlweise Rath wird wissen, wie viel oder wie wenig auf dergleichen Insinuationen zu geben ist. Es ist dies ein Fall, bei welchem sorgfältig zu prüfen ist, wie weit bei der Verleihung öffentlicher Stellen Rücksicht zu nehmen sei auf die sogenannte öffentliche Meinung, und ob das unter der Oberfläche hinschleichende Gemurmel denn auch wirklich schon öffentliche Meinung genannt werden kann. An diese fingirte Korrespondenz schließt sich folgende vermittelnde Bemerkung, die vielleicht auf Weill's Artikel beruht:

Dieser uns nicht ganz deutliche Brief ist uns von einem anderen als unserem gewöhnlichen Corresp. eingesendet worden, und wir geben ihn nur, um an die Heine'sche Erbschafts-Angelegenheit zu erinnern, welche gar sehr der Erinnerung bedarf. Das Resultat in derselben läuft da hinaus, daß die genialste Person der ganzen Familie Heine, der einzige Heine, welcher noch mit Auszeichnung genannt werden wird, wenn die Millionen Goldstücke längst verronnen sind, in dem berufenen Testamente so gut wie leer ausgegangen, das heißt mit einem ganz kleinen Kapital abgespeist ist. Er genoß bekanntlich von seinem Oheim eine Jahresrente und es unterlag keinem vernünftigen Zweifel, daß ihm diese Rente durch das Testament des Oheims gesichert sein werde. Zu großem und allerdings bei allen Gebildeten dem Testamentsabfasser ungünstigem Erstaunen fehlte diese Rente im schriftlichen Nachlasse. Wer hat das Testament aufgesetzt? war die erste Frage, wer hat 'in solcher unrühmlichen Weise auf den alten Herrn eingewirkt? Möglich, daß bei diesen Erörterungen im Publikum dem Einen oder dem Anderen Unrecht geschehen ist. Aber natürlich war es, und die Familie kann sicher sein, daß dieser Vorwurf nicht ruhen und nicht sterben wird, so lange es deutsche Schriftsteller giebt. Diese, sie mögen Heine lieben oder hassen, müssen indignirt sein über eine Behandlung, welche selbst bei ungeheurem Vermögen das Genie der Familie abspeist wie den lästigsten Bettler und die alten Tage des Dichters verächtlich dem Zufall Preis giebt; sie müssen eine niedrige Rache der Mittelmäßigkeit dahinter suchen. Von wem sie eigentlich herrührt, die Rache, wir wissen es nicht, wir sind von den persönlichen Verhältnissen nicht unterrichtet, wir erlauben uns auch deshalb nicht, Jemand zu bezüchtigen. Nur Eins wissen wir gewiß, und dies betrifft den Sohn des verstorbenen Salomon Heine, den Vetter des Dichters, Carl Heine. Wir wissen, daß ihn nicht der geringste Vorwurf treffen kann, und daß er nach wie vor den

HH Lugen wolff in «iel.

Dichter mit Liebe uiw Treue behandelt hat. Wir zweifeln auch nicht, daß er, was an ihm liegt, den Vorwurf der öffentlichen Stimme zu entkräften suchen wird. T. Ned.

Adolph Halle war der Mann von Therese Heine, zu welcher Heinrich selbst, noch neueren Forschungen von Ernst Elster, einst Liebe im Herzen getragen. Gegen ihn, den glücklichen Verstandesmenschen, welcher die Braut heimgeführt, hegte der Dichter von je Ärgwohn, dem seine Poesie oft genug in satirischem Spott Ausdruck gab. — Ueber den Verlauf des Erbschaftsstreites ist im übrigen zur Genüge geschrieben worden (vgl. H. Hüffer in der Deutschen Rundschau, Band XI.II, S. 450 ff.). — Der Ausbruch von Heine's Krankheit wurde durch seine Bestürzung zwar nicht verursacht, aber doch wohl beschleunigt. Sogleich im Januar 1845 befiel ihn eine schlagartige Lähmung. Als im Sommer 1846 die falsche Nachricht von Heine's Tod durch die Zeitungen ging, schmolz Karls Hartherzigkeit; sobald die Meldung widerrufen war, schrieb er liebevoll an den Vetter und zeigte sich zur Fortzahlung der Rente geneigt. Im Februar 1847 bot sein Aufenthalt in Paris Gelegenheit zu voller Versöhnung; doch bequemte sich der Dichter jetzt sogar zu der schriftlichen Verpflichtung, über seine sämtlichen Verwandten nichts ohne deren Genehmigung zu veröffentlichen.

Für Laube's Unterstützung in der Familienangelegenheit dankt Heine bereits am 24. Mai 1845 (s. Werke, hg. v. Karpeles, IX, 319) mit der Bitte: „Sagen Sie mir jetzt, wie viel Inseratkosten Sie für mich gezahlt haben, und wie ich Ihnen dieselben zukommen lassen soll.“

Im Frühjahr 1847 weilte Laube wieder in Paris. Wie fand er den Freund verändert! Abgemagert, mit grauem Bart, ein Auge völlig, das andere auch schon fast ganz geschlossen, schleppte sich Heinrich Heine mühsam am Stock fort.

Jetzt erst griff zwischen den Freunden die Anrede Du Platz. Da Heine bei Laube's späterem Besuch sein Lager nicht mehr verlassen konnte, gehört nachstehendes undatirte Billet in die Zeit dieses Beisammenseins von 1847.

Ich wünsche Dir, lieber Laube, den schönsten guten Morgen, und bitte Dich Ueber» bringern das Album und die Bücher zu geben. — Im 1 Uhr bin ich bey Weilt, rns clu C»är»u Xo. 14. — Du hast hier verflucht schlechtes Wetter. H. Heine.

AonLisur Honri I,»ub«

Hot«! äs Itou«u

Itu« ä'H.nAuidilli«l8,

Die übrigen Billets aus denselben Wochen (s. Werke, hg. v. Karpeles, IX, 347 f.) erwähnen fortlaufend die steigende Krankheit, hier aber ist nicht davon die Rede; namentlich auch sollen durch Ueberbringer Bücher abgeholt werden, welche Lanbe wohl mitgebracht; ebenso verweisen endlich die Schlußworte auf die ersten Tage eines Aufenthaltes, — so scheint der Zettel an die Spitze der brieflichen Denkmäler des Besuchs von 184? zu gehören. In den nächsten Jahren stieg Heine's Krankheit und damit seine satirische Bitterkeit. Denn seine Geisteskräfte blieben die lange Qual hindurch bis

Vriefe von Heinrich Heine an Heinrich taube. HZ

an's Ende frisch, nur daß natürlich die Weihe der reinen, gesunden Stimmungs-
lyrik für gewöhnlich von ihm wich und die zarte, ätherische Muse oft durch den
Spott des Momus von Heine's Schmerzenslager hinweggescheucht wurde. Diese
schonungslose, noch immer geistreiche Satire klingt auch in den beiden letzten
uns vorliegenden Briefen an.

Paris, den 12. October 185«.

Liebster Laube!

Schon seit einem Jahrhundert habe ich Lust oder vielmehr Unlust, Dir zu schreiben:
aber ich wollte eine gute Stunde abwarten, wo kein körperliches Mißbehagen den morali-
schen Unmuth steigert. Aber die Stunde kam nicht, und in einer Stimmung, die desperater
als je, schreibe ich Dir heute. Ich habe bereits diesen Morgen meine Frau bis zu
Thränen gequält und jetzt lommt die Reihe an Dich, dem ich jetzt in der plumpsten
Weise das Unangenehme sagen will, das ich Dir bei besserer Laune viel glimpflicher oder
überzuckert beigebracht hätte. Es gilt dieses zunächst Deinem Buche über das deutsche
Parlament, das ich vor länger als 6 Monaten gelesen und doch noch nicht verdaut habe.
Verschweigen darf ich Dir das nicht, oder kann ich Dir es nicht, dazu bin ich zu sehr Deutscher.
Doch wozu lange verschimmelten Ärger »nieder durchkauen: so viel wisse, daß mich das Vuch
8 Tage lang todtrant machte. Es ist ein sehr gut geschriebene« Buch, das beste, was ich
von Dir gelesen habe, und Dein Verbrechen ist um so größer. Ja, Du hast ein Verbrechen
an dem heiligen Geist begangen und Du weißt, daß diese Sorte von Verschuldungen keine
Vergebniß finden. — Es betrübt mich zugleich der Gedanke, welcher schrecklichen Sühne
Du dadurch entgegen gehst. Möge die Hand Gottes einst nicht zu schwer auf Dir lasten,
denn ich weiß, daß Du wie ich selber, bei meinen sündigsten Handlungen nur aus Dumm-
heit gefrevelt. Tu hast Geist genug, um Dummheiten begehen zu können: was bei dem
Mittelmäßigen ganz unstatthaft ist, muß man dem Großen manchmal erlauben. Das
Schreckliche ist, daß Deine Gegner, die Dich mit dem Maßstab ihrer eigenen Gemeinheit
messen. Deine Handlung nicht der Dummheit, sondern der Klugheit zuschreiben. Wie weit
ich davon entfernt bin, an die Motive zu glauben, die Dir der republikanische Jugend-
Pöbel mit mehr oder minder bona üae« andichtet, kannst Du Dir leicht vorstellen: ich
begreife wie Du die Helden Deiner ehemaligen Parthci — (Du hast vielleicht vergessen,
daß Tu zur revolutionären Parthei gehört hast und als ein Koryphäe derselben genug
erduldet hast) — wie Du hohle Liberale, stiohtöfftige Republikaner und den schlechten
Schweif einer großen Idee, mit Deinem prickelnden durchhechelnden Talente, lächerlich
machen konntest — leichtes Spiel hattest Du jedenfalls, da Du diese Personen nur genau
abzukonterfeien brauchtest, und die Natur Dir hier zuvorgekommen, indem sie Dir Karikaturen
bereits fix und fertig vorgeführt, in die Feder geliefert — Tu hast kopflose Menschen
guillotiniert. Aber ich begreife nicht, wie Tu mit einer stoischen Beharrlichkeit der Lob-
preiser jener Schlechtein und noch Mittelmäßigeren sein konntest, jener Heroen, die kaum
lvcrth sind, ihren geschmähten Gegnern die Schuhriemen zu lösen, und die sich resumiren
in dem Edlen von Gagern, diesem Achilles, dessen Homer Du geworden bist. Wie schade,
daß seine Mutter Thetis ihn nicht bei den Fersen, sondern bei dem Kopfe faßte, als sie
ihn in den Stvz tauchte, so daß der Kopf der verletzliche schwächlichste Theil des Edlen
wurde. Doch kein Wort mehr — auch werde ich gestört in diesem Augenblicke, — genug
ich habe Dir meine Meinung gesagt, unbekümmert um welchen Preis.
Und nun zu einem ebenfalls trüben Gegenstand, lieber mein Ballet hast Du mir
kein Wort wissen lassen, welche Saumseligkeit um so tadelhchftcr, da erstens mein Körper-
zusvnd nicht der Art ist, daß ich auf Etwas lange warten darf, und da ich Dir zweitens
unumwunden den Grund angegeben habe, warum ich diese Sache gefördert zu sehen wünschte,
warum es mit ihrer Förderung Eile hat. Es handelt sich hier nicht von einem literarischen
Interesse, es stachelt mich hier nicht die Ruhmsucht, die mich überhaupt nie sehr gestachelt hat
imd ihre hinlängliche Befriedigung hier auf Erden fand; es handelt sich um die Interessen

H6 «Lugen wolff in «iel.

meines Suppentofts, weit respectablere Interessen, die mich leider bis zum letzten Augenblick beschäftigen. Was ich Dir bereits früher darüber geschrieben, hast Du vielleicht vergessen; meine Krankheitskosten haben sich seitdem vergrößert; es ist grauenhaft, wie ich nicht bloß leiblich, sondern auch finanziell abgezehrt bin. Es liegt ein Fluch auf meinen Finanzen. Mit meinen Sippen und Magen stehe ich in denselben hässlichen Verhältnissen. Mein Vetter giebt mir eine höchst anständige Summe jährlich, die aber doch nicht hinreicht, weil ich in Paris wohnen muß; eine Transförtirung nach Teutschland ist gar nicht mehr möglich, so sehr bin ich herunter, ich würde die Reise keinen Monat überleben, die Transpottkosten wärem verloren. Ueber diese Punkte sprach ich hier mit dem Dr. Joseph Bacher, dm Du seitdem in Wien gesehen haben wirst, und der Dir gewiß unsere Unterhaltung mitgetheilt hat. Er hatte die Idee, daß ich ein poetisches Buch auf Subscrivtion herausgeben solle und machte sich anheischig, mir dadurch zn einer bedeutenden Summe zu verhelfen. Die Idee lächelte mir nicht sehr, sie grinste mir vielmehr etwas säuerlich in's Gemüthe, da ich dergleichen immer für eine versteckte Bettelei ansah, obgleich unsere bedeutendsten deutschen Schriftsteller sich einer solchen Form unterzogen. Ich wäre gern aus dieser Welt gegangen ohne je auf den Dank meiner deutschen Mitbürger Anspruch gemacht zu haben. Ich habe die gemeineren Berührungen mit dem Publikum immer Campen überlasse», lind das soll nun anders sein, noch kurz vor meinem Tode — ein verdrießlicher Gedanke ist es mir, zu einem solchen tzülfsmittcl meine Zuflucht nehmen zu müssen. Konferire hierüber mit Herrn Bacher, der mir auch in Bezug auf das Ballet seinen Mit«eifer versprochen. — Ich weiß nicht, ob Du meinen Bmdcr nicht gesehen; da ich ihm noch inimer nicht geschrieben habe, und vielleicht auch nicht sobald dazu komme, ihm zu schreiben, so wäre es mir lieb, wenn Tu ihm authentische Nachrichten von mir gäbest, da in deutschen Blatten! so viel Widersinniges von mir geredet wird. Solltest Du mit dem Ballet zu keinem Resultate gekommen sein und auch kein nahes vorhersehen, so bitte ich dieses Manuscript sehr stark versiegelt an meinen Bruder zu geben mit dem Bemerken, daß ich ihm seiner Zeit anzeigen werde, wie ich darüber verfügen will. Ich bitte Dich auch, Herrn Bacher anzugehen, daß er mir über die besprochene Angelegenheit sobald als möglich schreibt. Ich habe Dir auch geschrieben, daß Du meine kleine Tragödie William Rarkliff einmal durchlesen und mir sagen solltest, ob sie für das Theater zurichtbar sei, in welchem Falle ich mich namentlich erböte, die vielleicht mißfälligen Geistercscheinungen darin auszumerzen und noch ein oder zwei Szenen hinzuzudichten, um dem Einwurf einer zu großen Kürze zu entgehen. Aber ich habe auch hierüber von Tir keinen Brief erhalten. Mein Zustand hat sich insofern verschlimmert, daß meine Kontraktionen stärker und dezidirter geworden. Ich liege zusammengekrümmt. Tag und Nacht in Schmerzen, und wenn ich auch an einen Gott glaube, so glaube ich doch manchmal nicht an einen guten Gott. Die Hand dieses großen Thicrauälers liegt schwer auf mir. Welch ein gut» müthigel und liebenswürdiger Gott war ich in meiner Jugend, als ich mich durch Hegels Gnade zu dieser hohen Stellung emporgeschwungen! Ick lebe ganz isolitt und sehe wenig Deutsche, außer durchreisende Fremde. Meißner war hier und ich sah ihn viel. Auch seinen großen Landsmann Moritz Hartman« sah ich dieser Tage; ist ein sehr hübscher Mensch, und alle Frauenzimmer sind in ihn verliebt, mit Ausnahme der Musen. Er ist hier im Gefolge von Adolf Stahr und Fonnv Lcwald, bei welchen er lohnlakayett und sich ein literarisches Trinkgeld verdienen wird. Stahr's Reise nach Italien habe ich mit großem Vergnügen gelesen. Deinen politischen Glaubensgenossen A. Weill sehe ich gar nicht mehr. Monsieur Bamberg, der berühmte Hebbelist, hat sich einige kleine Stinterenchen zu Schulden kommen lassen und bleibt jetzt weg. Wie Mcvcrbee an mir gehandelt hat. als er glaubte, ich sei schon todt und nicht mehr explodierbar, ist Dir bekannt; er ist wieder hier in Ruhmgeschäften. Scnffett hatte sich einigermaßen vom Soff zurückgezogen und sich der Religion in die Arme geworfen, jetzt aber scheint er beides vereinigen zu wollen, und noch obendrein die Liebe hinzuzufügen: er ist verliebt und Bachus, Christus und Amor bilden jetzt seine Dreieinigkeit. Er ist aber von allen Hiesigen der Neste und jeden-

Vliese von Heinrich Heine an Heinrich taube. H?

falls der Geistreichste. Karbeles hat gehcirathet, und zwar eine junge Dame, die ihn an Schönheit übertrifft. Meinen Freund Balzac habe ich verloren und beweint. George Sand das Luder hat sich seit meiner Krankheit nicht um mich bekümmert: diese Gmcmcipatrice der Weiber oder vielmehr diese Emancimatrice hat meinen armen Freund Chopin in einem abscheulichen, aber göttlich geschriebenen Roman auf's Empörendste maltraitirt. Ich verliere einen Freund nach dem andern und den denen, die mir übrig bleiben, erprobt sich das alte Sprichwort: Freunde in der Roth gchn sechzig auf ein Loth —

Aber das Sprichwort ist doppelschneidig, es kritisirt nicht bloß die Beklagten, sondern auch den Klüger: mich trifft jedenfalls der Vorwurf, daß; ich in der Wahl meiner Freunde 'ehr kurzsichtig war, und ich deren so leichte wählte. Welche Menge Freunde muß ich jetzt haben, bah mir ein Pfund herauskommt.

Schreibe mir bald Antwort, meine Adresse ist rue <I'Hmgt«r<!<lm 5V — Ich uer» gaß Tir oben zu sagen, daß ich mit meinem Freunde Campe noch immer in derselben Lage stecke: dieser Freund in der Noch hat mir seit laenger als 2 Jahren nicht geschrieben, beschränkt sich darauf, die halbjährigen Wechsel zu zahlen, die ich contractmäßig auf ihn tillssire, eine geringe Summe, welche nicht einmal ausreichen würde, meine Krankenwärterin zu bezahlen, indem ich dieser Person außer der Beköstigung täglich 5 li-3. zahlen muß. Deine Frau laß ich freundschaftlich grüßen, so wie auch meine Mathilde, die Euch beiden die hübschesten Dinge (Kien äe» eno8«8) sagen läßt. Ich wünsche Euch Gesundheit und Heiterkeit und empfehle Euch dem besonderen Schutze Gottes. Heinrich Heine.

Laube's sehr lebendige Schrift „Das erste deutsche Parlament" erschien dreibändig im Herbst 1849 zu Leipzig. Er erstrebte nach eigenem Geständnis; (s. Laube's Gesammelte Schriften, Band XVI, S. 97) „Freiheit mit Maß, Einigung des deutschen Vaterlandes auch mit Opfern." Die Pläne der süddeutschen Republikaner erschienen ihm haltlos und besonders von großer Gefahr für eine Einheit Deutschlands. So hielt er sich im Frankfurter Parlament zum linken Centrum und zur Erbkaiservartei. Heine nahm argen Anstoß an der Mäßigung des Freundes; auch gegen Meißner und Kolb spricht er sich sehr schroff über Laube's Auch aus (1. November 1850 bezm. 21. April 1851, — Werke, herausgegeben von Karveles, IX, 376 und 381). —

Seit Anfang des Winters 1849 war Laube Direktor des Hofburg-theaters in Wien. Für Heine lag es deshalb nahe, in seinen erneuten finanziellen Nöthen nach dem Strohalm theatralischer Tantiemen zu greifen — vergeblich. — Den „Ratcliff" überschätzte der Dichter von jeher. Das Ballet „Der Doktor Faust" brachte ihm wenigstens eine erhebliche Einnahme vom Direktor des Theaters der Königin in London, der es bei Heine bestellte, ohne es schließlich aufführen zu können, da es den Balletmeistern als eine zu gefährliche Neuerung erschien, das Libretto eines Dichters in Scene zu setzen. Laube legte das Manuscript, weil sich in Wien nichts dafür thun ließ, schon 1849 Meyerbeer zur Aufführung am Berliner Hof-theater vor. Als hier 1854 das Ballet „Satanella" von Taglioni in Scene ging, glaubte Heine seinen „Faust", genauer die Mevhistophela, widerrechtlich benutzt. —

Heinrich Heine's ältester Bruder Gustav lebte in Wien als Redacteur des „Fremdenblaues". 1851 und 1855 besuchte er den kranken Dichter. 1852 trat der jüngere Bruder Maximilian an Heinrich's Schmerzenslager. »oid unb SNd. I^rv. 190. 4

48 Lugen wolff in «iel,

Nach Maximilian Heine's „Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie" (S. 106) verkehrte damals George Sand als besonders gern gesehener Gast bei dem Dichter, der sie seinen „besten Freund" nannte. Wenn dieser sie in vorliegendem Brief der Theilnahmslosigkeit anklagt, haben wir darin eine voreilig ungerechte Bitterkeit zu sehen, wie sie an Schwerkranken nicht selten ist. — Ihre Beziehungen zum Componisten Chopin während des gemeinsamen Aufenthaltes auf Mallorca behandelt George Sand in „Hn diver 5 U^jor^u«". — Gegen die auch von Heine hier getheilte Annahme, daß sie Chopin im Irinoe X»ro1 der „iMoixin, Giuliani" darstelle, protestirt die Dichterin (M«wir6 äß um vis, IV, 467).

Die Hauptgegenstände dieses Briefes kehren im nächsten Schreiben wieder.

Paris, 30. November 1850.

Liebster Laube!

Die Witterungs-Veiänderung verschlimmert in diesem Augenblick meinen Krankheit««zustand uiw raubt mir Lust und Fähigkeit zum Schreiben. Daher nur das Nöthigste zur Beantwortung Deines letzten Briefes, lieber den politisch konfessionellen Theil desselben kein Wort mehr, da dergleichen doch zu keinem Resultate führen könnte. Genug wir wissen jetzt, auf welchem Felde wir uns beide nicht begegnen dürfen, ohne feindselig an einander zu gerathen. Es ist traurig, daß dem so sei. Es hat mich gerührt, daß Du uicht darauf eingegangen bist, dm Unmuth, dem ich in meinem letzten Brief den Zügel schießen lies,, einer momentanen persönlichen Empfindlichkeit beizumessen: indem ick Dich der Vernachlässigung meiner Privatinteressen beschuldigte, konntest Du sehr leicht meine Uumuthsworte einem Porticularmißmuthe zuschreiben — ich hatte darauf gereämet, denn es kam mir im Grunde nicht in den Sinn, daß solche Vernachlässigung stattfinde, und Dein Brief beweist mir, wie wenig es der Fall ist. Taß Du rein auf die Sache eingingest, ist ehrlich und redlich, und bah Du mit den banalsten Schmähungen: Eharaktermangel, Poeteneitclkeit, Popularitatssucht u. dcrgl. auf mich einschiltst, ist mir sehr erfreulich, und ich sehe darin die Fürsorge des Freundes, der wohl weiß, bah ick diese Parteisprache sehr gut kenne und gegen ihre herbsten Idiotismen nachgerade sehr abgestumpft sein muß. Tu hast Dich so verjüngt, baß Du wieder ein Schüler des alten Jahn geworden, und die alte Turnhose angezogen. Was Dein Appell an das Urtheil der Vernünftigen und Praktischen betrifft, so wäre ich nicht übel geneigt. Dir einen Brief von Varnhagen mitzutheilen, der mir dieser Tage offen uud durch verschiedene Hände gehend zugekommen ist und eine schreckliche Apologie des jungen Deutschlands und namentlich Deiner enthält. Hier sind keine banalen Spießbürgerphrasen, es sind blutige Wahrheiten, und nicht ich werde sie dem Freunde mittheilen. Ter Himmel erhalte Dich uud schenke Dir Gesundheit und alle jene Philisterfreuden, die Du so thcuer erkauft hast.

Was meine Geschäfte betrifft, so will ich mich kurz fassen. Tic Aufführung des Ratcliff war nur eine vorübergehende Grille, an die ich selbst nicht ernsthaft dachte und die ich ganz aufgebe. Kann aber das Ballet doch zur Aufführung kommen, so war mir das sehr gepfiffen; und indem ich zu dem ursprünglichen Libretto noch ein halb Dutzend Druckbogen hinzuschreibe, die das Bezüglichste und Interessanteste enthalten müßten, so würde ich wohl ein Büchlein geben können, das dem Volumen des Atta Troll gleichkäme und mir ein erkleckliches Honorar eintragen könnte. Nun aber bin ich Campen gegenüber auf folgende Weise gebunden: Ich muß ihm jedes Buch, das ick herauszugeben beabsichtige, vorher zu demselben Honorar anbieten, das mir ein anderer Buchhändler dafür geben würde, und im Falle er mir dieselbe Summe zugestände, bliebe ihm der Vorrang vor andern Buchhändlern. Tu siehst, ich muß nun warten, bis ich Gewißheit von Tir erhalte, daß das

Vliese von Heinrich Heine an Heinrich laude. H9

Ballet wirklich aufgeführt weide, und alsdann müßtest Du mir die Summe angeben, die ich von Campe verlangen dürfte für ein Opus von angedeutetem Volumen. Es ist möglich, aber nicht wahrscheinlich, daß er sich bereit erklärt, für den verlangten Preis durch einen seiner Helfershelfer dort in Wien das Buch zu drucken, um es gleichzeitig bei der Balletaufführung ausgeben zu können. Dieser Demarche mutz ich mich unterziehen, wenn ich ihm nicht das Messer in Händen geben will gegen mich selbst. Bisher hat er seine contractlichen Verbindlichkeiten richtig erfüllt, und der Himmel weitz! bah auch ich die meinigen strict erfüllen will. Es ist möglich, wenn er sieht, daß ich dort einm Buchhändler habe und auf ein bestimmtes Honorar Anspruch machen kann, er diesmal sich weniger zähe zeigen dürfte und jedenfalls sein kindisches Stillschweigen brechen mutzte. Jage mir daher, welche Ancibicwngen ich ihm machen soll, um cventualiter gleich ins Reine zu sein. Das Projcct einer Herausgabe eines neuen Buchs Gedichte rückt wieder in die Ferne, da meine Krankheit mir nicht erlaubt, das flüchtig Crayonniite aufzuzeichnen und für den Druck zu ordnen. Wird die Noth grotz, so mutz ich freilich mit einem wichen Buch herausrücken. Du sagst mir nicht, ob Du Heim Joseph Bacher über mich gesprochen; man erwartet ihn in Paris, wie ich höre; ist er jedoch noch in Wien, so latz ich ihn bitten, mich bei seiner Ankunft hier recht bald zu besuchen. — Meinen Bruder, mnm Du ihn siehst, bitte ich freundlich zu grühen; ich habe erfahren, wie er der Menschheit einen neuen Beweis gegeben hat, datz er sich mit der Erhaltung derselben eifrig beschäftigt. Grütze niir auch Frau Doctorin Laube, von der wir oft in traulicher Unterredung ims hier unterhalten. Wir will heihen ich und meine Mathilde, die an meinem Krankenbette einen harten Stand hat, mir mehr als je mit Treue und Liebe ergeben ist. und vielleicht auch die einzige Ursache ist, warum ich dieses hundsföttische Leben noch mit Geduld ertrage. Dein Freund

«on,i«ni Heinrich Heine,

l« voetsur Henri I.»un« 50 rn« a" ^instsiäam.

»II LIII fHU! <Iß I» virsotion

äu 2IIrß-Ibe»t«r.

Vienn«.

<ü»r»i<HI 6e I'H,utri<lt>s.

Mit der Entfremdung Varnhagen's von Laube hat es seine Richtigkeit.

Als dieser den in so vieler Beziehung Gesinnungsverwandten 1852 nach fünfjähriger Trennung in Berlin besuchte, brach die Gegnerschaft offen hervor, denn Varnhagen bekannte sich trotz seiner früheren diplomatischen Zurückhaltung zur radicalen Partei. —

1843 hatte Heine den Verlag der Gesamtausgabe seiner Schriften an Campe gegen eine fehr mäßige Jahresrente verkauft. — Eine neue Verständigung mit dem lange geschäftlich befreundeten Verleger erfolgte im Sommer 1851 bei dessen Besuch in Paris. Noch im selben Jahr erschien die Gedichtsammlung „Romancers“.

Die oft wiederholte Anerkennung Heine's für das liebevolle Verhalten seiner Frau sollte der Vielgeschmähten heute endlich als Schutzbrief dienen und unnöthige Angrisse von ihrem Andenken fern halten. Freilich haben mir uns ihre Stellung am Krankenbette nicht unter dem Bilde einer barmherzigen Schwester zu denken; Heine selbst hielt sie mit Recht zur Zerstreung an, und natürlich besonders dann, wenn fremder Besuch ihm Abwechslung brachte. —

4*

50 Lugen wolff in Uiel.

Als Laube 1855 nochmals nach Paris kam, fand er des Freundes Heib zur Mumie zusammengeschrumpft, aber noch bewegte sich des Dichters Witz in den „frechtesten Geistessprüngen“ (s. Gartenlaube 1868, S. 27). Der Eindruck dieses Widerstreites war ein peinlicher.

Die uns erhaltenen Briefe reichen nicht in diese Zeit hinein. Nur noch zwei Abschnitte liegen vor uns, welche in den bereits 1861 von Strodtmann zuerst gedruckten Briefen übergangen wurden, heute aber unbedenklich zur Ergänzung herangezogen werden dürfen.

Am 7. November 1842 schreibt Heine an Laube im Anschluß an den dritten Absatz („schlecht geht es uns auf jeden Fall“, — Werke, herausgegeben von Karpeles, IX, 270):

H.ä voem Gutzkow bemerke ich Ihnen, daß, wie Sie richtig vorausgedacht, sein ganzes Buch eine Intrigue und Lüge ist. — Weill, nemlich der A. Weill, war in der jüngsten Zeit sein Lohnlakay, und schreibt mir aus Deutschland, wie sehr sein Gutzkow es bereue, mich angegriffen zu haben, wie sehr er mich jetzt lieb und wie er gewiß einst mein bester Freund seyn werde. So niederträchtig denkt dieser Pöbel von mir. Ich bemerke Ihm dieses, damit Sie in Betreff der Eleganten wissen, woran Sie mit Weill sind und daß er nur eine Creatur jenes Intriganten, der die Anarchie unserer Tagespreise so hundsföttisch arglistig gegen uns ausgebeutet. Ich, gemeinschaftliche Sache machen, und der beste Freund werden von C. Gutzkow!

In dem erhaltenen Theil des Briefes vom 19. October 1846 (ebenda IX, 340) lautet der bisher unterdrückte Schlußsatz:

Mr. Gutzkow habe ich auch hier als einen der betriebsamsten Gehülfen der Verdächtigung und Entstellung meiner Privatverhältnisse — ertappt.

Beide Abschnitte beziehen sich noch auf den Streit um Börne, der zweite im besondern auf die aus Rache folgenden Intriguen von Straus. —

In Laubes Nachlaß fand ich schließlich ein an Heine adressirtes Billet, das, obgleich nur G. S. unterzeichnet, nach Erwähnung der „OonLuölo“ zweifellos von George Sand herrührt. Ich reihe es hier an.

G. S.

Ober Oougin, voa8 m'aveü vrouii» I» ti3,6uc:tlon <t« au«la,us8 lißne« ä« von»
8Ui ?ot^ä»in c>u 8ui 8lIN880>iLi. Voioi ls inoment oü ^'en »i d«8oiu. ?ei-
m«tts2-moi <t« leg oitsi textusllsmt «n vc>u» uomiiiÄnl!: o'sst vlll ostts
eitatin czus H« venx enlumeucoi !» 8«eond« 8öii« 6e» »venture 6s ^onzuylo, I»
au«1l« vieut ä'Hiiivei ». Ill ooui 6« ?is6eii<!. D«vßoKsl.v<,u8 cione et v«u«i m«
Voll, 0»I ^e Z!klI8 6kN8 VU«I(ZUS8 ^0UI8. Votr« cou8lms
!l<M8iy!ii Heuiv 2«in«, "" ^>
lue cl« I^nbou^ ?c>l88c>nuiöle

4S.

Die Anrede ist als technischer Ausdruck der Bohzme zu nehmen.

Die Fortsetzung der „(?<ii!8rlÄ<i“, „!<« «omtL88S äs linäoLtsät,“ enthält die Zeilen Heine's nicht, ebenso wenig „Oc«8u61o“ selbst. Nach der Entstehungszeit der „Oomte^e“ fällt das Blatt um die Wende der Jahre 1842 und 43. Heine wohnte am Ort der Adresse vom October 1841 bis 1846.

Vliese von Heinrich Heine an Heinrich Heine. 5f

Es wird sich um die nachfolgende Bemerkung handeln, die von dem Verhältnis der Stadt Berlin zu Friedrich dem Großen ausgeht (Reisebilder II): „Wäre seit seinem Tode nichts mehr daran gebaut worden, so bliebe sie ein historisches Denkmal von dem Geiste jenes prosaisch wundersamen Helden, der die raffinierte Geschmacklosigkeit und blühende Verstandesfreiheit, das Seichte und das Tüchtige seiner Zeit, recht deutsch-tapfer in sich ausgebildet hatte. Potsdam z. B. erscheint uns als ein solches Denkmal, durch seine öden Straßen wandern wir wie durch die hinterlassenen Schriftwerke des Philosophen von Sanssouci, es gehört zu dessen osuvi-08 po8tb,nmL8, und obgleich es jetzt nur steinerne Makulatur ist und des Lächerlichen genug enthält, so betrachten wir es doch mit ernstem Interesse und unterdrücken hie und da eine aufsteigende Lachlust, als fürchten wir, plötzlich einen Schlag auf den Rücken zu bekommen, wie von dem spanischen Röhrchen des alten Fritz.“ -

Die vorstehend bekannt gegebenen Briefe Heinrich Heines tragen in jedem Sinne deutlich genug den Stempel feiner eigenartigen Persönlichkeit. So bezeugen sie neben seinem Geist und Witz namentlich auch seine fast fchranken«lose Subjektivität. In ihr liegt wohl der einheitliche Vttelpunkt seines Wesens, in ihr wurzeln gleichmäßig die an sich einander scheinbar schroff widerstreitenden Eigenschaften seines Lebens und Dichtens. Denn so wenig mir die Bedeutung eines Dichters ausschließlich nach dem Grad hohepriesterlicher Weihe, die auf seinem Leben ruht, bemessen werden, so gewiß darf sich die Wissenschaft nicht mit Umkehrung der Formel aus „Atta Troll“ begnügen, — „ein Talent, doch kein Charakter!“ In erheblichen Theilen von Heine's lyrischen und prosaischen Werken tritt uns subjectives Spiel entgegen, und wir suchen vergebens das Substrat einer festwurzelnden Idee, eines einheitlichen Ideals. Auch das verleiht ihnen, neben der jegliche Mittelmäßigkeit vernichtenden Gemalt des Heine'schen Witzes, einen gewissen originellen Werth, wenn wir auch höher als diese Zeugnisse seiner Virtuosität diejenigen Dichtungen stellen müssen, in welchen es ihm gelingt, den Zwiespalt seines Herzens zu überwinden oder doch zu überbrücken. Wo er die Einheit der Stimmung ernstlich wahrte, wo es ihm überhaupt um's Dichten Ernst ist, erscheint er ganz Musik und Duft, - ja oft auch in der Prosa als lyrischer und selbst plastischer Künstler. Aber die tödtlichsten Feinde hatten seine Brust zum Tummelplatz ihrer milden Kämpfe erkoren: auf poetischem Gebiete Romantik und Naturalismus, auf politischem Radicalismus und Romantik, auf nationalem Judenthum, Deutschthum und Pariserthum, auf religiösem Heidenthum, Christenthum und Judenthum! So ist er frei von dem Fluche, aber auch von der Pietät und Solidität der Tradition, ein 8oll-in»äs mau, aber ein Parvenü, — eins der charakteristischsten Gebilde der literarischen und socialen Nebengangszeit.

Naturnotwendigkeit und ihre Grenzen.

von

Nurd Laszwitz.

— Gotha. —

!!aß „Natur“ ein vieldeutiges Wort ist, weiß Jedermann; trotzdem läßt sich eine mächtige, in der Gegenwart lebendige Bewegung im Eirunde auf eine mangelhafte Unterscheidung der Nedeuwngen dieses Wortes zurückzuführen. Schon vor mehr als zweihundert Jahren hat der berühmte Chemiker Robert Boyle in einer kleinen Schrift „Ueber die Natur selbst“ sich über die Fehlschlüsse beklagt, welche aus dem Mißbrauch des Wortes „Natur“ hervorgehen. Er könnte es, wenn er heute lebte, in noch viel ausgedehnterem Maße thun, nachdem der von ihm vertretene Begriff des Naturmechanismus eine vertiefte, durch die wissenschaftliche Forschung gerechtfertigte Bedeutung gewonnen hat. Denn neben der ganz exacten Bestimmung, wonach Natur den Inbegriff dessen umfaßt, was der Notwendigkeit erkennbarer Gesetze unterliegt und somit den Gegenstand der Naturwissenschaft ausmacht, verstehen wir andererseits unter Natur auch immer noch jenes unbestimmte Etwas, das uns wie ein ursprünglich Gegebenes entgegentritt, wenn wir gegenüber den Verfeinerungen der Cultur auf unser innerstes Wesen zurückzugehen versuchen. In diesem Sinne ist „Natur“ das Lösungswort für alle Bestrebungen, welche irgend eine wirkliche oder scheinbare Stockung im Culturleben durch eine Besinnung auf die unmittelbare Erfahrung des Menschen zu beseitigen wünschen. Natur ist also dann — im Geiste Rousseau's — der directe Gegensatz zur Cultur, welche als eine Entartung des Natürlichen erscheint; und damit kehrt sich der Sinn des Wortes genau in das Gegentheil dessen, was die Wissenschaft mit Natur bezeichnet. Denn diese ver-

Naturnotwendigkeit und ihre Grenzen, 53

steht darunter jenes Gebiet der Naturgesetzlichkeit, das erst im Fortschritt der Erkenntniß von uns erobert wurde und demnach selbst ein Erzeugniß der Cultur ist.

Hieraus entsteht nun eine gefährliche Verwirrung, wenn nicht philosophische Besinnung darauf hinweist, daß Natur im Leben und Natur in der Wissenschaft zwei ganz verschiedene Dinge anzeigen; das eine Mal den unergründeten Mutterschoß des Daseins, aus welchem immer neue Kräfte verjüngend und schöpferisch emporsteigen; das andere Mal die feste Fügung der Nothwendigkeit in Raum und Zeit, in welcher ein ewiges Gesetz alles Werdende in unverrückbare Bahnen zwingt.

Wer im gewöhnlichen Sinne von Natur als dem ursprünglichen Quell aller Gestaltung spricht, der will eben damit ein Gebiet hervorheben, das er sich unabhängig denkt von jeder menschlichen Satzung, unabhängig von der Willkür der Individuen, von den Regeln der Convention, von den Gesetzen des menschlichen Denkens, kurzum von Allem, was als Resultat einer culturhistorischen Entmiöelung zu betrachten ist. Was er sich unter Natur vorstellt, ist ein unbestimmtes Weben und Walten des Alls. Daß es in diesem ein gesetzliches Geschehen giebt, wird wohl stillschweigend vorausgesetzt, aber in welcher Beziehung dasselbe zum Bewußtsein der Menschheit steht, wird nicht näher erwogen. Natur soll gerade das bedeuten, was allem menschlichen Schaffen und Denken übergeordnet ist, die Weltgestaltung selbst. Nicht bloß die Sonnen- und Weltsysteme, die sich im unendlichen Räume ballen, nicht bloß auf Erden der Kreislauf der Gewässer, das Rauschen des Windes, das Zerbröckeln der Gesteine, nicht bloß das Wachsen der Zellen, die Entwicklung der Organismen, die Wechselwirkung alles Lebendigen, nicht bloß diese un-absehbaren Processe des Werdens und Vergehens werden als Natur bezeichnet, sondern auch der innerste Grund des Menschendaseins selbst. Das unbewußte Spiel der Triebe und Regungen in der Menschenseele, das Auf- und Niederwogen der Gefühle, das Aufbrausen der Leidenschaften, ebenso der Wechsel der Vorstellungen, der unwillkürliche Verlauf der Gedanken, die Macht der Einbildungskraft und die Echöpferthat des Genius heißen natürlich, werden betrachtet als der Ausdruck der im Inneren der Dinge waltenden Urkraft, der Natur. Mit diesem Namen wird Alles zusammengefaßt, was im Wechsel der Zeit zur Fülle des Lebens sich gestaltet, was Himmel und Erde umspannt und als Leid und Lust im Menschenherzen fluthet, ja endlich auch der Urgrund des Lebenswillens selbst, der in den socialen Beziehungen der Einzelnen und der Völker sich verwirklicht. So gilt Natur als das Weltgeschehen selbst, als eine ursprüngliche, ja als die einzige, allumfassende Realität, wenigstens als eine Macht, welche in allen Gestaltungen der Wirklichkeit als eine im letzten Grunde bestimmende Bedingung auftritt. Und als solche übergeordnete Gewalt soll sie die Zuflucht bilden, zu welcher die Menschheit sich drängt, wenn die Widersprüche des civilisirten Lebens sich zuspitzen und häufen, um aus dem ewigen Jungbrunnen der Natur Erquickung und neue Säfte zu gewinnen.

5H Rurd laßwitz in Gotha.

Nun aber kommt die Wissenschaft von der Natur und erklärt sie als ein großes Uhrwerk, das unter dem eisernen Gesetze der Notwendigkeit fein gefühlloses Rädenspiel abrollt. Und diese Wissenschaft ist die mächtige geistige Führerin des Jahrhunderts, das ihr seinen eigenartigen Charakter verdankt. Die Naturwissenschaft schreitet einher als Siegerin im Kampf der Geister. Ihr Fuß wurzelt im unerschütterlichen Grunde mathematischer Gesetze, mit dem Scepter der Rechnung lenkt sie die Bewegungen der Körper bis in die fernsten Räume und Zeiten. Ihre unerschöpflichen Hilfsmittel entnimmt sie dem breiten, fruchtbaren Boden der Erfahrung, und ihr Haupt schmückt die Strahlenkrone des Erfolgs, in welche die alles überwindende Technik immer herrlichere Edelsteine einfügt. Kein Wunder, daß ihren Worten gläubig gelauscht wird. Und diese Worte sagen: „Was ich euch gebe als das Resultat der Forschung, als das Eigenthum, worüber ihr als Herren schaltet, das kann ich euch nur geben, weil es der Erkenntniß unterworfen ist, und es ist der Erkenntniß unterworfen, weil es Gesetzen gehorcht, welche den Umlauf der Sonnen ebenso unveränderlich bestimmen wie den Zerfall der Molekeln in eurem Nervensystem, wenn eine Empfindung euch durchzuckt. Es ist der Zwang des Gedankens, der die Natur unter dein Gesetz der Ursächlichkeit zu einem Mechanismus macht, und zu diesem Mechanismus gehört euer eigen Leib und Leben, sofern ihr diese erkennen wollt.“

Dies sagt die Naturwissenschaft, und sie sagt es mit Recht; aber sie sagt auch nicht mehr. Die Natur ist ein Mechanismus, zu welchem der Mensch ebenfalls gehört, sofern er sich als Gegenstand der Forschung betrachtet. Jedoch nun entsteht die Verwirrung durch den Doppelsinn des Wortes „Natur“. Natur gilt für gewöhnlich als die allumfassende Realität, als die Weltgestaltung selbst. So wäre denn diese Weltgestaltung ein Mechanismus, in welchem jede kleinste Veränderung von Ewigkeit her gesetzlich bestimmt ist, und in diesen Mechanismus gehörte das ganze Menschenleben mit seinen Freuden und Schmerzen, mit der Kraft des ethischen Charakters und der Gemalt des ästhetischen Genies, mit der sittlichen Forderung der Willensfreiheit und allen Gutem des Ideals? Das kann nicht sein!

Es giebt eine Realität in den Tiefen des Menschenlebens, welche keiner Naturwissenschaft zugänglich ist, und an welcher der Glaube an die Freiheit der Bestimmung nicht rütteln läßt. Und keiner ernsten Wissenschaft fällt es ein, diese Freiheit stürzen zu wollen. Es ist lediglich ein Mißverständniß über die Bedeutung des Wortes Natur, wenn man der Naturwissenschaft einen derartigen Uebergriff unterlegt. Die Natur, welche die Naturwissenschaft erkennen lehrt, ist eben nicht jenes allumfassende Weltgeschehen, sondern sie ist nur ein Theil davon, derjenige Theil, in welchem Notwendigkeit und Mechanismus herrschen, weil der Zweck des Gedankens, die Form unserer Erkenntniß dieselbe bedingen.

Aus dem Mißverständniß aber entsteht schwere Schädigung. Die Einen meinen, wenn die Wissenschaft die Natur, das heißt jetzt das Weltgeschehen

Naturnotwendigkeit und ihre Grenzen. 55

selbst, zum Mechanismus macht, so ist jene vom Uebel und muß gestürzt oder umgewandelt werden. Denn hätte sie Recht, so gäbe es keine Freiheit, also keine Sittlichkeit, keine Kunst, keine Religion; dann aber ist es besser, wir haben keine Erkenntnis; als daß wir die heiligsten Güter des Lebens aufgeben sollten. Oder — die Wissenschaft ist im Irrthum — und das ist sie, da die Freiheit eine Thatsache ist — also muß sie erst recht umkehren. Und so erhebt sich in vielen Gemüthern, welche die sogenannte naturwissenschaftliche Weltanschauung, richtiger die materialistische Auffassung, nicht befriedigen kann, ein Widerspruch gegen die wissenschaftliche Erkenntniß überhaupt, welcher um so gefährlicher ist, als er im Gegensatz zur ernsten Forschung nunmehr zu wüstem Aberglauben und culturwidrigem Misticismus führt. Andere wieder meinen, es kann nicht zweierlei Welten geben, eine Welt der Nothwendigkeit und eine Welt der Freiheit. Nun lehrt uns das einzig Untrügliche, was wir haben, die wissenschaftliche Erkenntniß, daß die Welt der Nothwendigkeit besteht. Folglich muß der Glaube an die Freiheit eine Täuschung sein. Wir wollen uns aber nicht in Illusionen wiegen, wir wollen der Wahrheit in's Gesicht schauen, sehe sie aus, wie sie wolle. Also fort mit dem Glauben an die Freiheit und Alles, was damit zusammenhängt; wir find Sklaven und müssen thun, was die Natur gebietet; sehen wir zu, wie wir uns damit abfinden.

Neide Parteien haben Unrecht. Es ist ein Irrthum, daß die Natur, welche Gegenstand der Erkenntniß ist, alle Realität des Daseins umfasse. Es ist aber auch ein Irrthum, zu glauben, daß die volle Geltung der Naturgesetze dadurch Einbuße erleide, daß es ein Reich der Freiheit giebt.

Man wird vielleicht einwenden, dies sei eine willkürliche Aufstellung. Denn wenn nun einmal Alles, was der Erkenntniß unterliegt, dem Gesetze der Nothwendigkeit gehorcht, so ist ja gar keine Schranke gezogen, wieweit dieses Gebiet reicht; man kann es doch nicht von der subjektiven Willkür oder vom Zufall abhängig machen, wie weit man in der Erkenntniß gehen will. Es muß demnach die Möglichkeit zugestanden werden, daß alles Seiende erkennbar sei, also auch dem Mechanismus des Gesetzes unterliege. Und so müsse es entweder im Grunde der Dinge keine Freiheit geben, oder die Erkenntniß sei nur eine subjective Gedankenbildung, der keine Bestimmung über das Wirkliche zukomme.

Hier sind wir an der Frage, wo die Philosophie einzusetzen hat. Wer sagt uns denn, was das Wirkliche ist? Wer sagt uns, daß es nur eine Art der Gesetzmäßigkeit, die Naturgesetzmäßigkeit, giebt? Ist nicht das Gesetz des Gewissens: Du sollst! auch eine Bestimmung, welche Wirklichkeit bedingt? Die Möglichkeit, zu untersuchen, wie Nothwendigkeit und Freiheit neben einander bestehen können, ist eine Aufgabe der Philosophie. Der Lösung dieser schwierigen Frage vermögen wir uns zu nähern, wenn wir den Begriff der Natur richtig fassen. Es handelt sich darum: Wie ist es möglich, daß ein Gebiet von Erscheinungen existirt — die Natur —, in welchen, das gilt, was wir Natur-

56 Uuid laßwitz in Gotha.

nothwendigkeit nennen? Und wenn ein solches Gebiet existirt — das uns ja die Erfahrung nachweist — wie ist es möglich, daß zugleich etwas existirt, was wir Sittlichkeit nennen, das heißt eine Wrlt, in welcher unser Wille sich frei fühlt in dem Gebote, daß das Gute sein soll?

Mit gleichem Recht treten die Fragen auf: Wie ist es möglich, daß etwas existirt, was wir Kunst nennen, das heißt eine Welt, in welcher unser Gefühl sich frei bewegt unter der Fordernng, daß sie als schön allgemein gefallen soll? ^

Und wie ist es möglich, daß etwas existirt, was wir Religion nennen, das heißt ein Erlebniß, in welchem unser Ich sich der Einheit aller dieser Welten, der Natur, Sittlichkeit und Schönheit bewußt wird unter der Gewißheit, dieselben in der Liebe Gottes als die unendliche Ergänzung der eigenen Persönlichkeit zu besitzen? Um diese Fragen zu erörtern, möge gestattet sein, auf das Wesen des Erkennens mit einigen Worten einzugehen.

Die naive Vorstellung von der Einrichtung der Welt und unserer Erkenntnis; davon ist die, daß man annimmt, es gebe eine fertige und in sich bestimmte Ordnung der Dinge, von welcher in irgend einer Weise Abbilder oder auch nur Zeichen in die menschliche Seele gelangen; und diele erzeugen in uns die Vorstellungen und Begriffe, welche unsere Erkenntnis; von der Welt ausmachen. Diese Auffassung führt zu unüberwindlichen Schwierigkeiten. Erstens ist es nicht möglich, eine befriedigende Erklärung darüber zu geben, auf welche Weise die Ordnung der Dinge eine geordnete Reihe von Vorstellungen hervorrufen könne, welche die elftere mit Sicherheit repräsentirt. Denn wenn die Vorstellungen nur Bilder oder gar nur Zeichen der Dinge sind, so weiß man nicht, wie sie in's Bewußtsein hineinkommen, und noch viel weniger weiß man, worin die Garantie liege, daß die Ordnung und Zusammenfassung der subjectiven Vorstellungen auch wirklich dem objectiven Zusammenhang der Dinge entspreche. Ferner aber — wenn man eine solche Uebereinstimmung voraussetzt, gleichviel, wie sie zu erklären sei — so ist eine Lösung der oben aufgestellten Fragen nach der Möglichkeit von Natur, Sittlichkeit, Kunst und Religion gar nicht einzusehen. Denn wenn es eine an sich fest bestilmnte Ordnung fertiger Dinge giebt, welcher von diesen Richtungen des Bewußtseins entspricht sie dann? Ist sie eine Ordnung der Nothwendigkeit, so ist unser Glaube an die Freiheit Täuschung; beruht sie aber auf Freiheit, wie ist es dann möglich, daß es mathematische Gewißheit und Erkenntniß der Natur als einer festen Gesetzlichkeit giebt?

Um dieser Schwierigkeit zu entgehen, hat man die Frage umgekehrt.

Nicht die Dinge, sagt man, sind es, welche unsere Vorstellungen bestimmen, sondern unsere Vorstellungen, richtiger unsere Begriffe, bestimmen die Ordnung der Dinge. Hieran ist jedenfalls soviel richtig, daß Alles, was unsere Erfahrung enthält, in der subjectiven Form der Vorstellung irgend Jemand zum

Naturnotwendigkeit und ihre Grenzen, 5?

Bewußtsein kommt. Gefühle und Willensakte sind offenbar subjektiven Charakters; aber auch alles, was wir die Körperwelt nennen, ist uns in der subjektiven Gestalt von Empfindungen und Vorstellungen gegeben. Denn wir haben ja keine Möglichkeit, irgend etwas wahrzunehmen und als wirklich zu erkennen, was uns nicht zuvor durch die Thätigkeit unserer Sinne zum Bewußtsein kommt.

Daß uns alle Dinge in subjektiver Gestalt gegeben sind, ist also nicht zu leugnen. Damit ist indessen keineswegs gesagt, daß sie nur subjektive Bedeutung haben. Die Wendung, daß unsere Begriffe bestimmend sind für die Ordnung der Dinge, darf vor Allem nicht dahin mißverstanden werden, daß es etwa von unserm subjektiven Belieben abhängt, welche Vorstellungen von den Dingen wir uns machen wollen. Es versteht sich ja ganz von selbst, daß dann jede Erkenntniß unmöglich wäre. Was hier Begriff genannt ist, bedeutet gar nichts Subjektives. Allerdings entwickeln sich die Begriffe im Denken des Einzelnen, sie sind uns nur als psychologische Gebilde bekannt, und insofern liegt der Schein nahe, daß sie bloß subjektive Bedeutung haben. Aber dies wäre nur dann der Fall, wenn sie uns nicht aufgezwungen würden, wenn wir nicht mit Notwendigkeit veranlaßt wären, Anschauungen zu haben und Begriffe zu bilden nach ganz bestimmten Gesetzen. Wäre die Ordnung der Begriffe in unsere Willkür gegeben, so wäre die Welt nichts als ein Spiel unserer Phantasie, eine Dichtung unseres Verstandes. In Wirklichkeit aber sind es die Anschauungen, welche sich uns aufdrängen und dadurch die Begriffe des Verstandes mit einem Inhalt erfüllen, über welchen wir nicht frei verfügen können. Begriff bedeutet im Gegensatz zur Phantasievorstellung diejenige Einheit des Gedankens, welcher der Zwang des Gesetzes zukommt, welche also gerade dasjenige ist, was über das bloß Subjektive unseres Inneren hinausführt und die Objektivität des Gedachten ausdrückt. Wenn man dies berücksichtigt, so wird es möglich, nunmehr trotz der rein subjektiven Form unserer Wahrnehmungen die Existenz objektiver Ordnungen zu erklären. Schon die Sätze der Mathematik, dann die Regelmäßigkeit der Naturerscheinungen, die Gebote der Moral, die Formen des Schönen, sind zweifellose Beweise von der Existenz allgemeingiltiger Ordnungen. Es giebt also subjektive Vorstellungsgebilde, welche allen Subjekten in gleicher Weise zukommen und die man deshalb als objektiv bezeichnet. Wenn dies aber der Fall ist, so giebt es gemeinschaftliche Gesetze für die Subjekte, und diese Gesetze, welche demnach den Subjekten übergeordnet sind, stellen den objektiven Weltinhalt dar. In dieser Fassung erkennen wir sonnt ausdrücklich die Existenz objektiver, vom Subjekt unabhängiger Bestimmungen an, jedoch mit der Einschränkung, daß diese Bestimmungen nur einen Sinn haben, insofern Subjekte vorhanden sind, für welche sie gelten. Denn ihre Allgemeinheit und objektive Realität besteht ja eben darin, daß sie etwas über das Verhalten der Subjekte festsetzen, daß nämlich unter gegebenen Umständen in allen Subjekten dieselbe Vorstellungsverbindung

58 Kurd laßwitz in Gotha.

stattfinden muß. Sie bedeuten also ganz dasselbe, was für die naive Auffassung die Ordnung der Dinge bewirken soll.

Was heißt es denn, wenn wir sagen: „hier ist ein Veilchen“, und wenn wir dabei meinen, daß hier unabhängig von allem Bewußtsein ein Ding gegeben ist? Doch nur, daß hier etwas ist, wodurch jedes Subject zu der Wahrnehmung eines Veilchens und aller damit verbundenen Wirkungen gezwungen ist. Dies heißt also, hier ist eine objective Bestimmung, welche für alle Subjecte verbindlich ist, ein Veilchen wahrzunehmen, und das ist eben der Gegenstand „Veilchen.“ Man kann also, ganz wie der naive Realist, sagen: „Dieses Veilchen ist ein objectives Ding.“ Man denkt dabei nur etwas mit, woran das naive Bewußtsein nicht denkt, weil es eben die Folgen seiner Aussage nicht erwägt; man denkt nämlich zugleich mit, daß Dinge, damit man überhaupt von ihrer Existenz reden könne, doch immer von irgend Jemand vorgestellt werden müssen: man denkt die vorstellenden Subjecte zugleich mit. Denn ohne diese hat es gar keinen Sinn, von einem Veilchen zu sprechen, weil ein Veilchen ein bestimmter Complex von Farben, Widerstandsempfindungen, Gerüchen, von räumlich und zeitlich bestimmten Anschauungen, von Begriffen über seine Entstehung, seine Wirkungen, endlich von Gefühlen und Strebungen ist, und weil die Anschauung aller dieser Eigenschaften, sowie ihre Verbindung zum einheitlichen Gedanken eines Veilchens doch nirgend anders vollzogen wird, als in der Vorstellung eines bewußten Wesens. Es wird wenigstens Niemand im Stande sein, zu sagen, was ein Veilchen sei, außer durch Angabe von lauter Thatfachen, die in irgend einem Subject vorgestellt werden. Nur folgt daraus nicht, daß das Veilchen nur im Subject sei — dann wäre es bloß subjectiv und vielleicht Schein; es folgt nur, daß es nicht ohne ein Subject bestimmt werden kann. Es ist unabhängig vom Subject, es ist objectiv; aber diese Objectivität besteht in nichts anderem, als darin, daß es die Bedingung ist für die Uebereinstimmung der Subjecte in Bezug auf die im Gegenstand „Veilchen“ gesetzte Einheit von Vorstellungen. „Es giebt eine Ordnung der Dinge“ bedeutet also nichts anderes, als: „Es giebt Bedingungen für die Uebereinstimmung der Subjecte.“ Dies sind die Objecte.

Wir haben uns bei dieser Auseinandersetzung aufhalten müssen, weil sie so oft mißverstanden wird. Man! erklärt die Auffassung „Objecte sind Bedingungen für die Uebereinstimmung der Subjecte“ für „subjectiven Idealismus“, oder „Illusionismus“, das heißt für eine Lehre, welche alle Realität des Seins aufhebe und dafür subjectiven Schein und Einbildung setze; und man behauptet gar, der sogenannte „Neukantianismus“ lehre einen derartigen Unsinn. Das ist gründlich falsch. Das Mißverständnis) entsteht daraus, das man uns die Behauptung unterlegt, die Dinge existirten nur im Subject.

Wenn das wäre, so würden sie sich allerdings in subjectiven Schein auflösen, denn es wäre durch nichts zu constatiren, wie und woher eine Verbindung und Uebereinstimmung der Objecte stammen solle. Wir würden von den

Naturnotwendigkeit und ihre Grenzen. 59

Vorstellungen niemals zu den Gesetzen der Gegenstände kommen, denn wer sagte uns, daß das, was ich hier Veilchen nenne, dasselbe ist, was sich mein Nachbar vorstellt? Phantasie und Wirklichkeit wären überhaupt nicht zu unterscheiden, wenn die Bedingungen zur Bildung von Vorstellungen, von Begriffen der Gegenstände, nur im Subject lägen. Dann wäre alle Erkenntnis; unmöglich, denn Erkenntnis; setzt gerade voraus, daß es etwas giebt, worin die Subjecte übereinstimmen. Und dies kann nicht in den Subjecten allein liegen, weil man nicht einsieht, warum sich dann in ihnen allen dieselbe Vorstellungsverknüpfung vollziehen soll. Diese Uebereinstimmung muß vielmehr den Subjecten aufgezwungen werden durch etwas, was nicht aus ihnen selbst entspringt. Aber daß sie nicht ohne die Subjecte stattfinden kann, ist selbstverständlich. Ohne denkendes Subject kann es keine Erkenntnis; geben. Wo Niemand ist, der eine Meinung hat, kann auch nicht von Uebereinstimmung die Rede sein. Gerade indem wir sagen, es giebt Bedingungen für die Uebereinstimmung der Subjecte, sagen wir auch, daß diese Bedingungen nicht in den Subjecten liegen können, sondern daß es Gesetze giebt, welche dem Subjecten übergeordnet sind und sie zwingen, gesetzmäßige Anschauungen und Begriffe von Gegenständen zu haben. Und diese Gesetze sind das Objective; aber sie wirken nur in den Subjecten.

Wir haben nunmehr einen großen Vortheil gewonnen, indem wir die Objecte nicht als eine Ordnung fertiger Dinge definiren, sondern als Bestimmungen, wodurch Objecte gesetzmäßig vorgestellt werden müssen. Zunächst löst sich die Frage, wie es möglich ist, daß es eine Ordnung der Vorstellungen in den Subjecten — die Erkenntnis; — giebt, welche der Ordnung der Objecte entspricht. Denn jetzt handelt es sich ja nicht mehr, wie beim naiven Realismus, darum, daß eine fertige Welt von Dingen, die an sich existiren, in das Bewußtsein der wahrnehmenden Wesen eintritt, sondern die Ordnung der Vorstellungen von den Dingen ist mit den Dingen selbst schon gesetzt. Dasselbe Gesetz, welches ausspricht, daß hier ein objectives Ding, ein Veilchen, ist, spricht auch aus, daß dieses als die Bedingung für die Verbindung der Vorstellungen zur Wahrnehmung eines Veilchens gegeben ist. Es braucht gar nicht erst etwas in die Subjecte hineinzukommen, um die Vorstellung des Veilchens zu erzeugen, weil der subjective Vorgang die psychologische Erscheinungsform des Objects selbst ist. Wir haben nicht nöthig, Object und Subject künstlich zu verbinden, wenn wir uns klar gemacht haben, daß Object und Subject überhaupt gar nicht getrennt denkbar sind. Es ist dieselbe Einheit, welche Eigenschaften und Wirkungen gesetzlich im Object verbindet, die auch die Vorstellungen im Subject zum Begriff des Gegenstandes nothwendig zusammenschließt. In diesem Sinne kann man sagen, daß der Begriff den Gegenstand schafft, wie man auch sagen kann, daß der Gegenstand den Begriff hervorruft, weil nämlich beide, Gegenstand und Begriff, ein und dasselbe sind — nämlich das Gesetz des Daseins; und dieses Gesetz wird nur verschieden bezeichnet, je nach den« Standpunkte, von welchem

60 Rnld laßwitz in Gotha.

aus man es betrachtet. Geht man davon aus, daß es objective Ordnungen giebt, welche unser Denken bestimmen, so nennt man das Gesetz oder die Einheit des Seienden den „Gegenstand“; geht man davon aus, daß Alles, was wir erfahren, irgendwie vorgestellt werden muß, so nennt man das Gesetz, welches die Einheit der Vorstellungen ausdrückt, den „Begriff.“

Nun aber können wir auch zur Aufklärung der oben gestellten Fragen weiter schreiten. Wir haben nämlich jetzt denjenigen Grundsatz der Erkenntnis gewonnen, welchen man den kritischen Gedanken nennt, diejenige Auffassung von der Welt, die uns die Vereinbarkeit von der Notwendigkeit und Freiheit ermöglicht.

Wir haben gesehen, daß es gar keine Dinge giebt im Sinne fertiger Weltgestalten, die sich in Vorstellungen umsetzen, sondern daß es Gesetze für Vorstellungen giebt, die sich in den Subjecten vollziehen, Einheiten der Bestimmung, durch welche erst die Gegenstände der Erkenntnis mit unseren Begriffen zugleich erzeugt werden. Unsere Erkenntnis durch den Verstand stellt nicht Dinge an sich vor, sondern sie enthält gemisse Arten von Einheiten, in denen sich die Uebereinstimmung der Subjecte als ein gesetzlicher Zusammenhang ausspricht. Es kann also sehr wohl verschiedene Arten geben, in welchen gesetzliche Einheiten erzeugt werden — die Vorstellungen können nach verschiedenen, gesetzlich bedingten Grundsätzen sich zu Verbindungen zusammenschließen, von denen die Erscheinungen der Natur unter dem Gesetze der Notwendigkeit nur eine der wirklich Vollziehbaren ist. Welche andere Arten giebt es noch, durch welche Uebereinstimmung von Subjecten bedingt ist? Als das umfassendste, allerdings auch als das unbestimmteste solcher Gebiete tritt uns zunächst das Leben selbst entgegen; wir meinen damit den gesumten Lebensinhalt, den man, wie oben dargelegt, auch in einem allgemeinen Sinn schlechthin als Natur bezeichnet, das Zusammenwirken alles Seienden, wie es sich in der Entwicklung der lebenden Wesen und der menschlichen Gesellschaft, sowie im Erlebnis und den Erfahrungen des Einzelnen überhaupt offenbart. Aus diesem allgemeinen Gebiete treten nun besondere Richtungen hervor, welche durch Thaten der Cultur ausgezeichnet sind. Es ist dies außer der theoretischen Erkenntnis dasjenige praktische Handeln der Menschheit, welches unter dem Sittengesetze sich vollzieht, ferner die zweckmäßige Gestaltung des Lebens unter dem ästhetischen Gesichtspunkt, endlich die Gemeinschaft des Gefühls in der Religion.

Jede dieser Richtungen stellt sich dar als eine besondere Art der Wirklichkeit, oder besser, als eine besondere Form der Gesetzlichkeit, durch welche Verwirklichung von Erfahrung erzeugt wird. Auf diese Weise entstehen Natur, Sittlichkeit, Kunst als selbständige Realitäten, indem dasjenige, was sich uns als Weltproceß enthüllt, sich nach eigenen Gesetzen gestaltet, nach Weisen der Bestimmung, die wir als Principien der Verstandeserkenntnis, als die Idee der Freiheit und als die Idee der Zweckmäßigkeit bezeichnen. Wie ein jeder Mensch sein Erlebnis in der Form von Gedanken zusammenschließt, zugleich

Naturnotwendigkeit und ihre Grenzen, 6^

aber mit diesem Erlebniß ganz bestimmte Willensregungen verbindet und Gefühle der Lust und Unlust durchkostet, und wie sich Gedanken, Wille und Gefühle im Einzelnen wohl widersprechen können, dabei aber der Mensch doch die ganze, sein Leben umfassende Persönlichkeit bleibt, so erweist sich auch der Weltinhalt nach diesen drei Richtungen des Wahren, Guten und Schönen als Natur, Freiheit und Zweckmäßigkeit gegliedert, ohne deshalb in seiner Einheit zu zerfallen. Wie dies zu verstehen ist, bedarf allerdings einer näheren Erläuterung. Was uns in der täglichen Erfahrung entgegentritt, wird auf dem naiven, unwissenschaftlichen Standpunkte der Weltbetrachtung einfach für das „Wahre“, „Wirkliche“, „Seiende“, für die Dinge selbst gehalten. Aber es ist keineswegs das Ursprüngliche, es ist vielmehr thatsächlich schon ein Product der Arbeit des Bewußtseins, der Abstraktion und Kombination. Der Unterschied zwischen der naiven und der philosophischen Auffassung besteht nun darin, daß letztere sich über die tatsächlichen Umformungen Rechenschaft zu geben sucht, welche der Weltinhalt bei seiner Gestaltung zum subjektiven Erlebnis; erleidet, um die möglichen Gattungen von Begriffen, Ereignissen, Realitäten zu unterscheiden, um zu erkennen, daß es Grade und Arten der Wirklichkeit giebt. Die naive Auffassung dagegen kennt solche Unterschiede nicht, indem sie die thatsächlich verschiedenen Formen der Realität für ein und dieselbe ansieht und für das Wirkliche überhaupt hält. Auf diesem Standpunkt kann man daher nicht begreifen, wie z. B. neben der Realität, welche die Naturvorgänge im Räume als Mechanismus bilden, noch die Realität der Willensfreiheit bestehen könne, ohne daß die eine die andere aufhebt oder stört. Das kommt daher, weil für die naive Auffassung die Dinge eben nichts, sind, als die eine, fertige Ordnung der Dinge, und damit ist ihre Weisheit zu Ende. Die Philosophie dagegen unterscheidet Werthe der Realität (logische, psychologische, theoretische, ethische, Gefühlswerthe!)«, Begehrungswerthe) und grenzt dieselben als eigene Formen der Realität ab. Gelingt dies der Philosophie, so kann das praktische Leben alsdann bewußtermaßen diejenigen Werthe bevorzugen, welche je für die Gestaltung der Lebensrichtungen in Wissenschaft, Ethik, Kunst, Religion, Gesellschaft förderlich und vortheilhaft sind, d. h. es kann Realität bestimmter Art nach Culturprincipien schaffen. Das ist der eminente Culturwerth der Philosophie, daß sie die Formen des Daseins nach Rechten und Mitteln sondern lehrt.

Auf dem kritischen Standpunkte sagen wir uns nun, daß die verschiedenen Realitäten auf der Art und Weise beruhen, wie der Weltinhalt in verschiedenen Formen zu Einheiten zusammengefaßt auftritt. Denn das ist doch offenbar die Voraussetzung für alles Sein überhaupt, daß es in Zusammenhängen besteht. Diese Zusammenhänge müssen aber zugleich die Bedingungen enthalten, unter welchen sie im menschlichen Bewußtsein als Ordnungen des Erlebnisses sich ausweisen. Wir können den Weltviroceß als solchen nur erkennen und überhaupt etwas von ihm aussagen, insofern sein Inhalt bereits zu Einheiten gestaltet ist, die sich auf unser Bewußtsein be-

62 Kurd laßwitz in Golha.

ziehen. Wills das Seiende ohne unser Bewußtsein ist, bleibt eine Frage, die man offenbar nicht beantworten kann. Das, was wir das Seiende nennen, hat immer schon eine Beziehung auf die Gesetze, unter welchen es sich für unser Bewußtsein gestaltet. Soweit eine solche Gestaltung nicht vollzogen ist, besteht überhaupt nur die unbekannte Bedingung zur Möglichkeit der Erfahrung, daß etwas sei. Ueber diese Bedingung selbst kann man nichts aussagen, sondern immer nur über die Formen, in denen sie in unserem Bewußtsein auftritt. Sie ist das große X, welches im gestalteten Erlebnis sich als Inhalt und Gesetz unseres Bewußtseins ausweist. Jenes X ist das, was Kant das Ding an sich nannte, es ist die bloß gedachte Gesamtheit dessen, was noch wirklicher Weltinhalt werden kann und das sich am besten bezeichnen läßt als eine unendliche Aufgabe für die Menschheit, es zum Erlebnis zu gestalten. Es ist das ewig Bestimmbare, das in unserem Bewußtsein als Weltinhalt bestimmt wird, und zwar durch Gesetze, welche zugleich die Gesetze des Bewußtseins sind. Damit ist schon gesagt, daß diese Bestimmung sich nicht etwa nach willkürlichen, subjectiven Anordnungen vollzieht, sondern daß sie die objectiue Ordnung selbst ist, der auch das subjective Bewußtsein unterliegt, daß aber diese Ordnung als realer Weltinhalt zugleich mit seiner Realität im Bewußtsein auftritt.

So erklärt es sich, daß entsprechend den Richtungen unserer psychologischen Thätigkeit im Denken, Wollen und Fühlen auch drei Hauptrichtungen in der gesetzlichen Gestaltung des Weltinhalts als Natur, Sittlichkeit und Kunst sich unterscheiden lassen. Nicht etwa, daß die subjectiven Vorgänge jene objectiven Realitäten des Welt- und Culturprocesses hervorbrächten und bedingten; sondern indem jene objectiven Realitäten sich vollziehen, bildet der gesetzliche Zusammenhang, durch den sie selbst bedingt sind, auch zugleich die Bedingung für den subjectiven Zusammenhang im Bewußtsein. Und dies ist das Große an der kritischen Auffassung, daß sie die Möglichkeit nachweist, wie jene Realitätsgebiete, Natur, Sittlichkeit, Kunst, neben einander ohne Widerspruch bestehen können. Dies können sie darum, weil sie ein und dasselbe Bestimmbare — noch nicht Bestimmte — nur in verschiedenen Formen der Bestimmtheit darstellen. Sie sind Realisirungen ein und desselben Weltinhalts unter verschiedenen Richtungen des Bewußtseins. Natur, Sittlichkeit und Kunst sind nicht getrennte Welten, sondern sie sind ein und dieselbe Welt in verschiedenen Gestaltungsgesetzen. Damit ist nicht etwa gemeint, daß sie den Weltinhalt darstellten nur unter verschiedenen Standpunkten betrachtet, — denn das wäre ein subjektives Spiel und kann uns höchstens als Bild dienen, — sondern es ist gemeint, daß wir es wirklich mit drei realen Arten der Gesetzesform zu thun haben, deren Einheit durch die Einheit des Bewußtseins gewährleistet ist. Dieser Punkt, die Einheit der Weltrealitäten, wird uns noch weiter zu beschäftigen haben. Zunächst betrachten wir die einzelnen Arten, in welchen der Weltinhalt sich realisiert.

Naturnotwendigkeit und ihre Grenzen. 63

Was mir oben schon angedeutet, führen wir nun im Einzelnen aus.

Die erste Stufe der Realität ist das Leben selbst, d. h. jene Mannigfaltigkeit des alltäglichen Erlebnisses, wie sie dem Bewußtsein als die Fülle des Daseins ohne systematische Reflexion sich aufdrängt. Das allgemeine Gesetz, unter welchem diese Realität steht, ist die Ordnung im Nacheinander der Zeit und der Zusammenschluß zum Erlebnis räumlich getrennter Individuen.

Das Leben spielt sich ab in der persönlichen Erfahrung der Einzelnen, und die Bedingung, daß solche Einzelwesen gleichzeitig nebeneinander existiren können, nennen wir den Raum. Raum und Zeit sind die allgemeinen Bedingungen dafür, daß die subjective Ordnung des Erlebnisses der einzelnen bewußten Wesen zugleich eine objective Ordnung von Dingen und Körpern ist. Alles, was uns in Raum und Zeit umgiebt, unsere Sinne reizt, unser Gefühl beherrscht, unsere Willenstriebte bewegt, unsere Lebensenergie ausmacht, ist schon durch die Einheit des Bewußtseins geordnetes Erlebnis und als solches objectiv. Aber es ist kein reiner Bewußtseinsgehalt, d. h. kein Weltinhalt, welcher in reiner, einseitig gesetzlicher Weise realisiert wäre, sondern alle Richtungen des Bewußtseins wirken in ihm zusammen. Dieser Weltinhalt heißt das Leben, und diejenige Einheit, in welcher derselbe sich realisiert als Erlebnis, heißt eine Persönlichkeit. In jenem und aus ihm erst gestalten sich die höheren Realitäten der Natur, der Sittlichkeit, der Kunst, welche wir als reine Culturrichtungen bezeichnen wollen.

Es fällt vielleicht auf, daß wir die Natur auch als eine Richtung der Cultur erklären, während sie doch gewöhnlich gerade als Gegensatz zur Cultur aufgefaßt wird. Wir verweisen zur Erläuterung auf das, was wir im Beginn dieses Aufsatzes über den Doppelsinn des Wortes Natur gesagt haben. Wenn wir von der Natur als einer reinen Culturrichtung sprechen, so meinen wir damit nicht jenes unbestimmte Etwas des Weltgeschehens überhaupt, sondern wir verstehen darunter die Natur im wissenschaftlichen Sinne, den Inhalt der Naturwissenschaft, den erkennbaren, nach dem Gesetze der Nothwendigkeit sich vollziehenden Naturlauf. Nicht der Sturmwind, der unser Schiff zerschmettert, nicht die Sterne, die über unserm Haupte leuchten, sind Natur in unserm Sinne als Theile der Cultur, sondern objective Natur sind an diesen Erlebnissen nur die atmosphärische Bewegung, insofern sie sich nach mechanischen Gesetzen vollzieht, der nach mathematischer Ordnung stattfindende Lauf der Gestirne und die Ausbreitung der Aetherwellen. Ist nur dieses Product der Naturwissenschaft ist es ja, welches zum Gegensatz von Nothwendigkeit und Freiheit führt. Das Naturgesetz, demzufolge jedes Atom seine vorgeschriebene Bahn beschreiben muß, steht im scheinbaren Widerspruch zur Freiheit des Willens, nicht aber der Sturmwind und der Sternenschein, deren Ursachen wir nicht kennen, die wir als ein zufälliges Ereigniß betrachten. Daß die Erscheinungen gegen unsern Willen auftreten, bedingt keinen Widerspruch, d. h. keinen Widersinn, sondern bewirkt höchstens ein Gefühl der Unlust oder der eignen Schwäche. Der Widerspruch tritt allein

No6> und Siid. I^{IV} Ig», 5

6H Kurd laßwitz in Gotha.

im Denken auf, wenn man die gesammte Kette der Thatsachen zu verstehen sucht. Erst die Auffassung der Natur als Mechanismus hat den Zwiespalt der Erfahrung erzeugt; vorher existirte die Frage nicht, wie Freiheit möglich sei, da man die Natur nicht als Gegensatz dazu dachte. Daher haben wir bei unserm philosophischen Problem nur die Natur als Gegenstand der Naturwissenschaft in Betracht zu ziehen; denn allein in diesem Sinne ist die Natur als allgemeingiltig und gesetzlich eine objective Realität.

Man wird allerdings sagen, der Sturmwind, der uns scheitern läßt, der Sternenschein, zu dem wir aufblicken, sind ja ebenfalls objectiv real; der Wilde, der Ungelehrte, der von Naturwissenschaft keine Ahnung hat, ist doch den Naturgemalten voll und ganz unterworfen? Gewiß, und der Philosoph ganz ebenso! Aber diese Natur, die hier gemeint ist, ist nicht die Natur, die zur kritischen Frage treibt. Sie ist nicht das Product der Naturwissenschaft, sondern ihre noch nicht gelöste Aufgabe. Sie ist lediglich Naturerlebnis. Als Erlebnis besitzt sie, wie wir oben ausführten, ebenfalls Realität, die Realität des Lebens, jedoch nicht diejenige Realität, welche zur Realität der Freiheit in Gegensatz tritt. Hier ist vielmehr noch alles ungeschieden zusammen, bloßes Ereigniß, das ebenso Gegenstand der Erkenntniß, als des Willens oder des Gefühls werden kann, und uns eben darum zum Beispiel dient, daß ein solches Zusammen von Bestimmungsweisen möglich ist. Aber hier zeigt sich gerade, was wir durch die Unterscheidung der Realitäten gewinnen. Das Erlebnis besitzt Realität in gewissem Sinne, indessen seine Allgemeingiltigkeit, seine höhere Realität erhält es durch die wissenschaftliche Objectivirung als gesetzliches Ereigniß. Es wird als Natur bestimmt, und wir sehen zugleich, daß diese Natur nur ein Theil der Realität überhaupt ist. Daß aber diese Natur als gesetzliche Realität zur Cultur gehört, erkennt man aus der Ueberlegung, daß sie sich erst an und mit der Cultur entwickelt. Die Geschichte der Naturwissenschaft ist nichts Anderes als die allmähliche Gestaltung des subjectiven Erlebnisses der Menschheit zu einer objectiven Gesetzlichkeit, an welche sich nunmehr die Einzelnen gebunden wissen. Wir verfolgen nur an einigen Beispielen den Verlauf, wie mit der Entwicklung der Cultur sich immer weitere und gesichertere Gebiete hervorheben, in denen die Uebereinstimmung der Subjecte sich als gesetzlich bedingt erweist; diese Bedingung eben ist die Natur, wie sie sich durch die Erkenntniß als eine objective Realität mit dem Ansteigen der Cultur enthüllt.

Je niedriger der Culturzustand ist, um so weniger objective Natur giebt es, das heißt, um so ungewisser steht die Menschheit dem Eintreten und Verlaufe der Naturerscheinungen gegenüber. Alles Leben vollzieht sich zunächst im Bewußtsein der einzelnen Individuen, und erst die Thatsache, daß sie sich untereinander verständigen können, daß in ihrem Erlebnis Uebereinstimmung herrscht, ist das Merkmal, daß objective Ordnungen bestehen. Aber jene Uebereinstimmung ist sehr mangelhaft, diese Ordnungen sind zusammenhanglos. Wohl verständigen sich die Volksgenossen über gemeinsame Unternehmungen,

Naturnotwendigkeit und ihre Grenzen. 65

wohl bilden Tages- und Jahreszeiten, der Verlauf der Witterung, die Gewohnheiten des Wildes und dergleichen gewisse Regelmäßigkeiten, welche sich aus dem passiven Erleben der Einzelnen herausheben als Zeichen, daß es etwas Erkennbares giebt. Jedem selteneren Ereigniß dagegen steht der Wilde rathlos gegenüber; es ist für ihn unerkennbar und zusammenhanglos mit den gewohnten Erscheinungen. Die ganze Natur ist durchsetzt von solchen Räthseln und Wundern und erscheint daher als das Werk willkürlicher und unbegreiflicher Gewalten. Je weiter indeß die Erkenntniß fortschreitet, um so mehr zieht sich dieses Gebiet des Unerwarteten und Nächstelhaften zusammen, um so lückenloser wird der gesetzliche Zusammenhang der Erscheinungen. Das unbestimmte Erlebniß gestaltet sich zur ursächlich begründeten Wirkung. Solche gesetzliche Einheiten in immer größerem und engerem Zusammenhange aus den subjectiven Erfahrungen der Individuen herauszuarbeiten, ist ein Culturproceß; durch ihn entsteht objektive Natur als eine Ordnung, welche als allgemeingiltig erkannt wird. Den höchsten Grad dieser Allgemeingiltigkeit und damit der objectiven Realität besitzen diejenigen Ereignisse, welche sich in der Form mathematischer Gesetze darstellen.

Es sei gestattet, ein Beispiel hier zu wiederholen, das wir bei anderer Gelegenheit gegeben haben, weil es gerade sehr bezeichnend ist. „Wenn der Vollmond am klaren Himmel plötzlich sein Licht verliert, rührt der erschreckte Wilde die Trommel und seine Zauberer versuchen ihre Beschwörungen. Die Mondsinsterniß ist ihm nicht Natur, sondern ein übernatürliches Ereigniß, gesetzlos, zufällig, daher furchterregend. Dieses fragwürdige Erlebniß tritt in die Reihe des gesetzlich Bestimmbaren und damit des objectiu Wirklichen, wenn den Sternkundigen durch die Beobachtung von Generationen die Periode des Saros bekannt ist, nach welcher die Finsternisse alle achtzehn Jahre sich niederholen. Aber die höchste Stufe des Objectiven, nämlich die mathematische Gewißheit, erreicht das Ereigniß erst für den modernen Astronomen, welcher nicht nur sein Eintreten bis auf die Minute genau bestimmt, sondern auch seinen ursächlichen Zusammenhang in der gesetzmäßigen Bewegung der Himmelskörper nachweist. Jetzt erst gehört das Ereigniß zur Natur im wissenschaftlichen Sinne, d. h. zu derjenigen Gruppe der Erscheinungen, welche, abgelöst von allem subjectiven Vermuthen, von aller Furcht und Hoffnung des Menschenlebens, eine unantastbare Wirklichkeit der Existenz besitzen in dem gesetzlichen Zusammenhange des mathematisch formulirbaren Denkens.“ Und das ist denn auch der Entwicklungsgang der Naturwissenschaft gewesen, daß sie gelehrt hat, die Erscheinungen, welche dem Einzelnen nur als subjective Empfindungen gegeben sind, durch mathematische Größen als allgemeingiltige Realitäten zu besinnen. Denn dadurch erst sind sie mit Sicherheit zu bestimmen, wiederzuerkennen und zu beherrschen.

Töne, welche wir durch die Stimme hervorbringen, sind zunächst nur ein subjectives Erlebniß. Zwar gestatten sie eine gewisse Vergleichung, aber diese beruht auf dem unmittelbaren sinnlichen Eindruck, nicht auf einer objectiven

66 Rurd laßwitz in Gotha.

Bestimmung. Man kann einem andern nicht genau mittheilen, welchen Ton man meint, wenn man ihn nicht direct vorsingt, und auch dann bleibt es noch unbestimmt, ob man sich nicht selbst über die Höhe täuscht. Selbst die Firirung in der Notenschrift gewährleistet noch keine absolute Bestimmung der Tonhöhe, wenn man nicht den Kammerton der Stimmung objectiv festzustellen vermag. Eine solche, von der sinnlichen Empfindung unabhängige Objectivität gewinnen die Töne erst, wenn sie durch mathematische Größen auszudrücken sind. Derjenige Ton, welcher durch 440 Schwingungen in der Sekunde hervorgebracht wird, ist durch diese Zahl absolut desinirt und seine Höhe ist unter allen Umständen zu allen Orten und Zeiten als dieselbe wieder zu erzeugen. Erst durch die Zurückführung auf das akustische Gesetz hat der Ton objective Realität gewonnen; er bezeichnet jetzt nicht mehr ein bloß subjectives Erlebnis, sondern einen objectiven Vorgang.

Ebenso ist es mit den Farben. Die Erscheinung der Farben war der Menschheit immer bekannt, und in dieser Hinsicht besitzen sie eine gemisse Objectivität, insofern sie nach Regeln technisch erzeugt werden können. Aber diese Stufe der Wirklichkeit beruht erst auf der sinnlichen Vergleich«««.; wissenschaftlich objectivirt und dadurch Natur im Sinne der strengen Gesetzlichkeit wurden die Färben erst, als Newton gelehrt hatte, sie durch eine Zahlengröße darzustellen, nämlich durch die verschiedene Stärke ihrer Brechung, und noch mehr, als die Undulationstheorie des Lichtes gestattete, die Wellenlänge zu messen, welche einer bestimmten Stelle im Spectrum entspricht. Es ist bekannt, wie schwierig verschiedenen Individuen es wird, sich über eine bestimmte Farbennance zu einigen, ebenso, wie die Farbe eines Körpers von der Beleuchtung abhängt. Soweit es sich hier um subjective Einflüsse handelt, oder, wie im zweiten Falle, um Bedingungen, welche nicht in allen Einzelheiten bekannt sind, weil man die Zusammensetzung der vorliegenden Farbe oder der Lichtquelle nicht kennt, steht der Beobachter dem Verlauf des Ereignisses, d. h. dem eintretenden Farbeneffect, in ähnlicher Ungewißheit gegenüber, wie der Wilde der Mondfinsternis;. Dagegen ergiebt sich eine vollständige objective Sicherheit, sobald der Physiker die Wellenlängen des Lichtes kennt, welche auf den Körper fallen und von ihm zurückgeworfen werden, weil alsdann Alles zahlenmäßig bestimmt ist. Und bei einer solchen Einreihung einer subjectiven Erfahrung in die Gesetzmäßigkeit der Natur handelt es sich dann nicht bloß um die Feststellung irgend einer einzelnen Erkenntnis, sondern es werden dadurch große, neue Gebiete der Wirklichkeit thatsächlich eröffnet; es wird Natur geschaffen, die vorher nicht als Natur, d. h. nicht als gesetzmäßig feststellbares Ereignis vorhanden war.

Wenn sich z. B. ein Stern nahezu in der Richtung auf unser Sonnensystem hin oder in entgegengesetzter Richtung fortbewegt, so kann die Beobachtung auch mit dem schärfsten Fernrohr diese Bewegung nicht bemerken, der Stern mußte bisher als unbewegt gelten; dennoch giebt es jetzt eine Methode, eine derartige Bewegung zu constatiren. Nachdem es gelungen

Naturnothwendigkeit und ihre Grenzen. 6?

war, die subjective Erscheinung des Lichtes als eine meßbare Wellenbewegung zu objectiviren, zeigte es sich, daß in dem von den Steinen ausgesandten Lichte meist nur Wellen von bestimmter Schwingungsdauer enthalten sind, in Folge dessen im Spectrum der Sterne nur einzelne helle Linien an genau meßbarer Stelle auftreten. Bewegt sich nun der Stern mit einer gewissen Geschwindigkeit gegen die Erde, so wird dadurch die Wellenlänge um ein wenig verkürzt, die Strahlen werden im Prisma etwas stärker gebrochen, und die Spectrallinien erscheinen daher von ihrer Stelle gerückt. So minimal auch diese Verschiebung ist, so ist sie doch für die moderne Technik meßbar, und es ergibt sich daraus die Geschwindigkeit des Sternes gegen die Erde, welche durch keinen menschlichen Sinn direct wahrgenommen werden kann. Man erkennt in diesem Falle, wie durch die Zurückführung der sinnlichen Erscheinungen auf meßbare räumliche Beziehungen ganz neue Wirklichkeitsgebiete geschaffen werden. Die Bewegung des Fixsternes wird jetzt ein Theil der objectiven Natur.

Man braucht nur an die Entwicklung der Elektrizitätslehre zu denken, um zu verstehen, wie hier Vorgänge, für welche wir gar keinen specifischen Sinn besitzen, in den gesetzlichen Zusammenhang der Wirklichkeit durch die Fortschritte der Cultur eingetreten sind. Jede Entdeckung, welche ein bloß subjectives Erlebniß zu einem gesetzlichen Geschehen objectivirt, eröffnet dadurch neue Mittel, durch welche die subjectiven Centren des Bewußtseins in Verkehr treten und das Gebiet der Naturobjecte erweitert wird. Die Schallwellen, die Aetherschwingungen, die elektrischen Ströme sind solche neue Naturobjecte, welche früher nicht da waren; d. h. sie waren nicht da als eine objective Gesetzmäßigkeit, sondern nur in ihren subjectiven Wirkungen, in unserem unbestimmten Erlebniß. Wenn ein Gebiet der Sinneswahrnehmungen, wie Hören oder Sehen, eine Darstellung in mathematischer Theorie erfährt, so gewinnt dadurch die Menschheit ein neues Realitätsgebiet, zahllose Beziehungen treten auf, von denen vorher nichts zu bemerken war. Es würde z. B., wenn es gelänge, die Gerüche auf mathematische Gesetze zu bringen, offenbar ein neues Naturgebiet geschaffen werden, von welchem ,nch jetzt nicht sagen kann, welche neuen Verkehrsmittel für die Subjecte es darbieten würde, vermuthlich nicht geringere, als sie die wissenschaftliche Akustik, Optik, Wärmelehre, Elektrotechnik und Chemie erzeugt haben. Wir wollten im Vorhergehenden darlegen, daß dasjenige Realitätsgebiet, welches mir als Natur im wissenschaftlichen Sinn bezeichnen, als eine Richtung innerhalb der Cultur zu betrachten ist. Dadurch gewinnen wir erst die Möglichkeit, sein Zusammenbestehen mit den übrigen Culturgebieten, Sittlichkeit und Kunst, zu begreifen und die gegenseitigen Grenzen dieser Realitäten abzustecken. Wären z. B. die Begriffe von Viereck und Kreis einander

68 Ruid tllßwitz in Gotha.

über- oder untergeordnet, so müßte entweder das Viereck krumm oder der Kreis geradlinig sein; da sie aber als Figuren beide einander gleichgeordnet sind, ist es kein Widerspruch, daß es geradlinige und krummlinige Figuren giebt. So ist es nun, wenn Natur, Sittlichkeit und Kunst coordinirte Richtungen unter dem gemeinsamen Oberbegriff der Cultur sind, auch kein Widerspruch, daß Gebiete der Notwendigkeit, Freiheit und Zweckmäßigkeit neben einander bestehen; vielmehr können wir erst jetzt ihre Rechte und Grenzen bestimmen. Es handelt sich darum, die besonderen Arten der Gesetzlichkeit festzustellen, durch welche diese drei Richtungen der Cultur als zwar völlig verschiedene, aber einander nicht widersprechende Realitäten auftreten.

Die Natur zeichnet sich nun, wie schon angedeutet wurde, dadurch aus, daß sie unter dem Gesetze des notwendigen Geschehens steht. Sofern das, was wir durch unsere Sinne wahrnehmen, in Raum und Zeit gegeben ist, kann es auch nur Veränderungen im Raum vollziehen, und insofern dieselben unter erkennbaren Gesetzen stattfinden, nennen wir den Inbegriff dieser gesetzlichen Veränderungen Natur. Gesetze sind, wie gesagt, nur als Begriffe und demnach durch das Denken darstellbar; denken wir daran, so erweist sich die Natur als Gesetzlichkeit des Verstandes; denken wir aber daran, daß sie eben als Gesetzlichkeit aller subjectiven Willtür enthoben ist, so ist Natur die objectiue Realität, welche sich in unserer Erkenntniß als Gesetzlichkeit des Verstandes darstellt. Wir wollen jetzt nur kurz die Grundsätze zusammenstellen, durch welche die Natur als eine besondere Art der Realität ausgezeichnet ist.

Mit dem Erlebniß überhaupt hat die Natur dies gemeinsam, daß sie in unserer Wahrnehmung als Anschauung und Empfindung gegeben ist, d. h. daß sie mit der vollen Wucht sinnlicher Realität sich aufdrängt. Wer sie sondert sich von dem Erlebniß dadurch, daß sie Gefühl und Willen ausschließt, daß also alles dasjenige ihr fern bleibt, was unserem individuellen Leben seinen Werth verleiht. Als die rein objectiven Gesetze, unter denen das Erlebniß den Charakter der Natur annimmt, treten vor allen die mathematischen Bestimmungen hervor. Alle Naturerscheinungen besitzen meßbare Ausdehnung in Raum und Zeit, sie gestatten eine Vergleichung als Größen und sind deswegen der Berechnung zugänglich. Sie erfüllen aber Raum und Zeit stets durch eine sinnliche Qualität, die in unserer Empfindung als Temperatur, Druck, Widerstand, Farbe, Schall u. f. w. bestimmbar ist. Das Gemeinsame für alle diese Qualitäten ist, daß sie einer steten Veränderung, einem Wechsel unterliegen, und gerade in diesen Wechsel beruht ihre Eigentümlichkeit. Soll dieser Wechsel der Empfindungen nicht unbestimmtes Erlebniß, sondern gesetzliche Natur sein, so muß er sich als meßbare Größe ausdrücken lassen, und dies ist dadurch möglich, daß alle Empfindungen in Raum und Zeit stattfinden, also auch ihr Wechsel. Veränderung aber im Raum heißt Bewegung, und Bewegung ist, seitdem

Naturnotwendigkeit und ihre Grenzen, 69

Galilei uns die Principien der Mechanik enthüllt hat, als mathematische Größe darstellbar. Hierin liegt der Grund, warum Natur in der Form räumlicher Bewegung auftritt, welche sich in Zahlenformeln fassen läßt. Das bisher Gesagte zeigt uns indessen die Natur lediglich als mathematisch bestimmbar, aber wir erkennen noch nicht, inwiefern die Gegenstände sich von bloßen Gedankengebilden unterscheiden; zur Vollständigkeit der Natur als Wirklichkeit, die unsere eigene Existenz als Körper mit einschließt, gehört noch ein Gesetz; dieses bestimmt den Zusammenhang, in welchem die Naturerscheinungen als Größen und Qualitäten so gesetzt sind, daß sie Dinge darstellen, die dauernden Bestand haben und Wirkungen ausüben. Diese Wirklichkeit der Natur ist bedingt dadurch, daß sie ein System von Einheiten bildet, welche wir Substanzen nennen; diese stehen ihrerseits in einer gegenseitigen Beziehung, die als Wechselwirkung bezeichnet wird. Substanz nennen wir die Bedingung dafür, daß die verschiedenen Eigenschaften, die wir z. B. an einem Wassertropfen wahrnehmen, als Ausdehnung, Gewicht, Flüssigkeit, Durchsichtigkeit, Gestalt, Temperatur u. s. w. eine Einheit bilden, sodaß dadurch ein Körper, der Tropfen, als ein in der Zeit dauerndes Object bestimmt ist. Die Eigenschaften selbst sind in Veränderung begriffen; daß es trotzdem Dinge giebt, welche Bestand und Dauer haben und von denen die wechselnden Eigenschaften ausgesagt werden können, muß daher auf einem besonderen Grundgesetz beruhen, welches jene Eigenschaften zur Einheit verbindet, und dies ist die Substanz. Man muß sich nur unter Substanz nicht wieder den sinnlichen Körper vorstellen, sondern die sinnlich nicht wahrnehmbare Bedingung für die zeitliche Dauer des Complexes von Eigenschaften, deren Zusammen erst den Körper ausmacht. Wir haben also jetzt die Substanz kennen gelernt als eine Gesetzlichkeit, welche der Natur eigenthümlich ist und welche der Grund ist, daß die Natur als Körperwelt im Räume auftritt.

Aber die Natur besteht nicht aus zusammenhanglosen Körpern, sondern sie ist ein System, d. h. die Körper bedingen gegenseitig die Veränderung ihrer Eigenschaften. Hier kommen wir nun wieder zu einem Hauptunterscheidungsmerkmal der Natur von den übrigen Culturgebieten und dem bloßen Erlebniß. Auch im Leben, z. B. in der sittlichen Welt, stehen die Vorgänge in einer gegenseitigen Abhängigkeit; Freiheit bedeutet ja nicht Bestimmungslosigkeit, sondern Selbstbestimmung. In der Natur jedoch ist die gegenseitige Bestimmung der Körper zu einem System von anderer Art, sie ist ausgezeichnet dadurch, daß sie auf Nothwendigkeit beruht. Wir nennen Causalität dasjenige Gesetz, wonach jeder Veränderung eine bestimmte äußere Ursache zukommt, und keine Veränderung ohne eine solche äußere Ursache stattfinden kann. Da nun aber alle Veränderungen in der Natur Bewegungen sind, so müssen alle Ursachen in der Gestalt von Bewegungsgesetzen gegeben sein. Und diese erstrecken sich auch auf die Organismen, sofern diese Körper im Räume sind. Es darf hier nicht die Erweiterung des Causalitätsgesetzes ver-

70 Iluil» laßwitz in Gotha.

gessen werden, welche im Begriff des Systems liegt. Die Ursachen bilden in der Natur nicht nur eine unendliche Reihe, so daß z. B. \wedge die Ursache von L, L die Ursache von O und so weiter ist, sondern die Erfahrung zeigt uns, daß die Gebilde der Natur geschlossene Systeme darstellen, so daß alle Theile zu einem Ganzen zusammenwirken, welches sich nicht bloß als gesetzliches Ergebniß dieser Theile erweist, sondern in seiner Ganzheit wieder die Wirkung der Theile mitbestimmt. Ein solches Ganze, welches in Wechselwirkung mit seinen Theilen steht, ist auch der Organismus. Er ist ebenfalls causal bedingt, aber in dem höheren Sinne eines Systems; und in ähnlicher Weise kann man sich solche Systeme zu immer höheren Systemen zusammengeschlossen denken. Auch der Leib des Menschen baut sich aus Zellsystemen auf. So complicirt immer die Wechselwirkung des Ganzen mit den Theilen ist, welche im Nervensystem sich vermittelt, dennoch herrscht überall das Gesetz der Causalität, die ausnahmslose Wirkung der Ursachen. Hiermit sind die gesetzlichen Bestimmungen im Allgemeinen geschildert, durch welche aus dem Erlebnisse überhaupt ein Theil, die Natur, als ein System bewegter Körper abgeschieden wird, weil in ihm Nothwendigkeit des Geschehens herrscht. Soweit dieses System reicht, ist die Natur ein Mechanismus, aber nicht weiter. Das Erlebnisse kann auch durch andere Formen der Gesetzmäßigkeit realisirt werden. An dieser Stelle möchten wir einen Einwurf erledigen, welchen der Leser vielleicht schon im Stillen gemacht haben wird. Wenn wir sagten, ein Ereignis, z. B. der Sternenhimmel, besitzt Realität als Erlebnisse, und er besitzt eine höhere Realität als Object des mechanischen Naturgeschehens, so wird man geneigt sein zu entgegnen, das sei eine künstliche Abstraction, durch welche der Widerspruch nicht gelöst werde, daß derselbe Sternenhimmel ein nothwendiges Naturgeschehen und zugleich etwa ein Gegenstand der freien poetischen Betrachtung sei. Es gäbe doch nicht zwei verschiedene Naturen, zwei verschiedene Sternenhimmel, den unmittelbar wahrgenommenen und den astronomisch berechneten; es könne doch nur einer der wirkliche Sternenhimmel sein, der andere aber sei dann eine menschliche Erfindung. Darauf antworten wir mit dem Grundgedanken unserer Ausführung überhaupt; es handelt sich eben um die Frage, was ist Wirklichkeit, was ist Realität? Und da zeigte es sich, daß dies gar nicht etwas so Einfaches ist, sondern daß Realität stets die Beziehung auf ein Gesetz bedeutet, welches das Verhalten der Subjecte bestimmt und ihre Uebereinstimmung regelt. Es kann daher sehr wohl ein und dasselbe Erlebnisse sich in verschiedenen Formen realisiren; denn diese Formen betreffen nicht Dinge an sich, sondern Arten von Verbindungen, die sich im Subject gesetzmäßig vollziehen. Wir können uns allerdings eine im Grunde der Dinge gelegene Bestimmung denken, welche die einheitliche Bedingung für die verschiedenen Realitätsformen ist, ja wir müssen sie sogar annehmen, wenn wir der Einheit unseres Erlebnisses

Naturnotwendigkeit und ihre Grenzen. ?^

gewiß sein wollen; aber aussagen können wir darüber gar nichts. Unsere Erfahrung setzt stets schon die gesetzliche Gestaltung in der Zeit durch unser Bewußtsein voraus, und es ist die Einheit dieses unseres persönlichen Bewußtseins selbst, aus welcher wir schließen dürfen, daß die verschiedenen Gestaltungsgesetze der Ausdruck einer höheren, unserer Erkenntniß unzugänglichen Einheit sind.

Die Frage, was ist der Gegenstand, was ist z. B. der Sternenhimmel, läßt sich immer nur relativ beantworten, unter Vorbehalt der Umstände. Um zu sagen, was die Dinge absolut sind, müßte man sie in allen ihren unendlichen Beziehungen kennen, und das ist unmöglich. Deswegen kann man sie bloß als die unendliche Aufgabe der Erkenntniß bezeichnen; als existierend kommen sie allein vor, insoweit sie in ein Realisierungsgebiet eingeschlossen sind, und je nachdem können sie zugleich sehr Verschiedenes sein. Blicken wir in klarer Nacht zum Sternenhimmel, so haben wir zunächst ein subjectives Erlebnis; dieses kann nach verschiedenen Richtungen als ein Object bestimmt werden. Eine erste Objectivirung ist die rein empirische als Anschauungsobject; weiden gewisse Stellungen im Gedächtnis behalten und bezeichnet, so können sich schon verschiedene Individuen danach richten, Zeit und Ort ihres Aufenthalts in gewisser Hinsicht bestimmen. Die Sterne sind Objecte geworden. Was sind sie aber? Dem einen sind sie glänzende Nägel am Krustallgewölbe des Himmels, dem anderen Oeffnungen in demselben, durch welche wir in die Feuersphäre blicken, jenem sind sie Leuchten, welche Gott den Menschen alle Abende ansteckt, diesem Engel, die im Himmel schweben; dem Astronomen sind sie lediglich mathematische Bestimmungspunkte, dem Astrophysiker selbstleuchtende Sonnen oder abhängige Trabanten, deren Bahnen, deren Geschwindigkeiten er berechnet, deren chemische Zusammensetzung er zum Theil anzugeben vermag. Jedoch die Wissenschaft ist nicht abgeschlossen; wer sagt uns, als was wir die Sterne einst noch auffassen werden? Wir müssen also eine dieser Realitäten im Begriffe festhalten, oder wissenschaftliche Untersuchung ist überhaupt nicht möglich. Und diejenige Realität, welche das allgemeinste Geltungsgebiet besitzt und, wie auch unsere Erkenntniß sich im Einzelnen gestalten mag, ihren Charakter nach unzweifelhaft feststeht, ist die der Gesetzmäßigkeit der Bewegung. In dieser Hinsicht nennen wir die Sterne Natur.

Aber es giebt noch andere Formen, in welchen das Erlebnis gesetzmäßige Gestalt annimmt. Das bloße Erlebnis, daß wir unter dem Nachthimmel stehen, ist tausendfältig mit anderen Erlebnissen verbunden, und diese Erlebnisse zeigen sich unter anderen in einem Zusammenhange mit unserem Ich, dessen mir uns in der Form des Willens bewußt werden. Auf diesen Zusammenhang bezieht sich die Idee der Freiheit. Wir können bei jedem Erlebnis fragen: „Soll das sein?“ „Wollen wir, daß dies sein soll?“ Freilich, wenn wir einmal die Sterne als Natur objectivirt haben, können wir nicht mehr fragen: „Sollen sie sein?“ Denn dies eben ist das Zeichen der Nothwendigkeit, daß

72 Rurd laßwih in Gotha,
die Natur ist, wie sie ist, und die Frage, wie sie sein soll, keinen Sinn hat. Aber das Erlebniß selbst, soll es sein? Sollen wir jetzt hier stehen und zu den Sternen aufschauen? Sollen wir nicht vielleicht arbeiten? Oder schlafen? Das Erlebniß kann also auch eine Bestimmung erhalten in Bezug auf unseren Willen; insofern aber dieser daran betheiligt ist, ist das Ereignis gleichviel wie es sonst noch bedingt sein mag, unter der Idee der Freiheit beurtheilt. Wir können die Forderung, daß etwas sein soll oder nicht sein soll, gar nicht stellen, wenn nicht vorausgesetzt ist, daß es auch anders sein könnte. Wir haben also in der Bestimmung der Dinge, daß sie sein sollen oder nicht, eine neue Art der Beziehungen innerhalb unseres Erlebnisses, wovon in der Naturgesetzlichkeit sich nichts findet. Diese Beziehungsform, auf welcher das moralische Urtheil beruht, nennen wir die Idee der Freiheit. Sie ist ebenso eine reale Bestimmung und Gesetzlichkeit, unter welcher das Erlebniß objectivirt wird, wie das Naturgesetz. Der Ausdruck „Idee“ soll nicht einen geringeren Werth als der Ausdruck „Gesetz“ bezeichnen, sondern nur einen andersartigen. Während das Naturgesetz die sinnlichen Dinge im Naume schafft und ordnet, besagt der Name „Idee“, daß das hierin liegende Gesetz die Dinge schon voraussetzt und nur die Beziehungen regulirt, in welche sich unser Wille oder Gefühl zur Gesamtheit der Gegenstände stellt. Diese Beziehungen sind aber gerade die vollgiltigsten Realitäten, weil sie unmittelbar unser Wohl und Wehe betreffen. Ideen heißen sie im Gegensatze zum Verstandesgesetze, weil nämlich die von ihnen gesetzten Beziehungen sich nicht anschaulich beweisen und mathematisch formuliren lassen (denn dadurch wären sie „nothwendig“), sondern weil sie auf einer anderen Richtung und Bethätigungsweise des Bewußtseins beruhen.

Wenn wir nun sagen, daß wir die Dinge in Bezug auf unseren Willen beurtheilen, so darf man nicht etwa glauben, daß die Moral von unserer subjectiven Willkür ab hänge. Wir können uns vielmehr dem moralischen Urtheil nicht entziehen, wir sind mit unserem Erlebniß durch eine uns übergeordnete Bestimmung verknüpft, wodurch uns dasselbe als gut oder böse entgegentritt. Die Freiheit besteht nicht darin, daß wir ein Sittengesetz beliebig aufstellen könnten, sondern darin, daß wir es besitzen; denn dies bedeutet die Fähigkeit, moralisch zu urtheilen, und setzt voraus, daß wir den gegebenen Dingen nicht bloß passiv ausgeliefert sind, sondern eine Stellung zu ihnen nehmen können, ob sie sein sollen oder nicht. Und in dieser Stellungnahme liegt unsere Freiheit, liegt die Gestaltung des Erlebnisses zu einer persönlichen That. Das Erlebniß wird uns gegeben, aber wie wir es in die Einheit unserer Persönlichkeit aufnehmen, darin sind wir frei. In welcher Richtung dies geschehen soll, ist uns durch das Sittengesetz als eine objective Realität vorgeschrieben. Während uns das Naturgesetz keine Wahl läßt, besteht das Sittengesetz darin, daß wir es durch die freie Bestimmung über unsere Persönlichkeit in der Welt vollziehen, das heißt selbständig eine Ordnung schaffen sollen, die Gemeinschaft guter Menschen.

Naturnotwendigkeit und ihre Grenzen, 73

Daß wir hierher gehen, die Augen aufmachen und die Sterne sehen, das ist das Erlebniß. Unter den Denkmitteln des Verstandes ist dies alles Naturnotwendigkeit, verursacht durch lauter physiologische Gesetze; aber unter der Idee, daß etwas sein soll oder nicht sein soll, steht das Ereignis; unter dem Sittengesetze. Es ist entweder gut, oder verwerflich, vielleicht auch indifferent — darauf kommt es jetzt nicht an. Jedenfalls ist es moralisch beurtheilbar, und das wäre es nicht, wenn es bloß Naturereignis wäre. Unter der Idee der Freiheit entsteht aus denselben Bausteinen, wie die Natur, wenngleich nach einem anderen Plane, das Gebäude der menschlichen Handlungen. Die Beziehungen der Notwendigkeit sind dadurch nicht aufgehoben, es sind nur andere Beziehungen dazu gekommen, und zwar für ein Gebiet, für welches jene nicht ausreichen; nämlich diejenigen Einheiten, durch welche das Erlebniß in der Willensrichtung der Persönlichkeiten geordnet wird, und deren Gesetz sich eben durch nichts anderes klarlegen und beweisen läßt, als durch das zweifellose Bestehen der Forderung: „Du sollst!“

Wir verstehen jetzt, wie Freiheit mit Nothwendigkeit, Sittlichkeit mit Natur ohne Störung zusammen existiren können. Bezögen sich diese Gesetzmäßigkeiten auf eine urfprünglich fertige Ordnung der Dinge, so stände man allerdings vor einer Unbegreiflichkeit. Nun haben wir aber auseinandergesetzt, daß alle Realität erst einen Sinn gewinnt durch ihre Beziehung auf die Subjecte, daß von einer Ordnung der Dinge nur die Rede sein kann, insofern sich dieselbe im Bewußtsein der Menschen aufbaut. Wie die Bestimmtheit im Naturgesetz, so ist auch die Selbstbestimmung im Sittengesetz eine Ordnung, welche erst in der Entwicklung der Cultur zu Tage tritt. Je weiter die Cultur fortchreitet, um so klarer zeigt es sich, daß das Erlebniß der Menschheit sich unter verschiedenen Gestaltungsgesetzen zu reinen Culturformen ordnet. Das Naturgesetz bedingt die Übereinstimmung der Subjecte in Bezug auf die Erkenntnis; der anschaulichen Dinge, das Sittengesetz schreibt die Uebereinstimmung in Bezug auf den Willen der Einzelnen vor. Erkennen und Wollen sind nur in dem Subjecten gegeben, sie sind charakteristische Vermittlungen, durch welche das Subject seinen Inhalt von Vorstellungen zu einem Weltinhalt vereinigt. Als solche aber sind sie nicht regellos und willkürlich, nicht selbst wieder subjectiv bestimmt, sondern objectiv Realitäten, an welche alle Subjecte gebunden sind, demnach ihnen übergeordnet. Das Zusammenbestehen von Nothwendigkeit und Freiheit erklärt sich also dadurch, daß sie außerhalb des Bewußtseins nicht in Frage kommen können, weil sie nichts anderes bedeuten, als Ordnungen im Bewußtsein, Gesetze für das Erkennen und das Wollen, welche demnach nur für erkennende und wollende Wesen gelten. Gäbe es keine solchen Wesen, so gäbe es auch weder Natur noch Freiheit; nur Wesen, die sich zur Cultur entwickeln, sehen sich vor die Thatsache gestellt, daß das, was sie erkennen, >und das, was sie wollen, sich nach besonderen ^Gesetzen zur Naturordnung und zur sittlichen Ordnung zusammenschließt. Und die Frage, wie dies möglich sei, löst sich ihnen daraus, daß diese Vereinigung sich in

74 «uro taßwitz in Gotha.

der Einheit ihres Bewußtseins vollzieht, indem sie sich sowohl als erkennende wie als wollende Persönlichkeiten wissen. Der Weltproceß ist der Culturproceß, welcher in den Persönlichkeiten bewußt wird.

Nothwendigkeit und Freiheit sind Bestimmungen, durch welche sich die Persönlichkeiten in objectiven Ordnungen, Natur und Moral, gebunden finden. Aber sie gehen in denselben nicht auf. Das Erlebniß enthält noch einen dritten Factor, das Gefühl. Das Natürliche wie das Sittliche ist in der Vorstellung der Einzelnen mit Gefühlen verknüpft, und diese sind rein subjectiv.

Sie bleiben das eigenste Erlebniß der Persönlichkeit, und sie sind daher auch das Mittel, durch welches der Einzelne die Einheit der objectiven Culturgebiete, Natur und Sittlichkeit, zur inneren Gewißheit gelangt. Sollte diese Einheit selbst der Erkenntniß unzugänglich sein, im Gefühl ist sie unmittelbar gegeben.

Weil nun alle Erfahrungen mit Gefühlen verbunden sind, so wird das Naturgeschehen wie das sittliche Handeln selbst Gegenstand des Gefühls, es wird im Gefühl Stoff zu einer neuen Einheit. Und wiewohl das Gefühl eigenstes Besitzthum des Einzelnen bleibt, so giebt es trotzdem eine Uebereinstimmung des Gefühls, worin das Seiende und das Seinsollende, wie weit sie auch in der Erfahrung auseinanderfallen, doch geeinigt werden, nämlich in Bezug auf ihren Gefühlsantheil. Hierdurch entsteht ein neues Realitätsgebiet, das der Kunst. Insofern Natur und Sittlichkeit als Objecte des Gefühls auftreten, werden sie Stoff für die Kunst.

Hier ist irgend eine wirkliche Thatsache, eine Landschaft, eine menschliche Handlung, ein Charakter. An dem gegebenen Naturgegenstand könne wir nichts ändern. Unter der Idee der Freiheit sagen wir zwar, daß dies oder jenes anders sein sollte, wir können indessen diesen Anspruch des Willens nicht vollziehen; das, was sein soll, vermögen wir in der überwiegenden Zahl der Fälle nicht wirklich zu machen, das Wirkliche nicht, wie es sein soll. Die Kunst aber überbrückt diese Kluft mit Hilfe des Gefühls. Zwar an der Natur kann sie nichts ändern, am Sittengesetz auch nicht; aber sie kann beide in der Vorstellung zu einer Einheit verbinden, und hierdurch wird ein neues Gefühl erzeugt, das Gefühl des Schönen. Wenn die Landschaft, die Handlung, der Charakter so vorgestellt werden, wie sie sein sollen, so entsteht dadurch freilich keine Wirklichkeit in der Natur oder Moral; aber es entsteht das Gefühl einer solchen Wirklichkeit. Die Natur wird als schön gefühlt, wenn sie vorgestellt wird, wie sie sein soll; die sittliche Handlung wird als schön gefühlt, wenn sie als wirklich vollzogen vorgestellt wird. Diese neue Realität des ästhetischen Gefühls erzeugt die Kunst, indem sie das Wahre als sittlich, das Sittliche als wahr vorstellt.

Naturnotwendigkeit und ihre Grenzen. 75

Und hierdurch, indem es ästhetisch wird, erlangt auch das subjective Gefühl eine objective Bedeutung. Schön oder häßlich ist ein Gegenstand oder eine Handlung, wenn die von ihnen erweckten Gefühle einen allgemeingiltigen Charakter haben, und zwar so, daß dabei das Gefühl Selbstzweck ist. Nur dann ist unser Urtheil ein rein ästhetisches, wenn die Allgemeingiltigkeit des Gefühls nicht etwa durch ein Interesse bedingt wird, das sich auf einen zu erreichenden natürlichen oder sittlichen Zweck richtet; in diesem Falle hätten wir es mit den Anwendungen der Naturerkenntniß oder der Praxis des sittlichen Lebens zu thun. Für die Kunst darf vielmehr lediglich das Gefühl in Betracht kommen, welches die Vorstellungen von den zu erreichenden Zwecken hervorrufen, und in dem freien Spiel der Vorstellungen von Zwecken lösen sich die unnahbaren Gewalten des Naturgesetzes und des Sittengesetzes zur Harmonie des Schönen auf. Das Gesetz, unter welchem das Reich der Natur und das Reich der Moral sich im lebendigen Gefühle der Menschheit zu einer neuen Realität, der Realität des Schönen vereinigen, kann man die Idee der Zweckmäßigkeit nennen. Unter dieser Idee erweist sich die Kunst als das dritte Mittel, Uebereinfittmung von Subjecten hervorzubringen, nämlich Uebereinstimmung im Gefühl. Erkenntniß und Wille werden nicht aufgehoben, sondern verbunden im Gefühl; so zerstört die künstlerische Gestaltung weder die Nothwendigkeit der Natur noch die Freiheit des sittlichen Handels, sondern sie vereinigt sie als Gefühl zu einem allgemeinen Menschheitsbewußtsein, zu einer Harmonie der Gefühle. In diesem Sinne kann man von einer ästhetischen Weltanschauung sprechen, welche dem Wissen wie dem Sollen ihr Recht läßt. Daß diese dritte Realität, die Realität des Schönen, in keinem Widerspruch mit der Nothwendigkeit der Natur steht, weil sie ebenfalls nur eine besondere Art bezeichnet, wie Weltinhalt realisirt, d. h. Uebereinstimmung von Subjecten erzeugt wird, das läßt sich vielleicht schneller einsehen, als das Verhältniß der Natur zur Freiheit. Denn von der Gestaltung des Gefühls begreift man, daß sie sich nur im Subject vollziehen kann. Wenn man nun bedenkt, daß es Ordnungen giebt, nach welchen sich Gefühle übereinstimmend in den Subjecten gestalten, und daß uns die Werke der Künstler solche Ordnungen in der Erfahrung aufweisen, so leuchtet es wohl auch ein, daß es überhaupt objective Gesetze giebt, die doch nur in und an den Subjecten Wirklichkeit gewinnen. Denn was bedeutet die objective Schönheit einer Aeethoven'schen Symphonie für eine Welt von Tauben, oder ein Rafael'sches Gemälde für eine Welt von Blinden? Wie sich hier die Schönheit nur vollzieht im Gefühl sinnlich wahrnehmender Wesen, so vollzieht sich auch die Natur nur in der Erkenntniß denkender, das Sittengesetz im Willen sich selbst bestimmender Wesen. Und nun ist es kein Widerspruch mehr, daß die Cultur im Reiche der theoretischen Erkenntniß unter anderem Grundgesetz sich aufbaut, als im Reiche des Willens oder Gefühls. Die Sterne, welche am Himmel leuchten, sind für die Erkenntniß Naturnotwendigkeit; wenn aber das Erlebniß, daß wir den Sternenhimmel erblicken, in Bezug auf das damit

76 «nid taßwitz in Gotha.

verbundene Gefühl realisiert wird, so daß ein Product entsteht, welches dieses Gefühl in jedem Menschen wieder erweckt, z. B. ein Gedicht, so haben wir unbeschadet des astronomischen Sternenhimmels eine ästhetische Einheit, ein Object der Kunst.

Das Resultat unserer Untersuchung ergab die Culturgebiete in ihrer Reinheit als Natur, Sittlichkeit und Kunst. Wir erkannten in ihnen Ursprüngliche Formen der Gesetzlichkeit wirksam, nach deren Bestimmung sich der Weltinhalt im Bewußtsein der Subjecte realisiert. Daß diese Gebiete im Grunde eine Einheit darstellen, konnten wir nur aus der inneren Erfahrung schließen, daß wir in uns selbst Denken, Wollen und Fühlen unterscheiden und uns doch in diesen Thätigkeiten als dasselbe bewußte Wesen vorfinden. Daß sich die Culturgebiete nicht widersprechen, haben wir also erklärt aus ihrer Einheit im Bewußtsein der Persönlichkeit, in welchem sie nur verschiedene Richtungen darstellen, nach denen der Inhalt des Erlebnisses sich gestaltet. Wenn wir daher auch begreifen, daß Denknöthwendigkeit, Freiheit und Zweckmäßigkeit objective Ordnungen sind, die nur im persönlichen Erlebnisse zur Erscheinung gelangen und hier subjectiv geeint sind, so können wir doch hieraus nicht verstehen, wie sie selbst eine objective Einheit zu bilden vermögen. Denn gerade darauf, daß wir ihre Realität auf das Leben der Subjecte beschränken, gründeten wir die Erklärung ihres Zusammenbestehens als objectiver Gesetze, welche den Subjecten übergeordnet sind. Wir können uns indessen nicht damit beruhigen, daß — zwar nicht jene Ordnungen selbst, aber — die Einheit derselben nur in den Persönlichkeiten begründet sei, welche doch immer endliche Einzelwesen bleiben. Wir müssen vielmehr annehmen, daß es eine uns unbegreifliche Einheit giebt, welche die objective Bedingung für die uns allein subjectiv zugängliche Einheit in der Persönlichkeit ist. Wie sich Natur, Sittlichkeit und Kunst als objective Ordnungen erweisen, obwohl sie nur in Denken, Wollen und Fühlen wirklich werden, wie aber letztere nunmehr eine subjective Einheit in unserm Erlebnisse bilden, so fordern wir auch eine objective Einheit für Denknöthwendigkeit, Freiheit und Zweckmäßigkeit, entsprechend der subjectiven Einheit von Denken, Wollen und Fühlen in unserem Ich. Eine solche Einheit, welche wir demnach nur unter der Bilde unseres Bewußtsems als eine unendliche, allumfassende Persönlichkeit vorstellen können, muß selbstverständlich jeden menschlichen Begriff übersteigen, da sie ja die Bedingung für alles Bewußtsein ist. Trotzdem aber sind wir ihrer gewiß; denn sie ist uns selbst gegeben, zwar nicht in der Erkenntnis, aber im Gefühl. Das Gefühl, daß in der Einheit unserer Persönlichkeit uns Antheil gegeben ist an der Unendlichkeit der Welt, daß die Richtungen der Cultur in unserm Bewußtsein zusammenfließen, dieses Gefühl erleben wir als eine Realität von unumstößlicher Gewißheit. Dieses Einheitsbewußtsein von Ich und Welt ist ein Gefühl besonderer Art, der keine Einzelrichtung im Bewußtsein ent-

Naturnotwendigkeit und ihre Grenzen.??

spricht, sondern welche das ganze Erlebnis als solches selbst umfaßt, und dieses Gefühl ist das religiöse Gefühl. Im religiösen Gefühl erleben wir die Gewißheit, daß unsere Persönlichkeit zusammenhängt mit einer unendlichen Persönlichkeit, welche die objective Bedingung der Welteinheit ist. Diese uns im religiösen Erlebnis gegebene Einheit ist Gott. Religion beruht nicht, wie die reinen Culturrichtungen, auf einer besonderen Gesetzlichkeit oder Idee, sondern sie ist die Verbindung der reinen Bewußtseinsformen im Erlebnis selbst, das Gefühl dieses Erlebnisses als Anteil an Gott. Sie besagt, daß die ganze Unendlichkeit von Natur, Sittlichkeit und Schönheit dem einzelnen endlichen Wesen als eine Einheit zugänglich ist und ihm gegeben als eine Ergänzung dieses seines endlichen Wesens. Dieses ursprüngliche Wunder ist objectiviert im Begriffe Lottes, als des unbegreiflichen Grundes der Einheit von Ich und Welt; und es wird erlebt als ein neues Gefühl, das religiöse oder die Liebe Gottes. Die Existenz Gottes kann nicht durch den Verstand bewiesen werden, weil sie selbst Bedingung für jede Einheit ist; aber sie braucht auch nicht bewiesen zu werden, weil sie im Gefühl vorliegt und Gefühle eine unmittelbare Gewißheit besitzen. Daß unser Ich, obwohl dem Naturzwange unterworfen, obwohl unfähig, die Majestät des Sittengesetzes ganz zu erfüllen, obwohl nicht im Stande, völlig im Gefühl reiner Schönheit aufzugehen, doch nicht verloren ist, daß sich vielmehr unser Ich der erdrückenden Totalität des Seins gegenüber gerettet weiß als eine Persönlichkeit, in deren Einheit erst das gesammte Sein zum Weltbild zusammenstießt, das ist als Gedanke nicht zu fassen und doch als Gefühl unzweifelhaft. Aus diesem Gefühl der Gewißheit entspringt, vielmehr es ist selbst der Glaube an Gott als an die allumfassende Realität. Daß wir an dieser unendlichen Einheit aller Realität als endliche Wesen Anteil haben, ist eine Thatsache, für welche wir keinen objectiven Grund angeben können; denn es bleibt unbegreiflich, warum diese unendliche Realität der endlichen Wesen bedürfe. Der Glaube an Gott ist daher zugleich der Glaube an die Liebe Gottes, weil wir in unserer psychologischen Erfahrung ein Motiv, wodurch ohne begreifbaren Grund die ganze Realität des Lebens hingegeben wird, nur in der Liebe kennen, und die Liebe somit das einzige Gefühl ist, wodurch wir dieses Verhältnis; der unendlichen Einheit zur endlichen Persönlichkeit symbolisch zu bezeichnen missen. Einheiten, durch welche Weltzusammenhang geschaffen wird, finden wir nirgends, als in den Bewußtseinseinheiten von Persönlichkeiten; alle Einheiten, die wir als System begreifen, beruhen zuletzt auf ihrer Einheit in einem bewußten Wesen. Deshalb können wir auch, wenn wir versuchen, das Gefühl von Gott uns in einem Object zu denken, Gott nicht anders als eine Persönlichkeit vorstellen, da er ja die oberste aller Einheiten ist. Als letztes Motiv, auf welches sich die Einheit aller Richtungen des Lebens und der Cultur gründet, finden wir somit den Glauben. Aber, dies besagt nicht, daß dieses letzte Motiv nun der willkürlichen Meinung überlassen sei, sondern nur, daß es nicht mehr aus dem Verstande geschöpft werden

78 Urd laßwih in Gotha.

kann, weil es auf dem tiefsten Gesammterlebniß unseres Innern beruht. Es versteht sich wohl von selbst, daß wir unter Glauben hier weder eine subjective Ansicht verstehen, noch etwa irgend ein Dogma, das uns von außen her durch irgend eine Autorität empfohlen werde. Jeder Glaube, der sich auf Autorität gründen will, verfehlt seinen Zweck, weil er sich von außen aufdrängt. Beweiskraft hat nur derjenige Glaube, welcher unmittelbar im Gefühl innerster Gewißheit gegeben ist. Und diese Beweiskraft erstreckt sich demnach nicht weiter, als auf das Leben der Persönlichkeit selbst. So schließen wir auch aus dem Glauben an die Einheit der Welt in Gott nichts anderes als das Recht, freilich auch die Pflicht der Persönlichkeit, sich selbst als einen Theil jener Einheit zu fühlen. Weiter als bis auf die Gewißheit dieses Gefühls können wir die Einheit aller Weltbestimmung nicht zurückführen. Dieser innere Glaube an die Einheit aller Realität ist die letzte Cultur-thatsache.

Ein ganz falsches Bild würde man erhalten, wenn man nun aus dieser letzten Zurückführung der Einheit der Cultur auf den Glauben den Schluß ziehen wollte, daß es überhaupt keiner anderen Bedingungen für die Cultur-entwicklung bedürfe, als des Glaubens, oder daß in irgend einem einzelnen Culturgebiete der Glaube die letzte Instanz sei, auf welche man sich berufen dürfe, oder welche gegen ein Grundgesetz der Cultur auftreten könne. Vielmehr ist gerade das Resultat unserer Ausführungen dies, daß Natur, Sittlichkeit und Kunst völlig selbständige Realitäten sind, gegründet auf objective Ordnungen, unter denen die Culturentwicklung verläuft. Bei keiner dieser Formen des Lebens bedarf es eines Eingriffes von Mächten des Glaubens. Die Natur entwickelt sich nach den, Gesetze der Nothwendigkeit zu mechanisch bedingten Systemen, die Freiheit des Willens ordnet sich dem Sittengesetze unter und erzeugt die moralische Welt, die Kunst gestaltet sich unter der Idee der Zweckmäßigkeit zum Gefühle der Schönheit. Der Glaube hat damit im Einzelnen nichts zu thun. Erst mit der Frage, wie es möglich sei, daß diese Richtungen der Cultur nicht auseinanderfallen, sondern nur verschiedene Gestaltungen des Erlebnisses der Menschheit darstellen, erst mit dieser Frage tritt der Glaube in sein Recht, als die Berufung auf die innere Gewißheit von der Einheit des Seins. Und so tritt auch das religiöse Gefühl dort in Wirkung, wo es sich um die Stellung der Persönlichkeit zur Gesammtheit ihres Erlebnisses handelt; dies aber freilich ist das Leben selbst. Es kann Jemand ein großer Naturforscher sein und die schwierigsten Probleme der theoretischen Erkenntniß lösen; es kann Jemand ein im strengsten Sinne sittlicher Charakter sein und ethisch völlig vorwurfsfrei verfahren; es kann Jemand als genialer Künstler Schöpfungen dauernder Schönheit erzeugen; und keiner von ihnen braucht religiöses Gefühl zu besitzen. Aber ein ganzer, echter Mensch kann keiner sein, der nicht sich selbst mit der Gotteseinheit der Welt verbunden weiß, und eine warme, hinreißende Wirkung auf die Menschen-seele wird von keinem ausstrahlen, der nicht in seiner eigenen Persönlichkeit

Naturnothwendigkeit und ihre Grenzen. 79

einen Funken glühen fühlt von der Liebe Gottes. In der Einheit des versönlischen Lebens ist die Religion die unentbehrliche Quelle, aus welcher Muth und Kraft, Trost und Zuversicht strömen, um das verlorene Ich über die Weltgemalten zu erheben als das unendliche Ich, dem die Mächte der Welt sich fügen.

Doch nimmer möge mißverständener Eifer in der Form des Glaubenszanges die reinen Formen der Cultur zu stören wagen. Im Gegentheil, je reiner die Gebiete von Natur, Moral und Kunst sich scheiden, je weniger sie ihre Rechtssphären und Zwecke verwechseln, um so höher entwickelt sich das Culturleben. Der Fortschritt der Menschheit besteht in der Sonderung der Culturrichtungen. Sie soll reinlich und entschieden sein, sonst entstehen die Formen der Uncultur: Schwärmerei, Mysticismus, Aberglauben, Intoleranz, Phantastik, Prüderie, tendenziöse Kunst, Bevormundung, und wie sie alle heißen. Die Erkenntniß verfolgte ihre wissenschaftlichen Aufgaben unbekümmert, ob der Wille das Ergebniß gut heißt, das Gefühl sich dabei behage; Sittengesetz und Schönheit sind ewige selbstschöpferische Mächte, welche sich jeder Theorie der Natur gegenüber behaupten.

Das Gemüthsleben der Menschheit wird immer die Einheit bleiben, welche im Gefühle die Realitäten des Daseins vereint, wie sie auch beschaffen sein mögen. Und als die Wächterin des Gedankens steht Philosophie auf den Zinnen der Wissenschaften, um die Rechtsftreitigkeiten zu entscheiden, welche der Wettkampf der Culturgeftaltungen hervorruft, und Anmaßungen zurückzuweisen, die aus der einseitigen Betonung einer Bewußtseinsrichtung entspringen.

Aller Inhalt der Cultur ist dem Fortschritt unterworfen. Es war eine andere Natur, die unter der Herrschaft des Aristoteles das Weltsystem in die Krystalsphären des Himmels einengte, als die Natur des modernen Forschers, dem die fernsten Nebelwolken des Weltalls und die mikroskopischen Zellen mechanische Systeme sind; und eine ferne Zukunft mag wieder eine neue, uns unbekannte Form des Naturgeschehens als Realität erkennen.

Andere Sitten gelten als das ethisch Gebotene in anderen Zeitaltern und bei anderen Vollem. Der Stil der Kunst und der Geschmack am Gefälligen wechseln. Mannigfaltig sind die Formen des Glaubens, in welchen das religiöse Gefühl nach einem Ausdruck sucht. Dies alles ist veränderlich.

In jedem Culturzustande der Menschheit realisiren sich die Grundgesetze des Bewußtseins zu anderem Weltinhalt, und das eben ist der Weltprozeß als Culmrproceß. Unvergänglich aber bleiben im Wechsel des Inhalts die Grundrichtungen des Bewußtseins als die Wegweiser der Cultur. Daß Erkenntniß nur durch Denknothwendigkeit besteht, daß sittliche Beziehungen durch die Forderung „Es soll“ statuiert sind, daß das Zweckmäßige im Gefühle allgemein gefällt, das sind ewige Bedingungen der Cultur, vom ersten Abzählen der Beute bis zur Spectralanalyse, vom grünen Friedenszweig des Wilden bis zum rothen Kreuz der Genfer Convention, vom Zierrath des «<!» und SM». I^{IV}., 19«. 6

80 Kurt» laßwitz in Gotha,
Hottentotten bis zu Goethes Faust. Und ebenso vom Fetischdienst bis zur
Gottesliebe des Christenthums sind die wechselnden Formen der Ausdruck
eines religiösen Gefühls, welches auf dem Bewußtsein beruht von einer Be-
ziehung des Einzelschicksals zum Weltschicksal. Diesen Inhalt des Bewußtseins
immer reiner zu gestalten, die fortschreitende Verwirklichung der Grundgesetze
zur Realität des persönlichen Erlebnisses, das ist die Aufgabe der Cultur.
Ist es uns gelungen, Naturgesetzlichkeit zu begreifen als eine dieser
Formen, in welchen der Weltinhalt im Bewußtsein der Menschheit sich zur
Realität gestaltet, so mögen mir getrost dem Mechanismus des Geschehens
uns selbst als Gegenstand der Erkenntniß ausliefern. Wir wissen, daß er
nur eine der Darstellungen ist, in welcher unserer Persönlichkeit ihr eigenes
Erlebniß entgegentritt, insoweit es nämlich im Räume sich vollzieht. Wir
wissen aber auch, daß Natur unter dem Gesetze der Denknöthwendigkeit die
einzige Weltgestaltung enthüllt, in welcher die Strenge des mathematischen
Beweises unbedingte Giltigkeit hat. Dadurch besitzen mir in ihr den festen
Unterbau, auf welchen die Menschheit sich stützen muß, wenn sie ihr Banner
zu neuen Siegen der Cultur entfalten will.

Talleyrands Memoiren.

von

Alfred Stern,

— Jülich. —

gelten ist das Erscheinen von Memoiren mit solcher Spannung erwartet worden, wie das der Memoiren Talleyrands. Von dem eingeweihten Staatsmann, der so viele Wandlungen in seinem langen Leben durchgemacht hat, hoffte man wichtige politische Aufklärungen zu erhalten. Von dem geistreichen Beobachter und Spötter durfte man eine Bereicherung des Schatzes epigrammatisch zugespitzter Aussprüche erwarten, die unter seinem Namen gehen.

Einer derselben, der freilich schon vor ihm erfunden worden war, lautet bekanntlich: „die Sprache ist dem Menschen gegeben, um seine Gedanken zu verbergen.“ Der lebende Talleyrand hielt sich daran; vielleicht aber hatte er doch eine Ausnahme von der Regel gemacht, indem er dem Papiere anvertraute, was erst Jahrzehnte nach seinem Tode das Licht der Welt erblicken sollte.

Indessen als das lange vorher angekündigte Werk, vom Herzog von Broglie herausgegeben und eingeleitet, endlich zu erscheinen begann, war die Enttäuschung nicht gering. Zunächst wurden 1891 die beiden ersten Bände veröffentlicht, die bis zum Anfang des Jahres 1815 reichen. Dann folgten gleichfalls 1891 zwei weitere Bände nach. Ein fünfter schloß die Reihe 1892 ab*). Ueberblickt man das Ganze, so bemerkt man sofort.

*) AsinsilsZ äu piines <!s lllls^ialä z»idlis8 avss uns pl«l»e« st <l«z note» p2i le aus äs Lrnßtie äs l'H,o2ä«mi« liauyaine. Paris, Clllmann Lsvy, 1891, 1892. 5 Bde,

6*

82 Alfred Stern in Zürich.

daß die überwiegende Masse durchaus nicht den Charakter von Memoiren an sich trägt, sondern aus mannigfaltigen Actenstücken besteht. Nicht weniger als 450 Seiten des zweiten und dritten Bandes enthalten die diplomatische Correspondenz aus der Zeit des Wiener Congresses. Der Schluß des dritten Bandes und der vierte und fünfte, mit Ausnahme einiger Stücke anderen Inhalts und gewisser eingeschobener Abschnitte in der Form überleitender Erzählung, umfassen Depeschen, Instructionen, Briefe, sei es Tallenrands, sei es an seine Adresse gerichtet oder selbst keines von beiden, aus der Zeit seiner Gesandtschaft in London 1831—1834. Niemand wird den hohen historischen Werth dieser Actenstücke leugnen. Auch wird eine bedeutende Anzahl derselben hier zum ersten Male mitgetheilt*). Sehr viele aber waren bereits bekannt.

Das Verbot, vor einem bestimmten Zeitraum die hinterlassenen Denkwürdigkeiten Tallenrands zu veröffentlichen, hat nicht hindern können, daß ein guter Theil Rahm von der Milch vorher abgeschöpft wurde. Die diplomatische Correspondenz vom Wiener Congreß, wie von der Londoner Gesandtschaft nach der Gründung des Iulikönigthums ruht selbstverständlich auch im Archive der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris. Dort hat ein sindiger und betriebsamer Gelehrter, G. Pallain, sie für zwei Editionen nutzbar machen dürfen. Die eine „OorrWpouäanos ineäiw 6u prinos äo LÄUs^iAQä ?t äü lioi I,oui8 XVIII. penclant Is eon^rös ck« Vieuns" liegt bereits seit 1881 vor und ist auch in vorzüglicher deutscher Übersetzung (von Bailieu) zugänglich. Die andere „H.rQb»88aä6 6s lÄIs^rancl a l^näres 1830 bis 1834" ist bisher in einem ersten Bande (Paris, E. Plön 1891) wenigstens bis zum Juli 1831 gediehen. Der Unterschied in der Wiedergabe von Actenstücken hier wie dort besteht darin, daß im Archive die Depeschen Talleyrand's im Original, die ihm ertheilten Weisungen im Concept liegen, während es sich mit den betreffenden Stücken seines Nachlasses umgekehrt verhält. Indessen sind solche Varianten nicht bedeutend genug, als daß der doppelte Abdruck sich lohnte. Nimmt man dazu, daß manches sonstige Aktenstück auch an anderer Stelle, z. B. im Briefwechsel Talleyrands mit Louis Philipp und Madame Adelaide (0c>mts88o 6o Uirn.ds»u: 1^ Irinc« cly l°»11s?Innä st In, mai8<iii ä'OMÄN8, Paris, Plön 1890) zu lesen ist, daß das Interesse der urkundlichen Aufschlüsse beim heutigen Stande der historischen Literatur nicht mehr dasselbe sein kann wie vor fünfzig oder vor dreißig Jahren, so schrumpft die Bedeutung dieser Actenmasse unzweifelhaft zusammen.

Wenden wir uns nunmehr zu dem Reste der fünf Bände, so finden

wir uns genöthigt, nochmals drei Abschnitte von den Memoiren im eigent-

*) Einige sind, wie der Anhang zum fünften Vande lehrt, vom Herausgeber, dem Herzog von Nroglle, nicht nur Papieren Talleyrands, sondern auch dem Archive seines eigenen Hauses entnommen.

lichen Sinne abzuziehen. Die beiden historischen Essays über den Herzog von Choiseul und über den Herzog von Orleans lösen sich ganz von Talleyrands eigener Lebensgeschichte los. Sie sind äußerst reizvoll, durch eine Fülle feiner Bemerkungen ausgeschmückt, mit leichter, aber genialer Hand hingeworfen. In dem Essay über Orleans findet sich auch ein mit scharfem Griffel gezeichnetes Charakterbild von Sieyès. Leider versagt sich der Portraitist Philipp Egalité, „merkwürdige und wenig bekannte einzelne Züge seines Lebens und seines Charakters“ in das Gemälde aufzunehmen. Auch bricht seine Darstellung eben an dem Punkte ab, wo die Thätigkeit des Herzogs in der Revolution zu beleuchten gewesen wäre. Dafür verfehlt Talleyrand aber nicht, hervorzuheben, daß „eine privilegierte Natur aus dem ältesten Sohne des Herzogs und aus seiner Tochter höhere Wesen gemacht habe.“ Jener war der spätere König Louis Philipp, diese Madame Adelaide, die Talleyrand kaum geringeren Dank zu zollen hatten, als er ihnen. Ein dritter Abschnitt hängt wenigstens mit Talleyrands Denkwürdigkeiten insofern zusammen, als er sich gegen zwei Beschuldigungen, die wider ihn erhoben worden waren, vor der Nachwelt in einem besonderen Aufsatz zu rechtfertigen sucht. Savary, der Herzog von Rovigo, bezichtigte ihn, Napoleon zur Erschießung des Herzogs von Enghien angestachelt zu haben. Ein Abenteurer, Marquis de Maubreuil, gab zu verstehen, daß Talleyrand sich seiner habe bedienen wollen, um Napoleon während der Reise nach Elba aus dem Wege zu räumen. Ueber die thörichten Bosheiten eines Maubreuil waren nur wenig Worte zu verlieren. Savary's Anschuldigung dagegen, die 1823 viel Staub aufgewirbelt hatte, sollte ausführlicher widerlegt werden. Talleyrand hatte damals von Ludwig XVIII. in einem entrüsteten Schreiben verlangt, seinem Ankläger vor den Pairs gegenübergestellt zu werden. Dies schlug der König ab, „um nicht ärgerliche Debatten zu entfesseln und schmerzliche Erinnerungen zu erwecken.“ Zugleich aber ließ er ihn durch den Minister Villèle versichern, daß die Anklage des Herzogs von Rovigo keinen Eindruck auf ihn gemacht habe und verbot diesem, ferner bei Hofe zu erscheinen. Talleyrand nahm die betreffenden Actenstücke aus dem Jahre 1823 in sein Manuscript auf, fügte einige andere aus dem Jahre 1804, die zu seiner Entlastung dienen sollten, hinzu und betonte, daß der verhängnißvolle Spruch, dem der bourbonische Prinz zum Opfer fiel, ganz ohne sein Zuthun gefaßt worden sei, was Niemand in Frage gestellt hatte. Aber der Vorwurf, den seine Freundin, Madame de Neumurat, ihm macht, daß er nicht den Muth gehabt, seine Stimme gegen Napoleons Blutbefehl zu erheben, wiegt allein schon schwer genug. Noch schwerer wiegen die Zeugnisse, die Boulay de la Meurthe und Welschinger in ihren Schriften über den Herzog von Enghien zusammengestellt haben, selbst wenn man Grund hat, einen angeblichen Brief Talleyrands vom 8. März 1804 für gefälscht zu halten. Nach so vielen Abzügen bleibt ein verhältnißmäßig kleiner Theil der fünf Bände für die Memoiren übrig. Diese selbst aber umfassen streng ge-

8H Alfred Stern in Zürich.

nommen Tallenrands Leben nur bis zum Sturze seines Ministeriums im Jahre 1815 nach der zweiten Restauration. Von da bis zur Juli-Revolution klafft leider eine Lücke, die auszufüllen Talleyrand unnötig erscheinen mochte, weil er, abgesehen von seinem Auftreten in der Pairskammer, während dieses Zeitraumes nicht auf der Bühne des öffentlichen Lebens stand. Die Regierung Louis Philipps führte ihn auf diese zurück. Allein statt einer zusammenhängenden Erzählung seiner Thätigkeit auf dem Gesandtschaftsposten in London zog er vor, die Urkunden sprechen zu lassen und sie nur durch ziemlich trockene Berichterstattung zu verknüpfen. Selten gewinnt sie durch die Charakteristik der Staatsmänner, mit denen der greise Gesandte Louis Philipps zu thun hatte, oder durch geschichtliche Rückblicke etwas individuelle Färbung. Ganz anders verhält es sich mit jenem zusammenhängenden Stück der autobiographischen Aufzeichnungen, in denen sich die Gestalt des Erzählers vom Hintergrunde des »uoisu r^ims, der revolutionären Epoche, des Kaiserreiches und der beiden Restaurationen abhebt. Dies allein ist des Namens von Memoiren würdig. Nur ihm kann eine Stelle in der großen Reihe von Werken dieser Gattung historischer Literatur eingeräumt werden, an denen die Franzosen so reich sind. Vermuthlich aber wird diese Stelle eine ziemlich bescheidene sein. Denn der Gehalt an neuer Kunde ist zu gering, die Verschleierung und Verschiebung des Tatsächlichen zu deutlich, die künstlerische Fassung zu ungleich, als daß von einem Meisterwerke die Rede sein dürfte.

Am wenigsten treffen diese Ausstellungen Talleyrands Jugendgeschichte und die Schilderung seines Mannesalters bis zum Ausbruch der Revolution. Hier giebt er sich als liebenswürdiger Plauderer, geschmeidig und anziehend, wie ihn der Verfasser der „ttalerio äs» tzww ß6n6r3.nx" einst unter der Mäste des Amöne gezeichnet hatte. Die Erzählung der Kindheit, der geistigen Entwicklung, erster unschuldiger Liebe*) und freundschaftlicher Herzensbündnisse gleitet anmuthig am Auge des Lesers vorüber. Demnächst folgt man dem genußfähigen, verschmitzten Weltkinde, das ^ddi, 6e ?6rißorc1 hieß, in die Kreise vomehmer Geselligkeit und auf das Gebiet der Politik und des Finanzwesens. Man athmet etwas von der Luft jener verführerischen Zeit vor dem Sturme, in der allein, wie der alte Talleryand nicht ohne cynisches Bedauern gestand, empfunden werden konnte, was „Lust des Lebens" bedeutete. Es ist begreiflich, daß er hier wie auch sonst über seine galanten Beziehungen und über seine Leidenschaft, sich die Taschen mit Gold zu füllen wie füllen zu lassen, hinweggeht. Weniger verzeihlich ist es, daß er Mirabeau, dem er einst so nahe gestanden hatte, nur einmal ganz gelegentlich erwähnt. Auch zwischen früher bekannt gewordenen Briefen Talleyrands aus seiner Jugend und der Art und Weise, wie er Calonne's gedenkt, besteht ein merklicher *) Ganz anders wird diese Episode erzählt bei Pichot: 8ouv«uir» iutims« »ur II. 6« InII^ianä, Paris 1870 (nach dem .Album peiäu") S. 47—51. Aber Pichot giebt selbst zu, dah die Echtheit der uon ihm niitgetheilten Form bestritten sei. Vgl. ^0I5»8: lalls/ranä, Paris, Sauinc 1891 S. 19—24.

Talleyrands Memoiren. 85

Unterschied. Die Charakteristik Neöers und Lafayette's ist äußerst dürftig. Weitschweifige Auseinandersetzungen, wie über die Frage der Colonisation und den englisch-französischen Handelsvertrag von 1786, können solche Mängel nicht ersetzen. Sie sind zwar von Werth für die Erkenntnis; der Gedankengänge Talleyrands, der in einem Nthem für „den Triumph der Handelsfreiheit" und für die Herrschaft seines Vaterlandes über das Mittelmeer, als einer französischen „Domäne" schwärmt. Allein sein Verhalten in der Vorgeschichte der Revolution und diese Vorgeschichte selbst wird dadurch, nicht weiter aufgehellt.

Noch viel weniger kann die Erzählung seiner Betheiligung an der Revolution befriedigen. Allerdings wird gleich zu Beginn derselben eine Mittheilung gemacht, die den Reiz der Neuheit beanspruchen könnte, wäre sie nicht der Hauptsache nach schon aus den Memoiren des Barons de Vitrolles bekannt gewesen. Talleyrand will in geheimen Zusammenkünften mit dem Grafen von Artois in Marly den Räch gegeben haben, die Reichsstände aufzulösen und, nach seinen Vorschlägen, eine Pairskammer zu schaffen oder Beschränkungen in's Wahlgesetz aufzunehmen, alsdann eine neue Versammlung zu berufen. Diese Zusammenkünfte müßten etwas früher stattgefunden haben, als Vitrolles sie ansetzt; übrigens liegt nicht der mindeste Grund vor, an der Richtigkeit der Thatsache zu zweifeln. Da Talleyrands Rath nicht befolgt wurde, sah er ein, wie er sagt, „daß man, wenn man nicht ein Thor sein wollte, an sich selbst denken müsse." Mit diesem kühnen Sprung versetzt sich der Erzähler in's Lager der populären Partei. Zu der Führerrolle, die er alsbald in dieser einnahm, passen freilich die Worte sehr schlecht, die er der Emigration widmet. „Der Graf von Artois hatte das Signal für sie gegeben. Ich liebte ihn. Ich hatte die ganze Kraft meines Verstandes nöthig, um der Versuchung zu widerstehen, ihm zu folgen." Sollte man nicht danach glauben, Talleyrand hätte auf der Rechten der Nationalversammlung gesessen? Sollte man es für möglich halten, daß er an so vielen ihrer Beschlüsse freudigen Antheil nahm? In der That bekommt der Leser der Memoiren davon sehr wenig zu hören, obwohl ein Zusatz zum Testamente Talleyrands und eine Stelle der Memoiren selbst (I. 228) „etwas mehr Licht" versprechen. Seine Missionen nach London vor und nach dem 10. August 1792 werden nur flüchtig gestreift. Dieser Tag, an dem die Tuilerien erstürmt wurden und die Monarchie zusammenbrach, wird als ein „Verbrechen" bezeichnet. Aber daß Talleyrand „dies Verbrechen" in einem von ihm verfaßten Rundschreiben vor den Mächten Europas zu rechtfertigen unternahm, (kallain: I« miuItöL äs ^»IIsvianä 80U8 1« äirsotoirs 1891 p. V—XI, Lorsi: I/Nurops st I» rtzvolution tran<?>i8« III, 15) wird wohlweislich verschwiegen.

Um so länger verweilt der Erzähler bei der Schilderung seines Aufenthaltes in Nordamerika, wo er während der Schreckensherrschaft ein Asyl fand. Er lenkt mit Geschick die Aufmerksamkeit ab auf „dies große Land,

86 Alfred Stern in Zürich.

dessen Geschichte erst beginnt" und fesselt durch den Bericht dessen, was er dort erlebt und gedacht hat. Wie er, nach Frankreich zurückgekehrt, durch seine Freundin, Madame de Stasl, mit dem Director Barras in Verbindung gesetzt und durch diesen zum Minister des Auswärtigen erkoren wurde, wußte man schon bis in's Einzelne. Er hütet sich zu erwähnen, daß er dadurch aus einer peinlichen Geldklemme befreit zu werden wünschte (vgl. neuerdings L. 6e Krauts: *Fouvenirs I.* S. 90.) und stellt die Annahme des Amtes mehr als ein Opfer dar, das er gebracht haben wollte, „um mißfällige Menschen und Dinge zum Nutzen der Zukunft dienstbar zu machen." Ueberhaupt bestrebt er sich, seine Thätigkeit als Minister möglichst zu verkleinern. Niemand kann sich auf Grund seiner Memoiren den Gegensatz seiner Anschauungen über das Programm auswärtiger Politik zu denen des Direktoriums vorstellen. Ebenso verdunkelt er den Zeitpunkt und die Gründe seiner Entlassung. Seinen Worten nach sollte man ihn für ein unschuldiges Lamm halten, das sich längst aus der Gesellschaft von Wölfen hinweggesehnt hatte. Auch Napoleons Idee, ihn während des ägyptischen Zuges als Unterhändler gegenüber der Pforte zu benutzen, muß zur Verhüllung des Thatbestandes herhalten. Mit Napoleon tritt in Talleyrands Memoiren diejenige Gestalt auf, die das stärkste Interesse des Lesers herausfordern wird. Leider wiederholt sich aber auch hier die Erfahrung, daß die Veröffentlichung zu spät erfolgt ist, um große Ueberraschungen bieten zu können, und daß Talleyrands Aussagen bei der Begleichung mit anderen Quellen häufig an Glaubwürdigkeit verlieren. Höchst bezeichnend ist es schon, daß Talleyrand sich rühmt, nach seiner Ernennung zum Minister unter dem Directorium zuerst „einen sehr verbindlichen Brief des Generals Bonaparte" erhalten zu haben, während nach der Oorrs8z>oiä»no6 iuöäits äs Napoleon Lon»parw der erste, mehr als verbindliche Brief von Talleyrand an den siegreichen Helden nach Italien gerichtet ist. Dies war schon 1819, lange vor Talleyrands Tode, gedruckt zu lesen, seine irreführende Angabe blieb aber stehen. Die Vorgeschichte des 18. und 19. Brumaire wird durch einen kleinen romanhaften Zug bereichert, davon abgesehen aber sehr im Zwielficht gehalten. Daß Talleyrand am Entscheidungstage vor dem Schlosse von St. Cloud im Wagen abwartete, ob er bleiben oder flüchten solle, findet man begreiflicher Weise hier nicht. Lesenswerth sind die Seiten, die dem Beginne der consularischen Regierung gewidmet sind. Aber eben da, wo man von denselben die meisten Ausschlüsse erwarten sollte, auf dem Felde der auswärtigen Politik, sind Talleyrands Mittheilungen häufig lückenhaft oder unzuverlässig. Dies erklärt sich gutentheils aus seinem ihm keineswegs allein eigenthümlichen Systeme, sich einen doppelten Napoleon zu construiren: einen maßvollen, „dessen Pläne jeder patriotische Franzose zu verwirklichen mithelfen konnte," auch wenn wenn er die Mittel nicht immer billigte, und einen zügellosen, der Europa und Frankreich zu immer neuen Kriegen fortriß und schließlich seinen eigenen Min herbeiführte. Der Friede von Amiens scheint ihm die Grenzlinie zu bilden.

Clalleyands Memoiren. 8?

Nun hat bekanntlich Tallenrand noch manches Jahr nach dem Abschluß dieses Friedens „mitgeholfen.“ Er hat, ohne zu murren, als treuer Diener seines zeitweiligen Herrn, des ersten Consuls und Kaisers, dessen ausgreifende Eroberungspolitik mit Rath und That unterstützt und bis zur Unterzeichnung der Verträge von Tilsit mit seinem Namen gedeckt. Er hat es dabei an Ausdrücken schmeichlerischer Unterwürfigkeit nicht fehlen lassen, die man neuerdings in der wichtigen Veröffentlichung Pierre Bertrands: *Le Talleyrand 1800—1809* Paris, Perrin 1889, dicht gehäuft finden kann. Es nimmt sich daher eigenthümlich aus, wenn Tallenrand sich damit brüstet, dem Kaiser zu der Zeit, „da er die Wahrheit noch lmen konnte“ und selbst noch später, „als man ihn vorsichtig behandeln mußte,“ die Wahrheit gesagt zu haben.

Immerhin läßt sich nicht leugnen, daß Talleyrands Ideen „über die Herstellung eines wahren Gleichgewichtes in Europa“ von Napoleons Streben nach der Gründung eines Universalreiches bedeutend abwichen. Wie er sich jenes Gleichgewicht auch 1807 unmittelbar vor dem Tilsiter Frieden noch als möglich dachte, geht aus einer merkwürdigen Stelle seiner Memoiren hervor: „Es hätte dazu nur folgender Dinge bedurft: erstens Italien zur Einheit aufrufen, indem man das Haus Baiern dorthin verpflanzte, zweitens Theilung Deutschlands zwischen dem Hause Österreich, das sich bis zur Mündung der Donau erstreckt haben, und dem Hause Brandenburg, das man vergrößert haben würde, drittens Wiederherstellung Polens unter der Herrschaft des Hauses Sachsen.“ Wie in einer früheren berühmten Denkschrift vom 17. October 1805 (S. Verwand S. 156 ff.) so spielte auch in dieser Phantasie die berechtigte Furcht vor den Gefahren mit, „die Europa von Osten her bedrohen.“ Es liegt jedoch auf der Hand, wenn man sich die damaligen Grenzen Frankreichs und die Masse seiner Vasallen vergegenwärtigt, daß auch Talleyrands Gedankenspiel nur ein Hohn auf die Idee des europäischen Gleichgewichtes war, von seinen willkürlichen Voraussetzungen ganz zu schweigen. Wer im Auge behält, daß Talleyrand es darauf anlegt, sich gleichsam als den trauernden guten Engel Napoleons zu schildern, wird manche Lücke und manche Behauptung der Memoiren nach Gebühr zu würdigen wissen. Tallenrand läßt 1807 den österreichischen General Vincent in Warschau erscheinen, „einzig und allein damit beauftragt, über die Erhaltung der Ruhe in den ehemals polnischen Gebieten Österreichs zu wachen“, wobei er ihm nach Kräften geholfen haben will. Er sagt aber kein Wort über die wichtigen politischen Verhandlungen, die zwischen ihnen stattfanden, in deren Verlauf er Napoleons Friedensbedingungen „gerecht und gemäßigt“ nannte. Der Königin Louise legt er beim Abschied in Tilsit nach jenen peinlichen Zusammenkünften mit dem unerbittlichen Sieger die Aeueherung in den Mund: „Fürst von Benevent, nur zwei Personen bedauern, daß ich hierhergekommen bin, ich und Sie. Nicht wahr, Sie sind zufrieden mit diefer meiner Ansicht?“ worauf er mr mit Thronen der Rührung und des Stolzes antworten konnte. Aber die

88 Alfred Stern in Zürich,

Oberhofmeisterin Frau von Voß, die eine solche Scene schmerzlich mit Stillschweigen übergangen hätte, weiß nichts davon, berichtet vielmehr, daß man Talleyrand die Verhärtung Napoleons Schuld gebe.

Selbst wo er nachweisbar jene schöne Rolle des Warners gespielt hat, entgeht er der Versuchung nicht, seinen Worten und Handlungen den Stempel einer unerschütterlichen Folgerichtigkeit aufzudrücken, der ihnen in Wirklichkeit fremd war. Dies gilt namentlich von seiner Erzählung des spanischen Unternehmens Napoleons, dem er sehr viel Raum widmet. Er beruft sich dabei (I. 373) auf das Werk von de Pradt: *Histoire des événements de l'Espagne pendant la révolution* (1816), das 1816 erschien, fügt aber Manches aus eigener Erinnerung hinzu. Mit sichtlicher Beflissenheit kehrt er seine Sympathie für die bourbonische Königsfamilie in Spanien heraus. Sobald er, schon während des Aufenthaltes in Berlin nach der Schlacht bei Jena, Napoleons Absicht erkennt, „den spanischen Zweig des Hauses Bourbon zu zerstören“, gelobt er sich, um jeden Preis, nach Frankreich heimgekehrt, sein Ministerium niederzulegen. Man weiß, daß dies geschah, wenn auch die Gründe seiner Entlassung heute noch nicht ganz klar sind. Er erhielt die reich dotierte Stelle eines Vicegroßwählers, die er selbst als eine „ehrenvolle und einträgliche Sinekure“ bezeichnet. Sein Widerstreben gegen Napoleons spanischen Plan bleibt sich gleich. „Ich bekämpfte ihn“, berichtet er, „mit aller Kraft, indem ich die Immoralität und die Gefahren einer solchen Unternehmung auseinandersetzte.“ Endlich giebt er, „gedrängt durch die arglistigen Argumentationen des Ehrgeizes des Kaisers“ einen Ausweg an. Er räch, um sich die erforderlichen scheinenden Sicherheiten von Seiten Spaniens zu verschaffen, zur Besetzung Cataloniens bis zum Abschluß des Friedens mit England. Napoleon soll diese Provinz als Pfand behalten. Verzögert sich die Beendigung des Seekrieges, so läßt sich vielleicht ihre dauernde Verbindung mit Frankreich durchführen. Alles, was darüber hinausgeht, wird zum Unheil führen. Aber er überzeugt den Kaiser nicht. Dieser beginnt das diplomatische Intriguen-spiel, dem Talleyrand gänzlich fremd geblieben sein will. Die spanische Königsfamilie geht in Bayonne in die ihr gestellte Falle. Die Prinzen werden vom Kaiser der Obhut Talleyrands in seinem Schloße Valençay überwiesen, „um die Welt glauben zu machen, daß er seine Pläne billige.“ Niemand aber wird dadurch getäuscht, und er ist glücklich als aufmerksamer Wirth, diesen bourbonischen Sprößlingen „Kummer und Sorge zu ersparen.“

In der Hauptsache, daß er das spanische Unternehmen entschieden mißbilligte, sagt Talleyrand die volle Wahrheit. Andere Zeugnisse bestätigen dies und machen Napoleons Behauptung zu Schanden, er sei erst von Talleyrand auf den Gedanken gebracht worden, die spanischen Bourbonen zu vertreiben. Aber die Memoiren Talleyrands verschweigen, was die Memoiren der Frau von Muscat ausplaudern: „Er sagte uns: ein Prinz des Hauses Bourbon ist ein schlechter Nachbar für die Dynastie Bonaparte, und ich glaube nicht, daß der Kaiser sie belassen kann.“ Hierauf folgen verschiedene Er-

Talleylunds Memoire», 89

wägungen, wie man „den Friedensfürsten“, den leitenden spanischen Minister, verdrängen, falls der König sich diesem Ansinnen widersetze, für sein Volk und gegen ihn Partei nehmen, je nach den Umständen „das ganze Geschlecht der Bourbonen entthronen, oder durch Verheirathung des Infanten mit einer Prinzessin des Hauses Bonaparte „compromittiren“ müsse. Eben so wenig erwähnen Talleyrands Memoiren, daß er im Beginn des Jahres 1808 bei den trügerischen Verhandlungen mit Izquierdo zugezogen wurde. Man mag danach urtheilen, ob ihn mehr „die Gefahr“ oder „die Immoralität“ des Unternehmens kopfscheu machte.

Bedenklich ist auch die Wiedergabe eines Gespräches, das er, bald nachdem der Schlag von Bayonne gelungen, mit dem Kaiser gehabt haben will.

„Was ist nun aus Ihren Prophezeihungen geworden, läßt er den Kaiser sagen, daß ich Schwierigkeiten finden würde, die spanischen Angelegenheiten nach meinem Willen zu leiten? Ich bin mit den Leuten fertig geworden.

‘Sie sind mir alle in's Netz gegangen, ich bin Herr der Lage in Spanien wie in ganz Europa.“ „Diese Prahlerei,“ erzählt Talleyrand weiter, „ärgerte mich, da ich sie namentlich wegen der von ihm angewandten schändlichen Mittel höchst ungerechtfertigt fand. Ich erwiderte ihm indessen ruhig, daß ich die Dinge anders ansähe und glaube, er habe durch die Vorgänge von Bayonne mehr verloren als gewonnen.“ „Wie meinen Sie das?“ „Mein Gott, das ist sehr einfach, ich will es an einem Beispiel klar machen. Wenn Jemand in der Welt Thorheiten begeht, Maitressen hält, sich schlecht gegen seine Frau benimmt, selbst gegen seine Freunde sich viel zu Schulden kommen läßt, so wird man ihn zwar tadeln, indessen wenn er reich, mächtig und geschickt ist, kann er noch auf die Nachsicht der Gesellschaft rechnen. Sobald er aber beim Spiel betrügt (tricks au Mi), wird er augenblicklich aus der guten Gesellschaft ausgestoßen, und sie verzeiht ihm nie.“ Der Kaiser erblaßte, war verwirrt und sprach an diesem Tage nicht mehr mit mir, aber von diesem Augenblicke datirt der Bruch zwischen uns, der mehr oder weniger deutlich hervortrat.“ Wenn man das Verhältniß Napoleons und Talleyrands überdenkt, wenn man die demüthig-schmeichlerischen Briefe kennt, die dieser auch später noch an jenen gerichtet hat, so wird man dem Wortlaute der Memoiren nicht trauen. Wohl aber liest man in den Memoiren Beugnots, daß dieser aus Tallenrands Mund hörte: „Siege können solche Züge (das Intriguenstück von Bayonne) nicht auslöschen, weil etwas Gemeines und Betrügerisches wie beim falschen Spiele (6s la triebeli) darinsteckt.“ Was Talleyrand einem Beugnot gegenüber sagen durfte, verflucht er nicht sehr geschickt in die Antwort, die er dem Kaiser gegeben haben wollte. Auch das ist nicht richtig, daß der Bruch „zwischen Napoleon und Talleyrand“ von jener Zeit herrühre. Wie wäre Talleyrand, obwohl nicht mehr Minister, sonst von Napoleon zu den Verhandlungen jenes Erfurter Kongresses herangezogen worden, den er in farbenreichem Bilde vor uns auf» leben läßt? Dies Stück der Memoiren würde als eine wahre Enthüllung

90 Alfred Stern in Zürich.

begrüßt werden können, hätte man nicht schon gemußt, daß Tallenrand hier „Napoleons Sache verrieth, indem er sich schmeichelte, seinen Interessen zu dienen.“ Besser als mit den angeführten Worten Vandals läßt sich Talleyrands Verhalten nicht bezeichnen. „Erfurt, sagt der genannte Historiker mit gutem Grunde, ist das Terrain, auf dem Tallenrand allen Ernstes den Kampf aufnimmt, den er schon seit ein paar Monaten eingeleitet hatte. Zunächst beabsichtigt er seinen besonderen Frieden mit Europa zu verhandeln, mit Oesterreich gute Beziehungen zu pflegen, sich beim Zaren ein Ansehen zu verschaffen, das ihn gegen die Wechselfälle der Zukunft sicher stellt. In Erfurt knüpft er mit, Alexander jene Verbindung an, die ihm sechs Jahre später erlaubte, dem russischen Monarchen im eroberten Paris die Honneurs zu machen. Aber sein Abfall hatte auch edlere Beweggründe. Da er mit gerechtem Schrecken sah, daß Napoleon mehr und mehr die Grenzen des Möglichen verkannte und den größten Gefahren entgegenging, . . hielt er dafür, daß es nur ein Mittel gäbe, ihn zu mäßigen: nämlich die Mächte zum Widerstände zu er-muthigen . . Er versucht es durchzusetzen, daß Oesterreich sich nicht zu tief beugt, daß Alexander sich nicht ganz hingiebt. Er warnt diesen Fürsten, schützt ihn vor der Verführung, bestrebt sich ihn der Bezauberung Napoleons zu ent-ziehen, beschwört ihn, die Unabhängigkeit Europas seinem eigenen Ehrgeiz nicht aufzuopfern.“ Man muß Vandals Darstellung in seinem ausgezeichneten Werke Xapol6oQ «t ^Isxanärs 1. (Band I., Paris, Plön 1891) Schritt für Schritt mit Talleyrands Erzählung vergleichen, um diese auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Daß Tallenrand seine eigene Gestalt zu sehr in den Vordergrund rückt, Champagny's und Rumantzows Mitwirkung verschweigt, muß man dem Memoirenschreiber zu gute halten. Mit wahrer Virtuosität hat Tallenrand in diesen: Abschnitt „das ungeheuerliche Maß erzwungener, erheuchelter oder selbst aufrichtiger Huldigungen“ geschildert, die Napoleon dargebracht wurden. Sein Spott trifft namentlich viele der kleinen deutschen Fürsten, die sich vor dem Uebermächtigen „zu Boden warfen.“ Daran gewöhnt, „ihre Größe an Schmeicheleien zu messen, die sie niemals übertrieben finden, beugen sie sich auch vor dem Sieger so tief, wie sie ihre Unterthanen vor ihrer eigenen Person gebeugt zu erblicken wünschen .. Ich habe in Erfurt nicht eine Hand auf edle Art die Mähne des Löwen streicheln sehen.“

Es thut wohl, auch von den Fürsten des deutschen Geistes reden zu hören, die Napoleon in jenen Herbsttagen zu Erfurt und Weimar nahten und die ihre Würde unstreitig besser zu wahren wußten. Leider bietet aber Talleyrands Bericht, so eingehend er ist, hier wieder arge Blößen. Drei volle Seiten sind der Unterhaltung des Kaisers mit Goethe gewidmet, die am 2. October 1808 in Erfurt stattfand. Es ist bereits verschiedentlich u. A. von Ludwig Geiger in der „Nation“ (1891, 9. Mai) darauf aufmerksam gemacht worden, daß Talleyrands Aufzeichnung ganz und gar nicht mit derjenigen überein-stimmt, die mir von Goethes Hand selbst besitzen. Man kann sagen: Form und Inhalt decken sich nirgends. An, stärksten ist es, daß nach Talleyrands

Talleyranos Memoiren. 9^

Memoiren vom Werther gar keine Rede ist, während Talleyrand selbst 1825 diesen Roman gegenüber K. von Bonstetten als einen der Gegenstände der Unterhaltung bezeichnet hat. (Briefe von K. V. von Bonstetten an Friederike Brun, herausgegeben von Matthisson II, 312.) Aber hiervon abgesehen, wie viele Unmöglichkeiten tischen die Memoiren dem Leser auf! Goethe soll Wieland neben Schiller und Lessing als großen deutschen Dramatiker genannt haben. Er soll erklärt haben, Kotzebue, der damals die Gunst des Zaren genoß, sei noch in Sibirien gefangen. Er soll vergessen haben, daß er wenige Tage vorher dem Zaren vorgestellt worden war und gesagt haben, er hoffe ihm vorgestellt zu werden. Talleyrand, der nach Goethes Bericht zuerst „etwas entfernt“ gestanden, später sich „entfernt hatte“, will dies alles nicht nur gehört, sondern auch sofort aufgeschrieben und seine Notizen Goethe zum Zwecke der Berichtigung gleichsam unterbreitet haben. „Ich folgte ihm, erzählt er, nachdem Napoleon mit Heben Sie wohl, Herr Goethe^ geschlossen hatte, und lud ihn zum Mittagessen bei mir ein. In meine Wohnung zurückgekehrt, schrieb ich die erste Unterhaltung nieder und versicherte mich während des Essens durch verschiedene Fragen, die ich an ihn richtete, daß sie so, wie ich sie hierhersetze, vollkommen genau ist.“ In Goethes Tagebuch liest man zum 2. Oktober 1808: „Tafel beim Herzog;“ sogar das Mittagessen bei Talleyrand ist also Erfindung. Was konnte es ihn danach kosten, das Wort Napoleons, das zu Talma gesprochen war, etwas umgewandelt auch in die Unterhaltung des Kaisers mit Goethe einzuflechten. „Sie werden vor einem Parterre von Königen spielen,“ hatte der Kaiser dem großen Tragöden zugerufen. „Sie werden in meinem Parterre eine schöne Anzahl von Fürsten finden,“ rief er, nach Talleyrand dem großen Dichter zu.

Etwas besser steht es mit dem Berichte von Napoleons Gesprächen mit Wieland. Mein schon die Einführung Wielands ist romanhaft. Nach dem Memoiren hatte Napoleon zu Goethe gesagt: „Schreiben Sie Herrn Wieland, er möge hierher kommen. Ich werde ihm in Weimar, wohin der Herzog mich eingeladen hat, einen Gegenbesuch machen.“ Wie man sieht, ein sehr cordiales Verfahren! „Der Auftrag wurde pünktlich ausgerichtet. Wieland kam an; er ließ beide zum Frühstück einladen. Ich erinnere mich, daß der Fürst-Primas mit vielen anderen Leuten diesen Tag auch da war.“ Nun folgt eine Wiedergabe des Gespräches, das mit schmeichelhaften Aeußerungen für den Verfasser von Agathon und Oberon, den „deutschen Voltaire“, beginnt, aber durch die Meldung Nansouty's, ein Kurier aus Paris sei angelangt, unterbrochen wird. Talleyrand läßt es Napoleon in Weimar wieder aufnehmen auf jenem Ballfeste des 6. October, das auf die Aufführung von Voltaire's „Tod Cäsars“ folgte. Schon in Erfurt hatte er sich, wie er erzählt, darauf gespitzt, daß Napoleon über Tacitus sprechen würde. „Er pflegte,“ bemerkt er ironisch, der berühmten Unterhaltung Napoleons mit Johannes von Müller eingedenk, „seine Prachtgespräche (oouvsgatinlls ä'apparat) sorgfältig vorzubereiten und überraschte, wohlgerüstet wie er war.

92 Alfred Stern in Zürich.

sein Gegenüber. Drei oder vier Gegenstände behandelte er mit Vorliebe". Tacitus gehörte zu ihnen, und in der That dreht sich nach den Memoiren die Unterhaltung mit Wieland ausschließlich um diesen. Napoleon greift ihn an als einen Historiker, „der aus allen Kaisern abgefeimte Schurken macht". Wieland vertheidigt ihn, „da sein Genie nur wie die Gerechtigkeit unerbittlich sei". Zum Schlüsse fragt Napoleon, ob vielleicht Wieland durch Johannes von Müller erfahren habe, wie er über Tacitus denke. Wieland giebt es zu. „Noch halte ich mich nicht für geschlagen," endet der Kaiser. „Ich kehre morgen nach Erfurt zurück. Da wollen wir unseren Streit fortsetzen." Auch hier wird Alles über jeden Zweifel hinausgehoben. Die erste Unterhaltung in Erfurt soll Wieland, „der in seiner Anspruchslosigkeit nicht wußte, ob er den: Kaiser gut oder schlecht geantwortet hätte", sofort niedergeschrieben haben. „Er brachte diesen Bericht, sowie man ihn hier gelesen hat, mit zum Fürsten-Primas". Dort sah ihn Talleyrand, der mit Wieland daselbst zu Tische geladen war. Das Gespräch vom Weimarer Valfeste wurde aber sofort von allen „jungen Akademikern", die es mit angehört hatten, „weil sie ihrem Gedächtniß nicht trauten", aufgezeichnet. „Am folgenden Morgen um sieben Uhr kam Herr von Müller (gemeint ist der Kanzler Friedrich von Müller) zu mir, um mich zu fragen, ob der Ausfall des Kaisers gegen Tacitus treu wiedergegeben sei. Ich ließ einige Worte ändern, was mir das Recht gab, eine vollständige Abschrift der Arbeit dieser Herren zu empfangen, die für das literarische Archiv (»redt?68 littöi-aii-68) von Weimar bestimmt war."

Zunächst liegt die chronologische Verwirrung von Talleyrands scheinbar so sicherer Erzählung am Tage. Wieland ist nicht vor, sondern nach den Festen von Weimar in Erfurt gewesen, wo er in der That mit Talleyrand beim Fürst-Primas speiste und den Kaiser bei seinem Frühstück wiedersah*). Mit der zeitlichen Umdrehung fällt aber der ganze Aufbau des Talleyrand'schen Berichtes zusammen. Alsdann werden hier sehr wichtige Theile der Unterhaltung zwischen Napoleon und Wieland, z. V. über Julius Cäsar, Religion, Dasein Christi vermißt. Man findet viel besseren Aufschluß in Wielands Leben von I. G. Gruber (1816) II. 491 ff. nach Briefen und mündlichen Mittheilungen des Dichters, sowie in den „Erinnerungen" des Kanzlers von Müller, der, wie er sagt, an jenem Abend in Weimar „das ganze Gespräch Wort für Wort hören konnte." Von Talleyrand erzählt derselbe Gewährsmann, er habe ihn einmal während des Balles vermißt und zuletzt am Ende einer langen Reihe von offenen Zimmern gefunden, die zum Schlafzimmer des Kaisers führte. „Hier sah er einsam und nachdenkend auf einein Sovha und richtete alsbald den Wunsch an mich, baß

»,

*) Wie Tallenrand nimmt auch F. u. Müller (Erinnerungen 1831, S. 259) eine zweimalige Anwesenheit Goethes in Erfurt an. Nach Goethes Tagebüchern (Werke, Weimarer Ausgabe III. 3., S. 392, 393) ist dies unhaltbar.

Calleyrands Memoiren. 93

ich 'ihm doch ein Memoire über die Unterredungen des Kaisers mit Goethe und Wieland aufsetzen möchte, was ich jedoch abzulehnen suchte." Mag man nun auch annehmen, daß Müller sich doch noch erweichen ließ: .soviel steht fest, daß Talleyrand mit der Wahrheit sehr leichtfertig umsprang.

Folgt man ihm wieder auf das Gebiet der öffentlichen Angelegenheiten, so sieht man auf's Neue, daß er vornehmlich durch Verschweigen sündigt. Aus Metternichs Depeschen weiß man, wie Talleyrand und Fouché sich einander näherten. „Sie sind," berichtete der österreichische Staatsmann nach Hause, „in der Lage von Passagieren, die das Steuer in der Hand eines tollkühnen Piloten erblicken, und die sich der Leitung des Schiffes zu bemächtigen bereit sind, sobald der erste Stoß den Piloten herabwirft." Die Memoiren wissen von dieser Verbindung mit Fouché nichts. Sie gedenken auch nicht der dadurch hervorgerufenen Wuthausbrüche des Kaisers. Sie bringen für die Jahre 1809—1814 überhaupt sehr wenig über Talleyrands Stellung zu den Fragen der Politik und enthalten nur spärliche Ergänzungen unserer Kenntniß vom Laufe der Dinge. In einer langen Ausführung über die Conflict Napoleons mit der Curie wird das reuige Vekenntniß, durch die Mitarbeit an der Civilverfassung des Elerus schwere Schuld auf sich geladen zu haben, eingeschoben.

Es folgt die Geschichte der ersten Restauration, ein Glanzpunkt im politischen Leben Talleyrands. Schenkt man ihm Glauben, so hat er schon in den letzten Zeiten des Kaiserreiches, ohne zu schwanken, die Herstellung der Bourbonen als einzig mögliche Rettung Frankreichs angesehen. „Wer daran hätte denken wollen, die Familie des Menschen zu erhalten, der Frankreich in den Abgrund gestoßen hatte, würde nichts Anderes gewollt haben, als zur Fülle des Unheils noch die Erniedrigung hinzufügen." Zum Unglück für Talleyrands Andenken besitzt man aber einen Brief, den er am 17. März 1814 seiner Freundin, der Herzogin von Kurland, zukommen ließ.*) Seiner Bitte, das Schreiben sofort zu verbrennen, hat sie nicht entsprochen. Hier heißt es: „Wäre der Kaiser todt, so hätten wir den König von Rom und die Regentschaft seiner Mutter. Die Brüder des Kaisers könnten dies Arrangement zu hindern suchen; aber dies Hinderniß wäre leicht zu heben, man müßte sie zwingen, Frankreich zu verlassen, wo sie keinen Einfluß haben". Drei Tage fpäter schreibt er derselben Dame: „Man sprach heute von einer Verschwörung gegen den Kaiser und nannte die Generale, die ihr angehören sollen, aber Alles unbestimmt. Wäre der Kaiser getödtet, so würde sein Tod die Rechte seines Sohnes sichern. So lange er lebt, bleibt Alles unsicher, und Niemand kann voraussehen, was kommen wird. Nach dem Tode des Kaisers würde die Regentschaft alle Welt befriedigen. Man würde einen Regentschaftsrath ernennen, der Jeder-') 1»11e^i2nä intim« ä'»piö» 8« 0«iie»po2<i»n<:e insäite »vse l2 äuebe««<«<!e Conil»näe. l.» i«8t»ui»tiou su 1814. Paris. E. Kolb, (1891).

94 Alfred Stern in Zürich.

mann gefiele Verbrennen Sie diesen Brief, sobald Sie ihn gelesen haben. Es ist unerlässlich. Ueberhaupt, liebe Freundin, heben Sie keine Briefe auf." Auch diese Mahnung bewirkte das Gegentheil von dem, was sie bewirken sollte. Talleyrand war bereits Mitglied des Regentschaftsrathes, welcher der Kaiserin Marie Louise zur Seite stand. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß er sich auch in dem neuen Regentschaftsrathe keine kleine Stellung zugeeignet haben wird.

Mein ehe zwei Wochen verflossen waren, hatten alle diese Pläne ein Ende. Die Kaiserin suchte mit dem kaiserlichen Prinzen das Weite, Paris capitulierte, die Verbündeten zogen ein. Talleyrand läßt den Leser seiner Memoiren nicht ahnen, wie schlaue es anstellte, der Kaiserin nicht zu folgen, ohne noch mit dem Kaiserthum offen zu brechen. Er deutet kaum an, wie, auch ohne sein Zuthun, von anderen Seiten der Weg für die Rückkehr der Bourbonen geebnet wurde. Er bringt den Eindruck hervor, als wenn die Frage ihrer Herstellung ausschließlich zwischen ihm und dem Zaren, der in seinem Hause Quartier genommen hatte, verhandelt worden wäre. Von der Redaction der Charte sagt er nichts, als daß „Intrigue und Unfähigkeit“ sich ihrer bemächtigt hätten. Dafür verbreitet er sich ausführlich über den Abschluß des ersten Pariser Friedens, auf den er mit Recht stolz sein durfte. Nicht minder berechtigt war er vom französischen Standpunkt aus, sich der Erfolge zu rühmen, die er auf dem Wiener Congreß davontrug. Doch sind es, wie schon bemerkt, fast ausschließlich die Urkunden, die er für sich sprechen läßt. Sie sollen ihm bezeugen, wie viele Hindernisse er besiegen mußte, um mit Glück als „Verfechter des Principes der Legitimität“ aufzutreten.

Wo er diese Urkunden durch flüchtige Erzählung ergänzt, klingt die Verherrlichung „der erhabenen Familie“ durch, „die Frankreich weise Freiheiten mit ruhmvollen, historischen Erinnerungen zurückbrachte.“

Die Geschichte der zweiten Restauration und des zweiten Pariser Friedens wird gleichfalls vornehmlich durch die Wiedergabe von Actenstücken beleuchtet, die größtentheils längst bekannt sind. Ein merkwürdiges Document wird sogar im Facsimile mitgetheilt. Es ist ein Brief Ludwigs XVII I. an Talleyrand, in dem der König sich bereit erklärt, um die beabsichtigte Sprengung der Brücke von Jena zu verhindern, sich selbst auf sie zu begeben und, wenn es sein müsse, mit in die Luft zu fliegen. Das Datum des Schreibens macht keine Schwierigkeit. Es lautet „Samstag um 10 Uhr.“ Dieser Samstag hätte der achte Juli 1815 sein müssen, an dem Blüchers Absicht, die Brücke zu sprengen, bekannt wurde. Willkürlich und schwachen Gedächtnisses fügt Talleyrand dem „Samstag“ noch „15. Juli“ hinzu. Nach Vitrolles' Memoiren hätte Ludwig XVIII. einen Brief dieses Inhaltes den „allirten Fürsten“ geschrieben und dadurch die Brücke gerettet. Nach Beugnot dagegen wäre das Ganze ein Einfall von ihm gewesen, durch den er nöthigen Falles den Preußen habe imponiren wollen, den der König sich aber zu Nutze gemacht habe, um

— Calleyranos Menioiren, 95

in einer heroischen Pose zu erscheinen. Wie dem auch sei: so viel steht fest, daß die Brücke nicht „durch einen bewundernswerthen Vrief des Königs gerettet wurde," wie Talleurand behauptet. „Die Vrücke wird gesprengt," erklärte Blücher, „und ich wünsche, Herr Tallenrand setzte sich vorher darauf" *). Nur die Unzulänglichkeit der Eprengversuche und die Ankunft Friedrich Wilhelms III., der Blüchers Leidenschaftlichkeit einen Zaum anlegte, hintertrieben die Ausführung des Zerstörungswerkes.

Ein paar Seiten sind der Erzählung der Umstände gewidmet, die Tllleyrands Ausscheiden aus dein Amte im Herbst 1815 zur Folge hatten. Der Groll gegen Richelieu, seinen Nachfolger, und gegen den Zaren, Richelieu's „irdischen Abgott" ist erklärlich. Niemand aber wird Tallenrand glauben, daß ei- „ohne sehr lebhaftes Bedauern" die Macht aus den Händen gegeben und „den festen Entschluß gefaßt habe, nie wieder die Leitung der Politik zu übernehmen". Man weiß vielmehr u. a. aus dem Briefwechsel der Madame de Mmusat, daß er auch nach seinem Sturze während der Restauration den Ehrgeiz hatte, zu den Geschäften zurückgerufen zu werden. Dieser Gedanke könnte ihm auch bei der Abfassung seiner Memoiren vorgeschwebt haben. Er begann sie ohne Zweifel bald nach seiner Entlassung und schloß sie im August 1816 mit dem Satze: „Die Nachwelt wird freier und unabhängiger als die Mitwelt über alle die urtheilen, die, wie ich, in einer der außerordentlichsten Epochen auf dem großen Welttheater gestanden und schon deshalb mehr Anspruch auf ein höheres Maß von Unparteilichkeit uud Billigkeit haben." Diese Prophezeiung hat sich erfüllt. Wer über Tallenrands zahlreiche Abfälle den Stab bricht, giebt doch zu, daß er Frankreich immer die Treue bewahrt hat. Er glich, wie eine geistreiche Frau sich einmal ausgedrückt hat, „der Katze, die nicht den» Herrn folgt, sondern dein Hause treu bleibt." Tallenrand, der Memoirenschreiber hat sich aber mit dieser Verthcidigung nicht begnügen wollen. Er bemüht sich, durchblicken zu lassen, daß er von allen denkbaren Herren des Hauses die Aourbonen doch immer für die besten gehalten habe. Das Confulat Napoleons begrüßt er als den Uebergang „von der Polvgarchie (sie) zur Erbmonarchie", die sich eines Tages in die der Bourbonen zurückverwandeln konnte, „wenn der Inhaber des Thrones sich seiner unwürdig zeigte." Dem Kaiserthum leistet er Dienste, weil er die monarchische Gewalt" herstellt und gleichsam den Platz für die legitimen Erben des letzten Königs offen hält. Einer der namhaftesten französischen Historiker, Albert Sorel, hat daher die Memoiren als eine Art Tendenzschrift ansehen wollen, die Tallenrand als ein Mittel zur Wiedererwerbung der Macht dienen sollte. Gewiß ist es, daß er Anderen gelegentlich Mittheilungen, die in die Hofkreise dringen konnten, aus seinen Aufzeichnungen *) Diese Phrase (vgl. Wigger: Fürst Wucher, Schwelm 1878 S. 269) könnte rm Anlaß zur nachträglichen Erfindung der heroischen Willensnuseruna Lndwig's XVI!t. und zur Abfassung seines auf äußere Wirkung berechneten Schreibens geboten haben.

96 Alfred Stern in Jülich.

machte. Er las Barante das Clpitel über den Erfurter Congreh vor. (L»rlInts: 8c>uvenirF I. 282). Er weihte Vitrolles in eine ganze Reihe von Abschnitten ein, die sich im Dmö wiederfinden.

Erwägt man jedoch, wie viele anstößige Erinnerungen selbst durch seinen gekünstelten Bericht erweckt werden mußten, so wird man in Zweifel ziehen, ob er mehr an die zeitigen Inhaber der Gemalt, als an die Nachwelt beim Schreiben gedacht habe. Nur das wird man als sicher annehmen dürfen, daß er vor dieser seine gut realistische Gesinnung leuchten lassen wollte. Dies apologetische Bestreben erklärt so manches, was ein kritisches Auge verletzt. Anderes kann man auf Rechnung seiner Nachlässigkeit und Erinnerungsschwäche setzen, für die man auch sonst bei Memoirenschreibern Beispiele genug kennt. So verwechselt der Autor das Departement der Seine und das Departement von Paris, läßt Avignon unter dem Convent mit Frankreich vereinigt und Louisiana im Frieden von Basel durch Spanien abgetreten werden, macht Carnot, „den General“, zu einem „Flüchtling von Cayenne“. Wieder Anderes, wie die Erzählung von Napoleons Gespräch mit Goethe, erscheint als Ausfluß kecker Erfindung, die sich in das Gewand beglaubigter Wahrheit hüllt. Immerhin erweckten manche grobe Irrthümer, zusammengenommen mit der Ungleichheit des Stiles, gleich bei»» Erscheinen der beiden ersten Bände den Argwohn, daß man es hier gar nicht mit Talleyrand selbst zu thun habe. Einer der besten Kenner der französischen Nevolutionsgeschichte, F. A. Aulard, gab ihm sofort in einem scharfen Artikel der lievuß dleus Ausdruck. Seitdem hat der Streit nicht mehr gemht. Ein förmliches Kreuzverhör entspann sich, und bis zum heutigen Tage ist bereits eine große Literatur über die Frage der Echtheit von Talleyrands Memoiren angewachsen. Die wichtigsten Erzeugnisse dieser Literatur sind in der Zeitschrift „!>» Involution 5-2noll>»6« (1891, 14. April; 1892, 14. November) und in der „Kevus üiswl-iauL“ (1892, Januar, März, Mai) zu finden. Allen Angriffen hat der Herzog von Broglie in einem Vorwort zum fünften Bande die Spitze abzubrechen gesucht. Schwerlich aber ist der Streit damit endgiltig entschieden.

Die Frage, ob wir einen echten Talleyrand vor uns haben, könnte gar nicht aufgeworfen werden, wenn wir das ursprüngliche Manuscript Talleyrands, sei es von seiner Hand, sei es nach seinem Dictate oder nach seiner Anleitung geschrieben, besäßen. Es würde auch nichts verschlagen, wenn dies Manuscript keine gleichförmige Masse darstellte, sondern der Arbeitsweise Talleyrands gemäß aus Stücken verschiedenen Charakters bestände. Man weiß, daß er die Gewohnheit hatte, bald im Znsammenhang zu dictiren und das Dictat durchzusehen und zu verbessern, bald einige Gedanken auf's Papier zu werfen oder selbst nur einem vertrauten Sekretair anzugeben und diesem die Ausföhrung und Verknüpfung zu überlassen. Was der Diplomat und Minister bequem fand, mochte auch dem Memoirenschreiber passen. Jedenfalls aber muß es ein ursprüngliches Manuscript, das Wort in diesem sehr weiten Sinne

Talleyrands Memoiren. ^-^ 9^

genommen, gegeben haben. „Das Memoire über den Erfurter Congreß“, das Tallenillnd in Valen?an 1826 Barante vorlas, war, wie dieser sich ausdrückt, „ein abgelöstes Stück seiner Erinnerungen“ (morosau äütacdtz äs 868 Louvenii-Zj. Noch klarer spricht Vitrolles von „einigen großen Heften“ (yll6l<ins8 ßi-l»iiä8 oadie-i-8), die Talleyrand heraussuchte, als er ihm zum ersten Male „sechzig bis achtzig Seiten“ seiner Memoiren vorlas. Diese Hefte sind aber nicht zum Vorschein gekommen. Es wird vermuthet, daß sie, wie überhaupt die Stücke, die das ursprüngliche Manuscript bildeten, verbrannt worden sind.

Der Herzog von Vroglie, dessen strenge Gewissenhaftigkeit als Herausgeber Niemand angezweifelt hat, konnte nur eine Copie benutzen. Sie rührt von der Hand des Herrn von Bacourt her. Dieser hat auch Noten und Anhänge hinzugefügt, die sich nicht immer frei von Irrthümern und Ausschmückungen halten. Dies ist z. B. für die Erzählung der geheimen Zusammenkünfte Talleyrands mit Artois im Sommer 1889 von Flammermont in der üevus b.i8toi-iqus schlagend nachgewiesen. Bacourt, ein Diplomat, auf den Talleyrand etwas hielt, stand ihm gegen Ende seines Lebens sehr nahe. Auf ihn gingen kraft testamentarischer Verfügung alle Papiere Talleyrands, und darunter seine Memoiren, aus der Hand seiner Nichte, die ihn beerbt hatte, über. Bacourt fertigte, wie es in einem Verzeichnis; seines Nachlasses heißt, eine „authentische und selbständige Copie der Memoiren Tallenrands nach den Manuscripten, Dictaten und Abschriften, deren Verwendung dieser ihm angegeben hatte“, in vier Bänden an und bestimmte, wozu er das Recht hatte, daß sie nicht vor 1888 im Druck erscheinen sollten. Die Ueber-einfittimmung dieser Copie mit dem Originale wurde durch Talleyrands Nichte und durch einen schriftlichen Vermerk Vacourts selbst bezeugt.

Alles kommt darauf an, ob diesen Zeugnissen in vollem Umfang zu trauen ist. Ein erstes Bedenken wird durch den Umstand hervorgerufen, daß sich in Vacourts Copie „eine Lücke von acht Blättern“ findet, die der Herzog von Broglie nicht zu erklären weiß. Sie erscheint in dem Essay über den Herzog von Orleans. Die Vennuthung liegt nahe, daß hier etwas ausgelassen worden ist, was der Dynastie Louis Philipps unangenehm sein mußte. Sodann hat man sich zu erinnern, daß Bacourt es schon bei einer früheren Gelegenheit mit seinen Pflichten als Herausgeber nicht immer streng genommen hat. Man kennt seine Edition der Correspondenz Mirabeau's mit dem Grafen La Marck, in der Lücken, Willkürlichkeiten, Fälschungen vorkommen.*) Endlich läßt sich wenigstens an einem Punkte nachweisen, daß Talleyrands ursprüngliche Memoiren etwas enthalten haben, was in Bacourts Copie fehlt, ohne daß sich hier die geringste Andeutung davon fände. Der bekannte geistvolle preußische Diplomat Konrad Engelbert Oelsner, der in

*) S. namentlich den Nachweis sslammcrmonts in der Zeitschrift „l>li lisvnlurwü l»uy,i»«“ 14. Nov. 1892.

98 Alfred Stern in Zürich,

Paris seit Jahren heimisch war, schrieb am 16. Juni 1821 von dort seine: «Freunde Varnhagen von Ense: „Als Meister- und Cabinetsstück rühmte Baron Vitrolles, der die Talleyrand'schen noch ungedruckten Memoiren gelesen, die Schilderung eines Concertes zu Valenyan, wobei die spanischen Infanten den Tact schlugen, wie Leute pflegen, die zum ersten Mal Musik hören. Mit dem Geiste und dem Scharfblick einer spöttisch-verschmitzten französischen Soubrette beobachtete der Hausherr die Verblüfften*)."»

Nun wird bei der Schilderung des Aufenthaltes der Infanten zu Valenyan in Talleyrands Memoiren ihr Leben und Treiben sehr genau beschrieben. Von einem solchen Concert, bei dem sie den Tact geschlagen hätten, ist aber keine Rede. Da Vitrolles oder Oelsner, der vermuthlich Vitrolles selbst seine Kunde verdankte, eine solche Scene nicht erfunden haben werden, bleibt nur die Annahme übrig, daß Vacourts Copie vom ursprünglichen Texte abweicht.

Indessen solange dieser nicht zum Vorschein kommt, ist und bleibt man auf Vacourts Copie angewiesen. Streichungen wird man diesem vorhalten können, übrigens aber den Text der Memoiren vorläufig als gegeben hinnehmen müssen. Ueberschlägt man dabei noch einmal, wie gering ihr Werth an Masse und innerem Gehalt im Verhältnis; zu den Documenten erscheint, die in sie eingeschoben und von denen sie gleichsam umflossen sind, so wäre man beinahe versucht auszurufen: „L'am 6s druit riour uiw umeletts." Wen aber die Anwendung dieses Sprichwortes zu hart dünken sollte, der wird jedenfalls ein anderes, gleichfalls dem Bereiche der Küche entnommenes, für zulässig erachten: „L'au 8»uc s vaut nnßux c^uL lo poi88c»n."

*) Briefwechsel Oelsners imd VarnhagenK. Stuttgart 1825. Band II, 2. 27^.

— ^ — — ^
^
^
> ./ ^ ^ ^ M >
^ ^ > > ^ ^ >
2 |
^ ^ ^ " >
?',

j)aul tvallot und das Reichstagshaus.

von
Georg Vich.
— Veilin. —

! in gewaltiger Bau ist vor dein Brandenburger Thore und angesichts der Siegessäule am Königsplatze in Verlin emporgewachsen — das Haus des deutschen Reichstages. Aus der wohlgegliederten Steininasse mit ihren reich geschmückten Portalen und vierseitigen, säulengezierten Eckthürmen hebt sich goldschimmernd ein in Kupfer, Eisen und Glas ausgeführtes Oberlicht mit steil gebogenen Eckgräten empor, und über demselben ragt in die klare Luft, leuchtend im Glänze der Vergoldung, eine reich geschmückte Laterne, deren Spitze ausmachst in des Reiches Kaiserkrone. Aus erhabener Höhe grüßt das kostbare Symbol der Reichsgewalt als eine Mahnung herab, die in Sturm und Sieg errungene Einheit als das sicherste Fndament nationaler Wohlfahrt dauernd zu wahren.

Große Ideen, um deren Durchführung Völker begeistert gerungen, finden ihren sichtbaren Ausdruck in Stein und Erz. Der stolzen Freude über das Erreichte und dem gesteigerten Kraftbewußtsein entwachsen die Monumente daß sie Zeugniß ablegen von dein Geschehenen und die Erinnerung an dasselbe bis in die fernste Zeit lebendig erhalten. Daß der alte Hader schwinde und durch die Wiedervereinigung der getrennten Theile ein starkes Reich erstehet, in dessen weitem Nahmen die Kräfte aller Stammesgenossen sich gedeihlich entwickeln und gegenseitig fördern können, ist der Gedanke gewesen der die deutschen Herzen seit Jahrhunderten auf's Tiefste bewegt hat. Die Verwirklichung jenes Gedankens wies der Kunst die Aufgabe zu, den Empfindungen der Nation über das Errungene idealen Ausdruck zu verleihen.

Ich Georg Vuß in Berlin.

Die Architektur, mag sie auch dein praktischen Bedürfnis dienen, ist des idealen Ausdruckes nicht minder fähig wie Malerei und Plastik, und sie findet gerade in solchen großen Wandlungen, welche sich im Leben des Volkes vollziehen, die frische Quelle, aus der lebendig die Kraft quillt, ihre den, Bedürfnis bestimmten Bauwerke charaktervoll zu gestalten und zu erklären.

So ist das Haus des deutschen Reichstages machtvoll und monumental emporgewachsen zu einer glänzenden Verkörperung des Reichsgedankens.

In QßC688llrii8 nnit»8, in rsligni8 lidsrtll», in ouinidn8 caritnL!

heißt es, und der Meister des Baues ist davon durchdrungen gewesen. Wie das Reich gestaltet ist als ein organisches Wesen, in welchem jedes Glied besonders lebt und doch alle für das Ganze und im Ganzen leben, so auch der Bau: unter der funkelnden Kaiserkrone liegt er da als ein großartiger geschlossener Organismus, in welchem jedes Glied einzeln zur Wirkung gelangt und gleichwohl sich dem Ganzen fügt. Jetzt, da fast alle Gerüste von seinen langgestreckten Fronten gesunken sind, ziemt es sich wohl, auch des Künstlers, der ihn geschaffen, eingehender zu gedenken.

An der Südwest-Ecke des Reichstagsgebäudes erhebt sich ein kleines rothes Ziegelhaus, dessen breite und hohe Fenster seine Bestimmung zu Atelierzwecken genügend kennzeichnen. Hier regen sich die schassenden Kräfte zu dem gemaltigen Werk, welches seiner Vollendung entgegengeht. Dort im ersten Stockwerk befindet sich Paul Wallot's Arbeitsstätte. Wenige Stufen führen aus dem Vorzimmer zu ihr'hinauf, die Thüre öffnet sich, und der weite, lichtdurchströmte Raum liegt vor dem Besucher.

Es ist in unseren Tagen Mode geworden, die Ateliers mit einem großen Aufwände von textilen Mitteln, angeblichen Alterthümern und sonstigen decorativ wirkenden Dingen effectvoll und malerisch zu schmücken, daß es Eindruck mache auf den Laien und ihm eine hohe Meinung beibringe von des Künstlers genialischem Wesen. Aber nichts von alledem an dieser Stätte — ein ernster, einfacher Zug geht hindurch, und nichts ist zu merken von irgend welcher Absicht, zu imponiren. Staffeleien mit Front- und Innenansichten, Grundrissen und Querschnitten des Reichstagshauses, verschiedene Modelle und sigurale Gipsabgüsse, unter ihnen jener der ewig schönen Mimischen Venus, Ansichten des Pantheon und der Akropolis, etliche Holzschnitte des Nethel'schen Todtentanzes überfliegt das Auge, um sich dann dem am Zeichentisch beschäftigten Meister zuzuwenden.

Im ersten Augenblicke mag man überrascht sein, hatte doch die Phantasie von der Größe des Baues etwas auf die Gestalt seines Baumeisters übertragen: sie schuf sich dieselbe imposant und bedeutend, und nun steht sie da, kaum mittelgroß, schlicht, freundlich und in recht bequemer Tracht, die etwas vom Künstlerschnitt an sich hat. Aber ein fesselnder Kopf ist es, mit ausdrucksvollen Zügen und feurigen Blick. Man merkt dem Ausdruck dieses Antlitzes an, daß er der Widerspiegel von Gedanken ist, die sich gern und

Paul Wallot und das ReichstazshaAs -^?-.... .. ^NI,,

oft in idealen Regionen bewegen. Die ganze Erscheinung, so ungemein sympathisch, gewinnt noch im Feuer der Rede. Das lebhaftes Temperament des Rheinländers äußert sich, denn leichte Gesten begleiten die lebendig gesprochenen Darlegungen. Leise klingen die Worte an den oberrheinischen, insbesondere den Frankfurter Dialekt an, der so liebenswürdig und zutraulich erscheint. Mit Vergnügen folgt man den geistvollen Ausführungen des Künstlers, dessen Augen aus den blauen Wolken der langen Holländer, die er mit Behagen pafft. Blitze zu senden scheinen.

Das Gespräch bewegt sich auf dem Gebiete der Kunst, und was mit Worten nicht in genügender Klarheit ausgedrückt werden kann, wird schnell mit dem Stift in wenigen Linien scharf und klar skizzirt. Es wird über Schinkel und seine Schule geredet und bei aller Anerkennung der Verdienste derselben gleichwohl hervorgehoben, daß ihre Bauten nicht folgerichtig aus dem Aedürfniß entwickelt, sondern unter die Eigenart der hellenischen Bauweise gebeugt sind; es wird Klenze's und seiner Monumentalbauten, an welchen die Kunst der Massengliederung und die Großartigkeit der Binnenraumanlagen gerühmt werden muß, in aufrichtiger Bewunderung gedacht und das Verdienst des genialen Mannes nm das tiefere Eindringen in die römische und italienische Renaissance-Architektur hervorgehoben; es geht, da unsere Blicke gerade auf die Zeichnung der Nkropolis fallen, das Gespräch auf die antike Polychromie in Architektur und Plastik über, und es wird die übertriebene Vorstellung gewisser Leute von der Buntfarbigkeit der hellenischen Bauten und Bildhauerwerke zurückgewiesen. Aus allen Ausführungen sprechen Geist, tiefe Kenntnisse, klares Urtheil und ein feiner künstlerischer Sinn, welcher nur in der Wahrheit die echte Schönheit findet. Man gewinnt den Künstler und auch den Menschen lieb, und wer ihn verläßt, nimmt das Bild eines Mannes mit hinweg, der, ganz erfüllt von lauterem Streben, sich des Wortes des Dichters bewußt geworden ist:

Nur dem Ernst, dm keine Mühe bleichet.

Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born.

An den Ufern des Rheines sind schon viele große Meister erwachsen

— Poesie, Sage, Geschichte, Kunst und Schönheit der landschaftlichen Scenerie erfüllen dort den Geist mit anderen Vorstellungen, als im nüchternen Norden und Osten unseres Landes. Die Gewaltigkeit der romanischen und gothischen Dome, die Fülle hervorragender mittelalterlicher Kirchenbauten, die malerischen Werke der Profanarchitektur, welche in jeder Stadt und in jedem Städtchen anzutreffen sind, üben auf leicht empfängliche Gemüther einen besonderen Zauber aus. Die Rheinland« haben denn auch Baukünstler stets in Menge hervorgebracht, und wer unter den jetzt schaffenden Berliner Architekten Umschau halt, wird viele finden, deren Wiege an den Ufern unseres gesegneten Stromes gestanden hat.

Paul Wallot's Heimatstadt ist das anmuthige patriarchalische Oppenheim, das so malerisch auf der Höhe am Rhein liegt und überragt wird

.. . . .

Es war ein behäbiges, freundliches Hauswesen, in welchem der Knabe heranwuchs. Sonnig verklärte dasselbe die feinsinnige Mutter, Tochter eines Wlsserbcmmeisters und Schwester eines begabten Münchener Malers, der leider frühzeitig gestorben ist. Wenn die Hausfrau in der Dämmerstunde so prächtig alte Geschichten und Märchen erzählte, lauschten die Knaben und besonders unser sehr empfänglicher Paul sog, wie sich denken läßt, mit vollen Zügen die Poesie des Wunderlandes ein, das die Mutter ihm erschloß.

Für die damalige Zeit war es eine tüchtige Anstalt, wie denn überhaupt die Hebung des Handwerkerstandes durch Unterricht im Zeichnen und in einigen realen Wissenschaften schon zu einer Zeit in Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt als nothwendig erachtet und gefördert wurde, da das Fortbildungsschulwesen in Preußen noch in den Windeln lag. Für die bedeutenden Fortschritte, die der Knabe unter der Anleitung des schlichten, aber kundigen Lehrers machte, ist bezeichnend so ein breit und flott getushtes gothisches Capitell von der Kanzel aus dem Dome zu Ravello, das in den Mappen des Künstlers treu bewahrt wird, und vor allem die bemerkenswerthe Thatsache, daß er für die Katharinenkirche nach den im Gotteshause verstreuten Scherben die Entwürfe und Cartons zu drei Chorfenstern zeichnete welche zur Ausführung gelaugten und heute noch in feuriger Farbenprach, unter deu Strahlen der Sonne erglänzen. Für einen Fünfzehnjährigen waren es Leiftungeu, welche zu hohen Erwartungen für die Zukunft berechtigten. Die Nothwendigkeit einer weiteren Ausbildung brachte dem angehenden Mugling den ersten bitteren Schinerz, die Trennung vom Vaterhause — es ward beschlossen, daß er die Realschule in Darmstadt besuchen sollte. Aus dem traulichen Städtchen ging es, nach des Knaben Begriffen, in die Großstadt. Auf seine ganze Entwicklung übte der Darmstädter Unterricht den förderndsten Einfluß aus. Nach einem einjährigen Besuche der Realschule

Paul Wallot und das Reichstagshaus, <05

gewährte ihm besonders die später zum Polytechnikum erweiterte Gewerbeschule, auf welche er übersiedelt war, wesentlichen Nutzen. Unter der trefflichen Leitung des damaligen Directors Kulp erzielte man an der Anstalt vorzügliche Erfolge. Neben der Mathematik wurde dein Zeichenunterrichte, welchen der erfahrene August Lukas ertheilte, für die Ausbildung der Schüler eine sehr erhebliche Bedeutung beigemessen.

In Hinblick auf solchen Einfluß und bei der ausgesprochenen Neigung des Jünglings für die Kunst ist es denn auch begreiflich, daß er sich mehr und mehr mit dem Gedanken vertraut machte, in die Gilde des hl. Lukas zu treten und sein Leben der Malerei zu widmen. Mit einem wahren Feuereifer wurde skizzirt und aquarellirt — das Skizzenbuch war auf allen Ausflügen und bei allen Ferienbesuchen im schönen Heimatstädtchen der getreueste Begleiter. Landschaften, Burgen, Kirchen, Ornamente, bemerkenswerthes Geräth aus alter Zeit, Holzschnitzereien, Glasgemälde wurden mit sicheren und charakteristischen Strichen hingeworfen. Vor allem aber trat ein unleugbares Talent hervor, fesselnde Typen mit treffende!» Ausdruck der Physiognomie wiederzugeben. Wer des Künstlers Skizzenbücher aus damaliger Zeit durchblättern darf, wird erstaunt sein über die Frische der Auffassung, die Schärfe der Darstellung und das malerische Empfinden, welche ihm aus dieser Fülle der Jugendleistungen entgegenleuchten. Die ganze Gevatterschaft, verschiedene Eigenportraits, köstliche und humorvolle Typen aus Stadt und Land erscheinen in diesen Blättern. Eine besondere Verehrung ist dem Herrn Weinschütz, dem ehrsamem, mit der todbringenden Büchse bewaffneten Wächter der Weinberge, welcher vor der Traubenreife das minder einträgliche Geschäft eines Flickschusters oder Schneiders betrieb, entgegengebracht. Hoffentlich werden sich in der Folgezeit diese Mappen weiteren Kreisen öffnen und ihnen frohen Genuß gewähren.

Als der Achtzehnjährige seine Studien ans der Gewerbefchule beendete, trat die endgiltige Wahl des Berufes an ihn heran. Einen harten Kampf mag es ihm gekostet haben, den» Wunsche, Maler zu werden, zu entsagen und nach dem Rathe des Vaters die Architektenlaufbahn zu ergreifen. Aber die anfängliche Bedrückung wandelte sich allmählich in Lust und Liebe zu den, gewählten Berufe um.

Es war im Jahre 1859, als Wallot das Polytechnikum in Hannover bezog. Die Wahl dieses Studienortes ist begreiflich, denn der Nuf Karmarsch's, des berühmten Technologen, welcher damals Director der Hochschule war, lockte ebenso sehr wie die rein künstlerischen Bestrebungen, welche während der Folgezeit in der Hannover'schen Architektenschule, die, getreu den Manen Ungewitter's, die Pflege der deutschen Gothik und das schöne Ausprägen der Confruction im Bauwerke bei Verwendung echten Materials auf ihr Panier geschrieben hat, zum vollgiltigen Ausdruck gekommen sind. Luer hatte zu sener Zeit den Lehrstuhl für Gothik inne; er fand in dem jungen Wallot einen eifrigen Schüler. Wie zu den gothischen Studien und der Beschäftigung

jNH Georg Vuß in Veilin,
nilit der Bauconstruction, die von Debo gelehrt wurde, zog es de» jungen
Akademiker auch zur Mathematik hin, deren Lehrer Francke war. Die strenge
Folgerichtigkeit dieser exakten Wissenschaft erschien dem Jüngling tief verwandt
dem architektonischen Aufbau, und zudem gestand er sich, daß es für den
Architekten mit dem Zeichnen allein nicht gethan ist. Während seines ganzen
Studiums haben ihn denn auch Mathematik und Statik in hervorragender
Weise beschäftigt.

Der Aufenthalt in Hannover, wo übrigens Hase schon längst eine er-
folgreiche Thätigkeit nach der Richtung der mittelalterlichen Architektur ent-
wickelt hatte, dauerte nur ein Jahr — es zog Wallot weiter nach Berlin.
Die Mehrheit der Berliner Baukünstler folgte noch den Traditionen der
Schinkel'schen Schule, zumal sie in Bötticher's ausführlicher und systematischer
Darlegung der architektonischen Formensprache der Hellenen die wissenschaft-
liche Grundlage für ihre Thätigkeit gefunden hatte. Andere waren jenem
strengen Classicismus nicht geneigt und verspürten Nenaissancegelüste, die
denn auch in der Profanarchitektur besonders durch französische Motive be-
friedigt wurden. Die Berliner Bauakademie hat zu jener Zeit unter dem
Uebergewicht der hellenischen Richtung eine gemisse Einseitigkeit gezeigt, welche
vielleicht künstlerisch veranlagten Naturen, die freiere Regungen verspürten, nicht
zugesagt hat. Gleichwohl müssen die Vorzüge ihrer strengen Schulung aner-
kannt werden.

Wenn Wallot bereits nach einen, Semester Berlin verließ, so lag der
Grund denn auch keineswegs in jener Richtung der Akademie, der er noch
jetzt in Dankbarkeit gedenkt, sondern in der Absicht, an der Universität zu
Gießen das Facultätsexamen, den ersten Theil des Staatsexamens und Vor«
bedingung zum Eintritt in das großherzoglich-hessische StaatZbaufach, abzu-
legen. Die Technische Hochschule in Darmstadt bestand damals noch nicht,
und so war denn mit der Gießener Universität ein Lehrstuhl für die Bau-
kunst verbunden, welchen zu jener Zeit von Nitgen inne hatte. Berücksichtigt
man, daß die Privat-Architekten damals noch in enge Bande geschnürt waren,
und daß sich ihnen keine Gelegenheit zur vollen Entfaltung ihrer künstlerischen
Kraft bot, so erscheint der Wunsch des jungen Akademikers nach einem Amte
im Staatsbauwesen oder zum mindestens nach einem legitimirenden Zeugniß
über ein bestandenes Examen sehr natürlich. Von Nitgen hatte mit der Restauration
der Wartburg, seinem bedeutendsten Lebenswerk, schon längst begonnen, aber
das Versenken in den mittelalterlichen Burgenstil hatte ihm die Verehrung
für Bötticher's „Tektonik der Hellenen" nicht geraubt, und so trug der Lehrer
seinen Schulen: fleißig aus diesem Buche vor.

Der Erfolg der Prüfung war für Wallot, nachdem er sich ein Jahr
zum Examen vorbereitet, ein guter — seinem Eintritt in den Dienst seines
engeren Vaterlandes stand nichts mehr im Wege. Ueber die Thätigkeit
welche er nunmehr in seiner neuen Würde zu entwickeln hatte, läßt sich nicht
viel berichten — sie bestand im Protokollführen bei Sitzungen, in der Her-

Paul Wallot und das Reichstagsgebäude, I.05

stellung zeichnerischer Arbeiten und in der Leitung auf der Baustelle. Vornehmlich hat ihn der Neubau eines Rath- und Spritzenhauses in Fränkisch-Grumbach beschäftigt. Wenn der gebotene Wirkungskreis auch ein angemessener war und sogar Gelegenheit bot, recht nützliche Erfahrungen zu sammeln, so drängte es doch den jungen Beamten zu einer weiteren Vertiefung seines künstlerischen Könnens und zu größeren Aufgaben. Dieser Drang war mächtiger als die Vortheile, welche eine Beamtenlaufbahn bot. Es reifte denn auch der Entschluß, die neue Thätigkeit aufzugeben und nochmals nach Berlin zu ziehen.

Nachdem Wallot ein Jahr im großherzoglich-hessischen Dienst gearbeitet, finden wir ihn im Jahre 1865 wieder in der preußischen Hauptstadt. Hier wird zunächst noch ein Semester fleißig auf der Bauakademie gearbeitet, um dann in die praktische Atelierthätigkeit einzutreten — es erschließt sich ihm das Atelier von Martin Gropius. Und nun beginnt die Künstlerlaufbahn.

Gropius war ein strenger Classicist, der zu Bötticher in innigen Beziehungen stand, eine fein empfindende Natur, deren Einfluß auf junge Fachgenossen um so nachhaltiger war, als sie ihre Lehren und Mahnungen stets in der liebenswürdigsten und wohlwollendsten Weise gab. In des Meisters Atelier ließ sich etwas lernen, zumal sich schon zu jener Zeit die Baulust in Berlin zu heben begann und auswärtige Aufträge nicht ausblieben. Die Anstrengungen Gropius' zur Hebung des Ziegelbaues, zur Einführung der Farbe in die Architektur und seine Bedeutung als Ornamentiker sind allgemein bekannt und gewürdigt worden. Ein in der Entwicklung begriffener Künstler konnte unter einem solchen Führer, mochte er auch gerade nicht erfindungsreich sein, nur eine nachhaltige Förderung erfahren.

Das Streben, zur Höhe der Kunst hinauszudringen, verleiht jungen Leuten eine große Beweglichkeit und Lust zur Veränderung. So sehen wir auch Wallot nach einiger Zeit das Atelier Gropius' mit jenem von Richard Lucae vertauschen und sich hier den freieren Renaissancebildungen dieses schönheitsdurstigen Meisters, der mit ihnen den praktischen Bedürfnissen der modernen Zeit bestens entgegenkam, mit regem Eifer zuwenden. Dann tritt er in das Atelier Hitzig's ein. Das große Hauptwerk dieses Mannes, die in ernsten Renaissanceformen gehaltene Berliner Börse, stand schon vollendet da. Eine Fülle anderer bedeutender Aufträge war gefolgt, und der junge Wallot fand hinreichende Gelegenheit, sich fortzubilden. Seine hervorragende Befähigung im Zeichnen und Aquarelliren veranlaßte, daß er vorzugsweise zur Ausführung perspektivischer Ansichten von Concert- und Theatersälen und zur Mitarbeiterschaft an dem schönen Palazzo Kronenberg für Warschau herangezogen wurde.

Aber wieder regte sich in ihm der Drang nach Veränderung — Italien lockt ihn, und im Jahre 1867 macht er sich auf, um endlich das Wunderland und dessen Kunst zu schauen. Der Künstler, der im Hinblick auf seine Herkunft und sein erstes Studium in Hannover prädestinirt schien.

I<16 — Georg Vuß in Verli,,, ^—

ein Verfechter mittelalterlicher Baukunst zu werden, erkennt nunmehr, das; sein Herz der italienischen Renaissance schlägt; und doch hat ihn diese Erkenntnis; in der Folgezeit nicht verhindert, auch in die Kunst des Mittelalters tief hineinzubringen und derselben eine Befruchtung der Gedanken zu entnehmen.

Nach einem längeren Aufenthalte in Oberitalien läßt sich Wallot im Jahre 1869 als selbständiger Architekt in Frankfurt a. M. nieder. Er hat sich ein freundliches Hauswesen gegründet und entfaltet unter den günstigen Verhältnissen, welche die politischen Wandlungen geschaffen, in der schönen Mainstadt eine ausgebreitete Bauthätigkeit. Nach dem deutsch-französischen Kriege wächst diese Arbeit mehr und mehr. Wie überall im deutschen Reiche, so nimmt auch in Frankfurt die Lust an baulicher Verschönerung, an großartigen Anlagen, an der Pflege von Kunst und Kunstgewerbe in bedeutendem Maße zu. Ein neues, frisches und frohes Leben, ein wahrhaft begeistertes Streben beginnt, und die Renaissance feiert Triumphe. Zahlreiche Wettbewerbe werden ausgeschrieben, und unser Künstler ist nicht derjenige, welcher sich scheut, mit anderen Fachgenossen seine Kraft zu messen — er tritt frisch auf den Plan und erringt Erfolge, wie sie wenigen Meistern beschieden sind. Bei dem Wettbewerb um das Niederwalddenkmal wird er mit einigen anderen Künstlern zu einer engeren Concurrenz herangezogen, aus der aber Schilling als Sieger hervorgeht. In Dresden gewinnt er im Jahre 1874 den ersten Preis für seinen Entwurf zu einer Friedhofsanlage an der Kreuzkirche. Dann folgt ein zweiter Preis für den großartigen Entwurf zur Bahnhofsanlage in Frankfurt a. M. und ein solcher für den Entwurf zur Stephaniensbrücke in Wien. Die Höhe des Erfolges aber bildet der erste Preis für seine meisterliche Arbeit zum Hause des deutschen Reichstages. Er siedelt im Jahre 1882 nach Berlin über, um hier den gewaltigen Bau zu errichten, der nunmehr äußerlich fast vollendet ist und hehr und großartig dasteht.

Dieses in kurzen Zügen geschilderte Schaffen wurde mehrfach unterbrochen von Reisen nach Italien. Gegenstand der Studien waren dort besonders die Werke des Bramante und vornehmlich des Palladio in Verona und Vicenza. Es ist der treffliche Bluntschli gewesen, welcher Wallot auf jene beiden genialen Meister der Palastarchitektur hingewiesen hat. Mit dem gleichaltrigen Fachgenossen, der vom höchsten Streben erfüllt war und sich als echte Künstlernatur zu erkennen gab, hatte sich bald in Frankfurt ein freundlicher und anregender Verkehr entsponnen. Fruchtbare Gedanken wurden angeregt und in so manchen Gesprächen über die architektonische Ausdrucksweise der großen Theoretiker, eines Vignola, Serlio, Palladio und Scamozzi, geredet. Da war es Bluntschli, welcher ihm die Augen für die Eigenart und die Größe des Palladio erschloß. Als unser Künstler wiederum seine Schritte Italien zulenkte, geschah es in der Absicht, dem gegebenen Winke zu folgen und Palladios Paläste zu ergründen. Was der faulen- und

Paul Wallot und das ReichstagsKaus. ^l)?

hallenreiche Palazzo Chiericati und die anderen Paläste des großen Meisters von Vicenza dem Auge des nordischen Mannes geboten, hat reiche Frucht getragen — die meisterliche Naumbildung, sowohl des Grundrisses, als des Aufrisses, welche sich in der Gliederung und Vertheilung der Massen und im Zusammenfassen derselben zu einer einheitlichen und großartigen Gesamtwirkung zu erkennen giebt, sowie die Sicherheit und Originalität, die einzelnen Glieder für jeden Fall neu und anders zu gestalten: die mit diesen Worten von Vurckhardt treffend gekennzeichnete Kunst des Palladio ist es auch, welche an dem deutschen Reichstags Hause zum Ausdruck gelangt. Wer sich in den stolzen Vau vertieft, empfindet, daß ihn ein Künstler geschaffen, der das Geheimniß des großen Italieners erforscht, an dem Erforschten erstarkt ist und mit eigener Meisterschaft unter strenger Berücksichtigung des modernen Bedürfnisses und Empfindens weiter gebildet hat, auf daß sein Werk die monumentale Macht und Größe gewinne, wie jene des Altmeisters, und als ein die wiedergewonnene Einheit feierndes „hohes Lied in Stein" dastehe. Es dürfte überflüssig sein, auf die Vorgeschichte des Baues, die allgemein bekannt ist, zurückzugehen. Man weiß, daß der Künstler seinen ersten Entwurf mehrfach umarbeiten mußte. Ursprünglich waren die Haupträume in das Obergeschoß gelegt und neben der West-Ost-Achse, die vom Königsplatze zur Sommerstraße führt, auch die Querachse ausgebildet worden. In den folgenden Bearbeitungen wurde das hohe Erdgeschoß zum Hauptgeschoß umgewandelt, die Durchführung der Querachse aufgegeben, die vier symmetrisch angelegten Höfe zu zwei größeren zusammengezogen und endlich nach verschiedenen Aenderungen ein über dem großen Sitzungssaale, dem Kern des Gebäudes, projectirter hoher Kuppelaufbau zu geringerer Höhe herabgemindert und zu einem Oberlicht ausgebildet. Aus dieser Wandlung des ersten Entwurfes ist der Vau hervorgegangen, wie er sich nun darbietet. Die Größenverhältnisse spielen bei einem Gebäude eine der wesentlichsten Rollen. Eine Fläche von rund 11638 Quadratmetern ist bebaut worden. Die Länge mißt 131,80 m und die Breite 88,30 m. Vier Thürme von vierseitiger Gestalt steigen an den Ecken des in Sandstein ausgeführten Baues hoch über die Attika empor, um in Gegenwirkung zu treten zu dem aus der Mitte sich erhebenden tuppelartig in Eisen ausgebildeten Oberlicht, welches ein reizvoll ausgebildetes Thürmchen, die sogenannte Laterne trägt. Jeder der vier Frontseiten ist ein Portal eingefügt. Portale und Eckthürme, diese auf jeder der beiden sichtbaren Seiten mit zwei vortretenden gewaltigen Säulen, haben reichen Schmuck an Ornament und Figuren erhalten, während die zwischen ihnen eingefügten Frontflächen einfacher behandelt und durch Pilaster, am Königsplatze aber durch Halbsäulen gegliedert sind. Nach dem Königsplatze wendet sich eben die Hauptfront. Ihr gegenüberstehend, wird man, sofern einige noch vorhandene Gerüste gefallen sind, einen besonders großartigen Eindruck gewinnen. Dort an den beiden Enden der lang gestreckten Fassade die hochragenden Thürme, an den Ecken über der Attika gekrönt von

I.08 Georg V»ß in Berlin.

prächtigen Gruppen knabenhafter Genien, welche im Triumph die Kaiserkrone in die Luft recken. Hier in der Mitte, über der großen Freitreppe und Auf-fahrt, in festlicher Pracht die gegiebelte Säulenvorhalle des Hauptportals, über welcher sich mehr nach rückwärts auf hohem Unterbau die von Reinhold Vegas modellirte und von Seitz in München in Kupfer getriebene Idealgruppe einer hoch zu Roß sitzenden Germania und zweier Geniengestalten erheben wird, während im Hintergrunde goldschimmernd die Kuppel mit dem säulengeschmückten Thürmchen emporragt, dieses des Reiches Kleinod, die goldene Kaiserkrone tragend. Monumentale Wirkung, gepaart mit edler Schönheit und maßvollem Reichthum, wird von diesem Gesamtbilde ausgehen.

Der als Oberlicht gestalteten Kuppel wendet sich selbstverständlich eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu. Es mußte gefahrvoll erscheinen, bei einem solchen Monumentalbau das Eisen in einer solchen Ausdehnung zu beherrschen-der Stelle zu verwenden.

Eisen und Stein, beide so verschieden in dem Verhältnis? ihres Quer-schnittes zur Festigkeit, zu einer monumental wirkenden Einheit zu verbinden, ist so schwierig, daß Semper wohl zu entschuldigen ist, wenn er in einem vor Jahren erschienenen Aufsätze „Ueber Wintergärten“ etwas skeptisch über eine glückliche Lösung urtheilt. Inzwischen sind in der Ausbildung und An-wendung der Eisenconstructions Fortschritte gemacht worden, welche jenen Skepticismus nicht mehr zutreffend erscheinen lassen. Nichtsdestoweniger zeugt Wallot's Vorgehen von bewundernswerther Kühnheit, und zwar um so mehr als er, getreu dem Grundsatz, daß bei Schöpfungen der Architektur das Aeußere ihres inneren Wesens Spiegel sein soll, die Kuppel scharf und klar als Oberlicht gekennzeichnet hat. Es bildet diese meisterliche Lösung, den Mittelaufbau in getreuer Ausprägung seines wahren Wesens und seiner Be-stimmung in die Monumentalwirkung des Baues als berechtigten und schönen Theil eingefügt zu haben, eine der hervorragenden Leistungen moderner Architektur. Wird hier und da vielleicht bedauert, daß nicht der früher ge-plante Kuppelaufbau ohne Oberlicht zur Ausführung gekommen ist, weil der-selbe großartiger gewirkt habe, so läßt sich dieses Bedauern kaum theilen, denn es kann und darf nicht Aufgabe der Architektur sein, das Zweckmäßige zu Gunsten des Decorativ-Zweckmäßigen hinten anzusetzen.

Dringt man tiefer in die siguralen und ornamentalen Details des Baues ein, so wird zu bewundern sein, wie feinsinnig und originell Alles gestaltet und zu der Bestimmung des Baues in Beziehung gesetzt ist. Wird es den Meistern der siguralen Plastik auch leicht, abstmcte Gedanken concret auszu-drücken, so ist es um so schwieriger, die Ornamentik, sofern sie nicht in-different sein soll, zu durchgeistigen, ihr eine Bedeutung zu verleihen, welche klar verstanden wird, und sie gleichsam zu einem sprechenden Glieds zu machen. Auch in dieser Beziehung hat Wallot eine seltene Meisterschaft bewiesen. Was da schmückt, erzählt von Kaiser und Reich, von der Einigung der deutschen Stämme, von unseren Strömen, unseren Landgebieten, unserem

Paul Wallot und das Reichstagshaus. I,U9

Schassen auf hervorragenden Gebieten menschlicher Thätigkeit und von unserer Pflege idealer Güter. In dem Figureschmuck, welche Künstlerhände geschaffen, klingen diese Schilderungen gleichsam in vollen Accorden aus. Aus sprudelnder Erfindungskraft und echtem Schönheitsgefühl ist diese Ornamentik geboren; sie ist originell durch und durch; sie fügt sich, wohl berechnet in Bezug auf Licht- und Schattenwirkung, ohne Anmaßung den Fronten ein. Wenn von Seiten kundiger Männer der Heraldik getadelt wird, daß die Wappen und Kronen, welche als Schlußsteine den Fenstern der beiden Seitenfronten und jenen der Front an der Sommerstraße eingefügt sind, nicht richtig sind, so mag daran erinnert werden, daß die Aufgabe der Kunst nicht darin besteht, nach einem überlieferten Formencanon zu schaffen, um unabwendbarer Erstarrung zu verfallen, sondern daß sie frisch und lebendig im geklärten Geiste ihrer Zeit weiter zu schaffen und zu bilden hat. In dieser Auffassung hat bisher auch der Künstler sein gewaltiges Werk bis zum kleinsten Detail durchgebildet, und darum wird dasselbe auch, soweit nicht menschliche Voraussicht täuscht, auf lange Zeit hinaus fruchtbare und belebende Anregung den Jüngern der Architektur und der verwandten Künste bieten.

Ueber den Figureschmuck an den Fronten ließe sich in weiterem Rahmen Vieles mittheilen, so aber mögen nur kurze Hinweise genügen. Jeden Thurm zieren vier Figuren, welche in stolzer Höhe über dem Gebäck der Säulen stehen und die Kräfte versinnbildlichen, auf welche sich ein wohlgeordnetes Reich gründet. An dem einen Thurm sind die Aeußerungen der ausübenden Staatsgewalt: die Wehrkraft zu Wasser, jene zu Lande, die Rechtspflege und die Staatskunst, an dem zweiten die ethischen Elemente der Volksbildung: Unterricht, Erziehung, Kunst und Literatur, an dem dritten die Gewerbe der Volksernährung: Ackerbau, Viehzucht, Bier und Wein, und an dem vierten Handel und Industrie: Großindustrie und Handel nebst Schifffahrt, Elektrizität und Kleinhausindustrie, verkörpert. Schöpfer dieser Colossalwerke sind die Bildhauer Maison, Prof. Volz, Schierholz, Behrens, Prof. Lessing, Diez, Prof. Eberlein und Eberle. Schon aus dieser Namensübersicht ist ersichtlich, wie man aus dem Norden und dem Süden des Reiches die künstlerischen Kräfte zum würdigen Schmuck des Baues herbeigeht hat. Im Giebfelde des Portal-Ausbaues am Königsplatze wird eine sehr signenreiche Composition von Prof. Schaper Platz finden. Sie zeigt in der Mitte das Wappenschild mit dem deutschen Reichsadler, dieser flankirt von den heroischen Gestalten eines Preußen und Bayern, denen sich ideale Gruppen als Vertreterinnen der Kunst und Wissenschaften, des Handels und der Industrie anschließen. Oben in beherrschender Höhe, wird, wie schon erwähnt, die Negas'sche Kolossalgruppe mit der hoch zu Roß einherreitenden Germania und den begleitenden Genien einen hoch idealen Abschluß bilden. In der Halle selbst werden an den Rückwänden zwischen jedem der äußersten Säulenpaare die nach Wallot's Zeichnungen von Prof. Lessing modellirten

^n Paul willlot und das Reich5tagshau5,

hochanstrebenden Reliefs, welche unsere beiden Grenzströme, den Rhein und die Weichsel, allegorisiren, eingefügt. Diese Allegorisirung unserer vaterländischen Flüsse und Ströme findet ihre Fortsetzung in den »nächtigen Schlußsteinen der Bogenfenster des Hauptgeschosses, und zwar in ausdrucksvollen Köpfen mit charakteristischem Beiwerk — Schöpfungen des Prof. Wiedemann in Frankfurt am Main. Weist man noch auf den reichen Schmuck des Mittelbaues in der Langfront an der Sommerstraße und der Portale an den Seitenfronten hin, wo in jedem Giebelfelde der deutsche Adler seine Fittige ausbreitet, während oben über dem Hauptgesims auf hoch ragenden Postamenten zwei schlangenvernichtende Adler schweben, so läßt sich einigermaßen eine Vorstellung von der Bedeutung und dem Umfange der an den Fronten des Baues entwickelten künstlerischen Arbeit gewinnen.

Die Ausstattung des Innern ist vom Künstler nicht minder schön geplant. Nicht mit einem Uebermaße von Mitteln soll ein übertriebener Reichthum an effektvollen Decorationsstücken geschaffen werden, wohl aber soll Alles der Würde und der Größe des Reiches entsprechen und in echtem Material hergestellt werden. Sparsamkeit in der Gewährung der nothwendigen Mittel wäre sicherlich eine Versündigung gegen die Kunst und die nationale Wohlfahrt, denn es pflegt sich aus der würdigen Lösung solcher Aufgaben ein befruchtender Segen auf Kunst und Handwerk zu ergießen. Wenn Frankreich auf den einschließlichen Gebieten sich einer hohen Blüthe rühmen kann, so verdankt es dieselbe nicht zum geringsten dem richtigen Ermessen seiner Herrscher und Staatsmänner, welche die Aufführungen großer Monumentalbauten als das nothwendige Uebungsfeld für die Jünger der Kunst und des Kunsthandwerkes betrachteten. Mögen nach diesen Gesichtspunkten auch diejenigen Mittel freigiebig gewährt werden, welche erforderlich sind, um die Räume, insbesondere die Eingangshallen, die Vorsäle für den Reichstags-Vorstand und Bundesrat!), die große Wandelhalle und das Herz des Baues, den Sitzungssaal, in einer Weise zu schmücken, daß ihre Wirkung dem herzerhebenden und großartigen Eindruck, welchen das Aeuhere des Baues hervorruft, entspricht. In die Jahrhunderte wird dieser Bau hineinragen als ein Monument, das an eine große Zeit gemahnt. Mag er, wie es seines großen Baumeisters heißer Wille ist, auch dastehen als ein glänzendes Zeugniß, daß diese Zeit groß und vornehm in Sachen der Kunst dachte.

seidgenossen.
von
Friedrich Spielhagen.
— Veilin. —

I.
^Hir wollte stets das^herz von neuem bluten,
wann ich ihn las, des weltumseglers 3ang
In der Terzinen feierlichem Alang
Von jenem Felsen in des Meeres Fluchen,
Umlodert von der Trope Feuergluthen,
Auf dessen schroffem, gastfeindlichen Hang
Nur, wenn des Wegs Unendlichkeit sie zwang,
Der lüftesegler Schwärme willig ruhten,
Vis jener Zufall, den ihr Schicksal nennt,
Sich einen Nlenschensohn hat auserkoren
Im ziellos hingegoss'nen Strom der Zeit:
wo jedes zähste Gras und Moos verbrennt,
Sollst du erdulden, hilflos, weltverloren,
Das Martyrthum vollkommner Einsamkeit!
Noib und «!ld. I^IV, 190

^2 Friedrich Spielhagen in Verlin.

II.
Iind schaudernd fragt man: wie hast du ertragen.
Du armer Mann, des Taifuns wilde U?uth,
Des Regens Aalte und der Sonne Gluth,
Des Durstes Vrand, des Hungers grimmes Nagen?
Vei deines nackten leibes Höllenplagen
Nichts zur Gesellschaft als der Möwen Vrut,
Die aus der steilen Alippen sichrer Hut
Mit gellem lachen höhnten deine Alagen?
O, schlimmer Graus! O, namenlose f)ein!
Und ach! du Unglücksel'ger, nimmer wieder
sollst du dich mischen in der Freunde 5chaar,
wie einstmals, als im duft'gen Myrtenhain
5o hell zur kaute tönten eure lieber,
Und droben stand der Vollmond leuchtend klar.

III.
9u hast gelernt entbehren, dulden, schweigen.
Nun aber strahlt dir durch die finstre Nacht
Der Glanz der Augen, die so hold gelacht,
Als ihr zum ersten Mal beim Alang der Geigen
«Luch schwänget in dem wechselvollen Reigen,
Und euch ergriff der liebe heil'ge Macht.
Und sie ward dein. Die göttergleiche Fracht
Des schlanken leibes gab sie dir zu eigen
Und ihre süße Zeele in den Auf.
Und niemals, niemals wieder sollst du trinken
Nur einen Tropfen dieser sel'gen Tust;
Mag auch die Tonne tausendmal den lauf
Veginnen und zum glühen Osten sinken, —
Nie wieder sollst du ruh'n an ihrer Vrust!

leidgenossen. I. ^3

IV.

Aas ist der schärfste Dorn in deiner Arone,
Er dringt dir durch das Hirn in's tiefste Herz. —
Nun denn! und diesen allerarimmsten Schmerz,
Du theilst ihn doch mit manchem Lrdensohne,
Dem d'rum, wie dir, das Leben ward zur Frohne;
Und seine Lippe kennt nicht mehr den Scherz;
Die scheuen Vlicke irren niederwärts,
Und jede Sonne hebt sich ihm zum Hohne.
Und steht verlassen in des Marktes Drang,
Der ihn umrauscht mit feinem wirren Tosen,
wie du in deines Meeres Wüstenei;
Und seine f)ulse klopfen dumpf und bang;
Von jeder Nacht, der langen, schlummerlosen,
wünscht er, wie du, daß sie die letzte sei.

V.

^)ch drücke dir die Hand, mein leidgenosse!
Dir ward und mir dasselbe bittre loos:
Dir auf dem Eiland in des Meeres Schooß,
Mir in dem tausendköpf'gen Menschentrosse;
Du, starrend auf das Spiel der wellenrosse,
Ich in der lebensbrandung wild Getos;
Du auf dem Felsen ohne Gras und Moos,
Ich in des Glückes vielumworb'nen schlösse.
Und gar um «Lines, Freund, beneid' ich dich:
Du darfst, packt dich der Schmerz, laut um sie weinen,
<Ls hört dein Alagelied kein sterblich Ohr;
Der Menge gier'ger Vlick umlauert mich,
Und heiter muß ich einer Welt erscheinen,
Die mir verdämmert in dem Thränenflor.

<^H Friedrich spielhagen i» Verlin.

VI.

lind noch um dies: Als du durch's 2Neer gezogen,
Da kan, der Sturm, der dir dein schiff zerschellt',
Die Woge, die dich ausspie aus der Welt —
Vlind ist der Sturm, und sinnlos sind die wogen.
Als ich ward um mein Herzensglück betrogen, —
Es prangte wolkenlos das Himmelszelt,
In Frieden ruhten Wald und wies' und Feld,
Und durch den Aether Frühlingsvögel flogen —
3a schlich heran der Menschen Aberwitz
Und schnürte mich in seine schnöden Vande,
Entehrte mich zu seiner Satzung Unecht:
Den Ausschlag gebe immer der Vesitz.
Das gelte so durch alle Christenlande;
wer im Vesitze, der sei auch in, Recht!

VII.

Und also, rechtlos denn, sind wir geschieden,
<Ls führt kein schmälster Ofad, mein tieb, zu dir:
wie du auch prangst in deiner Schönheit Zier,
Ich seh dich nimmer-nimmermehr hienieden.
Und ob wir tausend wilde f)läne schmieden,
Sie setzten tausend Wächter dir und mir,
Daß wir nicht fliehen aus des Rechts Revier
Und stören des Besitzes heil'gen Frieden.
Salas y Gomez! O, jetzt weiß ich wohl,
weshalb so tiefes Grausen mich ergriffen,
Crat je vor meinen Geist dein düstres Vild!
Ich sah schon in der Vrandung, dumpf und hohl,
Mein Glückesschiff zerschellen an den Riffen —
Der Alltagstugend mitleidlosem Schild.

Friedrich Spielhagens Gedichte.

von

Paul Lindau.

— Dresden, —

Seit Spielhagens erstem schriftstellerischen Auftreten sind fünfund-
dreißig Jahre verflossen, und jetzt erst kommt er mit einem ersten
Bande Gedichte heraus. Es ist ein Band von bescheidenen Ver-
hältnissen, wie ihn dem Umfange nach jeder rechtschaffene deutsche Wald- und
Wiesendichter alljährlich zum mindesten einmal niühelos zu Stande bringt.
Auf jedes Jahr der schriftstellerischen Thätigkeit Spielhagens kommen wohl
kaum mehr als sieben bis acht Seiten. Unser Dichter gehört also, wie man
sieht, nicht zu den Leuten, bei denen sich eine jede mehr oder minder echte
Empfindung, ja jede verschwommene Regung, jeder zufällige Einfall sogleich
in klingelnde Reime umsetzt. Er bedient sich vielmehr der gebundenen Form
nur dann, wenn ihm zum Ausdruck dessen, was er zu sagen hat, Rhythmus
und Reim geradezu aufgenöthigt werden. So ist er denn in Wahrheit das,
was Goethe im vornehmen Sinne des Wortes den „Gelegenheitsdichter“
nennt. Er beherzigt Geibels Rath: er schweigt, wenn ihm „vom Ueberflusse
tönend nicht die Seele schwillt.“ Giebt er aber seinen Gedanken und Em-
pfindungen die anspruchsvolle Form des Verses, so darf man sich darauf
verlassen, daß er diese Form mit peinlichster künstlerischer Sorgfalt und
Gewissenhaftigkeit pflegt, daß er nicht ruht und rastet, bis er in formaler
Beziehung das Höchste des Erreichbaren erklommen hat.
Formal sind diese Gedichte denn auch ganz meisterlich. Vis auf
wenige Ausnahmen — und auch diese Ausnahmen scheinen zur Bekräftigung
der Regel durchaus beabsichtigt zu sein — stellen sich die Reime in fröhlicher
Zwanglosigkeit dar. Scheinbare Härten und burschikose Nachlässigkeiten in der

^1.6 Paul Iinoau in Viesoen.

Sprache, die i>n erste» Augenblick überraschen mögen, erweisen sich der aufmerksameren und tiefer eindringenden Prüfung als wohlüberlegte Absichtlichkeiten. Spielhagen läßt in seinen Versen niemals fünf gerade sein; und stößt man auf Absonderlichkeiten, die die Verskünstler der strengsten Observanz, die Anhänger Platens und Geibels, als Incorrectheiten ankreiden würden, so wird man, wenn man nur genau hinsieht, gar bald erkennen, wie gerade sie der getreue Ausdruck seiner Eigenart und seines Temperaments sind. Just so, wie er es sagt, will er es gesagt haben, nicht gefeilter, nicht runder, sondern in diesem bestimmten Falle so hart und kantig, wie es dasteht. Im Inhalt weist das kleine Buch eine große Mannigfaltigkeit auf. So wenig ich ein Freund von Classificirungen und Rubricirungen bin, treten hier einzelne Gruppen doch in zu scharfer Absonderung von einander auf, als daß es möglich wäre, sie zu einer allgemeinen Betrachtung zusammenzuziehen. Sie haben eben nur das Eine gemeinsam: die scharf ausgeprägte starke Individualität des Dichters, die überall, auch da, wo sie sich episch verstecken möchte, deutlich hervorspringt.

Mit dem scharfen Auge des Beobachters sieht Spielhagen die Verkehrt-
heiten und Verirrungen unserer Tage, und es reizt ihn, zu diesem und dem
seine kritischen Glossen zu machen und in mehr oder weniger zahmen Xenien
sein Urtheil zu sprechen. Die flotte Satire kommt namentlich in dein
Distichenkranz „?w-äo'8ckol6" zum Ausdruck. Mit vollem Freimuth, den
man heutzutage gern Rücksichtslosigkeit nennt, rückt er denen auf den Leib,
die ihm in ihrem Wesen und Wirken nicht zusagen, selbst wenn sie Romane
dichten, und wenn die so gern angerufene collegialische „Zusammengehörigkeit"
nach weitverbreiteten Auffassungen ein verlogenes Schweigen zur Pflicht
macht. Dem Dichter, der moderne Romane so wirksam in ein ägyptisches
Gewand zu stecken weiß, Georg Ebers, widmet er gelegentlich die Verslein:
Iind so schwimm' ich behaglich im heilig«: Wasser des Nilus,
Nas mit Palästen man stolz »nd Pyramiden umsäumt,
Seit ich mich höflich gewöhnt, ein Röschen zu nennen Uardn
Und den privaten Tocent, der es nicht pflückte, Pcntour.
Die Meister der jugendlichen Ueberhebung läßt er sagen:
Wir sind Naturalisten und baden im kräftigen Urschlamm
Unsres erhabnen Genies; aber Poeten? — <zuo<i non!
Aber auch in zahlreichen anderen Gedichten, die in dem Werke zerstreut
sind, gelangt die Satire zu scharfem und oft sehr glücklichem Ausdruck. Und
bei denselben modernen Schriftstellern, den Naturalisten, Positivisten, Veristen
und anderen Isten hat er schon vorher in dem Capriccio „Sommerfäden"
seine Karte abgegeben:
Armsel'gc Spötter, die ihr nicht begreifet,
Wenn ihr es nicht mit plumpen Händen fasset;
Die ihr uergügülich in dem Schlamme schleifet.
Was euch in euren schnöden Kram nicht passet;

Friedrich Schiller Gedichte. 1⁷

Und was in edlen Herzen blüht und reifet,
So gründlich aus dem guten Grunde hasset.
Weil es euch zeigt in eurer ganzen Kleinheit,
Und an den Pranger stellet die Gemeinheit.
Spielhagen gesteht einem Bismarck sehr wohl das Recht zu, sich mit Ctol
einen Junker zu nennen. Indessen — c^{oä} licet .lovi . . .
Doch die, die blindlings folgt, die Kohorte,
Dem Goliath, der ebnete die Bahn,
Hascht gierig nach dem übermüth'gcn Worte;
Steckt protzig an den Hut den frechen Klunler,
Und Jeder glaubt, er Hab' was Necht's gethan,
Hat er sich weidlich aufgespielt als Lunler . . .
Ihr thut mir leid, ihr Junker zweiter Klasse.
Wie ihr euch kmmptet an des Hochmuths Spanen,
Man crcditirt euch nicht die Schneid', die Verve.
Es lacht ob euch der Lunler echter Rasse,
Und Einer zu dem Andern spricht mit Schnarren:
Nun ja, ein Kamerad — von der Reserve!
An die Verfechter der Sonntagsruhe und der Achtstundenarbeit richtet
der Dichter die dringende Bitte:
Habt ihr für euch es durchgestritten,
So hemmet euren Siegerschritt
Und nehmt nns Arme freundlich mit.
Denn die grausamen Musen, die aus der Heidenzeit stammen, tummern
sich ja verwünscht wenig um Sabbatruhe und wollen auch von der Achtstunden-
arbeit nichts wissen; die Grausamen resvectiren nicht einmal die Nacht:
Ta sind sie noch besonders munter
Und treiben's bunt und treiben's bunter,
Verdoppelnd nnsrer Arbeit Qual,
Vis wir im Nebel des (Moral
Uns ihrer Frohnde doch entwinden.
Für ein paar Stunden Ruhe finden.
Der satirisch-sarkastische Ton wird auch in dem Intermezzo „Nach antiken
Motiven" ausgeschlagen und durchweg festgehalten. Bei Spielhagen, der unter
den modernen Dichtern vielleicht der leidenschaftlichste Verehrer der hellenischen
Epik ist, mag die offenbar gewollte Respektlosigkeit, mit der er die antiken Stoffe
behandelt, etwas Verwunderliches haben. Er lebt und webt mit seinem Homer.
Unausgesetzt umschweben ihn bei seinem Dichten die Heldengestalten vor und
hinter Trojas Mauern, und die Wesen, die den Olymp und den Hades be-
völkern, stehen beständig vor seinem geistigen Auge. Ob er in seinem Studir-
zimmer sitzt oder am pommerschen Strande schlendert oder im Sande der
Helgoländer Düne sich ausstreckt, — er denkt unwillkürlich an Sharons Nachen,
an die vfeilfrohe Artemis, an den Argostödter, an Circe. Gerade bei Spiel-
hagen also, der mit seinem Sinnen und Trachten so gern in die von Homers

I.⁸ Paul lindau in Dresden.

Sonne beschienene Welt der Antike ausfliegt, berührt es seltsam, die hehren sagenhaften Gebilde der hellenischen Dichtung auf die bescheidenen Verhältnisse der modernsten Alltäglichkeit und Vegreiflichkeit reducirt zu sehen. Er behandelt die unnahbar Hehren mit äußerster Nonchalance. Man könnte an die travestirte „Aeneis“ von Alois Blumauer denken; denn hier wie da wird mit denselben Mitteln dieselbe Wirkung erzielt: durch Anachronismen, durch die Anwendung der modernsten Begriffe und Thatsachen auf das Alterthum, durch die völlige Respektlosigkeit gegenüber den altherwürdigen Göttern und Helden, und die scherzhafte Unverfrorenheit, mit der das in unerreichbarer Höhe thronende Erhabene in den Staub unserer Alltäglichkeit gezogen wird, auf Kosten der Antike die Modernen lachen zu machen. Man könnte sogar an die ruchlos übermüthigen, aber unendlich witzigen und geistvollen Dichter, die dem frivolen Offenbach die empörend köstlichen Texte zu „Orpheus“ und der „Schönen Helena“ geschrieben haben, erinnern. Vielleicht auch an Heine und seinen gemächlichen Verkehr mit der Schutzgöttin Hamburgs, die ihm Thee kocht und Rum dazu gießt, während sie selbst den Rum ohne Thee zu sich nimmt. An den und den mag man nebenher denken. Vor Allem aber ist es doch wieder Spielhagen selbst, der mit seinem ureigensten Wesen und in seiner eigensten Weise zu uns spricht.

Ob er mit dieser Darstellungsart nebenbei unserer neuesten Geschichtsschreibung, die es ja oft liebt, das Fernliegende durch Uebertragung auf Erscheinungen unserer Gegenwart „dem Verständniß nahe zu bringen“, die also Marc Anton auf dem Forum als einen flanirenden Pflastertreter auf dem Macadam und als einen Gigerl auf dein Wiener Ring schildert, einen kleinen Seitenhieb hat versetzen wollen, mag dahingestellt bleiben.

In der von Spielhagen gewählten scherzhaften Form steckt aber jedenfalls ein sehr ernster Gedanke, und die „moderne“ Auffassung, zu der er sich bekennt, ist sicherlich die richtige, die zeitlose oder allen Zeiten eigene. Der Dichter grübelt darüber nach, weshalb Odnseus die herrliche Kalypso, die schöngelockte, melodisch wallende Göttin verläßt, und er findet die richtige Antwort: Ja, das Weib ist wunderschön, Kalypso ist von herrlicher Bildung, sie ist liebenswürdig und gefällig, aber — man kann sich nichts mit ihr erzählen! Sie ist ein bischen dumm, und das hält auf die Dauer kein Mensch aus.

Unser Dichter weiß auch ganz genau, weshalb die Zauberkraft der Circe an demselben Helden versagen muß, ich meine die Kraft mit den gewöhnlichen Hllndwerks-Zaubermitteln, mit den Waffen aus dem Arsenal der weiblichen Koketterie, den vielverheißenden Blicken, dem verlangenden Lächeln, den begehrlch halbgeöffneten Lippen. Solche Kunststücke, von gefühllosen Koketten vollführt, verfehlen auf Männer gewöhnlichen Schlages, in denen sich nichts Anderes regt, als das Begehren nach dem Besitz, ihre Wirkung niemals. Wenn aber die schwache Hand der wirklich Liebenden diese kleinen Pfeile kraftlos schleudert, so prallen sie an der von Liebe gepanzerten Brust des

Friedrich LpielhagenL Gedichte,
II9

Helden ab. Circes Zaubersvuk versagt, weil sie selbst liebt, und weil sie sich von Odysseus geliebt weiß.

Es reizt unsern Dichter auch, das Problem zu ergründen, daß wir den gottergleichen Achill in lauterster Größe und ungetrübtester Reinheit verehren, daß ihm die Nachwelt in uneingeschränkter Bewunderung Streiche und Unterlassungssünden vergilbt, die nach dem ungeschriebenen und zu allen Zeiten gültigen Codex der Ehrenhaftigkeit durchaus dazu angethan wären, das glänzende Schild seines Ruhmes durch einen häßlichen Fleck zu verunzieren. Er läßt sich ja allerdings nicht leugnen, daß der gewaltige Peleide, wie man in Berlin sagt, „einen Fettfleck in der Conduitenliste" hat. Spielhagen behandelt den „Fall Brisels". Patroklos fragt den tief verstimmtten Achill nach dem Grunde seines Kammers, und Achill antwortet:

Ach. mir raubt man das geliebte
Weib, das reine, holde, süße,
Und ich leg' dem frechen Räuber
Nicht das Haupt vor seine Füße! : . .
Nur die eig'ne Feigheit sagte:
Anton, steck ihn ein, den Degen!
Es ist klüger. Dafür kamst du
Weidlich dich auf's Schimpfen legen.
und ich schimpfte weidlich; schimpfte
Schier das Vlau vom hohen Himmel,
.Wie 'ne Küchenmagd', und hieß ihn:
Schuft, Veriather, Räuber, Lummel.
Großer Zeus! und in dem Walde
Jeder Hirsch kämpft für die Seine
Bis zum Tode! Und ich konnte
Nichts als schimpfen für die Meine! .
Jetzt, anstatt mich zu ermannen,
Stürmend ihm in's Zelt zu brechen
Mit dm tapfern Myrmidonen,
Zu entreißen sie dem Frechen, —
Sitz' am Strande ich und flenne
Zu der Mutter, wie ein richt'ges
Muttersöhnchen, ein verwöhntes
Und zu allem Guten uicht'ges . . .
Glaube mir, mein Freund Patroklos,
Einst wird kommen doch die Stunde,
Wo ein kluger Mann den Finger
Legt in meines Ruhmes Wunde.
Und er spricht: Nr ist gerichtet!
Nimmermehr war er ein Ritter
Ohne Furcht und ohne Tadel,
Und sein Ruhm ist eitel Flitter;
Er, der nchig ließ geschehen,
Keinen kleinsten Finger rührte.
Als man ihm die Vielgeliebte
Vor der Nase weg entführte.
Wer nicht fechten und nicht sterben
Kann für seines Herzens Liebe,
Ist kein Mann, ob auch die Muse
Selber ihm den Nachruf schriebe! —
Freund Patroklos sieht die schwächliche, unmännliche Haltung des Achill
weniger tragisch an und ist auch über deren Folgen weniger beunruhigt. Er sagt:
Wir, soviel ich weiß, wir leben
Noch in dm naiven Zeiten,
Und es ist vergebne Mühe,
Um des Kaisers Bart zu streiten.

Andre Zeiten, andre Sitten!
Sicher werdm Minnesinger
Tragen ihre Haut zum Markte
Mi die lieben hübschen Dinger.
Oder wärest ein Attachs du,
Oder Lieutenant auserlesen.
Ein Duell nit dem Atridcn,
Unvermeidlich war's gewesen.
Ictzo nicht einmal Thersites
Sagt, daß feige du gekniffen,
Bleibst ein Held, als ob dir zwanzig
Kugeln um die Ohreu piffen.

^20 Paul lindau in Dresden.

Bleibest uusci allerschiinstcr,

Allerschnellstcr Gricchenheros

Trotz des bösen Falls Briseis. —

Dafür sorgen laß tzomeros!

Das also ist die Antwort auf die Frage, weshalb die nachsichtige Nachwelt dem wunderbaren Helden alle persönlichen Kleinheiten und Schwächen vergeben hat und bewundernd zu ihm aufschaut, wie er im hellsten Sonnenlichte in goldigster Größe dasteht: der wahre Dichter hat ihn in makelloser Schöne und unerreichbarer Hehrheit erschaut, hat ihn so für alle Zeiten verherrlicht, und so erblickt ihn durch des Dichters Auge auch die Nachwelt. Ganz demselben Gedanken giebt Goethe in seiner „Achilleis" Ausdruck, wenn er von Achill sagt:

Und dir war es bestimmt, in diesem herrlichen Knege

Immer der Erste genannt zu sein, als Führer der Völler.

So sich nun künftig der Kranz der ruhigen Mänilci versammelt

Und den Sänger vernimmt . . .

Wenn der rühmliche Preis den glücklichen Siegem erthcilt ward,

Immer wird dein Name zuerst von den Lippen des Sängers

Fließen, wenn er voran des Gottes preisend erwähnte.

Allen erhebst du das Herz als gegenwärtig, und allen

Tupfern verschwindet der Ruhm, sich auf dich Einen vereinend.

Und auch diese Verse sind nur eine Paraphrase des Ausrufs Alexanders

am Grabmal des Achill, wie er den Jüngling glücklich pries, in Homer den

Herold seiner Tapferkeit gefunden zuhaben: „O loi-tuimwm aäols8<:ei>wm

hni llomeruiu virtuti« tuas piAyeonsm iuvsnsi'iz."

Gehörte Spielhagen nicht einer Richtung an, die von unfern Jüngsten

und Neuesten als überwunden und abgethan betrachtet wird, so würde man

dem Dichter des Intermezzos „Nach antiken Motiven", so stark in den

Versen auch die Heine'schen Töne des „Atta Troll" und des „Wintermärchens" anklingen, sicherlich den Symbolisten beigesellen. „Circe" erfüllt jedenfalls

alle Bedingungen, die man an ein richtiges symbolistisches Gedicht zu stellen berechtigt ist.

In demselben leichten Tone, der hier angeschlagen wird, sind noch manche anderen Gedichte in dem vorliegenden Bande gehalten. In dem sehr umfangreichen „Sommerfäden" überschriebenen schlägt Spielhagen die Wege ein, die Lord Byron im „Don Juan" und Alfred de Musset in „Namouna"

ihn gemiesen haben. Es sind poetische Schlendereien, planlos und ziellos, Feuilletons in Reimen, Causerien vom Hundertsten in's Tausendste, sprunghafte Capriccios. Spielhagen wählt auch dieselbe Form wie seine Vorgänger:

die Ottaverime, die gerade durch ihre Schwierigkeit des in jeder Strophe dreimal wiederkehrenden Reimes zu allen möglichen Abschweifungen und

Ausflügen verlocken. Denn das Handwerksgeheimniß ist längst verrathen

daß beim Haschen nach dem anklingenden Reimworte sich oft ein neuer

glücklicher Gedanke einstellt, ja mitunter ein ganz neuer Gesichtskreis erschließt.

Friedrich Lpielhagens Gedichte. ^2j

Der wahre Dichter besitzt aber auch die Kunst, das geschickt zu verbergen und nicht merken zu lassen, wie sich hier eigentlich der Reim vom Knecht zum Herrn aufgeschwungen hat.

Die meisten der Spielhagen'schen Gedichte sind lang, und es macht den Eindruck, als ob er selbst oft das Bedürfnis fühlt, durch die äußere Form sich zur Knappheit zu zwingen. Daher wohl auch seine unverkennbare Vorliebe für die starrste, und in ihrer Concision unbeugsamste Form des Sonetts. Auch hier läuft indessen der Becher oft über, und die unerbittlichen vierzehn Sonettzeilen genügen dem Dichter nicht immer, um Alles das zu sagen, was er sagen will. Er muß noch ein zweites Sonett anfügen, um seinen Stoff zu erschöpfen; 'mitunter windet er sogar eine ganze Reihe von Sonetten zu einem Kranz. Die an Sita gerichteten Sonette gehören übrigens zu den innigsten und wärmst empfundenen des ganzen Buches, die wir mit den schönen Gedichten „An Helene" und „Erfüllung", dem ergreifenden Ausdrucke reinsten und echtster Vaterliebe, als Perlen der Sammlung hervorheben möchten.

An kleinen Liedchen, wie sie Goethe, Heine, Uhland, Geibel, Mörike, Hense, Baumbach, Karl Siebet e wtti yuanti achtlos vor sich yinträllern, dem klingenden und singenden Ausdruck der augenblicklichen Stimmung, an den Liedern, die den Musiker geradezu aufsuchen, um von ihm die Uebertragung in Töne zu verlangen, herrscht hier nahezu völliger Mangel, obgleich Spielhagen doch auch manchmal, wie in dem Gedichte „Frühherbst", verräth, daß ihm auch diese Weisen nicht fremd sind. In« Allgemeinen aber sind seine Gedichte, wie die von Schiller und Platen, unsangbar im höchsten Grade. Den wesentlichsten und interessantesten Theil der vorliegenden Gedichtsammlung bilden aber wohl unstreitig die lyrischen Bekenntnisse, die Ich-Romane in Versen.

Daß diese Gedichte ein durch und durch individuelles Gepräge tragen, daß sie anknüpfen an Begebenheiten, die wirklich geschehen sind, daß die Gestalten, die in diesen Gedichten auftauchen. Fleisch und Blut in der Wirklichkeit haben, daß die Empfindungen, die da zum Ausdruck drängen, unmittelbar aus dem wahr und echt fühlenden Herzen des Dichters selbst hervorbrechen, das fühlt instinctiv Jedermann.

Tiefe Theilnahme und ernstes Mitgefühl weckt des Dichters beredtes Wort in den Herzen aller derer, die den Auffchrei seiner gemarterten Seele vernehmen: wie ihm das, was unsere Gesellschaft als ihre Grundlage und als ihre Citadelle bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigt — die größte, aber wohl auch unentbehrlichste aller „conventionellen Lügen", um mit Mar Nordau zu fprechen —, wie ihm Sitte, Moral, Alltagstugend, Pflicht, oder wie man es sonst nennen mag, unbarmherzig das versagt, was sein Herz gebieterisch verlangt'; wie er im Gefühle seiner Ohnmacht, allein den Kampf gegen Alle aufzunehmen, sich abquält, wie er sich selbst zu meistern, die elementare Gewalt seiner Gefühle zu brechen, feine Triebe zu unterjochen

^22 Paul lindau in Dresden.

trachtet, wie aber immer und immer wieder die übermächtige Leidenschaft alles vernünftige Erwägen und Bedenken wie Spreu hinwegfegt, und wie furchtbar der Unglückliche in diesem Ansturm des wilden Herzens gegen die nüchterne Erkenntniß der Pflicht zu leiden hat. Er leidet bis zur Verzagt-heit, bis zur Verzweiflung.

. . . Was es mir hat entrissen,

Das Leben, bringt kein güt'ger Gott zurück:

Der Müssend freien Milch, ein fromm Gewissen,

Ten Glauben an mich selbst und an ein Glück.

Dieselbe trübe kampfesmüde Stimmung klingt uns aus dem (Gedichte

„Ultima Thule“ entgegen, das wir erst vor Kurzem in einer Zeitschrift ge-

funden, und das in die vorliegende Sammlung noch nicht hat aufgenommen

werden können, aus dem wir aber zur Vervollständigung der im Bande ver-

einigten Gedichte einige Verse mittheilen wollen:

Ich starre in's Feuer, der Hoffnung baar.

Das Auge verdunkelt von Thranen:

Erlöschen am Leben ist jegliche Lust,

Es hängt, wie Blei, mir das Herz in der Brust,

Ich vergehe in tödtlichem Sehnen.

Umsonst, daß ich qualvoll gerungen, gekämpft!

Es hat nicht die Feme das Feuer gedämpft,

Der Liebe verzehrende Flammen!

Umsonst, das; ich rastlos mit fiebernder Stirn

Ueber tausend Büchern zergrübelt das Hirn,

Mag denn, wer will, mich verdammen!

Und sind nicht auch die Sonette, die wir gleichzeitig mit dieser Besprechung

der Spielhagen'schen Dichtungen in „Nord und Süd“ veröffentlichen, der

tragische Ausdruck desselben hoffnungslosen Kampfes der Leidenschaft gegen

den von der Gesellschaft zäh vertheidigten „Besitz“, der so ipso für die

„Alltagstugend“ schon das „Recht“ ist?

Vielleicht noch stärker als bei irgendwelchen anderen lyrischen Dichtungen

hat sich unser beim Lesen der Spielhagen'schen ein Gefühl ängstlicher Ver-

wunderung bemächtigt, das die Lyrik so oft in uns wachruft — der Ver-

wunderung über das innerste Wesen dieser poetischen Individualitätsoffen-

barnngen überhaupt. Was sind denn lyrische Gedichte in Wahrheit? Man

könnte sie beinahe, wenn man weniger auf das Akademische als auf das

Treffende des Ausdrucks sieht, als Neporterindiscretionen der Seele bezeichnen

und den lyrischen Dichter als einen Selbstinterviewer. Was sich in den

tieftsten Falten des Innern keusch im Verborgenen hält, was kaum dein

vertrauten Freunde in's Ohr geraunt wird, was uur zaghaft, nur unter der

sichern Bürgschaft der unbedingten Geheimhaltung, der intimsten Aufzeichnung

anvertraut wird — die geheimste Regung, die sich wie die Lotosblume vor

der Sonne Pracht fürchtet, das süße Geheimniß — sobald es, in den Zwang

des Metrums und Rhythmus gebannt, im Gleichklang auslautet, tritt keck

Friedrich Zpielhagens Gedichte. I.23

und verwegen in das hellste Sonnenlicht und heischt nun Beachtung. Das zarte und scheue Intime, das unantastbare Eigenthum des Individuums zerflattert, und der Niederschlag, das lyrische Gedicht, wird ein literarisches Erzeugniß wie jedes andere. Es unterstellt sich freiwillig der Kritik. Es verzichtet auf allen Nespect vor persönlichen Leiden und Freuden. Es will sogar die Fiction schaffen, daß sich um den Menschen, der da jubelt und klagt, lacht oder weint. Niemand zu kümmern habe. Nur das Sachliche wirkt und soll wirken, nur das Gedicht. Und Jedermann steht das Necht zu, dem Vater, der den Tod seines geliebten Kindes beweint, dem Freunde, der seinem Schmerze über den Verrath des Freundes ergreifenden Ausdruck giebt, dem Liebenden, der verzweifelt über den Treubruch der Geliebten aufschreit, mit kühlster Unergriffenheit eine Censur darüber zu ertheilen, wie er sich in diesem Falle poetisch benommen hat. Schlecht gebrüllt, Lome! Gut geweint, Vater! Mittelmäßig geliebt. Verzweifelter! Schlecht gereimt, Lyriker! Nun, Spielhagen hat zum Glück keinen Grund, als Lyriker die Kritik zu scheuen. Die rein lyrischen Gedichte sind sogar unbedingt die vollsten, reinsten und schönsten der Sammlung. Das „Am Strande“ ist ein wahres Juwel. Und mit wahrer Genugthuung darf der mitfühlende Leser von der Freiheit Gebrauch machen, die seelische Autopsie der Menschen nicht vorzunehmen, darf sich vielmehr dem bequemen Wahne hingeben: all' die Klagen und Seufzer, die uns aus diesen traurigen Strophen entgegenklingen, der unwillige Aufschrei des gegen die „Satzungen“ sich aufbäumenden Trotzes — Alles das ist „gedichtet“, ist nachempfunden, ist in die Seele des Dichters erst durch den Vorsatz und durch die Kraft des Talents künstlich hineinempfunden. Und wird es uns gar zu fchwer gemacht, über dem Dichter den Menschen zu vergessen, drängt sich uns das stark Subjective mit seiner unmittelbaren Wirkung unabweisbar auf, nun, so haben wir doch die tröstliche Empfindung, daß auch für frohe Stunden im Dasein des Dichters in den gutgelaunten scherzhaften Gedichten beredte Zeugnisse genug vorlegen, daß trvtz aller Bitternisse das Facit seines Lebens doch versöhnend ist, und die krause Rechnung noch mit einem Überschüsse milder Fröhlichkeit abschließt:

Nur, daß so zwischendurch manch' gute Stunde
Beim Becherllllng, und in verschwieg'ner Laube
Ein holdes Nehmen und ein selig' Geben
Von Herz zu Herzen und von Mund zu Munde:
Und, rechnen wlr's zusammen, nun ich glaube:
So für einmal verlohnt sich's doch zu leben.

Die Heilsarmee.

von

It. WrrnicKe.

— Halle a. 5. —

ine der charakteristischsten Erscheinungen in dem rastlosen Leben mw Treiben der Riesenstadt London ist seit einigen Jahren die vielbcruftne Heilsarmee. Wenn man aus Qucen-Victoria-Strcct hinaustritt nach der Themse zu, oder aus dem großartigen Thames-Embantment entlang von Wcstminster bis nach Blackfriars-Bridge gelangt, richtet sich der Blick unwillkürlich ans ein hohes Haus, an dem mit großen goldenen Buchstaben über die ganze Fllslde verthcilt, die Inschrift steht: Ibs Homo Otlios ok tue Int«? - »Ittional N«»<l-tiu»rt«r8 ot tb« 8»lv»tinn H,rm? (Centralstclle des internationalen Haupt-Quartiers der Heilsarmee). Auch in anderen Theilcn der Stadt finden sich noch mehrfach „Kasernen“ dieser sonderbaren militärischen Organisation. Oft begegnet man auf den Straßen mäunlichcn und weiblichen Eolvoitcuren in der „Uniform“ der Heilsarmee (dunkelblau mit rothcn Streifen), und nicht selten, wenn man durch die Vorstädte fährt, kann man die „Heilsleute“ sehen, wie sie mit Musik von oft recht zweifelhafter Güte ihre „Rekruten“, die Neubckehrten, in Procession durch die Straßen escortiren, oder wie sie auf der Straße einen Kreis bilden, um der Predigt irgend eines Erleuchteten zu lauschen, die nur von Zeit zu Zeit durch Absingung eines Liedervcsres oder durch den Tusch der Musik oder — die schlechten Witze der Vorübergehenden unterbrochen wird. Was ist nun die Heilsarmee eigentlich? Sie ist, um es kurz zu sagen, eine große Spccculatiou, der niit ungewöhnlicher Energie in's Werk gesetzte Gedanke eines einzelnen Mannes, der es versteht, wie man die Massen fängt, — des „Generals“ Booth. Man denke dabei nicht etwa an einen militärischen Würdenträger — gemeint ist mit diescin Titel weder ein General der Cavallerie iwch ein General der Infanterie, sondern der General — der Heilsarmee. Es ist sehr hübsch, wenn man sich so einen ordentlichen Titel aus eigener Machtvollkommenheit zulegen kan»^ „General“ Booth hat seinen Plan zunächst auf die ihm wohl bekannten Schwächen des englischen Volkes gebaut. Wohl nirgends ist der Hang nach religiösem Formalismus so weit verbreitet, als in dcni „frommen“ England, wo man durch Erfüllung äußerer Formen sich nur allzu gem des Nachdenkens über religiöse Fragen, der inneren Religiosität, überhoben glaubt. Die Menge läßt sich immer vom Scheine blenden; und wenn Einer auftritt und sagt: ich will euch retten und alle Welt, wir wollen wie Soldaten

Die Heilsarmee. ^25

den Himmel erobern, dann jubelt ihm die Menge zu, — so lange er eben nur Aeußerliches, wie Fahnen, Processionen, Uniformen u. j. w. «erlangt. Der „neue Prophet" «erlangt freilich noch etwas mehr, — er verlangt auch Geld, und zwar recht viel, denn er und viele andere Leute wollen doch leben, und man muß doch auch etwas thun, indem man Hauptquartiere errichtet und Flugschriften druckt. Aber für „religiöse" Zwecke, so lange sie nicht im Verborgenen Wirten, sondern mit dem lärmigen Lärm auftreten, findet sich in England immer Geld. Und dann hat für die Engländer, die ja nicht, wie z. B. die Deutschen, wirklich ein Volt in Waffen sind, der militärische Anstrich, das „Soldatenspiel" einen großen Reiz. Was uns als unpassende und lächerliche Nachahmung militärischer Einrichtungen erscheint, kann dort viel selbständiger auftreten.

Ich hatte schon viel von der Heilsarmee reden hören, als ich durch Zufall im Anfang des Jahres 1890 in eine Versammlung der „Methodisten" hineingeriet. Es war am Donnerstag nach Neujahr, und ich hatte beabsichtigt, im City-Temple die Predigt des Dr. Partei anzuhören, eines bekannten Kanzelredners, der dort jedm Donnerstag predigt. Am Eingang fiel jedoch mein Blick auf ein Plakat, welches anzeigte, daß heute „General" Booth den Gottesdienst „leiten" werde. Natürlich ging ich hinein und fand einen Play, von dem ich das prachtvolle Gotteshaus bequem überschauen konnte. Die Kirche füllte sich bis auf den letzten Platz; viele der Anwesenden trugen die „Uniform" der Heilsarmee. Jedem wurde ein Blatt mit gedruckten Liedertexten gegeben und eine Anweisung auf eine noch nicht ausgefüllte Summe, mit der Bitte, die letztere möglichst hoch beziffert auszufüllen und dem „General" bei einem Banthaus anzuweisen! Nachdem man so gesehen, daß man sich in Händen befand, die das „Geschäft" verstehen, begann der Gottesdienst — wenn diese Farce ein Gottesdienst zu nennen ist. Von Beifallstuscheln empfangen, trat der „General" auf; er hat eine ziemlich imposante Figur, die etwas zur Corpulenz neigt. Ein langer grauer Spitzbart gibt dem Gesicht etwas von einem Pan. Er trug einen einfachen Ilbcrock; wie er diesen aber auseinander schlug, sah man darunter hervor weithin leuchten das scharlachrothe „General"-Wams mit einem großen gestickten Kreuz. Zuerst gratulirte er den Anwesenden zum neuen Jahr (!) und hoffte, daß sie ihm gleichfalls Glück wünschten (Beifall). Darauf ertheilte der „General" einem seiner Anhänger das Wort zum Gebet. Dieser trat vor, erhob die eine Hand (so wie die alten Griechen beteten) und betete um Erleuchtung mit einem Fanatismus und einer Leidenschaft, die mir geradezu unheimlich waren. Nun begann ein eigenthümliches Zwiegespräch zwischen der Gemeinde und dem „General". Zuerst lies; er eins der gedruckt vorliegenden Lieder singen, wobei er höchst überflüssiger Weise (aber das macht mehr Eindruck) jeden Vers selber vorsprach, während man ihn doch ablesen konnte. Die Poesie dieser Gesänge war haarsträubend; Reime und Metrik ebenfalls mit souveräner Verachtung behandelt. Behalten habe ich einen Refrain, der mit einer Art von Operettenmelodie immer miederteilte:

I I>«lieve, ^s zv.»I I win

In tns 8trnsstb ol our Xin^ (schöner Reim!).

„Ich glaube, wir werden gewinnen

Durch die Kraft unseres Königs (?)."

Ein anderes Gedicht bemühte sich darzulegen, wie Gott immer derselbe sei, am Montag, am Dienstag, am Mittwoch, die ganze Woche hindurch und am Sonntag nicht minder, — wirklich ein erhebender Gedanke, die Beständigkeit Gottes an der Folge der Wochentage zu demonstrieren! Nun folgte etwas, das eine Predigt sein sollte; in Wirklichkeit war es eine Aufforderung, zu den Fonds der Heilsarmee beizutragen; wenn dem Redner die Worte ausgingen, so ließ er schnell einen Vers singen, was immer mit großem Enthusiasmus geschah. Die Sprechweise des Generals ist höchst vulgär und durchaus für den großen Haufen berechnet. Sein Englisch ist das der niederen Vollstassen, namentlich in der Aussprache, die von seinem geringen Bildungsgrade zeugt. Aber er hat «in Etwas in seiner Rede, um das ihn ein Agitator beneiden könnte. Er redete im

«,26

II. wernicke in Halle a.

Wesentlichen für seine neuen Zwecke, die er in seinem Buche „In ä2ilcs8t Dußlenä“ „Im dunkelsten England“*) ausgeführt hat, und durch die er sich auch den Beistand der anglikanischen Kirche gesichert hat. Es ist gewiß eine große und schöne Aufgabe, die verlorenen Glieder der menschlichen Gesellschaft dem Leben zurückzugeben und auf den rechten Weg zu bringen. Die stille und stetige Arbeit der menschlichen Gesellschaft selbst muß hierzu mithelfen, vor Allem die Selbsterziehung innerhalb der höheren Stände.

Wo aber die „Rettung“ der Verlorenen auf so marktschreierische Weise in's Wert gesetzt wird, da wirbt man gegen die Ehrlichkeit der Absicht von vornherein mißtrauisch. Es war ein verhängnisvoller Fehler der englischen Kirche, durch ihre Billigung des Vorgehens der Heilsarmee ihr eine neue Stütze zu geben. Es kann die Zeit kommen, wo die Heilsarmee eine Gefahr für England wird.

Aber der „General“ beschränkt sich nicht auf England. Seine Organisation hat das Bestreben, international zu werden; die widerlichen Szenen, die vor Jahren in der Schweiz vorkamen, beweisen, daß die Heilsarmee auch außerhalb Englands Anhänger sammelt. Darin liegt auch für Deutschland eine Gefahr; zwar wird das deutsche Volk diesem Humbug hoffentlich nicht zugänglich sein, und vor Allem das Soldatenspiel dabei verlachen, aber Vorsicht ist immer geboten. Ueberlassen wir der Wissenschaft immerhin, international zu sein, so gut wie sie dies vermag. Die sozialen Probleme, zu denen doch auch das von der Heilsarmee angeblich in Angriff genommene gehört, lassen sich nicht für die ganze Menschheit in gleicher Weise lösen, sondern nur auf nationalem Wege. Daran soll Jeder an seinem Theile mitarbeiten, dazu Jeder die Hand bieten. Dann wird auch der Humbug der rothen wie der blaurothen Internationale von selbst verschwinden.

*) Nachahmung des Titels von Stanley's Buch „In ä«1l«gt H.lil<!“).

6 > ^"

^Illustrirte Bibliographie.

Da« Schweigen im Walde.

Aus: Arn»ldVöcklin,

Eine Ilujwahl seiner heruoiraaendNen Werte,
Photogiaphischen Union, München.

«,rd und Lud. I ^IV. ,90.

Arnold Vöcklin. Eine Auswahl der
hervorragendsten Werte des Künstlers
in 40 Photogravurn in Grotz-Folio.

Ausgabe vor der Schrift iu Ganzleder-
band 200 Mark, Ausgabe mit der
Schrift in Ganzlederband 100 Mark.

Verlag der Photographischen Union in
München.

Es ist ein eigenthümlichcs und kühnes
Unterfangen, gerade die Werke Arnold
Böcklins in Reproduktionen, die des Reizes
der Farbe entbehren, zu verbreiten. Denn
man darf wohl sagen, das; bei kaum
einem andern unter den lebenden Künstlern,
die besondere Gilde der sogenannten „<!olo-
risten" nicht ausgenommen, die Farbe
einen so wesentlichen, ja unentbehrlichen
Bestandthcil des Kunstwerkes bildet, wie
gerade bei den Böcklin'schen Schöpfungen.

Worin die uiwergeßlich tiefe Wir-
kung, die jedes Böcklinsche Kunstwerk auf
den Beschauer übt, der unwiderstehliche
Neiz, der diesen in unserer gesammten
zeitgenössischen Kunst allein dastehenden
Werken innewohnt, die unbeschreibliche
Stimmung beruhen, ist nicht leicht zu
sagen. Es ist weder der Porwurf, noch
die Composition, weder die Zeichnung,
m,ll»» >,^ noch das Lolorit, nichts für sich allein.

«,er.°»°er ^ ..^ 2^ m Allem. Es ist das

^28

Nord und Süd,

«n»: Arnold Vögtlin

Klage der Hirten.

Eine Uulwohl seiner hirnoirogendsten Wer.'«,
Vrlog der Pholog!»ph>Ichcn Uni«n> Mimctich,

l'Unstrirte Vidi iogra pl,il.

<29

^20 Nord und Süd.

Ganze in unlösbar fester Verbindung der einzelnen Theile. Scheidet man also auch nur ein einziges davon ans, so sollte man meinen, daß das Wesen seines Werkes bis zur Unbegreiflichkeit entstellt werden müsse. In Allem, in seinem Denken, Erschauen und Bilden, ist Böcklin durch und durch originell. Er hat seine eigene Technik, er hat seine eigene Zeichnung und auch seine eigenen Farben.

In einigen seiner Meisterwerke findet man Incorrectheiten in der Zeichnung, die dem Schüler der unteren akademischen Klassen mit Recht die herbste Mgc des Professors zuziehen würden. Darf man aber bei diesem Meister, der wiederum in denselben Schöpfungen, auf denen die kindliche, ja oft kindische Unrichtigkeit in den Verhältnissen das spöttische Schmunzeln der Akademiker hervorruft. Gestalten und Gegenständliches mit einer Schönheit, schwungrichen Kühnheit und vollendeten Richtigkeit zeichnet, die zur Bewunderung herausfordern — darf man bei ihm von „Verzeichnungen“ reden, wie bei einem Stümper oder Anfänger? Oder ist nicht vielmehr vorauszusetzen, daß das, was dem kritischen Beschauer als eine unerlaubte Vernachlässigung oder al« ein offener Verfluß erscheint, dem großen und crnslen Künstler sehr wohl bewußt gewesen ist? daß er auch damit seinem immer bedeutenden künstlerischen Zwecke hat dienen wollen, gerade wie unsere größten Dichter in ihre Werke falsche Reime und unrichtige grammatische Constitutionen einstreuen, über die dem pedantischen Schulfuchs die Haare zu Berge stehen?

Und nun Böcklins Farben! Dieses einzige Kolorit, dessen Geheimniß kein Maler vor ihm besessen hat und kein Mitlebender ihm ablauscht! Dieses flüssige Tiefblau seines Wassers, dieses stumpfe Grau seiner Felsen, dieses schwennüthige Grün seiner Cypressen, diese metallenen Reflexe und dieser Perlmutterglanz seiner märchenhaften Gebilde! Wer einmal in das fürchterliche Blau der weitaufgerissenen starren Medusmaugen, das Böcklins Kunst zum ersten Mal verständlicht, geschaut hat, der wird den unheimlichen Eindruck nimmer wieder los. Durch die Farbe vielleicht noch mehr als durch alles Andere überträgt sich der tiefpoetische Gehalt der Böcklin'schen Bilder an den, der sie betrachtet, der sich wie durch eine magnetische Kraft immer wieder zu ihnen hingezogen fühlt. Und diese einzige poetische, phantastische Kraft, die den Böcklin'schen Meisterwerken innewohnt, ist wohl gerade das, was den Meister von allen anderen mitlbenden und mitstrebmbm großen Künstlern unterscheidet. Mit demselben Rechte, mit dem man Richard Wagner den Dichter-Componisten genannt hat, darf Arnold Böcklin den Ehrentitel des Dichter-Malers beanspruchen.

Wenn nun ein unternehmender Kunstverleger an einen kunstverständigen Nerather mit der Frage herangetreten wäre, ob eine Vervielfältigung der Böcklin'schen Hauptwerke mit den sorgfältigsten Mitteln unserer vorgeschrittenen Technik vom künstlerischen wie vom geschäftlichen Standpunkte aus als ein danlmswerthcs Unternehmen zn betrachten wäre, so würde man sich bei dieser Eigenart unseres Künstlers kaum darüber haben verwundern können, wenn der Kunstverständige die Frage verneint hätte. Nun aber stellt sich zu unserer aufrichtigen und freudigen Ueberraschung heraus, daß der Theoretiker wieder einmal Unrecht gehabt hätte, und daß auch in diesem Falle Probiren über Stubiren gegangen ist.

Die uns vorliegenden ersten Blätter des Böcklin'schen Mbums haben trotz des nothgedrungenen Verzichtes ans farbige Wiedergabe einen unerwartet großen Eindruck auf uns gemacht, und »ä nenlo« ist der Beweis geführt worden, daß, wenn man auch dem Böcklin'schen Bildcm den zauberhaften Reiz der Farbe abstreift, im Vorwurf, in der Composition, in der Vcrthcilung von Licht, Halbdunkel und Schatten noch soviel unverwüstlich Schönes übrig bleibt, daß wir dieses vornehme künstlerische Unternehmen mit wärmster Thcilnahme willkommen heißen dürfen. Dabei sind die Reproduktionen ganz meisterlich, und für den, der die Originale kennt, vergegenwärtigt sich bei der Betrachtung dieser Photogravuren das farbige Original mit eindringlicher Kraft, und aufs Neue wirkt auf uns der tiefpoetische Inhalt dieser einzigen Kunstwerke

Erwähnen wir von dem vorliegenden blättern nur eines: den Centaureu in der Schmiede. Böcklin ist, wie alle großen Künstler, ein Äind, mit, der vollsten Naivctät des «ntant, teiri>>I« nnd auch mit dem unbewußten Humor des Kindes. Schon die Idee, daß das Hufeisen des Ccctanrm reparaturbedürftig ist, hat doch etwas unsagbar Komisches. Und wie kindlich wahr nnd richtig ist dieser Centaur! Wie großartig ist das Phantllsiegelbilde hier veranschaulicht, die Zusammenpaarung der Arten, der Uebcrgang vom Pferd zum Menschen! Und dieser köstliche Anachronismus! Die Nachbarn unserer

Vibliographie. - ^3^

Tage, die mit offenen Mäulern vor der Schmiede stehen bleiben und sich den wunderlichen Gast aus dem tiefsten Dunkel sagehafter Vergangenheit betrachten! Und mit welcher Vollendung ist der Schmied gezeichnet! Eine Figur, die dem Velazquez in seiner Schmiede des Vulkan nicht zur Unehre gereiche» würde. Wir wollen indessen nicht versuchen, in einer Schilderung mit Worten vom Wesen und Wirken dieses Blattes eine Vorstellung zu geben. Hat schon die farblose Reproduction des Oelgemäldes eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Klaoierauszuge einer Orchestervaititur, so ist das gesprochene oder geschriebene Wort vollends ohnmächtig, den Reiz der Töne und der Farbe nachempfinden zu lassen. Die Sammlung der 4(1 ausgewählten Werke Bocklins wird in dieser sorgsam und würdigen Wiedergabe allen Verehrern und Bewunderern des Schweizer Meisters eine ernsthafte und dauernde Freude bereiten und die Volksthümlichkeit des Künstlers fordern, wie sie es verdient. i>. I.,.

«riiiv«.

Der Untergang.

Roman von Theodor Wolff. Berlin 1892. Verlag von Freund «c Leckel

sLarl Freunds

Es ist das Werk eines jugendlichen Schriftstellers, jung in der Erfindung, in der Nonchalance und Keckheit, mit der alle Hindernisse beseitigt werden, jung im Vortrage, in der Uberschwänglichkeit des Ausdrucks. In seinem Helden hat Theodor Wolff jeden« falls den jungen Menschen darstellen wollen, der an der Verleugnung des Ideals, an der Unfähigkeit, Liebe zu empfinden und Liebe zu erwecken, zn Grunde geht. Es läßt sich aber nicht behaupten, das; es dem Verfasser gelungen wäre, tiefere Theilnahme für ihn zu erwecken. Sein Held begeht keine Handlung, die irgend etwas bedeutete, seine Gedanken sind verworren und unreif, und in seinen Gefühlen läßt er sich einfach von den eisten Regungen leiten, die nicht immer die besten sind. Gleich durch sein erstes Auftreten bringt er sich eigentlich um alle Snmpathie, er macht sich lächerlich. Als Junge von fünfzehn Jahren stellt er sich an die Spitze einer Nrbciterdeputation, die bei seinem Vater, einem reichen Fabrikanten, um Lohnerhöhung vorstellig wird, und die diesen dummen Jungen zum Sprecher erwählt hat. Der fünfzehnjährige Fabrikantensohn hält mit bebender Stimme einen großen Speech über die Stiefkinder des Schicksals. Leider verabsäumt es der Vater, dem ungezogenen Jungen darauf die einzige Antwort zu geben, die ihm gebührt. Herbert — so heißt der jugendliche Sprecher — verläßt bald das väterliche Patrizierhaus in Hamburg nnd geht nach Berlin, mit dem ausgesprochenen Programm, das Weib zu finden, das er lieben würde. Nach einigen mißglückten Versuchen, die ihn schon am Erfolge seines Bemühens zweifeln lassen — nachdem er ein anständiges junges

<ö2 . -^— :i°to und 5üd, —

Mädchen aus guter Familie, ein halbes Kind, das sich ihm arglos vertraut, im Thicigarten heimlich abgeküßt hat, ohne sich auch nur eine Stunde weiter um die Sache zu kümmern ^, merkt er, das; eine schöne junge Frau, die Gemahlin eines reichen Marmorhändlers, einigen Eindruck auf ihn macht. Als auch sie die Wahrnehmung macht, das; Herbert ihr nicht glichgiltig ist, macht sie sich ans dem Staube und entflieht nach Eapri. Herbert folgt ihr. Das ewig Weibliche zieht ihn hinan, das Unausbleibliche, hier wird's gcthan. Mit einer unbeschreiblichen Einfachheit, ohne die geringsten Bedenken. Nach der Rückkehr erfährt es der Mann. Er verzeiht der Frau, unter der Bedingung: nicht wicdcr-thnn! Aber auch diese milde Bedingung erfüllt sie nicht. Die beiden Schuldigen konnnn wieber zusammen und beschließen, gemeinsam in den Tod zu gehen. Auf dem Wege nach dem See, in dem die Lebensmüden ihr Ende finden wollen, wird die Geliebte zaghaft. Herbert redet ihr selbst ritterlich zu, von dem unseligen vorhaben abzustehen. Sie kehrt um und wird sich von ihrem Manne zum zweitcu Mal Verzeihung erbitten. Herbert ertränkt sich.

Nicht in jedem Falle ist der Tod eine Sühne; und bei dem Untergänge Herberts hat der Leser dieselbe Empfindung, die Victor Hugo am Grabe eines verbummelten, lüdcrlchen jungen Mannes ausspricht, der seinem nutzlosen Dasein ein freiwilliges Ende gemacht hat:

^suno nmm«», t» f»3 ILebe, iiböeiU« et möebsnt,

Xou» no t« pl!NNIIIIIN8 P38.

Mit Herbert wird wirklich nur etwas Unnützes ans dem Tnsein weggefeht, und wir bedauern es, daß der Schriftsteller sich mit diesem Unnützen so lange beschäftigt. Die Darstellung leidet an einer Ueberfülle von sprachlichen Bildern, an Ueberschwänglichkeit und an stimmungsmacheuden Wiederholungen. Es kann ja von guter Wirkung sein, hier und da einmal dasselbe Wort, dieselbe Wendung zum öfteren zu gebrauchen, aber es darf nicht, wie bei Wolfs, zur Manier werden. Er wendet aber dies Mittel beständig an, um damit die gewollte Stimmung hervorzuzaubern. Gleich auf der ersten Seite finden wir Folgendes: „Ter Gedanke verfolgte ihn, daß er das Weib suchen wollte, das Weib, das ihn liebte ... Es sollte keines von den Weibern sein, die so oft zu lieben vermögen ... es sollte das Weib sein, das nur einmal liebte, nur dies eine Mal ... Er wollte das Weib suchen, für das er leiden konnte . . . Der Gedanke verfolgte ihn, nud das Bild verließ ihn nicht, wie . . . vor seinem brechenden Blick die letzten Sonnenstrahlen znsammenflutheten und zu ihrem Bild sich venvoben, zu dem Bilde des Weibes, das ihn liebte, und das er lieben konnte" u. s. w. Tazu kommen noch die Ucbcrschwänglichkeiten. Wolff spricht von „flammcnstarten Armen" und dergleichen. Bei ihm rauschen die Geister beständig dnrch die Luft, die Engel schweben auf den Strahlen herab, die Blumen lächeln unter dem Kuß der Sonne, kurz, es geschehen lauter ungewöhnliche Sachen. Und endlich diese Tropen, diese ewigen Bilder! Tic Leute thuu Alles „wie", sie scheu immer ans „wie". Auch das sprachliche Bild ist ein Schmuck. Es ist nicht hübsch, beständig Schmuck zu tragen, und geschmacklos, znviel davon anzulegen. Der Verfasser erinnert an die Geiger, die keinen Ton auf dem Instrumente streichen können, ohne dnrch den Druck des zitternden Fingers auf die Saite einen süßlich vibrirenden Klang hervorzurufen. Manchmal hat man sogar die Empfindung, als ob ein grausamer Italiener das schreckliche Register des Tremolo ans feiner Orgel zöge und eine lange italienische Arie in dieser unausgesetzten Zittcrcl erklingen ließe. Man schmachtet ordentlich nach einem einfachen, ruhigen Satze. Tiefes ewige Heruinplatschen! in der Bildlichkeit, dieser Ucbcrschwung im Ausdruck, das ist's, vor dem Theodor Wolfs vor Allem auf der Hut sein sollte. Bei jedem Satze sollte er sich fragen, ob es nöthig ist, ob es zur Verdeutlichung «der zur Verschönerung wirklich beiträgt, die Vergleichnung, die Aehnlichkeit, den Gegensatz, mit einem Worte, das Bild heranzuziehen. Und beständig sollte er sich die Mahnung unseres grüßten und weisesten Dichters vergegenwärtigen:

Er trägt Verstand und rechter Sinn

Mit wenig KuUst sich selber vor.

Tic augenfälligen Fehler dieses Romans lassen aber das ganz entschiedene schriftstellerische Talent Theodor Wolfss, der keck zugreift, gut uud scharf sieht und warm empfindet, nicht verkennen. Er hat Unarten abzulegen, aber es steckt entschieden ctwatz in ihm. — u.

Vibliographische Notizen.

533

Bibliographische Notizen.

Die Kunstwerke Nthens. Auf dm

Spuren des Gaudenzio Ferrari. Ein

Sommernachtstiamn in der Walhalla.

Nachgelassene Schriften von Alexander

Freiherr» ron Warsbcrg. Wien

und Leipzig, Wilhelm Braumüller.

Zer weitgereiste österreichische Edel-

mann, der sich bereits in seinen „Odnssci-

schcn Landschaften" als ein Schriftsteller

von tiefer Empfindung für die Schönheit

südländischer Natur und Kunst bewährt hat,

ist in den drei hier vereinigten Aufsätzen

gar sehr verschiedenen Fragen der Kunstge-

schichte alter uud neuer Zeit nachgegangen.

Das einigende Band bildet die Persönlich-

keit des Verfassers, die mit wann« Offen-

herzigkeit hervortritt, wie es dem kälteren

norddeutschen Empfinden oft etwas befremd-

lich erscheinen mag. So wird in liebens-

würdiger Begeisterung mitunter nicht blos

das schriftstellerische Obsect, sondern auch

die Empsindiingsweise des Autors selbst,

feine nach Zeit und Laune wechselnde Auf-

fassung mit naiver Gewissenhaftigkeit dar-

gestellt und vcrgliedert, so das; seine

Schriftstellerei einen tagebnchartigen Cha-

rakter annimmt. Abgesehen von diesem

leichten Anhauch von Selbstgefälligkeit weis!

uns Warsberg durch sein feines Verständ-

nis; des rein Künstlerischen in den Werken

der Vergangenheit und die Selbständigkeit

seines Urthcils zu fesseln. Tics tritt in

dem — jetzt freilich theilweise veralteten —

Aufsatz über die athenischen Kunstwerke

namentlich durch die entschiedene Betonung

des genreartigen Charakters der vollendeten

griechischen Kunst zu Tage. Ter Aufsatz

über Gaudenzio Ferrari bringt werthvolles,

weil durchweg aus eigener Anschauung ge-

schöpftes Material für die Würdigung die-

ses im Ganzen noch allzu wenig gekannten

Malers. Inhaltlich am leichtesten wiegt

das letzte Stück, das uns aber den Ver-

fasser auch als begeisterte» mid feinfühlen-

den Verehrer Rauch'scher Plastik kennen

lehrt. Im Ganzen darf man sagen, das;

die Freunde des zu früh Dahingegangenen

an ihn: und seinen Lesen« wohlgchaudelt

habe», da sie diese nachgelassene» Schriften

zuni Druck beförderten. 21. 8.

Hie «unftlehre Vanie's und Giot»

to» Kunst. Antrittsvorlesung, gehalten

in der Aula der königlichen Universität

in Leipzig am 4. Mai 181>2 ron

Hubert Ianitscheck. Leipzig, F. A.

Blockhaus.

Nicht würdiger konnte Hubert Iauitschel

vo, I dem Lehrstuhl Auto» Springers Besitz ergreifen, als mit dieser gehaltvollen, i» schöne sprachliche Form gekleideten Antrittsrede, welche er als eine Art Einleitung zu seinen Vorlesungen über italienische Kunst betrachtet wissen will. Vorausgeschickt ist eine warme und klare Würdigung der Persönlichkeit Springers, die sich von selbst zu einem Programm der eigenen Lehrthätigkeit entwickelt. Gegenüber der immer wieder auf's Neue gestellten Frage, was die Aufgabe der Kunstgeschichte an Universitäten sei, halte ich — sagt der Redner — an der bündigen, Erklärung Springers fest, daß die Kunstgeschichte ein Ausschnitt aus der Geschichtskennntnis; eines Volkes, einer Zeit sei und damit im akademischen Lehrplan eine nicht minder notwendige und berechnete Stellung hat, als die Geschichte der Religion, der Literatur, der wirtschaftlichen Verhältnisse, um die politische Geschichte zur wirklichen Kenntniss; eines Volkes, eines Zeitabschnittes zu ergänzen. Mit der Vermittlung, von Kenntnissen ist allerdings die Aufgabe der Kunstgeschichte ebenso wenig erschöpft, wie die ihrer Schwesterdisciplinen: „wie diese, hat sie nicht blos Kenntnisse zu schaffen, sondern auch zu bilden“, d. h. Auge und Seele zu bilden für die Wahrnehmung des Schönen in den Kunstwerken der Vergangenheit und Gegenwart. Abzuweisen ist die unfruchtbare Idee einer absoluten Schönheit; die künstlerische Auffassung der Natur und damit die wechselnde Ausdrucksformen der Kunst sind abhängig von Zeit und Ort und Temperament des Künstlers, und die Aufgabe der Kunstgeschichte ist es, die Fremdheit aller dieser Factoren, die uns vom Kunstwerk trennt, zu beseitigen und damit den Standpunkt zu bestimmen, von dem aus das Kunstwerk die in ihm, geborgene Schönheit in voller Kraft ausstrahlen vermag. In diesem Sinne wird die Kunstgeschichte, die sich auf Thomas von Aquino gründet und im engsten Zusammenhang steht mit dem Geist des Franziskanerthums, sowie ihre befreiende Wirkung gegenüber der mittelalterlich-scholastischen Auffassung erörtert und klargestellt. Nicht mehr ein Lockmittel des Teufels ist die Schönheit irdischer Dinge, sondern ein Abglanz der göttlichen Urschönheit; die Thätigkeit des Künstlers ist ein Analogon, zur schöpferischen Thätigkeit Gottes. Sie entspringt der Inspiration; und was er

Nord und Süd,
innerlich zu erleben vermag, kann der
Künstler darstellen. Diese neue Auffassung
der Kunst tritt uns schöpferisch bethätigt
zuerst in der Malerei Giotto's entgegen.

N. 8.

«etzerische «unfthriefe au« Italien,
nebst einem Anhang: Gedanken zu einer
Lehre vom Kunstschaffen. Von Dr.
Heinrich Pudor. Dresden-N., Oscar
Damm.

Wir haben Herrn Heinrich Pudor nie-
mals ernst genommen, und was neuerdings
über Meinungen und Thaten desselben ver-
lautet, giebt uns leider so weit Recht, daß
wir Abstand nehmen müssen, öffentlich ein
hartes Wort über den Mann zu sagen, der
vielleicht mehr unser Mitleid verdient, als
unseren Tadel. So sei nur kurz bemerkt,
daß auch das vorliegende Buch dem ernstesten
Leser nichts zu bieten vermag, was nicht
von anderen Autoren, die der Verfasser
meistentheils nicht kennt, bereits besser und
verständiger gesagt worden wäre, abgesehen
von den Stellen, wo die anspruchsvolle
Oberflächlichkeit des Halbwissers uns Aerger
oder Lachen erregt. Es wäre wirklich besser,
Herr Pudor schränkte seine Vielschreiber«
und namentlich die Bewunderung seiner
eigenen Geistesgröße etwas ein, vielleicht
gelangte er dann nach ernstem Studium
dazu, bei der in gewissem Grade anzuer-
kennenden Wärme des Empfindens, die er
für Werke der bildenden Künste immerhin
besitzt, später einmal etwas Brauchbares zu
produciren. öf. 8.

Nie l. l. Hofmuseen in Wien und
Gottfried Semper's Denkschriften
Gottfried Semper's, herausgegeben von
seinen Söhnen. Innsbruck, A. Ed-
linger.

Die Thatfachen der Eröffnung der
schon seit längerer Zeit fertiggestellten neuen
Hofmuseen in Wien für den Besuch des
Publikums und der Einweihung von
Semper's Semperdenkmal in Dresden, wo-
mit zugleich eine Ausstellung seiner Ent-
würfe und Skizzen verbunden war, im
September d. l., haben die äußere Veran-
lassung zu dieser Veröffentlichung gegeben,
mit welcher die Söhne Semper's den Ma-
nen ihres Vaters einen Tribut schuldiger
Verehrung zollen. Sie bedeutet aber zu-
gleich einen Protest im Namen der histori-
schen Wahrheit gegen die in der That auf-
fallende Absichtlichkeit, mit welcher in allen
offiziellen Publicationen über diese Wiener
Monumentalbauten bisher der Name Gott-
fried Semper's totgeschwiegen ist. Aus

den hier veröffentlichten Denkschriften — dem Bericht über die Concurrrenzprojecte Haschnaueis und Löhns und zwei Programmen für die bildnerische Ausschmückung der Museen — geht aber, wem dies nicht bei allen Unbefangenen längst als historische Thatsache bekannt wäre, unwiderleglich hervor, daß der eigentliche Schöpfer der Hofmuseen kein anderer als Gottfried Semper ist, welcher keinen der ihm vorgelegten Entwürfe zur Ausführung empfehlen konnte und deshalb selbst mit der Ausarbeitung der neuen Pläne beauftragt wurde. Es geht ferner daraus hervor, daß die Fassaden der beiden Gebäude bis in ihre kleinsten Details und Maße, und demzufolge auch ihre innere Einrichtung, in Sempers Geist genau so fertig dastanden, wie sie sich jetzt den Blicken zeigen und daß auch seine Absichten betreffs des bildnerischen Schmuckes der Museen mit fast ängstlicher Genauigkeit durchgeführt worden sind. So wird die Schrift als Beitrag zur Geschichte eines unserer größten Architekten und zur Abwehr einer etwa beabsichtigten Verdunkelung der Thatsachen Vielen willkommen sein.

öl. 8.

«ecker» Weltgeschichte. Neu bearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt von Professor Wilhelm Müller. Mit Illustrationen und Karten. Bd. 7 u. 8. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Der vorige Band dieser Weltgeschichte brachte uns die Entwicklung der Reformation und im Anschluß daran eine Darstellung der Kriege, die mehr oder minder direct aus ihr hervorgegangen sind. So haben wir in Frankreich die Hugenottenkämpfe mit allen ihren Gräueln und Vernichtungsscenen, in England sehen wir eine Lösung der Kirche vom Primat des Papstes sich vollziehen, die von unendlicher Bedeutung für die eigenartige Geschichte dieses Landes geworden ist, in Deutschland endlich stehen der schmaltauerische und der 30 jährige Krieg in unmittelbarem Zusammenhange mit der religiösen Bewegung: dieser jedoch wird zuletzt nur noch geführt, um politische Machtfragen zur Entscheidung zu bringen, und hat das Resultat gezeitigt, daß unser Land in seiner ganzen Culturentwicklung auf zwei Jahrhunderte zurückgeschleudert und nach außen hin zu völliger Ohnmacht und politischer Hilf- und Ruchlosigkeit verurtheilt worden ist. Diese Verhältnisse werden in schlichter, ansprechender und all-

Vibliographische Notizen.

^35

Junge Leiden. Roman von R. Mcngs.

Berlin, Otto Janke.

Tiefe unter der kühnen Flagge eines Romanes in die Welt gesandte Erzählung darf ihrer moralischen Tendenzen wegen der reiferen weiblichen Jugend unbedenklich in die Hand gegeben werden und wirbt jugendlichen Leserinnen viel Wohlgefallen bereiten; sie spannt, unterhält und verhilft der Tugend zu dem verdienten Lohn; — fomit ist allen billigen Ansprüchen Genüge gethan, die an einen Familienroman gestellt werden dürfen. m«.

«llerlei Menschliches. Bon P. K.

Rosegger. Wien, A. Hartlcbcn.

Daß Rosegger gewohnt ist, das menschliche Leben und alles, was dem Einzelnen wie der Gesamtheit widerfahren mag, mit nachdenklichen Augen anzuschauen, das ist uns aus seinen Erzählungen längst bekannt. In seinem neuesten Buche, das meistens Betrachtungen über sachliche Themata, jedoch untermischt mit lehrreichen Geschichten enthält, tritt diese beschauliche Richtung ganz besonders hervor. Jeder Leser wird dem sinnigen Beobachter des Menschenlebens für manche neue und fruchtbare Anregung dankbar sein. <^.

Lhiemganer Voll. Erinnerungen eines Ehiemglluer Amtmanns ron Hartwig Peetz. Aus seinem Nachlasse. Zweites (Schluß-) Bändchen. Leipzig, G. A. Liebeskind.

Dieses zweite Bändchen enthält zwölf hübsche Geschichten und Schilderungen aus dem Leben des oberbairischen Gebirgslandes, dem der Verfasser liebevolle und vcrständnißvolle Anhänglichkeit bewahrte. Tic Ausstattung ist nicht so gut, wie man es sonst bei Werken dieses Verlages gewohnt ist; der Druck ist (wenigstens in dem übersandten Rezensionsexemplar) stellenweise entsetzlich matt. 0.

Iwei »estsälische ««schichten. Nr gemein verständlicher Sprache, die, durch die bekannten hübschen Bildwerke unterstützt, an Deutlichkeit gewinnen dürfte, dem Leser vor die Seele geführt.

Ter soeben erschienene vierte Toppelblnd enthält in der Hauptsache die Geschichte des 18. Jahrhunderts, dessen Inhalt sich von selbst um die beiden Pole gruppirt: Aufklärung und Rationalismus im geistigen Leben, Despotismus oder doch Absolutismus im staatlichen und politischen Dasein der Völker. Dieses absolute Regime nun hat in den verschiedenen Staaten eine ganz verschiedene Färbung angenommen; welch' ein

Unterschied zwischen dem kirchlich starren, finsternen und unnahbaren Absolutismus eines zweiten Philipp in Spanien und der aufklärerisch angehauchten, dem Volke zugänglichen, menschlich freien Regierungsform des großen Friedrich in Preußen! Und doch sind beide Arten demselben Princip entsprungen, der Selbstherrlichkeit und Omnipotenz des Fürsten: nur soll diese Allgewalt in dem einen Falle sich selbst dienen, im anderen Falle einzig und allein dem Wohle des Volkes gewidmet sein, das ist der große Unterschied. — Wir folgen mit Interesse der Darstellung des Buches, die es nicht unterläßt, an passender Stelle auf solche oder ähnliche Gedanken nachdrücklich hinzuweisen, wir spenden den schönen Porträts unser volles Lob und begrüßen es als eine durchaus praktische und nützliche Zugabe im Interesse eines größeren Leserkreises, daß hie und da zur Orientirung historische Karten eingefügt sind. — Druck, Papier und Ausstattung sind sehr gut. vc!.

Drei LebenOePisoden von Helene von Hülsen. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger H. Krüger.

Aus dem reichen Schatz ihrer Erinnerungen veröffentlicht Helene von Hülsen, die Gattin des ehemaligen Generalintendanten, drei Episoden, welche, in dem gefälligen Plauberton, über den sie verfügt, erzählt, den Leser ein Stündchen angenehm unterhalten. Am meisten Interesse für einen größeren Leserkreis haben jedenfalls die Erinnerungen an Charlotte Birch-Pfeiffer, in welchen der jetztig«: Generation das Bild der begabten Frau vor Augen geführt wird, die Jahrzehnte hindurch das Repertoire der deutschen Bühnen beherrscht hat und trotz der Wandlungen, welche der Geschmack inzwischen erfahren, verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden, der in unserer schnell lebenden Zeit die Abgeschiedenen allzu geschwind verfallen. 102.

zählt von Gisbert Frhr. Vincke.

Münster in W., E. Obertüschen's Buchhandlung, Paul Hintze.

Das Bestreben, westfälische Eigenart im Charakter seiner Bewohner, in Sitten und Gebräuchen, wie das Land der rothen Erde selbst, welches jedenfalls sein Heimatland ist, zu schildern, mag wohl dem Verfasser die Anregung zu den Erzählungen gegeben haben, die beide auf westfälischen Edelhöfen spielen; das locale Lolorit giert den Grundton an, doch ist darüber das

1,36

Nord und Süd.

doppelte Jubiläum feiert er durch eine Selbstschilderung, deren poetische Einkleidung ebenso anmuthig ist, wie sie nach ihrem Kerne als aufrichtig und zutreffend anerkannt werden muß. Im Morgenröthe dieses Jubeltages stellen seine poetischen Kinder — Allen voran Herr Liebrecht Kühnchen und Freund Bornemann — ihm ihre Gratulationsrisette ab und bald darauf wird er wundersam versetzt in einen olympischen Sinnen, in dem gerade Jean Paul, Uhland, W. Hauff, Lhamisso, Fritz Reuter den genau vor 70 Jahren (25. Juni 1822) geschehenen Eintritt von E. T. A. Hoffmann in das Jenseits festlich begehen. Tic Art, wie sich Heinrich Seidel in dieser Gesellschaft bewegt, beweist von Neuem, wie viele Züge er in der That mit jedem dieser geistesverwandten Vorgänger und Vorbilder gemeinsam hat.

Vor ihnen Allen aber hat er den Vorzug voraus, diese naive Lust am harmlosen Leben und am anmuthigen Fabuliren bis in unsere vielfach so unvoctische und wenig harmlose Zeit herübergerettet zu haben. Möge er Beides in ihr und für sie noch lange behalten! O.

Von» Lebenswege. Gedichte von Hans Hoffmann. Leipzig, A. G. Liebskind.

Der bekannte Novellist zeigt sich auch in seinen lyrischen Gedichten, deren NBtheilungen jedesmal ein Dankspruch aus Goethe gewissermaßen als Leitstern voranleuchtet, als ein feingebildeter, formgewandter Mann, der seinen Anschauungen, Empfindungen und Gedanken auch in Versen frischen und originellen Ausdruck verleiht.

6r.

allgemein Menschliche nicht «eigenen, und wie der Leser diesen Vorgängen sein Hauptinteresse zuwendet, so hat auch der Verfasser die Kraft seines Könnens auf dieselben concentrirt. Große Erfindungsgabe ist nicht seine Sache, auch wäre es zum Vorthcil seiner Schilderungen, wenn sie weniger in die Breite und mehr in die Tiefe gingen, aber es steckt Originalität in ihnen, es ist gesunde Kost, die, wenn auch nicht stark gewürzt, doch nicht reizlos ist und aus der Masse der trivialen Tageserzeugnisse herausgehoben zu werden verdient. — mx. —

Der Schatz und Andere«. Von Heinrich Seidel. Leipzig, A. G. Liebskind.

Eine längere Erzählung „Der Schatz: eine Geschichte aus der Heimat“ und vier

kleinere Stücke füllen den zehnten Band von Scidcl's gesammelten Schriften. Ter Leser wird au Allem seine Freude haben, sowohl an der feinen Eharakteristik uud sinnigen Lcbcnsanschauung, wie sie außer der ersten namentlich auch die dritte Erzählung („Der Lindenbaum“) erkennen läßt, als an dem derberen, aber stillvergnügten Humor, der die vierte Geschichte durchzieht („Wie mein Freund Bornemmm schwcnningertc“). Ten Schluß des Bündchens aber bildet ein kleines Cabiuetsstück von ganz besonderer Art, auf das alle Verehrer uud Freunde des lebenswürdigen Humoristen ausdrücklich aufmerksam gemacht sein sollen.

Der Abschluß des zehnten Landes seiner Werke traf für den Verfasser zusammen mit dem Abschlüsse des fünfzigsten Lebensjahres (25. Juni 18U2). Dieses

tÄn^ili^sn» I Nolwi-, 2»5,>w°!mi!z n»<!!! H,ü»»»nl ä«r Ilolincliun ?oloon»!t°n.
^nollw«, V?,, I^m «!«» ^»I>I»««. 8<-dvmv«"!<!

Xuvello in Viü-sc-n, Ait Voiivolt von W,
^n««ll, l)r«^«u, 15, ?i»«on,
Vlnmci, Oll,, ^!«l,ei l<lnn!i«i,!,!w8«. l?n>,-
tmi-ü i, U,, ^Knlwm. Vorwßlibncdd, von ^. 0,
U, «nur.

l!««t!>rl>e», ^., 8ü!»v«!«rlnN, >«no Dicuwüssen.
8t, tt^ün, Lu«°n K Q>.

»«inli»«!, »l,, In Li»u» l,,!>t, Ilomim, Uiu«^«u,
»!d!l»«>>e!l <l«i ««««inUltte«!»»' «lc« ln» »n>l
^!l,!»n<i««. Xc>, NN—ü<2, NllU«, U, Ilünsel
»ienen»!«!», H,, ^n, ti>e>wm !l«ri«n, (ioäicQw
M«l-bllum, >!), ^,, l5 ^üb« Aüi>c!,ll>'i l lottlwüto»
N««ckionw, Diu Ilür^bücli nnt <l>» «',^ilil!ss,
Hintzfüdlililü Hiü l"iui!«iru !il>i! von t°«l<>»
»l« l^uiwl >l«r l>l!w<-n,»>l llnldilnn«, llit <lum
Uilinigs ä«»^ll^i!«3 un<! mit?« lllnZtl^tunoll,
ziünob«!,, D, Hlbsit it l>>.

llü«l>!l», ^,, Diu« H»!"^«!il <!«l n«irui!»ß>!N!!»wi>
^VV>!il, H03 Künitwi«, Hlün(K<!n, l>ll«ti>3l)-
l!nl>^m«ni!, !l,, In <!°r Ltom«, LultnrKilHei- »uz
lln^l^lld, ll^üdo», K l'iSl«on.

l!nl,»»nn> N,, l)>» Lwllä» ^ommü Hw» HnÄil.
»»nMer, ll, ^nl«i«un« ^ur ilnz»!liillui!«t. Q«»,
^!l8, », «udl,

Ni««wei, », llnu«ow?olä, l>««<!«n, !), ri«i««n.
»melii!«!l, L,, N»wni!in« »K l^i^ionsi, llmnmx,
V<!i-l>^zl>,»w!t llnä UluollVr«! H. 6. Ivulnu^l«
^, l', liwkwr)

l»»» viicd luiu Voll«««», 8«n! 8 !>«i«nz Nom»Q«
von «oulicillinss, Nirnät, 8t!lU. X«!l u, ?»»>
^onl!^«!. Lsrilin, H, Eolilzodwiät.

l!n»el«f, <^,, Ui« X«u«len 8>^m«!!>l»mps»l- >!!>i
2««il« H>»!l!>8«, Ki«l, l.!Mll,° H: litzkei-.

Vibliographie,

<3?

llotlxcliei Hl»«»N'^!m»!>»el> liil ,1», ^«bi- iWz.
Nei»ll5«, von Utto L^»un, Hit ß Kuuztb«i>
!»6»n, 3«nltz»n, F, (, ^ntin'ziQo Lucün.
^s»»n-zl»^«>-, D,, ^onllun«» von 3t, (illllün, Di>,
kiljlorli^, llr««wu, L. ?i«i«nu,
N,»!KenHe), U > ^o«l> Uorln, ltoinu», llt»«lsn,
Nn>»»«», ^on. 6ii,t,, t!««ni^dte ^loxilnäer« äe«
Nioz^en. Vioitu ^,!n»l,'», ilit liint ^nlt«n
vu» 8«>!»nl li!o,<!it, Unin», ?r, H_ l'ortnoz.
lWliln«.,«!', l'r,, vor ^lkelt«!^l>»z«l L^uoizpi«-!
in M„t H^t« , Loilin, ?, üentüs!
N»»te>-, V,,'. >,, V 1^,,, >-,n8U«ol><, ««'i. iÄonz-
nncl ^i»!«l»„lui!^'Ni2mill>ti!i, Volülunün«»»
8<-nuwn8 im Lnz!i5<:liuu »ncn nnno l,«l,ior
in >>wunä!»!U!li8 ü«^r»<:!>«n mit 6sm Lcdülör,
üiitt« Hüll»««, Li«to l^i«lolun3, ^tottin,
Horielc ^ Qeo^lin^,
l,z«lm»ni!, 6,, Di» l>ünl7«tslln,t. Nn lu'liß?l-
ljiu,ß 3<« äom 8o!iv>»i^,»ln in L>,cK« Hbun-
<«!i»in. z«utt«!»n, l', 5«ü,
l!n>,t, 0,, Csäicnts, 2^„!lu Hn»«x« mil ii«n>
Lülo H»» l>i<-nt«l?, üünoul^, t.', L'o««,
r«»i«>, K,, l'l»!!»!,!«!!». Xuvoll«. Lullin,
ri«uÄent!>»!, !>>, LonHsrlllz» nuH Vc>^chun>l»n,
Uüant un>l l^>i!ln!un8»ll nu^, äsi noninniiio-
v«i«!>l>«u Usili», UläonK'!^. tt. 8t»l!li,e.
l»«,»!-!, b, ll'oü,tm«i!ri,ui,^llckt un>i Innren,
riii«l, 1^,, Kis u!ln«^!lo llinnlisnplloD, mit!>»-
«on<l«r»i üelliiekckodlißnn^ n«, liinäos, Voi-
tiiizo llii >l»n«n nncl ,<lln85r»ien, ^!i! l
lit^ldüH in l.ic^Ktdrnc^ nnä « HbdiUuüßou,
lH>>«8, Q 1^, llir«>.l>!«!ä,
»«6«, .^ ^ A«n«onlicn» ll«U»äi». (i«nionil,u>li
>!»l 0»/«NV»ll Voll H<,<l'!!!,t,'!0ät, tiornu, l,,l,,»
!l«l^«in, ll»n<!l unä Vl>n««!o», lli-odien'
v»l»s, H^ l^oll». Rill Lodiont, ?lnii^liilt «. U,
««v!>»v«, ».',, <i«!u«,» Uizzon»NWn. Xov^len,
««ll>l»edel li!»!«»,!«v,,r» 189». N,,cwn, Utor,
linitillt Hl, il. Nuttor, ü. ?izc!wr,
«K>»«l, ij,, Vum ^!«iu«n üuii. l»i««<ien. 1^,
«i«l!«l, «. „lN« «w!« Leiün, V««!u ö»
vi«»», ^ ^Vm V»lcu«n«««, li>inHll, V«'«H«!,.
l! l^o»on,
«!,!«« >luli<-inoi3, Ulinin»,,, ?r. Nl>ü««?ll>ani>.
«L»»v, s>,, NuntH Lil^or, ^„nä nn^ l^nl ^or
<i^mnll»l>l,«it Uum,<lo,!con. Alt lünstl»-
tionen von ll. Qiiäol«, tzlllxiiimlmz, cili-
ll««, ?, llent»ü» ülii^M, N!>IMOV»l l.!N0>l!,
N«ls, f', R,, 15>iicn von Hutton, l«„ol5n!»l
in liinl ^ntlüWu. Ors«i!«n. R, l>!«l»on,
N««lt«, ?n., Prolin, >l, R,n «n«!>,»!o5 2„KunN8'
oiN. iAnst« ^uioi^szoden« Hnü,,',, Orozcwn,
ll«n»^, H,, 8nl«miin, Ri,,o l!e»i-no!!n!>ss il««
„Uulion l^io<!«5" in «Qt ^ll>M»!i»ol,«N No-
»iU>8»N l>ul Uinnä >!rt l«ll»»t«u ?Ol5cl!U!«l!N,
L«l!!!!, 8, C,^7>tN»!N,
2^«l, r, o,, l»« «üztonniiliü. ^,!tul«»«<:ll.
^l^tiliin^ «u« ,!»r UlitKo^oit ^l,!gvi,t«i!3,

lünzti, von H, U«zz«l, L«iini, U, Kii!?»!,
— >j«t- v ,ll L«5l!«!!in^»u, ^ulw^'ozl-lliolltlic, o
^l2i!i>!!nz, l»u«tl. von R. Xlln^onbsil, lwr!,,
Nun»»»», H. v,, Xens UoHicnlo, l^inlig, ^, L
l^il>b<!»!iu>l,
N»!lm»n», N., Vom l^«!>n»v«z«, 3«(licni«, 1^!,»
li^, H. y. l.!uK>»liinH.
UoPlü», ll,, llo!ss», Ll-Nüll'ni«! in Mnk Hl<W»
Lsiün, Noor, l^»«t«l,
— V«r<!uiK«u zu l'nriü, liumiln, l, ^ull. 2^«>
2ün>l«, l3«rlin, l,i«oi, t>»«l»l,
Nu<»<!!l«»«lt«l, 1!,, Rriulll, Nlum»liz<:!!«5 <«<!,
in visr ^llKüMn, l)i««>len, l), l>i«r>nll,
i»'!ilin«ll»»>«u. Nootzon von Äui« «o!>l»mm-
>l»n»»rl!«!i, Ä,, <i>«n,u««!t« (ioäionto, 2n<>it«
vl'linbon» .^nll, Ltntz^rt, Union llsutö^no,
V^! l»ß^«u»z«!>»lt,
H>l>l»n, V?,, l^lüt» Ueüer, l'iHniiflirt n,)l,
H,<fen>l-,UKlln>, nou«!«!!«,, ilui^uz^, von .1. l^>!>.
inovol, 2«!>it«r Unn,l, ziit i v^ollbülisin u,
^i>tnlt unä vruokon,! H,, N. lvoim»>8 ^, ?,
NioKwr,)
X<u>tl, 2,, Di» ^? »lMusrn^uunz l^iiu^r. Xi?tl3ci>o»,
2»oit^r ^n»ili Xullüt und iHnon, lli»üä»n,
l,n l'ilmln »lN H!« v«!«»i!»!»»»l!nz. LüKonnt-
ui«8« «ino« lnu«lt«»!i, 2«dnw !>V 2NUM»
H«N»8», ^reiblliß i, l!.. ^. 0. L, Aolil,
lle««l->ol<!»n, N, Hu,«80«im>!o!lu, l!om, l?tnnt>
10? - l!^!, Visn, l'll^, l.sl°ÄL, r, l»mi«li V
nnä N, ?lovt»3.
lilelnev zilliiirloel «nlenHer >>l» lW3. llünonon
l.,>ol l'n'tilnt Ul, zi, lll««!-, li, rwen«!-,
liünler, !>., l'>.,it» U,il3(!nei. l^in« ^«non««l Ls-
«ck!onts, ,l«ni>, l^!l, zinn^»^ V«!!»!l',
li>le«t, l'2 , l»uN«nto nnä «rnissor, ^»dlnnMn.
nnä KüÄor l>, ^!, U»u<!«l>!. iinll 8««<!!«n,
««»«rdmav, l',, K,o Ui!v,,!Ü5,>mmoi,n»it äül
t,«ut!ßo» l'?j-cni»tii» nnä nio lll«n^o>nllkt>5'
Nn >?ort n,l lllun!>»ü», l^«ipüz. li l7niiz,
liinm«l, ll, !>'.,, 8o!i»n<>u Uni! Ullnon, tjoäiciltu,
l»le linn«tde»eziln, »»»»eiel /«lt nn«! Neu!»s!>.
!»n<l«, l»»de«»n>le« llüneuen« <iu,i«!«,,sz>>«
Xnr Hul!l> ,!lln!; u,,ä <i«!«!k«nz«,n>tn,,^.
l>»»»««zz, ?, ^, ^nllkor v,, KrxNN'NonntliolgllU!«
in ,!»n llüNiiionon <!»l »lt»,,, ('^iiu^u,, und
l>n<!«wr VülKl^l, l.o!>>«!l', V, ^nssl>l,°m,n,
l>»i>Urr. ic,, Kii^en un,! dingun, l)i«t« Nsiliolit»,
ln,n (l,n?«l3l»>.l!i>,Uu!w^ Xu, 2996, 2!»9?,)
u,,>! ü«! U,,>!<lw!<«n«, .Vit <» X>!Ni><!uni.'«n
n«n X,>tnri»,k,,!>timun Ul.6 l l«n«, l^iz^i^,
lH«>ven!eiU, ^, ln <!lw^unH Hütsn. Rin»
L>ln>>,ißül l^iÄnl!l,,^, lll^unlz, H, UoKl-
in «moiu ^!it, l!r««>!«n, L, l'iorzo!,
!!, /oonol,'
A«lnl!r<!<, H>!.., l>W Klou» Uncn, ilüi^lwn n>i
LNnon, 2«tiin, Uoiii, l'wte!.

Nord und Süd.

ül»<n>>, I?,,, lilirsio, I^Inv»Nf»!i»«!,« UioKiÜN!;,
 llstzcnv von H, 2«rru<:!i. 8<>-»»»b!ii^, li, 3,
 Iriinn«,
 ü»!tle, Ur«l N, v., N««l>mm»l<« 8c!>iiN«n un<l
 U«n««iirHlzin>»«n 8«od!!t«r Li>nH. Lr!«l«
 »u »sin« Li«nt nnä ?r»u. 8tutt8«^t, U«ntsoQ»
 8»ni VII. üs>!»i> — 8n<:n^o8i5t»r. ü«r!iu, ü,
 8. ziittl?! «: 8unn,
 ll»«:t, ün<!v«!op»H, >Vort«lduon >i«i »n8li»onsn
 und <!»ut»:n»n 8nr»^l>«, I^iet, «, Lerlin,
 Odoín, ^,, Ol« ll»1<i«n d«r Kii»le, llin» ti«>
 «nilckt« vom N«ut»^u«n !?or>l»o«ße3wso, l«!i>-
 U»<:n»inn, l!>»<l«l>!l un>! 8ülN5lni!>'« klir^uz
 ?«i<tiz 2««on!>!ti!:t«, l^uii^iz, X !>', l>l»u,
 «r^Unü, lllit N Lo!i»cn,,iU«n, H»!l«, U.
 peteinen, Ü, ?,., I?o,ni>»,rt Nnttuck«, D!w äon!»on»
 pnüonÄ«!l, lledi^im»!l!« ülirouon, 8<nt1^»N,
 ?l«!l, 8»!omo und 8nl»ini» Lin« viontunß,
 l'llbüs»!, U,, l'zvrn«, L»n»it>v« Xovolwn. vrssd,,
 ?uÄ»l, ll,, ^?i»H«l>?«d!!l in 6°r liluziV! l!r«»i!«,!,
 ll«lcl>, l^, <3»!>ckic!t,nnH 6«l»nron <i»r lruont-
 ll«ln<ek«, N,, 0 <w «s!^»L»cl!l!«d««!t! Lil6«r
 uuä Vi^nxtt«». lllit, b«g!«i<»i!Ä«i> Uiol>tnn^«u
 von ?r!Ä» Fcnnnl, iHiim!^, H, L!t^»,
 8<l>»en!l>^v, ^, H,, H«!«» H,,«n litalien, nnon
 He^^-r,»ou nnH ?»l»««lin», Ait « HlibilHunzvn.
 Vi«i, H, li»rt!»!>«i!,
 «, ^!t!«rl «i Ou,
 llri«»« ^ulloll«, iHipliz, D, üsil ' K»o!,l«!^«l,
 8rl>!lc,,»nn, ll,, Vionor 8o!l Uwndiliisr, l,,it
 von l). l>oot2>, ^Vinn. ü, Vobr.
 D, Nsizon,
 ^innü/le^, H,, Hnow! Voriir,, Zidiio^r, Unr«»u,
 8«!>uKln, U,, „N, 2«! «in ü«l in <!«l l"!li!>lwb»-
 s!«°l, r»«t«i,
 Xeldel, u., n««»mm»l«« FoKrilwu X, Lnn<l,
 8peel>», «., L«l!icnto, !liinen«i>, 8«i<2 uns
 8t»ml>l«, ln, v,, vn» Lclilnünt!«! in» l»uto»
 bui^«l XVnld«. lllit einor lVllrt«, lvn8W>.
 ln, tt, ?i»cll?r.
 8<«!>«l, ü,, ^VuliinVit unH ^VizüNusebltt. Vc>l-
 «>>i«! oinoi „?n!la«ni« Hm ?i«Uell"
 8t«l>>»n, >i«r liwin», Nu Uill^bn«« lili'g l>nbl>>
 b»e>>. L«»iK, von !l. 2. Leumint, », Hüll.
 Uw«<!en, >? K!ln<in»lln.
 8t»rm, 'lll,. Vor 2»i«n, üo>«l!«u, 2^«il»
 Hllüok!», L«rlin, s!«>>i. ?»«t«l.
 ^ultnel, U, ?, vi« iiVtmlnr«!«!l, l!om, llw»<l<!n,
 Mvi«^»-6««<!ui<!!>!«n. Vl«z6«n, D, i»i«i«on.
 ?b»le>', (.dl,, llucubul'u Nil Un«rN>n!«n«, Vi»n,
 ^ H»nl!»!>«n.
 l!»!«t«1'» l««»,nn!«>!« 1!l'«lli«. Vom V«!n««l
 2»n<l V, VI^ Kri»8 uui ^>i«!«n, L«i-lin,
 N. XVilnolmi,
 l'»ll«»»nl, l), L»i«u, D«r b«««n!«m!iz»« 1°»!!.
 Noi««,!. ü lWuH» Ur»lH»u, 1^, l^i«i«!>n,
 «!NI>lt. l!lV»ä«u, !l, i>i«l>«u,
 1^»^»n, ^,, vl« «tllixlebul'K, lünztr. von H«lnn.

Mrüing, N»mb»i!l, V»!l,-^n«t. u. Umeli»i«i
<vnl«, ^, ?. IiiÄ>i»l,>
?M»!l>'» !<«d«». 8ev»r»t!>luo^ »»5 ä»i> „»uzz«^.
dumuli«, 8«niitt«n A»r^ l»'»w',," ütuN»
l'!>!»!«!8 ««»cb»«. Mi UolüZonnitwn «»en
ll»x, 2io>c u. ^, 8iu«z»ll, ^, N, O«l«»'lcu«
Ulm»»», 8,, l)W Luon ä»i l»mi!ieu»i>i«!«. Ait
l!lu»tinlion«n, Vi»n, H, ll»NI»!>«n,
VII!»m»^l», ,,l.«K«ll>ll l)a««lK»/' Xov»ll«n.
üsrlin. slobl, i'»»!»«!,
V»z«l, H,, llinä«r nn<! ?»»<!l««, üln beiwre»
liilHorbuch, Uit 8eim«n ?nn ?ii6» 8«n»ni
und ^uiiuü l,o!,me)«l, lilmbniz. V»li»si»'
l>,!8t»!t ui«! Nluoiisru, H,, U, Ivorni, ^, >'-'
l tion!«,,)
Ve«t,in, ^V. 6r»l l-, >iii«t Li«m»r<:>! ni«i ä»z
l8«l, Ä,t oinom Liläni« Hu» ?2i«t«n Li«-
inmoil, illlnrnon, 0, ll, ü«<:!i'sel!» V«il!>8«-
^l>!m>»!>, !^,, ll»» NeioB 6»l Nnb«dni«er,
Hloxnn<!«l, L«r!in O, Ullidli <i l)n.
VUIle, H,, Di« !>)l«X>iiei«»t, iiii« l^«n«nnss nnä
^>!j!om«!u v«i«l!>nH!ir!! llllßu^wllt, >!it !!
l!ll«!,! uncl 7?5 l<>xt-l!!i«Nnti<>n«u, l^ipliz,
Vinllie, «,, rw!n»li, 2»«i V»«tNM««!>« <7'«>
W»!s, l!,, l)uluin!!u« N«<n» in uolln N»nH>
— l', ^«il« l j!i>lt«l, Xnv»!l«n. Ait lllliä-
/eiolinun!;«« von l«eoi>, Uul8«l, l^i>«>8, ^>
L«l!«c!>llsl 5ii>' Nfi>n»!!»m»!!, 8>>!r^<>»tln»»<der»-
>>le, 8n»U^«<l«n»!e!>« ». v«l,v»u6l« p»?«««!>?,
InloeliunU«». Inw^un^ l, H»tt l»,3, Lsrün,
U, Liießoi,
llenli«^, !>', V,, Nosfnidit» Her Vionos louli»!!»'
tili vilni-lnä d«>,!«nr°!! l!><», Lin »ei«»^
^ur Noulzonon ^u!t»,Ue««bicnlo, >Vien, "W.
Nel>igir! untci veinntwoiüichfeit d« tzer»uzg»b»r».
3chl«si!che Vnchdluclerei, Kunst, und veilagl'Anflu!l vorninli ö, öchottloendn, Ul»l»u.
!lnb»«<b!!g tei Nachdruck an» dim Inhal! dieser Zeillchiift untersag!.. Ueb»rse«!»ng»lech! naldehalleil.

MH
ß l<2tlll-llL^e IVl!N6l-glwg88el'
^. 1893« k'liLCkO l'ÜlwQF. 1893«!,
---^
?^ läsliober Ver82n«l

pulvesfösüilz
llNll
lls>,t«l!l,l st.
X«Nl.8»^N^N
Lsisuä«! 8ell».
2 «^N!.8»^l)rn
^ ^8l>sl»lel!»»»»!!!«»,
-455-
^1, | ^, ^> ^
<üll'»' lllü!!» lüllüMMIM
»ii>6 in diileden 6uicli 6!»

«owie äurcli
alle zlillmk^zel-llä^lun^i,, ^ntbßkell un<l vl^uizten.
lkbo>-3«»i8eli« 0opüt8 in clsn «rü88t«n 8täätsn »lle,- ««l ttneils,
UV
3^^^U^T^^^^^^^^^|^^^^^2^^

"LHCUNU5 ^MCä'l' ONLIL 1-^N^N^!!^."

Die ^ü^rücken l^üllun^en am .Vpollinariä-Liunncn
(AKrtal, li,K^iii-?reu3äen) betrugen an l'^oKen unä
Xrü^cn -.—

15,822,000 in 1639,

17,670,000 „ 1390.

/<2i/c'//<5>^/ ^//<2/^7t7/<?^ ick^e/^<"^."

1^ ll!^lli3, 20. H>//w//ö<?/^ 1890.

1^ ^l1!_l_!Ussl8 MMM, !_IM7^

EMPTY

Februar 1893.

^

Inhalt.

S»!l«

Wilhelm Densen in München.

Aus der „vergessenen Zeil.“ Novelle, (schloß) l,3)

laura Nlarholm in Friedrichshagen-Verlin.

Lleono« vnse l.69

tily von Rretschman in Verlin.

Die ethische Vewegung in veutschlgnd ^86

Robert f>Mß in Dresden.

Die französische Armee beim Ausbruch der französischen Revolution. 205

F. A. von Winterfeld in Stuttgart.

Christian wolff in seinem verhältniß zu Friedrich Wilhelm I. und

Friedrich dem Großen 22H

R. Grazer in Cemesvar.

«Line communiftische Colonie 23?

f)aul tindau in Dresden.

Schlag neun 2H6

Vibliographie 2SH

vom Kaukasus !um l ^indusus, <Mit Illustrationen). — wie luöivio, vietsch ^chrifi»

Vibliographische Notizen 270

Hierzu ein Portrait: «Lleonora vuse.

Radlrnng von Prof, Wilhelm Krauskopf in Uarlsruhe.

,N»!l> »nb Süd" erschein! am Anfang jede» Mon»!! In l>ef«n m!: je einer llunübeitage,

— ^.— prri, pro Vuanal <3 hefte! i Marl. —

All» Vuchhanolungen und postanstäuen nehmen jederzeit Vestellungen »n.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Mord und Süd" be>

züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu

richten an die

Redaction von „Onrd und Süd" Breslau.

öiebenhufenerstr. 2/3.

Veilagen zu diesem Hefte

V«!!!»»«!! a- «lllsth« in »ielefelo u, leiojia.^(Mona!5!,e!le),

EMPTY

M^MT'

'X

^^^^_s
56,','!^! zÃœieve!^i,5ÃœN5l2lt v^rm 3 ^^.0l',llen>!^' !li ^7^'ck

EMPTY

EMPTY

Üord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
Faul tindau.
I^{IV}. Vand. — Februar ⁸⁹³. — Heft O<.
!MÜ >!N»M P»«l»!< in llodlnm!,: Eleonore D»sc),

Wre^Iau
Zchlelische Vuchdrnckerei, «uns»» und veilagz.Anfialt
vormals 5, 5«b°ttlaendel,

EMPTY

Aus der „vergessenen Zeil.“
Novelle

Wilhelm Jensen.
— München, —
(Schluß.)»

rüber, der Brücke zu, stieg Regina Edlinger den Abhang hinunter. Tageslicht lag noch um sie, aber von einer Art, einem rothen Sommerabendzauber, wie sie ihn noch niemals gesehn, und ebenso erschien ihr die Luft weicher und wonniger denn je, als athme sie dieselbe in eine unbekannte Tiefe der Brust hinab ein, bis wohin ihr sonst noch nie ein Athemzug gedrungen. Solches Tages konnte sie sich aus ihrem ganzen Leben nicht erinnern und solches Wohlgefühls, das über sie gekommen, ohne daß sie wußte, wann und wodurch. Nur entsann sie sich, beim Heraufsteigen und wie sie droben gesessen, hatte sie noch nichts davon empfunden. Luft und Licht mußten sich erst nachher so wundersam verwandelt haben. Auch zum Nachgrübeln, wie zuvor und sonst fast stets, trieb sie gegenwärtig nichts an, im Gegentheil war ein Wunsch in ihr, überhaupt nichts zu denken, sondern einzig mit dem Gefühl die Schönheit des Abends zu genießen. Nur zwei Gedanken konnte sie doch nicht verdrängen, die kamen ihr immer wieder, wie die Mücken, die ihr über dem Kopf auf und nieder tanzten. Der eine war phantastisch-märchenhafter Natur: Der kleine Vogel, welcher aus dem vereinzelt Baum nach dem Waldrand hinübergeflogen, habe sich dort in Wolf Paumgartner verwandelt. Denn die Stimme, die aus der Brust des letzteren gekommen, klang ihr ganz so im Ohre nach, wie der Gesang aus der Kehle des Vogels.

^H9 Wilhelm Jensen in München,

Der andere Gedanke war, es sei gut, daß die Emmerenz Kleeberger mehr ostwärts gegangen, sich nicht nach der Richtung fortgemacht habe, aus der Wolf Paumgartner hergekommen. Warum Regina das gut dünkte, wußte sie sich nicht anzugeben, aber sie war froh darüber, daß es nicht anders geschehen.

Nun ging sie über die Brücke, die Sonnenuhr mit der Umschrift drumher sah ihr entgegen. Doch sie ward jetzt bei der Rückkehr nicht davon erfaßt, daß die letztere sie selbst angehe. Natürlich zeigte die Sonne fortwährend Stunden an, in denen Menschen auf der Erde starben, alte Leute, die lange genug gelebt hatten und sich einmal in's Grab legen mußten. Aber wer noch jung war und das Leben nicht hinter sich, sondern noch vor sich sah, für den galt der alte Sinnspruch der Uhr nicht. Allerdings starben dann und wann auch junge Menschen; damit indeß mußte es dann eine besondere Bewandtniß haben, welche, lieb sich nicht sagen. Denn Regina fühlte merkwürdig anders, als noch vor einer Stunde, wem es nicht gleichgiltig sei, zu sterben, wer noch leben wolle, dem könne der Uhrzeiger gar nichts anhaben. Der alte Wächter öffnete ihr das Thor, er sagte: „Na, hast Dir draußen die Backen von der Sonne roth brennen lassen? siehst ja aus, als wärest im Jungbrunnen gewesen. Wo ist denn die Andere, die Dir nachlief?“

„Ich weiß nicht, sie hat gesagt, sie kam' heute nicht heim,“ antwortete Regina. Der Alte knurrte: „'S war' nicht die erste und kein Schaden um sie; steht sie wieder da und will Einlaß für zwei, kann sie damit über die Brück' springen, bei mir kommt sie nimmer vorbei. Aber bei Dir weiß man, wie man dran ist, daß Du allein durch's Thor zurückvassirst.“ Das trieb unwillkürlich der Hörerin etwas das Blut in den Kopf, denn es klang beinah, als schaue er ihr in die Gedanken hinein. Oder vielmehr, es bewährte, daß er dies nicht könne, nicht ahne, wie sie von seinen, im übrigen ihr eigentlich unverständlichen Worten absonderlich berührt werde. Im Stillen mußte sie lachen und zugleich denken, es sei die Schuld seiner Bärbeißigkeit, daß es nützig falle, ihn so an der Nase zu führen und an ihm vorüber zu gehen, ohne daß er bemerke, sie passire nicht allein, sondern bringe, ivie er von der Emmerenz gesagt, zwei durch's Thor in die Stadt. Doch das geschah ihm recht; wäre er nicht so verdrossenen Gemüths und besäße Zutrauen zu einem offenen, ehrlichen, schönen Menschengesicht, da würde die ganze künstliche Veranstaltung unnöthig gewesen sein, und Wolf Paumgartner hätte gradeswegs mit ihr über die Brücke hereinwandern können. Mit etwas ihrem Leben Fremden, einem Uebermuth kam's ihr, daß sie, den Fuß weitersetzend, noch einmal zurücksprach: „Gebt gut Acht zur Nacht, Thorwart, daß keine Maus durch ein Löchlein einschlüpft und Euch im Schlaf an der Nase zupft.“ Dann ging sie durch die kurze, auf den Marktplatz führende Gasse vorwärts. Hier zwitterte das Dämmerlicht schon ein wenig, wie sie querüber der St. Jakobskirche zuschritt, doch war's so hell noch, daß sie den von der letzteren her ihr begegnenden Stadtpfarrer

Ans der „vergessenen Zeil.“ ^^

Johann Wolfgang Knoll schon aus einiger Entfernung unterschied. Behäbigen Gesichts, etwa in der Mitte der Fünfziger, wandelte er daher, und seine schwarze Soutane ließ, ziemlich weit vorgebuchtet, erfreulich gewahren, daß seine wohlgenährte Gestalt durch die allgemeine Nothdurft in der Stadt zum Glück noch nicht mit beeinträchtigt worden sei. Auch er erkannte Regina jetzt, und da sie in Gedankenabwesenheit Miene machte, grußlos an ihm vorbei zu gehen, sprach er sie, innehaltend, mit der Strenge seelsorgerischer Pflicht an: „Treibt die Scheu vor dem Heiligen Dich, an mir vorüber zu blicken? Falte und bete, Pfefftingerin, daß der böse Geist Deines Geblütes aus Dir entweiche!“ Doch zugleich erweiterten sich jetzt seine auf ihr haftenden Augen mit einem Ausdruck der Verwunderung, und er fügte stillmüthig drein: „Ei steh, bist Du denn in Wirklichkeit die Regina Edlinger? Mich bedünkt, die Gnade Gottes hat sich an Dir offenbart, denn sie bewirkt, das Antlitz eines sich zu ihr Kehrenden des Abstoßenden zu entkleiden und es dem Anblick der Menschen wohlgefällig zu machen. Wenn der Herr Dich so aus Deiner Verirrung erlösen will, geziemt es seinem Diener, ihm als ein Werkzeug seiner Pläne bereit zu sein und zur Reife zu zeitigen, was er barmherzig in Dich ausgesäet. Es ist wohl seine Fügung, daß meine Wirthschafterin betrübsam von einer Krankheit befallen worden, so daß ich genöthigt bin, sie zur Genesung für längere Zeit aus der Stadt fort in die Landluft ihres Heimatortes davongehen zu lassen und ihrer Dienstleistungen zu entbehren. Wenn Du solche bei mir versehen willst, liebe Regina — denn ich weiß, es ist ein gutes Werk, Dir zu anderen Umständen, ich meine, als denen zu verhelfen, in welchen Du in der vergessenen Zeil lebst — so komme morgen Abend, nachdem ich die Kranke weggeschafft habe, zu mir in's Haus, und es wird der Segen des Höchsten nicht mangeln, daß Du für das Bedürfniß meines Leibes Sorge trägst und ich zum Entgelt das Heil Deiner Seele fördere.“

Staunend hatte Regina es vernommen und schaute dem mit einem lebenswürdigen Grußwink der Hand Weiterwandelnden nach. Es mußte eine Veränderung mit ihr vorgegangen sein, auch der brummige Thormart hatte es ebenso kundgethan, von einem Jungbrunnen gesprochen, aus dem sie zurückgekommen; das besagte wohl das Gleiche, wie- „daß sie dem Anblick der Menschen wohlgefälliger geworden sei“. Selbst dem des Stadtpfarrers, der sie eben noch zuvor mißächtig „Pfeffingerin“ angeredet; sie konnte sich freilich kaum eine schrecklichere Vorstellung machen, als daß sie Hauswirthschafterin bei ihm sein müsse, und nichts in der Welt werde sie dazu bringen, morgen zu ihm zu gehen. Aber hörbar schlug trotzdem das Herz ihr freudig über die unerwarteten Worte, die ihm vom Munde gekommen; sie begriff nicht, was drüben auf der grünen Höhe mit ihr geschehen fein möge, wie aus einem Märchen war's, doch es konnte wohl nicht anders sein und siel auch nicht so unglaublich, denn ihrem eig'nen Gefühl kam heut' Abend die Welt märchenhaft vor. Schnell tauchte sie jetzt in den

IH2 Wilhelm Jensen in München.

engen verwinkelten Zugang nach ihrer Behausung ein; in der Stube saß Katharina Haberschnell bereits, beim Schein eines dunstig glasenden Lampendochtes in ihrem Gebetbuch fingernd. Die Eintretende stellte sich wortlos vor sie hin und sah sie ein Weilchen stumm an, daß die Alte jammernd losbrach: „Mach doch Feuer, Kind, daß ich meine Suppe bekomme, ich wart' schon so lang auf Dich.“ Nun antwortete Regina: „Bin ich's denn? Erkennst Du mich noch?“ Das verstand die Befragte nicht, sondern wehklagte über den Undank der Menschen, für die man sich sein Lebtag abplage, wie ihre Namensschwester, die heilige Katharina, für die blutdürstigen Heiden, und zum Lohn nachher dasitzen müsse, wie der hungernde Hiob ohne Brot und Brei in der Wüste. Doch vermurmelte ihre Stimme gemach beruhigter: denn sie sah begierig zu, wie das Mädchen stärkere Flammen als sonst auf dem Herd schürte und reichhaltig ungewöhnliche Abendkost bereitete. Dann setzte sie der Muhme davon vor, indeß ohne selbst dran theilzunehmen; sie hatte keinen Hunger, sondern saß ungeduldig zuwartend, daß die Alte fertig werde, und sprach rasch, als diese den letzten Löffel in den Mund geschoben, „Nun leg' Dich zu Bett, denn wie Du's gesagt, es ist schon spät heut geworden, und nach Deiner vielen Tagesmüh' thut der Schlaf Dir in Deinem Alter noth.“ Das entsprach auch dem Gefühl und Wunsch Katharinas, sie erwiderte gähmend: „Ja, guten Schlaf hab' ich wohl redlich verdient; den heiligen Nothhelfern sei Lob und Dank, daß Du's endlich mal erkennst, Kind. Ich sah's Dir an. Du bist einen, von ihnen begegnet, und er hat Dir's in's Herz gegeben, in Dich zu gehen und besser für Deine alte, treue Pflegemutter zu sorgen, auf daß es auch Dir selbst wohl ergehe und Du lange lebest auf Erden.“

Sie humpelte in ihre Kammer; es war seltsam, Regina that heut' zum zweiten Mal, was sie Zeit ihres Lebens kaum je gethan, sie lachte und redete vor sich hin: „Eine heilige Nothhelferin — ich hätte nicht gedacht, daß ich's dazu in» Leben noch bringen würde.“

Sie sah einen Augenblick in's Licht. „Ist's denn eine Heilige?“

Doch ihr Kopf nickte schnell drauf: „Helfen ist Menschenpflicht — die Bibel sagt's auch — die Hungernden sättigen und den Ermüdeten Rast bereiten.“

Nun nahm sie die Lampe und stieg hurtig die schmale Treppe in's halb verfallene obere Stockwerk zu einer Kammer hinauf, in der vor bald zwanzig Jahren ihr Vater genächtet hatte. Seine Bettlade mit Zubehör von Pfuhl und Decke stand noch drin, nie mehr benutzt, sie war den beiden Hausbewohnerinnen überflüssig gewesen. Eine Fledermaus schoß beim Hereinkommen des Lichts, wie ein böser Geist, durch's Fenster davon, und schwarzhhaarige Spinnen liefen an den Wänden. Hurtig scheuchte Regina auch sie hinaus, säuberte das da und dort hängende Netzgewebe fort, schüttelte den Staub langer Laire aus der Bettdecke. Von einer der Wände sah eine kleine Metallplatte, die ihren Vater ehemals als Spiegel gedient; der wandte sie ein paar Augenblicke imschlüssig-zaudernd das Gesicht zu, trat dann mit

Aus der „eigegessenen Zeil.“ ^3

der Lampe davor und schaute hinein. Sie schien prüfen zu wollen, ob das Geruch noch brauchbar sei, doch, steckig und verrostet, gab es nichts zurück, und gleich drauf schrak sie von einem Klang' zusammen.^ Die Uhr der nahen St. Jakobstirche that zehn Schläge; hastig wandte sie sich ab, huschte über die Treppe zurück in die untere Stube, wo sie die Lampe brennend hinter eine Truhe auf den Boden stellte, und verließ wieder das Haus.

In den Straßen und auf dem Marktplatz, über dm sie schnell hinging, war es völlig leer und dunkel, ringsum in dm Häusern das Licht schon erloschen, nur der sternklare Himmel hellte ein wenig herab. Die schlimme Zeit ließ mit Allem sparen, auch mit Oel und Kerze, und in anderer Art nicht minder mit den Tagstunden, die Noth und Kümmerniß anfüllte; sie suchte jegliches auf das geringste Maß zu beschränken. So lagen fast sämtliche Stadtbewohner schon in vergessendem Schlaf oder mühten sich, ihn zu erhaschen. An plätschernden Brunnen unter der Marienkirche vorbei kreuzte Regina den Marktplatz und begab sich durch seinen östlichen Laubengang weiter abwärts, dann verschwand sie im schwarzen Dunkel einer zur Nechten abzweigenden niedrigen Bogenwölbung. Mit den Händen tastete sie sich vor. Schritt um Schritt, bis sie auf das dicke, eichene Balkenwerk eines schmalen Thors, einer Wasserpforte, die, am Tag offen stehend, an den Fluß hinausführte, traf. Ihr stockte der Herzschlag einmal bei dem plötzlichen Gedanken, der Ausgang tonne doch mit eineni Schloß verwahrt sein. Dann hätte sie den Erwarteten trügerisch verlockt, ihn nutzlos arger Gefahr ausgesetzt, denn über die Mauer zu gelangen, mar unmöglich, und er mußte wieder zurückschwimmen, um beim Tageslicht nicht entdeckt zu werden. Peinigend faßte die Vorstellung sie an, daß er sie für ein hinterhältisch treuloses Geschöpf halten und mißachten werde; mit zitternder Hand suchte sie nach dein Niegel. Gottlob, da war er, vorgestoßen, doch fest eingeklemmt, nicht Hu bewegen. Aber sie strengte alle Kraft an, mehr als sie aufbieten zu können geglaubt Hütte, und er wich kreischend aus seiner eisernen Mauerhaft. Die schwere Thür gab ihrem Druck nach, und dicht vor ihr rauschte der Inn, die breite, wirbelnde Wasserwehr der Stadt.

Ein schmucklos, sich nach Norden verbreitendes Vorgelände erstreckte 'ich in Bogenwurf des Stronibettes um die Stadtmauer, darauf ging Negina Edlinger entlang, der Stelle zu, die Paumgartner ihr von drüben gedeutet, daß er dort anzulanden denke. Ein wenig Heller, als in den Straßen, war es hier außen durch das freiere Sternegeleucht, doch immerhin so dunkel, daß der Blick nur ein Stück des Wasserrcindes, nichts vom jenseitigen Steilufer unterschied; lanter als am Tage klang in der Nachtstille das Geräusch der schnellenden Wellen, sonst lag Lautlosigkeit über Allem. Nur in Abständen schollen Uhrschläge der Wasserburger Kirchen, Negina stand ausblickend an dem verabredeten Platz. Sie hatte befürchtet, zu spät gekommen zu sein, aber nun wartete sie, schon endlos lang schien's ihr, umsonst. Nichts regte sich, nichts schimmerte im zitternden Dunkel.

<HH Wilhelm Densen in München.

Hatte er den Muth verloren, das Wagniß zu unternehmen, und kam nicht?

Nein, sie kannte ihn nur aus einem Zusammensein von Minuten, aber sie wußte, was er gesprochen, war gewiß, ihn schreckte keine Gefahr. Als eine Verkörperung der Kühnheit und Kraft, jedes männlichen Selbstvertrauens, stand er ihr vor Augen. Nicht vor diesen allein als Gedächtnißbild; in sich selbst empfand sie das Alles und noch unanzweifelbarer, als Blick und Gehör es ihr zu sagen vermocht.

Warum kam er denn nicht?

Plötzlich durchfuhr es sie, daß der Athemzug ihr in der Brust blieb.

Hunger hatte ihm die Stärke seiner Arme geschwächt, er konnte die Gewalt des Stromes nicht mit ihnen durchdringen, die Wirbel hielten ihn gepackt und rissen ihn machtlos zu Thal fort — an ihr vorüber — unsichtbar — vielleicht in diesem Augenblick — um ihn, wenn er ermattet sich nicht länger zu mehrern vermöge, hinunterzuschlingen —

Ihre Sinne verwirrten sich bei der Vorstellung.

Nicht er, sie selbst war's, die mit dem milden Wasser kämpfte. Kalt fühlte sie es über ihre Lippen heraufschwellen, die Brust ersticken, noch ein hohles Gurgeln in« Ohr, und ihr Leben auslöschen. Aber sie wehrte sich nicht dagegen; das Leben war ihr ja immer gleichgiltig gewesen, ein zweckloses Nichts, nur quälendes Hungergefühl und Ueberdruß; gut, daß es ein Ende nahm, heut', nach dem schönen Abend. An den klammerte sie sich mit ihrem letzten Gedanken, durchlebte ihn noch einmal. Wie ein Anhauch des unbekannten Glücks, das an ihr uorübergeschwebt, sie mit einem Flügelschlag gestreift, war er gewesen, und nun ging er vorüber. Sie hörte und sah nichts mehr; nur eins stand ihr sonderbar vor den Augen, ein Lichtschein, wie wenn die Hand sich fest auf die geschlossenen Lider drückt. Aus weiter Feme schimmerte er her, von der kleinen Lampe, die am Boden hinter der Truhe auf ihre Rückkehr wartete. Sie kam nicht wieder, doch der Lampendocht brannte fort.

Ein Ton riß sie zur Besinnung zurück, vom St. Iatobsthurm schlug es elfmal. Das mar ja erst die verabredete Stunde, das Zeichen, bei dem er drüben abschwimmen sollte. Sie hatte unnöthig Todesangst durchgemacht; erst jetzt begab er sich drüben in die Wellen, noch lebte er.

Harrend, umsonst die Augen in's Dunkel über dein Inn hinausbohrend, stand sie wieder. Aber der Aufruhr in ihr war zu mächtig, athemlähmend, betäubend und doch zugleich mit stürmischen Vlutwellen ihr bis in's Ohr hinaufklopfend. Die rückgekehrte Angst füllte es ihr mit einer Sinnestäuschung, sie hörte deutlich einen Hilfeschrei aus der Mitte des strudelnden Flusses, und sinnverloren lief sie gradaus vor, das Nandwasser klatschte ihr über die Füße.

Da tauchte, ein halb Dutzend Schritte seitwärts von ihr, etwas Helles, Weißliches, eine Gestalt aus dem Strom, und mit einem lauten Jubelruf:

Aus der „vergessenen Zeil.“ ^5

„Seid Ihr's?! flog sie drauf zu. Er antwortete: „Sei still, daß uns

Niemand hört! Ist das Thor offen?“

Sie stand dicht vor ihm und glaubte es doch noch nicht, streckte unwillkürlich beide Arme aus, ihn zu fassen, sich zu überzeugen, daß er es wirklich sei. Erst wie ihre Hand auf einen nahüberrieselten bloßen Arm stieß, erkannte sie plötzlich, daß er ohne Kleider vor ihr stehe, dieselben zu einer dunllen Masse zusammengeballt auf dem Kopf trage. Ein Schreck durchfuhr sie, sie kehrte sich hastig um und sagte stotternd: „Das war gut — sonst wäret Ihr nicht lebend herübergekommen — aber ich hatte nicht daran gedacht. Kleidet Euch ruhig an — es ist Niemand mehr wach in der Stadt — ich warte, bis Ihr fertig seid.“

Nun lachte er, wie etwas spöttischen Klangs, hinter ihr: „Lungfernaugen sind keine Katzenaugen, und waren sie's, kam's in dem Fall nicht allzuviel drauf an. Leicht ging's nicht herüber. Euer Inn kann's doch noch besser, als die Donau.“

Sie hatte sich abgewendet auf einen am Ufer liegenden Stein gesetzt, und fortwährendes Zittern lief ihr durch die Glieder, wohl noch von der überstandenen Angst. Nein, die fühlte sie beruhigt, wie mit einem Schlage vom eisten Aufklang seiner Stimme ausgelöscht, aber das Zittern konnte sie trotzdem nicht beherrschen.

Dann trat er bekleidet zu ihr und sagte: „Wenn Alles in der Stadt schläft, wird es schwer halten, noch in einer Wirtschaft Einlaß zu finden. Ich hätt's vorher bedenken und früher kommen sollen.“

Reginas Brust mußte erst einmal nach Luft ringen, eh' sie stockend erwiderte: „Ja, das wäre auffällig in der Nacht — und man könnt' Euch nach Eurem verlorenen Zeugniß befragen. Ich hab's auch bedacht und einen Imbiß für Euch gerichtet — und wenn's Euch genügt — eine Kammer und ein Bett stehen leer bei mir im Hans —“

„Bei Euch —?“ Wie von Staunen überwältigt kam's von Wolf Paumgartner's Mund, und unwillkürlich riß ein Dankesgefühl ihn fort, den Arm um die Schultern des Mädchens zu legen, während er entgegnete: „Das wolltet Ihr noch für mich thun? Ihr seid eine Sanmriterin — nein, ein Engel des Himmels in Huldgestalt. Wo könnte ein von üblem Geschick Betroffener sicherer ruhn, als unter seinem Schutz, und der Hunger nagt seit gestern an meinen Kräften.“

Regina führte ihn am Ufer entlang und durch die kleine Thorpforte, deren Riegel sie von innen wieder vorschob. In der Finsterniß des niedrigen Bogenganges sprach er: „Nun also bin ich in Wasserburg,“ und nachfügend: „Haßt Eure ortskundigen Augen für mich sehen, daß sie einen Blinden den Weg zeigen,“ legte er seinen Arm wiederum auf ihre Schulter. So ließ er sich von ihr weiter führen und fühlte in seiner Hand das Zittern, das noch immer ihren Körper durchrann. Sie gingen über den schweigsamen Marktplatz, und an der Marienkirche vorbei die „Pfaffengasse“, die Straße

I.H6 Wilhelm Jensen in München.

der geistlichen Herrn durchschreitend, tauchten sie bald in den lichtlos enge» Zugang zur vergessenen Zeil hinein.

Als Wolf Paumgartner am andern Morgen nach vortrefflichem Schlaf aus seiner Kammer in die Unterstube herabkam, war ihm über Nacht etwas in den Sinn gerathen, wovon er gestern noch nichts geahnt zu haben schien. Er hatte des Wegs weiter in die kaiserlichen Enlande gewollt, über Linz hinaus, zu einem dort seßhaften Oheim, doch bedacht, es werde ihm bei den wiederkehrenden und muthmaßlich noch bevorstehenden Kriegslasten überall ergehen wie in Wasserburg, daß er aus Mangel eines Ausweises und Passierscheines nirgendwo in ein Thor hineingelange. Hier aber befand er sich gegenwärtig durch glückliche Fügung im Innern einer guten Stadt, und er hatte erwogen, wie die Umstände lagen, würde es thöricht von ihm gehandelt ein, die gefundene sichere Unterkunft kurzfristig aufzugeben, um sich wiederum gleicher Fährlichkeit und Hilflosigkeit auf der Straße bloßstellen. Ausreichende Geldmittel, bis zur Rückkehr günstigerer Zeit in Wasserburg zu verbleiben, besaß er ja, als seines vermöglichen Vaters Sohn, im Wams eingenäht und konnte somit auch einein etwaigen Eingeschlossenwerden in der Stadt durch ein feindliches Aelagerungsheer gleichmüthig entgegensehn. Das Alles setzte er Regina Edlinger, als ihm in der Nacht gekommen, auseinander, doch fügte einmal ein Aufblick seiner Augen in ihr Gesicht stumm-verständlich bei, es geselle sich in ihm noch ein nicht ausgesprochener Grund hinzu, der ihn nicht so rasch wieder aus Wasserburg fortlasse. Sie Härte ihm schweigend zu, aber eine roth ihr über die Stirn und Schläfen heraufsteigende Färbung sprach, daß ihr Herz beschleunigter klopfe, und als er zu Ende geredet, stimmte sie seinen Vernunftgründen ohne aufzuschauen mit leiser Stimme bei. Danach indeß Hub er nochmals an, daß er nirgendwo lieber in der Stadt verweilen würde, als in dein Quartier, welches er ihrer Güte und Huld für diese Nacht verdankt habe, und mit etwas befangenem Ton fragte er, ob sie sich vielleicht entschließen könne, ihm gegen gebührlchen Entgelt die Kammer oben auf die Dauer seines Aufenthaltes zu überlassen. Dagegen mehrte sie sich jedoch — das heißt, merkbar nicht gegen seinen ausgedrückten Wunsch überhaupt, sondern eine Geldentschädigung dafür anzunehmen. Aber mit einer Messerklinge eine Naht an der inneren Vrustseite seines Kollers auftrennend, versetzte er, sie selbst befinde sich in bedrängter Lage, und nur, wenn er für seine Unterkunft und Kost Bezahlung entrichte, erlaube sein Gewissen ihm, die Wohnung in ihrem Hause beizubehalten. Er legte einen hervorgelösten Goldgulden auf den Tisch — man sah, daß noch manche weitere sich im Wams bargen — und er fuhr schnell fort, Geld sei überhaupt nur ein nichtssagender Ausdruck für das Glückgefühl und die Dantbarkeit, die er darüber empfinde, unter deni nämlichen Dach mit seiner Veihelferin und Wohlthäterin bleiben zu dürfen, und vielleicht — er hoffe es nicht, aber wünsche es doch beinah'

Aus der „vergessenen Zeil" ^?

— bringe eine herankommende üble Zeit Beschwerniß und Gefährdung für sie mit sich, darin er ihr nützen und mit der Kraft seiner Arme kundgeben könne, wie es ihn treibe, alles Gute, das sie ihm gleich einer Schwester oder noch opferwilliger, als eine solche, angethan, mit einem großen Beweis seines davon übertoll erfüllten Herzens zu vergelten. Wenn es für Regin« eines Zeugnisses bedurft hätte, daß sie nicht unbedachtsam einem hergelaufenen Landstreicher ihren Veistand geleistet, so ging dies unwiderleglich aus seinen» Geldbesitz hervor, der festen Entschiedenheit, mit der er darauf beharrte, nicht ohne Bezahlung im Hause Unterstand zu finden, vor allem und am deutlichsten jedoch aus dem einfach-natürlichen, vom Herzen kommenden und zum Herzeil sprechenden Ausdruck und Ton seiner Worte. Das Mädchen hatte, in der vergessenen Zeil ohne Umgang und Verkehr gealtert, nur höchst selten im Leben einmal mit jungen Männern Rede gepflogen, gewiß aber noch aus keinem Munde eine derartig zugleich männlich sichere und doch auch halb befangen bittende Sprache von so wohl lautender Stimme vernommen. Aehnlich erging es Katharina Haberschnell, wenn auch nicht grade durch die nämliche Art der Einwirkung auf ihr Gemüth. Sie halte nicht begriffen, wer der Fremde sei, wie und woher er in's Haus gerathen, und Regina für überflüssig erachtet, sie durch irgendeine Angabe darüber aufzuhellen. Aber bei dem Anblick der neugeprägten funkelnden Goldmünze, die er hervorgeholt, glänzte es zwischen den verrunzelten Lidern der Alten von einer köstlichen Voraussicht auf volle Schüsseln mit ihrer Leibspeise, und sie zwinkerte heimlich und ängstlich ihrer ehemaligen Pflgetochter zu, die Wünsche des freigebigen jungen Mannes nicht abschlägig zu bescheiden. Dieser Mahnung bedurfte es freilich bei Regina Edlinger nicht, vielmehr hätte sie gegen ein Ablachen von Seiten Katharinas und sämtlicher Bewohner Wasserburgs obendrein sich nicht einen Augenblick irre machen lassen, dem Begehren W?lf Paumgartner's m willfahren und ihn als Hausgenossen aufzunehmen. Im Gegentheil belud sie sich auf seine Bitte bereitwilligst mit noch einer Fürsorge und Mühwaltung für ihn, begab sich unter die Laubengänge am Markt in die Gewerlstatt eines Tuchmachers und kaufte dort nach einem Auftrag, der ihr geworden, für baare Zahlung einen Gemandstoff ein, den noch am gleichen Tag ein Schneider in Angriff nahm, Bekleidungsstücke daraus zu fertigen. Denn Paumgartner besorgte, wenn er auf die Straßen gehe, an seiner absonderen Tracht als ein nicht Angehöriger der Stadt erkannt und möglicherweise von Jemandem als Fremdling nach seinem Ausweis befragt zu werden. Darum lag ihm dran, sich baldigst eine Kleidung zu beschaffen, die ganz nach dem Brauch derjenigen der Bürge, Wasserburgs sei und ihn jedem als einen solchen erscheinen lasse. Auch zu dieser Umgestaltung seines Aeußeren besah er ausreichende Geldmittel und vermochte nach ein paar Tagen schon seine neu hergestellte, durchaus unauffällige Gewandung anzulegen, die Niemanden mehr einen von auswärts zur Stadt Hereingekommenen in ihm vermuthen ließ.

I.H8 Wilhelm Jensen in München.

So hatte sich in dem einzigen noch bewohnten Hause der vergessenen Zeil eine Aenderung vollzogen, freilich von keinem der übrigen Stadteinwohner bemerkt, denn kein fremder Fuß trat in sie hinein, und jeden zwang die Zeit, so viel gegen die Bedrängnis; nnd Dürftigkeit seines eigenen Daseins auszukämpfen, daß er kaum mehr nach ehemaligem Brauch Auge, Ohr und Zunge für das Betreiben seiner nächsten Nachbarn besaß. Nur für eine Angehörige des Gemeinwesens war jene Veränderung vorhanden, für Regina Edlinger. Das war allerdings von der Natur der Sachlage begründet, denn ihrer wirthschaftlichen Thätigkeit siel eine größere Aufgabe zu, und mit weiblicher Umsorge war sie eifrig sowohl auf die Herrichtung schmackhafterer Mahlzeiten, als auf behagliche Verbesserung der Kaminer des neuen Hausgefährten bedacht. Nach beiden Richtungen stand ihr nur Geringes zu Gebot, aber sie wußte mit dem Wenigen überraschend viel zu bewirken. Die Gleichartigkeit, mit der sie bisher die täglichen Erfordernisse des Lebens behandelt, nur für das Allernothwendigste gesorgt, hatte sich zu immer regsamer umsichtiger Geschäftigkeit verwandelt. Ueberall legte sie ordnend, bessernd die Gedanken ihres Kopfes, die Geschicklichkeit ihrer Hand an, und was sie vornahm, gerieth und gedieh. Unverkennbar war in ihr, ohne daß es früher zu Tage getreten, die Anlage zur Führerin eines Hauswesens, zu einer vorzüglichen Hausfrau verborgen gewesen und offenbarte sich gegenwärtig in so rascher Ausbildung, als ob sie ihr erst über Nacht durch eine Märchenfee als Geschenk zu Theil geworden sei.

In Wirklichkeit aber hatte ihr über Nacht irgend eine gute Fee eine wundersame Gabe in's Gemüth gelegt, etwas ihr bis dahin fremd-unbekannt Gewesenes, fröhlichen Sinn, und von diesem stammte, wie aus einer lebenskräftigen Wurzel Blätter und farbige Blüthen aufsprießen, aller rege Trieb und Eifer in ihr her. Nicht im Hause, sondern im Innern Reginas selbst war am meisten verändert; sie begriff ihre eigenen Augen nicht, mit denen sie zuvor Welt und Zeit als trüb und sie mit trostloser Einförmigkeit umgebend angesehen. Wohin sie schaute, nahm alles sich hell und freudig aus; das lag nur in ihrem Blick, denn in Wirklichkeit besaß nichts auf Platz und Straßen umher ein frohes Gesicht. Entbehrung, Sorge nnd banges Zuwarten herrschten fast ohne Ausnahme in der Stadt. Doch Regina hatte nie so wie jetzt gefühlt, daß diese sie nichts angehe, daß sie keinerlei Zusammenhang mit ihr habe. Im Haus der vergessenen Zeil lebte sie gleichwie auf einer Insel; das war Wasserburg ja auch in der That, aber es hätte sie vollkommen gleichgiltig belassen, wenn eines Morgens alle übrigen Häuser dieser Insel verschwunden gewesen wären, ja im Grunde würde die letztere sie dann noch weit köstlicher bedünkt haben. Ihre Gedanken konnten einmal über solche Vorstellung hinstreifen, doch sie hafteten nicht darauf, wie überhaupt auf nichts. In ihr und um sie befand alles sich beinah ständig in einer fließenden Bewegung, wie es in Träumen geschah, oder noch ähnlicher um die Spitzen der liohen Alpenberge, wenn der weiße Morgennebel um sie

Aus der „vergessenen Zeil," I.HH

wogte. Nun verdeckte er sie völlig — dann lichtete er sich ein wenig an einer Stelle, ließ geheimnißvoll etwas hindurchschimmern, ahnen — da zerriß er plötzlich, daß goldig gleißend, einen Augenblick von der Sonne angeflammt, eine Felsenkrone klar aufleuchtete und funkelte — und wieder trieb verschleiernnd das Nebelgespinst darüber hin. Aber dies Wallen und Weben verhieß einen heiteren, glanzvollen Tag, die Empfindung gestaltete sich das schöne, kommende Werden, nicht der Gedanke, der sie nur in ihrem zauberhaften, einbildnerischen Spiel beeinträchtigt hätte. Und so dachte Regina Edlinger eigentlich nichts, auch nicht bei ihrem häuslichen Schaffen und Thun. Doch trotzdem kam dies ihr von selbst, als sei es auf's sorgfältigste überlegt, und was sie anfaßte, vollendete sie zur Erfreung. Nicht am wenigsten auch für Katharina Haberschnell, die endlich in den reichhaltigeren Mittags- und Abendschüsseln das, wenngleich verspätete. Walten einer gerechten Weltordnung und die schließliche Belohnung ihrer lebenslangen Pflicht- und Glaubenstreue eingetreten sah.

Aber auch Wolf Paumgartner erregte überzeugend den Eindruck, daß er, einmal zur Erkenntniß gelangt, es sei der Umstände halber für ihn am vernünftigsten, einstweilen in Wasserburg zu verbleiben, sich keine bessere Unterkunft in der Stadt aufzusuchen und zu wünschen gewußt haben würde. Augenscheinlich liebte er die Geräuschlosigkeit, einen ruhigen Tagesverlauf in möglichster Stille, die er nirgendwo so vollkommen hätte finden können, wie in der vergessenen Zeil. Seine Lebensführung war eine so eingezogene, als ob er mit den dürftigsten Unterhaltungsmitteln hauszuhalten genöthigt sei; keine der zahlreichen Meth- und Vierschenken in der Stadt sah ihn je als Gast, und er verließ nur selten den Tag über das Haus. Womit er sich, droben auf seiner Kammer sitzend, beschäftigte, wußte Regina nicht genauer, nahm nur an Tinte, Feder und Papierblättern, die auf dem Tisch lagen, gewahr, daß er zeitweilig schreiben möge, und ihrer Vorstellung erschien's mit seinem Wesen wohl vereinbar und sehr glaublich, er gebe sich zwischen den vier Wänden der Niederschrift absonderer Betrachtungen oder Anmerkungen hin. Denn obgleich er eines Bürgers Sohn war, weckte er doch nicht das Gefühl, selbst das Gewerk oder Gewerbe eines solchen zu betreiben, sondern darüber hinausragend, irgend einem Veruf der Gelehrsamkeit anzugehören oder wenigstens einen das Gewöhnliche übertreffenden, höheren Schulunterricht genossen zu haben. Das trat öfter in Aeüßerungen bei ihm zu Tage, welche Verftänbniß der lateinischen Sprache bekundeten; überhaupt wußte er vielerlei Dinge, von denen die Wenigsten in Wasserburg eine Ahnung besaßen, und war trotz seiner Jugend schon an vielen Orten in Deutschland gewesen, da er sie offenbar aus eigener Anschauung kannte. Auch von den Fürsten und Ländern, den. politischen Verhältnissen und selbst vom Heer- und Kriegswesen wußte er gut Bescheid, wie sich dann und wann aus einer seiner Bemerkungen ergab, und Regina war nichts mehr geistig Anregendes erdenkbar, als während und nach der gemeinsamen Mahlzeit neben ihm am Tisch zu sitzen, seinen

I,5U Wilhelm Jensen »n München,
Reden zuzuhören oder ihm Antwort auf seine Fragen zu geben. Die letzteren betrafen zumeist Dinge, die ihm fremd, doch ihr vielfach bekannt waren, Einrichtungen der Stadt, die Anzahl der Bürger, ihrer erwachsenen Söhne und Gehilfen, die Menge der kurfürstlichen Truppenbesatzung auf der Burg, der Geschütze und Vorräthe, die in dieser vorhanden seien. Er bezeugte lebhaftes Interesse für Alles, was Wasserburg anging, und in wohlbegreiflicher Weise, denn ein rascheres Herzklopfen in der Brust des Mädchens wachrufend, entfiel ihm hin und wieder ein Wort, welches darauf hindeutete, daß er mit dem Gedanken umgehe, sich völlig in der Stadt niederzulassen und für immer in ihr zu verbleiben. Wenn das Dämmerlicht herankam, ließ er sich deshalb auch gern von seiner Hausgenossin auf einem abendlichen Umgang durch die Straßen begleiten, betrachtete sich alles in seinem muthmaßlich künftigen Wohnort im Ganzen wie im Einzelnen auf's Genaueste und zog für seine Nnkenntniß aus der Führung und vertrauten Bekanntschaft Reginas mit jedem Winkel ihrer Vaterstadt Gewinn. Auch Morgens that er stets das Nämliche; er war kein Langschläfer, sondern begab sich schon im ersten, der Hochsommerzeit gemäß früh beginnenden Licht, wenn Alles sonst in der Stadt noch schlief, zu einem Gang hinaus. Dann zog ihn besonders das Freie, die frische Luft draußen am Innufer an; er riegelte selbst sich die kleine Wasserpforte auf, durch die er in der Nacht hereingelangt war, und umwanderte auf dem fchmalen Vorgelände des Flusses die Stadtmauer nach Norden und Westen bis zu der Stelle, wo der Strom wieder hart an sie herantrat und kein Weiterkommen zuließ. Dann legte er auch für die Bauart der Mauer und ihrer Thürme ein Interesse an den Tag, der fast die Fachkundigkeit eines der Baukunst Beflissenen bei ihm vermuthen lassen konnte, denn er zog ab und zu ein Pergamentblättchen aus der Brusttasche und entwarf geschickt mit wenigen Bleigriffelstrichen darauf eiine Abzeichnung der besonders sein Augenmerk auf sich ziehenden Stellen und Baulichkeiten. Desgleichen musterte er achtsam die in der Nähe des Wasserthors auf's Trockne gezogenen breiten Innfahrzeuge und kleineren mit Tauen an eingerammten Pfählen befestigten Nachen, die im Wellenschutz eines kurzen vorgebauten Steindammes lagen, und wenn er so eine Stunde oder mehr beschaulich verbracht, kehrte er, noch ehe die Straßen sich belebten, in die vergessene Zeil zurück, um hier, geweckten Hungers, mit Regina die seiner bereit harrende, über dem Herdfeuer dampfende Frühsuppe einzunehmen. Doch auch sonst verbrachte er täglich manche Stunde in ihrer Gesellschaft, besonders, da er keine Schenke aufsuchte, nach der Abendmahlzeit. Die alte Katharina begab sich dann stets bald z» Bett, um sich au ihrem wohlverdienten Schlaf nichts zu verkürzen, und beließ ihn mit dem Mädchen beim trüben Licht der kleinen Lampe allein. Für die Beiden war's noch zu früh, dem Beispiel der Alten zu folgen, und natürlich, daß sie beisammen sitzen bleibend, auch miteinander redeten, Reginas Gesichtsausdruck hehlte nicht, das sei nir sie das Schönste des Tags, die Stunde, auf die sie schon vmn Morgen

Aus der „vergessenen Zeil.“ I.5<

her als auf die beste warte. Aber Paumgartner führte gleichfalls, auch abgesehen von den mannigfachen Aufschlüssen, die er durch sie über Wasserburg bekam, wie es schien, nicht ungern eine Unterhaltung mit ihr. Ihre Kenntnisse von der Welt und dm Vorgängen draußen waren sehr gering, doch dafür hatte sie desto mehr in der Stille über ihr eigenes Dasein und das Leben der Menschen auf der Erde überhaupt gedacht, brachte nicht selten Gedanken vor, die den Hörer sichtlich überraschten, auf die er selbst noch nie gekommen. Aus ihrem Gespräch fügte sich ihm allmählich zu ihrem äußeren Vild ein zweites ihres Inneren zusammen, und es ließ sich ihm anmerken, daß er das letztere zuweilen gleichsam mit einem Staunen betrachtete. So fleckenlos und doch von einer ausgebildeten Sonderart war's, wie die Zeit wohl nur wenig Aehnliches in deutschen Landen aufweisen mochte; ein Erzeugniß, ein Geschöpf der Natur, das gewissermaßen keine himmlische, sondern nur eine irdische Mitgift empfangen, nicht Lohn noch Strafe in einem Jenseits hoffte und fürchtete und dennoch nur eine Vereinigung der besten Menscheneigenfchaften und -Bestrebungen darbot. Sie glich einer Pflanze, die vermöge ihrer Wurzel innewohnender Kraft aus einem faulen, mit Giftstoffen angefüllten Boden für ihr Wachsthum einzig den gesunden Nährstoff entnahm; so hatte sie von je für ihre geistige und gemüthliche Entwicklung durch eigenen Trieb alles Schlechte und Häßliche ausgeschieden, sich nur von guten und schönen Gedanken und Empfindungen genährt. Aus dieser unberührten, in manchem noch kindlichen Reinheit ihrer inneren Natur entfloß etwas, das Jeden, der eine Empfänglichkeit für edleres Denken und Fühlen in sich selbst trug, bei näherem Kennenlernen unwiderstehlich anziehen mußte, und Wolf Paumgartner erwies sich als im Besitz solcher Gemüthsanllge. Merkbar faßte er zu feiner Hausgenossin eine fortschreitende freundschaftliche Zuneigung, die sich mit einer Achlung vor ihrem sich ihm mehr und mehr offenbarenden Wesen verband und zunächst darin kundthat, daß ihm die, seinem Munde in den ersten Tagen geläufigen Anreden „Schöne Jungfer“ und „Junge Maid“ nicht mehr von der Zunge kamen. Hin und wieder, wenn sein Blick während der Unterhaltung zufällig ein Weilchen auf der schmalen feinbefingerten Hand Reginas gehaftet, konnte er plötzlich einmal die Augen nach ihrem Gesicht aufschlagen, als ob dies ihm unbekannt und er gespannt sei, es zum ersten Mal zu sehen, und dann ging es allmal wie mit einem kurzen Ausdruck der Enttäuschung und des Aedauers zwischen seinen Lidern hindurch. Davon nah»» sie, deren Blick nur an ihn, hing, wenn der seinige sich von ihr abgewendet hatte, nichts gewahr, doch sie empfand das tägliche Anwachsen eines vertrauteren Gefühls für sie in ihm, und dies Erkennen überfloß ihr die Wangen mit einem freudigen, früher nie über diese gekommene Färbung. Glück war's, das in der dürftigen Stube Tag um Tag, wie eine Blume an einem sonnigen FrühlingZrain, weiter aufblühte; alö lausche sie auf eine lieblich klingende Traumstimine, hörte sie ihn sprechen, umi seinem Leben erzählen. Darin mischten sich freilich manchmal verwunderliche, nicht in Ueber« einstimmung zu bringende Widersprüche, die er öfter zu spät selbst enwfcm

^52 Wilhelm Jensen in München.

und eilig zu verwischen sich befließ. Der Hörerin indeß kam auch davon nichts zum Bewußtsein; sie horchte am liebsten mit geschlossenen Augen, der Klang seiner Stimme war's, der ihr Ohr und Seele ganz erfüllte, und was dieselbe sprach, nahm ihr ebenfalls Traumesart an, über deren verschiedengestaltiges Hin- und Herweben man nicht dachte, die nur das Gefühl mit stiller Be- seligung aufnahm. Wenn dann die Stunde kam, daß sie in ihre Schlaf- kümmern auseinandergingen, leuchtete sie ihm die Treppe hinan, entzündete ihm droben seine dünne Unschlittkerze, und er reichte ihr zur „Guten Nacht" die Hand; die ihrige zitterte allabendlich leicht dabei, doch sie schmiegte sich an jedem neuen Abend mit den schmalen Fingern vertrauter und inniger in die seinige hinein. Nur einmal jetzt trennte Regina sich nicht in dieser gleich- mäßigen Weise zur Nachtruhe von ihrem Hausgefährten. Sie hatte ihn wie stets hinaufgeleitet, allein droben auf dem Treppenabsatz löschte ein Zugwind ihr die Lampe aus, und sie wollte an den Herd zurückgehen, dieselbe wieder anzünden, um mit ihr seine Kerze zu entflammen. Doch Wolf Paumgartner versetzte, er brauche kein Licht, suchte im Dunkel ihre Hand zum Abschieds- gruß, legte indeß, wie er diese gefunden, mit plötzlicher Bewegung den andern Arm um ihre Schultern und, sich niederbeugend, drückten seine Lippen einen Kuß auf ihren Mund. Einen Augenblick lang nur, dann zog er seine Hand rasch aus der ihrigen, drängte sie mit einem festen Armruö von sich ab, sagte kurz: „Gute Nacht!" und schloß seine Thür. Sie blieb vor dieser noch athemlos, wie der Besinnung beraubt, stehen, schrak danach einmal jählings zusammen und schwankte, einer Nachtwandelnden gleich, mit geschlossenen Lidern und haltlosen Knieen, sich an's Geländer klammernd, die Treppe hin- unter in ihre Kammer, wo sie die Lampe nicht mehr anzündete, sondern, ohne sich auszukleiden, in halber Bewußtlosigkeit sich auf ihr Bett hinstreckte. Das war an einem Abend gegen die Mitte des Julimonats geschehen, und am anderen Morgen leuchteten die Wangen Regina Edlingers von einer blühenden Lebensfarbe gleich dem am wolkenlosen Himmel aufstrahlenden Frühroth. Sie wartete auf Wolf Paumgartner mit dem Morgenimbiß, doch vergeblich; wider die Gewohnheit blieb er fort, den ganzen Vormittag lang. Regina wußte nicht, ob er ausgegangen oder droben in seiner Kammer sei; sie hätte sich davon unterrichten, hinaufsteigen und nach ihm sehen, oder ihn von unten rufen können, allein das elftere zu thun, gebrach ihr heut der Muth, und zum anderen versagte ihr die Stimme: Auch wie sich endlich kundgab, daß er sich nicht im Hause befunden, da er um die Mittagszeit heimkehrte, begrüßte das Mädchen ihn nicht beim Eintritt auf dem Flur, sondern hielt sich in der Stube zurück und ließ ihn die Stufen zu seiner Kammer hinaufsteigen. Sein Gesicht sprach von Mißmuth, als hege er einen Verdruß über sich selbst, er stand unschlüssig und zögerte, zur Mittagsmahlzeit

Ans der „vergessenen Z>eil.“ ^53

hinunter zu gehen. Dann indeß kam er, mit einem etwas gekünstelten Spaßwort zum Gruß eintretend, und fetzte sich zu den beiden Frauen an den Tisch, doch sein Wort und Wesen hatten heut Gezwungenes, und sein Blick vermied offenbar, dem Reginas zu begegnen. Das freilich brauchte er nicht zu befürchten, denn wenn er verlegen erschien, so saß sie noch mit weit hoher gesteigerter Befangenheit ihm gegenüber, und ihre niedergeschlagenen Augen hoben sich niemals zu ihm auf. Beide redeten kaum mit einander und nur Gleichgültiges; er machte den Eindruck, vom Gefühl eines Unrechts, das er begangen habe, bedrückt zu sein, und bewährte dies auch, indem er gleich nach Beendigung der Mahlzeit kurz sagte: „Verzeiht mir, Regina, was ich im Dunkel gestern Abend gethan, und gedenket nicht daran.“ Damit verließ er die Stube, und nun hob sich ihr Blick zum ersten Mal und ging ihm nach. Aus ihren Augen sprach, wie verblendet er sein mußte, zu glauben, daß sie ihm darum zürne, daß er meine, ihren Lippen etwas ihnen Widerwärtiges aufgedrängt zu haben. Wie ein schüchterner Knabe kam er ihr vor, der Scheu vor ihr trug, weil er sich fortreißen lassen, sein Inneres zn verwthen, und bei ihr nicht den gleichen Herzschatz gefunden, sie gekränkt zu haben wähnte. Deshalb hatte er sich am Vormittag nicht in's Haus getraut; sie wußte nicht, ob sie heimlich lachen oder vor Seligkeit aufjauchzen sollte. Nein, sie wußte es genau, denn sie mußte sich beide Hände fest auf die Brust drücken, um das laute Hervorbrechen des Jubels aus ihr in Gegenwart Katharina Haberschnells zurückzupressen. Doch daß sie nicht daran gedenken, nicht unablässig nur dies eine denken sollte, davon brauchte ebensowenig als die Anwesenheit der Alten seine thöricht reumüthige Bitte um Vergebung seines unbedachten Thuns im Dunkel sie abzuhalten.

Ehe der Abend dieses Tages noch kam, brach es aber mit plötzlichem lautem Getöse in die bisherigen Stille Wasserburgs herein. Wie ein Wirbelsturm aus Westen mit klirrendem Hagelschlag und donnerndem Krachen brauste, dröhnte und prasselte es jäh daher, in einer Stunde die Stadt kaum mehr erkennbar belassend. Die Schweden und Franzosen hatten abermals über das vereinigte bayrisch-kaiserliche Heer einen Sieg davon getragen, dies aufgelöst über die Isar zurückgeworfen und drängten den Geschlagenen eilfertig nach, um auch den Vrückenübergang des Inn bei Wasserburg in ihre Hand zu bringen. Wenn sie sich desselben bemächtigen konnten, stand ihnen der Weg in die österreichischen Lande, zur Hauptstadt des Kaisers offen, und nichts mar für sie, wie für den letzteren zur Zeit von höherer Wichtigkeit, als der Besitz dieser Brücke. Darum rafften der bayrische Feldzeugmeister von Hunoldstein und der General Truckmüller hastig von ihren versprengten Truppen zusammen, was sie in der Eile vermochten, und warfen sich damit zur Vertheidigung in die feste Mauern- und Flußgürtelmehr von Wasserburg hinein. Daß dieses eine yochbedeutende Rolle für den Ausfall des wiederbegonnenen Krieges gewinnen könne, war schon lange vorausgesehen, und die bayrische Besatzung hatte in letzter Zeit Tag und Nacht an einer

«orb und Vüd. I>X!V„ ,81. 11

I.5H Wilhelm Jensen in München.

Verstärkung der Vorwerke auf dem westlichen Hochufer gearbeitet, um den schmalen Landzugang, den Schlüssel zur Stadt und Brücke, noch sicherer zu verriegeln. Von allen übrigen Seiten drohte keine (Gefahr, dagegen trug der reißende Strom allein vollaussreichende Fürsorge.

So hurtig und plötzlich jedoch, jäher Hochwasseranschwellung des Inn durch einen Wolkenbruch im Gebirg ähnlich, fluthetc das Truppengedränge zu Pferd und zu Fuß in die stille Stadt, daß diese nach wenigen Stunden vollständig und überall in ein lautes, lärmendes Heerlager umgewandelt war. In allen Häusern bezogen die Soldaten Quartiere, geberdeten sich, obwohl sie zum großen Theil aus bayrischen Landsleuten bestanden, der ungeheuren Verwilderung durch den nun dreißig Jahre andauernden Krieg gemäß, als unumschränkte Herren, fordernd und nehmend, was ihnen gefiel. Ein Schwall von Weibern, Dirnen und Troßbuben ergoß sich mit herein: es konnte nicht ausbleiben, daß bei solcher gewaltigen Vennehrung der Kopffzahl in der Stadt binnen Kurzem die vorhandenen Lebensmittel sich unzureichend erweisen mußten, zumal da das Heer auf seinem schleunigen Rückzug nicht Zeit gehabt, sich mit Weiterem als dem für den augenblicklichen Unterhalt Notwendigsten zu versehen. Doch kam die Nahrungsfrage erst in zweiter Reihe in Betracht, jeder mochte drauf ausgehen, wie er in Küche und Kanuner der Bürger Befriedigendes für Hunger und Durst fand, das hieß, stahl und raubte. Die Hauptsache zunächst, für die alle Kraft angespannt ward, bildete das Trachten, dem hurtig nachrückenden Feinde den Uebergang über den Inn unmöglich zu machen, also eine Erstürmung Wasserburg» zu verhindern. Ringsum wurden die Mauern mit Geschützen bepflanzt und zahlreiche Wachtposten aufgestellt; straffes Kriegsregiment mar an die Stelle der sorglosen Lässigkeit des bürgerlichen Amtswesens getreten. Nicht nur ein Hereinkommen in die Stadt, auch ein Verlassen derselben ohne den Paisirschein eines Hauptmanns war nicht mehr denkbar, strengste Bewachung jedes Thors fand statt, selbst der kleinen Mauerpforten zun, Inn, durch die Niemand mehr als Mägde, welche am Flußrand waschen wollten, Durchlaß erhielten. Es bestand die Gefahr, schwedische Kundschafter möchten die erste Unordnung und Verwirrung benutzt haben, um sich unerkannt mit dein Soldatenstrom und seinem Gefolge einzuschleichen, die schwächsten Stellen der Befestigung, sowie die Vertheidigungsmaßregeln im Innern auszuspiiren und dem Feinde Nachricht davon zu überbringen. Man wollte verdächtige Leute wahrgenommen haben, fahndete achtsam auf sie und trug vor Allem Sorge, wenn sie vorhanden waren, ihnen jede Möglichkeit zur Uebermittlung einer Botschaft nach Außen abzuschneiden.

So schnell hatte diese Umordnung der Verhältnisse in der Stadt sich im Gang der letzten Nachmittagsstuude zugetragen, daß mit den, Dämmerungsanbruch Alles bereits feste Gestaltung und Regelung erhalten; auf dem Platz in der Burg, dem Markt und in den breiteren Gassen loderten Wachtfeuer auf, und überall wogte das buntscheckige Gedränge und Getriebe eines Feldlagers umher. Die einzige, von ihm unberührte, völlig leer gebliebene Stelle

Aus der „vergessenen Zeil". ^55

bildete die vergessene Zeil; Niemand vermuthete ihr Vorhandensein, und kein Fuß hatte ihren düstern, labyrinthischen Zugang entdeckt. Man vernahm in ihr nur das über die Dächer herankommende Getöse rundum gleich einer fernen Wasserbrandung, doch, von dieser umgeben, erschien sie gegenwärtig in über»tragenem Sinn nochmals wie eine stillverlassene Insel inmitten der lauten, lärmgefüllten wirklichen.

So geschah's, daß Regina Edlinger von der Verwandlung um sie her erst am Abend durch Wolf Paumgartner erfuhr, der eiligen Schrittes von draußen heimkam. Sie hatte den Nachmittag lang darüber gesonnen, wie sie ihn bei seiner Rückkunft begrüßen, was sie ihn: nachträglich als Antwort auf seine mittägige Bitte um Verzeihung sagen wolle; doch wie er eintrat, ließ sein BeHaben sogleich erkennen, daß der Augenblick nicht dazu geeignet sei. Offenbar gedachte er nicht an seine Aeüßerung beim Weggang, er berichtete kurz, was sich ereignet habe, und befand sich in sichtlicher Erregung, Doch war er hungrig und bedacht, sein Nahrungsbedürfniß zu befriedigen; er aß hastig und wortlos, erst am Schluß schärfte er nach einem kurzen Ueber»gling Regina ein, unter den jetzt eingetretenen Verhältnissen ja gegen keinen Menschen eine Silbe von seiner Anwesenheit in ihrem Hause verlauten zu lassen. Dann stand er schnell auf, sagte ihr flüchtig gute Nacht und verließ die Stube; doch nicht, um zu seiner Kammer hinaufzusteigen, sondern eilfertig sich wieder hinaus auf die Straßen zu begeben. Hier nahm er augenscheinlich lebhaftestes Interesse an dem Soldatentreiben, durchwanderte sämtliche Gassen der Stadt, blieb oft geraume Zeitlang an einer Stelle seitwärts im Dunkel betrachtend und der an den Feuern geführten Unterhaltung zuhörend, stehen; an den Wasserthoren vorüberkommend, gewahrte er, daß auch bei diesen eine Veränderung eingetreten und sie von Posten bewacht seien. So brachte er mehr als die Hälfte der Nacht zu, kehrte erst kurz vor Anbruch des Frühlichts in seine Wohnung zurück, holte indeß hier den versäumten Schlaf nicht nach, sondern gab sich im Morgengrauen einer eifrigen Schrift»thätigkeit hin.

Der Vormittag brachte für Regina eine gewisse Sorge. Was vorher zu ahnen gewesen, stellte sich als rasch erfolgte Wirklichkeit heraus, auch für Geld ließen sich in der Stadt kaum mehr Nahrungsmittel auftreiben, und es siel ihr schwer, eine Mahlzeit zum Mittag herzurichten. Doch gelang es ihr, schlecht und recht, noch einigermaßen, und der neue Mißstand bekümmerte sie nicht sonderlich. Ihre Hände waren bei der Beschäftigung, nicht ihre Gedanken, und diese glichen Vögeln, die mit ausgebreiteten Flügeln durch blaue Lüfte hinschweben, unter denen die Erde sonnbeglänzt in Sommerfreudigkeit daliegt. So empfand Regina sich fast unablässig; sie fühlte auch mcht, daß sie ging, ihr war's, sie werde wirklich ohne ihr Zuthun über den Boden fortgetragen. Um sie und in ihr war nur ein volles Aufgehen in einer seligen Gegenwart, deren ihrem Leben fremd gewesene Wonne sie gleichsam mit jedem Nthemzug tief in sich aufnahm. Dabei fand kein Denken

^56 Wilhelm Jensen in München.

ÜN die Zukunft, keine Beunruhigung wegen eines als wahrscheinlich bevorstehenden leiblichen Mangels in ihrer Brust Raum.

Erst zum Mittag kam Wolf Paumgartner, der dann sich doch noch etwas zum Schlaf hingelegt, herab. Er bemerkte nichts von dem dürftigeren Ausfall der Kost, die sichtlich nur Katharina Haberschnell nicht mit der bisherigen täglichen Befriedigung erfüllte, sondern er aß offenbar mit gedankenabmesender (Aeichgiltigkeit und sprach die Vermuthung aus, daß das schwedisch-französische Heer wohl bereits draußen vor dem Burgthor eingetroffen sein werde. Die Frage, ob das in der That schon geschehen sei, beschäftigte ihn sehr; von der Stadt aus ließ es sich nicht gewahren, um sich darüber zu vergewissern, hätte er an der Westseite irgendwo zur Mauer hinaufsteigen müssen. Aber er nahm wohl mit Recht an, dazu keine Erlaubniß zu erhalten, dagegen würden die Posten einem Mädchen, das von Neugier getrieben werde, voraussichtlich heut' den Zutritt nach oben noch nicht verwehren, und da ihm merklich an der Auskunft gelegen mar, erbot Regina sich freudig, statt seiner den Versuch zu machen. In der That ward sie dabei auch nicht behindert, noch andere Frauen und Mädchen hatte der gleiche Trieb, zur Belustigung und Unterhaltung der Soldaten, hinaufgeführt, und einer von diesen lachte nur: „Na, hast auch noch neugierige Augen im Kopf, wie die Schwedenbuben ausschauen? Brauchst nicht bange zu sein, wir lassen sie nicht herein, und wenn sie kämen. Dir thäten sie nichts mehr.“ So konnte Regina frei umherblicken und sah die Vermuthung ihres Hausgenossen bestätigt. Zwar grade der Stadt gegenüber hielten die Vorwerke auf dem Köbinger Berge den Feind in Entfernung unwahrnehmbar zurück, doch zur Linken und Rechten derselben breiteten sich am hohen Innufer schon weitgedehnte Zeltreihen entlang, Trommelschlag und Hörnrufe klangen von dort herüber, und ab und zu ließ sich ein dichtes Getümmel anrückender, Lagerquartier beziehender Truppen unterscheiden. Eine der Besatzung Wasserburgs wohl zehnfach überlegene Heermasse mochte es sein, und die Ausschauende begriff, daß der Schutz der Stadt nicht auf der Zahl ihrer Vertheidiger, sondern nur auf ihrem Stromgürtel und der Festigkeit ihrer Mauern ruhe. Zugleich aber kam's ihr zum ersten Mal, daß auch sie sich als Angehörige Wasserburgs empfand; auch ihr Feind war's, der ihre Vaterstadt bedrohte, und kurz schwoll ein jähes Verlangen in ihr auf, ein Mann zu sein, um ihn mit bekämpfen, mit ihr Leben zur Verteidigung der letzteren daran setzen zu können. Doch eine flüchtige Regung nur war's, sie eilte wieder hinunter, Paumgartner die Nachricht zu überbringen. Auf dem Heimweg sah sie Katharina Haberschnell in die Thür der St. Jakobskirche hineinhumpeln, und es überfiel sie mit einer plötzlichen herzklopfenden Scheu, in die Wohnung zurückzukehren. Ohne die Anwesenheit der Alten erschien ihr das Haus in der vergessenen Zeil so still und einsam; das mar ihr noch niemals sonst in die Vorstellung gerathen, und sie wußte nicht, warum heut' grade, weshalb es ihr auf einmal mit einem Erschrecken kam, in den menschenleeren Flur

Aus der „vergessene« Leil", ^5?

einzutreten und durch ihn zur Treppe hinaufzugehn. Zaudernd blieb sie einige Augenblicke stehn, aber dann beschwichtigte ein Gedanke ihr die einbildnerische Gespensterfurcht. Sie brauchte ja nicht die Treppe in dem einsamen Hause hinaufzusteigen, sondern konnte dem droben in seiner Kammer Befindlichen ihre Mittheilung von unten zurufen, und beruhigter ging sie wieder vorwärts.

Die alte Katharina hatte sich während dessen in den Beichtstuhl des Pfarrers begeben, dem sie, als ihrem Lieblingsbeichtvater, seit langen Jahren ihre Sünden und Sorgen zu vertrauen gewohnt war. Von den elfteren fühlte sie sich eigentlich völlig rein, aber dafür erfüllten sie die Ereignisse in der Stadt seit heut' Mittag desto schwerer mit den andern. Nicht daß sie Angst vor den Schweden und Franzosen empfunden hätte, doch sie hatte von Reginas vormittägiger Mühsal, Einkäufe für den Tisch zu machen, gehört, und schreckensvolle Vorstellungen in der Küche zu erwartenden Mangels gingen ihr durch den Kopf. Redselig klagte sie diese entsetzliche Befürchtung, die nun wieder der Lohn aller ihrer Gottestreue und Menschenpflicht zu werden drohe, dem Hörer hinter dem Beichtstuhlgitter, der indeß heute wenig mitfühlende Theilnahme für ihr bitterliches Leidwesen an den Tag legte, sondern sie nur mit grausamer Kürze darauf hinwies, daß die Dürftigkeit hienieden doppelten Reichthum im Himmel eintrage und der Hunger auch eine Prüfung sei, die der Herr über die Seinigen verhänge. Erst als Katharina darauf jammernd erwiderte, sie lebe nicht in Armuth, vielmehr bestehe das Fürchterliche darin, daß sich auch für das reichliche Geld in des Herrn Paumgartners Wams voraussichtlich nichts mehr einkaufen lassen werde, da begann der Beichtiger ein Interesse an ihrem Wehklagen zu fassen. Er bethätigte dies wenigstens durch allerhand Fragen, wer der Genannte sei, wie und woher er in das von der Alten bewohnte Haus gekommen, was er in der Stadt wolle und treibe. Darauf gab sie, so gut sie's vermochte, Antwort, denn besonders viel Weiteres, als daß er reichlich mit Goldgulden versehen sei, wußte sie von dem plötzlich über Nacht in's Haus gekommenen Fremden selbst nicht. Aber ihre Beschreibung seiner Persönlichkeit und was sie nach den mitangehörten Gesprächen zwischen ihm und Regina aus ihrer Gedächtnißlade herauszukramen im Stande war, genügte den guten Pater, um immer größere Theilnahme für ihren bedauernswerthen Zustand zu gewinnen und sich immer genauer nach allen Verhältnissen in ihren: Wohnhause, wie dem Zugange dorthin zu erkundigen. „So, so," sagte er, „die Regina Edlinger, die ja wohl die Pfefsingerin von ihrem lutherischen Aeltervater her benannt wird, hat den Herrn Paumgartner aus Nächstenliebe nächtlicher Weile bei sich im Hause aufgenommen. Nun, das ist ja eine christliche That, der man sich von ihr wohl versehen konnte." Und der gerührte Geistliche entließ seine Beichtigerin nicht nur mit einem besonders wirksamen Segen, den er zu spenden Befugniß hatte, sondern auch mit der Vertröstung, er werde selbst am nächsten Morgen bei ihr einschalten, um für

1,58 Wilhelm Jensen in München.

Abhilfe zu sorgen, wo ihrem ehrwürdigen Alter etwas Geziemliches mangle. Davon jedoch möge sie bei ihren Wohnungsgenossen heute ja noch nichts ver-lauten lassen, damit diese nicht eine Ausrede bereit halten könnten, warum sie eine gottesfürchtige, arme, alte Frau so unbarmherzig in ihrem Recht ver-kümmerten, sondern sie solle nur um die sechste Frühstunde sein Kommen vor der Thür erwarten, um ihm das Haus, in welchem die Grausamkeit sie dem Hungertode preisgeben wolle, anzuzeigen.

Solche trappistische Schweigsamkeit ging aber doch über Katharina Haber-schnells alte Kräfte. Sie nahm wohl manche Stunden lang fast über-menschlich ihre Stärke zusammen, dem letzten Geheiß des Pfarrers Folge zu leisten, allein der Anblick des noch kärglicher als am Mittag bedachten Abendtisches überwältigte ihre Festigkeit, sodaß ihre Zunge sich nicht länger enthalten konnte, von den Aeüßerungen zu reden, die ihr Beichtvater über die an ihr geübte unmenschliche Vernachlässigung gethan. Und einmal in: Zuge, ergoß sich der Strom ihres tiefgrkränkten Anrechtsgefühls an eine würdigere Altersuerpflegung weiter, warf Alles, was ihr im Beichtstuhl über die kummerreichen Lippen geflossen, nochmals aus und mündete in der ihr gewordenen Trostverheißung, daß der Herr Pfarrer selbst in der Frühe des nächsten Morgens als ein Engel des Himmels kommen werde, um ihr in ihrer hilflosen Verlassenheit, wie noch nie eine alte Frau, die ihr ganzes Leben für Andre geopfert, solche erlitten habe, Beistand zu bringen. Das mußte sie sagen, wenn er ihr auch verboten habe, heut' Abend davon zu reden, aber ihr Herz sei zu voll von dem Unrecht und der Grausamkeit, die sie wie ein Lamm unter Wölfen erdulde, und würde zerspringen, wenn sie es noch länger stillschweigend in sich verhalten sollte.

Das indes; hatte Regina Edlinger, allerdings unverzeihlicher Weise, schon oftmals gleichgiltig belassen, und that's heute noch besonders, da sie, ganz von Selbstsucht bewältigt, kaum etwas von dem anschuldigenden Jammer ihrer treuen Pflegemutter hörte, sondern nur an sich dachte oder vielmehr köstlich ihren eigenen traumhaft schwebenden Zustand empfand. Dagegen halte Wolf Paumgartner plötzlich einmal aufmerksam auf die Mittheilungen der Alten zu achten angefangen, war bald danach merkwürdig blaß geworden, und es ließ sich erkennen, eine über ihn gerathene Unruhe trieb ihn vom Tisch auf und wortlos durch die Thür davon, zu seiner Kammer hinan.

Dort blieb er, ohne zurückzukehren, nur der Ton seines beständigen Hin- und Herschreitens droben klang durch das spätabendlich stille Haus herab. Die alte Katharina begab sich in ihrer neu geweckten Zuversicht auf die Gerechtigkeit Gottes und seiner auserlesenen irdischen Werkzeuge zu erquicklich verdientem Schlaf in'Z Bett, doch Regina wartete noch, daß Paumgartner wiederkommen, ihr die Hand reichen und gute Nacht sagen werde. Aber Stunden vergingen, eine um die andere, er erschien nicht, nur sein Schritt

Aus der „vergessenen Zeil". I.59

tönte über ihrem Kopf gleichmäßig fort, als ob er, auf und ab gehend, über etwas Schmieriges nachdenke. Ohne daß sie es merkte, fielen ihr zuletzt bei der kleinen Lampe die Augen zu, und eingeschlafen blieb sie am Tisch sitzen. Dann träumte sie, daß sie seinen Fuß auf der Treppe höre; er trat durch die Thür, trat auf sie zu und nahm ihre Hand. Aber wie an dem vorgestrigen Abend vor seiner Kammer legte er zugleich den andern Arm um ihre Schulter, und sein Gesicht bog sich dicht gegen ihres nieder. Dabei hielt er sie immer fester an sich gedrückt, und sie fühlte, daß ihr das Blut schneller durch alle Glieder schoß, heiß bis in die Schläfen hinaufklopfte. Doch sie regte sich nicht, strebte nicht danach, zurückzuweichen. Sie konnte sich nicht wehren und wollte es nicht, denn es war ja das unbekannte Glück, nach dem ihr Leben gedurstet hatte, die Stunde, nach welcher der Schattenstich der Sonnenuhr anzeigen mochte, was er wollte —

Da fuhr sie aus dein Traum in die Höh', und Wolf Paumgartner stand wirklich vor ihr. Sprachlos, verwirrt sah sie ihn an; sie fühlte, ihr Gesicht müsse hoch roth sein und glühe noch stärker auf. Auch aus seinen Augen sprach Anderes als sonst, unstät Aufgeregtes; er raunte nur so, halblaut: „Gut, daß Ihr noch wacht, kommt zu mir herauf, wo Niemand uns hört, ich habe Euch etwas zu sagen."

Sie wußte kaum, daß sie nach seinem Geheiß gethan und oben bei der tief Heiabgebrannten Talgkerze in seiner Kammer saß. Er stand vor ihr uiü> sprach wieder, jetzt vernehmlicher: „Ich muß fort aus der Stadt, wenn der Morgen anbricht, Regina. Es giebt nur ein Mittel dafür, zu dem Ihr mir verhelfen müßt, ehe der Pfarrer der Alten hierher kommt und nach mir sucht. Sie hat ihn auf meine Spur gebracht, und findet er mich, ist's um meinen Kopf geschehen und um Wichtigeres."

Das Mädchen blickte ihn halb verdutzt, halb schreckhaft an und wiederholte nur: „Der Pfarrer, der nach Euch sucht? Warum —?"

Er siel ein: „Nur durch eine der Wasserpforten, wenn sie in der Früh geöffnet werden, kann ich mit Eurem Beistand hinauskommen," und er fügte rasch Einiges nach, das ihr, kaum aufgefaßt, verworren durch den Kopf klang. Vergeblich mühte sie sich. Anderes während dessen zu begreifen, und versetzte, als er innehielt, nur verständnißlos abermals: „Warum sucht der Pfarrer nach Euch? Warum müßt Ihr fort?"

Nun trat er noch dichter an sie heran und gab wieder mit halbrauender Stimme Antwort: „Wenn Ihr mir helfen sollt, darf ich's Euch nicht hehlen, und Ihr seid ja meine gute Freundin geworden, Regina, der ich vertrauen kann. Ich bin nicht, was Ihr geglaubt, sondern aus dem schwedischen Heerlager und habe mich unserm Feldhauptmann erboten, Wasserburg auszukundschaften, wo es am Besten angreifbar sei —"

„Ihr?!" Als ein Schrei brach es aus dem Mund Reginas, daß er ihr hurtig seine Hand verschließend auf die Lippen drückte und fortfuhr:

^60 Wilhelm Jensen in München.

„Wir wußten vorher, daß es kaum Wichtigeres für uns geben werde, das lockte mich und die Gefahr —“

Es blitzte in seinen Augen, er warf den Kopf zurück. In seiner Bürgertracht erkannte man augenblicklich klar den Kriegermann und keinen gemeinen Ranges in ihm; Hinreißendes an männlicher Kraft, jugendlichem Stolz, trotztender Kühnheit floß aus seinem Anblick. Regina starrte ihm athemlos ins Gesicht, dann schrie sie wieder auf:

„Ihr ein Kundschafter? Ihr! Und ich sollte Euch helfen, hinauszukommen, dem Feinde Nachricht zu bringen, wie er die Stadt erobern kann. Nie, nie, niemals!“

Sie preßte sich die Hände auf die Ohren, um nichts mehr zu hören, Verzweiflung und Entsetzen hatten in ihrer Stimme durcheinander gerungen; er streckte die Hand nach ihr, und sie sprang auf, aus der Kammer fortzustürzen. Doch die Kniee brachen ihr, taumelnd machte sie nur ein paar Schritte und fiel, mit der Stirn gegen seinen Bettrand aufschlagend, zu Boden. So lag sie kraftverlassen, wie im wilden Fieber flog ihr Körper hin und hergerüttelt.

Wolf Paumgartner stand, von Unerwartetem betroffen, verdutzt. Er trat hinter sie und sagte, leicht bebenden Tons: „So willst Du mich finden, überwältigen lassen, sehen, wie ich erschossen, vielleicht an den Galgen gehängt werde?“

Ein furchtbares Schaudern durchfuhr ihr die Glieder, ihre Brust stöhnte von keuchenden» Athem, doch danach rang sie heraus: „Ich kann's nicht — sprich nicht weiter — ich kann's nicht —“

In seinen Zügen drückte sich aus, ohne ihre Hilfe war er und sein Werk verloren. Und er hatte das Letzte, Gewaltigste versucht, sie zu bewegen, denn die da verzweifelt vor ihm lag, liebte ihn — er wußte es — liebte ihn, wie nur je ein Mädchen im ersten, namenlosen Herzenssturm einen Mann geliebt hatte, und selbst die Angst, ihn zu tödten, ließ sie ihm nicht willfahren. Auch er begann zu zittern, sein Blick ging irr umher — War's denn das Letzte, was in seiner Macht gestanden?

Doch alles Kopfzerbrechen blieb umsonst. Sein Denken hatte nur die eine Möglichkeit, aus der Stadt zu entkommen, aufgefunden, und sie ruhte auf der Beihilfe eines weiblichen Geschöpfes, dessen Widerstand nicht zu überwinden war.

Seine Finger trampften sich zusammen, preßten die Nägel in die Handfläche. Hastige Vorstellungen kreuzten sich ihm im Hin,. Die Ueberredung fruchtete nicht — was dann?

Gewalt?

Ebenso nutzlos — er konnte sie nicht zwingen, ihm aus eigenem Willen beizustehen, und ohne diesen ließ seine Absicht sich nicht erreichen. Nichts — und die Zeit drängte. Die Talgkerze war am Verlöschen, thlt kund, daß mehr als die Hälfte der Nacht vorüber, der Morgenanbruch

Aus der „vergessenen Zeil," ^6^

nicht mehr fern sein mußte. Ohne sich zu rühren, wie in todter Bewußtlosigkeit, lag Regina auf den Knieen, den haltlosen Kopf mit der Stirn gegen die Bettlade stützend; nur ein rüttelnder Stoß durchfuhr ihr ab und zu den Körper und sprach, daß Leben in ihr sei.

Da flackerte der rothglühende Docht noch einmal auf, fiel um und verglomm. Doch bei seinem letzten Schein war's, als ob er sein Geflacker zwischen die Lider Wolf Paumgartners hineingeworfen habe, es plötzlich in den Augen desselben fortsetze. Nun aber verschwand Alles, todte Finsternis; erfüllte die Kammer.

Und ein paar Athemzüge lang auch lautlose Stille, doch dann klang die Stimme des jungen Mannes, nicht gebieterisch fordernd wie vorher, sondern weich tönend, verändert, durch's Dunkel: „Regina —“

Sie antwortete nicht. Er kniete neben ihr, schlang seinen Arni um ihren Nacken und wiederholte: „Regina — liebst Du mich nicht?“

Sie hörte es und verstand's, denn aus ihrer gepreßten Brust kam ein wimmernder Ton. Aber sie erwiderte nichts und regte sich nicht, auch nicht, wie sein anderer Arm sie ebenfalls umfaßte, halb aufrichtete und halb emporhob. So bog er ihren Kopf rückwärts über an seine Brust und küßte sie auf die Lippen. Sie ließ es unbeweglich geschehen, als gehöre ihr Körper ihr nicht an, oder als habe sie keine Macht, ihm zu gebieten.

Nur ihr Herz schlug, so laut, daß sein Ohr es borte, immer stärker, immer schleuniger, und ihre Seele lebte. Doch nicht in wach-bewußtem Zustand; ihr war entschwunden, was in der letzten Viertelstunde geschehen, wo sie sei. Statt dessen knüpfte sich der abgerissene Traum von drunten. ihr wieder an; darin hielt Wolf Paumgartner sie umschlungen, trug sie schwebend durch die Luft und legte sie sanft auf einen blühenden Frühlingsgrund nieder. Er küßte sie, und sie gab ihm seinen Kuß jetzt zurück; auch ihre Arme verschlangen sich um seinen Nacken. Der Athem setzte ihr plötzlich einmal aus, und im Ohr klang's ihr, wie von der Stimme des Stadtpfarrers Knoll gesprochen, sie begehe eine Todsünde, der die ewige Strafe im Jenseits folgen werde. Aber die fliegenden Schläge des Herzens antworteten, es sei warmes, heißes Leben, zum ersten Mal — kein Frevel, sondern ein höchstes Recht und höchste Pflicht ^ und es war ja auch nur ein Traum —

Oder war's das nicht, war es doch Wirklichkeit? Sie schlug einmal die Augen auf, und sie sah in lichtloses Schwarz der Nacht, in der sie wohl auf ihrem Bett ausgestreckt lag. Nur so übermächtig Sinne und Seele erfassend, so wie Feuer durchglühend und zugleich wie in brausende, brandende Wogenfluth niedertauchend, konnte ein Traum doch nicht sein. Aber was es sein mochte, es mar stärker als sie. Sie schloß die Lider wieder zu, oder eine Uebergewalt drückte sie ihr herab. Sie hätte ihr nicht widerstehen können, wenn sie gewollt, doch sie wollte auch nicht. Denn Alles ging ihr in einem ungeheuren Bewußtsein unter, was es war, es war nur das Glück. Dann öffneten sich die Augen Reginas einmal wieder — ob nach

^62 Wilhelm Jensen in München.

Minuten, nach Stunden oder nach einer Ewigkeit — es gab ihr kein Maß dafür. Aber sie sah in einen ersten matten Morgenschimmer und ta^n wohl aus dem Schlaf, von einer Stimme geweckt: „Es wird Zeit, Geliebte, Du mußt Deinen Mann retten.“

Sie erwiderte: „Ja,“ noch ohne Gedanken, nur des Einen bewußt, daß sie so antworten müsse. Doch da schoß die Erinnerung in ihr auf, was sie sollte, was sie mußte, durchfuhr sie fiebernd vom Kopf zur Sohle. Sie wiederholte: „Ja, Dich rette« — sie kommen. Dich von mir zu reißen!“ und sie sprang jäh auf, ihn angstvoll anblickend. So stand sie jetzt reglos, ihre Fähigkeit, zu denken, zu thun, was sie wollte, war gelähmt. Doch er hatte klare Besinnung und Ueberlegung des Nothwendigen, setzte es ihr rasch nochmals, wie er es schon zuvor gethan, auseinander. Sie entgegnete zu Allem

»Ja ^ ja,“ aber ohne sich zu bewegen. Erst wie er ihre Schulter faßte: „So komm schnell!“ zuckte, wie aus der Berührung seiner Hand, .«rast in ihren Körper. Man sah, ihr Geist war jedes eigenen Willens beraubt unter feinem Geheiß; fest feinen Arm umklammernd, hielt sie sich an diesem und glitt, taumelnden Schritts, neben ihm über die Treppenstufen hinunter. Draußen auf den Straßen und dem Markt blaute das stählerne Frühlicht über den verschwindenden Sternen auf. Die Wachtfeuer waren erloschen; nach reichlichem Nachttrunk lagen die Soldaten zumeist noch an den verkohlten Scheiterresten umher. Erst wenige auch von der Bevölkerung der Stadt befanden sich im Freien auf den Füßen, kaum andere, als etwa ein Dutzend von Mägden und Frauen, die auch trotz der feindlichen Belagerung wie fönst nach ihrem Brauch in der Frühe dem Inn zuwanderten, um Wäsche dari» zu reinigen; am östlichen Uferrand nah unterhalb der Brücke, waren sie außer jeder Gefahr, selbst vor etwaigen Schüssen völlig in Sicherheit. Die Posten am kleinen Wasserthor, unter dessen Wölbung noch Dämmerung lag, ließen sie noch schlaftrunken hinaus, nur dann und wann ihnen einen Spaß nachrufend. Nun meinte gähnend einer: „Mit der Vettel möcht' ich auch keine Netttücher klopfen, ich glaube, die brach' einem bei der Wascharbeit die Knochen im Leibe durch.“ Es galt einer gewaltig großgewachsenen und breitrückigen Magd, die zusammen mit Regina Edlinger einen bochvollgehäuften Wäschekorb trug; ein alter abgerissener Rock Katharina Haberschnells schlotterte ihr um die Beine, während zu enge Kleidungsstücke den Oberkörper umschnürten; ihr Kopf und Gesicht waren mit einer Haubenkapuze halbundeutlich verummelt. „Puh,“ lachte der andere Wachtposten, „aus dem alten Holznapf möcht' ich mich auch nicht mit Weihwasser betropfen;“ die Beiden schritten hurtig durch die geöffnete Pforte hinaus. Davor befanden einige Weiber sich schon am seichten Wasser, auf kleinen Bretterstegen in ihrer klopfenden, spülenden und schwatzenden Thätigkeit; dem Morgenroth abgekehrt, sahen die Steiluferwände der anderen Flußseite noch grau, erst uou kaltem Licht angehellt herüber. Regina und ihre Begleiterin begaben sich, um Platz für ihre

Aus der „vergessenen Zeil.“ 1,62

Arbeit zu finden, etwas nach rechts aufwärts, wo die an Pfählen angetauten Nachen sich leis schaukelten.

Plötzlich schollen Rufe der Wäscherinnen auf: „Was wollt ihr? Wo wollt ihr hin?“ Eines der kleinen Boote hatte sich vom Ufer abgelöst und schwamm an ihnen vorüber; die ungewöhnlich große Magd stich es mit einer Stange vom Rand, der schnellenden Strommitte zu. Die lauten Stimmen der Mägde machten die Mauerbesatzung aufmerksam, und auch bei ihr erhob sich Geschrei, ein Ruf: „Das ist kein Weibsbild, ein verkleideter Mann, ein Kundschafter, der in's schwedische Lager hinaus will! Schießt!“ Ein Schuß krachte, Regina sprang jählings im Nachen auf, daß dieser fast umschlug, breitete hoch die Arme aus und deckte Wolf Paumgartner mit ihrem Körper gegen die herabgelichteten Misketenläufe. Noch ein Schuß, und wieder einer; der erste schlug in den Bootrand, der andere streifte die Stirn des Mädchens, daß ein kleiner Blutstrahl aus ihr hervorsprang. Doch es waren die letzten Kugeln, die das Fahrzeug bedrohten; in den wallend rauschenden Strom gelangt, ward es von diesem blitzschnell fortgerissen. Das Vorgelände verbreiterte sich, die Stadtmauer trat weiter zurück, und ehe eine Botschaft auf ihr herumlaufen konnte, schoß der Kahn, die Fluhtrümmung umbiegend, nah unter der Burg hindurch uneinholbar nordwärts den Inn weiter hinunter. Auf dem westlichen Flutzufer, unter dein das Boot entlang trieb, blitzte jetzt die Morgensonne mit erstem Goldstrahl Zelte, Standarten, Waffen, tausendköpfig buntfarbiges Leben an. Wolf Paumgartner hatte seine behindernde, entstellende Weibertracht abgeworfen und lenkte in dem enganliegenden sandfarbigen Koller, den er bei seiner Ankunft auf dem Magdalenenberg getragen, den Nachen zum linken Stromrand hinüber. Die Augen Reginas hingen wie festgebannt an seinem Gesicht, seiner Gestalt; er nahm sich prächtig aus, sein Blick leuchtete vom Bewußtsein des vollbrachten kühnen Wagnisses, des hohen Verdienstes, das er sich erworben, richtete sich voraus, war schon droben im befreundeten Lager. Man sah, bort befanden sich alle seine Gedanken, mechanisch führte seine Hand die Stange, trieb nun mit kraftvollem Stoß den Kahn auf's Kiesgeröll des Straubes. Hastig sprang er an's Land, und sichtlich erst, als er's gethan, kam ihm zum Bewußtsein, daß noch Jemand bei ihm sei, daß Regina ihni nachfolge. Halb abwesenden Denkens sah er sie an, eh' ihm voni Munde gerieth: „Ja so. Du hast auch Dein Leben drangesetzt und kannst nicht in Deine Vaterstadt zurück. Ich hatt's im Augenblick ganz vergessen — sei ohne Sorge, ich werd' Dir's reichlich vergelten.“ Ein schmaler, gewundener Steig hob sich unfern an dem Vergrand empor, den stieg er so hurtig hinauf, daß sie ihm kaum nachzukommen vermochte. Dann befand er sich plötzlich zwischen Gelärm und Gefunkel, Getümmel und Gedräng, ini schwedischen Heerlager. Doch sie sah und hörte kaum etwas davon, es war ihr wie das Wogen und Dnrcheinanderfließen

I<?H Wilhelm Jensen in München.

bunter Gestalten in einem Traum; keine derselben ging sie an, außer einem einzigen, der für sie allein die Welt ausmachte, für den sie allein in der Welt Ohr und Auge besaß. Nichts war leiblich um sie, nichts in ihrer Seele und ihrem Herzen, als er, der geliebte Mann, dem sie angehörte, wie er ihr, und du sie folgen mußte, wohin er sie brachte. Weiter reichte ihr Denken nicht, nur zu dem einen noch, daß sie sich hier vor den tausend Augen nicht an seinen Arm klammern konnte, sondern hinter ihm drein gehen mußte. Das that sie, in seine Fußtapfen tretend; beseligend kam ihr aus ihnen etwas von ihm herauf.

Doch da brach ein Schwärm eilig laufender Soldaten zwischen sie und ihn herein, hemmte ihr den Schritt, drängte sie achtlos zur Seite. Nicht lang, dann stand sie wieder frei und allein, aber ihr Blick suchte vergeblich umher. Sie sah ihn nicht mehr — wo war er geblieben?

Ein leerer Platz lag vor ihr, den er noch nicht überschritten haben konnte, er mußte dort in das vereinzelte große Gezelt mit aufgepflanzten Standarten vor dem Zugang eingetreten sein.

Keine andere Möglichkeit, sie ging darauf zu. Doch querüber kreuzte ihr etwas den Weg, ein schillernd, in Sammet und Seide hoch aufgeputztes junges Weib unter wallendem Federhut. Das wandte den Blick nach ihr, blieb stehen und lachte: „Bist auch zur Klugheit gekommen und 'ne Lagermetz geworden? Das Wort klang' denen drunten in der Stadt wohl, als ging's damit auf den höllischen Bratrost, aber einmal nicht gehungert und lustig gewesen, was scheert's, was nachher wird! Wer hat sich denn noch in Deine Stirnfalten vergafft? Ein Junker scheint's nicht nach Deinem Kleid. Na, ein Landsknecht thut's auch wie er, mit dem grauen Schimmel kann man nicht wählerisch mehr sein.“

Regina sah die Sprecherin ausdruckslos an; sie erkannte die Emmerenz Kleeberger, doch was diese gesagt, klang ihr nur halb und gleichgiltig im Ohr. Sie hatte keine Zeit, darauf zu hören, mußte weiter zu Ihm, Ihn wieder zu finden, und nun befand sie sich wieder auf den» Platz allein. Nachträglich indeß durchschoß ihr jetzt ein Begreifen den Kopf, was die Emmerenz gemeint und was aus ihr geworden sei.

Mit Entsetzen und Abscheu sah sie der kostbar ausstafirt Fortgehenden nach, aber zugleich schlug ihr eine heiße Blutwelle in's Gesicht. Etwas Sinnverwirrendes wollte über sie kommen; um nichts weiter zu denken, lief sie hastig dem Zelt entgegen, in dem Wolf Paumgartner verschwunden sein mußte. Doch zwei Wachtposten standen an der Thür, sie fürchtete, von ihnen zurückgewiesen zu werden, es war vermuthlich das Kriegszelt eines hohen Befehlshabers. So suchte sie, ob sie nicht seitwärts noch einen anderen Eingang finde, und entdeckte auch einen solchen. Das Innere war augenscheinlich durch eine leinene Zwischenwand in zwei Räume getheilt, sie gelangte in einen halbdämmerigen, leeren hinein, wo sie, sich besinnend, Athen» holte. Was wollte sie denn hier? Sie horchte, um zu erfahren, ob sie sich mich

Ans der „vergessene» Zeil." < 65

nicht getäuscht habe, unrichtig gegangen sei. Drüben, in der Abtheilung jenseits des Vorhangs sprach Jemand: „Ihr habt einen großen Dienst geleistet, Herr Junker" — das Weitere faßte Reginas Verstöndniß kaum auf. Aber dann durchfuhr es sie glücklich, denn Seine Stimme begann halblachenden Tones zu antworten: „Es ging auch nicht leicht, Herr Obrist, und kostete ziemlich viel. Ich mußte einer alten Jungfer schön thun, um lebendig wieder aus dem Wassernest herauszukommen. Sie ist übrigens eine gute Person, die reichliche Belohnung verdient; ihr die von Euch zu erbitten, fühle ich die Pflicht, da sie für mich ihre Vaterstadt verrathen hat und ich sie nicht dorthin zurückschicken kann, ohne daß sie Gefahr liefe, im Inn ertränkt oder gar lebendigen Leibes auf's Rad geflochten zu weiden."

Der Junker Wolf von Maurach, der sich bisher Paumgartner benannt, brach ab, denn durch die linnene Zwischenwand klang plötzlich ein wimmernder Aufschrei. Ihm entfuhr: „Was ist dort?" und etwas Unwillkürliches, ihm selbst nicht klar Werdendes trieb ihn, einen kleinen Durchlaß im Vorhang nach dem Nebenraum auseinander zu schlagen. Da sah er auf der andern Seite Regina Edlinger aus dem Zelt verschwinden.

Er muhte sich erst deutlich machen, daß sie es wirklich gewesen und wie sie hierher gerathen sei. Aber dann stand er betroffen. Offenbar hatte sie gehört, was er dem Obrist eben gesprochen. Es mar ihm in der freudigen Erregung, seine Aufgabe erfüllt zu haben, vom Mund geflogen, doch zu ihr selbst hätte er nicht so geredet. Er schätzte sie ja wirklich, das Zusammenleben mit ihr hatte ihm ein Freundschaftsgefühl für sie eingeflößt, und er hätte ihr mit Willen durchaus nicht weh thun wollen und können.

Ein kurzes Besinnen, und er eilte ihr nach, um ihr zu sagen — was wußte er nicht, doch wenn er sie einhole, werde er die richtigen Worte schon finden. Wie er aus den Zelt trat, lief sie ostwärts über den leeren Platz: eine Kraft war in sie gerathen, daß sie Herrschaft über ihre Glieder besaß, schleunig ihre Füße bewegen konnte. Doch ihr geistiges Vermögen brach unter einer dumpfen, schweren, angstvollen Betäubungslast zusammen. Wie ein brandiger Nebel wogte es um ihren Kopf, durch ihr Gehirn; mit jedem Athemzug drang er ihr in die Brust, marternd und erstickend.

Gleich einem Blitzschlag war zum ersten Mal die Erkenntniß, das Vollbewußtsein auf sie niedergefahren, daß sie ihre Vaterstadt an den Feind verrathen habe — von ihm hatte sie's gehört.

Was hatte er dem Obrist vorher gesagt? —

Wie brandendende, zischende Wellen warf sich in ihrem Kopf Eins über das Andere —

Weshalb hatte sie das gethan — sich nicht geweigert, wie zuerst — ihm willenlos gehorcht?

Was war sie denn anderes, als die Emmerenz, der sie eben mit Abscheu und Verachtung nachgesehn — mit Hochmuth, solches Geschöpf nicht mit der Hand zu berühren —

1.66 Wilhelm Jensen in München.

Schmach, Schande, Sünde — die Todsünde, die Gott mit einiger Verdammniß strafte —

Nein, das nicht — das allein nicht. Wenn es einen Gott gab, konnte er ein Geschöpf nicht verdammen, das er so schwach, so blind, so sehnsuchtsvoll geschaffen — er mußte es barmherzig zu sich ausrichten und vergebend sprechen: Ich legte das Alles in Dich hinein. Du konntest nicht anders — Immer eines über das andere hin, und darumher der erstickende Nebel, das Wogen und Zischen —

Aber über Allem die Marterqual in der Brust, der herzzzerbrechende Jammer, die Verzweiflung. —

Regina lief gradaus vorwärts, sie hörte nicht, daß ihr ein eiliger Fuß nachkam. Nur jetzt, wo sie plötzlich vor dein Absturz des hohen Innufers stand und stockte, fühlte sie mehr, als daß sie'Z mit dem Ohr vernahm, es sei etwas hinter ihr, und drehte unwillkürlich den Kopf um. Da war Er es, kaum fünf Schritte von ihr entfernt; er rief sie an: „Regina — warum — ich wollte« —." Allein jetzt wußte er nicht, was er ihr sagen sollte, verstummte und hielt ungewiß den Fuß. Eine Secunde lang nur war's, daß ihr rückgekehrtes Gesicht ihn anblickte — die funkelnde Sonne fiel ihr über den Fluh her voll in die Augen — dann stürzte sie, wie geblendet, oder wie ein besinnungslos gehetztes Wild wieder vorwärts. —

Was war das gewesen? Er stand noch, aber wie betäubt, von einem schwindelnden Taumel erfaßt, durch den er die verschwundenen Augen noch immer auf sich gerichtet sah. Doch woher kamen sie? Niemals im Leben noch hatte er Aehnliches gesehen, wie diese beiden dunkelblauen, tiefen, geheimnißvollen Sterne, aus denen es gleich erstem Frühlingshimmel geleuchtet, wie Veilchenblüthen und Veilchenduft. Waren das die Augen Regina Edlingers, die er eine alte Jungfer benannt? Dann hatte er zum erstenmal in sie hineingeblickt oder eine Fee sie zu zauberischem Märchenglanz verwandelt. Denn was aus ihnen gesprochen, war holdseligste Jugend, erster, übermächtig sehnsuchtsvoller Schlag eines Mädchenherzens, durch namenlosen Jammer hindurch unauslöschlich aufstrahlende unsägliche Liebe —

Und drüben am Haarrand des edlen, blassen Gesichts der rothe Fleck, wo die Kugel die Stirn gestreift — auch das war die Liebe, die sich schützend vor ihn hingeworfen, die keinen Herzschlag lang gezaudert, für ihn in den Tod zu gehn. —

Nur Augenblicke hatte er ihr, wie noch nie im Innersten durchbebt, nachgestarrt, dann sprang er vor und rief: „Regina!“ Sie war gradezu über den Abhang weiter gelaufen, doch fiel dieser hier nicht senkrechten Sturzes hinunter, dachte sich nur in schräger Steilheit, da und dort mit Pfriemenstrauch und kurzein Gestrüpp bewachsen, nieder. Die Fliehende glitt aus, schlug vornüber und rollte, doch das nur lebte als Bewußtsein in ihr, sie

^

Aus der „vergessenen Seil.“ 1.6?

wollte nicht stürzen, nicht ohne Besinnung drunten liegen bleiben, und instinktiv sich im Fall anklammernd, kam sie unverletzt in einer Wolke von Staub, Sand und Geröll hinab. Nah seitwärts von ihr sprang auch er, in gleicher Weise strauchelnd und vorschießend, achtlos zur Tiefe, erreichte den Flußrand nur uni Sekunden nach ihr. Nun schrie er mit plötzlicher tödtlicher Angst wieder: „Regina I“

Sie hörte es, doch hörte nicht, wandte sich nicht mehr. Grade vor lief sie in's Wasser hinein, einige Schritte watend, dann wich der Grund ihr unter den Füßen. Er sah's und flog ihr nach, da rissen die Wellen sie mit sich. Alles Denken hatte ihn verlassen, nur ein Hämmern durchraste ihm die Brust: — die Augen — die Augen — er mußte sie wieder sehen! Wie ein Vogel schoß er ein Stück am Strand dahin, ihr vorauf, warf sich gleichfalls in den Strom. Auch in den Kleidern fürchtete er sich nicht, seine Kraft hatte manchmal solchen Wogen getrotzt.

Sie sah nicht, daß er vor ihr war, obwohl die bauschenden Kleider ihr den Kopf noch über dem Wasser hielten. Ihre Augen hielten sich geschlossen, und keine Todesangst war in ihr. Sie hatte diese schon einmal durchgelebt, damals, als sie in der Nacht sein Herüberkommen vom Ufer drüben erwartet; da mar sie im Inn untergegangen — so empfand sie's mit verworrenen Sinnen — und jetzt wiederholte sich's ihr nur in einem Traum, und so schreckensvoll es damals gewesen, so beruhigend war es heut. Keine Kälte, die ihr die Glieder schaudern ließ, ihr eisig über die Lippen heraufschwoll, kein hohles Gurgeln in, Ohr, kein Ringen der Brust gegen die Erstickung. Sie wußte und fühlte, ihr Leben lösche aus, und sie wehrte sich nicht dagegen. Doch nicht wie in jener Nacht, weil das quälende Hungergefühl ihres leeren Daseins damit ein Ende nahm, sondern weil es gestillt war. Eine Stunde lang hatte sie das Glück kennen gelernt, und mehr konnte sie nicht verlangen. Ja, sie durfte nicht länger atmen, denn sonst — das allein klopfte ihr eine dumpfe Angst durch die Brust — sonst zerann ihr als falscher Trug, was sie für wahr und echt gehalten. Sie mußte ihr Glück behüten, daß es nicht so geschehe — nur ganz kurz noch — dann tonnte Niemand es mehr nehmen, in aller Ewigkeit nicht. Nun sank ihr Kopf tiefer, und das Wasser schlug ihr über die Lippen. Kein Denken war mehr in ihr, einzig noch eine Vorstellung, ein Bild. Deutlich sah sie die Sonnenuhr über den, Brückenthor vor sich, doch wunderlich warf der Zeiger seinen Schattenstrich grad' auf ihr Gesicht, und drumher stand als Umfchrift:

„Die sonn die stund zeigt an, wo ich mm stciben lcm.“

Unsagbar ruhevoll und schön war's, darauf hinzusehen, gleich dem weichen, wonnigen Sommerabend, als sie von der kleinen grünen Berghohe herab über die Brücke in's Thor zurückgegangen.

Da riß noch einmal etwas sie aus ihren: verdämmernden Hinüberträumen in's Nichts zum Bewußtsein zurück. Vor ihr rangen kraftvolle Arme eines

I.68 Wilhelm Jensen in München.

Schwimmenden an sie heran, und dicht neben ihr scholl ein Ruf: „Halte Dich an mir — ich rette Dich — ich —“. Seine Stimme war's — aus ihr durchfloß es Regina Edlinger noch einmal mit einem Gefühl des Lebens, einer letzten Kraft und Macht über ihre Glieder. Wie in dem bleichen Morgenlicht in der Kammer kam's ihr vom Mund: „Ja — ja" — sie schnellte krampfhaften Aufrucks ihre beiden Hände über die Wellen und schlang sie, vorgreifend, um Wolf Paumgartners Hals. Doch, dadurch zog sie seinen Kopf mit unter die strudelnden Wirbel; in gewaltiger Anstrengung muhte er sich wieder heraufarbeiten, den Mund zu befreien, um rufen zu können: „Nicht so — laß mich los — ich halte Dich!“ Aber sie verstand wohl nicht mehr, denn sie that das Gegentheil. Nur fester noch klammerten ihre Arme sich um seinen Nacken zusammen, unlöslich — er suchte, sie von sich abzurufen, doch in diesem Augenblick waren sie stärker, als er, lagen um ihn wie eheme Ketten. Und von ihnen niedergezogen, reichte in den Kleidern auch seine stolze Kraft nicht aus, dem reißenden Strom zu trotzen. Zugleich mit dem ihrigen tauchte sein Kopf abermals hinunter und kehrte nicht wieder herauf. Zischend und schäumend bäumte das Wasser sich kurz über der Stelle, wo die Beiden verschwanden; dann wallten, in der höher gestiegenen Sonne glimmernd, wie immer die Wellen des Inn zwischen ihren steilen Uferwänden zu Thal.

Auch diesmal bemährten der Stromgürtel und die Mauern Wasserburgs ihre alte Unüberwindlichkeit. Nach fruchtloser Belagerung zog das schwedische Heer von dannen, es gelang ihm nicht, die Stadt zu erobern, noch den Inn zu überkreuzen; der Kaiser, der Kurfürst und die Jesuiten blieben drüben in Sicherheit. Doch bald darauf vermochten sie ihre fegensreiche Herrschaft über das gesummte bayrische Land zurückzutragen, denn nach wenig Monaten ward der westfälische Frieden geschlossen, und der blut- und thränenreiche dreißig-jährige Krieg hatte sein Ende erreicht. Ob auch die Thränen Katharina Haberschnells dadurch gestillt und sie in andere, ihrem verdienstlichen Leben würdiger entsprechende Umstände versetzt worden, berichtet die Ueberlieferung nicht; vielleicht ward sie's durch die Pest, die gleich nach dem Friedensschluß in der Stadt ausbrach und die Bevölkerung nochmals um die Hälfte verringerte» auch der Stadtpfarrer Johann Wolfgang Knoll scheint durch sie zu den ewigen Freuden eingegangen zu sein. Von der „vergessenen Zeil" hat sich nur der Name noch erhalten. Sie wurde nach fast zwei Jahrhunderten gewissermaßen wieder entdeckt, nach der St. Jakobskirche, wie nach der Salzsenderzeile dem Zugang neu geöffnet und im Jahre 1839 zur heutigen breitgeräumigen „Färbergasse" erweitert.

^

^

Eleonora Düse.

von

Laura Marholm

— Friedrichshagen-Weilin. —

line hagere Gestalt, ohne Ueppigkeit, doch voller Reiz; ein verhärmttes Gesicht voll schmerzlicher Süße; nicht jung und blühend, doch von einem bleichen, sehnsüchtigen Zauber; In, Ismme ä« trstuß ans, die gelebt und gelitten hat und weiß, daß Leben Leiden ist, ein Weib ohne Sieghaftigkeit, doch voller Souveränität, ein leises gedämpftes Wesen und eine zerspringende Stimme, — das ist Eleonora Düse, wie sie durch die Rollen ging, die sie sich dichtete aus berühmten Paradenstücken. Während ich sie sah, suchte ich, wem ich sie vergleichen konnte; welche große Schauspielerin der letzten zehn oder mehr Jahre sie in Relief zu stellen vermöchte oder gegen sie in Relief hervorträte. Aber nicht die Wolter und nicht die Bernhard, nicht die Ellmenreich und nicht die Conversationsvirtuosinnen des Hitzäters franyaiß meldeten sich, standen auf in meiner Erinnerung, lebten und stritten wider sie. Die ganze Gruppe der französischen Tradition und der deutschen Tradition stand abseits, eine Einheit für sich — und auch sie stand abseits, eine Einheit für sich. Jene eine abgeschlossene Welt und ein fertiges Kulturbild — diese zur Hälfte dasselbe, aber doch zur Hälfte doch eine Welt im Beginn und ein Kulturbild im Werden. Nicht die Italienerin bloß gegen Deutsche und Französinen, nicht eine Schule gegen andere Schulen — sondern ein Weibtemperament gegen andere Weibtemperamente, eine Differenzierung der Sensibilität, gegen die ihre berühmten 31»!> und Sild. I.XIV, 1»I 12

^70 Laura Maiholm in Friedrichshagen Berlin.

Vorgängerinnen etwas urweltlich Massives, etwas schreiend Grelles, ja, man könnte versucht sein zu sagen, etwas geringer Weibhaftes haben. Vielseitiger sind viele gewesen, größere Mittel haben die meisten gehabt; aber vergleicht man sie mit der Düse, so sieht jene laute konvulsivische Kunst auf einmal aus wie eins jener Maknrtischen Monstregemälde, die so farbenfeurig waren und so fahl geworden sind, und betrachtet man die traditionssichere Virtuosenhaftigkeit der gefeierten dramatischen Künstlerinnen der siebziger und achtziger Jahre, so wirkt sie gegen das Spiel der Düse wie ein reichinstrumentirter prächtiger lärmender Festmarsch gegen ein einsames Violinsolo, verloren hinausgeträumt in die Nacht.

Die Stücke, mit denen Eleonora Düse nach Berlin kam, waren der Vekanntschllft des Publikums anbequemt; da war nichts, was von dem ganz gewöhnlichen Virtuosinnenprogramm abwich. Vravourrollen der Sarah Bernhardt wie „Fedora“, Paradeperle wie die „Cameliendame“, Iliötre tr»nylÜ8-Stücke wie „Francillon“ und „Divoryons“, dazwischen „Cavalleria rusticana“ und die alte bläßliche „Locandier“; „Fernande“ und „Nora“. Sie spielte Shakespeare hier nicht, und das war klug, denn was für eine Gemeinschaft ist zwischen dein blassen Fleisch der Düse und den prallen Geistes- und Körpermuskeln der vollblütigen Renaissance, der ihr eigener Lebenssaft roth vor die Augen trat und sie zu Handlungen der Liebe und der Mordgier trieb, bei deren bloßem Zeitungsbericht der Dame der Gegenwart unwohl wird. Aber sie spielte auch Stücke nicht, die sie in ihrem Blut und ihrer Seele erlebt haben mußte, weit intimer, weit detaillirter, als das mit ihrem französifchen Repertoire der Fall sein konnte; sie enthielt uns „die ehrbaren Mädchen“, mit der für sie geschaffenen Rolle der Paolino. von Marco Praga vor und ebenso dessen „Ideale Frau“, worin sie einiges von dem tiefsten Grund ihrer instinctiven Lebensphilosophie hätte hervorkehren können. Auch die „I°i-!8ti amori“ ihres berühmten Landsmannes Giuseppe t^iacosa brachte sie nicht mit. Sie absolvirte in Berlin ein Gastspiel, weiter nichts. Sie wollte keine Experimente machen, sondern auf einem sicheren, eingetretenen Wege wandern, der sichere Necensionen in eingetretenen Wegen brachte. Ob sie oder ihre Rathgeber sich doch nicht dabei geirrt haben? Ob nicht ihrem Gastspiel dadurch ein Etwas mangelte, was doch in ihrer Persönlichkeit so deutlich zu ahnen war, aber nicht die vollen Bedingungen, sich zu entfalten, fand. Ob sie nicht hier etwas einbüßte, gerade weil sie so sicher gehen wollte? Die Stücke, die gewählt wurden, waren so sichtbar auf das Publikum berechnet, das die hohen Eintrittspreise bezahlen konnte. Bahnbrecherin sollte sie hier nicht sein. Das zahlungsfähige Publikum sollte nicht verstimmt werden. Ob das nicht ein Irrthum war? Die Berliner sind so neuigkeitssüchtig. Selbst die, die es haben können, sind gar nicht so satt und zufrieden, wie sie aussehen. Es ist eine Unruhe hier nach etwas Anderem, die sich freilich erst in Kühle gegen das Vorhandene ausdrückt. Es war etwas wie eine ganz schwache Verstimmung da, daß sie den Berliner» etwas vorenthielt. Da sie

«Leonora vu<e. ^?^

doch nun einmal mit Textbüchern dasaßen und in den Zwischenacten überall in Gängen und Foyers die fleischrothen Neclams studirten, so hätten sie gleich ebenso gut was wirtlich Neues sehen und lesen mögen. Es ist ein Horchen und Warten und Wünschen hier, das noch weder Wesen noch Namen hat, das sich erst nur im Ablehnen ausdrückt, dem sie aber hätte eine Seele geben können. Das Unvergeßliche, was sie in Berlin hätte thun können, war das Wagniß mit neuen Stücken von einer tieferen Echtheit der Empfindung. Da sie „Odette“ gab, warum konnte sie nicht „li8ti amori“ geben oder „^s Vei-Fiui“?

Und doch! Auch in dem, was sie gab, hat sie eine Welt geöffnet, die früher nicht da war, denn es ist die ihre. Die Welt ihrer eigenen Seele, ihrer eigenen Lebensauffassung, die Welt des differenzirten Weibes, der vor ihr Keine eine Sprache geliehen auf der Bühne, des Weibes, dessen Geheimleben kein Dichter völlig ergründen, das nur das Weib zu offenbaren vermag, das mit verfeinerteren Nerven und fensiblerer Seele und nüancirteren Senfationen blutend hervorgegangen ist aus alten, gröberen, dumpferen Formen des Empfindens in neue, hellere, feinere, — souverän und gebrochen zugleich verlangend und hoffnungslos.

II,

Es ist etwas Müdes an Eleonore Düse, etwas so Müdes, so Müdes.

Nicht die Müdigkeit der erschöpften Sinne, der schlaffen Blasirtheit. Auch nicht die Müdigkeit der abgehetzten Künstlerin, wenn auch die zuweilen hervorbricht und sie dann eine ganze Nolle, einen ganzen Abend gleichgiltig fallen läßt. Auch nicht die Müdigkeit der inneren Leere, der hohle Klang des Affects, bei dem alle Virtuosen ankommen. Auch nicht die stumpfe Ermattung nach der aufgewühlten Leidenschaft, der Halbschlummer des Naubthiers, den unsere Tragöden und Tragödiinnen zu spielen und zu fühlen lieben. Leidenschaft, die sogenannte große Leidenschaft, die kommt wie der Wüstenwind und Verdorrung und Gebeine hinter sich läßt, auch so eine alte Tradition von der griechischen Tragödie her bis auf den gestrigen Tag — das ist etwas, was die Düse nicht kennt; die Brunhilden und Medeen und Messalinen und alle ehrgeizigen, sinnlichen, herrschsüchtigen Fürstinnen auf dem Kothurn sind nicht für sie geschrieben; sie ist keine historische Fürstin und Märtyrerin, sie ist Fürstin von eigenen Gnaden und ihre eigene Märtyrerin, und es geht durch all ihr Spiel immer ein Staunen darüber, warum sie leiden muß und gemartert wird, und zugleich ein schlummerndes Wissen, daß sie leiden muß und gemartert werden wird — und das giebt ihrer Seele jene tiefe müde Melancholie. Denn es ist nicht ihr Leib, und es sind nicht ihre Sinne, und es ist nicht ihr Verstand, die so müde emportauchen wie aus einer schweren Lethargie zur ersten Besinnung, sondern ihre Seele ist müde, so müde, voll von einer sanften, weichen, schmeichelnden, anlehnenden Müdigkeit, voll von der Müdigkeit der Einsamkeit, und darum zieht sie sich leise und bittend

12*

^?2 Ianra Maiholm in Fiedlichshagen Vellin.

heran, wc> es warm ist. Und es ist warm bei der Liebe. So spielt Eleonore Düse die Liebe. Nicht gierig und lechzend, mannartig fordern, wie die Wolter und die Bernhard, nicht verbrennend in Sinnlichkeit und lüstern lockend, nicht befehlshaberisch als das große Weib, das den kleinen Mann nimmt und geruht, ihn glücklich zu machen, — sondern sobald sie liebt, auch als „Fedora“, ist sie immer das kleine Weib, und der Mann ist für sie der große Mann, der Geber, der ihr Glück in seiner Hand hält, nach dem sie sich hinschmiegt, ängstlich, fast schüchtern, mit dem ernstesten, müden, halb kindlichen Lächeln, in den sie sich hineinnestelt, wie die Heimgekommene sich wärmt am Feuer, an dein sie sich lieblosend festsaugt mit ihren scheuen dünnen Kinder- und Mutterhänden. Nie ist das Weib weiblicher dargestellt worden als von Eleonore Düse. Ja, ich nehme es auf meine Kappe und sage: nie ist das Weib auf der Bühne dargestellt worden vor Eleonore Düse.

Denn es ist zugleich das wissende, reife Weib und das ewige Kind im Weibe und das erotische Schmachten, das Schmachten nach Inhalt — denn des Weibes Inhalt ist der Mann — das sie spielt. Das Weib ist sich nicht selbst genug, kann sich nicht selbst genug sein, es hat auch nichts von der momentanen Hingabe, es hat nicht genug damit, neben dem Manne zu leben — es kann nur leben im Manne. In seiner Zärtlichkeit ist ihre Lebenswärme. Sein Glühen, von ihr erweckt, darin ruht und schwillt und blüht ihre Vitalitätskrast. Er giebt die Wärme, in der ihr Leben aufgeht und prächtig wird und reich und stolz und gesund und sicher. Und sie giebt sich an den Mann, — nicht mit der dummen Unschuld des Kindes, nicht mit dem Jungfräulichkeitsdünkel der grünen verkapselten Knospe, nicht mit der Brunst der Buhlerin, nicht mit der herablassungsvollen Nachsicht der „keuschen Hoheit“ des „reinen Weibes“, nicht mit der kameradschaftlichen Biederkeit des Mannweibs, nicht mit dem Widerstreben des Zwittern — das Alles haben wir auf allen Bühnen in allen Sprachen sattem, seit wir sehen und denken konnten, und auch noch früher, zu sehen und anerkennend zu genießen bekommen, denn das ist so ungefähr die bisherige Scala von Frauentypen, wie sie von großen und kleinen Schauspielerinnen verstanden und dargestellt worden. Und in diese selbe Scala und diese selben Rollen bringt nun die Düse etwas hinein, das bisher auf der Bühne nur so mitunterlief, das in der „großen Kunst“ nur ein Kehlkunststück war und in der kleinen Kunst nur ein willkommenes Ingredienz, das sie aber zu der Saite macht, aus der ihre ganze Darstellung vibriert, zu dem Grundton und dem Sinn jeder ihrer Rollen, die ohne das keinen Sinn hätten. Sie giebt sich an den Mann mit der Innerlichkeit des wissenden Weibes, mit der zitternden, angstvollen Innerlichkeit der ganzen, vollen Weibhaftigkeit, der es graut vor ihrer leeren Einsamkeit, die hinschmelzen und sich selber finden will in Geliebten und schauernd fühlt: es sind immer nur Augenblicke, Augenblicke, die der Mensch hat, auf keine Dauer läßt sich rechnen, denn wir schwimmen aus einem dunklen Wasser vom Gestern zum Morgen, und unsere

Eleonore Düse. 4?5

öde Sehnsucht ist nicht so bang wie unser angstvolles Zittern, unser fieberndes Horchen im Glück.

Was Eleonore Düse spielt, das ist die Ungewißheit.

Auf diese Note ist ihre ganze Kunst gestimmt. Die Ungewißheit —

dieses, daß man nichts weiß, nichts besitzt, nichts vermag, daß Alles ein Ungefähr und das ganze Leben eine Unberechenbarkeit, ein Aneinanderreihen von Zufälligkeiten ist, diese bange Unsicherheit, die so completely im Gegensatz zu der „Ursache“ und „Wirkung“ der alten, Gott und der Logik vertrauenden Schulästhetik, der festen Burg aller Schauspielkunst, stand, dieses Dumpfe, Dunkle, Geheimnißvolle, in dem sie nachtwandlerisch dahingeht, giebt ihrer Innerlichkeit die kranken Farben und die tiefe vibrierende Resonanz. Es ist etwas Schüchternes an ihr, eine Stimmung, die den grellen, schreienden Accenten fast abergläubisch abgeneigt ist, die sich nicht nur in ihrem Spiel, sondern auch in ihrer Kleidung ausdrückt.

Selten hat man Toiletten von einer vornehmeren Discretion, von einem individuelleren Geschmack auf der Bühne gesehen. Wie die Düse immer nur ihre eigene Seele spielte, so bot sie auch immer nur ihren eigenen Leib dar. In allen Rollen, in denen ich sie sah, hatte sie immer nur eine einzige Maske — ihr eigenes Gesicht. Was sich dann in diesen Zügen erlebte, welche Regungen sich auf diesen Wangen mit den tiefen Linien, um diesen klagenden Mund, in diesen eingesunkenen mächtigen Augen mit den schweren, beladenen Lidern auslösten, das war die Charakteristik dieser Rolle. Ihre Brauen blieben immer dieselben schwarzen breiten Bogen, ihr Haar blieb immer dasselbe wellige, blankschwarze Italienerinnenhaar, das in einen bescheidenen Knoten, bald ein bischen höher, bald ein bischen tiefer aufgesteckt war, von dem sich immer im Laufe des Actes zwei halbangemachte Vorbersträhnen loslösten, in dem sie immer mit den blassen, etwas knochigen, nervösen Händen über der Stirn herumruschelte, als mache jede heftige Erregung ihr Kopfschmerz und sie müsse die Schwere lockern.

Auf ihrer fahlweißen Haut, auf ihren Kleidern funkelte es nie von einem Schmuckstück und so ungemildert hatte die Magerkeit ihres Halses und Nackens etwas Rührendes. Ihr mittelgroßer schlanker Körper mit den breiten Hüften hatte nichts von der runden Taille, aber auch nichts von dem starken Leib der dramatischen Modelgestalten. Diese dürftige Gestalt war so schön in der von keinem Corset eingeengten Musik ihrer langen, gleitenden, stolz fließenden Bewegungen. Ihre Gesten mit den Armen waren die des Lebens, häufiger, heftiger, grotesker durch die italienische Lebhaftigkeit. Es war nicht in den „schönen Armbewegungen“, sondern in der Noblesse der Nackenlinie und der Einstellungen, worin die stolze schmiegsame Souverainetät dieser Natur sich ausdrückte. Und nun endlich die Toiletten — die Costüme der Eleonore Düse, Costüme für diesen Leib und diese Seele. In keiner dieser vielen Gesellschaftstoiletten war etwas Gesellschaftsmäßiges, nichts von der Puppenhaftigkeit der französischen Moden. Sie gehörten keiner Mode an, aber sie

<?H Laura Malholm in Fließlichslagen'Veilin.

tonnen eine Mode schaffen. Es war etwas Antikes in dieser langen weichen Faltigkeit und etwas Renaissanceartiges zugleich in diesen sammetnen Mieden« und überfallenden Schulterkragen.

Aber weder mit der Antike, noch mit der Renaissance, noch mit der jetzigen Mode stimmte diese neue Behandlung der Farbe überein. Da war keine starke Nuance von Roth — außer der Arme-Leute-Blouse der Nora — da war kein leuchtendes Gelb, nichts aus der Scala von Blau, nicht eine tiefe, satte, ungebrochene Farbe. Die Grundfarben von Frau Düse waren schwarz und weiß in allen Stoffen und Nuancen, in Kleidern und Mänteln. Dazu kämm in allen Uebergängen weiße, kränklich vergilbte Spitzen, dichtgefaltet über den Brüsten, von wo das Gewand ungegürtet auf die Erde fiel. Und in dieser Melancholie der Grundfarben blaß-Vronze, matt-Pense, stilles Myrthengrün in weichen Sammet« und Atlastönen. Es war eine stille Trauer in diesen Costümen, die jedem Alter angehören konnten, nur nicht der frohen Jugend. Und diese eine Note fehlte überhaupt in ihrem Spiel. Sie war nicht froh. Sie konnte sich freuen, aber sie konnte nicht froh sein. Die Freude und die Extravaganz waren in ihrem Wesen auf der Bühne nie vorhanden. Ich habe sie ein paar Mal im Hut auftreten sehen. Es waren bescheidene Wittwenhüte.

III.

Zum ersten Mal sah ich die Düse als „Nora“. Es traf sich so und war mir nicht recht. Ich erwartete nicht viel von der Italienerin in diesem Stück mit dem ernordischen Temperament. Die beste deutsche Nora, Frau Ramlo, habe ich nicht Gelegenheit gehabt zu sehen, die beste nordische Nora aber, die Nora, Ibsens Nora, Frau Hennings, vom königl. Theater in Kopenhagen, habe ich gesehen, und sie stand mir noch in jedem Zuge in« Gedächtniß. Frau Hennings als Nora war ein kleines, feines, nervöses Geschöpfchen, blond und spitznäsigt, nett und pikant, gekleidet und gekräuselt mit einem kleinlichen Geschmack, Alles hübsch, billig und ordentlich, die feine Bürgerstochter mit dem mageren Portemonnaie, den vielen Präensionen, dem wohnstubeengen Horizont und den tausend kleinen äußeren Rücksichten. Es war etwas Zurückgebliebenes an dieser Nora mit ihrem vogelzwitschern- den Geplapper, etwas Angelesenes, Aufgepäppeltes in ihrer Bewunderung für die Vüreauseele Helmer, etwas Kindisches in ihrer Vorstellung von seinem verborgenen Heldensinn. Es war auch eine gewisse natürliche, vielleicht ererbte Disposition zu Schwindelgeschäften in ihr und eine Höhere- tochterhafte, hohlköpsige Lustigkeit, ein kokettes Hopsen und Springen, weil ihr das so gut steht.. Und als nun das Leben in diese ganze künstliche Nettigkeit hineinbläst, da wird das Hühnergehirnchen ganz confus, und das arme Dingchen hüpfet und hüpfet in seinem Corset, seinen Stirnlöckchen und hochhackigen Stiefelchen herum und stimulirt sich selbst, nervenschwach und

Lleonoia uns«. 4?5

urtheilslos, wie es ist, in die rasendste Angst hinein. Diese Angst, das war das große Meisterstück in Frau Hennings meisterhaftem Spiel. Es war ein einziges Stieren auf einen Punkt, eine ununterbrochene Autosuggestion, die um so ergreifender wirkte, weil sie so typisch gezeichnet war, der Weg, auf dem eine wohlerzogene bürgerliche Mustettochter in's Irrenhaus oder in's Wasser gelangt. Und als nun der Umschlag geschieht, und eine vollbefledette raisonnierende Emancipationsdame aus dem lieblichen Gänschen hervorspringt, — da vermochte auch Frau Hennings große und echte Kunst die Kluft nicht zu überkleistern. Da zerfiel die Nora in zwei Hälften, die nothdürftig an dem Drähtchen des Wunderbaren zusammenhingen. Dieses Wunderbare nahm Frau Hennings mit hinüber und damit, mit diesem ungesprochenen „Auf Wiedersehen" ging sie ab.

Wie Eleonora Düse als Nora hereinkommt, nachdenklich in ihr Portemonnaie sieht und unwillkürlich die Pause macht, ehe sie den Dienstmann bezahlt, die bei mittellosen Leuten gewöhnlich dem Zahlen vorangeht, da war sie eine blasse, kränkliche Frau mit etwas Stille im Wesen. Und als sie dann das dürrtliche Pelzchen und Pelzmützchen abwarf, kam eine magere schwarzhäufige Italienerin zum Vorschein in einer alten grellrothen, saloppen Nlouse. Sie spielt mit den Kindern, wie erwachsene Menschen, deren Gedanken von anderen Dingen in Anspruch genommen sind, mit Kindern zu spielen pflegen, ohne wirtliche Heiterkeit; Frau Linden kommt, und sie erzählt ihr ihre ganze Geschichte mit überströmender italienischer Zungenfertigkeit, aber doch mit etwas Abwesendem, wie Jemand, der nicht ganz bei der Sache ist. Am liebsten sitzt sie — sehr unbürgerlich — auf der Diele und arbeitet da mit den Weihnachtssachen herum. In den Szenen mit Helmer hat sie etwas unterwürfig Zärtliches — bei ihm ist ihr warm, und bei ihm ist Schutz, sie drückt sich an ihn heran mehr wie eine Kranke, als wie ein Kind. Alle die Szenen, die ganz von Noras moderner Nervosität geprägt sind, kommen und gehen — aber die Düse wird nicht nervös. All das Zappelige, Hin- und Herfahrende, Abgerissene, die vielen plötzlichen Umschläge, die unmotivirten Einfälle, all die Detailzüge des Kindes der bürgerlichen Döcadence — sie gehen sie gar nichts an. Weder hier noch anderswo. Die Düse spielt nie die Nervöse. Sie spielt sie nicht, gerade weil sie die feine echte Sensibilität der Nerven hat. Sie kann das Fieber der äußersten Aufregung spielen, und sie spielt es oft, aber das Zerhackte, Launische der Nervosität als Disposition spielt sie nicht. Dazu haben ihre Seele und demzufolge auch ihr Geschmack zu sehr die langen, rhythmischen Wellenlinien der tiefen Schwingungen.

Ibfens Nora ist eine hysterische Halbheit — und so hat sie seine dichterische Intuition, tiefer als sein Verstand, auch gewollt; Eleonore Duses Nora ist ganz Weib. Ein gedrücktes Weib durch Mangel und kleine Verhältnisse, mit etwas Dumpfem, das sich stumm einem neuen Unglück zu unterwerfen bereit ist. Auch sie hat etwas vom Kinde, wie jedes ganze

<?6 lauia Marholm >» Fliedrichshagen Verlin

Weib, aber mc> sie Kind wird, ist sie ein trauriges Kind. Und das Unglück kommt! Und merkwürdig: sie hat nicht dies verzweifelte Ankämpfen, dieses fürchterliche, endlofe, innere Angstgeschrei, das hysterische Ringen der kleinen Seele um ihr Leben. Es ist etwas Lumpiges an solch einem Kampf, wo das Können und das Wollen so unverhältnißmäßig ungleich sind. Auch der Düse Nora weist den eisten Angstgedanken mit plötzlicher Vielgeschäftigkeit von sich. Aber sie bewundert dabei nicht ihren Muff, wie Frau Hennings.

Sie sagt nur immer zu ihren wachen Gedanken: Nein, nein! Ihr Nein ist das Nuancenreichste, was ich gehört habe, es liegt die ganze menschliche Gefühlswelt darin. Aber am anderen Tage, am Weihnachtstage, da hat sie über Nacht das Ja, Ja! des Verhängnisses in sich vernommen, und es ist etwas wie Fatalismus über sie gekommen. Sie hat sich zum Fest gekleidet, aber nicht mit billigen Lappen wie Nora, es ist ein werthvolles, langfaltiges, tiefgrünes Gewand, das sie trägt, ihr einziges, aber gediegenes Festkleid, und ihre Gestalt ist hoch und still, schlank und müde. Und wie die Handlung vorschreitet, wird sie immer müder und resignirter — der Tod kommt, da ist nichts dagegen zu thun. Als dann, nach der Tarantella-Probe, Helmer sie aus dem Speisezimmer zu Mittag ruft und sie weiß, jetzt ist das Schicksal nicht mehr aufzuhalten, da fliegt sie mit einem Satz und Jauchzen zu ihm hinein, und ini Sprung einen Augenblick in der Luft schwebend, ist sie anzusehen wie eine jener mageren wilden Bacchantinnen ohne Freude, deren Reliefs uns aus der spätgriechischen Zeit zugekommen sind.

Der dritte Act. Nora kommt mit Helmer vom Maskenball herunter.

Sie ist zerstreut, theilnahmlos bei Allem, was vorgeht. Das, was geschehen wird, ist für sie schon wie etwas Vergangenes; es ist schon geschehen, da es in ihr geschehen ist, sie führt nur noch mechanisch aus, was sich in äußeren Handlungen daran knüpft. Als Helmer hingeht, um den Briefkasten zu leeren, sucht sie ihn nicht mit hundert Kniffchen und Vormunden abzulenken-, sie macht kaum eine schlaffe abhaltende Geberde, es kommt ja doch, es ist doch nichts dagegen zu thun. Sie steht ganz weiß und unbeweglich, während Helmer den Brief liest; wie er auf sie zugestürzt kommt, wirft sie nur stumm den Mantel über, und hinaus zur Thür!

Er zerrt sie zurück und überfluthet sie mit Vorwürfen, in denen die ganze jämmerliche Spießbürgerlichkeit seiner Seele sich entblößt. Und jetzt beginnt das Spiel der Düse; dies ist der Moment im Drama — der eine Moment in jedem Drama — weswegen sie diese Rolle ausführt.

Sie steht am Ofen, ganz en laoe, ohne sich zu regen, und sie bleibt da stehen, ohne sich zu regen, bis er zu Ende ist. Sie sagt nichts, sie unterbricht ihn nicht. Nur die Augen reden. Diese großen, leidensvollen, krankhaft weit offenen Augen, die ihm immer folgen, wie er vor ihr auf- und abläuft, immer nnt ihm auf- und abgehn in einer grenzenlosen, unsagbaren Verwunderung, einem aus dein Himmel gefallenen Erstaunen, das nach und nach, ganz langsam und nach und nach zu einer unsäglichen, unfaßlichen

kleonoia vuse. <??

Enttäuschung wird; und aus der Enttäuschung wird allmählich eine unbeschreibliche, bittere, ekelkranke Verachtung. Und in diese Augen, die immer mit ihm auf- und abgehen, kommt endlich eine Frage: wer bist Du? was gehst Du mich an? was willst Du hier? warum redest Du?

Der andere Brief fällt in den Kasten, und Helmer überschüttet sie mit zärtlichen Vormundmorten. Aber sie hört ihn gar nicht. Sie sieht ihn auch nicht mehr an. Was will denn dieser Schwätzer jetzt hier? Sie kennt ihn ja gar nicht. Sie hat ihn ja gar nicht geliebt. Es war ein Mann da, an dem sie sich wärmte und der ihr Schützer war. Der Mann ist nicht mehr da. Sie hat ja nie geliebt!!

Und sie geht hinein mit gleichgiltigen, mißlaunigen Bewegungen, zieht sich um und kommt heraus, sehr eilig, um nur rasch fortzukommen. Er hält sie auf. Ja, was denn? Das Weib ist ja jetzt wach in ihr. Das Weib mit feiner größten Schmach — daß es nicht liebte. Was will er denn von ihr? was macht er denn für Einwendungen? Er —? ^»nt äe druit pour uns omslotts! und sie wirft ihm das in ein paar gleichgiltigen Phrasen hin, zuckt die Achseln, kehrt ihm den Rücken und geht rasch hinaus zur Thür. Und unten schlägt die Pforte dröhnend zu. Gar keine Rede von was „Wunderbarem“!

So brachte die Düse die Einheit der Persönlichkeit in die zwiegesvaltene Nora. Abrechnung? Es giebt keine Abrechnung zwischen Mann und Weib, als den Kuß oder das Achselzucken. Ibsens gründlichste Dialektik behandelt sie wie einen Mundvoll Worte. Gründe? Mit Gründen ist noch nie in der harten Wirklichkeit was ausgerichtet worden, am wenigsten in dem Naturverhältniß zwischen Mann und Weib. Nora erwacht eines Tages, und Helmer ist ihr widerlich. Und sie läuft mit demselben instinctiven Abscheu vor dem Widerlichen davon wie ein lebendiger Mensch vor einem verwesenden Cadaver. „Wunderbares“ kann dabei selbstverständlich gar nicht vorkommen. Es sollte denn sein, daß der lebendige Mensch verrückt würde und zu dem Cadaver zurückkehrte.

So selbstherrlich wie mit dem Text zur „Nora“ geht Eleonore Düse mit dein Text aller ihrer Rollen um. Wo man ihr folgen kann — und das ist ja nur ausnahmsweise — da merkt man, wie sie ihn sich unter« wirft, wie er in ihrem Mund ein anderer wird, wie ein anderes Wesen aus dem geschriebenen Worten hervorstiegt, ein Wesen, an das der Dichter nicht gedacht hat, und das er in den meisten Fällen gar nicht seiner eigenen Lebensanschauung und Eigenart nach so hätte gestalten können — ein Wesen, mehr Weib und in tieferem Sinne Weib, als die Damen der Gesellschaft in Ibsens und Sardous Dramen, ein Wesen, viel einfacher als das im Text gegebene, aber zugleich auch viel größer. Eleonore Düse ist keine Dialektikerin, wie Ibsen und Sardou Dialektiker sind — das Alles, das ganze Außenwerk, das ganze Verstandesraffinement, das geht sie gar nichts an. Das ist gar nicht für sie geschrieben. Sie faßt ihre Rolle aus ihrem Instinct

1.78 Ianra Maiholm in Fliedrichshagen'Vellin,
heraus auf, aus ihrem feinen, sicheren, untrüglichen Weibinstinct — und ihr
Instinct, das ist sie selbst, und jede ihrer Rollen, das ist sie selbst. Sie
wechselt nicht viel, sie ist keine Naturalistin, die zahllose kleine Züge aus«
tiftelt und zu einer Persönlichkeitsmosaik zusammensetzt, sie ist wahr bis zur
Rücksichtslosigkeit, aber sie ist nicht objectw wahr, einmal so und einmal so
und einmal wieder anders, immer verschieden nach den verschiedenen Rollen.
Nein, sie ist nur wahr wie der Mensch, der den Muth und den Stolz hat,
sich voll und ganz zu geben, wie er ist. Es liegt ihr nichts daran, sich
zu verwandeln, sie spielt aus den drei oder vier tiefen Grundlinien ihrer
Natur. In dieser großen Einfachheit liegt auch die Gefahr der Einförmigkeit,
und sie würde ihr nicht entgehen, wenn sie nicht diese vibrirende Seele hätte,
diese tiefe schmerzliche Innerlichkeit, die vielleicht nie vor ihr über die Bühne
gegangen ist; die jedenfalls nie vor ihr so zu dem centralen Punkt des Weib-
emvsindens gemacht worden ist. Sie kommt Einem entgegen, unbekümmert
und halb in sich versunken, eine volle und heile Weibnatur, in jener unauflös-
lichen Einheit, die die Basis des wohlgeschaffenen Weibes ist: Weib-Kind
und Weib-Mutter zugleich, ein Weib mit dein Stempel tiefeinschneidender
Weiberlebnisse, mit der Tragik des Weiblebens unauslöschlich eingeprägt in
ihre Züge, und diese Tragik des Weiblebens lebt sie aus auf der Bühne.
Darum ist ihr Spiel so einfach, denn es kümmert sie nichts Anderes, als
dies, und darum hat ihr Spiel diese unbeschreibliche stille Noblesse, denn sie
ist hell und ganz. Und wie sie Alles vereinfachte, was sie berührte, so ver-
edelte sie auch Alles. Denn alle diese Gestalten, die sie schuf, sie handelten
aus der Einheit ihrer Weibnatur heraus, und darum hatten sie auch alle, wo
sie brachen, haßten, verfolgten, schaden, nur eine und dieselbe Motivirung:
sie reagirten damit auf das oriiußn Inesas majs8wti8, das an ihrer Weib-
natur begangen war, sie rächten damit das, was das echte Weib nie ver-
zeiht, die Mißhandlung seines Weibheiligthums, und darum thaten sie das
Alles nicht mit pathetischen Geberden, viel Wesen und tragischem Geschrei,
sondern ruhig und still, wie man etwas Selbstverständliches thut, mit einer
dumpfen Ruhe, einer stillen Gelassenheit, wie die intacte Natur das Verhängniß
erträgt und vollzieht.

So spielte die Düse „Nora“; aber so, aus dieser Grundstimmung heraus,
spielte sie auch Clotilde in „Fernande“ und Odette im gleichnamigen Stück,
beide von Sardou, und das war schwerer. Clotilde und Odette sind beides
ein paar gemeine Seelen. Clotilde, eine vornehme Wittwe, rächt sich für
ein gebrochenes Heirathsversprechen ihres mehrjährigen Licbhabers, eines
jungen Mannes von adelsstolzer Familie, dadurch, daß sie seine Neigung für
ein deflorirtes Mädchen bis zur Ehe treibt und ihm später triumphirend
sagt, wen er geheirathet hat. Odelte wird von ihrem Gatten in der Nacht
mit dem Liebhaber ertappt und in Zeugen Gegenwart aus dem Hause ge-
worfen. In einein liederlichen Leben entehrt sie nun jahrelang den Namen
ihres Mannes und ihrer aufwachsenden Tochter. Durch diesen Makel auf

«Leonora Vnse. ^?9

der Familie wird die Verheirathung der letzteren fast unmöglich gemacht, und der Mann versucht, der heruntergekommenen Frau seinen Namen für eine größere Geldsumme abzukaufen. Sie stellt zuvor die Bedingung, ihre Tochter zu sehen, wird verhindert, sich derselben zu erkennen zu geben, und geht, als sie von dem Besuch kommt, in hysterischer Selbstverachtung in's Wasser. Dies der Inhalt der beiden Stücke, in denen die Düse ihr Größtes und Echtestes gab.

IV.

Sie kam als Clotilde in die Spielhölle, um sich nach dem jungen Mädchen zu erkundigen, das sie fast überfahren hätte, eine ruhige, einfache, vornehme Dame, einfach auch in der Kleidung, eine Frau, die glücklich gewesen ist, ihren Schatz in sich trägt und gut ist. Die Art, wie sie dann das junge Mädchen in ihrem Hause empfängt, ihr zuspricht, es ihr heimisch macht, mar von so gerader, bezwingender Herzlichkeit, daß das Publikum, sehr unvermuthet in dieser Scene, bei offenem Vorhang in einem Beifallssturm ausbrach. Der Geliebte kommt von einer verdächtigen Reise zurück, und in ihrem angstvollen Stolz, um sich nicht selbst zu betrügen, listet sie es ihm ab, und er räumt es auch gleich ein, daß sie ihm gleichgiltig geworden und er schon nach anderer Seite hin verliebt ist. Diese andere ist Fernande. Er geht, um sie zu suchen, er findet sie im selben Hause und kommt gleich wieder. Clotilde glaubt, er komme zu ihr zurück. Dies stumme Ausstrahlen der Freude bei seinem Eintritt — ein warmes Licht von innen heraus, krankhaft zitternd von Leiden — muß man gesehen haben, zu beschreiben ist es nicht. Und als Alles klar ist, und ihr kein Zweifel mehr bleibt, da beugt sie sich einen Augenblick auf seine Hand, wie um sie zu küssen, die sie so oft geküßt, streicht leise mit ihrer Hand drüber hin . . . Diesem Manne sieht sie nicht mehr in's Gesicht, aber diese Hand kann sie noch nicht aufhören zu lieben, diese liebe kosende Hand, die Erinnerung an ihr Glück. Und dann handelt sie; d. h. sie läßt geschehen. Und als es geschehen ist, da hat sie die Scene mit Pomerol, wo sie vertheidigt, was sie gethan. Die Düse hat eine ganz eigene Art von Dialektik; nicht die Dialektik des Verstandes und der Ueberlegung, sondern die der Impulse. Das, was sie Böses thut — und sie hat viele Rollen, in denen sie Böses thut — thut sie nicht aus Bosheit, sondern wie unter einen, dumpfen Zwang. Etwas in ihr ist todwund lind sterbenskrank, jenes Etwas, das ihre Lebensquelle mar, und dieser nagende, brennende Schmerz treibt sie zu Handlungen, die blutig und schmerzhaft und schwarz sind, wie ihr Inneres. Sie geht in einer stillen Ruhe herum, während sie sie ausführt, sie sind für sie das Selbstverständliche — die Außenseite ihrer Innenseite. Am vollständigsten hat sie diesen Zustand, die blasse Starre der leergewordenen Innerlichkeit, dargestellt in der rasenden „Fedora“. Kommt il>r dann der französische Naisonneur in die Quer, so raisonnirt sie auch mit ihm, — aber als Weib. Das heißt.

^80 Ianra Marholm in Friedriichshogen'Verlin.

sie übertäubt alle seine Gründe mit ihrem außerordentlichen Nüancenreichtum an Interjectionen mit und ohne Worte. Sie kommt aus den: Bannkreis ihres Vorstellungslebens nicht heraus, sie gelangt nie auch nur zu dem Bewußtsein des objectiven Urtheils.

Und als nun der Geliebte mit dein entehrten Mädchen verheirathet ist, da kommt Clotilde mit ihrem zurückbehaltenen Schlüssel eines Abends zu ihm. Plötzlich steht sie in der Thür und sieht ihn allein, und es ist etwas Unausprechliches von stummer, gedrückter Liebe in ihrer Haltung. Es ist wie ein armer banger Appell an das Geschehene, daß es doch nicht geschehen sein möge, und zugleich hat sie vergessen, weswegen sie kam. Erst als er sie ohne Umstände hinausweist, da brennt der Wundschmerz wieder, und da sagt sie ihm, wer seine Frau ist.

Ebenso „Odette“. Sie ist verliebt, und sie empfängt ihren Geliebten.

Der Mann kommt gerade nach Hause, ein kleiner, beschränkter, überbeweglicher, cholerischer Mann (Herr And6 ist ein Partner, der ihr an Können fast ebenbürtig ist) und faßt sie bei der Schulter, wie sie auf den Andern zu will. Sie schrumpft ganz ein in diesem Moment des Ertapptseins. Sie steht da, ganz klein und schmal und wirr und stammelnd. Da weist er sie aus dem Hause, mitten in der Nacht, kaum bekleidet. Und auf einmal wächst sie und wird groß und straff, das Weib, dem Haus und Kind verboten und die tödtlichste Schmach in der rohesten Form angethan ist, und dieser Härte gegenüber schwindet ihr eigener Fehler ein, und mit einer Stimme, rauh und heiser wie von einem Thier, das sich zur Wehr stellt, ruft sie ihm ihr: Feigling! zu und geht.

Viele Jahre sind vorüber, wir sehen Odette wieder als den Deckmantel eines Spielsalons, keine Cocotte aus der Gesellschaft, — eine abgemagerte, gealterte, desillusionirte Frau, die jetzt der Mann aufsucht, gealtert und vergrämt, wie sie, um ihr ihren Namen abzukaufen. Aber in ihrem Wesen ist noch dasselbe Gepräge des maßlos gekränkten Weibes, es steht Alles noch vor ihr, als wäre es gestern geschehen, unvergessen, ungemildert, sie behandelt sich und ihn mit einer müden gleichgiltigen Wegwerfung, aber ihre Stimme ist rauh und heiser und erstickt wie unter einem inneren Krämpfe der Empörung, und sie hat Töne, explosiv, wie das Brüllen eines Thieres.

Darauf kommt der letzte Act, das Wiedersehen mit der Tochter. Sie tritt auf, gekleidet und anzusehen wie eine abgehärmte vieljährige Wittwe, stolpernd, kaum zu halten, mit dem harten Glanz der fixen Idee in den Augen, mit einer eigensinnigen kranken Hast auf sie zustürzend da sieht sie das frische unschuldige Mädchen, und etwas Scheues kommt über sie, und sie zieht sich gewissermaßen in sich selbst zusammen mit einer schüchternen eckigen Bewegung. Sie spricht, aber unsicher und verlegen, ihre Schultern zieheil sich in die Höhe, und ihr Nucken krümmt sich in einer Befangenheit ohne Namen, und die unruhigen mageren Hände hält sie an sich, damit sie sich nicht hinstehlen zur Tochter. Und das Mädchen kramt seine Erinnerungen

Eleonore Düse. ^8<

und Souvenirs aus, spielt das Lieblingsstück der Mutter und plaudert von der „Verstorbenen“. Da klingt in diesem Mann und dieser Frau herauf, was sich nie in ihnen regte, solange sie zusammenlebten, der einfache Urton des Menschentums, der gemeinsam und gleich in ihnen vibriert. Und er und sie, jedes in sich zusammengezogen und weit von einander, sitzen und weinen. Und dann faßt sie das Mädchen um mit jenem Ausdruck in den Zügen und jenem Zittern in den Armen, das sich nicht spielen und nicht nachahmen läßt, das nur das Weib hat, die selber Mutter war, und sie trinkt sich satt an ihrem Anblick und streichelt sie mit reinigen, heißen Händen, und sie betrachtet sie und zupft ihr die Spitzen zurecht und kann nicht aufhören, mit den Händen diesen lieben Körper zu fühlen, und wird still darüber. Ganz still, wie ausgelitten. Und wie sie am Mann vorbeikommt, greift sie heimlich nach seiner sich weigernden Hand in einem Versuch, sie zu küssen. Und dann reißt sie sich los. Und im^Hinausgehen kommt es über sie, daß sie sich nicht halten kann, und sie stürzt weg.

Es sind die schweren Rollen, die Eleonore Düse am Herzen liegen. In „I» too«,u6isiÄ" war sie nicht mehr, als eine gewöhnliche Schauspielerin, und der prickelnde Dialog von „Cyprienne" und „Franyillon" hatte 'zu wenig gemeinsam mit ihrer Natur. Selbst in der „Cameliendame" spielte sie wie in einen, Zwang. Diese leichtsinnige, frivole Cocotte mit dem Liebesverlangen der Schwindsüchtigen schien ihr zu sehr Nippfigur zu fein. Eleonore Duses Freude und Heiterkeit schlägt so seltsam stumm nach innen, sie kann den sich mittheilenden Uebermuth, die Zuversicht der Unerfahrenen nicht spielen, ihre Natur ist schwer, wie das Leben. Es war, als fühle sie sich für das Glück und Unglück der „Cameliendame" innerlich nicht jung genug. Eleonore Duses Kunst ist jene große Kunst, die nur da heimisch ist, wo die große Frage, die Frage alles Lebens anfängt: woher? warum? wohin? Wir treiben auf den Wassern im Nebel, leiden Unrecht und thun Unrecht und wissen nicht weshalb. Fatum, Fatum! Wir können nichts davon und nichts dazu thun. Und wo sie dahingehen kann in der Blindheit des Fatalismus, da ist sie zu Hause.

Das konnte sie in „Fedora."

Dies schöne, vornehme, reife Weib, dem der Geliebte ermordet nach Hause gebracht wird, verwandelt sich nicht zur Furie. Wie wir sie wieder» sehen, ist ihr Wesen ganz ruhig: eine kalte, stille Weltdame. Sie hat nur eben dies eine auszuführen: das Verderben des Mörders. Das ist eine Aufgabe, wie jede andere; sie ist selbstverständlich und wird ruhig, wie etwas Selbstverständliches vollbracht. Es ist gar keine besondere Bosheit und keine Spur von perverser Schadenfreude dabei, — der Mörder ist für sie ein fremder und gleichgiltiger Mensch. Aber sie ist eine Einsame geworden in ihrer Blüthe, der Tisch des Lebens, der nur einmal gedeckt steht, ist für ihr umgestürzt worden, gerade als sie zugreifen wollte, und diese Mißhandlung will sie vergelten. Sie ist stolz und ohne Illusionen, sie ist aus der Herrenkaste, die

^82 laura Mailzölm in FtiedlichshagenN'Verlin. —

Böses mit Bösem und Gutes mit Gutem bezahlt, und sie übt eben Justiz. Es ist etwas von Geschlossenheit und Gedankenlosigkeit in dieser Fedora. Und dann kommt der Unischlag. Und sie liebt den Mann, den sie verfolgte, und sie erfährt, daß der todte Geliebte ein Betrüger an ihm und ihr gewesen, und daß jetzt erst der Tisch des Lebens gedeckt steht, während die Geheimpolizisten draußen auf den von ihr Verrathenen warten, und sie klammert sich an ihn mit blassen angstvollen Händen, mit Liebkosungen von unsäglicher innerlicher Zärtlichkeit, und es ist etwas von der Hilflosigkeit des Kindes und etwas von der schützenden Innigkeit der Mutter an ihr, wie sie ihn zum Bleiben verführt und zur Liebe verlockt, zur Liebe dieser Nacht, in die sie sich versteckt wie ein geängstigtes gehetztes Thier in einem Schlupfwinkel. Es sind noch zwei Züge an Eleonore Duses Kunst zu erwähnen: das ist, wie sie die Lüge und wie sie den Tod behandelt. Ich sagte schon einmal, daß sie keine Naturalistin ist, daß sie ihre Gestalten auf den dunklen Contouren des unbewußten Innenlebens, nicht auf den zusammengetragenen Details der äußeren Züge ausbaut. Nach diesem Instinct behandelt sie auch den Tod. Die Todesscene hat für sie nur Bedeutung, sofern sie das Innenleben spiegelt. Als organischer Auflösungsproceß ist sie ihr ganz gleichgiltig. Sie hat den Tod nicht an Krankenbetten studirt, und sie machte ihn kurz ab, in „Fedora“ sowohl, wie in der „Cameliendame“. Im eriteren Stück war es der plötzliche, kurze Entschluß, das Gift zu nehmen, was sie unterstrich, in letzterem die Freude, den Geliebten zu halten und bei ihm zu verlöschen. Und nun die Lüge — mit welcher Selbstverständlichkeit giebt sie die Düse. Ihre Lüge und ihre Falschheit sind gewinnend, eifrig überredend, ein Stück Phantasie wie beim Kinde. Sie sind das Integrirende am Weibe, das nnt so Vielen zu kämpfen hat, eine Waffe, deren Anwendung ihr Genuß ist und bei deren Führung sie immer ganz besonders einnehmend und schlau liebenswürdig ist. Auch wer den Tert nicht versteht, sieht es ilir an, wenn sie lügt, sie ist dann so besonders lebendig, mit großen zwingenden Augen und einer übersprudelnden Beredsamkeit. Ein gutes italienisches Stück spielte die Düse nur — die „Oavallori« rustieana“. Sie war darin am meisten Naturalistin, denn sie spielte, was sie täglich vor Augen gehabt, ihre Umgebung, ihre Landsmannschaft, nicht so, was sie ihrer eignen Seele abhorchte. Ihre Santuzza, das verlassene, übernächtige, verwahrloste Mädchen mit den rauhen, klanglosen Kehltönen der Verzweiflung war echt und überzeugend, aber die barbarische Wildheit der Angeberin, — das war etwas, was einen an diesem dumpfen blassen, schwächlichen Geschöpf überraschte wie ein Brüllen aus der Kehle eines Rehs.

IV.

Und nun «umma «ummarum? Eleonore Düse geht von Tournöe zu Tournee. Sie geht jetzt nach Amerika, sie wird wieder nach Verlin kommen,

«Leonota vuse. ^83

und wieder nach Petersburg und Wien, und wo sie sonst gewesen und nicht gewesen ist, hingehen. Sie wird reisen und reisen und spielen und spielen, wie alle Virtuosinnen vor ihr. Sie wird es mNde weiden, unsäglich müde — man sieht es ihr jetzt schon an — aber sie wird es nicht sein lassen können. Und sie wird Virtuosin werden, wie alle die anderen.

Und wenn wir sie wiedersehen werden, wird sie dann noch dieselbe sein, die sie jetzt ist? Ihre Technik ist außerordentlich, aber der Inhalt ihrer Kunst ist einfach: er ist Melancholie und Noblesse. Wird dieser zitternd spröde Grundton der Duseschen Weibnatur sich aushalten lassen in unendlichen Niederholungen? Darum habe ich in diesen unzulänglichen Linien das Eigenste ihres Wesens, wie es sich mir darstellte, mit angestrengten Händen festzuhalten gesucht, weil sie jetzt noch sich selber ganz beisammen hat. Ihre Natur ist nicht von den massiven, die sich immer wieder ausheilen und überall durchboxen. Sie hat Alles, was sie giebt, auf eine Note gestimmt, die sonst in der Schauspielkunst nur mitklang — auf die Innerlichkeit. Sie ist für mich das Weibgenie auf der Bühne.

Man gebraucht jetzt das Wort Genie auf zweierlei Weise: entweder leichtsinnig oder ungern. Entweder wird es jedem Trompeter nachgeworfen, oder es wird verweigert. Man erkennt an, daß es schauspielerische Genies giebt, gegeben hat und vielleicht auch geben wird. Aber mir ist es noch nicht aufgefallen, daß der Versuch gemacht wurde, zwischen dem weiblichen und dem männlichen Schauspielergenie zu unterscheiden.

Vielleicht lag es daran, daß sie sich auch nicht so wesentlich von einander unterschieden. Der Held war männlich, und die Liebhaberin war weiblich, die männlichen oder weiblichen Alten waren komisch oder weinerlich, und die Charakterdarsteller beiderlei Geschlechts waren gewöhnlich böse Menschen. Die Unterschiede beruhten auf Aeüßerlichkeiten in Kleidung und Haltung und Stimme; man sah, das mar ein Weib, also brachte sie wohl auch die Gefühle eines Weibes zur Darstellung; die Tradition herrschte, und nach ihr bildete sich die weibliche Schauspielerin am Mann, sie deklamirte und tragirte wie der Mann, sogar mit den bekannten tragischen Schlitten. Was die Bühne brachte, das waren Typen, nicht Individualitäten, und ich habe selbst die größten Schauspielerinnen der älteren Schule nur wenig davon abweichen sehen.

Im Conversationsstück war mehr die Beobachtung des Lebens, d. !h. die Darstellerin war vor Allem Da nie, und die Emvfndungsgrenze der Dame war nothwendig auch ihre Empftndungsgrenze. Und der Tragödin, wie der Conversationsschauspielerin kam es doch vor Allem darauf an, wie sie sich am besten ausnahm.

Aber der Düse kommt es gar nicht darauf an, wie sie sich ausnimmt.

Alles, worauf es ihr ankommt, ist eine Empfindung, eine Seelenschwingung, die sie überwältigt, ein Geheimniß ihrer Natur als Weib, das nach oben drängt, zum Ausdruck zu bringen, Sie spielt auch nicht realistisch, d. h. mit dem Bestreben, durch die Wahrheit ihres Spiels im Allgemeinen einen er-

5<?H laura Marholm in Friedtichzhagen'Veilin.

schüttemden Eindruck zu machen, was sich immer am besten auf dem Wege der pathologischen Erscheinungen, wie Husten, Krämpfe, Todeskampf, Wahnsinn, Wollustzuckungen :c., erreichen läßt, da diese auch wirklich die ausdrucksfähigsten und grob wirksamsten sind. Das ist nichts für sie, das ist allgemeine Schauspielkunst für beide Geschlechter. Was sie will, das ist ihre eigene Seele, ihr eigenes Weibsein, die ganz individuelle Vibration ihrer Physis und Psyche zun« Ausdruck zu bringen. Das kann sie nur, indem sie ganz sie selbst ist, d. h. ganz natürlich. Daher hat sie diese Geberden, diesen Tonfall, dies ungeschminkte Alter, das man sonst nie auf der Scene sieht; denn ihr Körper ist nichts anderes für sie, als ein Instrument ihrer Weibseele. —

Was ist Genie? Man hat darunter bisher immer ein Uebermaß —

d. h. ein im Verhältnis; zu den Durchschnittsmenschen größeres Quantum und eine höhere Entwicklung — von Intellect, Phantasie und Leidenschaft zusammen, aber doch mit einem Uebergewicht in's Geistige hin verstanden.

Das Genie war eine männliche Eigenschaft, und wenn man vom Genie des Weibes sprach, so verstand man darunter ungefähr dasselbe, worin man das Genie des Mannes sah. Durchseelung verstand 'man kaum unter Genie, verfeinerte Geschlechtlichkeit auch nicht. Es war eben noch ein recht tatzenhafter Begriff. Es giebt allerdings auch eine Art von weiblichem Genie, aber wo has Weib Genie ist, da ist es dein Mann am allerunähnlichsten und am meisten Weib, denn da ist es productiv aus erster Hand, aus seiner Weibheit heraus, aus seiner durchstellen Sinnlichkeit. Diese Produktivität hat Eleonore Düse.

Die Productivität des Weibes hat es vorzugsweise immer zur Schriftstellerin und zur Schauspielerin gemacht, d. h. es den beiden Aeüßerungsformen des Innenlebens zugetrieben, die die directesten und unmittelbarsten und in denen die geringsten technischen Schwierigkeiten zu überwinden sind. Das Weib mit den kurzen Wellen seiner Impulse bedarf des raschen Umsatzes seiner inneren Schwingungen. Die bei Weitem meisten Frauen drängt es zun« Schauspielerthum, und keiner Productivität entsagt das Weib so schwer, wie der der Bühne. Warum? wir wollen Eitelkeit und die anderen untergeordneten, nach außen gehenden Regungen bei Seite lassen und uns eine Düse vorstellen, wie sie auf der Bühne wirkliche Thränen weint, wirkliche psychische und vielleicht auch körperliche Leiden fühlt, sich wirklich verteidigt und sich wirklich freut.

Wir wollen von der Fähigkeit der Autosuggestion uud von der Sensibilität der Nerven absehen und fragen: Was sucht das Weib auf der Bühne? Senfationen.

Die productive Natur kann es in der Monotonie des wirtlichen Lebens nicht aushalten. Das wirkliche Leben ist Einförmigkeit. Einförmigkeit in der Liebe, Einförmigkeit in den Verrichtungen, Einförmigkeit in den Genüssen, Einförmigkeit im Leide». Diese Einförmigkeit, den Halbschlaf des täglichen

«leonora Düse. ^85

Daseins zu unterbrechen, ist der Drang aller überschüssigen Vitalitätskraft. Diese Vitalitätskraft kann mehr oder weniger ich-erfüllt sein. Für die ganz ich-erfüllte, d. h. für die individuell verpersönlichste, productive Vitalität ist der nächste Weg dazu: Dichtung oder Darstellung. Unter diesen beiden liegt wieder der letztere der Mittheilungsform des Weibes am nächsten. Und das Weib, das diese Sensationen gekannt hat, besonders die tragischen, kann nicht mehr von ihnen lassen. Denn es lebt in ihnen mit einer Intensität, wie nur in den seltensten Hochmomenten des Lebens. Und diese kann es nicht bewußt genießen. Die fictiven Erschütterungen aber, die doch nicht fictiv sind, da die erregten Nerven darin zittern, die genießt es in einem seltsamen Unterbewußtsein; es genießt sich selbst in den Schauern der ausgelösten seelischen und physischen Schwingungen, es genießt sich selbst in den tausend Nefflerwirkungen, und es genießt sich selbst in der darauffolgenden, ganz reellen Ermattung und Abspannung. Unser Leben, das für die meisten Frauen ein ewiges halbwaches Warten auf das Niemalskommende, oder ein arbeitsvoller Werktag ist, unser Leben wird für die geniale Schauspielerin ein Doppeldasein voller brennender, heißer Farben — Schnierzensfarben und Lustfarben. Sie kann mit dem vollen Sensualismus des Weibes — was die meisten andern Frauen nie können, oder sich nie gestatten — jede innere Schwingung bis in ihre Spitze treiben und ausklingen lassen, die ganze Scala der Weibgefühle genießen und um- und ausleben. Und da das immer halb Wirklichkeit und halb Fiction ist, und da nach der ungeheuren Steigerung immer die Leere zurückbleibt, darum sind die großen Schauspielerinnen immer auch die großen Desillusionirten, darum vielleicht ist das süße Gesicht der Düse so voll kranker Müdigkeit und hoffnungslosem Verlangen. Aber die heißen Farben, die Schmerzensfarben und die Lustfarben, locken immer von neuem, und darum können sie nicht davon, die großen Tragödininnen, vom Leben der Bühne; aber allmählich, ganz allmählich schläfst die innere Intensität ab, und die Farben werden fahler und falscher.

«1b ,md Süd, i^iv,, «,. 13

Die ethische Bewegung in Deutschland.
von
Lilss von Nretschman.
Verlin.

c»r genau hundert Jahren erschien eine deutsche Uebersetzung der Selbstbiographie Benjamin Franklins, die Herder in so hohem Grade begeisterte, daß er sie zun: Ausgangspunkt seiner für die Öffentlichkeit neu bearbeiteten Briefe zur Beförderung der Humanität wählte. Er berichtet darin von Franklins Plan, in Philadelphia eine Gesellschaft der Humanität zu stiften, und giebt ausführlich die Fragen wieder, die jedes Mitglied zu beantworten hatte. Die wichtigsten lauteten: „Haben Sie irgend eine besondere Abneigung gegen eins der hiesigen Mitglieder? Erklären Sie aufrichtig, daß Sie das Menschengeschlecht, ohne Rücksicht, von welcher Hantirung oder Religion Jemand sei, überhaupt lieben? Glaube» Sie, daß Jemand an Körper, Namen oder Gut, blos speculativer Meinungen oder der äußerlichen Art des Gottesdienstes wegen, gekränkt werden müsse? Lieben Sie die Wahrheit um der Wahrheit Willen, und wollen Sie sich bestreben, sie unparteiisch zu suchen, und wenn Sie sie gefunden, auch Anderen mitzut Heileu?" „Das Philadelphia, für das diese Gesellschaft gestiftet ist, kann überall liegen," schrieb Herder, und ein imaginäres Gespräch mit Freunden führte zum Bund der Humanität, mit dem Grundsatz des Apostels: Unter uns ist kein Jude noch Griechen, kein Knecht noch Freier, kein Mann noch Weib; mir sind Eins und Einer.
In Wirklichkeit ist es damals zu der Gründung einer solchen Ber-einigung nicht gekommen, aber Herders Gedanken, im Zusammenhang mit denen eines Lessing, eines Kant, eines Goethe nnd Schiller haben im Stillen weiter

Die ethische Bewegung in Deutschland. ^87

gearbeitet, sie sind auch außerhalb Europas auf fruchtbaren Boden gefallen, und während wir uns mit mehr oder weniger müßigen Spekulationen über sie abmühten, haben sie sich in Amerika in praktische Thaten umgesetzt; von dort aus kommt, wie zu Herders Zeiten, die Anregung zu uns zurück. Professor Felix Adler, der von Kant am meisten beeinflusst worden ist, gründete im Jahre 1876 in New-York die erste Gesellschaft für ethische Cultur, die insofern mit Herders Bund der Humanität übereinstimmt, als die Duldung gegen alle Menschen, welches auch deren theologische oder philosophische Überzeugungen sein mögen, ihr Grundsatz ist. Der Zweck des Vereines ist die Vertiefung und Läuterung des sittlichen Lebens seiner Mitglieder; er will nicht, wie etwa eine religiöse Secte, eine neue Trennung durch Aufstellen neuer Glaubensartikel herbeiführen, er will auf Grund der allen Guten gemeinsamen moralischen Begriffe die Schranken zwischen den religiösen und socialen Parteien niederreißen. Der Gründer, der mit staunenswerther Energie und rastlosem Eifer seiner Sache große Verbreitung und werththätige Unterstützung verschaffte, wendete seine praktische Thätigkeit hauptsächlich der ethischen Erziehung zu, die dort, wie überall, in der Schule wie in der Familie gar sehr vernachlässigt wird. Die Sprecher der Gesellschaft halten jeden Sonntag eine Rede, die auch von NichtMitgliedern gern gehört wird, leiten den moralischen Unterricht der Kinder und versammeln an verschiedenen Abenden der Woche junge Leute um sich, die sich über bestimmte Fragen der praktischen Ethik aussprechen. So stellte zum Beispiel die ethische Gesellschaft von St. Louis in ihrer Sommerschule für angewandte Ethik folgende Fragen zur Discussion: Ist es möglich, im Geschäft durchaus redlich und dabei mit Erfolg thätig zu sein? Ist es in der Politik möglich? :c. In derselben Gesellschaft bildeten sich gesellige Vereinigungen von Arbeitern und Arbeiterinnen, bei denen Vorträge verschiedenen Inhalts gehalten, auch kleine Concerte veranstaltet wurden.

Nußer in St. Louis traten in Philadelphia und in Chicago ähnliche Gesellschaften zusammen, von denen jede ihre besonderen Sprecher hat; die von Chicago wurde von William M. Satter, einem ebenso bedeutenden Redner wie ausgezeichneten Menschen, begründet, dessen Vorträge unter dem Titel: Die Religion der Moral von Professor G. von Giyycki in die deutsche Sprache übersetzt worden sind und zu dem schönsten gehören, was auf diesem Gebiet bisher geleistet worden ist. Dem großen Publikum sind sie zunächst fremd geblieben, und fast schien es, als ob die Frage des Uebersetzers: Hat die ethische Bewegung eine Zukunft? verneinend beantwortet werden mußte, wenn der Antrieb dazu im Stillen nicht auch bei uns thätig gewesen wäre. Was Marie von Ebner-Eschenbach in ihrem „Gemeinde-Kind“ ausspricht, daß eine neue, erlösende Religion von drüben zu kommen schiene, empfanden Viele mit ihr. Es war ihnen, als ständen sie plötzlich auf eigenen Füßen, während sie bisher mit verbundenen Augen von einem Unbekannten geleitet wurden; als erwachten sie nach langer Krankheit zu neuer Kraft. Durch

^88 lily von Kietschmün in Veilin.

das ganze Buch zieht sich der Gedanke: „Ich glaube, daß mir gewöhnlich viel zu niedrig vom Menschen denken. Die höhere Natur liegt in uns Wen: sie wird nicht oft angerufen, und vielleicht aus eben diesem Grunde bleibt das menschliche Leben auf einem so niedrigen Stande, wie es in der Thal ist. Laßt eine neue Religion erstehen, welche es wagt, den Menschen bei seiner besten Seite zu fassen, welche ihn zur Gerechtigkeit, Großmuth und allem Edeln auffordert, bloß weil sie sein wahres und eigentliches Leben sind: und ich glaube, die Welt wird erstaunen über die Antwort.“ Für die große Mehrheit der Gebildeten unserer Tage repräsentiren diese Worte eine ganz neue Weltanschauung. Der kindliche Glaube, der sie einst an einen himmlischen, gerechten Leiter aller Dinge knüpfte, der in blindem Vertrauen von ihm Schuh und Vergeltung des Bösen und Guten sicher erwartete, ist den Meisten in seiner beseligenden Ursprünglichkeit verloren gegangen, und da ihnen von dem früheren Zustand nur die Ueberzeugung von dem irdischen Jammerthal und der Schlechtigkeit der Menschen übrig geblieben ist, so findet der Pessimismus in seiner trübsten Gestalt überall Eingang, und die Ideallosigkeit lähmt jede freudige Thatkraft. Dagegen sagt Salter: „Die alten Religionen scheinen uns in die Geheimnisse dessen einzuführen, was hinter dem Schleier liegt: die neue bemächtigt sich jener Geheimnisse und macht sie in ihrer ganzen Hoheit zum Ziel und zum Gesetz des menschlichen Lebens. Die alten Religionen lassen uns auf unseren Knien in verzückter Betrachtung und Anbetung: die neue heißt uns aufstehen und glauben, daß Alles, wandle Menschen angebetet haben. Alles, was sie geträumt haben. Alles, was so hoch über ihnen und ihrer Macht entrückt schien, die Menschen in Zukunft werden und verwirklichen werden.“ Damit stimmt der Satz aus den Programmen der ethischen Gesellschaft von Chicago überein: „Während sie gänzlich außerhalb der — christlichen und jüdischen — Kirchen steht, verwendet sie ihre Zeit nicht darauf, dieselben anzugreifen, sondern sucht das Werk aufzunehmen, welches diese in einem solchen Maße ungethan gelassen haben: das Werk der moralischen und socialen Reform.“ Das der moralischen steht dem der socialen voran, und Salter betont deshalb zunächst die moralische Culwr des Einzelnen. Mit den glühendsten Worten, an denen seine begeisterte Sprache so reich ist, spricht er von dem geheiligten Gesetz der Moral, das über allen Sitten, Meinungen und Gebräuchen steht, mit denen es so oft fälschlicherweise verwechselt wird. Die Ansicht, daß Moral nur verfeinerte Selbstsucht ist, daß der Mensch nicht fähig sei, freiwillig einem höheren Gesetz zu folgen, freiwillig für Andere zu leben und zu leiden, verdammt er als den wahren Unglauben, den allein zu verfolgenden Atheismus und verlangt von dem Jünger der echten Moral, daß er durch sie sich über seine persönlichen Interessen zum Gedanken der Menschheit erhebe, denn erst die Allgemeinheit des socialen Fühlens kann als Maßstab seines Werthes gelten. Voll klaren Ernstes beantwortet er die Frage, was als eine moralische Handlung angesehen werden kann: Sie muß unsere eigene Handlung

Die ethische Newegung in Deutschland. 189

sein, aus unserer tiefsten Ueberzeugung hervorgehen, nicht dem Herkommen ober der Mode folgen; sie muß sich ihres guten Zweckes bewußt sein; sie muß freiwillig geschehen und nicht aus Selbstinteresse; sie muß einem Grundsatz und keinem vorübergehenden Trieb entspringen.

Damit führen die Gedanken Salters zu denen eines anderen Buches hinüber, das ebenfalls den Sprecher und Gründer einer ethischen Gesellschaft Mr. Stcmtton Coit, zum Verfasser hat. Seine Reden: „Die ethische Bewegung in der Religion“, von Professor G. von Gixycki übersetzt, kamen zu einer Zeit heraus, als der mystisch-trübe Nebel des Rembrandtbuches das ganze literarische Interesse zu verschlingen drohte, und nur Wenige sich gem von dein bequemen, vorteilhaften „Helldunkel“ zum vollen Licht des neuen Werkes wandten, umsomehr, als es rücksichtslos die moralischen Schäden des Einzelnen wie der Gesamtheit beleuchtet. Die Forderungen', die Salter stellt, vertieft und verschärft Colt; was jener unter einer moralischen Handlung versteht, verlangt dieser vom ganzen inneren und äußeren Leben. Die Tugend der intellectuellen Redlichkeit, die von keiner Religion anerkannt, geschweige denn gelehrt worden ist, betont er bis in ihre äußersten Confequenzen: „Der Augenblick, in welchem die intellectuelle Redlichkeit in der Religion klar als eine Pflicht erkannt wurde, bezeichnet eine Epoche in dem moralischen Fortschritt der Welt. . . . Wir predigen nicht die Freiheit, sondern die absolute Verpflichtung, selbst zu denken, oder andernfalls überhaupt keine Meinung zu haben, — nicht das Recht, sondern die Pflicht sorgfältiger Untersuchung. Professor Clifford drückt es nicht zu stark aus, wenn er sagt: Wenn ein Mensch, welcher einen Glauben hegt, der ihm in der Kindheit gelehrt, oder zu dem er später überredet worden ist, irgendwelche Zweifel, welche hinsichtlich desselben in seinem Geiste entstehen, niederhält oder vertreibt, geflissentlich das Lesen von Büchern und die Gesellschaft von Menschen vermeidet, welche denselben in Frage stellen oder untersuchen, und diejenigen Fragen für irreligiös hält, welche nicht leicht gestellt werden können, ohne denselben zu stören, — dann ist das Leben jenes Menschen eine große Sünde gegen die Menschheit. — Es ist Jedermanns Pflicht, fügt Coit hinzu, die große gemischte Masse wahrer und falscher Meinungen, welche wir von der Vergangenheit erben und welche die wahre Luft und Nahrung bilden, wovon wir als moralische Wesen leben, reinigen zu helfen. Wir vernachlässigen unsere Vorrechte und setzen unsere Pflicht hintan, wenn wir einen einzigen Zweifel unterdrücken, oder Wahrheiten unsere Veistimmung geben, welche zu glauben wir nicht gute Gründe haben. Die Wahrhaftigkeit, die von jedem Menschen, was seine Worte betrifft, verlangt wird, verlangt die höchste Moral von seinen Gedanken und Thaten. Es darf nicht, wie bisher, als Tugend gepriefen werden, wenn man blindlings einer religiösen, politischen, künstlerischen oder sonstigen Partei folgt, sich zur Puppe in der Hand Anderer macht, genährt von den eigenen Vorurtheilen, Interessen und Begierden. Gegen die Faulheit im Denken, gegen die Stumpfheit im Fühlen gilt es Front zu machen, wie die größten

^9^ lily von Aietschman in Verlin.

Geister aller Zeiten es gethan haben. „Habe Muth, Dich Deines eigenen Verstandes zu bedienen!“ ruft Kant in Beantwortung der Frage: was ist Aufklärung? und sagt weiter: „Faulheit und Feigheit sind die Ursachen, warum ein so großer Theil der Menschen, nachdem sie die Natur längst von fremder Leitung freigesprochen, dennoch gerne zeitlebens unmündig bleiben; und warum es Andern so leicht wird, sich zu deren Vormündern auszuwerfen. Es ist so bequem, unmündig zu sein. Habe ich ein Buch, das für mich Verstand hat, einen Seelsorger, der für mich Gemissen hat, einen Arzt, der für mich die Diät beurtheilt, so brauche ich mich ja nicht selbst zu bemühen. Ich habe nicht nöthig zu denken, wenn ich bezahlen kann; Andere werden das verdienstliche Geschäft schon für mich übernehmen.“ In seiner Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht sagt Kant: „Alles Gute, das nicht auf moralisch-gute Gesinnung gepropft ist, ist nichts als lauter Schein und schimmerndes Elend.“ Und Herder betont, daß die einzig wahre Religion Gewissenhaftigkeit sei, d. h. Gehorsam gegen das Gewissen, den inneren Richter. Goethe spricht sein Urtheil häufig dahin aus, daß der Mensch ihm lieber sei, der auf eigenem Wege irre geht, als der auf fremdem Wege recht wandelt; und ein anderer großer Dichter, Milton, sagt: „Wenn ein Mann Dinge glaubt, bloß weil sein Pastor so sagt oder die Kirchenversammlung so bestimmt, ohne andere Gründe zu kennen, so wird, ob auch sein Glaube wahr wäre, doch die Wahrheit selbst, welche er besitzt, seine Ketzerei.“ Sie alle sprechen, wenn auch mit verschiedenen Worten, von der intellectuellen Redlichkeit, einer Tugend, die ihrer Prediger harrt und geübt und verbreitet werden müßte, wie keine andere, und zwar nicht nur von denen, deren Stimme von Vielen gehört wird, sondern von jedem Einzelnen im kleinsten Kreis. Grade auf den letztgenannten Punkt weisen die Lehrer der ethischen Gesellschaften stets auf's Neue hin. Uns fehlen Menschen, die in Wort und That gegen die Unwissenheit, gegen die versumpfte Moral, gegen die rohen Sitten, gegen die Mißachtung, welche die Männer den Frauen beweisen, gegen die Selbsterniedrigung der Frauen, gegen die Frivolität und den Lurus kämpfen; denn alle sittliche Cultur des Einzelnen soll nur zur Cultur der Gesammtheit führen. Der Mensch ist kein Kunstwerk, das nach seiner Vollendung einem schön erleuchteten Raum zur Zierde gereicht, sondern ein Motor, der fortwirkende Kräfte erzeugt, in der freien Natur, womöglich im Stnrmee stehend. Es wäre ein todtes Capital, das die ethischen Gesellschaften hervorbrächten, wenn es nicht zum Wohle Aller angelegt würde. Salter wie Coit stellen den Menschen nicht nur auf eigene Füße, sie fügen ihn auch als Glied in die Kette der Menschheit ein; doch während die gewöhnliche Art der Wohlthätigkeit den moralisch und physisch Blinden und Lahmen gleichsam jährlich neue Stecken schenkt, mit denen sie sich weiter durch's Leben tappen, suchen sie die Uebel selbst zu heilen. Sie vertrösten nicht mit Worten, die für den Leidenden nur Stacheln haben, auf die Zukunft, auf Vergeltung oder Heilung irgend welcher Art; sie fassen selbst zu, um all' dies herbeizuführen. Ein

Die ethische Bewegung in Deutschland. I.9^

fast vergessener deutscher Philosoph, I. Fries, schrieb einmal: „Wir haben ein orientalisches, ein griechisches und ein christliches Zeitalter gehabt, wir stehen jetzt an der Schwelle des Zeitalters der Humanität.“ Ist dies der Fall und sind wir berufen, es herbeizuführen, so dürfen wir nicht mehr so oft von unserer Barmherzigkeit, unserem Mitleid den Armen und Elenden gegenüber sprechen, sondern von Gerechtigkeit und Liebe; das Gefühl des Hinabsteigens zu ihnen, das Vielen so beschämend ist und so verbitternd gewirkt hat, kann nur dadurch weichen. Coit erzählt von einer kirchlichen Armen-Mission, die an sich ein gutes Werk that, wobei aber der Missionar jene Hauptlehre den Armen vorhielt: Ihr könnt nicht mäßig und nicht rechtschaffen leben, wenn ihr nicht die Hilfe von oben erbittet; in euch selbst liegt nicht die geringste Kraft, Recht zu thun, sie kommt nur durch Christi Gnade. „Es war nicht genug," sagt Coit, „daß sie arm und ungebildet und ohne die höheren Freuden und Genüsse des Lebens waren: er mußte sie jenes unschätzbaren Juwels berauben, des freudigen Bewußtseins, welches Jeder besitzt: die Kraft zu haben, seine Pflicht zu thun. Ich begehrte aufzustehen und zu sagen: Es ist nicht wahr, was Du predigst, ich weiß es, es ist nicht wahr . . . Ihr könnt mäßig sein, ihr könnt männlich sein, es liegt in euch, ihr habt das Vermögen dazu in euch. Ihr möget arm sein und ungebildet, selbst unmäßig und unehrlich, aber lasset Keinen wagen zu sagen, daß ihr unfähig seid, alle Versuchungen zu überwinden.“ Die Kraft, Recht zu thun, ist ebenso ein Theil unserer selbst, als die Kraft, zu essen und zu sehen; es gilt diese Kraft anzurufen, den Glauben an sie zu erwecken, Selbstachtung zu schaffen und dadurch zu moralischem Streben anzustacheln.

Das sind in großen Zügen einige der leitenden Gedanken, welche die ethische Bewegung in Amerika wach gerufen und verbreitet haben und die bei uns immer weitere Kreise zu gleichen Bestrebungen begeistern. In Berlin hat sich besonders der deutsche Mitherausgeber des auf Stanton Coits Anregung 1890 gegründeten „International Association for the Study of Ethics", Professor Dr. G. von Giiycki, um die Verbreitung der Ideen jener Vereinigungen mit solchem Erfolg bemüht, daß ihr amerikanischer Gründer, Vtr. Adler, bei einem Besuch in Berlin, die Stiftung einer deutschen Gesellschaft befürwortete. Er gab zwar selbst zu, er habe hier zuerst das Gefühl gehabt, vor Mauern zu stehen, ohne entscheiden zu können, ob sie von Stein oder von Eisen seien; aber sein Vortrag, den er im März v. I. vor einem kleinen Kreise hielt, schlug die erste Bresche in diese Mauer. Im April luden Geheimrath Kristaller und Professor von Giiycki zu einer zweiten Versammlung ein, wobei Letzterer über die Bestrebungen und Ziele der amerikanischen Gesellschaften sprach und ein Comité von Damen und Herren gewählt wurde, das die weiteren Vorbereitungen zur Gründung einer deutschen Gesellschaft in die Hand nahm. Folgendes Programm wurde zunächst aufgestellt: „Die Gesellschaft für ethische Cultur will zu gemeinsamem Wirken durch That und Wort alle Diejenigen (Männer wie Frauen) vereinigen,

^92 Lily von Kretschman in Vellin.

welche die Nothwendigkeit anerkennen, der Feindseligkeit und dem Unmaß in der Menschenwelt engere Schranken zu ziehen, und welche auch gewillt sind, Selbstbeherrschung, Gerechtigkeit und liebevolle Mitempfindung in sich und in Anderen zu pflegen.

Den Mitgliedern aller anderen in gutem Glauben handelnden Gemeinschaften offen stehend, will die Gesellschaft selbst keinerlei Parteilage einnehmen; sie läßt vielmehr ihren Mitgliedern vollste Freiheit in religiösen, socialen, politischen Überzeugungen.

Die ethische Gesellschaft will alle Bestrebungen unterstützen, welche die ernste Besinnung auf die gemeinsamen Grundlagen menschlicher Gesittung und die entsprechende Gestaltung der Erziehung und Lebensführung zu fördern geeignet sind."

Eine Versammlung im Mai, bei der Vertreter und Vertreterinnen der verschiedensten politischen und religiösen Richtungen anwesend waren, eröffnete eine Dame mit einer Klarlegung der Bewegung im Allgemeinen, an die sich Diskussionen knüpften.

Vis dahin war noch nichts darüber an die Öffentlichkeit gedrungen; jetzt erschien in der Nationalzeitung voni 15. Mai ein längerer Artikel, und Ende Juni kam eine kleine Broschüre heraus: „Die ethische Bewegung in Deutschland. Vorbereitende Mittheilungen eines Kreises gleichgesinnter Männer und Frauen zu Berlin" (Dünimlers Verlagsbuchhandlung), die als die erste Kundgebung dieser Art die vollste Aufmerksamkeit verdient. Die Anonymität der kleinen Schrift wird dadurch erklärt, daß „einige der Männer und Frauen, deren Mitwirkung den übrigen erwünscht war, einer kurzen Frist bedurften, bevor sie voll und ganz für die Sache der ethischen Bewegung eintreten konnten, theils weil sie zur Zeit in besonderer Weise mit übernommenen Pflichten belastet sind, theils weil es ihnen nicht zulässig schien, durch ihr persönliches Hervortreten auch nur entfernt und mißverständlich den unberechtigten Eindruck zu erwecken, als ob die Institutionen oder die Kreise, innerhalb deren sie zur Zeit besondere Vertrauensstellungen einnehmen, auch in dieser Angelegenheit mit ihrer Ueberzeugung und mit ihrer Autorität hinter ihnen ständen."

Als Professor Felir Adler am 3. Juli wieder in Berlin anwesend war und vor einem großen Zuhörerkreis eine begeistert aufgenommene Rede hielt, sollte die kleine Broschüre ihn von den: neuen glücklichen Sturm Lauf gegen die von ihm gefürchteten „Mauern" überzeugen.

Der Inhalt theilt sich in drei Theile: dem vorhin erwähnten Artikel der Niltionalzeitung, der über die bisherige Entwicklung der ethischen Bewegung referirt, die Eröffnungsrede der Maiversammlung und ein zusammenfassendes Schlußwort. Was beim Durchlesen der Broschüre zuerst als der wesentliche Unterschied zwischen ihr und den amerikanischen Veröffentlichungen auffällt, ist die Betonung des Kampfes gegen die Intoleranz in allen drei

Die ethische Bewegung in Deutschland. ^H3

Theilen. Man empfindet, daß die Bewegung, welche der Zedlitz'sche Volksschulgesetzentwurf hervorgerufen hat, nicht nur nicht vergangen ist, sondern nun einem entschiedenen Angriff gegen den geistigen Druck theologischer Gewalthaber Platz gemacht hat. „Die ethischen Gesellschaften," so heißt es, „stehen auch allen denjenigen kirchlich Gesinnten offen, welche anerkennen, daß es etwas giebt, was, unabhängig von jedem religiösen Bekenntnis; die Herzen verbindet. Nur gegenüber der grundsätzlichen Intoleranz kennt die ethische Bewegung keine Duldung. Sie betrachtet Denjenigen als einen Feind aller menschlichen Gesellschaft, der die sittliche Zuverlässigkeit und den socialen Werth seiner Mitmenschen an ihren Glaubensvorstellungen mißt." Sodann hält der Verfasser eine Popularisirung und gemeinsame Pflege der ethischen Wissenschaft für besonders wichtig, um die Unabhängigkeit des Charakters und der Humanität von theologischen Vorstellungen einleuchtend darzuthun und eine so allgemeine Bildung herbeizuführen, daß in Zukunft Jeder gegen die beleidigende Behauptung, es gäbe keine allgemein menschliche Moral energisch protestiren könne. Die Umwälzung der sittlichen Pädagogik ist eines der Ziele der ethischen Gesellschaft, denn auf keinem Gebiet wird mehr gesündigt als auf diesem. Die hauptsächlich an der Hand der Bibel geleitete sittliche Erziehung der Kinder will der Verfasser nicht umstoßen, er verlangt nur, daß die großen religiösen Denkmale der Vergangenheit nicht die einzige Richtschnur für die Erziehung von Menschen bilden, die in einer Welt leben und wirken sollen, welche ganz andere Anforderungen an sie stellt, als sie es in jenen fernen Epochen gethan: „Die Ethik des Familienlebens, die Stellung der Frau, die sittliche Bedeutung der Arbeit, die Fragen der industriellen und politischen Moral, die Pflicht der intellectuellen Redlichkeit — alle diese Fragen sind den sittlichen Gesetzgebern jener einfacheren und dein hochentwickelten menschlichen Zusammenleben fernliegenden Zeiten noch nicht zu vollem Bewußtsein gekommen." So sehr der Verfasser auch auf der Seite der Religion steht — er erzählt, daß Mitglieder der ethischen Gesellschaft Amerikas durch sie ihrer Kirche zurückgewonnen wären, und hätte den Ausspruch des Bischofs Philipp Brooks hinzufügen können, der seinen Zuhörern den Besuch der ethischen Vorträge empfahl — so rücksichtslos spricht er sich gegen die orthodoxe Theologie aus. In einem im „Magazin der Literatur" erschienenen Artikel wird dieser Standpunkt am schärfsten kritisirt und Toleranz auch gegen Intoleranz verlangt. Da jedoch eine ethische Gesellschaft für das Gute nicht kämpfen kann, ohne das Schlechte zu bekämpfen, so muß sie gerade gegen die Intoleranz ihre Waffen am meisten schärfen, denn in ihr liegt der Grund zu vielen schweren Mißständen unserer Zeit. Ein Mensch, er mag im Uebrigen noch so rechtschaffen sein, der einen anderen verdammt oder auch nur mißachtet, weil er einer anderen religiösen oder politischen Partei angehört, begeht damit eine offenbare Ungerechtigkeit. Der Werth des Einzelnen darf in Sachen der Religion nicht nach seinem Verhältnis; zu Gott, sondern muß nach seinen« Verhältnis; zur Menschheit beurtheilt werden, und

^9H Lily von Retschman in Veilin.

in der Politik fragt es sich nur, ob Sonderinteressen oder ob das Interesse am Wohl der Gesamtheit die treibende Kraft ist.

Der zweite Theil des Heftes, die Rede, welche am 7. Mai d. I. gehalten worden ist, beschäftigt sich zunächst mit der Frage, ob die Gründung einer ethischen Gesellschaft in Deutschland einen: Bedürfnis) entspricht, die sie entschieden bejaht, da der Glaubens-, Klassen- und Racenhaß immer mehr überhand nimmt und daneben eine alte Weltanschauung unrettbar dem Zusammensturz entgegengeht. Der feste Punkt, auf den wir uns zu stellen haben, ist das gemeinsame Mahnwort aller Religionen: Seid gut, — es ist die Thatsache des Gewissens. Den Vorwurf, als wollten die Führer der ethischen Gesellschaft sich selbst auf ein moralisches Pieoestal erheben und den „Verdorbenen“ unter ihnen Buße predigen, weist die Verfasserin energisch zurück. Sie sind im Gegentheil von der ganz modernen Einsicht durchdrungen, daß „nur durch Zusammenschluß aller schwachen Einzelkräfte wirkliche Cultuierfolge zu erringen sind“, und wollen sich mit allen guten Elementen zu diesem Zweck vereinigen.

Sehr richtig bemerkt die Vortragende, das; es zunächst darauf ankommt, ideelle, nicht materielle Werthe zu schaffen, das; es gilt bis in's Kleinste, ja bis in die Geselligkeit hinein, ethisch vorzugehen. Von vielen socialen Reformern wird der letztgenannte Punkt als zu geringfügig übersehen, während es gerade wichtig wäre, den geselligen Verkehr so zu ethisircn, das; er wieder als Anregung und Erholung angesehen werden könnte, nicht als wüste Kneiperei oder blasirtes Zeittodtschlagen, wodurch die Klügsten und Besten nur zu oft zu Einsiedlern werden. Hätten wir uns nicht angewöhnt. Jedem den Rücken, zu kehren, der nicht zu unserer Partei, zu unserer Gesellschaft, ja selbst zu unserem Beruf gehört, »wir würden viel mehr Stoff zur Unterhaltung finden, wir würden vor allen Dingen viel tiefer in die Menschen hineinsehen; die scheinbaren Abgründe zwischen ihnen würden immer mehr verschwinden, weil Toleranz und gegenseitige Achtung sie überbrückt. Was die praktische TIMgkeit betrifft, so betont die Verfasserin die Erziehung und Bildung der Erwachsenen durch die ethische Gesellschaft und weist dabei auf Tonnbee-Hall, die Niederlassung einer englischen Universität mitten unter der Arbeiterbevölkerung Londons, hin, wo junge Männer, die ihr Studium beendet haben, höhere Bildung und Cultur zu verbreiten suchen. In einem Vortrag, den Professor Lujo Brentano im Verein deutscher Studenten gehalten hat, erzählt er von dieser Anstalt, die er selbst besuchte: Die Abendvorlesungen werden stark besucht; die Bibliothek wird eifrig benutzt; Gemälde, die sich in Privatbesitz befinden, kommen dort 'zur Ausstellung, und die Tonnbee-Männer lehren nicht nur, sondern sie nehmen auch an den Vergnügungen, an den Clubs und den eigenen Angelegenheiten der Arbeiter Theil, wobei die Frage: bist Du Anglikaner oder Dissenter, Katholik oder Jude, Tory oder Whig. Radikaler oder Socialdemokrat nicht aufkommt, sondern nnr die: womit kann ich Dir helfen? Die Resultate sind bedeutende.

Die ethische Bewegung in Deutschland, ^95

denn die Bildung hat sich gehoben, und den« Ausländer füllt es besonders auf, daß die geistige Nahrung der höheren und niederen Klassen ein und dieselbe ist. Stanton Coit hat durch seine Nachbarschaftsgilden in London und New-York Aehnliches erreicht, und Salter verlangt es in seiner Rede über die socialen Aufgaben junger Männer. Doch die geistigen Gaben müssen ebenso wie die materiellen von den Mitgliedern einer wahrhaft ethischen Gesellschaft dem Nothleidenden nicht mit einer Art hochmüthigen Mitleids als Almosen in den Schoß geworfen werden. Coit führt darüber die Worte eines ausgezeichneten Philanthropen an: „Nach einer Erfahrung von elf Jahren würde ich sagen, daß Keiner die Wurzeln des Nebels berührt, welcher nicht den Helfer mit dem, welchem er helfen will, in ein freundschaftliches Verhältniß bringt;" und der Aesthetiker John Ruskin rief der Geistlichkeit Englands zu: „Ihr speist mit den Reichen und predigt den Armen; es wird nicht besser werden, bis Ihr mit den Armen speist und den Reichen predigt." Wenn am Schluß der Rede Kant als derjenige erwähnt wird, dessen Gedanke von der unsichtbaren ethischen Gemeinde jetzt seine Verwirklichung findet, so darf auch Lessing nicht vergessen werden; denn sein Freimaurer-Gespräch „Ernst und Falk" gipfelt in demselben Gedanken. Als ein Freimaurer-Bund ohne Geheimnisse und ohne Ausschließung der Frauen kann die ethische Gesellschaft ja auch bezeichnet werden, besonders wenn wir des Schlusses gedenken, den Herder dem Gespräche Lessings hinzufügte: „Alle Symbole mögen einst gut und nothwendig gewesen sein; sie sind es aber, wie mich dünkt, nicht mehr für unsere Zeiten. Für unsere Zeiten ist gerade das Gegentheil nöthig: reine, helle, offenbare Wahrheit. . . . Glaubst Du aber nicht, daß man auch dem Wort Humanität einen Fleck anhängen werde? . . . Das wäre sehr inhuman. Wir sind nichts als Menschen; sei Du der Erste unserer Gesellschaft."

Im Schlußwort der Broschüre wird auf diese und andere ethische Bewegungen früherer Zeiten hingewiesen; das Christenthum war die größte und umfassendste, und es liegt nicht an ihm, sondern an der Herrschsucht und dem Unverstand seiner späteren Verkünder, daß die Bewegung in toten Formeln erstarrte. Neuerdings, wo das Bedürfnis) nach tieferer Erfassung unserer Pflichten, nach individueller Gestaltung des Lebens von innen heraus, entgegen der früheren gedankenlosen Nachahmung hergebrachter Sitten und Vorstellungen, immer weitere Kreise ergreift, werden auch im Christenthum die Stimmen zahlreicher, die es aus seiner Dornröschen-Verzauberung erlösen wollen. In England wirkt Drummond, in Deutschland Egidy in dieser Richtung; sie erstreben Beide nichts Anderes, als ethische Cultur; der einzige, allerdings tiefgreifende Unterschied besteht in ihrer Aufrechterhaltung des Namens Christenthum; und doch ist es zweifellos weit besser, eine neue Fahne zu hissen, deren klares Bild keinem Mißverstehen ausgesetzt ist, als eine alte, deren leuchtendes Symbol durch die Flickarbeit vieler ungeschickter Hände nur von Wenigen noch erkannt werden kann. Die ethische Gesell-

^96 tily von Aretschman in Verlin.

schüft sieht jedoch das Wachsen dieser Bestrebungen aus der Mitte der kirchlichen Gemeinschaften heraus nur als eine Mitarbeit an, die sich, je näher dem Ziele, desto sicherer ganz mit ihr vereinigen wird; denn es kann nicht genug betont werden, daß sie durchaus nicht religionsfeindlich auftritt und mit den bestehenden Freidenkergemeinden nicht identisch ist. Sie tastet den Glauben des Einzelnen nicht an, so lange er seine persönlichen religiösen Vorstellungen nicht zur alleinigen Grundlage der allgemeinen Moral machen will und nicht den Werth des Menschen an ihnen mißt.

In einzelnen kurzen Abschnitten giebt das Schlußwort eine Uebersicht über die nächste praktische Thätigkeit der Gesellschaft, welche die Hebung der ethischen Volksliteratur und Volkserziehung als erstes Ziel im Auge hat.

Von großem Werth wird es dabei sein, die Einrichtungen in Amerika und in Frankreich zu studiren und das Gute in ihnen nicht schablonenmäßig nachzuahmen, sondern unserem Charakter und unseren Zuständen anzupassen.

Das Bedürfniß nach der Gründung eines ethischen Unterrichts macht sich vielen Eltern immer deutlicher fühlbar, da er „in Folge der religiösen Befangenheit oder kirchlichen Abhängigkeit eines Theiles der Lehrerwelt zur Zeit als höchst unbefriedigend und für die Charakterentwicklung der Jugend bedenklich erachtet werden muh.“ Wer sich nur etwas gerade mit diesem Zweig der heutigen Erziehung bekannt gemacht hat, muß erkennen, wie statt Liebe Haß, statt Toleranz Intoleranz systematisch groß gezogen wird, wie die lebendigen Gefühle und Gedanken des Kindes durch Einprägen von Worten und alterthümlichen Formeln erstickt werden und entweder Spottlust oder Heuchelei oder Denkfaulheit das Resultat eines Unterrichtes ist, der doch die Grundlage der ganzen Charakterentwicklung sein soll. Professor Felix Adler, der sich der moralischen Erziehung der Kinder mit größter Hingebung angenommen hat, veröffentlichte ein Buch darüber, das gewiß auch bei uns freudig begrüßt werden wird*).

In den Schriften unser großen Denker nnd Dichter finden sich auch viele beachtenswerthe Gedanken darüber: ich erinnere nur an Goethes Erzählung von der pädagogischen Provinz in Wilhelm Meisters Wanderjahren, wo die Erziehung nicht auf Furcht und geistige Knechtschaft, sondern auf Ehrfurcht und geistige Befreiung gegründet ist. Doch es scheint mir einseitig, nur den Lehrern den Vorwurf zu machen, daß sie die ethische Erziehung ihrer Zöglinge nicht richtig zu leiten verstünden-, die Eltern tragen viel größere Schuld daran. Man scheint des Glaubens zu leben, jede Mutter und jeder Vater könne von selbst Kinder erziehen, während Menschen zn bilden die schwerste Aufgabe und eine praktische Wissenschaft von höchster Wichtigkeit ist, auf deren Gebiet noch Gesetze zu finden und Entdeckungen zu machen sind, wie auf keinem anderen. Es gilt nicht allein die Jugend zu erziehen.

») Itie Nnr»I In8truetinn ol ^uilären. Ne^-VolK 1892. G. Uon Giiycli wird dieses Werl in's Deutsche übersetzen.

Vie ethische Newegung in veuischland, ^ 9^

sondem es gilt auch die Erwachsenen heranzubilden, damit sie dazu im Stande sind.

Zu ihrer gegenseitigen Förderung und Belehrung sollen Versammlungen mit Vorträgen und Diskussionen eingerichtet werden. Es wird dabei besonders anregend wirken, wenn die verschiedensten Ansichten über einzelne Fragen ausgetauscht werden; nichts kann günstiger sein, um Selbstbeherrschung, Gerechtigkeit, gegenseitige Achtung und Duldung zu fördern. Mit Recht betont der Verfasser des Schlußwortes, daß die Summirung der kleinsten täglichen Wirkungen dieser Art die größten Erfolge der Menschenbildung erziele. Es tritt dabei an den Einzelnen die entschiedene Aufforderung heran, auch seinerseits mit zu arbeiten zu, Wohle der Gesammtheit, denn keine dafür angewandte Kraft geht verloren.

Darauf legt die ethische Gesellschaft den größten Nachdruck; sie bestreitet entschieden, daß es irgend welche besondere politische, kirchliche oder sociale Moral giebt, in deren Namen eine Menschenklasse diesen höchsten Gesichtspunkt aus den Augen lassen kann, und ist in dieser Richtung auf unvermeidliche Kämpfe gefaßt.

Alle Einrichtungen zum Besten der Armen und Unterdrückten finden bei ihr die vollste Unterstützung, sobald sie nicht intolerant und engherzig auftreten.

„Viel wichtiger aber,“ Heißt es im Schlußwort, „als alle Darbietung von Hilfe und Barmherzigkeit ist die Gewährung von Recht und Gerechtigkeit.

Es ist eine Beleidigung, Jemandem, der ein Recht zu fordern hat, nur ein Almosen zu gewähren. Die ethische Bewegung wird sich daher mit dein höchsten Ernste der Prüfung der großen socialen und wirthschaftlichen Fragen im Sinne der vorurtheilsfreien Erörterung aller verbesserungsbedürftig erscheinenden Einrichtungen und Zustände, selbst der durch uralte Gewohnheit und Erfahrung als unveräußerlich und unantastbar geltenden widmen. Bei dieser Prüfung wird sie aber auch mit aller Vorsicht und Gerechtigkeit darauf achten, daß die unumgängliche Fort- und Umbildung der Einrichtungen nicht durch die elementaren Leidenschaften des Neides und Hasses in einen unheilvollen Wucherungsproceß auflösender Neubildungen verwandelt werde.“

Die Bestrebungen der ethischen Gesellschaft umfassen somit ein fast unendlich erscheinendes Gebiet, und Viele, die davon lesen, werden sich vielleicht enttäuscht von ihr abwenden, wenn sie die kleinen, unscheinbaren Anfänge sahen, womit alles Neue in's Leben tritt. Wir sind auf Spott und Mißdeutungen aller Art gefaßt, umsomehr als die ethische Gesellschaft keine mit großen Mitteln ausgerüstete Wohlthätigkeitsanstalt ist und die ideellen Werthe, die sie besitzt und schafft, nicht prunkend sichtbar und deshalb nicht sofort gewürdigt werden, besonders nicht von dem größten Theil der höheren Gesellschaftsschichten, wo der belebende Glaube an das Gute, an den Fortschritt der Menschheit so weit geschwunden ist, daß Worte wie „Verachte deinen Nächsten wie dich selbst“ ausgesprochen werden konnten. Dieser Pessimismus fällt wie Mehlthau auf emporsprißendes Leben, und gegen ihn in Wort und

1.9^ lily von Ilretschman in Verlin,
Schrift kämpfen, heißt der Menschheit die Lebensfreudigkeit wiedergeben, ohne
die kein erfolgreiches Streben denkbar ist. Der Verfasser des Schlußworts
spricht sich darüber folgendermaßen aus: „Es ist der gefährliche Pessimismus
zu bekämpfen, welcher gegenüber den socialen Bewegungen der Massen keine
Zuversicht mehr auf den Sieg des Vernünftigen und Guten im Herzen trägt
und eine Art von düsterer Resignation in dem Gedanken findet, daß das
Unterliegen des Bestehenden nur zugleich mit einem allgemeinen Zusammen-
bruch unter Strömen von Blut eintreten werde. Dem moralischen Bankerott
solcher Anschauungen treten wir mit dein freudigen Glauben an die Menschen-
natur entgegen.“

Als Professor Felix Adler am 3. Juli v. I. in Berlin über die ethische
Bewegung sprach, betonte er besonders, wie wichtig es gerade in Deutschland
sei, diesen Glauben wachzurufen. Das Pflichtbewußtsein, sagte er, imponire
dem Ausländer im Deutschen am Meisten, aber es dürfe sich nicht nur in
der Befolgung überlieferter Gebote, sondern es müsse sich schöpferisch äußern
und im Vollgefühl der eigenen moralischen Kraft eine neue Welt gestalten.
Im sittlichen Streben liegt für Alle der wahre Werth des Lebens; die Pflicht
ist das Rettungsboot, das bereit ist, uns aufzunehmen, wenn der religiöse
Glaube Schissbruch leidet. Die Verpflichtung einer ethischen Vereinigung sei
es aber auch, der socialen Frage nicht aus dem Wege zu gehen, sondern sie
dadurch einer Lösung entgegenzuführen, daß sich unter den Mitgliedern mindestens
ebensoviel Arbeiter wie Unternehmer befinden, die sie von allen Seiten be-
leuchten können. Ist sie doch auch nicht nur eine Arbeiterfrage; jede Menschen-
klasse bedarf der Erlösung, bedarf der ethischen Cultur, wie jeder einzelne
Mensch. Darum soll einer dem andern helfend und fördernd näher treten
um durch tägliche kleine Wirkungen die großen herbeizuführen.
Der Mensch, sagt das Sprichwort, ist dein Menschen ein Wolf, ein
Teufel, ein Engel, ein Gott; dasselbe sind sich die Menschenklassen und Völker.
Die ethische Cultur erstrebt, daß der Mensch des Menschen Engel werde,
während die Cultur, für deren Verbreitung man glaubt mit Blut und Eifen
Bahn brechen zu müssen, wie Wolf und Teufel gewirkt hat. Was nutzten
die Kreuzzüge dem Orient? Was war es für eine Cultur, die von Engländern,
Spaniern, von Portugiesen, Holländern und Deutschen fernen Welttheilen ge-
bracht worden ist? Europäer haben von Cultur geprahlt und sie durch un-
gerechte Kriege, durch Betrug und Unterdrückung ihres glänzenden Namens
beraubt. Ethische Cultur umfaßt das Menschengeschlecht als ein Ganzes, das
für einander, nicht gegen einander arbeitet.

Es sei erlaubt, Herder zum Schluß, wie zum Anfang sprechen zu lassen:
„Wer unternimmt's zu sagen, wohin das Menschengeschlecht in seinen fort-
gesetzten, auf einander gebaueten Bemühungen gelangen könne und vielleicht
gelangen werde? . . . Blicke umher! Wie viel wahre und echte Wissenschaft
ist ungebraucht in der Welt! Wie viel Verstand liegt unterdrückt und begraben!
wie viel Anderes wird gemihbraucht! ScheinwalMM, starres Vorurtheil, heuchelnde

Vie ethische Vewegung in Deutschland, <99

Lüge, träge Lust, vernunftlose Willkür verwirren unser Geschlecht. . . Wie lange haben wir uns mit'dem Unnützen beschäftigt? Zeigen nns nicht Jahrtausende der Geschichte unseren Unverstand, unsere kindische Trivialität und Feigheit?

Einheit unserer Kräfte also, Vereinigung der Kräfte Mehrerer zu Beförderung eines Ganzen in« Wohle Aller — mich dünkt, dies ist das Problem, das uns am Herzen liegen sollte."

II.

Der vorhergehende Abschnitt war bereits geschrieben, als die Deutsche Gesellschaft für ethifche Cultur sich constituirte.

Die Einladung zu der vom 18.—21. October wahrenen Versammlung wies als Unterzeichner eine große Anzahl bedeutender Persönlichkeiten auf, die durch ihr Eintreten für diese Sache ihr das weitgehendste Interesse sicherten. Den oft stürmischen Verhandlungen der vier Tage wohnten gegen 690 Zuhörer aus allen Schichten der Bevölkerung bei, die mit besonderer Genugthuung den Umstand begrüßten, daß der deutsche Gelehrte, dem seine einseitige Abgeschlossenheit gegenüber den socialen Bestrebungen mit Recht oft zun, Vorwurf gemacht worden ist, aus der Studirstube in das öffentliche Leben trat.

Der Director der Berliner Sternwarte, Geheimer Negierungs-rath Professor Dr. Wilhelm Förster, der neben dem Professor Dr. Georg von Giiycki, von Anfang an die Seele der Vewegung war, hielt als Vorsitzender des Comit^s die Einleitungssiede*). Er schilderte das moralische und sociale Elend unserer Zeit, gegen das bisher das rechte Heilmittel nicht gefunden worden ist: „trotz Chriftenthum und Philosophie sind wir eigentlich noch Wilde geblieben", denn die beseligenden Lehren des Christenthums sind im Dogmatismus des Kirchenthums erstarrt, und während sonst die Wissenschaften einen ungeahnten, glänzenden Aufschwung nahmen, blieb die Ethik in Bücher gebannt, ohne lebendigen Einfluß auf Volkserziehung, da die Kirche darin eine absolute, dem Laienelement wie der Lehrerschaft gleich unnahbare Autorität ausübte. Auch gegenüber der Autoritäten-Herrschaft auf politischem und juristischem Gebiet betonte der Redner die Nothwendigkeit, selbständig denkende Menschen zu erziehen. „Vertiefendes Denken wirkt an sich fchon echt ethisch, d. h. läuternd, harmonisirend, beseligend. Welche herrlichen Wirkungen lassen sich davon erwarten, wenn dasselbe dem höchsten Ziele dieses Erdenlebens, der Beglückung Aller, mit derselben Treue zugewandt wird, mit welcher man bisher nur bei Erforschung der Probleme der Natur gearbeitet hat." Was die schon bestehenden verwandten Bestrebungen betrifft, so begrüßte der Redner mit besonderer Herzlichkeit, „in brüderlicher ') Erschienen bei Ferd. Diimmler. 1892.

2(X) lily von Kietschmc>n in Verlin.

Liebe" die durch Herrn von Egidl, hervorgerufene. „Unser ist die Zukunft," rief er begeistert aus, eine Zukunft, in der der rohe Kampf um's Dasein in einen Wetteifer harmonischer Kräfte zur Erringung der größtmöglichen Vollkommenheit und des größtmöglichen Wohlstandes für Alle umgewandelt sein soll. Er schloß mit dem Ausdruck der freudigen Hoffnung, daß es allmählich gelingen werde, durch begeistertes Reden und Thun mit der Parole: „Einer für Alle und Alle für Einen," den Sieg des lauten herbeizu« führen. Nachdem die Zuhörer ihrer Befriedigung über das Gesagte vollen Ausdruck gegeben hatten, wurde der Statutenentwurf verlesen. Die beiden ersten und wichtigsten Paragraphen desselben lauten: 1. Es ist der Zweck der Gesellschaft, im Kreise ihrer Mitglieder lind außerhalb desselben als das Gemeinsame und Verbindende, unabhängig von allen Verschiedenheiten der Lebensverhältnisse, sowie der religiösen und politischen Anschauungen, die Entwicklung ethischer Cultur zu pflegen. Unter ethischer Cultur als Ziel ihrer Bestrebungen versteht die Gesellschaft einen Zustand, in welchem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten. 2. Zur Erreichung des Zweckes der Gesellschaft fallen zunächst folgende Bethätigungen dienen: 1. Veranstaltungen zur Hebung der ethischen Jugend-erziehung in allen ihren Stufen und zur Pflege des Wahrhaft-Menschlichen und Gemeinsamen im ethischen Unterricht, unabhängig von den trennenden Lehren der religiösen Confessionen und Parteien; 2. Veranstaltungen von Vorträgen und Besprechungen über ethische Forderungen und Probleme im Kreise der Mitglieder und Pflege der weihervollen Einwirkung von Wissenschaft und Kunst auf die weitesten Kreise des Volkes. 3. Verbreitung von ethisch förderlichen Erörterungen durch Bücher, Zeitschriften, Flugblätter, Zeitungsartikel u. s. w. 4. Betheiligung an der Hebung der Lebenslage der ärmeren Volksschichten, sowie an dem Schutze und der Hilfe für alle Leidenden und Bedrängten gegen jede Art von Unglück und Unrecht. Die nun folgende Discussion war eine fo lebhaft, daß es zu einem Abschluß am selben Tage nicht kam; Vertreter fast aller Volkskreise und fast aller Parteien — nur die Hochconservatiuen und das orthodoxe Kirchenthum hatten sich allsgeschlossen — betheiligten sich an der Debatte, und so seltsam es erscheinen »nag, in einem Punkte waren alle einig, der Mann wie die Frau, der Gelehrte wie der Proletarier und der Offizier: daß es höchste Zeit sei, der moralischen Versumpfung, besonders in den höheren Kreisen, energisch entgegenzutreten. Es fielen harte Worte, aber auch Worte von tiefer, einschneidender Wirkung. Der Höhepunkt der allgemeinen Verhandlungen war zweifellos die mit großem Enthusiasmus aufgenommene Rede des Obersten a. D. Hugo v. Giöycki. Er wandte sich zunächst an die Vertreter des vierten Standes, die sich abweisend gegen die Gesellschaft verhalten hatten. „Sie irren", so sagte er „wenn sie behaupten, wir hätten kein Herz für das Elend des Volks. Man müßte ja blind sein, um das nicht zu sehen, worüber man auf Schritt und Tritt stolpert. Wir haben nicht nur ein Herz für das Volk,

Die ethische Bewegung in Deutschland, 201.

wir haben auch den guten Willen, ihm zu helfen. Aber eine hohe Vürgertugend fehlt den oberen Ständen, eine Tugend, die im vierten Stand monopolisirt zu sein scheint: das ist der Muth. Und woher kommt das? Das kommt von dem verfluchten, infamen Streberthum, das rechts und links schaut, um ja nirgends anzustoßen, um ja keine andere Meinung, als die des Vorgesetzten zu zeigen. ^/,<,<, der Gebildeten weiß heute, daß die Dogmen und Kirchenvorschriften Menschenmachwerk sind, von der Wissenschaft längst überholter, alle geistige Entwicklung niederdrückender Wortkram, aber nur ^u» hat den Muth, es zu sagen. Gegen diese Feigheit haben wir zu kämpfen.

Es gilt, wieder Charaktere zu erziehen, denn auf ihnen allein beruht das Heil unseres Vaterlandes und der Menschheit." Die allgemeine Anerkennung, die dem Redner zu Theil wurde, sprach ein Arbeiter in besonders drastischer Weise aus, indem er versicherte, so habe er noch Keinen von den Gebildeten reden hören, er lasse sich aber trotzdem nicht in's Garn locken, denn „ich bin Anarchist und wünsche die ganze Gesellschaft zum Teufel."

In den weiteren Verhandlungen trat deutlich zu Tage, wie Wenige sich mit dem Gedanken vertraut machen konnten, daß es sich hier um keine politische oder religiöse Gesellschaft handle, sondern um eine Vereinigung auf dem Allen gemeinsamen Boden der Ethik. Die Redner der freireligiösen Gemeinden verlangten gradezu eine feindliche Stellungnahme der Kirche gegenüber; die Arbeiter erwarteten einen offenen Kampf gegen den Kapitalismus; die Freisinnigen einen gegen die Socialdemokratie, — während es sich einzig und allein um einen Kampf gegen das Unrecht auf allen Gebieten und in allen Parteien handelt. Nicht neue Schranken gilt es aufzurichten, sondern alte einzureißen, damit gute, ernste Menschen sich die Hand reichen können zu gemeinsamer Arbeit, wie es Professor Förster in der Einleitung zur dritten Versammlung betoute.

Von besonderem Interesse war an diesem Tage die Rede Dr. Colts, der als Gesandter der ethischen Gesellschaft Londons in Verlin erschienen war.

In schlichter und doch packender Weise berichtete er von seinen Erfahrungen bei dem moralischen Jugendumterricht und trat der Ansicht entgegen, daß gerade auf diesem Gebiet der Religion gegenüber eine bestimmte Stellung eingenommen werden müsse. Ein bekannter deutscher Gelehrter, Professor Ernst Häckel, sprach noch an demselben Abend seine entgegengesetzte Meinung aus:

„Die Ethik ist unsere Religion", so ungefähr sagte er, „sie beruht auf der Naturwissenschaft, und mir allein sind es, die sie durch eigene Arbeit fördern können. Der Dogmenglaube ist nicht mehr im Stande, die kranke Zeit zu beleben; mir knien nicht mehr vor Götzen und alten Kleidungsstücken, sondern vor der Weltseele, wie Meister Goethe." Als bezeichnend für unsere Zustände führte er noch an, daß in Spanien, dem Lande der Inquisition, eine Freidenkergemeinde*), ohne Anstoß zu erregen, zu derselben Zeit getagt habe,

*) Herrn Professor tzäckel mus; entgangen sein, dllh der Freidenlerconaics; in Madrid, der am 14. Oct. u. l. eröffnet wurde, bereits am 15. Oct. polizeilich geschlossen Nord und S<b. I>XIV^ 19l. 14

202 Lily von Ilietschman in Veilin,

als bei uns ein Mann verurtheilt wurde, der die Echtheit eines Rockes anzweifelte. Es war unausbleiblich, daß der einmal angeschlagene Ton noch weiter klang, aber der Ruhe und Milde Försters gelang es, den Tropfen Oel in die hochgehenden Wogen der Debatten zu gießen. „Wir wollen uns nicht aus der Kirche hinausdrängen lassen,“ entgegnete er auf eine dahin zielende Bemerkung, „wir wollen sie ethisieren. Wir geben auch diejenigen kirchlich Gesinnten nicht auf, die uns noch schroff gegenüberstehen; die Religion ist uns Privatsache, die Ethik soll uns verbinden.“

In der letzten Versammlung, am 21. October, drehte sich die Debatte um die literarische und sociale Tüchtigkeit der Gesellschaft. Was den ersten Punkt betrifft, so wurde vorläufig davon Abstand genommen, ein regelmäßig erscheinendes Organ zu gründen. Statt dessen sollten in zwangloser Folge „Mittheilungen“ für die Gesellschaft herausgegeben werden; Professor G. von Giyycki übernahm die Redaction derselben und ist das erste Heft, das unter anderen den officiellen Bericht über die Versammlungen enthält, bereits am 20. November zur Ausgabe gelangt. Der zweite Punkt gab Anlaß zu weitgehenden Controversen, die durch Geh. R. Professor Förster eingeleitet wurden. Er sagte zunächst, daß mit der Belheiligung an der Hebung der Lebenslage der ärmeren Volksschichten und an dem Schutz und der Hilfe gegen Unglück und Unrecht, die sociale Frage berührt sei, und es hier gelte, das Räthsel der Sphinx zu lösen. Zwei Hoffnungen veranlaßten ihn, diese Lösung für möglich zu halten: die eine auf die gesunde, menschliche Natur in den unteren Kreisen des Volkes und die andere auf die wissenschaftliche Forschung und ihre wichtigen Ergebnisse für das tägliche Leben. Was haben Chemie und Physik allein in den letzten Jahrzehnten für die Landwirtschaft geleistet, welche Vervollkommnung der Technik ist erreicht worden! Die Anwendung alles Dessen, was die Wissenschaft praktisch hervorbringt, fehlt nur noch überall. Und da ist den Gebildeten wieder der schwere Vorwurf zu machen, daß sie vieles Gute ohne Prüfung verwerfen, daß ihre trübe, vertrauenslose Weltanschauung sie verhärtet und blind macht. Die Erde kann noch unendliche Menschenmassen ernähren, wenn die Wissenschaft kein todttes Capital mehr bleibt; an der Mühe und am Ernst darf es nur nicht fehlen. Der Redner ging dann auf die ausschließliche Rolle über, die die Wohlthätigkeit heute spielt und die entschieden aufgegeben und durch Gerechtigkeit ersetzt werden muß. Er unterzog unsere Rechtsverhältnisse einer scharfen Kritik und verlangte von den Mitgliedern der Gesellschaft, daß sie in Wort und Schrift, durch Nach und Thal für Diejenigen einzutreten hätten, die sich, sei es durch Unkenntnis, sei es durch Roth, nicht zu helfen wüßten. Eine Entschädigung unschuldig Angeklagter und Verurtheilter müsse nach und nach auf gesetzlichem Wege werden. „Die Teilnehmer,“ so berichtete die Frankfurter Zeitung, „sollen vor Gericht gestellt werden.“ Vgl. auch den Correspondenten-Matth des deutschen Vereins vom 1. Nov. 1892, S. 44—47.

Die ethische Bewegung in Deutschland. 203

Wege erreicht werden. Professor Tönnies ging auf das gegebene Thema noch näher ein. „Die That, daß wir das Ideal eines besseren gesellschaftlichen Zustandes als Ziel unserer Arbeit hinstechen, ist schon an sich ein großer Fortschritt,“ sagte er, „es giebt gute, begeisterungsfähige Menschen genug, die mit uns arbeiten werden, die mit Hintansetzung ihrer selbst, ihrer Umgebung, ihrer Familie auf Grund wissenschaftlicher Methoden zur Umgestaltung der Verhältnisse beitragen werden. Die Kirchen suchen die Wurzel des Übels im Unglauben, wir haben diese Wurzeln in der Lebenslage gefunden und sprechen von deren Hebung, nicht durch Wohlthätigkeit, wie sie heute meist ausgeübt wird und zur Demoralisation der Bevölkerung führt. Gebt dem Armen ein menschenwürdiges Heim, gebt den Verlassenen, auf der Straße aufgewachsenen Kindern ihre Mütter wieder — das ist ethische Wirksamkeit. Die Herren, welche vom grünen Tisch aus die Welt verbessern wollen, pflegen von einer nicht sehr wissenschaftlichen Weltanschauung auszugehen.“

Die noch folgenden Auseinandersetzungen boten viel des Interessanten; sie lieferten, wie die vorhergehenden Tage, dem stillen Beobachter eine Fülle von Material zur Vertiefung seiner Menschenkenntnis und gewährten ihm Einblicke in die Herzen und Köpfe der Mitlebenden, wie sie ihm so direct kaum vorher ermöglicht worden waren.

Das Resultat des Congresses, die Constituirung der Gesellschaft mit 200 Mitgliedern, deren Zahl sich inzwischen vervierfacht hat, muß als das denkbar günstigste bezeichnet werden.

Trotz aller Angriffe und Entstellungen seitens der Presse gewinnt die Gesellschaft von Tag zu Tag an Bedeutung und verbreitet sich in so erfreulicher Weise, daß es nicht mehr als ein allzu ferne Zukunftstraum erscheint, sie durch Zusammenschluß mit den Gesellschaften anderer Länder in eine internationale umzuwandeln. Selbst französische Zeitungen, wie das Journal *le Temps*, brachten wohlwollende Berichte. Innerhalb des deutschen Reiches sind in Berlin, Frankfurt a. M., Strasburg, Kiel, Mühlhausen und Magdeburg Abtheilungen und Zweige entstanden.

In Berlin sind die vier einzelnen Gruppen: für ethische Erziehung, für ethische Bildung, die literarische und sociale Gruppe in volle Thätigkeit getreten. Dr. Martin Meißel, der als sein Privatunternehmen mit dem Monat Januar einen ethischen Jugendunterricht nach der Methode Adlers beginnen will, bekam zahlreiche Anmeldungen dafür. Die zweite Gruppe will Concerte unentgeltlich veranstalten, Museen und Ausstellungen durch eine erfahrene Leitung allen Klassen des Volkes genüßreich und verständlich machen; sie regt auch zu Vorträgen an, wie solche bisher alle vierzehn Tage stattgefunden haben. Die sociale Gruppe hat sich in verschiedene Abtheilungen eingetheilt, von denen jede eine bestimmt abgegrenzte Thätigkeit hat. Die literarische Gruppe will dadurch Einfluß auf die Presse und die Schriftstellerwelt gewinnen.

20H lily von Aretschman in Verlin.

Minnen, daß sie Vertreter derselben zu ihren Versammlungen heranzieht und eine Aussprache ermöglicht.

Dem berechtigten Bedürfnis nach einer Zeitschrift, welche die Ideen der ethischen Vereinigungen in die weitesten Kreise des Volkes hineinträgt, kam Professor G. v. Giiycki nach, indem er die Nedaction des vom 1. Januar d. I. ab erscheinenden Wochenblattes: „Ethische Cultur“ übernahm. Im Programm desselben spricht er die Grundgedanken aus, welche die Deutsche Gesellschaft für ethische Cultur in's Leben riefen und ihr Kraft verleihen:

„Wir lassen uns den Glauben an die Güte der Menschennatur nicht nehmen und wissen, daß, ob auch die religiösen Vorstellungen der Vergangenheit in Vielen von uns erblassen und verschwinden, der Gehalt unseres Lebens, das „Heilig-Menschliche“ in uns dadurch keine Einbuße zu erleiden braucht. Aber aus diesem freudigen Optimismus gegenüber den Gesetzen der Welt und der Natur des Menschen folgt keineswegs, daß mir die Uebel der gesellschaftlichen Zustände verkennen. Wir gewahren sie wohl; aber wir sehen sie nicht für etwas Endgiltiges an, da mir die Kräfte erkennen, welche ihre Beseitigung bewirken werden. Nicht werden wir also die Gemüther mit den bestehenden Mißständen zu versöhnen suchen, sondern werden zu Zeiten eindringlich das „Lob der Unzufriedenheit“ predigen; und Mangel an dem sittlichen Muthe, die Dinge beim rechten Namen zu nennen und das Schlechte mit Ernst zu bekämpfen, soll man uns, so hoffen wir, niemals vorwerfen dürfen. Wer die Stimmung, aus der dieser Kampf und unser ganzes Wirken hervorgehen soll, ist nicht die des Hasses, sondern der Liebe zur Menschheit, deren Glieder mit einander in Leid und Freude solidarisch verbunden sind; und unsere Siegeszuversicht wird alle Verbitterung fernhalten. Stets möge unserem Kampfe der Charakter ethischer Cultur eigen sein: Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und Achtung vor dem, was Achtung verdient.“

Die französische Armee
beim Ausbruch der französischen Revolution.
von
Robert Prüß.
— Dresden. —

Es hat nicht an Schriftstellern gefehlt, welche in dem Zustand der französischen Armee bei Ausbruch der französischen Revolution eine der Hauptursachen des raschen Zusammenbruchs der alten französischen Monarchie erblickten — eine Auffassung, der man auch in zwei neueren Werken, in Aims CH6rests „1^ obuw 6s l'Innoien r^NL" und in Ernst von Stockmars „Ludwig XVI. und Marie Antoinette auf der Flucht von Montmeby", wieder begegnet. In letzterem heißt es geradezu: Das stehende Heer war schon vor der Revolution stark verkommen. Die Regierung hatte die Armee, wie den ganzen Staat, lange vernachlässigt; ihre hin und wieder auftretenden Reformversuche berührten nur Einzelnes; für den Geist geschah nichts, und so wucherten die Keime des Verfalls immer weiter." Andererseits hat es aber doch nicht völlig an Stimmen gefehlt, welche Ludwig XVI. und einzelne Männer seiner Regierung gegen derartige Vorwürfe verteidigten, ja ein neueres kleines Werk, Albert Duruns: *l'armée royale* von 1789 ist vornehmlich diesem Zwecke gewidmet. Auf welcher Seite liegt nun die Wahrheit? Liegt sie vielleicht auf keiner von beiden, sondern vielmehr zwischen inne? Die Beantwortung dieser Fragen erscheint um so wichtiger, wenn wirklich, wie Albert Duruy behauptet, ohne eine genaue Kenntniss vom Zustand der französischen Armee vor dem Ausbruche der Revolution eine richtige und ehrliche Beurtheilung dieser letzteren und ihrer Leistungen gar nicht möglich sein sollte. Die französische Armee hatte unter der erfolgreichen Regierung Ludwigs XIV. lange für eine der besten gegolten, obschon sie mit großen Mängeln behaftet

206 Robert piöüß in Diesden.

mar. Sie bestand aus den Truppen des königlichen Hauses, dem stehenden Heere und der Miliz, welche letztere im Frieden entlassen wurde. Die Mannschaften der beiden erstgenannten Heereskörper wurden angeworben, die des letzteren ausgehoben. Beides sollte nach Gesichtspunkten der Brauchbarkeit, jenes ohne Anwendung von List und Gemalt, dieses nach dem Grundsatz der Gleichberechtigung, ohne Parteilichkeit geschehen. In einem Lande, dessen ganzes Regierungswesen aber auf Begünstigung, Bevorrechtung und Ausbeutung der Stellen beruhte, war an eine strenge Beobachtung dieser gesetzlichen Vorschriften nicht zu denken. So wurden, was die Miliz betrifft, immer mehr Berufe, Stellungen, ja ganze Stände, Ortschaften und Städte von der Militärflicht befreit, bis die ganze Blutsteuer des Landes fast nur auf der ländlichen Bevölkerung und zwar, wegen Bestechlichkeit der Beamten, auf den ärmeren Theile derselben lag, wogegen die Käuflichkeit der Stellen und Aemter das Anwerbegeschäft nur zu oft in Hände brachte, in denen es zu einer Sache schmähhchster Ausbeutung wurde, die vor keinem Mittel der List und Gewalt zurückschreckte. Diese Käuflichkeit übte aber einen noch um vieles verhängnißuolleren Einfluß auf die Besetzung der Ofsiziersstellen aus. Obschon das Gesetz selbst noch die höchsten Stellen ohne Ansehen der Geburt und des Ranges nicht dem Verdienste verschloß, so wurden sie thatsächlich doch fast nur nach Gunst oder Befürwortung besetzt oder, was noch schlimmer war, verkauft, so daß nicht selten die wichtigsten Stellen zum Nachtheil des Dienstes in den Besitz Unfähiger und Unmündiger gelangten und die Armee in einem bestimmten Umfange nicht nur Eigenthum des Königs, sondern zugleich noch derjenigen war, welche dergleichen Stellen durch Kauf erworben hatten, was freilich immer der königlichen Bestätigung noch bedurfte. Der Vortheil, welchen der Stellenverkauf dem Hofe bot, verbunden mit jenem Günstlingswesen, hatte aber auch noch zur Folge, daß mit der Zeit eine das wirkliche Bedürfniß der Armee weit übersteigende Zahl höherer Stellen geschaffen wurde, die sich unter Choiseul auf mehr als 2200 mit einem jährlichen Aufwand von über fünf Millionen belief; die Pensionäre und Pensionen mit inbegriffen. Ein Fürst, der seine Interessen und die des Reiches zu wahren wußte, wie Ludwig XIV. in der Zeit seiner Kraft, verlor wenigstens bei Besetzung der wichtigsten Stellen die Tüchtigkeit der Armee nicht aus den Augen. Doch traten schon gegen Ende seiner Regierung die Mißbrauche stärker hervor, die unter den Nachwirkungen der Niederlagen im spanischen Erbfolgekrieg und unter der Mißwirtschaft der Regentschaft noch wuchsen. Immer aber erhielt sich in der Armee etwas von dem alten Geiste, so daß ein Staatsmann, wie Fleury, denselben auf's Neue beleben und zu großen Siegen entflammen konnte. Auch fehlte es anfänglich selbst einem dem Sinnengenuß so sehr ergebenden Fürsten wie Ludwig XV. nicht an Berathern, welche den schädlichen Einflüssen des Günstlingswesens entgegenarbeiteten. Aimé CH6rest, um das Kurzsichtige der späteren Erlasse Ludwigs XVI. noch schärfer zu beleuchten, welche dem Bürgerthum den Offizierstand völlig verschlossen, hebt besonders

20?
vie französische Armee beim Ausbruch der Revolution. 20?
die Verordnung hervor, welche unter den Ministern Machault und d'Argenson 1750 erlassen wurde. Um die Verdienste der bürgerlichen Offiziere im letzten Feldzuge zu belohnen, wurde durch sie eine größere Zahl derselben in den Adelstand mit dem Zusatz erhoben: der König würde diese Auszeichnung auf alle ausgedehnt haben, wenn er nicht befürchtet, hierdurch die Bevorrechteten allzusehr auf Kosten der Steuerzahler zu vermehren. Läßt sich hierin aber nicht ebenso gut der erste Schritt zu jenen von Chörest verurtheilten Erlassen Ludwigs XVI. erblicken? D'Argenson und Machault, welcher letztere einer der bedeutendsten französischen Staatsmänner des vorigen Jahrhunderts war, und schon damals die Unhaltbarkeit des alten Regime erkannt hatte, sollten, wie sehr sie auch von Ludwig XV. geschätzt wurden und wie nöthig sie Angesichts des neu ausgebrochenen Krieges auch waren, doch schon nach dem eisten Jahre desselben den Kabalen der königlichen Maitresse erliegen, welche nun die Heerführer nach Gunst und Laune ein- und absetzte. Die Folgen sollten nicht ausbleiben. Denn der Wechsel von Führern, die, auf einander eifersüchtig, sich gelegentlich wohl auch einander entgegenarbeiteten; die Unfähigkeit Anderer, welche im Kriege nur eine Gelegenheit, sich zu bereichern und zu glänzen, suchten, wirkte auf Offiziere und Mannschaften auf's Verderblichste ein. Die Disciplin löste sich in verschiedenen Theilen des Heeres in bedrohlicher Weise auf. Raubend und sengend zogen die Soldaten haufenweise im Lande herum, das sie mit Schrecken und Elend erfüllten. „Das Land“ — schrieb St. Germain damals — „ist dreißig Meilen in der Runde so verwüstet, als ob Alles niedergebrannt worden wäre. Unsere Nachzügler und Marodeure haben die Mauern der Häuser kaum stehen gelassen. Mit solchen Truppen ist nicht zu dienen.“ Selbst die äußerste Strenge, die Einzelne, wie der Marschall d'Estrees in Anwendung brachten, der an tausend Marodeure hängen ließ, vermochte dagegen nichts auszurichten. Ueberhaupt schrieben manche gerade der Strenge der Militärgesetze die wachsende Desertion der Truppen zu, die selbst im Frieden einen bedenklichen Umfang erreicht hatte, wogegen andere darin den Grund in der vielfach eingerissenen schlafferen Disciplin sahen. Auch beschwerte schon Louvois sich wiederholt über eine zu milde Handhabung der Gesetze und bedrohte im Wiederholungsfalle den Kriegsrath selber mit Strafen. „Es ist“ — sagt dagegen etwas später der Marschall von Sachsen — „ein gefährlicher Grundsatz, den Marodeur mit dein Tod zu bedrohen, weil jeder davor zurückscheut, einen armen Teufel deshalb zu ergreifen und dem Tode zu überliefern.“ Albert Duruy tritt beiden Auffassungen entgegen. „Der Fehler der Zeit“ — heißt es bei ihm — „war nicht eine zu große Härte gegen den Soldaten, sondern eine zu große Nachsicht gegen die Offiziere. Man würde der Negierung jene Härte gewiß nicht zum Vorwurf gemacht haben, wenn sie bei letzteren nicht so viel Ueppigkeit und Verweichlichung geduldet hätte.“ Die im Allgemeinen immer schlaffer gewordene Mannszucht entsprang in der That wesentlich der Bequemlichkeit der Offiziere, welche, sobald der Dienst es nicht dringend verlangte, ihren

208 Robert pröb in Dresden.

Vergnügungen nachgingen. Im Frieden sah ein Regiment der Provinz seinen Obersten oft durch Monate nicht, die er in Paris verbrachte. Ein inneres Verhältnis; konnte sich daher zwischen den Mannschaften und ihren Vorgesetzten nur selten entwickeln. Was den Soldaten im Kriege so häufig zur Desertion, zu ausschweifenden Handlungen, zu Raub und Tootschlag trieb, war leider auch noch die schlechte Verpflegung, die ihren Grund in der Schwerfälligkeit des Transportwesens und in den Unterschleifen bei der Verwaltung hatte. Von Hunger und Durst gepeinigt, der Kälte und verheerenden Krankheiten hilflos preisgegeben, gerieth der Soldat nicht selten in einen Zustand der Wuth und Verzweiflung. Vergeblich hatten der an d'Argensons Stelle getretene Marschall de Belleisle, sowie Choiseul, nachdem er das Kriegsministerium selbst übernommen, um den« anfänglich nicht ohne Glanz geführten Kriege nach einer Reihe zum Theil schmachvoller Niederlagen mehr Nachdruck zu geben, den verhängnißvollen Einfluß der Favoritin zu beschränken gesucht. So hatte Belleisle 1759 eine Verordnung durchzusetzen gemußt, kraft welcher kein Offizier mehr in den Besitz eines Regimentes gelangen sollte, der nicht wenigstens 7 Jahre, und zwar fünf als Cllpitän im Heere gedient Hütte. Choiseul dehnte diese Bestimmung sogar auf 14 Jahr aus. Allein wenn derartige Verordnungen der Willkür auch manchen Niegel vorschoben, so wurden sie doch zu oft nur umgangen. Schon in den österreichischen Erbfolgekriegen hatten verschiedene der intelligenteren jüngeren Offiziere die Ueberzeugung gewonnen, daß die alt-französische Heereseinrichtung und Taktik den Fortschritten nicht mehr gewachsen seien, welche Friedrich d. Gr. bei seinem Heere eingeführt hatte. Sie drangen auf größere Leichtigkeit der Bewegung, des Ineinandergreifens und Zusammenwirkens, so wie auf eine dementsprechende Ausbildung der einzelnen Waffen und Truppenkörper. Diese Ansichten, obschon mit Erfolg bekämpft, theils weil es nicht an leidenschaftlichen Anhängern der alten Ueberlieferung fehlte, die sich auf die Siege früherer Zeiten und die nationalen Eigenthümlichkeiten des französischen Soldaten beriefen, theils weil die verlangten Reformen, indem sie eingewurzelte Mißbräuche abstellen wollten, zugleich alte Vor- und Gewohnheitsrechte bedrohten — mußten durch die Erfolge der preußischen Waffen im siebenjährigen Kriege noch an Stärke gewinnen, ohne die Hartnäckigkeit der alten Schule doch brechen zu können. Von den Anhängern der neuen Richtung traten St. Germain, Guibert und Gribeauval besonders hervor. Letzterer war schon von d'Argenson (1752) nach Verlin geschickt worden, um die von Friedrich d. Gr. eingeführte leichte Artillerie zu studiren. Durch den Sturz dieses Ministers jedes Schuhs beraubt, verließ er den französischen Dienst und trat 1757 als Kommandant der Artillerie und des Miniercorps in die österreichische Armee. Er zeichnete sich bei der Eroberung von Glatz und bei der Vertheidigung von Schweidnitz in so hervorragender Weise aus daß er zum österreichischen Feldmarschalllieutenant erhoben wurde. Eine Zurücksetzung, welche der mißtrauische und empfindliche St. Kermain 1760 durch den zum Befehlshaber der Rheinarmee erhobenen Herzog von

Die französische Armee beim Ausbruch der Revolution. 2NH

Broglie erlitten zu haben glaubte, bestimmte auch ihn, der ohnehin, wie wir sahen, der im Heere eingerissenen Mißwirtschaft müde war, den französischen Dienst zu verlassen. Er forderte ein Kriegsgericht, das zwischen ihm und dem Herzog entscheide, und da man ihm dieses verweigerte, sandte er seine Orden zurück. Bald darauf trat er mit dem Range eines Feldmarschalls in dänische Dienste, wo er seine Reformideen, wenn auch nicht ohne Anfeindung, zur Ausführung brachte. Auch diese Stellung gab er jedoch bald wieder auf; keineswegs aber deshalb, weil, wie seine Gegner behaupteten, seine Reform hier gescheitert wäre, sondern weil nach dem Sturze Struensees, dem er seine Stellung verdankte, ihm ein längeres Verbleiben mit der diesem schuldigen Dankbarkeit unverträglich erschien. Guibert, der seinen Vater als dreizehnjähriger Knabe in den Krieg begleitet und sich darin durch Muth, Tapferkeit und Einsicht ausgezeichnet hatte, wurde durch die lebendige Anschauung von der Ueberlegenheit der preußischen Waffen und Kriegsführung sehr rasch für diese gewonnen. Er war überzeugt, daß sich derselben nur begegnen lasse, wenn man sich ihrer Vortheile ebenfalls zu bemächtigen wisse. Er sprach diesen Gedanken in einem 1772 unter dem Titel *NsFai A6nöra1 de taotiqus* erschienenen Werke aus, welches sich viele Anhänger gewann, aber noch weit mehr Gegner hervorrief, zumal er darin eine scharfe Kritik an den militärischen Zuständen Frankreichs geübt und die Mißbräuche der Priuilegirten aufgedeckt und bekämpft hatte. Er entzog sich diesen Feindseligkeiten durch eine längere Reise in's Ausland, die er zu weiteren militärischen Studien benützte.

Inzwischen war Gribeauval unmittelbar nach beendetem Krieg von Choiseul in französische Dienste zurückberufen worden, um seine Reform der Artillerie hier zur Ausführung zu bringen. Auch diesmal scheiterte er an dem Widerstand seiner Gegner, und Choiseuls Sturz hatte auch seine Absetzung mit zur Folge. Der Verfall, der jetzt unter dem Einfluß der neuen Maitresse des Königs, Madame Dubarry, und ihres Vertrauten, des Herzogs von Aiguillon auf allen Gebieten des Staatswesens um sich griff, erfaßte natürlich auch das Heer. Fast Alles, was Choiseul mühsam gebessert, ging wieder verloren, daher Ludwig XVI. die Armee in einem überaus mangelhaften, einer gründlichen Umgestaltung bedürftigen Zustande übernahm. Ein frischer, glückverheißender Zug ging zunächst durch das Land. Aiguillon wurde verbannt, Vergennes mit der Leitung des Auswärtigen, der rechtschaffene du Muy an seiner Stelle mit dem Kriegsministerium betraut. Verhängnißvoll aber war es, daß der junge unerfahrene und unentschlossene König, statt dem ersten Antrieb seiner Seele zu folgen und den ernsten, einsichtsvollen Machault zu seinem Rathgeber und ersten Minister zu wählen, auf Nach seiner Tanten den zwar geschmeidigen und unterhaltenden, aber frivolen und charakterlosen Maureppls dazu erkor. Anfangs ließ sich zwar scheinbar Alles gut an, da dieser, um die öffentliche Meinung zu gewinnen und im Vertrauen des Königs sich zu befestigen, Männer wie Turgot und Malesherbes in die Regierung berief. Auch stimmte er ihren Reformen ebenso bereitwillig zu, als der von

2<0 — Robert pröi in Dresden.

Turgot in Vorschlag gebrachten Berufung St. Germain's zum Kriegsminister. Dieser, der damals in stiller Zurgezogenheit lebte, mar dieser Ehre so wenig gewärtig, daß man ihn, wie einst Cincinnatus vom Pfluge, von der Arbeit in seinem Garten zu jenem Vertrauensposten abrufen mußte. Ob- schon bereits 68 Jahre alt, wendete er sich dem von ihm geplanten Reform- werke doch mit rastlosem Eifer zu. Seine Thätigkeit und sein Wirken haben aber eine noch härtere Beurtheilung, als die Tur.gots erfahren. Gleich diesem hatte auch er mit dem Widerstände und den Kabalen der Privilegirten zu kämpfen. Noch heute sind es nur einzelne Stimmen, welche ihm Gerechtig- keit widerfahren lassen. Der hauptsächlichste Vorwurf, den man ihm machte, war: ein fremdes, dem französischen Naturell und Charakter widerstrebendes Militrsystem seinen Landsleuten aufdrängen gewollt zu haben — ein Ver- gehen, das in den Augen der Franzosen um so schwerer wog, als dieses System dem Besieger Frankreichs, den: verhaßten Preußen, entlehnt war. Es ist nur zu verwundern, wie selbst deutsche Geschichtsschreiber in diesen Vorwurf mit einstimmen konnten, zumal derselbe einer hinreichenden Be- gründung entbehrt. Ein Blick auf die Reformen St. Germain's setzt dies ganz außer Zweifel. Er stellte die Disciplin in einem Grade wieder her, daß Männer wie Lafanette und Rochambeau während des amerikanischen Krieges dieselbe nicht genug bewundern konnten, Er erweiterte die Ver- ordnungen, welche eine regelmäßige Beförderung ini Heere bezweckten und die Willkür der Ernennungen in gesetzliche Schranken verwies. Er hob die Käuflichkeit der Stellen und Aemter im Heere auf und schränkte das Unwesen überflüssiger Ernennungen und Besoldungen ein. Er versuchte das Nermaltungswesen des Heeres zu verbessern, indem er bei jeden: Armeecorps die Selbstverwaltung einführte. Er berief Gribeauval, der seine Reform nun wirklich dauernd begründen und zur Ausfhrung bringen konnte, wo- durch die französische Artillerie, die bis zum dritten Range herabgesunken war, wieder zum ersten erhoben wurde. Gribeauval war es, welcher bei dieser Waffe die Beförderung ganz vom Verdienste abhängig machte. Auch Guibert wurde von St. Germain wieder berufen, um seine Reformideen zu verwirklichen, wobei er keineswegs so einseitig verfuhr, wie seine Gegner ihm Schuld gaben, vielmehr war er bestrebt, die bewährten Vorzüge der alt französischen Taktik mit denen der neuen preußischen zu verbinden. Auch würde St. Germain seine Verbesserungen noch weiter ausgedehnt haben, wenn man ihm Zeit und Freiheit gegönnt hätte. So aber wurde er schon nach kaum einen» Jahre verdrängt. Und wenn auch nicht jede der von ihm eingeführten Veränderungen zu loben ist, so ist doch zu bewundern, wie viel und wie Treffliches er im Kampfe mit einflußreichen Widersachern durchgesetzt hat. Er hatte, um seine Reformen möglichst rasch durchzuführen, sich in Montbaren einen Gehilfen erwählt, der auch, so lange er ihm unter- geordnet war, willig auf seine Ideen einging, sich aber eben so widerstandslos zun, Werkzeug der hereinbrechenden Reaction machen ließ. Nachdem es

Die französische Armee beim Ausbruch »er Revolution. 2^
dieser nämlich gelungen war, Turgot zu stürzen, waren auch St. Germain's Tage gezählt. Montbarey erhielt seine Stelle und hatte nichts Eiligeres zu thun, als eine der letzten, von seinem Vorgänger angebahnten Reformen, die Eintheilung Frankreichs in 16 Militärbezirke, womit eine raschere Mobilisirung, ein leichteres einheitliches Ineinandergreifen und Zusammenwirken der verschiedenen Waffen und Truppenkörper erreicht werden sollte, wieder rückgängig zu machen. Von welcher Bedeutung diese Neuerung gewesen sein würde, geht daraus hervor, daß man später auf dieselbe wieder zurückgriff. Auch die Reformen Guiberts hoffte Montbarey wieder beseitigen zu können, indem er 1778 im Lager von Vaussieux einen Wettkampf zwischen den Verteidigern des alten und des neuen Militärsystems anordnete und dabei jene unter die Führung des Marschalls de Broglie, diese unter die des Generals Rochambeau stellte. Der Sieg auf Seiten der letzteren war jedoch zu entschieden, als daß man gewagt hätte, den Guibert'schen Verbesserungen noch weiteren offenen Widerstand entgegenzusetzen. Die heimliche Gegnerschaft blieb freilich bestehen. Auch zur Umgehung der in Kraft bleibenden Reformen St. Germain's bot Montbarey willig die Hand, wie sich aus der Thatsache ergibt, daß im Februar 1778 nur allein in der Cavallerie vom Hofe wieder 40 Capitänstellen verkauft werden konnten. Es beweist zugleich, wie unbequem manche der Reformen St. Germain's dem Könige gewesen sein mögen, der mit Eifersucht über den Vorrechten der Krone wachte und dabei zuweilen den eingerissenen Mißbrauch derselben mit dem Rechte verwechselte. „In einem Staat, wie dem meinen“ — warf er unter Anderem St. Germain ein — „bedarf man großer Gnadenbezeugungen, um die großen Herren an den Dienst zu fesseln.“ Hieraus erklärt sich, warum trotz aller dagegen erlassenen Verordnungen die Zahl der höheren Offiziere sich nicht verringerte, sondern sich sogar von 1775—1789 noch um 70 Personen vermehrte. Dagegen ist, was die Käuflichkeit der Stellen betrifft, eine beträchtliche Abnahme anzuerkennen, da sie bei Eröffnung der Generalstände nur bei der Cavallerie noch in größerem Umfang bestand.

Aus diesem Allen geht, wie ich glaube, genügend hervor, daß die Reformen St. Germain's nicht sowohl mit dem Naturell und Charakter der Franzosen, als mit den Interessen der Privilegirten im Widerspruch standen. Ersteres läßt sich eigentlich nur von einer einzigen seiner Verordnungen mit einigem Rechte behaupten, von der Einführung der bei der preußischen Armee üblichen Prügelstrafe mit flachem Säbel. Möglich, daß sie schon damals vielfach Unwillen im Heere erregte, wiewohl sich dafür nichts anführen ließ, als das fliegende Wort eines Soldaten: daß ihm am Säbel nichts, als die Schneide gefalle. Jedenfalls kann dieser Unwille bei den Offizieren kein zu großer gewesen sein, da weder der den Anordnungen St. Germain's so willig entgegenarbeitende Montbarey, noch sein Nachfolger Segur daran Anstoß genommen haben, sondern die Strafe ruhig bestehen ließen. Es ist überhaupt schwer einzusehen, warum die Schläge mit flacher Klinge für den französischen Soldaten

2^2 Robert Pröbß in Dresden.

schimpflicher gewesen sein sollen, als das Nuthenlaufen. Ich halte die Ein-
führung derselben aber deshalb für einen Mißgriff, weil sie um Vieles leichter
als diese Gelegenheit zum Mißbrauche bot. Hatte der Offizier den Säbel doch
stets bei der Hand, um sich seiner in der ersten Aufwallung des Zornes bedienen zu
können. Auch war es wohl dieser Mißbrauch, welcher später den revolutionären
Parteien willkommenen Anlaß bot, diese Strafe mit Erfolg als Agitationsmittel
gegen die Regierung zu gebrauchen und den Soldaten gegen sie aufzuregen.
Den stärksten Beweis für die unter Montbaren hereingebrochene Reaction
(die von ihm, und nicht, wie CH6rest behauptet, erst von seinem Nachfolger
ausging) bietet seine Verordnung v. I. 1779 dar, kraft welcher fortan Niemand
mehr Zulassung in das Offiziercorps der französischen Armee finden sollte,
der nicht den Nachweis seiner adligen Geburt zu liefern im Stande sei; was
in fchreiendem Widerspruch mit der von Gribeauval bei der Artillerie durch-
gesetzten Bestimmung stand, welche ausdrücklich die Stellen der Lieutenants
3. Grades den Sergeant-Majors vorbehielt. Die erweiterte und verschärfte
Verordnung, welche 1789 unter S6gur erschien und jenen Nachweis auf vier
Generationen väterlicherseits für alle Offiziere der Armee ausdehnte und von
der Bestätigung des königlichen Genealogen abhängig machte, war nur eine
Folge davon und wohl schon früher geplant.

Wenn Msenval über Unordnungen klagt, die unter St. Germain und
Montbaren in der Armee wieder eingerissen seien, was ohnehin in entschiedenem
Widerspruch steht mit dem fast überschwänglichen Lobe, das Lafanette und
Rochambeau der Mannszucht der französischen Soldaten im amerikanischen
Kriege gezollt haben, so darf nicht übersehen werden, daß Bösenval, obschon
ein tüchtiger Offizier, hier doch Partei ist. Scheiterte durch die Ernennung
St. Germain doch keine Intrigue, damals de Castries durch die Königin
zum Kriegsminister ernennen zu lassen; glaubte er sich doch, wiewohl, wie ich
denke, mit Unrecht, von St. Germain zurückgesetzt; gehörte er doch noch zur
alten Schule und zu den Vertrauten des Polignac'schen Kreises. Wenn dennoch
Unordnungen im Heere wirklich entstanden sein sollten, so haben sie gewiß
nur den Widerstand zur Quelle gehabt, welcher den Reformen St. Germain
entgegengesetzt wurde, oder fallen doch erst der Gleichgiltigkeit Montbareys zur
Last, der mehr an die Ausbeutung seiner Stellung, als an die Wohlfahrt
des Heeres dachte. Jedenfalls aber widmete dessen Nachfolger, S6gur, der
Mannszucht wieder die vollste Aufmerksamkeit, so daß man nun eher wieder
über zu große Strenge zu klagen begann. Auch verdankte ihm die Armee
noch verschiedene Verbesserungen.

Ueberblickt man nun unbefangen das unter Ludwig XVI. bis zum
Ausbruch der Revolution für die Armee Geleistete, so wird man anzuerkennen
haben, daß sich dieselbe jetzt in einem ungleich besseren Zustand befand, als
derjenige war, in welchem er dieselbe übernommen hatte. Noch immer aber
war sie freilich mit großen Mängeln behaftet, die mit dem veränderten Geiste
der Zeit in einem weit fühlbareren Widerspruch standen, als früher. Noch

Die französische Armee beim Ausbruch der Revolution, 2³
immer zeigte die Nüchternheit der Mannschaft die alten Uebelstände, obschon ich keineswegs der Meinung bin, daß z. B. die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht den Abfall des Heeres von der königlichen Sache abgewendet haben würde. Noch immer bestand, wenngleich in ungesetzlicher Weise und in weit geringerem Umfang als früher, die Käufligkeit der Aemter und Stellen im Heere. Noch immer spielte bei Besetzung der höheren Stellen die Bevorzugung des Hofadels vor dem niederen Adel eine bedeutende Rolle, Noch immer ließ die Verwaltung des Heeres manches zu wünschen. Das Schlimmste aber war doch die seit kurzem eingeführte grundsätzliche Ausschließung des Bürgerthums vom Offizierstande. Wenn man durch sie gehofft hatte, sich um so fester auf diesen verlassen zu können, so sollten schon die nächsten Ereignisse eine bittere Enttäuschung bringen; da bei dem ausbrechenden Kampfe der Regierung mit den Parlamenten und dem ihnen verbündeten Adel nicht wenige der adligen Befehlshaber und Offiziere das Standesinteresse über den militärischen Gehorsam stellten. Nichtsdestoweniger würde ein kräftiger, umsichtiger, sich seiner Ziele klar bewußter und sie beharrlich verfolgender Fürst mit Hilfe dieser Armee die ausbrechende Revolution leicht im Keime erstickt, oder ihr doch eine seinen Zwecken entsprechende Richtung gegeben haben. Im Jahre 1787 nahmen die Zerwürfnisse der Regierung mit den Parlamenten und dem Adel einen drohenden Charakter an. Aufstände brachen in verschiedenen Provinzen aus, denen die duldsame Haltung der Befehlshaber und Offiziere noch Vorschub leistete. Calonne wurde entlassen und die vom Hofe auf seinen Nachfolger, Lomdnie de Brienne, gesetzten Erwartungen erfüllten sich nicht. Nur zu bald war er verhaßter, als jener. Da er die Armee zu seinen Zwecken zu bedürfen glaubte und derselben jeden Grund oder Vormund zur Unzufriedenheit nehmen wollte, hatte er einen Kriegsrath eingesetzt, welcher sich mit der Untersuchung und Abstellung der dringendsten Uebelstände beschäftigen sollte. Daß es ihm Ernst mit wirklichen Verbesserungen war, geht schon allein aus der Zusammensetzung des Kriegsraths hervor, in den er die intelligentesten, dem Fortschritt ergebensten Männer, wie Guibert und Gribeauval berufen, von dem er jedoch — und vielleicht eben deshalb — alle Marschälle von Frankreich ausgeschlossen hatte. Beides gab Anlaß zu den heftigsten Anfeindungen. Noch ehe der neue Kriegsrath sein Werk begonnen hatte, wurde er von den immer noch zahlreichen Anhängern der alten Schule und den Gegnern einer verhaßten Regierung als eine Gesellschaft von Strebern und Machern (laizeurz) in der öffentlichen Meinung herabgesetzt und verdächtigt. Verächtlich sprach man von seinen Mitgliedern, als von jungen Menschen ohne Erfahrung und Kennniß. Und doch zählte Guibert, die Seele des Ganzen, der mit Auszeichnung im siebenjährigen und in, corsischen Kriege gedient, bereits 46, der durch ganz Europa berühmte Gribeauval aber sogar 72 Jahre. Es läßt sich hiernach ermesen, welche Beurtheilung die Verordnungen dieses Kriegsraths, wie sie auch immer beschaffen sein mochten, zu gewärtigen hatten. Die schwächsten Stellen wurden

2^ Roben ptöls in Dresden.

aus dem Zusammenhange herausgerissen, um ihnen die gehässigste Auslegung geben und Offiziere und Mannschaften gegen einander und gegen die Regierung aufregen zu können. Man scheute sich sogar nicht, andere zu gleichem Zweck zu entstellen und mit verläumerischen Erfindungen zu vermischen. Nach dem Geschrei, das darüber durch ganz Frankreich erhoben wurde, hätte man denken sollen, daß es erst der Kriegs Rath gewesen sei, der die Prügelstrafe mit flacher Klinge eingeführt, den Ausschluß des Bürgerthums vom Offiziersstand zum Gesetze erhoben und den des niederen Adels von den höheren Stellen in der Armee durchgesetzt habe. Die Cahiers, welche später die Abgeordneten zu den Generalständen von ihren Wählern mit auf den Weg erhielten, beweisen allein, welchen Glauben diese Verläumdungen im Volke gefunden. Auch ist dies in Zeiten so heftiger Parteiung begreiflich genug, weniger freilich, daß selbst noch heute bedeutende Schriftsteller, wie CPrest, denselben Glauben zu schenken und in der Reform des Kriegs Rathes nichts zu erblicken vermögen, als ein Werk aristokratischen Kastengeistes; sowie in der darin wieder aufgenommenen Prügelstrafe mit flacher Klinge eine der wesentlichen Ursachen der Revolution. Selbst Albert Duruy, der doch im Uebrigen den Leistungen des Kriegs Rathes alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, findet wenigstens eine ihrer secundären Ursachen darin und eifert gegen den aristokratischen Geist einzelner anderer seiner Bestimmungen. In Wahrheit war aber das Reformwerk des Kriegs Rathes von einem wesentlich anderen Geiste beseelt, nur daß er sich dabei durch die Rücksicht der Regierung auf die Lage der Zeit vielfach gehemmt sah. Es schien bei der Haltung, welche der höhere Offizierstand in den durch die Parlamente erregten Unruhen gezeigt, dringend geboten, die Interessen des Adels möglichst zu schonen. Man hielt es für ebenfo unzweckmäßig, gerade jetzt den Ausschluß des Bürgerthums vom Offiziersstande wieder aufzuheben, als eine neue, das Bürgerthum mehr belastende Form der Recrutirung im Heere einzuführen. Mußten, indem man der Willkür und dem Günstlingswefen neue Schranken zog und dein Verdienste eine entsprechende Beförderung zu sichern suchte, doch ohnehin die Vorrechte des Adels in empfindlicher Weise verletzt werden. Und doch war jenes ganz augenscheinlich der Sinn der Verordnung, welche vorschrieb, daß hinfort der Grad eines Lieutenants nur nach bestandener Prüfung, alle höheren Stellen aber nur nach einer gesetzlich normirten Dienstzeit in den unteren Stellen erlangt werden könnten, so die Stelle eines Majors im Frieden nur von Hauptleuten nach zwanzigjähriger Dienstzeit, die der Obersten von Oberstlieutenants, nachdem diese mindestens vier Jahre als solche gedient, die der Generalmajors nur von Obersten, sowie die der Generallieutenants von Generalmajors, die mindestens zwei Jahre in dieser Eigenschaft im Dienste gestanden hatten. Schon nach den Verordnungen von 1759 und 1776 hatte man, wie nur sahen, nur noch Oberst eines Regiments werden können, nachdem man, nach ersterer sieben Jahre, nach letzterer vierzehn Jahre, und zwar sechs als Oberst zweiten Grades, gedient hatte. Dagegen war die Besetzung

Die französische Armee beim Ausbruch der Revolution. 2⁵
der noch höheren Stellen bisher den freien Entschlüssen des Königs vorbehalten gewesen. Die Bestimmungen des Kriegsraths schränkten daher diese königlichen Machtbefugnisse, sowie das Protections- und Günstlingswesen bei Besetzung der höheren Stellen noch weiter ein. Gleichwohl hat man sie benützt, um den niederen Adel gegen den höheren und gegen die Regierung aufzubringen, indem man angesichts der Verordnungen von 1759 und 1776 zu behaupten wagte, daß, da schon bisher nur Personen von hohem Adel in den Besitz der Stellung eines Obersten hätten gelangen können, nun aber die Grade des Generalmajors und Generalleutenants nur noch den Obersten zugänglich werden sollten, der niedere Adel auch noch von diesen ausgeschlossen worden sei. Und eine solche Sophistik, die nur den Verblendeten täuschen konnte, findet, wie CHérest beweist, selbst heute noch Glauben! Gewiß mag es damals noch manchen Obersten gegeben haben, der seine Stellung nur der königlichen Gunst, der Vorfürsorge oder dem Gelde verdankte, kann man dies aber Verordnungen zuschreiben, die das Gegentheil festsetzten? Keine Verordnung ist davor geschützt, umgangen zu werden, und keine jener Verordnungen hatte rückwirkende Kraft. Zu bedauern bleibt andererseits freilich, daß der Kriegsrath die Züchtigung mit flacher Klinge nicht aufhob, schon weil sie von den revolutionären Parteien in so verhängnißvoller Weise ausgebeutet werden konnte. Er konnte dies freilich um so weniger ahnen, als er hierin nur unterließ, was seine Vorgänger ebenfalls und widerspruchslos unterlassen konnten. Auch suchte er, woran diese nicht dachten, wenigstens dem Mißbrauch der Strafe zu wehren. Denn dies allein war der Sinn der neuen darauf bezüglichen Verordnung, welche bestimmte Vorschriften für die Anwendung jener Strafe enthielt. Sie stand daher keineswegs, wie Albert Duruy behauptet, in einem so befremdenden Widerspruch zu der anderen, welche das Verhalten der Vorgesetzten gegen die Untergebenen regelte, und diesen zwar unbedingten Gehorsam gegen jene, den Vorgesetzten aber auch humanes, anständiges, höfliches Betragen gegen ihre Untergebenen bis zum einfachen Soldaten vorschrieb und einschärfte. Sie entsprangen vielmehr beide demselben humanen Geiste, mit welchem der Kriegsrath die Lage dieses letzteren in's Auge faßte. Wie den Offizierstand, so suchte der Kriegsrath auch den dem gemeinen Soldaten zugänglichen und so wichtigen Stand der Unteroffiziere zu heben und für den Dienst brauchbarer zu machen, indem die Erlangung jedes Grades desselben, vom Sergeanten bis zum Adjutanten herauf, von einer vorausgegangenen Prüfung abhängig gemacht wurde. Es dürfte wohl mit hierauf zurückzuführen sein, daß später gerade aus dem Unteroffizierstande so viele tüchtige höhere Offiziere hervorgingen. Dock auch der Verwaltung schenkte der Kriegsrath seine Aufmerksamkeit, so daß es fast keinen Zweig derselben gab, dem er nicht noch zweckmäßigere Einrichtungen zu geben suchte. Die wichtigste seiner Reformen aber bestand in dem Zurückgreifen auf den Entwurf St. Germain's, welcher die raschere Mobilisirung der Armee, das leichtere Ineinandergreifen und einheitliche Zusammenwirken ihrer verschiedenen

2^6 Robert Pröbß in Vresden.

Truppentheile und Waffengattungen und die Erhöhung ihrer Leistungsfähigkeit bezweckte. Er theilte hiernach Frankreich in 21 Militärbezirke und die Armee in eine entsprechende Zahl Divisionen ein, denen er eine rationelle Gliederung gab. Doch alle diese Verbesserungen wurden von den Gegnern der neuen Schule und im Interesse des Parteigeistes todtgeschmiegen. Denn je leidenschaftlicher der Kampf der Parlamente und des Adels gegen die Regierung entbrannte, desto mehr suchte man auch, den Händen der letzteren die Waffe, die sie in der Armee besaß, zu entwenden. Man begnügte sich nicht, die Befehlshaber und Offiziere durch Ueberredung und Mahnung an die Pflichten der Standesehre und des Standesinteresses für die Sache der elfteren zu gewinnen, man ergriff dazu auch die Mittel der Einschüchterung und des Zwanges. Man erklärte diejenigen Beamten und Offiziere, welche dem von der Regierung gegen die Parlamente, ihre Anhänger und die von ihnen erregten Unruhen und Aufstände erlassenen Befehle vollzogen, gesellschaftlich in die Acht. Man scheute sich sogar nicht, das Leben derselben, wie das des pflichttreuen d'Hervilly in der Bretagne, durch Massenherausforderungen zu bedrohen. Es fehlte schon jetzt nicht an Schritten, welche Offiziere und Mannschaften zum Treubruch zu verleiten suchten. Wie groß die Wirkung dieser Aufwieglungen war, zeigte sich im September 1788 bei den Hebungen im Lager zu Metz, dem auch Guibert beiwohnte. Hier, wo der Graf Carl von Lameth an der Spitze der Unzufriedenen stand, wurde ganz offen die Frage von den Offizieren verhandelt, wie weit der militärische Gehorsam zu gehen habe. Man bejubelte jede Nachricht von neuen Niederlagen der Regierung; die Neuerungen des Kriegsraths wurden verurtheilt und Guibert mit Epigrammen verfolgt und verspottet. Man verweigerte ihm sogar den militärischen Gruß, ja die schmachvolle Niederlage, die ihm im folgenden Jahre der Adel seiner Provinz bei den Wahlen zu den Generalständen bereitete, hatte hier ihren Ursprung. Bis dahin hatten die Mannschaften sich noch überall streng in den Grenzen des militärischen Gehorsams gehalten. Wie die revolutionäre Bewegung nicht vom Nürgerthume, sondern von den Ständen der Privilegirten ausgegangen war, so ging auch die Auflösung der Disciplin nicht von den Mannschaften, sondern von den Offizieren und Befehlshabern aus. Ließen sich die Soldaten doch geduldig vom Pöbel beschimpfen, mit Steinen bewerfen und mit Stöcken und Fäusten angreifen, ohne von ihren Waffen Gebrauch zu machen, sobald und solange dies ihre Vorgesetzten von ihnen forderten. Sie setzten der Gewalt nur erst dann Gewalt entgegen, wenn es ihre Offiziere zu schützen und zu retten galt. Wo aber ein Offizier, wie d'Hervilly, oder ein Sergeant wie Bernadotte in Greuoble, den Muth und die Gewissenhaftigkeit hatte, seine Pflicht zu erfüllen und gegen den auf-rührerischen Pöbel einzuschreiten, folgte man ihm mit derselben gehorsamen Bereitwilligkeit. Daher der entschiedene Stainville, der den duldsamen Thind in der Bretagne ersetzte, hier sofort die Ruhe wiederherstellte, und dies später auch demselben Thiard gelang, als dieser Ernst zu zeigen für

Die französische Armee beim Ausbruch der Revolution. 2^?
gut hielt. Als d'Esprémenil bei seiner Verhaftung in Paris das Volk aufforderte, ihn zu befreien, blieb Alles ruhig, und als man die Verhaftung Vollziehenden Gardisten fragte, ob sie sich seiner Befreiung wohl widersetzt haben würden, erwiderte einer von ihnen: „Ich würde auf meinen Freund, meinen Bruder schießen, wenn ich dazu den Befehl erhielte.“ — Wein das Beispiel der Offiziere, welche den Soldaten verboten, auf die sie mit Steinen bewerfende Menge zu schießen, welche sie ohne Patronen gegen dieselbe aufstellten und vorschickten — die Lieder, welche der Adel verbreiten ließ, mit dem Refrain: „Wer schösse wohl auf seine Brüder“ — die Lehre, mit welcher die Offiziere ihr Verhalten entschuldigten, daß es nicht in der Pflicht und der Aufgabe der Armee liege, sich gegen das Volk gebrauchen zu lassen — die Schriften, welche den Soldaten gegen seine Offiziere aufwiegelten — konnten zuletzt nicht ohne Wirkung bleiben. Das erste Anzeichen von Lockerung der Disciplin unter den Mannschaften ließ sich in der plötzlichen Ueberhandnahme der Fahnenflucht im Jahre 1788 erkennen. Es war eine unglückliche Maßregel, derselben durch Ziehung eines Cordons von Truppen längs den Grenzen entgegenzutreten. Indem man die Flüchtigen hinderte, eine Zuflucht im Auslande zu suchen, zwang man sie zu einem gefährlichen Vagabondenleben. Sie flüchteten in die Wälder, sie rotteten sich zusammen, sie verbanden sich mit den Strolchen und Stromern, welche das Land bettelnd, stehend, raubend und mordend durchzogen, deren Zahl Taine auf 10,000 geschätzt hat, und die mehr als 35,000 Gensdarmen gegen sich in Bewegung setzten. Es waren diese verwegenen Gestalten, welche bei den Aufständen in Paris plötzlich auftauchten, die Bürgerschaft in Schrecken versetzten und in den Händen der Revolutionsmänner die furchtbarste Waffe wurden. Die Regierung hatte bisher die Aufstände ziemlich leicht genommen; theils weil die Hauptstadt fast ganz ruhig geblieben war, theils weil die Bürgerschaft sich fast überall davon fern gehalten hatte. „Trotz der hohen Brotpreise“ — schrieb Lafayette am 16. August 1789 aus Paris — „giebt es hier weder Aufläufe noch Aufstände.“ „Die Patrouillen der französischen und Schweizergarden, welche Paris durchziehen, erhalten durch ihr bloßes Erscheinen die Ruhe,“ bestätigt Bösenual, dem der Befehl über die in Isle de France (mit Ausnahme von Paris), in Soissons, Bourbon, Orleans und in der Touraine stehenden Truppen anvertraut worden war. Er versichert sogar, daß bis zum 12. Juli 1789 unter letzteren die Disciplin nicht ein einziges Mal ernsthaft gestört worden sei. Das Vertrauen der Regierung auf die Ruhe des Bürgerthums, von den, sie vielleicht sogar glaubte, es im weiteren Kampfe mit den Privilegien auf ihrer Seite zu haben, war freilich ein Irrthum, aber ein Irrthum, den sie mit vielen einsichtsvollen Männern damals getheilt hat. Es ist wahr, das Bürgerthum konnte sich nicht für den Kampf der Parlamente und des Adels erwärmen, welcher im Grunde nur seine Vorrechte gegen die Regierung verteidigte. Es ist wahr, die Regierung, indem sie diese Vorrechte angriff und auf eine gleichmäßige Besteuerung zur Nord und Süd, I^{IV}., 191. >5

2^8 Robert piöltz in Dresden. —

Deckung des Deficits drang, vertheidigte, wenn auch nur notgedrungen und nebenbei, ein Interesse des Volks, auf welchem bisher die ganze Steuerlast lag. In einem Punkt traf der intelligente Theil des dritten Standes aber doch mit dem der beiden höheren Stände zusammen: in der Verurtheilung des alten Regierungssystems und in dem dringenden Verlangen einer durchgreifenden Veränderung desselben; wenn auch Grund und Ziel dabei wesentlich andere waren. Es war also doch immer möglich, daß man sich, wenn schon nur vorübergehend, zum Zwecke der Bekämpfung des gemeinsamen Nebels verband. Allerdings war im Vürgerthume noch vielfach der Glaube an die Allmacht der Regierung verbreitet. Man hielt den Kampf gegen sie noch vielfach für einen vergeblichen, der nur Opfer kosten, nicht aber Vortheile bringen werde. Auch war die Persönlichkeit Ludwigs XVI. noch fast allgemein im Volke beliebt und geachtet. Bis tief in die Zeiten der Nationalversammlung unterschied man zwischen ihm und der Regierung, und die Berufung auf die Herzensgüte des Königs beschwichtigte mehr als einmal die aufgeregtesten Massen. Gleichwohl hätte schon damals das Beispiel der Dauphins den Hof und die Regierung belehren können, daß die Ruhe des Nürgerstandes die Ruhe vor dem ausbrechenden Sturme mar. Denn hier, wo die privilegierten Stände, theils in wohlwollender Absicht, theils aus Politik dem dritten Stande mit dem Opfer gewisser Vorrechte entgegenkamen, vereinigten sich alle drei zu gemeinsamer Bekämpfung der Regierung, und zwar galt es dabei nicht, wie in den übrigen Provinzen, die Vertheidigung und Wiederherstellung der Rechte und Vorrechte dieser letzteren, sondern mit Aufopferung derselben die der gleichmäßigen Rechte aller Bürger des einen und einheitlichen Frankreichs. Die Dauphinö, welche hierdurch der Bewegung einen ganz neuen Charakter gab, der allmählich, wenn auch erst nach längerem Widerstände, der die Revolution beherrschende wurde, trat hierdurch, allerdings nur vorübergehend, an die Spitze der letzteren, und es war eines der ausgezeichnetsten Mitglieder des Bürgerstandes, der Nichter Mounier, der hier mit dem Entwürfe der Beschlüsse der drei Stände, sowie später mit dem der Vorschriften für die erwählten Vertreter derselben bei den Generalständen betraut wurde. Beide, die blitzartig eine ungeheure Wirkung auf die Haltung und die Beschlüsse des dritten Standes von ganz Frankreich ausübten, waren einstimmig angenommen worden. Die Berufung der Generalstände rief den dritten Stand ganz allgemein auf den Kampfplatz. Der Sturm, der gedroht hatte, wurde entfesselt. Eine Fluth aufregender Flugschriften, die zum großen Theil darauf berechnet waren, die Schäden des gegenwärtigen Regierungssystems aufzudecken und dasselbe verhaßt zu machen, sowie den dritten Stand über seine ihm verkümmerten und vorenthaltenen Rechte aufzuklären, kündigte ihn gleich Sturmvögeln an. Mit welchen Ansprüchen der dritte Stand auf dem Kampfplatz erschien, läßt sich schon aus dem Grundsatz erkennen, daß die Nation nicht bei den fünf oder sechs Hunderttausenden von Privilegirten, sondern nur bei den 24 bis 25 Millionen des dritten Standes zu finden sei.

Die französische Armee beim Ausbruch der Revolution. 2^H

Mit den Generalständen wurde der Schwerpunkt der Revolution aus der Provinz nach Versailles und Paris gelegt. Sie würde hier ohne die zuströmenden fremden Elemente schwerlich die Kraft gewonnen haben, die sie durch diese entwickelte. Dies zeigte sich selbst noch bei den Wahlen. Mehr als drei Viertel der Wahlberechtigten enthielten sich hier der Abstimmung. Auch fielen die Wahlen des dritten Standes hier keineswegs radical aus. Siöyes ist vielleicht der einzige der Erwählten, der diese Bezeichnung verdient. Es war hauptsächlich der bretonische Club, aus welchem sich später der Iacobinerclub entwickelte, der, die revolutionärsten Mitglieder der Nationalversammlung in sich vereinigend, die Insurrection der Hauptstadt in die Hand nahm und sich hierbei der Unterstützung des aus Anhängern des Herzogs von Orleans zusammengesetzten Clubs Valois, sowie der Volksredner des Palais Royal bediente, unter denen Camille Desmoulins und der Schweizer Marat hervorragten. Schon damals breitete der bretonische Club ein Netz von Zweigvereinen über ganz Frankreich aus, deren hauptsächlichste Aufgabe es zunächst war, die Truppen zum Abfalle vom Hof und der Regierung zu verleiten. Das Geld des Herzogs von Orleans und verschiedener großer Bankiers und Capitalisten (Riuarol nennt Laborde, Mör6ville, Boscarv, Dufr4nay) leistete treffliche Dienste. Mit ihm wurden wahrscheinlich nicht nur die beiden in Paris stehenden und dessen ganze Besatzung bildenden Regimenter der französischen und Schweizer-Garde bearbeitet, sondern auch jene verwegenen Räuber und Mörder angeworben, die unter dem Vorgeben, hier in den zur Abhilfe der Roth errichteten Werkstätten Arbeit zu suchen, plötzlich mit Stöcken bewaffnet in Paris erschienen. Mit ihrer Hilfe hoffte man, sobald man dessen bedurfte, die Aufstände in Scene setzen zu können. Der nur wenige Tage nach ihrer Ankunft ausbrechende Aufstand, der ohne jeden Grund gegen einen der menschenfreundlichsten Fabrikanten, Namens Röueillon, gerichtet war, scheint nur ein Versuch gewesen zu sein, den Widerstand und die Treue der Truppen und die Erregbarkeit des Pariser Pöbels auf die Probe zu stellen. Es war schon bei dieser Gelegenheit auffällig, daß die zunächst zum Schutz jenes Fabrikanten ausgesendeten dreißig Mann französischer Garde der Plünderung ruhig zusahen, ohne einen Schuß abzufeuern. Der Energie B6senvals, der damals zu seinem Generalcommando noch den Befehl über das in Paris stehende Regiment Schweizergarde übernommen hatte, gelang es jedoch, den Aufstand rasch und blutig niederzuschlagen. Obschon das Regiment französischer Garden im Rufe eines der besten stand, war es doch der Versuchung sehr zugänglich, weil es viele verheirathete Soldaten enthielt, die in vertrautem Umgang mit der Bürgerschaft standen, die jüngeren Mannschaften aber von bezahlten Dirnen bearbeitet wurden. Um ihre Leute diesen Einwirkungen zu entziehen, hielten B6senval und der Oberst der französischen Garden, der Herzog von CIMElet, sie, soviel sie konnten, in den Kasernen zurück. Die Folge war, daß eine größere Zahl französischer Garden eines Tages gewaltsam ausbrach, um mit dem Volke zu fraternisiren — ein Vorgang der, weil er unbestraft

220 Robert pröÙ in Dresden.

blieb, sich bald in größerem Umfang wiederholte. Der verunglückte Staatsstreich vom 23. Juni und das Gerücht der Entlassung Neckers hatte Versailles und Paris in große Aufregung versetzt. Schon damals drohten die Redner des Palais Royal, mit 40,000 Mann nach Versailles marschieren zu wollen. Natürlich fehlte es nicht an neuen Bearbeitungen der Truppen. Dreihundert französische Gardien verließen am 25. Juni die Kasernen, um sich vom Volke bewirthen zu lassen. Diesmal wurde aber doch eine Untersuchung eingeleitet und die Rädelsführer nach der Abtei in Haft geschickt. Dies rief einen neuen Aufstand hervor. Die Gefangenen wurden befreit und im Triumphe nach dem Palais Royal geführt. Glücklicherweise ward diesmal der König von der Nationalversammlung und den Club der Pariser Wähler unterstützt. Er versprach, den Unruhestiftern zu verzeihen, doch nur für den Fall, daß man zuvor die befreiten Gardien zurück in's Gefängniß führte, was wirklich geschah; worauf dieselben zwar freigegeben, doch aus dem Regiment gestoßen wurden. Diese Vorgänge hatten aber doch die Schwäche des Königs zu sehr enthüllt, um die Aufrührer einschüchtern zu können, die immer auf's Neue mit dem Marsch auf Versailles drohten. Bessenal gab, wie er sagt, das Regiment französischer Gardien schon damals verloren. Uebersinnlich ist zu verwundern, daß er nicht auf Ersatz desselben durch andere Truppen drang. Doch traf er wenigstens Vorkehrungen, um Versailles gegen einen Handstreich zu schützen. Die Regierung zog aber eine ansehnliche Truppenmacht um Paris unter dem Oberbefehl des Herzogs von Broglie zusammen, der sein Hauptquartier nach Versailles verlegte. Es ist noch heute unaufgeklärt, ob es sich hierbei, wie man allgemein glaubte, um einen gegen die Nationalversammlung gerichteten Staatsstreich, oder, wie der König dieses betheuerte, nur um ihre und seine Sicherheit und um Herstellung und Aufrechthaltung der Ordnung gehandelt hat. Wahrscheinlich wurde dem König zunächst nur das Letztere vorgespiegelt, während man im Geheimen hoffte, die Dinge dahin treiben zu können, um ihn auch noch zu Elfterem fortzureißen. Die plötzliche Entlassung Neckers nach Ankunft der Truppen spricht sehr dafür. Noch ehe sich diese aber auf Paris in Bewegung gesetzt hatten, schrieb Graf Axel von Fersen an seinen Vater, daß leider auf den französischen Soldaten nur wenig Verlaß sei. Doch war er hierzu wohl nur durch die Pariser Vorgänge bestimmt worden. Denn in Versailles zeigte man bis zum letzten Tage die größte Zuversicht. Die Offiziere sahen das ganze Geschmeiß von Generalständen bereits durch die Fenster fliegen. Man habe diesmal die Messer geschärft. Auch Bessenal sagt, daß Broglie, entschlossen, Paris wie eine feindliche Stadt zu behandeln, am Erfolg nicht gezweifelt habe. Natürlich wurde diese drohende Anhäufung von Truppen sowie die Entlassung Neckers, die Paris ohnehin schon in Aufregung versetzte, von den revolutionären Clubs und Volksrednern benutzt, dieselbe auf's Aeußerste zu steigern. Ein neuer Aufstand ward vorbereitet, Anstalten zur Vertheidigung der Stadt, zur Volksbewaffnung getroffen, alle Mittel in Bewegung gesetzt, die Soldaten zum

Vie französische Armee beim Ausbruch der Revolution. 22^
Uebertritt zu bewegen. Geld floß dazu von allen Seiten zusammen. Aufreizende Schriften, wie „der Brief eines Offiziers an den Grafen Mirabeau“ wurden in Massen unter die Soldaten vertheilt, der König in ungestümster Weise, doch immer vergeblich, zur Entlassung der Truppen gedrängt. B^senval, der auf die französischen Garden nicht rechnen konnte, die fast schon zur Hälfte zu den Aufständischen übergegangen waren, hatte sich in Paris durch mehrere der unter seinem Oberbefehl in der Provinz stehenden Schweizerregimenter, das Regiment Royal Allemand Dragoner und einen Theil der Husaren Cravates verstärkt. Gleichwohl ließ er den Aufstand sich ruhig entwickeln, bis dieser zuletzt eine Stärke gewann, der gegenüber er sich nun wirklich zu schwach fühlen mochte. Er ließ es mthig geschehen, daß Häuser und Paläste geplündert wurden und man sich der Waffenniederlage im Hotel der Invaliden bemächtigte, obwohl er von diesem Vorhaben schon einen ganzen Tag früher in Kenntniß gesetzt worden war. Er machte nicht den geringsten Versuch, den offen angekündigten und vorbereiteten Sturm auf die Bastille zu hindern oder dem unglücklichen Befehlshaber derselben zu Hilfe zu kommen. Schon vor dem 12. Juli hatte er den größten Theil seiner Truppen auf dem Marsfelde zusammengezogen. Nun ließ er auch noch den Rest dahin abrücken, die Stadt völlig dem Aufstande preisgebend. Und doch sollte bei dieser Gelegenheit der Reiterangriff einer Abtheilung Husaren unter dein Prinzen Lambesc, nicht, wie man es dargestellt hat, gegen wehrlose Neugierige, sondern gegen die seine Leute bedrängenden und angreifenden Pöbelmassen, beweisen, was selbst noch damals mit Energie und Festigkeit zu erreichen gewesen wäre. Statt dessen setzte er nun seine Truppen zwei volle Tage dem Hohne und der Verführung der Aufrührer aus, was das Vertrauen und die Standhaftigkeit derselben allerdings theilweise erschöpft haben mag. Nicht minder auffällig ist, daß er, der doch weitere Verstärkungen von den unter seinem Befehle stehenden Truppen heranziehen konnte, diese vom Marschall de Broglie erbat und, als sie ausblieben, sich am 14. ohne Weiteres vor den gegen ihn mit den französischen Garden anrückenden bewaffneten Volksmassen nach Versailles zurückzog. Nach seiner eigenen Darstellung wäre er zu dieser auffälligen Haltung nur zur Vermeidung unnützen Blutvergießens bestimmt worden, da er sich vom ersten Augenblicke an dem Aufstande gegenüber für zu schwach gehalten habe! Doch legt sein Bericht auch noch den Verdacht nahe, daß etwas Eifersucht und Groll gegen den Marschall mit im Spiele gewesen sei, dessen Anordnungen seine Pläne durchkreuzt hätten, was eine gewisse Gereiztheit in ihrem persönlichen Verkehr zur Folge gehabt habe. Nur lassen die Verhältnisse kaum eine solche Annahme zu. War die Berufung der Truppen und die Ernennung des Marschalls zum Oberbefehlshaber derselben doch wesentlich das Werk des Grafen von Artois und des Polignac'schen Kreises, zu dessen Vertrauten auch Msenval selber gehörte. Ist es da nicht um vieles wahrscheinlicher, daß er im vollen Einverständniß mit ihnen und dem

222 Robert plß in viesden.

Marschall gehandelt hat und es im Plane des letzteren lag, den Aufstand in Paris ruhig gewähren zu lassen, um durch den Schrecken, welchen die Ausschreitungen desselben hervorbringen würden, den Widerstand des Königs gegen alle gewaltsamen Maßregeln endlich zu brechen? Wie es sich aber damit auch immer verhalten möge, jedenfalls war die Wirkung eine wesentlich andere, da Ludwig XVI. durch die ihm so lange wie möglich verheimlichten Nachrichten von den furchtbaren Pariser Ereignissen plötzlich so eingeschüchtert wurde, um, allen Widerstand gegen die Nationalversammlung aufgebend, den Befehl zu» Abzüge der Truppen sofort zu ertheilen. Gewiß wird es auch unter diesen nicht wenig Schwankende gegeben haben, und manche mögen sogar schon damals fahnenflüchtig geworden und zu den Aufständischen übergegangen sein — allein die Behauptung: mit dem Fall der Bastille sei auch der Abfall der Truppen ein allgemeiner gewesen, ist nicht nur zu weitgehend, sondern geradezu irrig. Daher Rivarol, der die Berufung der Truppen doch auf's Schärfste verdammt, die Lage ungleich richtiger beurtheilt, wenn er sagt: daß, falls am 15. Juli der König, statt den Befehl zum Abzug der Truppen zu geben, sich an ihre Spitze gestellt, sie sicher Alles willig gethan haben würden, was er von ihnen irgend gefordert hätte. Allein die Schwäche, die er auch bei dieser Gelegenheit wieder zeigte, die Demüthigung, der er sich vor der Nationalversammlung und der Commune, d. i. vor dem Aufstande unterzog, die völlige Straflosigkeit, welche den übergegangenen Soldaten, sowie den Aufrührern, trotz der verübten Verbrechen, zu Theil wurde, vor Allem aber die Thatsache, daß Ludwig XVI. weder die Polignacs, noch seinen Bruder, noch den Marschall de Broglie und den General Bssenal vor der Volkswuth glaubte schützen zu können, sondern sie selbst zur Flucht drängte — dies Alles konnte um so weniger auf die Armee ohne Wirkung bleiben, als die Verleitung zum Treubruch mit wachsendem Eifer fortgesetzt wurde. Schien doch nicht bloß die Macht, sondern auch das Recht von der Sache des Königs auf die des Aufstandes übergegangen zu sein. Schien es doch niinder gefährlich, sich auf dessen Seite zu schlagen, als im Dienste treu auszuharren. Die Errichtung der Nationalgarden, in welchen die Fahnenflüchtigen mit Freuden Aufnahme und wegen ihrer Brauchbarkeit rasche Beförderung fanden, leistete der Fahnenflucht noch weiteren Vorschub. Der veränderte Fahneneid, der den Soldaten nicht mehr bloß Treue gegen den König, sondern auch gegen die Nation und das Gesetz auferlegte, mußte vollends die Gemissen verwirren. Der Haß, den man bald anfang, gegen den Adel zu predigen, in dem man nur noch Verdächtige sah, machte dem Soldaten den Ungehorsam und die Empörung gegen seine Oberen gewissermaßen zur patriotischen Pflicht. Schon am 15. August konnte Graf Fersen seinem Vater die Zahl der seit dem 13. Juli fahnenflüchtig gewordenen Soldaten, abgesehen noch von den französischen Garden, auf 12,750 angeben. Am 7. September berichtet er, daß es in vielen Regimentern zum Ausstand gekommen sei. Doch wurden diese Aufstände

Vi« französische Armee beim Ausbruch »er Revolution. 223

mehr oder minder rasch und keineswegs immer so blutig, wie der Aufstand in Metz, wieder niedergeschlagen. Daneben gab es aber auch noch viele Regimenter, die sich durch Treue auszeichneten. Hierzu gehörten das Regiment Flandern und die Garde-Corps, welche am 5. October die Verteidigung des Königs und seiner Familie übernahmen. Am 17. October hielt es Mirabeau noch für leicht, ohne besonderes Aufsehen 10,000 Mann zuverlässiger Truppen zum Schutze des Königs zusammenzuziehen. Am 20. Januar 1790 glaubte der Herzog von Rochefoucauld seiner Truppen noch so sicher zu sein, um den König mit Hilfe derselben nach Ronen führen zu können. Wenig später erbot sich Lafayette, ihn nach Compiögne zu geleiten und cm die Spitze seiner Armee zu stellen. Noch am 20. Juni d. I. rühmt Fersen, wie etwas später Lamarck, die unbestechliche Treue seines Regiments. In seiner 12. Note vom 17. Juli für den Hof führt Mirabeau die Regimenter auf, die sich ihrer bewährten Treue wegen zu seinem Fluchtplan besonders empfohlen. Im Monat October glaubt BouV sich noch auf einen Theil der zahlreichen unter seinem Befehl stehenden Truppen verlassen zu können. Im Februar 1791 vermag er dies aber kaum noch von ein paar Cavallerieregimentern zu versprechen; nur sei keine Zeit zu verlieren. In der That schreibt Graf Fersen am 10. April, d. i. mehr als 18 Monate nach der Erstürmung der Bastille: „Die Armee ist verloren. Die Regimenter empören sich und gehorchen ihren Offizieren nicht mehr.“ Unter solchen Umständen wurde die wieder und wieder verzögerte Flucht Ludwigs IXV. endlich doch unternommen.

Ich glaube im Vorstehenden an der Hand der Thatsachen das wahr, Verhältniß entwickelt und dargelegt zu haben, in welchem der Zustand der französischen Armee beim Ausbruch der Revolution zu dieser gestanden hat. Er ist ebenso wenig eine der hauptsächlichsten ihrer Ursachen, als die des jähen Zusammenbruchs der altfranzösischen Monarchie gewesen. Auch vollzog sich die Auflösung der Armee keineswegs so rasch, wie man vielfach behauptet hat. Eher ist zu bewundern, welchen langen Widerstand sie bei der schwachen, schwankenden Haltung des Königs und seiner Negierung, bei der fieberhaften Erregung der Zeit und der allgemeinen Auflösung des ganzen Staatswesens der Verleitung zum Abfall entgegensetzte, die kein Mittel der Ueberredung, der Aufreizung und Versuchung dabei unbenutzt ließ. Die Armee löste sich auf, weil sie sich herrenlos fühlte, weil die Monarchie nicht den Muth und die Kraft besessen hatte, sich ihrer rechtzeitig zur Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung zu bedienen, wie die Monarchie an sich selber zu Grunde ging, weil sie nicht den Muth und die Kraft besaß, ganz mit dem alten unhaltbar gewordenen Negierungssvstem zu brechen und ein neues, dem Geiste der Zeit, d. i. den Forderungen der Menschlichkeit, entsprechendes zu begründen.

Christian wolff

in seinem verhältniß zu Friedrich Wilhelm I.
und Friedrich dem Großen.

von

F. Zll. von Winrerfeld.

— Stuttgart, -

Überall giebt es eine ausgleichende Gerechtigkeit, und wenn die Welt geneigt ist, die Tugenden und lobenswerthen Thaten der Fürsten höher zu schätzen, als die anderer Menschen, so pflegt sie auch dafür ihre Schwächen und Mißgriffe desto härter zu rügen. Ein Beispiel davon bietet das Leben des berühmten Philosophen Christian Wolff. Das Andenken an die Ungerechtigkeit und Härte, mit welcher König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, aufgereizt durch falsche Einflüsterungen, ihn von Unit und Würden an der Universität Halle uud aus dein Lande vertrieben, hat sich erhalten, während es kaum noch bekannt ist, wieviel Mühe sich der König, nachdem er seinen Fehler erkannt, gegeben, das begangene Unrecht wieder gut zu machen, indem er den verbannten Gelehrten unter den ehrenvollsten Bedingungen zur Rückkehr zu bewegen suchte, was freilich nicht mehr ihm, sondern erst seinem Nachfolger, Friedrich II., der Wolff außerordentlich hochschätzte, gelingen sollte.

Doch davon später. Vorerst wollen wir uns mit dein Lebensgang des Mannes beschäftigen, der in der gelehrten Welt des vorigen Jahrhunderts einen allerersten Rang einnahm und den man um so mehr als den Nachfolger von Leibnitz betrachten darf, als er dessen philosophisches System zur Grundlage des seinigen machte und dessen Neigung zu wissenschaftlicher Universalität theilte.

Christian Wolff, am 4. Januar 1779 zu Breslau geboren, hatte sich sowohl auf den Lehranstalten seiner Vaterstadt, sowie darnach auf der Universität Jena durch hervorragende geistige Begabung ausgezeichnet. Obgleich ursprünglich die Theologie zur Berufswissenschaft wählend, trieb er doch, aller Einseitigkeit fern, daneben mit nicht geringerem Eifer und Erfolge philosophische, mathematische und naturwissenschaftliche Studien. 1793 habilitiert er sich in Leipzig, und seine Vorträge, nicht über Theologie, sondern über die letztgenannten, gewissermaßen nebenbei betriebenen Wissenschaften, erregen solches Aufsehen, daß allerseits Berufungen von deutschen Hochschulen an ihn ergehen. Er entscheidet sich für Halle und wird dort von König Friedrich I., dem Gründer dieser Universität, als ordentlicher Professor der Mathematik angestellt. Doch beschränkte sich Wolff keineswegs auf diese Wissenschaft, sondern lehrte auch, und zwar mit glücklichstem Erfolge, Philosophie und Naturkunde. Sein reiches Wissen, sein lichtvoller Vortrag, die Freiheit und Kühnheit, mit welcher er die Fesseln der Scholastik sprengte — alle diese ausgezeichneten Eigenschaften verbreiteten seinen Ruhm durch ganz Europa und zogen Schären von wißbegierigen Jünglingen nach Halle. Auch Friedrichs I. Nachfolger, König Friedrich Wilhelm I., von dem man gewöhnlich, aber mit Unrecht annimmt, er sei ein geistig vernachlässigter Mann gewesen — er wußte und lernte Vieles und kannte z. B. Gottscheds Auszug aus Wolffs „Lebensweisheit“ sehr gut, verstand auch im Gespräch von den dort gegebenen logischen Regeln einen sehr treffenden Gebrauch zu machen — auch dieser Monarch schätzte Wolff und gab ihm seine Zufriedenheit auf mehrfache Weise, so durch Gehaltserhöhung und Ernennung zum Hofrath, zu erkennen.

Wie der Erfolg immer und überall vom Neide begleitet und bekämpft wird, so entging auch Wolff diesem Schicksal nicht. Doch konnte ihn dies wenig anfechten. Gefährlicher aber folgte für ihn die Gegnerschaft seiner Collegen von der theologischen Facultät werden, welche in seinem philosophischen Lehrsysteme eine Gefahr für die christliche Religion zu erkennen vermeinten und dasselbe mit ebenso viel redlicher Ueberzeugung, wie zelotischem Eifer befehdeten. Schon damals war Halle eine feste Burg der Mystik und des Pietismus, und ein Licht und Wahrheit liebender Mann, wie Wolff, mußte sich dort auf harte Kämpfe gefaßt machen.

Zwei Theologen waren es hauptsächlich, die Wolff auf's Heftigste und Hartnäckigste bekämpften: Breithaupt und Lange. Der Erste griff ihn öffentlich auf der Kanzel an, und der Zweite benutzte seine Verbindungen in Berlin und am Hofe zu Einflüsterungen, die dem König die Meinung beibringen sollten, als sei Wolff ein Feind des Christenthums, auf dessen Vernichtung er es abgesehen habe. Da Friedrich Wilhelm bekanntlich ein frommer und gläubiger Christ war, so konnten dergleichen Verdächtigungen nicht verfehlen, ihn in Zweifel und Unruhe zu versetzen. Dennoch zögerte er, irgendwie einzugreifen. Erst als man ihn ungemein geschickt dadurch gegen

226 F. A. von wintefeld in Stuttgart,

Wolfs einzunehmen mußte, daß man ihm vorspiegelte, dessen Lehre von der Freiheit des Willens sei geeignet, die Desertion der Soldaten — bei dem damaligen Werbesystem ein allgemeines großes Uebel — zu entschuldigen und zu befördern, entschloß er sich, vorzugehen, denn dies hieß ihn bei seiner schwachen Seite angreifen. Doch that er es vorerst mit einer Mäßigung, die sonst eben nicht in seinem heftigen, jähzornigen Charakter lag, indem er dem Verleumdeten die wider ihn erhobenen Anschuldigungen „zur Verantwortung und Erklärung“ mittheilte und sich weitere Entscheidung vorbehielt.

Wolfs sandte ohne Verzug seine Rechtfertigung schriftlich ein und hielt, nachdem ini Verlauf eines halben Jahres nichts weiter erfolgt war, im Bewußtsein seiner Unschuld die Angelegenheit für erledigt, als plötzlich folgender königlicher Kabinettsbefehl bei dem Nectorat der Universität einging:

„Nachdem uns hinterbracht worden, daß der dortige Professor Wolff in öffentlichen Schriften und Lectionen solche Lehren vortragen soll (?), welche der im göttlichen Worte geoffenbarten Religion entgegenstehen, und Wir denn keinesweges geineint sind, solches ferner zu dulden, sondern höchsteigenhändig resolvirt haben, daß derselbe seiner Professur gänzlich entsetzt sein und ihm nicht ferner mehr verstattet sein soll, zu dociren: als haben Wir auch solches hierdurch bekannt machen wollen, niit dem allernädigsten Befehl, den bemeldeten Wolff daselbst ferner nicht zu dulden, noch ihni zu dociren zu verstaten. Wie ihr denn auch gedachtem Wolff anzudeuten habt, daß er binnen achtundvierzig Stunden nach Empfang dieser Ordre die Stadt Halle und alle unsere übrige königliche Lande, bei Strafe des Stranges, räumen soll.

Berlin, den 8. November 1723

Friedrich Wilhelm."

Als die eigentlichen Urheber dieser despotischen, allem Rechte und aller Gerechtigkeit, insbesondere auch den Privilegien und Freiheiten der Hallischeu Universität zuwiderlaufenden und allgemeine Mißbilligung hervorrufenden Maßregelung eines berühmten und hochgeachteten Gelehrten galten die beiden frömmelnden Generale von Natzmer und von Loben, die mit den Halleschen lichtscheuen Zionswächtern in inniger Verbindung standen und viel Einfluß auf den König besaßen, Beiläufig gesagt, war Natzmer durch seine Gemahlin, eine von Gersdorf, Stiefvater des Grafen von Linzendorf, des Mitstifters der Brüdergemeinde.

Wolff fügte sich mit dem Gleichmuth eines Philosophen in sein unverdient hartes Schicksal, ohne sich irgendwie durch Vorstellungen und Bitten um Milderung desselben herabzulassen, und verließ zum schmerzlichsten Bedauern seiner vielen Schüler, Anhänger und Freunde Halle. Einem Manne, wie er, konnte es nicht schwer fallen, einen neuen Wirkungskreis zu finden, und nur die Wahl zwischen den ihm von verschiedenen Seiten angebotenen Stellungen hätte ihn in Verlegenheit setzen dürfen. Leicht würde es ihm auch gewesen sein, Vergeltung zu üben, wenn er dem Rufe nach dem Halle so nahen Leipzig gefolgt wäre, wodurch unzweifelhaft die Universität Halle großen

Christian wolff. 22?

Abbruch erlitten hätte. Mein erhaben über dergleichen niedere Regungen, wählte Wolff das entlegenere Marburg, wohin der treffliche Landgraf Carl von Hessen „den ungehörten, ohne vorgängige Untersuchung, mithin ohne Grund“ verabschiedeten und vertriebenen Philosophen unter sehr günstigen Bedingungen als Professor der Philosophie und Mathematik untern, 15. November 1723 berufen hatte.

Wolffs Wirken in Marburg war, wie überall, von dem glücklichsten und und glänzendsten Erfolge gekrönt. Er wurde der Stern und Stolz der Universität, die durch ihn ungemein an Frequenz und Ansehen gewann, während sein eigener Ruf und Ruhm, durch den Kampf mit den Hallenser Pietisten noch gewachsen, sich immer weiter verbreitete und ihm sehr viele Jünger und Anhänger, namentlich auch unter aufgeklärten Theologen und in den höchsten Kreisen der Gesellschaft erwarb. So wurde der Kronprinz, nachmaliger König Friedrich II., wie auch die Mehrzahl seiner Freunde, Wolffs begeisterter Verehrer, wovon später noch eingehender die Rede sein wird.

Inzwischen waren Wolffs Freunde in Berlin und in der Umgebung des Königs nicht unthätig geblieben. Der Fürst von Anhalt — der alte Dessauer —, der General von Grumbkow, der freimüthige Probst Reinbeck, namentlich aber der verdiente Staatsminister, nachmalige Großkanzler von Cocceji, hatten es unternommen, den König, allerdings nur sehr allmählich, denn man mußte äußerst behutsam verfahren, in Betreff Wolffs umzustimmen, was ihnen aber erst nach einer langen Reihe von Jahren gelingen folgte.

Am 17. November 1733, also zehn Jahre nach der Verbannung, durfte Cocceji zu seiner großen Freude und Genugthuung den vertriebenen Gelehrten benachrichtigen, daß der König, hinsichtlich seiner zu besserer Erkenntniß gekommen, lebhaft wünsche, das begangene Unrecht gut zu machen, und „wie glorios es für Wolff sein müsse, wenn er auf eine eclatante Art justiftirt würde und als Geheimrath und Vicekanzler seine Professur in Halle wieder einnehme.“

Wolff aber ist keinesweges so schnell gewonnen, wie einst aufgegeben. Er dankt daher höflichst für die so glänzenden Anträge, weist aber auf die Unversöhnlichkeit und Arglist seiner Feinde hin und erbittet sich Bedenkzeit, welche der Minister gern zugesteht, indem er in einem Briefe vom vierzehnten December 1733 bemerkt: „Bei dem Empressement Sr. Majestät, Deroselben wieder nach Halle zu ziehen, würde es Ihnen freistehen, die Conditio« aus sich selbst zu machen,“ versichert auch, „daß ihn« der größte Gefallen von der Welt geschehen würde, wenn Sie sich entscheiden könnten, den offerirten honorablen Posten in Halle wieder zu bekleiden“, und rath noch in einer Nachschrift, Wolff sollte für seine Kinder Stifts-Präbenden fordern.

Alle diese angebotenen Vortheile konnten jedoch Wolff nicht bewegen, der sich schon durch die Empfindungen aufrichtigster Dankbarkeit an Marburg gefesselt fühlte, „wo ich,“ wie er unterm 23. December an Cocceji schreibt, „douorlucs aufgenommen, als ich aus Halle vertrieben ward, und Schutz

228 F. A. von Winterfell, in Stuttgart.

und Protection genossen, da meine Feinde, mich gänzlich zu verderben. Alles unternommen, was sie nur gekonnt, und Nichts unterlassen, was sie dazu dienlich zu sein erachtet." Er will sich daher nicht entscheiden, bevor er gewiß ist, daß ihn der Landgraf willig entlassen werde, ohne ihn des Undanks zu beschuldigen. Aber auch diesem Bedenken begegnet der König mit dem Anerbieten, daß er selbst den Landgrafen um die Entlassung Wolssss ersuchen würde, wenn dieser einwilligte.

Inzwischen war von diesen Unterhandlungen, so geheim sie auch geführt wurden, doch etwas ruchbar geworden und hatte namentlich unter den Halleschen Studirenden und sonstigen Freunden Wolffs Freudenbezeugungen und Einladungszufchriften veranlaßt, während Wolffs Gegner in nicht geringe Bestürzung geriethen. Sie erhoben ein großes Geschrei, und Lange, Wolssss grimmigster Gegner in Halle, erlieh eine Streitschrift wider ihn, in welcher er, um auf den König zu wirken, den von Wolff angeblich beeinflussten Kronprinzen der Irreligiosität zu bezichtigen sich unterfing. Von dieser Streitschrift, die Probst Neinbeck widerlegte, der viel beim König galt, sagte Friedrich in einem Briefe an seine Schwester Wilhelmine vom 13. August 1736: „es giebt nichts Erbärmlicheres und Kläglicheres" (ii n'v a lien 6e plu« pauvis iii äs plu8 pitaMds).

Nicht genug damit, begab sich Lange selbst nach Verlin und suchte persönlich auf den König zu wirken, indem er ihm Seligkeit und Verdammniß, Himmel und Hölle Vorstellte. Bei dieser Gelegenheit war es auch, daß Friedrich, mit Lange an der königlichen Tafel zusammentreffend, ein schweigender Zeuge sein mußte, wie dieser den von ihm verehrten Philosophen beim König zu verketzern suchte, denn eine Einmischung seinerseits würde nur vom Uebel gewesen sein. Glücklicherweise war Friedrich Wilhelm diesmal nicht so leicht umzustimmen, beschloß vielmehr erst gründlich zu prüfen. Zu diesem Zwecke ernannte er unter Coccejis Vorsitz eine aus den Predigern Neinbeck, Iablonski, Stoltenius und Carstädt bestehende Commission, welche untersuchen und darüber berichten mußten, „ob und inwiefern Wolffs philosophische Lehren wirklich die christliche Religion angriffen."

Der Bericht lautete: „Sie, die verordneten Commissarien, hätten dein königlichen Befehl zufolge nicht nur Langens Anschuldigungen der Wolfftschen Irrthümer, sondern auch die Verantwortung des Weltweisen und die Stelle seiner Schriften, welche man angegriffen, in reifliche Erwägung gezogen. Indetz hätten sie nicht finden können, daß jene Schriften die atheistischen Irrthümer und Meinungen enthielten, welche Lange darin haben sehen wollen. Dieses erklärten sie, vollkommen unparteiisch, ihrem Gewissen gemäß, so, wie sie dessen Wahrheit vor der ganzen christlichen Welt, vor Gott, dem Allmächtigen, und vor dem Könige, ihrem Herrn, zu verantworten gedächten." Durch dieses Urtheil wurde des Königs Gewissen beruhigt und Wolffs Gegner zum Schweigen gebracht. Seine Freude darüber spricht er sehr lebhaft in der Zueignungsschrift aus, mit welcher er dem Könige den zweiten

Christian wolff. 229

Theil seiner „Allgemeinen praktischen Lebensweisheit“ zusandte. Manche Wendungen in diesen, Schreiben lassen erkennen, daß der Philosoph mit dieser Höflichkeitsbezeugung die bereits seit Jahren schwebenden Verhandlungen auf eine feine Weise habe abbrechen wollen.

Aber Friedrich Wilhelm war um so weniger geneigt, den gefaßten Vor-satz aufzugeben, als ihm das zugesandte Werk, in welchem er, zu des Kron-prinzen Freude, wie wir noch des Näheren hören werden, eifrig las, sehr zusagte. Er ergriff daher diesen Anlaß, um die in's Stocken gerathenen Ver-handlungen mit erneutem Eifer aufzunehmen, und wenn er bisher den Minister damit beauftragt hatte, so führte er sie jetzt selbst. Um Wolffs Einwand, daß seine Feinde in Halle ihn dort trotz Allem auf's Neue verfolgen und ihm das Leben verbittern würden, znvorzukommen, trug ihm der König unterm 5. Mai 1739 eine Anstellung an der Universität Frankfurt an der Oder unter von Wolff selbst festzustellenden Bedingungen an. Abermals fordert Wolff Bedenkzeit, die zugestanden wird, doch wünscht der König, die Entscheidung bei seiner Rückkehr von einer Reise nach Preußen — beiläufig gesagt dieselbe Reise, welche Friedrich, der seinen Vater begleitete, zu einem enthu-siastischen Briefe an Voltaire über die landesväterlichen Tugenden des Königs veranlaßte, welche eine Einöde in eine blühende Provinz umgewandelt — zu erhalten. Doch anstatt sich zu entscheiden, äußert Wolff neue Bedenken, denen der sonst so ungeduldige und leicht erzürnte Friedrich Wilhelm mit bei-spielloser Gelassenheit und Willfährigkeit begegnet. So schreibt er untern, 12. September 1739 aus Potsdam, er wolle Wolffs nähere Erklärungen nebst den Conditionen, unter welchen er sich in Frankfurt zu etabliren ge-sonnen, nebst dem Gehalte, welches er verlangte, erwarten, worauf unverzüglich die Resolution erfolgen solle. —

Ehe noch Wolffs Antwort eingetroffen, schreibt er schon zehn Tage später, wieder aus Wusterhausen: „Wie ich nicht zweifele, Ihr werdet Mein unterin 12. dieses an Euch erlassenes Schreiben wohl erhalten, auch dessen Inhalt in gehörige Erwägung gezogen haben, so habe Ich Euch Meine gegen Euch tragende gnädigste Intention hierdurch eröffnen wollen, daß Ich gesonnen bin. Euch bei der Universität Frankfurt an der Oder zum Vicekanzler mit einem jährlichen Gehalte von 1200 Reichsthalern“ — eine für jene Zeit und namentlich für den so sparsamen König sehr beträchtliche Summe — „zu be-stellen. Ich habe das genädigste Vertrauen zu Euch. Ihr werdet weiter nicht anstehen, die Euch übertragene Vokation anzunehmen, auch Eure Anstalten so zu treffen, daß Ihr obbesagten Posten kommende Ostern antreten könnet. Es wird solches nicht nur Mir zu besonders gnädigem Gefallen gereichen, sondern Ihr werdet auch Gelegenheit haben, viel Gutes und Nützliches aus-zurichten, wobei Ihr Euch jedesmal Meiner Gnade und Protection versichern könnt, und bin Ich in Erwartung Eures redlichen Entschlusses Euer wohlaffectionirter Friedrich Wilhelm.“

230 F. A, von wintefeld in Ztuttgart.

Doch Wolff ist immer noch nicht zu bewegen. Er antwortet, indem er seine Abneigung gegen Frankfurt nicht verhehlt:

„Ew. Konigl. Majestät werden selbst höchst vernünftig ermessen, daß ich von einer vorstehenden Verbesserung keinen Vornand nehmen kann, warum ich meiner hiesigen Dienste wollte entlassen sein. Da diejenigen, welche mir zu Gefallen nach Marburg kommen, vieler Ursachen wegen nach Frankfurt zu gehen sich nicht entschließen würden; gleichwie die Wenigsten nach Marburg kommen, welche, mir zu Gefallen, nach Halle würden gekommen sein, wenn ich daselbst hätte verbleiben sollen; so sind die Schwierigkeiten, mich zu entschließen, dein allergnädigsten Rufe nach Frankfurt zu folgen, für mich unüberwindlich, und werden dennoch Ew. Konigl. Majestät keine Ungnade auf mich werfen, daß ich mich zu einem Etablissement in Frankfurt nicht resoloiren kann. Bin ich sonst im Stande, in guten Vorschlägen etwas beizutragen, wie der Universität Frankfurt aufzuhelfen sei, und in Sonderheit, wie die Philosophie daselbst mit Nutzen könnte traktiret werden, so werde ich mir das größte Vergnügen daraus machen, um dadurch zu zeigen, wie bereit und willig ich sei, Ew. Majestät nach aller Möglichkeit zu dienen.“ —

Der König jedoch läßt sich auch durch diese abschlägliche Antwort nicht abschrecken von weiteren Versuchen, und die Uermüdlichkeit seines Strebens, den Philosophen wiederzugewinnen, beweist keineswegs die ihm oft vorgeworfene Geringschätzung der Wissenschaft. Er ignoriert es, daß Wolff eigentlich abgelehnt hat, indem er schreibt: „Ich ersehe aus Euren Briefe vom 7. October 1739 die Ursachen, warum Ihr noch einige Schwierigkeiten findet, den Ruf zu Meinen akademischen Diensten anzunehmen. Nun halte Ich die angeführten Raisons zwar scheinbar, aber so beschaffen, daß sie Euch, wenn Ihr Neigung zu Meinem Dienste habt, davon nicht abhalten können, weil Ihr dorten kein Landeskind seid und hier bei der Jugend weit mehr Nutzen stiften könnt. Zudem ist es blos aus einem Versehen bei dein Schreiben geschehen, daß in Meinem Schreiben der Universität Frankfurt an der Oder gedacht worden, denn ich vielmehr gesonnen bin. Euch bei der Hallischen Akademie zum Geheimen Rathe und Vicekanzler mit 1200 Thalern Besoldung zu bestellen. Ihr habt also dieses nochmals zu überlegeil, und erwarte ich darüber, je eher je lieber, Eure finale Entschließung wegen Annehmung dieses wichtigen Postens.“

Wenn der König in diesem Schreiben sich auf Wolffs Landeskindschaft be-ruft, so beurtheilt er hier die Verbindlichkeit des Gelehrten offenbar nach der Militärpflicht, wie er auch in anderen Fällen die auswärtige Berufung eines Gelehrten aus seinen Staaten, der Soldatenwerbung in fremdem Lande gegeilüberstellt. So schrieb er, als Probst Reinbeck 1735 einen Ruf als Hauptpastor an die Michaeliskirche zu Hamburg erhielt: „Wenn ich irgend» wo einen Lumpenkerl anwerben lasse, so wird ein groß Geschrei darüber er-hoben, und nun wollen mir die Hamburger meine besten Stützen aus dem Lande holen. Das taugt nit.“ Auch darum ist diese Aeüßerung merk-

Christian wolff. 231.

würdig, weil hier der König die Gelehrten für die besten Stützen seines Landes erklärt.

Dieselbe Auffassung zeigt das nachstehende Schreiben Friedrich Wilhelms an den holländischen Gesandten von Ginkel in Berlin, welches einer weiteren Erklärung nicht bedarf: Es lautet:

„Durch Ihr Schreiben vom 30. September geht mir, mein Herr, Ihr Gesuch zu, nach welchem Sie, im Namen der Generalstaaten, Ihrer Herren und meiner guten Freunde, verlangen, ich solle der Universität Leiden den Professor der Rechtswissenschaft Heineccius überlassen. Dieser Professor ist einer der besten, die ich zu Halle habe, und seiner Leibesbeschaffenheit ist das Klima von Leiden durchaus nicht angemessen. Es ist kaum nöthig, daß ich diesen Beweggründen noch hinzufüge, wie sich die Republik nie hat bereitwillig finden lassen, mir einige große Flügelmänner zu vermilligen. Ich hoffe, Sie werden diese Gründe gehörig geltend machen bei Ihren Herren, denen ich sonst alle Beweise der Freundschaft zu geben nicht ermangeln werde.

Mit der vollkommensten Hochachtung

Ihr wohlaffectirter

Wusterhausen, den 7. October 1737. Fr. W. R."

Je mehr der König in dem Gefühl körperlicher Schwäche die Ahnung eines baldigen Todes in sich trug, desto mehr lag es ihm am Herzen, Wolffs Zurückberufung noch durchzusetzen, und es ist fast rührend zu sehen, wie er immer neue Mittel ersinnt und anwendet, um den widerstrebenden Philosophen willfährig zu machen. Da der schriftliche Weg ihm zu zeitraubend und zu wenig wirksam erscheint, so schickt er ganz im geheimen — selbst Wolffs Freunde in Berlin, Probst Neinbeck und der ehemalige sächsische Minister Graf Manteufel, wußten nichts davon — einen Abgesandten, den Hofrath Morgenstern, nach Marburg, um persönlich mit Wolff zu unterhandeln. Zwar verbreitete Morgenstern nach seiner Rückkehr die Nachricht, Wolff habe eingewilligt, und werde nächstens in Halle eintreffen, allein dieser verneinte es und versicherte, daß er um so weniger bestimmte Zusagen gemacht, als Morgenstern sich ihm persönlich nicht zu erkennen gegeben habe, und es für den Ruf eines Philosophen wenig vortheilhaft sein würde, wenn er sich durch „des Königs Hofnarren" — Morgenstern war so eine Art von lustiger Nath, wie Gundling — hätte gewinnen lassen. Jedenfalls war der Unterhändler in keiner Weise gut gewählt gewesen.

Wie das Leben nicht selten die Erfahrung bietet, daß wir das, was wir einst in Verblendung von uns gestoßen, später vergeblich wieder zu erlangen suchen, so sollte auch König Friedrich Wilhelm I., der am 31 Mai 1740 aus diesem Leben abberufen wurde, die Erfüllung seines heißen Wunsches nicht mehr erleben.

Erst seinem Nachfolger, Friedrich II., war es vorbehalten, den vertriebenen Gelehrten wieder zu gewinnen.

232 F. A. von Wintefeld in Stuttgart.

Auf den regen, nach Wahrheit dürstenden Geist Friedrichs hatten die philosophischen Werke Wolffs einen tiefen und so nachhaltigen Eindruck gemacht, daß dieser auch später, als der König sich mehr von der Wolffschen Lehre abwendete, nie ganz verschwand. Ebenso waren von den Männern, welche Friedrich in seinen jüngeren Jahren besonders hochschätzte, die meisten eifrige Wolffianer, wie namentlich der schon genannte Graf Manteufel, der sächsische Gesandte von Suhni, der Probst Reinbeck, den Friedrich einen von den Geistlichen nennt, „die durch ihre Liebe zur Wahrheit und die Lauterkeit ihres Charakters unter ihren Amtsgenossen hervorleuchten," der Hofprediger der Kronprinzessin, Deschamps, der die biblischen Texte auf der Kanzel „nach Wolffs Methode" erklärte, und endlich Friedrichs Jugendfreund Jordan. Seine Schwester Philippine Charlotte, welche den Bruder seiner Frau, den Herzog Karl von Braunschweig heirathete, war eine eifrige Lüngerin Wolffs und arbeitete eigenhändig einen Auszug aus dem System der Wolffschen Philosophie in französischer Sprache aus, während Wilhelmine, die Markgräsin von Bayreuth, Descartes vorzog.

Bezeichnend für Friedrich ist es, daß er sich die Schriften Wolffs, obgleich er anerkannte, daß sie in gutem Deutsch geschrieben seien, doch, um sie sich mundgerechter zu machen, in's Französische übersetzen ließ, bevor er sie las und studirte. So übertrugen für ihn Deschamps Wolffs Logik, Jordan dessen „Morallehre" und Suhm die „Vernünftigen Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen" in's Französische. Da nun aber Suhms französische Handschrift ebenso schwer leserlich war, wie die des geistvollen Franzosen Chasot, der ebenfalls zu Friedrichs Rheinsberger Freunden gehörte, deutlich und klar, so wurde dieser beauftragt, die ganze Uebersetzung Suhms abzuschreiben, eine nicht wenig Geduld erfordernde Arbeit, die dem lebhaften jungen Franzosen wohl wenig behagt haben mag. Nachdem sie vollendet war, machte sich Friedrich an das Studium des Werkes. Eines Abends saß er ganz vertieft darin in seinem Arbeitszimmer, in welchem sich außer ihm nur noch sein Aeßchen Mimi befand, als er zun, Nachtessen abgerufen wurde. Er ging und ließ die brennenden Kerzen auf dem Schreibtisch zurück. Als er wiederkehrte, findet er zu seinem Schrecken die saubere Abschrift fast ganz verkohlt. Mimi hat während seiner Abwesenheit mit den Blättern gespielt, sie dem Licht zu nahe gebracht und angezündet, vielleicht aus Rache dafür, daß Wolff in seinem Werk das Geschlecht der Assen sehr niedrig gestellt. Friedrich und der ganze Hof lachte über Mimis Streich; nur der arme Chasot nicht, der die Abschrift noch einmal anfertigen mußte. Alle Briefe Friedrichs aus jener Rheinsberger Zeit sind voll von dem Eindruck, den die Werke Wolffs auf ihn ausübten. Immer auf's Neue spricht er in beredten Worten seine Bewunderung aus über die lichtvolle Klarheit der Gedanken, die eindringende Schärfe der Untersuchungen und den logischen Zusammenhang der Beweisführungen. Namentlich gegen Suhm, den Uebersetzer, äußert er sich häusig darüber. Das Studium dieser Werke „er-

Christian Wolff. 233

füllt", wie er diesem schreibt, „seine Seele mit Licht und Klarheit, und die Sätze des „zureichenden Grundes und des Widerspruchs" nennt er „die Arme und Beine seiner Vernunft, ohne welche er auf den Krücken des Aberglaubens und des Irrthums humpeln müßte, wie der gemeine Haufe." Selbst auf seinen Reisen begleiten ihn Wolffs Schriften. Als er im Juli 1736 im Auftrage seines Vaters eine Inspectionsreise nach Preußen macht, schreibt er an Suhm: „Meine Reise wird vier Wochen dauern, auf welcher unser großer Lehrer Wolff mein Begleiter sein soll," und sodann aus dem Lager von Wehlau am 18. Juli: „Glauben Sie nicht, daß ich unter den Beschwerden der Reise und den militärischen Beschäftigungen Wolff einen Augenblick aus dem Gesichte verliere", und endlich ist an Suhm jene, das Rheinsberger Leben schildernde poetische Epistel vom 15. August desselben Jahres gerichtet, in welcher es heißt:

1,5, 8nu» uu eisl »««in, »g«i» 2» pied <i«8 Qstie«,
lfou« «tuction» >Volf »u <!«pit 6e n<>» ^>lüt^e8,"

Auch die Briefe an Voltaire aus jener Periode beschäftigten sich eingehend mit Wolff. Friedrich schickt ihm die französische Übersetzung der Metaphysik und sucht den Einwendungen Voltaires, die er voraussieht, durch vertheidigende Erklärungen zuvorzukommen, und ebenso spricht er für Wolff gegen die Markgräfin von Bayreuth, die, wie wir wissen, eine Anhängerin von Descartes war, den Friedrich veraltet und durch den deutschen Philosophen überholt nennt.

Kurz, Wolff ist zu jener Zeit für Friedrich die Hauptquelle aller philosophischen Erkenntniß, wenn er auch schon damals, von skeptischen Einwandlungen nicht frei, an Suhm schreibt: „Wolff sagt in seiner Metaphysik unstreitig viel Schönes und Wahres, aber er ist trotzdem nicht unanfechtbar, und sobald wir auf die letzten Gründe zurückgehen, vermögen wir nur unsere Unwissenheit zu bekennen. Es giebt Dinge, die uns der Schöpfer so fern gerückt hat, daß wir nur eine sehr schwache Kenntniß derselben gewinnen können." Aehnlich äußert er sich an Prinz Heinrich: „Du hast ganz Recht, lieber Bruder, wenn Du sagst, man werde in der Metaphysik nicht weit kommen; in dieser Region müßte man stiegen können, und dazu fehlt es uns an Flügeln. Unsere Denkkraft ist gewiß nicht fähig, Wahrheiten zu entdecken, welche uns die Natur verbergen will, aber sie vermag die Irrthümer und Ungereimtheiten zu erkennen, die die Unwissenheit an die Stelle dessen gesetzt hat, das wir nicht wissen sollen."

Uebrigens hat Friedrich das Dasein Gottes auch später niemals bezweifelt, ebenso die Unanfechtbarkeit der christlichen Moral und die vollkommene Tugend Christi stets anerkannt. Seine Skepsis erstreckte sich nur auf die theologische Dogmatik.

Es läßt sich denken, wie schmerzlich Friedrich die ungerechte und brutale Behandlung, die Wolff zu Theil geworden, empfinden mußte. Und so lebhafter war seine Freude, als sein Vater, zu besserer Einsicht gelangt, sich so

11»ib und e,id, l.xiv,, i«. 16

23H F, A, von Winterfeld in ötutlgart.

angelegentlich bemühte, den verbannten Philosophen wieder zu gewinnen. „Die Neuigkeit des Tages ist," schreibt er an Suhm, „daß der König drei Stunden lang täglich Wolffs Philosophie*) — der Verfasser hatte sein Werl dem König, wie bereits erwähnt, eingesendet — liest, wofür Gott gedankt sei! So sind wir endlich zum Triumph der Vernunft gelangt!"

Daß Friedrich, bei dem stets regen Mißtrauen des Königs, genöthigt war, sich hinsichtlich Wolffs die größte Zurückhaltung aufzuerlegen, haben wir bereits gesagt; ebenso mußte der Briefwechsel, den der Kronprinz mit dem Philosophen begonnen, ganz im Geheimen geführt werden.

Noch acht Tage vor seiner Thronbesteigung, am 23. Mai 1740, spricht Friedrich in einem Schreiben, in welchem er Wolff für dessen ihm gewidmetes „Naturrecht" dankt, mit unnachahmlicher Änmuth seine Ansichten über den Beruf der Denker und Gelehrten aus. Dasselbe lautet:

"som sli^ iieu^aut et yui aime l» v^i-it^ . ll>,nl pr»ncll'e pari

»u nouvel unvr»^e. yue von» vene2 sie publiet mal« tout lionnete

domnie et tont den eiteren cioit le i-e^arclai- oumme uu ti°e8oi-, c^ue

votre lidealitü clenne »u moncte et l^ue votie 8ÄZaciti> u cleenveri.

.!')- 8ui8 ä'antlnt p1u8 8en8>dle. que vou8 ins l'^ve« äeäie. <D'e8t

»ux pl>il««c<pkie8 lt etre lS8 pi^epteui-8 äe l'uuivei-8 et tS8 inai<re8

6s8 11lins:s8. 118 ckmvßnt p6N8Sr 001!8e^liemiue!lt e< e'68t » UON8.

äe laire 6y8 ^etic)N8 C0!!8eHne>,re8: Ü8 äuiveol in8trn)re le rnonäe

p»rl le 1-21801!NSIU6IN 6t UMI8 pai- l'exemple: Ü8 cloivent äeeouvrii-

et neu 8 prgtis>li6r.

ll v a Innßteiu^8, <zue .se l>5 vu^ uuvi»ßS8 et <,^ue,se 1e8 <^lu«,li^

et ^y 8UI8 ouilvmnou, <^ue e'e8t ime «ou^e^uenee neee88l>ire poui

eeux, <^ui lv8 om lÜ8, cl'en 68timer 1'nuteui-. L'e^t ee lzue persenne

ne 8»,urc>n vuu8 retli8er, et relativement n quo: se v ou^ >ii'ie 6e

eroiie. czne -,se 8M8 nvee ,tc»u8 le8 8entiue»t8. c^ue vcnre intlit»'

exi^e. No»5ielir vetre tri)« nffeetioi,«^

?rsclaii<,^ l'. K.

Das, was Friedrich Wilhelm nicht mehr hatte erreichen sollen und auch wahrscheinlich bei längerer Lebensdauer nicht erreicht haben würde, denn Wolff schien, wie dies die langjährigen Unterhandlungen erkennen lassen, entschlossen, nicht wieder in die Dienste eines Fürsten zu treten, der ihn einst so unglimpflich behandelt, — das gelang seinem Nachfolger, von dem Wolff sich hochgeschätzt und verstanden wußte, leicht und schnell.'

Eine der ersten Negentenhandlungen Friedrichs nach seiner Thronbesteigung war es, den Probst Reinbeck, Wolffs Freund, mit der Wiedergewinnung des Philosophen zu betrauen. „Machet doch," schrieb er an ihn, *) Nack Wolffs Verttcibuno, wann der Druck und der Vertrieb seiner Werke „bei «cirrenstrafe" verboten worden.

„daß wir den Wolffern wiederbekönnen. Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebt, muß von allen Menschen werth gehalten werden, und wenn es Euch gelingt, ihn zur Rückkehr zu bewegen, werdet Ihr eine Eröberung im Lande der Wahrheit gemacht haben.“

Von dem Wunsche geleitet, Wolff in seiner Nähe zu haben, bot Friedrich ihm zunächst an, in Berlin seinen Wohnsitz zu nehmen und dort, als Mitglied der Akademie der Wissenschaften mit 2000 Thaler (behielt, philosophische Vorträge zu halten. Dieser Vorschlag wurde jedoch von Wolff abgelehnt, der, wenn überhaupt, nur nach Halle zurückzukehren wünschte. Diesem Verlangen kam Friedrich bereitwillig nach, und so gab denn endlich Wolff unterm 10. August 1740 dem Könige das Versprechen, in seine Dienste treten zu wollen, sobald er seiner hessischen Verpflichtungen entbunden sein würde.

In einem Schreiben vom 1. September 1740 giebt Friedrich seine Freude zu erkennen über den Wiedergewinn des Mannes, um welchen die vorige Negierung sieben Jahre, so lange wie Jacob um Rahel, vergeblich geworben: „Es ist mir sehr angenehm,“ schreibt der König, „das; Ihr den Euch zugedachten Posten an der Universität Halle gern und willig angenommen. Gleichwie Ich versichert bin, daß diese neue Veränderung zur Aufnahme der Wissenschaften, zum Vesten der studirenden Jugend und zu Eurer eigenen Zufriedenheit ausschlage« werde, also will Ich sorgen, daß Euch solche Entschließung niemals gereuen soll.“ —

Damit Wolff nicht der Schein des Undanks träfe, wenn er seinen Abschied nachsuchte, übernimmt es Friedrich, sich den Philosophen von dem Landgrafen Friedrich von Hessen, der seit 1790 zugleich König von Schweden war, zu erbitten. Derselbe antwortet von Stockholm aus: „Ob ich wohl nun diesen Mann, seiner allbekannten Tüchtigkeit und Geschicklichkeit halber, gern länger beibehalten hätte, so bin ich dennoch zur Bezeugung für Em. Majestät besonderen Consideration und Freundschaft gewillt, ihm auf sein ziemendes Nachsuchen sowohl den Abschied, als die Erlaubnis!, daß er die angetragene Station übernehmen möge, zu ertheilen.“ —

Nun erst konnte, und zwar am 21. November 1740, Wolffs Vestallung ausgefertigt werden, durch welche er zum Geheimthe, Vicekanzler und ordentlichen Professor des Naturrechts und der Mathematik an der Universität Halle mit einem Gehalt von 2000 Thalern ernannt und ihm die Erlaubnis) ertheilt wurde, „nach Gutbefinden Collegien zu lesen, welche er wolle und der Jugend für nützlich halte.“ Hierbei gedenkt der König nochmals seines Lieblingsplanes, „ihn nach Verlin zu ziehen und mit Avantage zu placiren.“

Mit großer Freigebigkeit übernahm Friedrich alle Kosten, welche der Umzug des Philosophen mit seiner Familie verursachte, und beglückwünschte in einem sehr gnädigen Schreiben den Philosophen, als dieser ihm meldete, daß er am 6. December unter dem Jubel der Studenten, der Bürger und des größeren Theiles der Professoren in Halle seinen Einzug gehalten habe.

//
in*

226 F. A. von Winterfeld in Stuttgart.

Daß Wolff, der auf's Neue an der Hochschule zu Halle ruhmvoll wirkte, den gethanen Schritt nicht bereute, dafür zu sorgen ließ sich der König, in welchem jener den weisen, die Erforschung der Wahrheit schützenden Regenten, wie den sieggekrönten Helden verehrte, angelegen sein, indem er ihn fortwährend durch Beweise seiner Huld auszeichnete. Trotzdem verkannte Friedrich nicht die mit dein Alter zunehmende Weitschweifigkeit des Philosophen, verhehlte auch seine Ansicht darüber nicht ihm gegenüber. Als Wolff ihm von den acht dicken Quartbänden seines Naturrechtes den sechsten einsendete, schrieb er ihm mit seinen» Dank, er sei der Meinung, daß sich die Wahrheit wohl mit weniger Worten ausdrücken lasse, wodurch denn auch Wolff zur Abfassung eines Auszuges aus dein umfangreichen Werk veranlaßt wurde. In seiner „Ngtoirs ci« l», zl»>8oi! cis Lranäodoui-ß" sprach sich Friedrich noch in viel schärferen Worten über die Weitschweifigkeit namentlich der letzten Wölfi-schen Schriften aus, wogegen er dessen Logik noch in späteren Jahren, bei verschiedenen Gelegenheiten, so in einem Erlaß an den Minister von Zedlih vom 5. September 1779 und im folgenden Jahre in seiner Denkschrift über die deutsche Literatur, als die beste und klarste, die es gebe, bezeichnet. Auch Wolffs sonstige Freunde, besonders Graf Manteufel, muhten zu-geben, daß in höherem Lebensalter auch der auf dem Gipfel geistiger Bildung stehende Weltweise von menschlichen Schwächen sich nicht frei zeigte, ja jener geht so weit, zu sagen, daß es für Wolffs Nuhm besser gewesen, wenn er nie nach Halle zurückgekehrt wäre.

So lange er lebte, wurde Wolff von vielen Gelehrten und Hochstehenden aufgesucht und mit Ehrenbezeugungen überhäuft. So erhob ihn 1745 der Kurfürst von Bayern in den Freiherrstand. Auch Voltaire besuchte 1750 den Mann, von dessen Lobe zu einer gewissen Zeit Friedrichs Briefe an ihn so voll gewesen waren, bei welcher Gelegenheit er in ein ihm nach der Sitte der Zeit von dm Studirenden überreichtes Album Folgendes einschrieb.

„^Volllio vtii1uz<>pl>»ut«, lie^s ?Kilo8nviw
Nsßll«,nt« «t (^slm»ni» plauäsnt«,
H,tb«u»» H»len8«8 invigi."

Wolff starb als Kanzler der Universität Halle am 9. April 1754 in, sechsundsiebzigsten Lebensjahre,

Wenn man auch heute geneigt ist, in ihm einen pedantischen Vertreter des logischen Formalismus zu sehen, so kann dies doch die geschichtliche Würdigung eines Gelehrten nicht beeinträchtigen, der von dem geistvollsten Fürsten und von seinen sonstigen Zeitgenossen auf s Höchste bewundert worden ist, dessen hohes Verdienst selbst Kant anerkannt und der in seiner Zeit eine durchaus herrschende Stellung in der Wissenschaft eingenommen hat.

Eine communistische Kolonie.

von

N. Grazer.

— Temesvar. —

Der den Lauf der Weltgeschichte aufmerksam verfolgt, weiß, daß die sociale Bewegung so alt ist, wie unser europäisches Staatenwesen selbst, ja daß sie sogar in die dunkeln Zeitalter ägyptischer und assyrischer Cultur zurückreicht. Zahlreiche Verfügungen der mosaischen Religionslehre beweisen zur Genüge, daß diese Frage zu den ältesten gehört, deren endgiltige Lösung dem Menschengeschlecht noch inmier nicht gelungen ist. Trotz aller Versuche und gewagter Experimente ist es noch keinem Gesetzgeber, keiner Nation geglückt, das schwierige Problem zu erfassen; in verschiedenen Formen, als Sklaven-, Armen-, Arbeiterfrage u. s. f., tauchte es zu allen Zeiten immer wieder von Neuem auf, beschäftigte es alle Religionsgründer und Denker. Der moderne Kommunismus, dessen Anfänge bis zur ersten französischen Revolution reichen, hat es versucht, seine Lehren und Theorien auch praktisch zu erproben. Mit welchem Erfolge, lehrt uns am Besten das Beispiel Ikaria's.*)

I.

War die französische Revolution auch vorwiegend eine politische Bewegung, so hatte sie doch mit ihrer neuen Lehre von der Gleichberechtigung Aller den Grund zur communistischen Bewegung gelegt, und bald traten die Apostel der neuen Zellslehre mit dem volksthümlichen Schlagworte: „Die Tyrannei des Besitzes“, in den Vordergrund. Einer der bedeutendsten Leiter dieser Bewegung war der 1788 zu Dijon geborene Aienne Cabet, der Gründer

*) Ikaria, ein Beitrag zur Geschichte des Kommunismus. Von Albert Shaw PH. T., Deutsch von M. Jacobi. Stuttgart, Verlag von Robert Lutz.

228 R, Giazar in Temesvcil.

Ikarias. Als Rechtsanwalt hatte er sich in seiner Vaterstadt den Ruf eines gewandten Redners erworben und 1825, nach der Thronbesteigung Karls X., finden wir ihn als Hauptleiter des Geheimbundes der französischen Carbonari in Paris. Von Louis Philipp als Vertreter und Generalbevollmächtigter der Negierung nach Korsika entsandt, machte Cabet mit den radikalen Gegnern der Regierung so offenkundig gemeinsame Sache, daß letztere sich gezwungen sah, ihn von seinem Posten zu entfernen. Doch inzwischen hatte ihn das Departement Nord zu seinem Deputirten gewählt und er nahm 1834 in der Kammer seinen Platz an der äußersten Linken ein. Das Auftreten Cabets gegen die ungesetzlichen Maßregeln, mit welchen das Ministerium die demokratische Partei Korsikas in Schach halten wollte, bot der Regierung Gelegenheit, sich den unbeuamen Mann für längere Zeit vom Halse zu schaffen; sie stellte ihm die Wahl frei zwischen zwei Jahren Kerker oder fünf Jahren Verbannung, er wählte das letztere und begab sich nach England. Hier befaßte sich der unruhige Demokrat mit ernsteren Studien, welche ihn zur Erkenntniß führten, daß nur die Gleichheit des Besitzes der menschlichen Gesellschaft den Wohlstand zu verbürgen im Stande sei; der Demokrat ward in England zum Vorkämpfer des Communismus. 1839 nach Paris zurückgekehrt, beeilte er sich, die Resultate seiner Forschungen in Form einer spannenden volksthümlichen Erzählung zu veröffentlichen. In der 1840 erschienenen „Völkergeschichte“ bietet er seinen Lesern die Geschichte eines auf communistischen Grundsätzen fußenden Staates, eine feurige Schilderung seiner Verfassung und Einrichtungen, an welche sich ein kurzer Abriß des Communismus im Allgemeinen anschließt. Das Werk erregte bei der gerade damals herrschenden Unzufriedenheit mit den socialen Verhältnissen ungeheures Aufsehen, rief aber auch zahlreiche Entgegnungen eines großen Theiles der französischen Presse hervor. Ein Jahr nach dem Erscheinen der „ikarischen Reise“ gründete Cabet die Zeitschrift „Le Populaire“ zur Verbreitung und Verteidigung seiner Lehren, und in den nun folgenden Jahren erschien eine wahre Fluth von Streitschriften. Sieben Jahre nach dem Erscheinen des Cabet'schen Werkes zählte die ikarische Schule schon 400000 Anhänger, zum meist Handwerker.

Dieser rasche Erfolg erweckte naturgemäß die Aufmerksamkeit und Besorgniß der Regierung, welche alle Hebel in Bewegung setzte, dieser gefährlichen Lehre entgegenzuwirken. Der Widerspruch und die Verdächtigungen seiner Feinde, die Zuversicht seiner Anhänger bewogen endlich Cabet zu einer praktischen Erprobung seiner Theorien. Im Mai 1847 erschien im Populaire ein Aufruf an den Arbeitcrstand zur Betheiligung an der (Gründung Ikarias; von Zeit zu Zeit veröffentlichte der Populaire glänzende Schilderungen von den Erfolgen bestehender communistischer Unternehmungen und am 17. Januar 1848 theilte Cabet seinen Lesern mit, daß für die Colonie in unmittelbarer Nähe des Red River in Texas schon über eine Million fruchtbaren Bodens erworben sei. Ursprünglich sollte die Auswanderung erst im

Line colnmulistische ^,olo»ic- 23^j

Sommer 1848 beginnen, aber die heftigen Angriffe der Presse ueranlaßten Cabet, nicht länger zu zögern. Am dritten Februar brach ein aus N9 aus-erlesenen Männern bestehender Vortrab von Havre nach dem Texas auf, welchem möglichst bald ein zweiter Vortrab von über tausend Mann folgen sollte, worauf für einige Wochen später der Beginn der allgemeinen Auswanderung geplant war.

Nährend das Schiff „Rom“ mit den neunundsechzig Pionieren die Wogen des Oceans durchfurchte, hatte sich die politische Lage Frankreichs gründlich geändert. In New-Orleans erfuhren die Ikarier den Sturz Louis Philipps und die Errichtung der zweiten Republik. Diese Umstände hatten im Heimatlande eine bedauerliche Spaltung im Lager der Cabet'schen Anhänger im Gefolge; der größere Theil derselben hielt nämlich nach diesen Ereignissen den Auswanderungsplan für überflüssig und wiegte sich in der Hoffnung, allmählich ganz Frankreich in ein Ikaria nmgemandelt zu sehen. Der am 3. Juni von Frankreich aufbrechende Vortrab zählte statt der ver-prochenen tausend bloß neunzehn Mann. Von den ersten Pionieren sagten sich in New-Orleans 3—4 Mann los, die in die Heimat zurückkehren wollten; die anderen mußten, um die Ländereien der Colonie zu erreichen, mit dem Dampfschiffe auf dem Red River nach Shreveport (Lousiana) fahren. Hier harrete ihrer eine schreckliche Enttäuschung, sie erfuhren, daß die neue Colonie, entgegen den Angaben des Populaire, 250 Meilen vom Flusse entfernt liege und daß sie sich den Weg dahin erst durch eine dichte Wildniß Schritt für Schritt bahnen müßten. Unter großen Entbehrungen gelangten die kühnen Männer nach der etwa 100 Meilen entfernt liegenden Sulvhur-Prairie, welche zum Sammelplatze der Ikarier bestimmt war, und wo sie eine zweite noch herbere Enttäuschung traf. Die Versicherung Cabets, daß bereits eine Million Morgen Landes angekauft seien, stellte sich ebenfalls als unrichtig heraus; der Kauf war nur unter der Bedingung einer sofortigen Ansiedelung geschlossen. Jeder Colonist konnte auf 320 Morgen Ackerland Anspruch erheben, falls er bis zum ersten Juli ein Haus auf dieser Sectio» baute und es bewohnte; nach diesem Termine sollte das Land zu einem Dollar per Acre verkauft werden. Bei der größten Anstrengung gelang es aber den, von den Mühseligkeiten der Reise ohnehin erschöpften Männern bloß 32 Blockhütten bis zu diesen, Zeitpunkte fertig zu stellen, und so hatte die Colonie nur auf 10,240 Morgen Anspruch, welche noch dazu nicht aneinander grenzten, sondern über ein Gebiet von vier Millionen Acres zerstreut waren. Trotz dieser äußerst ungünstigen Verhältnisse gingen die unerschrockenen Pioniere muthig daran, für die zu erwartenden neuen Ankömmlinge ein Hauptquartier zu errichten und den Boden zu bebauen; daß letzteres bei ihren geringen Erfahrungen — die Mehrheit der Colonisten bestand aus Handwerkern — mit großen Schwierigkeiten verbunden war, ist wohl einleuchtend. In Folge der ungewohnten Hitze und der Sumpfluft verfielen sie nacheinander in Wechselsieber, ihr Arzt ward wahnsinnig, vier Genosse»

2HN R, Grazer in Cemesvar.

starben am Fieber, einer warb vom Vlitze erschlagen. Endlich beschlossen sie, die Gegend zu verlassen; Mitte September brachen sie, ohne etwas geerntet zu haben, in kleinen Rotten auf und kamen nach einem Monat in Shreveport an, nachdem sie noch unterwegs 4—5 Gefährten durch den Tod verloren hatten.

Mittlerweile begann im Heimatlande die allgemeine Auswanderung, und im Januar 1849 finden wir Cabet mit 480 Ikariern in New-Orleans.

Das Vermögen der Gemeinde belief sich auf 86000 Franken; da nun eine Reise in die verlassene Sulphurvrairie den größeren Theil dieser geringen Aarschaft verschlungen hätte, so ließ Cabet den Gedanken, die Colonie im Texas zu gründen, fallen und entsendete Kundschafter auf die Suche nach einen« passenderen Ausiedelunasplatze. In den Reihen der Auswanderer kam es zu Zwistigkeiten, da ein Theil derselben sich für die Rückkehr nach Frankreich aussprach, und schließlich erfolgte die Trennung; etwa 280 Leute blieben, ihrem Vorsatz getreu, bei ihrem Führer zurück, die übrigen schieden aus, jedoch nicht, ohne nahezu ein Drittel des so geringen Stammcapitals mitzunehmen.

Zur Anlage der neuen Colonie war die 1840 von den Mormonen gegründete und 1847 von ihnen verlassene Stadt Nauvoo an» Mississippi gewählt worden, wo die Auswanderer am 15. März ankamen. Sie kauften hier einige Häuser, eine Mühle und eine Vrennerei, pachteten 800 Morgen Landes und gingen mit frischer Zuversicht daran, endlich ihr schwieriges Unternehmen zu einem gedeihlichen Ende zu führen. Mit redlichem Willen, uneigennützigem Fleiß und bewunderungswürdiger Ausdauer bewältigten sie alle Schwierigkeiten und 1854 fchien schon die praktische Durchführbarkeit des Communismus erwiesen zu sein. Ein großes, festes Gebäude enthielt neben einigen Wohnungen den gemeinsamen Speise- und Versammlungssaal, ein zweites war ausschließlich den Schulzwecken gewidmet, während in einem dritten die Werkstätten untergebracht wurden; ein Vacksteingebäude mit 40 Zimmern und mehrere kleine Häuser dienten der inzwischen auf über fünfhundert Köpfe angewachsenen Colonie zu Wohnstätten. Die Ansiedler bebaute» über 1000 Acres gepachtetes Land; eine Mahl- und eine Sägemühle sowie die Branntweinbrennerei dienten zu industriellen Zwecken, die Schneider, Schuster, Schmiede und die andern Handwerker deckten die Bedürfnisse der kleinen Gemeinde und konnten auch noch nach auswärts Arbeit liefern und so das Einkommen ihres Anwesens erhöhen. Die Schule, in welcher die französische und englische Sprache, Zeichnen, Geographie und Geschichte gelehrt wurde, war ausgezeichnet geleitet und prägte den Kindern schon frühe ikarische Grundsätze und Moral ein. Eine Druckerei sorgte durch die Herausgabe von Zeitschriften, Flugblättern und Büchern für eine thatkräftige Verbreitung der Cabet'schen Lehren, eine 5—6000 Bände umfassende Bibliothek erfreute sich großer Benützung. Die Colonisten waren nach dem übereinstimmenden Urtheile ihrer Nachbarn Muster von Fleiß, Ordnungsliebe und Brüderlichkeit. Wenn auch ihr Leben strenge Arbeit erforderte, so mangelte es doch nicht

«Line c »mmunistische Colonie. 2H^

an Zerstreuungen: gut geschulte Musikvorträge, Tanzunterhaltungen, Vorlesungen und Theatervorstellungen lösten einander in bunter Reihenfolge ab. Am Ende des Jahres 1855 belief sich das Gemeindevermögen laut der officiellen Inventur nach Abzug der Schuldenlast auf 64 806 53 Pfund Sterling; hierzu kamen noch 3115 Acres Landes in der Provinz Iowa, mit deren Urbarmachung die Ikarier schon 1852 begonnen hatten.

Und doch trug diese blühende Colonie den Keim, des Todes in sich. Schon 1850 hatte Cabet der Gemeinde einen Verfassungsbericht vorgelegt, welcher einstimmig angenommen wurde. Hiernach fiel die Leitung aller Angelegenheiten einem aus sechs Directoren bestehenden „geschäftsführenden Ausschusse" zu, dessen Mitglieder auf Jahresfrist gewählt wurden und aus deren Mitte durch besondere Wahl der Präsident hervorging. Die gesetzgebende Gewalt lag in den Händen der jeden Sonnabend zusammen tretenden Generalversammlung; diese bestand aus sämtlichen männlichen Teilnehmern der Gemeinde, die das zwanzigste Jahr überschritten hatten; der Generalversammlung war auch das Recht eingeräumt, den geschäftsführenden Ausschuss zur Verantwortung zu ziehen. Die Aufnahme neuer Mitglieder geschah erst nach sechsmonatlicher Probezeit durch Beschluß der Generalversammlung, austretende Mitglieder erhielten etwa die Hälfte des der Gemeinde zugebrachten Vermögens zurückerstattet. Jedes zweite Jahr sollte eine Revision stattfinden.

Nach Einführung der Verfassung wurde Cabet zum Präsidenten gewählt und seine Wahl von Jahr zu Jahr einstimmig erneuert. Da er bisweilen heftig und unklug vorging, erweckte der nahezu 70 jährige Mann oft den Widerspruch der jüngeren, fortschrittlich gesinnten Mitglieder, und wenn auch das Ansehen und die unbestreitbare Uneigennützigkeit Cabet's einen offenen Bruch noch hintanhalt, so steigerte sich der Zwiespalt doch im Stillen immer mehr, bis er endlich im December 1855 offen zu Tage trat. Cabet beantragte nämlich in der Generalversammlung die Abschaffung der Directoren, an deren Stelle ein auf vier Jahre gewählter Präsident treten sollte, mit der Befugniß, nach eigenem Ermessen die unteren Beamten zu ernennen und abzusetzen. Dieser Vorschlag hätte eine gründliche Umwandlung der Verfassung bedingt, siel aber in eine ungesetzliche Zeit, da die letzte Revision — welche bekanntlich jedes zweite Jahr stattfinden sollte — schon im März 1855 vor sich gegangen war. Es brach nun ein mit großer Erbitterung geführter politischer Kampf aus, welcher nach einen, kurzen Waffenstillstände schließlich dahin führte, daß Cabet im October 1856 auf Grund begründeter Anklagen aus der Gemeinde ausgeschlossen wurde. Am 1. November verließ die ihrem geistigen Oberhaupt treu gebliebene Minorität — 180 Personen — Nauvoo, acht Tage später starb der Gründer Ikarias plötzlich am Schlagflusse in St. Louis. So hatte die Colonie nach ungefähr siebenjährigem Bestände eine bedeutende Spaltung erlitten, welche die Unmöglichkeit eines auf dem starren Principe der absoluten Majorität fußenden Gemeindewesens zur Genüge erwies. Die

2H2 R, Grazei in Temelvar.

mit Cabet ausgewanderte Minorität ließ sich im Mai 1858 sechs Meilen westlich von St. Louis, in Cheltenham, nieder, konnte sich aber trotz allen Opfermuthes nicht lange halten; 1864 bestand die Cheltenhamer Colonie nur mehr aus fünfzehn Erwachsenen und einigen Kindern, ihre moralische Kraft war gebrochen, und im März löste sich die Colonie in aller Eile auf.

II.

Die Gemeinde in Nauvoo war durch den Auszug der Minderheit bedeutend geschädigt worden, denn letztere nahm nicht blos viel bewegliches Eigenthum, sondern auch alle Rechnungsbücher und einen großen Theil der Bibliothek mit sich. Der Grundbesitz in Nauvoo und Iowa war auf Cabets Namen eingetragen, und erst nach endlosen Processen gelang es der Gemeinde, sich die Anerkennung ihres Eigenthumsrechtes zu verschaffen. Dazu kamen Mißernten, die Schuldenlast der Gemeinde stieg bedeutend; trotzdem verlor man den Muth nicht. Am 1. Januar 1857 zählte die Gemeinde 239 Mitglieder, davon 18 auf der Besitzung in Iowa; das Gemeindevermögen hatte einen Werth von ungefähr 60 000 Pfd. Sterl., denen 19 000 Pfd. Sterl. Passiva gegenüberstanden. Wegen der 1857 ausgebrochenen allgemeinen wirtschaftlichen Panik, welche die Gemeinde stark schädigte, beschloß die Generalversammlung, Nauvoo zu verlassen und die Ansiedelung ausschließlich auf das Besitzthum in Iowa zu beschränken. Einige Mitglieder mußten noch bis zum Herbste 1860 zurückbleiben, um die Geschäfte mit den Gläubigern und den Verkauf ihrer unbeweglichen Güter gesetzmäßig abschließen zu können. Die Zeit der Uebersiedelung in die damals von jedem Verkehr abseits gelegene neue Heimat und die darauf folgende Productionslosigkeit verfetzte die Gemeinde in eine traurige Lage. Ihre Niederlassung war mit einer Hypothek von 3—4000 Dollars per Acre belastet, von welcher sie 10% Zinsen zahlen mußten; wegen der zu großen Transportkosten konnten sie den Ueberschuß ihrer Vodenproducte nicht an den Mann bringen und waren deshalb nicht im Stande auch nur die Zinsen ihrer Schuld zu zahlen. Im Jahre 1863 war die Schuld auf 15 500 \$ angewachsen, die Gemeinde bestand nur mehr aus fünfunddreißig Mitgliedern.

Es folgten nun Jahre einförmiger Arbeit, schwerer Entbehrungen, geduldiger Ringens, und daß diese nicht geeignet waren, die idealen, ethischen Ziele der Colonisten zu höherer Entwicklung zu bringen, ist selbstverständlich. Allmählich gelang es den unerschrockenen Pionieren, eine festere Grundlage zu gewinnen, 1868 zählte die Ansiedelung wieder 60 Mitglieder. Mit dem Ausbau der Missouri-River-Ähn Anfangs der siebziger Jahre, welche ihnen für ihre überschüssigen Producte ein Absatzgebiet erschloß, begann sich auch die finanzielle Lage der Gemeinde günstiger zu gestalten; sie erfreute sich eines zwar mäßigen, aber gesicherten Wohlstandes und war von der hohen Bedeutung ihrer sittlichen Mission fester durchdrungen als je. „Kein Zweifel,“ — b>

Line communistische Colonie. 2H5

richtet ei» Besucher aus dein Jahre 1869 — „der Versuch der Ikarier ist gelungen. Der schöne Geineingeist, der unter ihnen zu herrschen scheint, liefert den besten Beweis, daß hier wenigstens der Communismus gute Früchte getragen hat." Zwei Jahre später schreibt Dr. I. W. Gaskin aus Chicago:

„Die jungeil Leute sind voll Verstand und Herzeusgüte, und ehe abermals zwölf Jahre in's Land gehen, werden sie ihre Lebensweise und ihren ganzen Geschäftsbetrieb so organisirt haben, daß sich ihr Einfluß unter uns geltend machen muß. Mir scheint, daß uon Icaria wirkliches Heil für die Menschheit zu erwarten ist, und daß sich dort mehr Lebenskraft und Tüchtigkeit beifammen findet, als in irgend einer anderen, mir bekannten Genossenschaft."

Doch schon erhob sich wieder drohend das Gespenst des Zwiespaltes.

Die in den schweren kämpfen des letzten Jahrzehnts gereiften jüngeren Mitglieder der Gesellschaft begannen immer lauter Aeuderungen der veralteten Geschäftsführung, Verbesserungen im landwirthschaftlichen Betriebe, Zulassungen neuer Industriezweige, mit einem Worte Reformen zu fordern, während die Partei der Alten, welche die Mehrheit bildete, sich streng an die Lehren und geschriebenen Gesetze des Ikarismus hielt. Die Reformer wollten das bisher nur von Männern geübte Wahlrecht auch auf die Frauen ausdehnen, Erleichterungen bei der Aufnahme neuer Mitglieder einführen; die argwöhnische Majorität stellte all diesen Bestrebungen ein starres: „Nein" entgegen. So sammelte sich immer mehr Zündstoff, die Gegensätze wurden immer schroffer, und wenn auch im Februar 1877 ein Ausgleich stattfand, so war dieser nicht mehr im Stande, eine abermalige Spaltung zu hindern; die revolutionäre Minderheit trat schließlich beim Iowaer Bezirksgerichtshofe klagbar auf; — die Colonie war als Aktiengesellschaft und Ackerbaugenossenschaft von der Iowaer Negierung anerkannt worden, so daß jedes Mitglied vor Gericht bloß als Actionär betrachtet wurde — das Bezirksgericht löste die Genossenschaft auf und setzte eine Commifision ein, um die Geschäftsangelegenheiten der Gemeinde, sowie die Tyeilung des Vermögens abzuwickeln. Die Theilung und damit auch Trennung der Gemeinde ging Anfangs Oktober 1879 uon statten; die Partei der Alten erhielt etwas mehr als die Hälfte des Gesamtvermögens.

Die conservative Mehrheit schlug nun ihren Wohnsitz im östlichen Theile des Gebietes auf und machte sich mit frischen Kräften daran, das gestörte Gemeindeleben auf den alten Grundlagen neu zu ordnen. Sie nannte sich „Neu-Ikarill" und bestand im Sommer 1879 aus etlichen 3(1 Kolonisten, die acht Blockhäuser, eue Versammlungshalle und die alte Mühle ihr Eigen nannten. Die Colonie gedeiht in sehr bescheidenen Verhältnisse»; ihre Verfassung ist eine rein demokratische, deren Grundzuge mit unwesentlichen Modificationen — wie z. B. Stimmrecht der Frauen bei Aufnahme neuer Mitglieder, bei Verfassungsänderungen und dergl. - dieselben find, wie unter Cabet. Die Vergnügungen spielen in Neu-Ikaria eine sehr untergeordnete Rolle und beschränken sich auf Musik, Vorlesungen und kleinere Theatervor-

2H4 R, Grazer >» T«me?vai.

stellungen; dagegen ist die Moral und das sittliche Gefühl hoch entwickelt. Die fleißig benutzte Bibliothek umfaßt an 1000 Bände, meist gute französische Schriften über Literatur, Philosophie, Geschichte und Naturwissenschaften. Die Gemeinde hat keine eigene Schule, ihre Kinder besuchen die Distriktsschule, deren Leiter stets ein Ikarier ist, da im ganzen Sprengel kaum drei nicht ikarische Familien wohnen. Die Colonie hat ihren eigenen Schuster und Schneider, beschäftigt sich jedoch zumeist nur mit Ackerbau. Das Princip des starren Communismus hat insoweit eine Bresche erlitten, als es jeder Familie gestattet ist, einen kleinen Obstgarten vor ihrem Wohnhause anzulegen. Ob es jedoch den Colonisten gelingen wird, ihre Ansiedelung zu einem großen Aufschwünge zu bringen und damit den noch immer fehlenden Beweis der Durchführbarkeit der communistischen Lehren zu erbringen, ist nach den bisherigen langjährigen Erfahrungen zum »lindesten fraglich.

Die Minderheit, die sich unter dem alten Namen: „Ikarische Gemeinde“ neu organisirte, erachtete es als ihre nächste Aufgabe, weitgehende Reformen der lückenhaften Verfassung vorzunehmen: sie schaffte zunächst die Präsidentschaft ab und dehnte das Wahlrecht auch auf die Frauen aus. Nach der neuen Verfassung unterliegt die Leitung der Gemeindeangelegenheiten vier Vertrauensmännern, von denen je zwei alle sechs Monate neu gewählt werden, und die die Beschlüsse der Generalversammlung auszuführen haben. Außerdem ernennt letztere von Fall zu Fall besondere Commissionen zur Durchführung minder wichtiger Angelegenheiten. Das Anwesen der aus 85 Personen bestehenden Colonie entwickelte sich vortrefflich; gute Ernten belohnten ihre Mühe, Alle trachteten mit vereinten Kräften, die auf der Gemeinde lastende Schuld von 7—8000 Dollars zu tilgen, und sie konnten sich der Hoffnung hingeben, daß Icaria einen glänzenden Aufschwung nehmen werde. Doch es sollte anders kommen. Bald stellten sich wieder Meinungsverschiedenheiten ein, welche dazu führten, daß die meisten neuen Ankömmlinge wieder austraten; die Zurückgebliebenen kamen zu der Ueberzeugung, daß eine communistische Gemeinde im nördlichen Unionsgebiete bei Viehzucht und Ackerbau nicht gedeihen könne, sie sehnten sich nach dem Süden, wo sie sich dem minder anstrengenden, ihren Anlagen entsprechenderen Gartenbau widmen und ihre Mußzeit den geistigen Interessen weihen könnten. Einige ausgeschiedenen Familien hatten inzwischen 1881 unter Leitung Dehavs in Kalifornien, 18 Meilen von San-Francisco entfernt, eine Colonie gegründet und forderten nun ihre früheren Genossen auf, sich dort mit ihnen zu vereinigen. Dieser Einladung Folge leistend, beschlossen sie, die Liegenschaften in Iowa zu verkaufen und nach Samoa-County zu ziehen. Die neue Colonie ward „Icaria Sveranza“ getauft und scheint einer erfreulichen Entwicklung entgegenzugehen. Das Beispiel Ikarias ist charakteristisch für alle communistischen Gemeinden Amerikas, deren es gar viele giebt und deren noch immer neue

«Line communiftische Kolonie.

2^5

gegründet werden. Die einzelnen Phasen der Geschichte zeigen zur Genüge, daß eine dauernde Verbesserung unserer socialen Mißverhältnisse vom Communismus nicht zu erwarten ist. Bei dem besten Willen, bei aller Begeisterung und Hingebung für die Sache kam es in Ikaria immer wieder zu Spaltungen, und das würde auch in jedem anderen Staatswesen der Fall sein, welches auf den gleichen oder ähnlichen Principien beruht. Das beliebte Wort: „Eigenthum ist Diebstahl" ist nichts als eine inhaltsleere Phrase, geeignet, einige Hitzköpfe und Mißvergnügte zu blenden, deren Hohlheit aber offenkundig wird, so wie wir versuchen, sie auf praktischem Gebiete zu verwirklichen.

schlag neun.

von

Pnul Lindau.

— Dresden, —

> ich nach Hause kam, wurde mir ein großer, mit drei Siegeln

«erschlossener Briefumschlag, der ein ziemlich umfangreiches Schrift-

stück zu enthalten schien, übergeben und zugleich mitgeteilt, daß ein

Diener ihn für mich abgegeben und sich den Empfang habe bescheinigen lassen.

Schon auf dem Wege nach meinem Arbeitszimmer löste ich die Siegel, denn

an der Aufschrift hatte ich die Hand eines guten Bekannten erkannt, der vor

kurzem unter tragischen Verhältnissen aus dem Leben geschieden war.

Es war ein Manuscript, sehr deutlich, gleichmäßig und sauber geschrieben

— ein Dictat, mit einigen Correcturen von der Hand des Verfassers. Dabei

lag ein von meinen, Bekannten geschriebener Zettel, der folgende Worte

enthielt:

„Verehrter Freund!

Die beigelegten Blätter habe ich während der letzten Tage dictirt.

Machen Sie mit diesen Aufzeichnungen, was Sie wollen. Manches ist

vielleicht unklar und verworren. Die Schuld darau liegt ausschließlich an

meiner Ungeschicklichkeit im Ausdruck und an ungenügender Uebung. Denn

mein Geist ist nicht einen Augenblick verwirrt gewesen. Bewahren Sie

mir ein freundliches Gedenken!"

Hier sind die mir übergebenen Blätter.

Ich habe in frühster Kindheit meine Eltern verloren. Meiner Mutter

erinnere ich mich gar nicht mehr, meines Vaters nur dunkel. Ich, bin im

Schlag neun, 2H?

Hause meines Onkels aufgewachsen, eines herzensguten, edlen Mannes, der mich zärtlich liebte. Er war Wittwer, kinderlos, ich war die Freude seines Lebens, ich mar sein Sohn. Mein anter Onkel hat mich mit Beweisen seiner Liebe überschüttet, und es wird mir schwer, ich komme mir undankbar vor, wenn ich ihm trotzdem einen Vorwurf machen muß. Die Wahrhaftigkeit aber, die den einzigen Werth dieses Dictats ausmacht, zwingt mich dazu.

Mein Onkel war ganz vernarrt in mich und hat mich in unerlaubter Weise erzogen. Er wußte, daß er mich dereinst zum reichen Manne machen würde, und es war ihm, der sich sein Leben lang gewohnheitsmäßig geplagt hatte, offenbar eine Freude, es feinem Liebling und Erben zu ermöglichen, das Dasein von der anderen, nur von der heiteren und fröhlichen Seite kennen zu leinen.

Kinder haben feine Ohren. Ich merkte es mir fehr wohl, daß er eines Tages meinen Hanslehrer und Erzieher, der sich über meine Faulheit und Wildheit bei ihm beklagte, sagte: „Ich glaube, Sie erziehen den Jungen zu streng. Ich will ja keinen gelehrten Stubenhocker aus ihm machen. Wenn ihm auf möglichst bequeme Weise soviel beigebracht wird, wie man heutzutage braucht, um in der Gesellschaft Gebildeter verkehren zu können, ohne sich eine Blöße zu geben, dann weiß er gerade genug. Und das wird er bei seinem offenen Kopfe und feiner leichten Auffassungsgabe spielend lernen. Bis zun« Abiturienten-Examen, schlimmsten Falls zurBefreiung vom Freiwilligen-Examen wird er's ja bringen, ohne daß er sich besonders anzustrengen braucht. Dann mag er auf ein paar Jahre reifen, sich in Frankreich und England aufhalten, um die Sprachen zu lernen, die ein gebildeter Mensch heutzutage kennen muß. Findet er Vergnügen am Reisen, so mag er meinerwegen nach Amerika, nach Asien, nach Afrika gehen, wohin er will. Das Reisen ist ein guter Lehrmeister und erweitert den Gesichtskreis. Und ich denke, das, was er in der Schule etwa versäumt, wird er im Leben, im Verkehr mit klugen und erfahrenen Männern, nachholen. Mir ist uni den Jungen nicht bange. Er hat ein gutes Herz und gute Verstandesanlagen. Er wird sich schon machen und sich später gewiß glücklich verheirathen. Denn er wird so gestellt sein, daß er der Neigung seines Herzens folgen kann und nicht auf Vermögen zu fehen braucht. Ich habe es mir nun einmal in den Kopf gesetzt, das alte Sprüchwort: „Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen/ in meiner Weife M verwirklichen. Da mir das Talent zum Ausruhen versagt ist, soll sich mein Sohn — mein Onkel nannte mich nie anders — der Früchte meiner Arbeit erfreuen.“^

Ich hatte, ohne horchen zu wollen, im Nebenzimmer jedes Wort gehöri und mir den Hauptinhalt der Rede meines Onkels eingepägt: ich brauche nicht viel zu arbeiten, ich werde ein reicher Mann werden, ich kann reisen imd meinem Vergnügen leben.

In diesen Anschauungen wuchs ich auf.

Mein guter Onkel gewährte mir jeden meiner Wünsche, und er ging sogar darüber hinaus. Zu meinem fünfzehnten Geburtstage schenkte er mir

2H8 Paul lindau in Viesden.

ein prachtvolles Pferd. Am Reiten und an allen körperlichen Hebungen, am Schwimmen, Turnen, Fechten, fand ich besonderes Vergnügen. Und auch in der Schule ging es, wie mein Onkel es vorhergesehen hatte, so ziemlich. Ich paßte leidlich auf, um möglichst wenig zu Hause zu arbeiten. Ich war nicht vorlaut, nicht prahlerisch, und die Lehrer hatten mich gern. Dank ihrer Nachsicht, der unausgesetzten Nachhilfe im Hause und meinem leichten Erfassen kam ich als mittlerer Schüler durch die oberen Klassen und machte in meinem neunzehnten Jahre mein Abiturienten-Examen. Mein Onkel, der es lange nicht so weit gebracht hatte, betrachtete das schon als ein großes Heldenstück.

Ich ging nach Bonn, ließ mich da als Jurist immatriculiren und trat bei den Königs-Husaren als Freiwilliger ein. Im Verkehr mit vornehmen und reichen jungen Leuten, die meinen ausschließlichen Umgang bildeten, gab ich für mein Alter sehr viel Geld aus. Mein Onkel füllte meine Börse jedesmal, wenn sie leer war, ohne auch nur ein Wort der Erklärung, geschweige denn eine Rechtfertigung von mir zu verlangen. Ich spielte, nach meinm damaligen Anschauungen, sehr hoch und verlor ziemlich beträchtlich. Am letzten Abende vor der Abreise aus Bonn verlor ich sogar eine Summe, die mir sehr stark erschien, und ich fühlte mich nach meiner Rückkehr in Berlin verpflichtet, nieinem Onkel gegenüber den starten Verlust durch besondere Verhältnisse zu motiviren und mich bei ihm zu entschuldigen. Er sah etwas ernster als gewöhnlich aus, gab mir das Geld und sagte: „Laß doch das dumme Spielen sein! Spiele wenigstens nie zu hohen Points! Du amüsirst und ärgerst Dich gerade so gut, wenn Du zu niedrigen Points gewinnst oder verlierst. Die Höhe des Spiels ist etwas rein Relatives und Gewohnheitssache. Es ist eine kostspielige und eine dumme Gewohnheit. Du mußt Dir ja selbst sagen, wieviel Freude Du Dir und Andern mit dem Gelde hättest bereiten können, das Du jetzt weggeben mußt, und das nicht einmal dem Gewinner ernsthafte Freude bereitet. Laß das dumme Spielen.“ Ich versprach es ihm, und mein Versprechen war in dem Augenblick sehr ernst gemeint.

Bald darauf ging ich auf Reisen. Ich blieb fünf Jahre im Auslande und kam immer nur zurück, wenn ich zu einer militärischen Uebung herangezogen wurde.

Die Veranlassung zu meiner letzten Rückkehr war trauriger Art. Mein Onkel, den ich ein halbes Jahr vorher in vollster Mstigkeit und blühender Gesundheit verlassen hatte, war vom Herzschlage tödtlich getroffen worden. Ich beweinte ihn sehr aufrichtig, denn er hatte mich über Alles geliebt, und ich hing an ihm mit meinem ganzen Herzen, Auch sein Testament war ein sprechender Beweis seiner zärtlichsten Zuneigung für mich. Außer einigen Legaten an entfernte Verwandte und für wohlthätige Zwecke hatte er mich zum alleinigen Erben seiner bedeutenden Hinterlassenschaft eingesetzt. Ich war viel reicher, als ich je geahnt hatte.

3schlag neun. 2HH

Nach einem etwa zweimonatlichen Aufenthalt in Verli», den ich dazu benutzt hatte, mich in den neuen Verhältnissen zurechtzufinden — bei der peinlichen Ordnungsliebe meines verstorbenen Onkels war wenig zu ordnen, — trat ich eine große Reise an. Ich ging über Bremen nach New-Iork, durchschnitt das Gebiet der Vereinigten Staaten bis zur Westküste, fuhr sodann von San Francisco über den Stillen Ocean nach Japan, und kehrte langsam in großen Etappen über China und Egypten nach der Heimat zurück. Die Reise hatte etwa zwei Jahre beansprucht.

Nicht ohne Beschämung muß ich gestehen, daß ich während meiner Reise dem Versprechen, das ich meinem Onkel gegeben hatte, nicht iinmer treu geblieben war. Ich beruhigte mein Gewissen mit der sophistischen Deduction, daß der Tod mich meines Wortes entbunden habe. So bedeutend die verlorenen Summen auch waren, so blieben sie doch noch immer innerhalb der Grenzen meines Vermögens. Das wiederholte ich mir beständig zu meiner Beruhigung, wenn ich nach einem unglücklichen Abende von unbehaglicher Stimmung heimgesucht wurde.

Ich hatte nun genug von der Welt gesehen, ich mar reisemüde. Ich hatte nicht den geringsten Drang, irgend etwas Vernünftiges zu thun, und ich besaß auch nicht die Fähigkeiten dazu. Noch weniger Hang verspürte ich dazu, mich zu verheirathen und eine Häuslichkeit zu begründen. Das Leben, das vor mir lag, mar mir durch ineine Neigungen und meine äußeren Verhältnisse vorgeschrieben. Während der letzten Zeit hatte sich in mir eine starke Leidenschaft für den Sport entwickelt. Ich selbst war ein guter Reiter, und das Einzige, von dem ich etwas verstand, war eben der Turf. Ich hatte gute Pferde und durfte mich manchen schönen Erfolgs erfreuen. Der Turf ist denn auch das einzige Gebiet, auf dem ich als Spieler gewonnen babe, freilich nur, um den Gewinn gewöhnlich schon am selben Abend am grünen Tisch im Club wieder loszuwerden. Mit der Zeit machte es sich so, daß der Club, und was damit zusammenhing, mich vollkommen absorbirte. Ich hatte und suchte keine andere Freude. Wenn ich am Morgen mir die Zähne geputzt und mich angekleidet hatte, war meine Tagesarbeit eigentlich gethan. Für meine geistige Fortbildung geschah nichts weiter, als daß ich die Zeitungen, die neuesten Romane las, die Theater besuchte und mich mit dieser oder jener Autorität über Pferde und Jagd unterhielt.

Das Spielen war mir zur Gewohnheit geworden. Ich spielte unausgesetzt und konnte gar nicht hoch genug spielen. Ich spielte schlecht und unglücklich. Ich konnte es mir an den fünf Fingern abzählen, daß ich unbedingt verlieren muhte, denn ich war feige im Gewinn und tollkühn im Verlust. Auch unter den günstigsten Chancen konnte mein Gewinn niemals nur annähernd die Höhe meiner Verluste erreichen. Ich spielte überall: in den großen Städten, in denen ich mich aufhielt, in Berlin, Wien, London, Paris, in den Clubs, im Sommer in den Bädern und mährend der Saison hauptsächlich in Nizza und Monte Carlo. Da habe ich denn auch die größten N»IK und LNb. I.XIV,, 191. t?

250 Paul tindau in Dresden.

Verluste erlitten. Sie ballten sich lawinenartig an, und ich hatte kaum noch den Muth, am Abschluß des Jahres ehrliche Bilanz zu ziehen. Als ich endlich »ach einer besonders empfindlichen Schlappe wieder einmal mich dazu auf- raffte, klar zu sehen, unter dem mir selbst zum zehnten Male gegebenen Ver- sprechen, nun ein Ende zu machen, stellte ich fest, daß sich in den sieben Jahren, die seit dem Tode meines Onkels verfloßen waren, die Hinterlassen- schaft um zwei Drittel verringert hatte. Das mir noch verbleibende Drittel hätte sehr wohl ausgereicht, mir, wenn ich das Spielen ausschloß, alle Freuden, die ich vom Dasein beanspruchte, in reichstem Maße zu gewahren. Ich hätte kein Pferd abzuschaffen brauchen und hätte ganz auf demselben Fuße wie bisher weiter leben können, ohne deshalb mein Capital anzugreifen. Ich machte mir vollkommen klar, daß es ein frevelhafter Leichtsinn mar, das Geld, das ich ausschließlich der Güte eines liebenden Verwandten ver- dankte, der redlichen und glücklichen Arbeit eines langen vollen Lebens, in dieser sinnlosen, albernem Weise aus dem Fenster zu werfen. Aber die Er- kenntniß meiner Schuld führte leider nicht zur Besserung. Der Spielteufel hatte mich nun einmal beim Genick gepackt und ließ mich nicht los. Ich wußte auch kein Entrinnen. Wenn ich mir nach einem unverantwortlich starken Verluste immer wieder klar machte, daß es so nicht nicht weitergehen könne, und ich mir dann die Frage vorlegte: was foll ich nun aber an dessen Stelle setzen? was soll ich beginnen? dann war ich rathlos. Und da berühre ich den Punkt, auf den ich beim Beginn meiner Auf- zeichnung hinwies. Da kann ich meinem theuren und edlen Onkel einen ernsten Vorwurf nicht ersparen. Er hatte mich nie arbeiten gelehrt. Ich konnte mich nicht beschäftigen. Ich glaube aber, die Arbeit, auch die nicht befriedigende, die nicht lohnende, ist schließlich der einzige Zufluchtsort aus allem Jammer des Daseins, das einzig stärkende und wunderthätige Bad für alle Leiden. Wer nicht arbeiten kann, wenn's ihm schlecht geht, der mag sich begraben lassen. Und mit dem Gedanken, mich begraben zu lassen, wenn ich in dem unaufhaltsamen Abrutsche bis zur Tiefe gelangt sein würde, befreundete ich mich immer ineher. Ich konnte nicht arbeiten und war schon damals entschlossen, wenn ich mit Allem fertig sein würde, dahin auszuwandern, wo man nicht zu arbeiten braucht. Und so weit war ich nun gekommen. Den Rest hatte mir der Spiel- abend nach den letzten Rennen gegeben. Ich hatte zunächst eine ziemlich beträchtliche Summe gewonnen und nahm beim Baccarat die Bank, die während der ersten zehn Minuten ebenfalls für mich überaus günstig verlief. Die Köpfe der Spieler waren erhitzt. Auf beiden Seiten wurde bei einem Schlage unverhältnißmäßig hoch gesetzt. Ich besann mich einen Augenblick, ob ich die Bank abgeben sollte. Ich überzählte meinen Gewinn. Er reprä- sentirte eine Summe, von deren Zinsen eine bescheidene Familie bei mäßigen Ansprüchen ganz gut leben konnte. Wenn ich diesen Coup noch gewann, so hatte ich die Summe verdoppelt. Ich war entschlossen, dann aufzuhören.

schlag neun. 25^

Ich gab die Karten. Ich deckte auf: Schlag acht! Meine Freude währte nur einen Augenblick. Das Unwahrscheinliche geschah. Ich hatte auf beiden Seiten verloren. Ich hatte nach rechts und links Schlag neun gegeben! Beim Auszahlen wirkte ich, daß die Summe noch höher war, als ich bei oberflächlicher Schätzung berechnet hatte. Ich war Alles losgeworden, was ich gewonnen hatte, und dazu noch ungefähr Alles, was ich an baarem Gelde besaß. Ich gab die Bank ab, trank eine Flasche Selterwasser und machte mir nun klar, was mir zu thun übrig blieb.

Ganz leicht ist es mir nicht geworden, meinen Entschluß auszuführen. Es hielt mich doch mit stärkeren Klammern am Dasein fest, als ich geglaubt hatte. Im Augenblicke des Scheidens machte ich mir klar, daß das Leben doch schön war, daß es viele Freuden gewährte. Ich liebte die Natur. Unter meinen vielen Bekannten hatte ich auch zwei gute Freunde. Aber das Leben, wie es mir lieb geworden war, lieb bei allem Jammer, den ich durchkostet hatte, bei aller Unbefriedigung, die mich beschlichen, konnte ich nicht weiterführen. Mir fehlten einfach die Mittel dazu.

Ich habe in den letzten Tagen mit großer Genauigkeit und Sorgfalt einen Status meines Vermögens aufgestellt. Ich bin vollkommen ruinirt. Ich schulde an Freunde im Club Alles in Allem etwa fünfzigtausend Mark. Die Rechnungen der Lieferanten x. Habe ich, glaube ich, smmt und sonders bezahlt. Mein Inventar repräsentirt auch jetzt, nachdem ich die bedeutendsten Werthobjecte, die besten Bilder, kostbarsten Silbersachen :c., verkauft habe, noch immer an Mobiliar, Silber, Pretiosen, Kunstgegenständen und Nibelots unter ungünstigster Annahme einen Werth von über hunderttausend Mark. Meine Schulden werden daher aus meiner Hinterlassenschaft ohne irgend welche Mühe geregelt werden. Ueber den Rest meines Besitzes habe ich verfügt, daß meinen! Kammerdiener, dem Burscheu und der Küchin das volle Jahresgehalt ausgezahlt wird, daß außerdem mein Kammerdiener Metzner fünftausend Mark erhält. Das Uebrige würde an die Armen vertheilt werden. Ich habe noch den besondern Wunsch ausgesprochen, daß die Blinden und Taubstummen in erster Linie berücksichtigt werden.

Ruhiger als ich ist wohl nie ein Mensch in den Tod gegangen. Denn ich weiß, mein Tod schädigt keinen Menschen und betrübt wohl kaum irgend Jemand, mit alleiniger Ausnahme vielleicht des guten Metzner, der aber einen, anderen Herrn eben so ergeben und treu dienen wird, wie er mir fünfzehn Jahre lang gedient hat. Die meisten meiner Bekannten werden meinen Tod mit Bedauern erfahren. Die Beiden, die mir an, nächsten gestanden haben, werden wahrscheinlich im ersten Augenblick sogar traurig sein. Aber in der Mitte, in der wir zusammen gelebt haben, schlagen Sentimentalitäten und gefühlvolle Anwandlungen nicht tiefe Wurzeln. Ich habe es ja an mir selber erfahren, wie das Spiel die wahre und warme Theilnahme an allem Menschlichen ertödtet. Ich sage das ohne die geringste Bitterkeit. Ich constantire einfach das Thatsächliche. Ich erinnere mich genau des Umstandes, daß im Club

17*

252 Paul tindau in Dresden.

Jemand an unseren Tisch trat, während wir gerade eine Ecartépartie zu sehr hohen Points spielten, und uns die soeben eingetroffene Depesche vom Brande des Ring-Theaters vorlas. Wir horten kaum zu und baten ihn, die Partie nicht zu stören. Zu der Sammlung, die im Club veranstaltet wurde, steuerten wir Alle anständige Spenden bei, aber die nächste Ecartépartie interessirte uns doch viel mehr als das furchtbare Unglück.

Wenn mir mein Entschluß auch nicht leicht geworden ist, so war er doch unerschütterlich. Mir blieb eben nichts Anderes zu thun übrig. Die Freuden von ehemals konnte ich mir nicht mehr gönnen. Die Schönheiten der Natur hatte ich ja bisher nur im Couvée erster Klasse aufgesucht, vom Wagen oder vom Pferde aus bewundert, und wenn ich klettern mußte, trug der Führer mein Gepäck. Die Poesie des Morgengrauens kannte ich nur von der Nuerhahnbalze. Alles, was mich freute, war sehr kostspielig. Meine Freunde fand ich nur in einer Gesellschaft, mit der ich jetzt nicht mehr gemeinsame Sache machen konnte. Auch meinen Haushalt, den ich während der letzten Jahre schon erheblich reducirt hatte, konnte ich nicht mehr weiterführen. Ich war nach den Verhältnissen meines bisherigen Daseins völlig verarmt und hatte nur reiche Bekannte.

Sollte ich den Versuch machen, mich herauszurappeln, ein neues Leben zu beginnen, mir Entbehrungen aufzuerlegen, durch meine eigene Kraft zu erwerben? Es waren lauter Unmöglichkeiten. Ich war über alle Begriffe verwöhnt. Ich hatte nie mit der Möglichkeit gerechnet, mir einen Wunsch zu versagen. Und wie sollte ich erwerben? Ich hatte ja nichts gelernt! Die Leute, die mit ihrer Hände Arbeit ihr Dasein fristen — ich hatte sie drüben in Amerika kennen gelernt — sie waren aus anderm Stoff; und um diesen Preis wäre mir das jämmerliche Dasein übrigens auch viel zu theuer bezahlt gewesen. Ich fühlte mich ganz in der Stimmung des Faust, dem Mephisto den Wiedergewinn der Jugend ohne Zaubermittel verheißt:

Vergiß dich gleich hinaus nnn's Feld,

Fang' «i zu hacken und zu graben,

Erhalte dich und deinen Sinn

In einem ganz beschränkten Kreise,

Ernähre dich mit ungemischter Speise,

Leb' mit dem Vieh als Vieh, und acht' es nicht für Raub,

Den Acker, den du eintest, selbst zu düngen.

Tos ist das beste Mittel, glaub',

Auf achtzig Jahr' dich zu verjüngen.

Und ich mußte darauf gerade wie Faust antworten:

Das bin ich nicht gewöhnt, ich lann mich nicht bequemen.

Den Spaten in die Hand zu nehmen.

Alle meine guten Vorsätze wären haltlose Phrasen gewesen, die für den Ernst meiner Situation nicht taugten, Programme ohne den Glauben an deren Verwirklichung.

Ichlag neu». 253

Wenn ich jetzt abschloß, so hatte ich wenigstens das Gefühl, keinen Menschen einsthaft zu schädigen. Kein Armer wurde von mir benachtheiligt. Niemand durfte mich einen Schwindler und Betrüger schelten. Und so ordnete ich denn Alles zur Entscheidung.

Unauffällig und langsam hatte ich während der letzten Tage alle Vorbereitungen getroffen. Ich hatte alle meine kleinen Rechnungen bezahlt, alle meine Briefschaften und Papiere verbrannt. Meine letzten Verfügungen warm bald getroffen. Wie gewöhnlich hatte ich zu Hause gespeist, mich zur gewohnten Zeit in mein Schlafzimmer begeben und mich zum Ausgehen angekleidet. Meinem Diener, der mir den Ueberrock hinhielt, sagte ich: „Ich gehe noch nicht aus, ich habe noch einige Sachen zu erledigen. Ich werde Dich rufen, wenn ich Dich brauche.“ Schon vorher hatte ich noch einmal genau Umschau gehalten. Ich hatte Alles erledigt, was zu erledigen war.

Ich trat in den Salon zurück, in dem nur eine Lampe brannte, und zündete noch die zwölf Kerzen auf den Armleuchtern vor dem Spiegel an. Dann schloß ich die Schublade meines Schreibtisches auf und nahm aus dem ledernen Behälter meinen guten Revolver, den ich auf seine Tüchtigkeit ein paar Tage vorher geprüft und neu geladen hatte.

Ich stellte mich in das helle Licht der Kerzen gerade vor dem Kamin und steckte den Lauf in den Mund. Ich merkte, daß ich dabei eine häßliche und lächerliche Grimmasse schnitt, und ich gestehe, daß sich meine Eitelkeit gegen diese Todesart sträubte. Vor Kurzem hatte ich ein Stück gesehen, ich glaube, von Ibsen, in dem die Heldin die Forderung aufstellt, „schön im Sterben“ zu sein. Man lachte darüber. Ich fand es sehr richtig und natürlich. Ich mußte in diesem letzten Augenblicke wieder daran denken.

Ich legte den Revolver bei Seite, zog mir Rock und Weste aus, band die Cravatte los, entkleidete mich auch des Hemds, stellte mich nun gerade vor den Spiegel, nahm den Revolver in die Linke, stemmte ihn fest auf die linke Seite der Brust — ich fühlte noch die eigenthümliche Kälte bei der Berührung des Stahls mit dem Fleisch — und legte nun den Daumen der Rechten an den Drücker.

Bis zu diesem Augenblick war ich vollkommen ruhig und unheimlich nüchtern geblieben.

In diesem einen Augenblick aber, gerade als ich die Kälte spürte, überkam mich eine furchtbare Erregung. Meine Schläfen hämmerten, als ob mir die Stirn bersten müsse. Ich hatte Ohrensausen, und es flimmerte mir vor den Augen. In demselben Augenblicke schlug die kleine Uhr, die zwischen den beiden Armleuchtern auf dem Gesimsbrett vor dem Spiegel stand, gerade neun. Ich war an das Schlagen der Uhr so gewöhnt, daß ich es eigentlich nie mehr hörte. Jetzt aber mar mir, als ob ein schwerer Klöppel auf die Sturmglocke schlug. Ich hörte den ersten Schlag auf den Hammer, der, dröhnend mein Trommelfell erzittern machte.

25H j)aul linden in Dresden.

Blitzschnell durchfuhr mich in einer gewissen ironischen Anwandlung der Gedanke: wieder Schlag neun! Ich glaube, daß sich meine Lippen noch zu einem Lächeln hoben. Schlag neun hatte mein Dasein als Spieler schon einmal beschlossen.

Nun also ein zweites Mal, und ein gründlicher Schluß! Ich hörte den zweiten Schlag. Da drückte ich los.

Ich fühlte einm harten, starken Schlag, der mich mehr überraschte als schmerzte, und fühlte auch irgendwo etwas sonderbar Heißes. Dann taumelte ich rücküber und stürzte auf den Boden. Ich wollte mich instinctiv erheben, aber ich konnte kein Glied mehr rühren. Nur in den Fingerspitzen hatte ich noch das Gefühl, als ob meine Hand sich Kampfe, und als ob die Finger über die Wolle des Teppichs führen. Sonst war ich vollkommen hilflos, aber auch nicht mehr hilfsbedürftig.

Ich weiß nicht, wie lange ich so dalag. Es schien mir eine lange Ohnmacht zu sein. Aber allmählich dämmerte in mir das Bewußtsein wieder auf. Der unwillkürliche Drang, der mich eben noch beherrscht hatte, mich aus meiner Lage zu befreien und unter dem Gebot eines stärkeren Willens als des meinigen Hilfe zu suchen, war erloschen. Um den Menschen, der ich bisher gewesen war, kümmerte ich mich nicht mehr. Er halte aufgehört, Interesse für mich zu haben. Er mochte am Boden liegen oder nicht, es war mir gleichgiltig. Ich hatte die Empfindung: etwas ist vernichtet. Ein Anderes aber, dessen Existenz doch wohl auch an das Vernichtete gebunden ist, ist einstweilen noch vorhanden. Es wird wohl, wie das schon Vernichtete, dem Untergange geweiht sein, aber noch ist es. Zwischen den« letzten Herzschlag und dem letzten Vibriren der Gehirntasten wird wohl ein Zwischenraum liegen, vielleicht nur der Bruchtheil einer Secunde, — vielleicht die Ewigkeit. . .

Bei diesem Begriff übersiel mein körperloses Ich ein Schaudern. Die Vergegenwärtigung der Ewigkeit hatte etwas Fürchterliches für mich. Ich hatte früher nie daran gedacht. Ich hatte mir den Begriff nie klar zu machen gesucht. Jetzt erst fühlte ich's und glaubte es zu verstehen.

Also die wohlgezielte Kugel hatte doch nicht Alles durchbohrt! Es war noch etwas Unvernichtetes vorhanden. Anders als vorher, aber es war. Es hatte Bewußtsein, das Vermögen der Wahrnehmung, der Einsicht, des Empfindens. Es fühlte die plötzliche und vollkommene Veränderung, die durch die gewaltsame Zerstörung seines Gehäuses mit ihm vorgegangen war. Nun war es nicht mehr in den Organismus gebannt, es war frei. Aber es war auch schutzlos und vor rauhen Berührungen nicht mehr gedeckt. Wie etwas Flüssiges ergoß es sich aus dem zerbrochenen Gefäße. Nein, nicht wie etwas Flüssiges. Es mar aewichtlos, wesenlos, ätherisch, und steuer- und ziellos, ohne von

51
«
U
|^
tt
c» ,
r<
«Ä
r.
«!,
U
«» "
>
^>
m
r.
s'
«»
s>
O
^
10
o^lic)^ ^

-ve

-.

Â»> ,

,->

,<-

schlag neun. 255

irgend einem Widerstände oder Hindernisse aufgehalten zu werden, flatterte es auf in die Leere.

Den Raum, in den der Körper lag, hatte es längst verlassen. Es war irgendwoanders, in einer Region, zu der niemals der Sinn des Lebenden auf- oder hinabgestiegen war. Denn es mußte nicht, ob es stieg oder versank, ob es in unermesslich schneller Bewegung trieb oder in Trägheit verharrte. Die fürchterliche Qual war, daß mit diesem Unverwüsteten ein klares Bewußtsein zusammengekettet war. Dabei war Alles so gewaltsam, so neu, so ungewesen, daß sich der Sinn nicht darin zurechtfinden konnte. Nur Eines war mir vollkommen klar: daß ich nicht träumte, und daß ich nicht verrückt war.

Ich hatte offenbar ein neues Sein zu lernen. Alles mußte ich neu lernen, den Gebrauch der Sinne, die mir in der Körperlosigkeit noch verblieben waren. Mir war auch, als lernte ich schon, als gelangte ich aus dem Taumel und Duse, der mich zunächst befangen gehalten hatte, zu einer gewissen Stetigkeit und Klarheit, und mit der Zeit — es ist unmöglich, mir zu sagen, ob ich Sekunden oder Jahre dazu gebrauchte — fühlte ich auch eine Einwirkung auf die Sinne: Kälte und Dunkelheit. Die Kälte schien furchtbar zu sein. Aber sie belästigte mich eigentlich wenig. Und in der Dunkelheit, die eine merkwürdig rothe Leuchtkraft besaß, sah ich den Raum vor mir, unermesslich, mit einer Deutlichkeit, als ob die helle Sonne schiene. Ich machte den natürlichen Schluß: da ich die Dunkelheit wahrnehme und die Kälte spüre, muß ich doch noch Werkzeuge besitzen, die mir die Unterscheidung zwischen Hell und Dunkel ermöglichen, noch Flächen, die sich der Einwirkung der Temperatur darbieten. Aber wo sind sie? Ich hatte keine Augen, keinen Körper.

Oder hatten sie nur eine andere, mir noch nicht faßbare Erscheinung angenommen? Ich hatte doch das ganz bestimmte Bewußtsein, daß das Etwas von mir, das eben nicht zerstört war, mit den: ich jetzt dachte und fühlte, zusammenhielt — nicht in stofflicher Grobheit, nicht mit den äußeren Sinnen wahrnehmbar, nicht in wenigstens durch Deductionen physisch erweislichen Atomen, aber mir begrifflich doch in vollster Klarheit fühlbar und erkenntlich. Es kam mir vor wie eine Auflösung, die die Erscheinungsformen für das Auge völlig verändert, das Wesen aber unberührt gelassen hatte.

Eine Art Stofflichkeit besaß es indessen auch, aber von einer Beschaffenheit, wie ich sie im irdischen Leben niemals wahrgenommen hatte. Es schien mir auf der Mittelstufe zwischen Wesen und Erscheinung zu stehen. Ich erinnerte mich an die Wolken, die ich beim Bergsteigen über mir gesehen, die ich dann, ohne dessen gewahr zu werden, durchschritten und von deren Vorhandensein ich mich erst nachher wieder überzeugt, wenn ich sie unter mir hatte. Aber der Vergleich hinkt, wie alle Vergleiche. Es war ein unendlich zarteres Gewebe als der leichteste Wolkenschleier. Ich konnte es auch nicht sehen, ich fühlte eben nur, daß es da war.

256 Paul lindau in Dresden,

Es war da — fluthend, wogend, wehend, wie mir manchmal schien, aber in einer Bewegung, die ich mir erst durch Schlüsse künstlich construiren mußte: durch die Erwägung, daß ich dem Räume des Bekannten, des Begreiflichen, ja des Geahnten entrückt war und mich nun in Unbekanntem, niemals auch nur in der Phantasie Erschaute befand. In der Bewegung selbst aber hatte ich das Gefühl des beständigen Rastens. Um mich dehnte sich die grenzenlose Einsamkeit, die mich mit Schauder erfüllte.

Meine psychisch thätige Unstofflichkeit, wie ich sie nennen will, obwohl der Name nicht zutrifft, dieses aus dem zerstörten Körper entfesselte, aber noch immer fühlende und denkende Etwas, über dessen Wesen, Umfang und Gestaltung ich nur keine Rechenschaft ablegen konnte, das in dein unbekannten Räume wehte oder ruhte, war also wohl die Umhüllung der beiden Sinne, die mir noch verblieben waren: des Sehens und Fühlens. Die andern Sinne waren erloschen. Geruch und Geschmack so vollkommen, daß ich mich ihrer gar nicht mehr erinnerte. Aber das NichtHören steigerte das Angstgefühl, das mich auf meinen dunklen Wege durch die leere und öde Unermehlichkeit überfallen hatte, zu unerträglicher Pein. Hätte ich nur Seufzen und Stöhnen, hätte ich nur meine eigenen Lämmerlaute hören können! Aber die grausige Stille wurde durch keinen Hauch unterbrochen.

Das Entsetzliche war, daß die unsagbare Angst, die mir in meinem irdischen Sein sicherlich die Besinnung geraubt haben würde, die Schärfe meiner Wahrnehmungen, den Drang des Begreifenwollens, des Ergründens, nur noch steigerte. Was war es denn, das da im unermeßlichen Räume in ungeheurer Stille und Einsamkeit, in Dunkel und Kälte, körperlos und doch stofflich, wie eine Ausathmung meiner Leiche, sinnbegabt und zugleich sinnberaubt, mit bewußtseinartiger Regung schwebte und zugleich verharrte? War es das, was die ahnungsvollen kriechen mit dem Worte V25? ungefähr zu errathen und auszudrücken versucht hatten, dessen Begriff mein alter griechischer Lehrer vergeblich mir klar zu machen sich bemüht hatte, wahrscheinlich weil er es selbst nicht recht verstand? War es dieser Complex von Seele, Geist, Sinn, Vermögen des Empfindens, des Erkennens, der Einsicht? War es das, was die Theologen den „unsterblichen Theil“ nennen? Das dem „ewigen Leben“ Geweihte?

Bei dieser Erwägung erreichte meine Angst ihren Gipfelpunkt. Ewig sollte es währen? Ewig? Sollte nie aufhören? Das wäre zu furchtbar! Kein Verbrechen, das der kindliche Glaube mit den Strafen der Hölle bedroht, wäre grausig und furchtbar genug, um den Schrecken der ewigen Dauer zu rechtfertigen. In dem Begriff des Ewigen steckt schon so etwas namenlos Qualvolles und Grausames, daß die Beschaffenheit des Ewigen, ob es nun ewige Wonne oder ewiger Schmerz ist, keinen Unterschied bildet. Weil ewig, wäre auch ewige Wonne nichts Anderes als ewiger Schmerz. Das einzig Tröstende und Beruhigende für alles Bewußtsein ist das Aufhören, das Ende, die Ruhe im Nichts. Was Anderes hatte ich denn gesucht?

schlag neun. 25?

Aber freilich hatte ich vermeint, dieses höchste Gut durch eine einfache Vewegung des Daumens auf den Drücker des Revolvers erringen zu können. Und das war vielleicht eine frevelhafte Vermessenheit gewesen. Selbst wenn mir das Ende, die Ruhe, die mir die Seligkeit zu sein schien, versagt wäre, so würde daraus noch immer nicht folgen, daß es überhaupt kein Ende gäbe. Vielleicht läßt es sich eben nur nicht durch eine Gewaltthat beschleunigen, nicht durch den Willen des Individuums erzwingen. Vielleicht rächt sich die Natur, die dem einzelnen Individuum nicht die Berechtigung zugesteht, in ihre Machtsphäre, in das Walten der Allgebieterin alles Entstehens, Seins und Vergehens einzugreifen. Der übermüthige Mensch besitzt eben nur die Mittel in sich, das eine Werk der Natur, den körperlichen Organismus, zu zerstören, nur den Sitz des Geistes und der Seele. Ob aber auch gleichzeitig Geist und Seele selbst und die diesen Quellen entströmenden Vermögen des Denkens und Fühlens — die Frage hat noch kein Sterblicher beantwortet.

Und ob die Zerstörung des Geistes und der Seele vollkommen gleichzeitig mit der des Leibes erfolgt, und ob in dem vielleicht unermeßlichen Vrruchtheil einer Secunde, der zwischen der Zerstörung des Leibes und der Zerstörung der Seele liegen mag, diese Seele, dieses Bewußtsein nicht zu Vorstellungen, Regungen und Empfindungen befähigt ist, die wie eine Ewigkeit wirken können — auch diese Frage wird von einem Lebenden niemals zu beantworten fein.

Freilich sind nach unserer Erkenntniß Seele und Geist an den körperlichen Organismus gebunden. Aber sie sind doch wiederum trotz des zwischen ihnen bestehenden Abhängigkeitsverhältnisses zu einander selbständig genug, um zum Mindesten auf eine gemisse Zeit für sich allein und ohne auf den Andern angewiesen zu sein, bestehen zu können.

Es giebt geistig und seelisch Todte, die körperlich leben, die alle Functionen des Organismus regelmäßig erfüllen: Wachen und Schlafen, Essen und Verdauen, deren Hauptorgane vollkommen gesund sind, und in denen gleichwohl das, was man wohl den göttlichen Funken genannt hat, vollkommen erloschen ist. Geist und Seele schwachten in undurchdringlicher Nacht. Diese Unglücklichen empfinden keine Freude, keinen Schmerz. Nicht einmal die rohen Gelüste des Thieres haben Gewalt über sie. Sie verstehen es nicht, die zu ihrer Ernährung zweckmäßigen Bewegungen des Beißens, Kauens und Schluckens vorzunehmen, obwohl sie die dazu erforderlichen Werkzeuge in tadelloser Beschaffenheit besitzen. Sie kennen nicht einmal den Wärter, der sie ankleidet, entkleidet, bettet und füttert. Sie stehen unter dem tiefsten Thier. Sie sind nicht stumpfsinnig, sie sind geistig nichtig.

Ist hier der augenscheinliche Beweis erbracht, daß wenigstens auf eine gemisse Zeit der Körper ohne Geist und Seele bestehen kann, weshalb sollten nicht auch Geist und Seele eine Weile leben können, nachdem der Körper gestorben ist?

258 Paul lindau in Dresden,

Aber was brauchte ich erst auf dem Wege der Schlußfolgerung zu dieser Frage zu gelangen? Mein geistig feelisches Ich war ja vorhanden. Ich empfand, ich fühlte, ich erkannte, ich dachte, losgelöst von meiner Körperlichkeit, von der ich nur noch das Bewußtsein hatte, daß sie nicht mehr im Zusammenhang mit mir war, um die ich mich auch gar nicht mehr kümmerte, mit der die da unten anfangen mochten, was sie wollten — oder vielmehr: mit der sie angefangen haben mochten, was sie gewollt hatten. Denn seitdem ich den Daumen auf den Drücker gelegt und das donnerartige Getöse des zweiten Hammerschlags auf die Spiralfeder der kleinen Uhr mich betäubt hatte, war wohl lange lange Zeit vergangen! Ob es nur Stunden waren, oder Tage, oder Monde, oder Jahre — ich konnte es nicht ermessen. Es schien mir aber in ferner ferner Vergangenheit zu liegen.

Und in dieser Vermuthung wurde ich dadurch bestärkt, daß ich an alles Gewesene nur noch eine ganz dunkle Erinnerung bewahrt hatte und mich keines einzigen meiner Freunde, ja nicht einmal meines früheren fo heißgeliebten Wohlthäters erinnerte. Gewiß hatte sich seitdem die Erde, von der ich geschieden war, zu ungezählten Malen wieder verjüngt; gewiß waren eben so oft von den Stürmen des Herbstes die Blätter von den Bäumen gerissen worden, die Thäler und Höhen unter der weißen Decke des Schnees begraben und die Flüsse von den reinen Sonnenstrahlen vom Eis wieder befreit worden. Ach, die Wärme! Das Licht! Sonne, du himmlische Sonne! Du Inbegriff des Schönsten im Leben des Menschen, du Beleberin in unerreichbarer Höhe! Wie inbrünstig sehnte ich mich nach dir und deinen herrlichen leuchtenden und wärmenden Spenden! Wie lange nutzte ich dich schon vermissen hier in meiner Nacht und Kälte!

Dieses stürmische Verlangen, das nie mehr befriedigt werden konnte, sollte ewig währen? Es war in seiner Furchtbarkeit nicht auszudenken! Es stände in zu grausamem Gegensatz zur Gerechtigkeit und Gnade der schöpferischen Kraft, die aller Creatur, die sie hervorgebracht hat, auch die Wohlthat des Vergehens erweist.

All die Qualen, die ich zu erdulden hatte, waren gewiß nur die Strafe für den kecken Eingriff in die Rechte der Naturkräfte, die das Werden, die Gesetze des Seins und auch das Ende allein bestimmen wollen und dem Menschen deshalb auch nur scheinbar gestatten, das Leben zu zerstören. Die gleichzeitige Vernichtung des Innern mit dem Aeußern, der Geistseele, wie ich mich ausdrücken möchte, zugleich mit dem Körper, — die ist, wie ich nun an mir erfahren muß, dem Menschen versagt!

Wohl besteht, wie ich schon früher empfunden hatte, zwischen den beiden Lebelementen, die wir Leib und Seele nennen, bei innigster Zusammenheit und Einheit doch ein Verhältniß der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von einander, so daß das Eine des Andern wohl entbehren und das Eine ohne das Andere wohl sein kann. Aber das doch nur auf eine bestimmte Frist. Der Körper ohne Geist und Seele unterliegt wie Alles dem Gesetze

Schlag neun. 259

der Vergänglichkeit. Er stirbt ab und wird begraben. So auch die Seele ohne Leib.

Da nun, wo die allmächtige Natur durch ihre segenspendenden Verderber, durch Krankheit oder Alter ungestört ihr Werk der Vernichtung verrichten darf, macht sie mit dein zerfallenden Organismus des Leibes zugleich auch der Seele ihr allmähliches und natürliches Ende. Die im Leben vereinigt Gewesenen bleiben auch im Tode vereint. Da ist der Tod der große Erlöser nicht bloß der körperlichen Leiden; da lüschet er, wenn er das Herz den letzten Schlag thun läßt, barmherzig die Leuchte des Bewußtseins aus und schenkt auch der armen Seele Ruhe; da hat der irdische Kämpfer ausgerungen, und über das Gesicht, von dessen Stirn alle Falten der Sorge durch die streichelnde weiche Hand des Todes liebkosend weggestrichen werden, kommt der ergreifende Ausdruck des himmlischen Friedens, der Ausdruck des Verklärten, wie mir es nennen.

Denn der Tod ist nicht die widerwärtige Schreckensfratze, das klapperige Gerippe mit dem sieischentblößten Schädel, Sanduhr und Hippe in der Knochenhano — dies Schreckbild ist nur die wüste Ausgeburt menschlicher Feigheit —; der Tod ist vielmehr die freundliche Lichtgestalt, die tröstend und lindernd unfern Jammer verscheucht und uns mit der weichen Fläche ihrer sanften Hand in traumlosen Schlummer streichelt.

Nei dem ruhig — ich meine, auf natürliche Weise — Sterbenden bleibt die Gemeinschaft, die Leib und Seele im Leben verbunden hatte, also auch im Tode bestehen.

Dem Getödteten aber ist ein Anderes beschieden, als dem Gestorbenen. Da, wo der Leib in vollster Frische, im Besitze noch guter und gebrauchsfähiger Werkzeuge plötzlich gegen den Willen der Natur zerstört wird, wo ein Organismus, dem unter dem normalen Verlaufe der Dinge noch ein rüstiges Dasein auf Jahre hinaus beschieden war, ohne innere NothwendigMt seine Thätigkeit einzustellen gezwungen wird, wo also auch das Unkörperliche des Menschen, das, was ich Geistseele nannte, noch von der Natur unangetastet und in unverminderter Fülle geblieben ist, da wird bei der Zerstörung des gesunden Leibes einstweilen nur der innige Zusammenhang zwischen dem Seelischen und Körperlichen gewaltsam gelöst. Das tödtende Werkzeug, das Körperliche, hat einstweilen eben nur das Körperliche vernichten können. Das Gefäß ist zerbrochen, aber der Inhalt ist nicht gleichzeitig verschwunden. Und wenn ihn das Gefäß nicht mehr zu fassen vermag, so ergießt er sich eben auf den Boden oder verflüchtigt sich, aber er ist einstweilen noch da.

Das Lebendige aber kann mit dem Tobten fürder keine Gemeinschaft halten. Das obdachlos gewordene Geistig-Seelische entflieht, treibt ziellos in die Leere. Es hat noch Bewußtsein. Auf wie lange? Die Frage ist nicht zu beantworten. Die irdische Zeitrechnung trifft hier überhaupt nicht mehr zu. Ich selbst kann unmöglich angeben, wann das, was jetzt mein körperloses fühlendes Ich ist, seine körperliche Behausung verlassen hat. Mir fehlt

260 Paul lind»» in Dresden.

jeder Maßstab. Ich sehe keine Sonne auf- und untergehen, keinen Wechsel der Jahreszeiten. In dem purpurnen Gewoge der Finsternis; in dem ich taumle oder festgebannt bin, ist Alles unermesslich, Raum und Zeit. Nur das fühle ich — und das allein laßt in meiner Angst und Pein Hoffen aufkommen —: ewig kann es nicht währen. Auch das geistig Stoffliche, das meine Sinnesthätigkeit, mein Begreifen und Erkennen jetzt umhüllt, wird noch aufgebraucht werde«. An der Kälte fühle ich ja, daß es mit fremden Kräften sich berührt, an ihnen sich reibt. Es muß sich also abnutzen wie alles Andere. Wenn auch säumig und durch ihr Widerstreben strafend, wird die gütige Natur das nachholen, was ich durch die Kugel gegen ihren Willen voreilig habe durchsetzen wollen. Auch das zart Stoffliche der Seele wird zerrieben werden und in nichts vergehen, und mit der Auflösung wird das Bewußtsein sich vermindern und endlich aufhören.

Das wehende Gewebe, das das empfindsame Unzerstörte, das aus dem Körper Losgelöste in sich barg oder vielleicht auch selbst war, schien sich in der Thal zu verringern. Ich empfand ganz deutlich etwas wie eine Verminderung. Auch die Schärfe meiner Vorstellungskraft schien in Abnahme begriffen zu sein. Die peinigende Klarheit wich einer gewissen versöhnlicheren Verschwommenheit. Weniger als zuvor fühlte ich das Bedürfniß zum Grübeln, mir von meinem jetzigen Zustande Nechenschaft abzulegen. Gegen die Kälte wurde ich noch unempfindlicher als zuvor. Das Purpurroth der Finsterniß blieb zwar unverändert, aber es war mir gleichgiltig. Auch die grausige Einsamkeit schreckte mich weniger.

Wo war ich nur? Wohin trieb ich? Das war das Einzige, was mich beschäftigte. Ich hatte die Empfindung der vollkommenen Verlassenheit. Und doch mar mir auch wieder zu Muthe, als ob der Raum, in den: ich willenlos schwebte, irgendwie bevölkert sei. Es war nicht die Leere, es war etwas da, wie verklungene Töne, wie erloschene Lichtstrahlen, etwas, was ich nicht wahrnehmen konnte, aber doch ahnte. Was konnte es nur sein? Unsere Sonnenregion mußte wohl in unermesslicher Feme hinter mir liegen, denn nicht der schwächste Schimmer drang leuchtend zu mir. Aber auch andern Systemen hatte ich mich nicht genähert. Ich war den von der Erde aus sichtbaren Weltkörpern vielmehr so weit entrückt, daß ich auch von ihnen nichts mehr wahrnehmen konnte. Oder war es nur eine Einbildung von mir gewesen, wenn ich die Finsterniß zu sehen geglaubt hatte? War ich am Ende erblindet? Hatte ich mit dein Gehör auch das Gesicht verloren? Bei diesem Gedanken überkam mich auf's Neue ein entsetzliches Angstgefühl, das mich aus dem mohlthätigen Dusels in den ich allmählich zu versinken gehofft hatte, unbarmherzig aufscheuchte. Es rüttelte mich wieder wach. Aber bei diesem Wiedererwachen zu klarerer Vorstellung hatte ich doch inmitten der folternden Angst auch ein unbeschreibliches Wonnegefühl. Ich erkannte, daß der Verminderungsproceß an mir stete Fortschritte machte. Ich fühlte eine merkliche Abnahme. Nun hatte ich die tröstliche Gewißheit

schlag nenn. 261,

des Nufhörens, der segensreichen Vernichtung. Das machte mich so überglücklich, daß ich nun alle Schrecknisse getrost ertrug. Wußte ich doch, sie werden ein Ende nehmen. Was konnte mich da noch schrecken?

Ach, das Ende! Die glückselige Verheißung, die in diesem Begriff für mich lag, war kaum zu fassen. Nun sah ich es vor mir. Mit aller Kraft, die mir noch geblieben war, strebte ich ihm zu.

Und in der vollsten Freudigkeit fühlte ich, wie mich ein lauer Schauer durchrieselte. Wohlige Wärme zum ersten Mal wieder nach so langer, langer Kälte! Ich fühlte, wie sich die Finsterniß lichtete. Meine Sehkraft war also doch nicht erloschen! Und nun hörte ich gar, hörte zum ersten Mal wieder seit der unendlichen Taubheit!

Ein fernes tiefes Summen, wie das Ausklingen einer Glocke. Und dann den starken Anschlag des Klöppels.

Ja, es war eine Glocke, und der lang anhaltende Nachhall zitterte mir im Ohr. Nach geraumer Zeit ertönte ein zweiter Glockenschlag, dann ein dritter, ein vierter. Die Schläge folgten jetzt in kürzeren Zwischenräumen auf einander. Ein fünfter. Es muhte wohl eine Thurmuhre sein. Ich zählte bis sieben . . .

Beim zweiten Schläge meiner kleinen Uhr in der neunten Stunde war ich aus dem Leben geschieden, und wieder beim Glockenschlage sollte ich das heißersehnte Ende finden. Um die siebente Stunde, wenn ich recht gezählt hatte. —

War es Abends, war es Morgens? Ich wußte es nicht. Ich wußte nicht, wieviel Tage, wieviel Monde, wieviel Jahre seitdem verflossen waren. Es siel mir auch nicht auf, daß ich in der ungeheuren Einsamkeit eine Kirchenglocke vernahm, daß also Menschen in der Nähe sein mußten. Ich hörte nun auch andere Geräusche, ein Schlürfen, ein Klappen, und fühlte jetzt zum eisten Mal wieder etwas Körperliches von mir selbst. Die letzte Empfindung vor dem Schuß vergegenwärtigte sich mir noch einmal. Ich fühlte unter den Fingerspitzen die weiche Wolle des Teppichs. Dann war mir, als würde ich gerüttelt und geschüttelt, und dann entschwand das Bewußtsein. Es mar das Ende. Ich weiß, daß meine letzte Regung die des innigsten Dankes für die Befreiung mar. . . .

Es war nicht das Ende. Als ich aus langer und tiefer Bewußtlosigkeit wieder zu mir kam, lag ich entkleidet in meinem Bett. Vor mir standen mein alter Hausarzt, ein jüngerer Herr, den ich später als einen mir langst dem Namen nach bekannten Chirurgen kennen lernte, und mein Diener, Alle mit dem Ausdruck des tiefsten Ernstes. Die beiden Aerzte hatten sich offenbar um mich bemüht. Ich fühlte mich sehr matt, und ich war zu faul zum Sprechen. Ich zog es daher vor, die Augen wieder zu schließen und theilnahmlos zu bleiben. Auf die an mich von meinem Hausarzt gestellte Frage: „Hören Sie mich?“ gab ich keine Antwort, obwohl ich ihn sehr wohl gehört hatte. Die Beiden unterhielten sich noch eine Weile. Ich ver-

262 Paul lindau in Dresden,
stand nur soviel davon, daß ich doch schlechter gezielt, als ich gedacht hatte.
Aber der Schuß war gleichwohl lebensgefährlich, und alle Bemühungen des
geschickten Chirurgen war es nicht gelungen, die Kugel aufzufinden.
Vor Erschöpfung schlief ich bald wieder ein und so fest, daß ich nur
eine ganz unklare Vorstellung davon hatte, wie sich der Arzt auf's Neue be-
mühte, die Kugel zu finden. Ich fühlte ein gewisses Unbehagen, aber
eigentlich keinen Schmerz. Mein tiefer Schlaf war traumlos. Nach einiger
Zeit wachte ich wieder auf.
Mein Diener saß allein neben meinem Bett, den traurigen Blick un-
ausgesetzt auf mich gerichtet. Jetzt erst fiel mir auf, daß zwischen dem Schuß
und meinem Erwachen ein viel geringerer Zeitraum liegen mußte, als ich
mir vorgestellt hatte. Es konnte sich doch nur um Tage oder Wochen
handeln, vielleicht nur um Stunden, während ich eine unermesslich lange
Zeit durchlebt oder wenigstens durchfühlt zu haben glaubte. Als ich die
Augen aufgeschlagen hatte, erhob sich mein Diener. Ich machte eine leise
Bewegung. Ich wollte mich aufrichten.
„Um Gottes willen!“ rief der Diener entsetzt. „Bleiben Sie liegen,
gnädiger Herr, daß sich die Kugel nicht sackt.“
Ich blieb ruhig liegen.
„Wann hast Du mich denn gefunden?“ fragte ich.
„Aber gleich, gnädiger Herr. Ich habe ja den Schuß im Nebenzimmer
gehört. Ich bin sofort hineingestürzt.“
„An welchem Tage war's denn?“
„Heut Abend.“
„Wie spät ist es jetzt?“
„Es geht auf zwölf.“
„Und um welche Stunde Haft Du mich gefunden?“
„Es hatte gerade neun geschlagen.“
„So, so!“ versetzte ich.
Das Unbegreifliche wurde mir nun klar. So schwer es mir wurde,
mich zurechtzufinden, ich mußte es als erwiesen ansehen. Beim zweiten
Glockenschlage neun hatte ich abgedrückt. Ich hatte das Bewußtsein verloren,
oder vielmehr mit einer unheimlichen Deutlichkeit hatten sich meiner ganz be-
stimmte Vorstellungen bemächtigt: Alles das, was in diesen Aufzeichnungen
enthalten ist. Aber der Ton des zweiten Anschlags des Hammers auf die
Spiralfeder war noch nicht verhallt, als ich schon wieder zu mir kam. Ich
hörte noch das Summen des zweiten Schlages und zählte schon vom dritten
Schlage an wieder bis sieben. In diesem gar nicht mehr bemeßbaren Zeit-
theilchen hatte sich Alles das abgespielt, was mich eine kleine Ewigkeit dünk-
te und mich mit dem Schreckbilde des Ewigen erschüttert hatte.
Es mag eine fixe Idee von mir sein, wenn ich behaupte, daß ich in
diesem unberechenbaren Bruchtheil der Secunde den scharfen Vorgeschmack des
Endes gehabt habe, daß ich in diesem Momente todt gewesen bin.

schlag nenn.

265

Alle meine Wahrnehmungen und Regungen, meine Empfindungen und Gedanken habe ich, so vollkommen und deutlich es mir möglich war, von meinem Lager, das ich lebend nicht wieder verlassen werde, in schmerzfreien Stunden mit ruhigem Blute dictirt. Ich habe die Übertragung aus dem Stenogramm selbst durchgelesen und corrigirt. Der Tod schreckt mich nicht. Ich begegne ihm wie einem Bekannten. Und ich habe nun die Gewißheit, daß er mir das bringen wird, was ich allein ersehne, das Ende. Der Verfasser der vorstehenden Blätter starb gerade acht Tage nach seiner tödtlichen Verwundung an Blutvergiftung, die durch die nicht aufgefundene Kugel herbeigeführt worden war, Schlag neun Uhr.

^Illustrirte Bibliographie.

Vom Kaulasu« zum Hndulusch. Ncismomentc von Bernhard Stern. Mit 12 Vollbildern und 83 Tcztilustrationcn nebst einem Anhang; kaukasische Marschrouten. Berlin, Siegfried Croubach.

Der Verfasser, der sich uns als einen einsamen, pai'loscn, auf Schritt und Tritt verfolgten Flüchtling aus Riga vorstellt, gibt uns keine zusammenhängende Reisegcschichtc, sondern uur Neiscmomente. Er schildert seine Tamftfcrfahrt auf der Wolga uud deni Kaspi, seine Wagcnfahrt auf der grusinischen Öeerstrasze, die ihn über deu schneebedeckte!! Kasbek nach Tiflis führt, seine Wandcnlngen und Erlebnisse in Tiftis, in Mzchet, der alten Königsstadt von Grusien, und in KutaiZ, der alten Köuigsstadt rou Imcretien: danu besuche» wir mit ihm das alte Land von Kolchis, den Hafen von Batuni und die Halbinsel Apscheron mit der Navhtastadt Baku; schließlich gelaugen »vir nlittclft der transkaspischen Stepßcnbahn in das Wunderland Samarkand.

Ter Reisende nimmt an Allem Interesse, was er sieht und hört, an den Naturschönheiten ebenso, wie an der Geschichte und Mythologie, an der Nnnst uud Industrie, au Handel uud Wandel. Diese Mannigfaltigkeit der Eindrücke, die noch erhöht wird durch die geschickte Einflechtung der persönlichen Begebnisse des Verfassers, erweckt auch in dem Leser eine lebhaftc Thcilnahme für Gegenden, die, geographisch gar nicht so fem, den Meisten doch so fremd und uubekaunt sind. Vortrefflich ist namentlich die Schilderung von der gefährlichen Fahrt über den Kaukasus, wie denn überhaupt die Ratunnalereicu durch Einfachheit und Wahrheit ausgezeichnet sind. Einige Werst von Batum entfernt sieht er über eine grüne Wiese ein Helles Häuschen wiukcu, und sein Freund sagt ihm. das; in demselben Friedrich Bobcnstcdt lange ^jeit gewohnt und gedichtet have. Er hätte gern dieses anmnthigc Tichterheim Mirza-Schaffu's besucht. Aber als er hinkam, war die Pforte verschlossen, auf sei» wiederholtesKlopfen öffnete Niemand, tiefe Stille lag ringsum . . . Wie schlimm es übrigens in jener Gegend hergeht, erfahre» wir durch folgendes Erlebnis!: Auf der Weiterfahrt mit seinem Freunde und dessen Gattin sieht er eine seltsame Gruppe herankommen: zwei Tameu und einen Herren in Urcostümcn! Jetzt sind sie dicht bei ihnen, und nachdem sie um Tücher und Röcke zum Umhängen gebeten, erzählen sie, der schöne Nachmittag habe sie verlockt, sich tiefer und tiefer in die Berge zu verlieren. Ta plötzlich sahen sie sich vo» Mubern umringt, die ihnen nicht mir alle

Illustrierte Bibliographie.

265

Nerthfachen und Waffen, sondeni auch die Kleider abnahmen und sie dann röllig nackt laufen licfzen. Sie waren froh, mit dem Leben davon gekommen zu sein. Unser Reisende nahm die Fremden — es waren Europäer — in seinen Wagen und kehrte eilig nach Natum zurück, wo sein sonderbarer Einzug bei der christlichen und mohammedanischen Struhenjungenb nicht geringes Aufsehen erregte. Der Porfall wird dann sofort der Polizei

Au«: «. Ttern, Vom »»illasui zum Hi>,0ulusch. Aittm, S, Cronbach.

gemeldet, die zwar zahlreiche Patrouillen in'ö Ocbilge sendet, aber selbstverständlich nichts ausrichtet; denn die Ränder hatten sich längst in ihre unauffindbaren Schlupfwinkel, vielleicht auch hinter die nahe türkische Grenze zurückgezogen.

Sehr anschaulich wird dann die Entwicklung und der jetzige Zustand von Baku geschildert. Vor einem halben Jahrhundert eine dem Untergänge geweihte Stadt von 800 elenden Hütten mit 4(100 armseligen Personen, Tartaren und Armenien», ist Baku jetzt Hloid und Lud, I.XIV., i»>, 18

Nord und öüd.

ein stolzer Hafeuort von 00 000 Einwohnern; am Quai tummeln sich in ihren höchst malerischen Trachten Vertreter aller Völker Europas und Asiens. Der Bazar ist zu einem wahren Weltkaufhaus geworden, wo neben den gewöhnlichen Handwerken sich Millionen-Kaufleute bewegen, neben einfachsten Handelsartikeln und Lebensmitteln die feinsten und kostbarsten Waaren der ganzen Welt aufliegen. Auch die prachtvollen Magazine und Paläste und die bequemen Wohnungen in den neuen Straßen zeugen von dem Reichtum des heutigen Baku. Denn reich ist und immer reicher wird diese Stadt, in deren Naphta-

Äol»: Vohnhulm mit Gerüst,

Au«: Ä. Sie rn. Vom Ilcuillllu« zum Hwdulusch, Berlin, S. (5ronb«ch, industrie allein ein unerschöpfliches Capital steckt. Da das Trinkwasser schlecht ist, hat die Stadverretung den Ingenieur Altuchow im April 1882 beauftragt, eine 114 Werst lange Wasserleitung aus dem Flusse Kur nach Natu zu legen; die Kosten dieser Leitung sind auf 4—5 Millionen Rubel veranschlagt. Wie schnell die Petroleumgewinnung fortgeschritten, zeigt die einfache Bemerkung, daß sie vor 50 Jahren etwa 150,000 Pud, im letzten Jahre aber über 250,000,000 Pnd betrug; das Pud $\hat{=}$ 40 Pfund. Der Preis der Naphta war bis 1877 durchschnittlich 45 Kopeken pro Pud, beträgt jetzt aber nur 4 Kopeken. Die Versendung nach auswärts geschieht mittels Kisten oder in eigens construirten Dampfer» und Waggonen. Die Kistenfabriken produciren täglich 2000 bis

Nibliographie. 26?

40,000 Kisten, die Dampfboote «der Tanks und die Cisternenwaggons haben cisternen Behälter, in die das Petroleum direct eingepumpt wird.

Die transkaspiische Eisenbahn ist vorzugsweise ein Werk des russischen Generals Annenlow, eines wahrhaft genialen Mannes von rastloser Energie und seltenem Muthe, der sich durch keine Zweifel beirren ließ, der allen Nöthen und Spötteleien zum Trotz das Riesenwerk in Angriff nahm und es ruhmvoll zu Ende führte, obgleich Gegenwühlereien persönlicher und sachlicher Feinde ihm ununterbrochen Hindernisse zu bereiten suchten. Die ersten 170 Werst sind vollständig wasserlose Strecke; erst dann, bei Station Kasandschick, trifft man auf die ersten Süßwasserquellen. Hierauf wieder Steppe bis zur Oase von Achal-Tele und hinter Merw bis Geot-Teke. wo General Skobelew 1881 die Tette besiegte. Die Kosten der ganzen Bahn waren erstaunlich gering, nur 43 1/2 Million Rubel. Das interessante Buch schließt mit dem ersten Versuch eines kurzen Kaukasusführers in deutscher Sprache. U. 5.

wie Ludwig Pietsch Schriftsteller geworden ist.

Als Goethe einst mit Eckermann über die geplante Fortsetzung von „Wahrheit und Dichtung“ plauderte, bemerkte er, daß er jene späteren Jahre mehr als Annale« behandeln müsse, und darin weniger sein Leben als seine Thätigkeit zur Erscheinung kommen dürfe, denn „die bedeutendste Epoche eines Individuums ist die Entwicklung“, welche in seinem Fall mit den damals bereits vorliegenden Bänden von „Wahrheit und Dichtung“ abgeschlossen sei. Ludwig Pietsch hat sich streng an das Goethe'sche Wort gehalten, denn in einem soeben bei F. Fontane K Comp, in Berlin erschienenen stattlichen Bande: „Wie ich Schriftsteller geworden bin, Erinnerungen aus den Fünfziger Jahren“, giebt er uns in begrenztem Rahmen das »nichtigste Stück seiner Lebens- und Entwicklungsgeschichte, während welcher er sich aus einem Künstler in den Schriftsteller verwandelte. Pietsch hat früher bereits hier und da, so auch in unserer Zeitschrift (August 1888), mehrere Stücke seiner Autobiographie veröffentlicht, die vor und hinter jener angegebenen Zeit liegen, aber er that recht daran, daß er sie von der Aufnahme in das obige Buch ausschloß, sein eigenes Bild wie das jener Zeitepoche ist dadurch wohl ein engeres, dafür aber viel klareres und vertiefteres geworden, sodah wir einen wichtigen Beitrag zur Memoiren-Literatur des literarischen und künstlerischen Berlins der Fünfziger Jahre erhalten haben, dem dauernder Werth anhaften wird. Die innere, aufrichtige Bescheidenheit Ludwig Pietsch's läßt seine eigene Persönlichkeit nur seltener in den Vordergrund treten, willig räumt er denselben Anderen ein, nach seiner Meinung Berühmteren, Verdienstvolleren wie er, und wie groß deren Zahl ist, davon giebt uns das dem Bande angefügte Namensregister die beste Kunde, welches an zweihundert und mehr Personen aufführt, von denen er uns eine nicht kleine Reihe in scharf gezeichneten Umrissen mit vielen charakteristischen Bemerkungen über ihr Wirken und Schaffen, ihr Leben und Streben vor Augen führt. Man weiß, daß Pietsch zuerst den Ruhm des Künstlers sich erträumte, daß er, 1842 Auswanderung von Danzig nach Berlin gekommen, hier die Kunstsalons besuchte, dann in den Ateliers verschiedener bekannter Maler die ihm noch nicht aufgegangenen „Geheimnisse der Malerei“ ergründen wollte und sich darauf auf eigene Füße stellte, zu gleicher Zeit sich einen Hausstand gründend, der ihn zu mancher Handlangerarbeit der Kunst zwang und ihm, der sich einst vielleicht mit großen historischen Compositionen, mit scenen- und figurenreichen Genrebildern getragen, den Leinwandstift und die Kreide in die Hand drückte. Ein Kreis von Künstlern ist es, in welchen uns die erste Hälfte des Buches führt, und erst in der zweiten kommen mehr die allmählig gewonnenen literarischen Freunde zur Geltung. Unter den Künstlern stehen wieder die Bildhauer in erster Linie, in deren Ateliers Pietsch häufig verkehrte und nach deren Entwürfen er viel zeichnete; in jenen Jahren hatte ja die Bildhauerkunst gerade in Berlin einen frischen Aufschwung genommen, und viele große staatliche und königliche Aufträge ließen manch' bedeutsames Werk aus den Werkstätten Kalide's, Heidel's. Trake's, Schievelbein's, Wolff's u. f. w. hervorgehen. Auch den Altmeister der Kunst, Rauch, lernte Pietsch noch persönlich kennen, indem er ihn für ein als Gegenstück zu der bekannten Lithographie „Alexander v. Humboldt in seinem Arbeitszimmer“ dienendes Kunstblatt: „Christian Rauch in seiner Werkstatt“ zeichnete. Im Werkstatt lag in dem weitläufigen, düsteren, grauen Gebäude des alten Lagerhauses zwischen der Kloster- und 18*

268 Nord und Süd.

Neuen Friedrichstraße, und unter einem ganzen Heer von Gypsabgüssen bekanntet. Weite Nauch's, zwischen Hilfsmodellen, Skizzen, Büsten fand Pietsch den Meister: „Damals, zwei Jahre vor seinem Tode, war der Achtundsiebzigjährige noch eine Erscheinung von unvergleichlicher Majestät und Würde. Noch immer hielt seine, die große Mehrzahl der Menschen überragende Gestalt sich hoch und stark aufgerichtet, trug er das von rollem, silberweißem weichfließendem, seinen Haar umwallte edle Haupt mit dem groß und schon gemeißelten bartlosen Antlitz, dessen blaue Augen scharf, streng und gebieterisch blickten, so stolz und frei, wie vor Jahrzehnten. Man brauchte kaum zu wissen, was und wer er war und was er geschaffen hatte, um unwillkürlich von Ehrfurcht bei seinem Anblick ergriffen zu werden und sich innerlich sehr klein zu fühlen, wenn man dem in seinem sandfarbigen, tuchenen, faltigen Talar mit breitem Kragen, wie ihn Drake's Marmorstatue zeigt, ober in seinem langen, weiten Atelierrock von derselben lichtgelb-grauen Farbe gekleideten, greisen Meister gegenübertrat. Wie ein König und Herrscher im weiten Reich der Künste und mit dem vollen Bewußtsein dieser Würde und Stellung stand er da und wandelte er unter den Menschen seiner Zeit.“

Mit diesem Gefühl des „Kleinseins“ trat Pietsch einem zweiten Meister der Kunst, damals im Jahren nach mehr Jung- wie Altmeister, gegenüber: Adolf Menzel. Allmählich nur, nachdem er sich von seiner Jugendbegeisterung für die Kunst eines Schnorr von Calosfeld und Wilhelm von Kaulbach befreit hatte, «erstand er ganz die Tiefe und Größe der Menzel'schen Bilder, seiner Friedrich-Gemälde, seiner Holzschnitt-Illustrationen zu den Weilen des großen Königs, von demselben Augenblick an aber nahm Menzel den Platz eines Hausgottes bei ihm ein, und nie wurde Pietsch müde, für ihn auf das Wärmste und Ueberzeugendste einzutreten, ihm immer weitere Kreise des zuerst widerstrebenden Publicum» eroberte und seinen Ruf in Bevölkerungsschichten tragend, die sich sonst herzlich wenig um Kunst und Künstler bekümmert.

Was Menzel für Pietsch unter den Künstlern war, das bedeuteten für ihn unter den Dichtern Iwan Turgenjew und Theodor Storni. Elfteren hatte er kennen gelernt, als noch Niemand etwas von seinem literarischen Schaffen wußte, Letzteren, als „Immensee“ gerade erschienen war; mit beiden schloß er enge Freundschaft, eine Freundschaft, die bis zu deren Tode dauerte. Ueber das innere Wesen Storm's und Turgenjew's erhalten wir manchen neuen und werthvollen Aufschluß: wie reizvoll ist die Beschreibung des ersten Zusammentreffens mit Turgenjew auf der zu einem Lese-Institut: „Die Zeitungshalle“ führenden Treppe, wo Pietsch an einem Novembernachmittage des Jahres 1846 ein auf fallend hoch und breit gewachsener Mann von etwa 27 bis 28 Jahren, in einen weiten Pelzrock gekleidet, ziemlich langsamen, schweren Tritt entgegenkam: „Die auf dem mittleren Treppenabsatz brennende Gasflamme beleuchtete scharf und hell das Gesicht des Mannes. Sein Anblick traf mich so, daß ich für einen Moment stehen blieb und die Augen nicht von ihm wenden mochte, als er an mir vorüber und die Treppe weiter hinaufging. — Es war ein Kopf, wie ich ihn nie zuvor gesehen hatte und wie man ihn nie wieder vergißt. Das Gesicht zeigte entschieden russischen Typus; es hatte dessen breite Backenknochen, die hier aber durch die edle, herrlich gewölbte Stirn und die mächtige Nase dominiert wurden, lieber jene fiel nach links ein voller Büschel der etwas lang getragenen, auf der rechten Seite gescheitelten braunen Haare. Starke, fast schwarze Brauen beschatteten ein Paar grünlich-braune, brüchlidrige große Augen von eigentümlich schwer-müthig weichem Ausdruck. Ein brauner, kurzer Schnurrbart zog sich bis unter die Mundwinkel über der etwas ausgeworfenen Oberlippe hin. Das, wie die Wangen glatt rasirte, volle, bestimmt gezeichnete Kinn schloß das Antlitz nach unten hin ab. — Ich hatte das instinctive Gefühl, hier einem ganz besondern, einem ausserordentlichen Menschenwesen begegnet zu sein, wenn mir auch keine sogenannte innere Stimme verrieth, daß ich hier zum ersten Male auf den Ursprung und Spender so vieler der besten Güter der zweiten Hälfte meines Lebens getroffen sei. Der Eindruck dieser Erscheinung beschäftigte mich am folgenden Tage unausgesetzt. Ich entsinne mich, wiederholte Versuche gemacht zu haben, sie aus der Erinnerung für mich zu zeichnen.“ — Schon wenige Tage nach diesem zufälligen Zusammentreffen lernte Pietsch Turgenjew in einer kleinen Berliner Bierstube, wo sich allabendlich ein Kreis von Bekannten versammelte, kennen, und die beiden schlossen sich alsbald eng aneinander an, ohne daß jedoch Pietsch damals je von den literarischen Neigungen seines russischen Freundes erfuhr und erst nach Jahren ganz zufällig in einem Portrait des damals schon viel genannten Verfassers des „Tagebuchs eines Jägers“ seinen alten Freund wiedererkannte.

Hat die Bekanntschaft Pictsch's mit Turgenjew etwas Phantastisches an sich, so gleicht diejenige mit Storm mehr einer Idylle, zumal jene Wanderungen mit dem als Gerichts-Assessor in Potsdam weilenden Dichter durch die schönen Umgebungen der Havelstadt an blüthenreichen Frühlings- und Sommertagen, wo beide Freunde in stundenlangen Gesprächen alle Fragen der Kunst und Literatur erschöpften und sich dabei meist übereinstimmenden Sinnes fanden. Zwei andere Menschen beeinflussten nicht minder tief wie Turgenjew und Storm das innere Wesen Pictsch's, der ihnen deshalb in seinen Erinnerungen einen breiten Platz einräumt: Ferdinand Lassalle und Prince-Smith. Mit dem Elfteren verkehrte er viel im Franz Duncker'schen Hause und verlebte auch in dessen kunstgeschmücktem eigenen Heim manche anregungsreiche und interessante Stunde, wovon uns Pictsch viel des Neuen und Fesselnden vorzutragen weis; daneben auch manche selbstständigen Ergänzungen zu dem Lebenslaufe Lassalle's mittheilend; wurde diese Bekanntschaft aber nie zu einer wirklich vertrauten, wie es bei der Verschiedenartigkeit der beiden Naturen auch gar nicht anders sein konnte, so war die Freundschaft mit Prince-Smith eine beswärmere und festere, auf den Lebens- und Entwicklungsgang Pictsch's eine wesentliche Förderung ausübende. Er war es, der dem jungen Künstler mit diesen und jenen einflußreichen Personen bekannt machte, der ihm manche werthvolle Quelle des Wissens und der Literatur erschloß der ihm durch die Bestellung von Portraits mehrfach über die bitterste Noth hinweghalf und ihm noch mehr gab als materielle Hilfe, indem er ihm in verzweifelten Stunden und Tagen neuen Lebensmuth, Selbstvertrauen und frohen Glauben an die noch nicht gänzlich entschwundene Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit einer besseren Zukunft einzuflößen verstand. Prince-Smith gehörte denn auch zu den Ersten, denen Pictsch seine lange verborgen gehaltenen literarischen Neigungen, seine schüchternen öffentlichen Versuche und seine kleinen, allmählig wachsenden Erfolge vertraute und der bei der Kunde von dem ersten erhaltenen kleinen Honorar ahnungsvoll ausrief: „Passen Sie auf, lieber Freund, Sie gehen mir doch noch unter die Schriftsteller!“ —

Wie Pictsch „unter die Schriftsteller gegangen ist,“ bildet naturgemäß den rothen Faden seines Buches; nicht aus eigener, zwingender Anregung heraus griff er zur Feder, sondern um für sich und die Seinen den nöthigsten Lebensunterhalt zu schaffen, um bei der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ einige Zeichnungen anzubringen, zu denen er selbst den Text geschrieben. Denn es waren schlimme Jahre der Entbehrung und des Leidens, die der von romantischem Idealismus allzu stark erfüllte Kunstjünger durchringen mußte, die Noth war häufig der Gast bei der auch von Krankheiten und anderem Ungemach betroffenen Familie, und wenn jener Idealismus auch eine ganz gehörige Portion praktischer Untüchtigkeit zur Folge hatte, so gehörte er hinwiederum dazu, daß das Haupt der Familie, selbst erst kurze Zeit den Jünglingsjahren entwachsen, nicht vollständig den Muth verlor und nicht gänzlich an einer Besserung der drückenden Lage verzweifelte. Nicht Klagelieder sind es, die Pictsch über jene in harten inneren und äußeren Kämpfen überreiche Periode anstimmt; er berichtet uns von ihr im Gegentheil im Lichte eines nur hin und wieder von leichter melancholischer Stimmung durchwehten Humors, der uns warm zu Heizen spricht. Eine ganze Reihe köstlicher Schilderungen erhalten wir daneben von dem Berlin jener fünfziger Jahre, von dem Leben und Treiben in der damaligen, nach unserer heutigen Auffassung so engen und begrenzten preußischen Hauptstadt, von den harmlosen, aber desto echteren und dankbarer empfundenen Freuden ihrer Bewohner, gelegentlich auch von deren politischem Streben und künstlerischen wie literarischen Zielen. Pictsch's bekannte Meisterschaft in der charakteristischen, farbevollen Wiedergabe von Personen und Ereignissen zeigt sich hier in vollem Licht, es dürfte die reifste und abgerundetste Gabe sein, die er uns in diesem Buche geboten, das weit über das Tagesinteresse hinausreicht und dauernd behalten wird, als die Kugelgen'schen „Lebenserinnerungen eines alten Mannes“. Nur daß der hier Gebende noch kein „alter Mann“ ist in des Wortes eigentlicher Auffassung; das zeigt uns äußerlich das dem Bande beigegeben ganz vortreffliche Lichtdruckbild und innerlich noch besser das Buch selbst, ein fesselndes, ein lesenswerthes Buch in jeder Beziehung, ein Buch, das seinem hervorragenden Platz in unserer Literatur würdig ausfüllt!

— I. ig.

Nord und Süd.

Bibliograph

Wie behütet man Leben und »e«

gesundheit seiner Kinder? Von

Dr. Ernst Brücke, Professor an der
Wiener Universität. Wien und Leipzig,
Wilhelm Braumüller. 1892.

Beim Lesen dieses prächtigen Buchs
hat man die Empfindung, als ob man sich
mit einem ernsten, wissenschaftlich hoch-
stehenden Manne, dem alle Supertlugheit des
Charlatanismus verhaßt ist, über die
wichtigsten Fragen, die unser Leben er-
füllen, unterhalte, über die Fragen: Wie
erhalten wir unsere Kinder gesund, und
was thun wir, wenn sie krank werden?

Das Werk gehört — dafür bürgt schon der
gefeierte Name des berühmten Gelehrten —
nicht jener zweideutigen Literatur an, die
von Quacksalber» in den Insertionsspalten
angepriesen wird. Es ist kein „Selbstarzt“,
Brücke empfiehlt vielmehr in allen Fällen,
den Rath des Arztes einzuholen. Aber er
gibt über die rationelle Ernährung, Be-
kledung, Gewöhnung der Kinder ». f. w. so
vortreffliche, vernünftige, durch Beobachtung
gereifte und durch Erfahrung befestigte
Nachschlüsse, daß alle Eltern in dem Werke
die ernstesten Anregungen finden, thörichte
und verderbliche Vorurtheile abthun und
nützliche Lehren empfangen werden. Auf
das Nachdrücklichste sei diese sehr verdienst-
volle Schrift empfohlen. —».

Deutschthum und Turnen. Von

Martin Fabel. Gühr, Max

Linke.

Das Heftchen enthält zwei Aufsätze:

„Die Kulturaufgabe der deutschen Turn-
vereine“ und „Der Fünfkampf der Grichen“,
die beide recht flott geschrieben sind. In
dem ersten Aufsatz, der vor etwa Jahres-
frist in der Turnzeitung erschien, wendet
sich der Verfasser, allerdings wohl etwas zu
einseitig, gegen das Gerätturnen und ver-
langt mit Recht stärkere Betonung der
volksthümlichen Uebungen. Daß das Ge-
rätturnen längere Zeit in unseren Turn-
vereinen überwucherte, wollen wir gern zu-
geben: aber es geht doch wohl nicht an, es
so sehr in seiner Bedeutung zurückzustellen,
wie es der Verfasser thut. Für die
heutigen Verhältnisse ist das Gerätturnen
ein nothwendiger Bestandtheil der Leibes-
übungen. Wir meinen auch hier: „das
Eine thmi und das Andere nicht lassen!“
Uebrigens macht sich ja in den letzten
Jahren ein sehr erfreulicher Fortschritt in
der Pflege der volksthümlichen Uebungen
sich Notizen.

bemerkt. Völlig beistimmen können wir dem Verfasser, wenn er an Stelle des Rufes «ach Turnhallen den nach Turnplätzen stellen will.

Im zweiten Aufsätze giebt der Verfasser eine anschauliche Schilderung des Fünfkampfes der Griechen. Wenn er aber im Vorworte meint, das, „die Fünfkampf-Übungen auf deutschem Boden in Zukunft eine Stätte eifriger, dauernder Pflege finden möchten“, so glauben wir, daß ihn auch hier, wie bei der Unterschätzung des Geräthturnens, seine große Vorliebe für das griechische Alterthum gehindert hat, einzusehen, daß die Neuzeit anderer Mittel bedarf, als das Alterthum. X Np.

Masuren. Ein Wegweiser durch das Seengebiet und seine Nachbarschaft. Herausgegeben von A. Henschel. Dazu separat eine Wegekarte. Königsberg Hartung'sche Verlagsbuchdruckerei.

Der Verfasser klagt mit Recht, daß die Ostpreussische Landschaft Masuren der großen Mehrzahl der deutschen Stammesgenossen gänzlich unbekannt ist. Man ahnt im Reiche gar nicht, daß dort an der fernen Ostgränze landschaftliche Schönheiten zu finden wären, und doch weiß Jedermann, daß in diesem Theile Deutschlands die größten Binnenseen liegen, die wir überhaupt besitzen. Sein hübsch zusammengestelltes Büchlein giebt nun klar geschriebene Schilderungen von Land und Leuten, entwirft ein Bild von den Seen, Wäldern, von den Bewohnern dieser Landstriche, und bietet zugleich einen Reiseführer, der mit großem Geschick praktische Rathschläge mit Hinweisen auf die Naturschönheiten des Landes verbindet. Die Wegekarte, die den Führer ergänzt, ist in so großem Maßstabe gehalten, daß auch nicht das kleinste Örtchen darauf fehlt. Zu wenig scheint uns der Verfasser die Eigenthümlichkeiten der polnischen Bewohner des Landes beachtet zu haben. Für die historische Betrachtung wäre das sehr wichtig. Vielleicht ergänzt er in einer Auflage sein vortreffliches Büchlein nach dieser Richtung.

Na» System der Künste. Von Friedrich Faber, Professor. Gühring, Max Linke.

„Der Mensch findet sich vor unter Anderem. Er ist Anderes unter Anderem. Dies Andere ist schlechthin ausschließend. Alles dieses Andere ist schlechthin be-

Vibliographische Notizen.

2?!

stimmungsloses Sein, und in der Identität dieser Bestimmungslosigkeit schließen die Andeim einander aus.

Aber der Mensch ist unter diesen Anderen sich selbst mweiloien; er ist anderes Anderssein, nämlich nicht das schlechthin ausschließende Anderssein" u. f. w.

Wir konnten uns nicht versagen, diesen Anfang der Schrift wortlich anzuführen.

Wer nach dieser Probe noch Lust verspürt, sich weiter mit der Lcctüre derselben zu befassen, der mag sich das Vergnügen leisten.

Referent hatte genug davon. >Vp.

Nie Iulunft unseres Vollstheaters.

Zehn Aufsätze aus den Jahren 1882 bis 1892. von Anton Nettelheim. Berlin.

F. Fontane K Co.

In Wien und Verlin giebt es unter dem jüngeren Geschlecht der Schriftsteller eine große Zahl von Vorkämpfern für die Voltsbühne, herrscht auch zwischen den zahlreichen Vertretern dieser Bestrebungen manch starke Meinungsverschiedenheit; enig sind sie Alle in dem Gedanken, daß ein Theater mit sehr billigen Preisen nochwendig ist, das dem Volk, d. h. dm minder Bemittelten einen Spielplan darbietet, der ästcthisches und ethisches erhebend wirken könnte. Der Wiener Anton Bettelheim, den unsere Leser als feinsinnigen Essayisten kennen, hat die Aufsätze, die er über diesen wichtigen Gegenstand veröffentlicht hat, in einem Bande gesammelt.

Es ist viel aus diese» Aufsätzen zu lernen. Man mag in Einzelheiten dem Verfasser nicht zustimmen, der Grundgedanke alles dessen, was er sagt, ist ein gesunder und kann nur von böseim Willen bestritten werden. Er ist eng verwandt mit den allgemeinen sozialen Bestrebungen der Zeit, und wer vor diesen mit Absicht die Augen verschließt, macht sich zum Mitschuldige!! an einem Unheil, dessen ganze Größe und dessen Folgen nicht zu übersehen sind. r!.

Das «Kni«lich Vöhmische Landes»

«n» Nationaltheater in Prag

Verfaßt von Fr. Ab. Hubert, Prag, Verlag des Nationalthcater-Eon-sortiums.

F. A. subeit ist der Director des böhmischen Nationalthenteis und der Verfasser einiger moderner und historischer Dramen. In dem vorliegenden Büchlein giebt er auf 31 Seiten einen kurzen Abriß des Prachtbans des böhmischen Nationaltheaters und seiner Vougcshichte, einen kurzen Ueberblick über die böhmische Oper und das böhmische Schauspiel. Alles leider

in so gedrängter Kürze und in einem so ausdruckslosen Stil, daß wir kaum mehr als ein Namen- und Titelverzeichnis erhalten. Und das ist recht schade. Denn wir besitzen in deutscher Sprache kein Hilfsmittel, das uns über den Gegenstand, der hier behandelt wird, unterrichten könnte. Das Büchlein ist zur höheren Ehre des böhmischen Volkes geschrieben. Das hatte aber keineswegs eine angenehmere Darstellung und eine bessere Auseinanderhaltung der verschiedenen Dichter und Komponisten verhindert. il.
«euer Hheater»«l«anach. 1893.

Herausgegeben von der Genossenschaft
Deutscher Bühnen-Angehöriger.

Vierter Jahrgang. Berlin 1898. Com-
missionsverlag von Georg Nanck (Fritz
Rühe).

Die Genossenschaft Deutscher Bühnen-
angehöriger, die sich aus kleinen Anfängen
in überraschend kurzer Zeit zu einer respect-
gebietenden Macht und zu einem wirklich
segensbringenden Institut für die deutschen
Bühnenkünstler heraufgearbeitet hat, giebt
seit einer Reihe von Jahren selbstständig
ein Theater-Jahrbuch unter dem Titel
„Neuer Theater-Almanach" heraus, das
für Alle, die mit der Bühne zu schaffen
haben, ein vortrefflicher Nach- und Aus-
kunftgeber, ein ebenso inhaltreiches wie zu-
verlässiges Nachschlagebuch geworden ist.
Der „Neue Theater-Almanach" enthält
außer dramaturgischen Aufsätzen zunächst
eine sehr vollständige Jahreschronik und
statistische Uebersicht über die Vorgänge im
deutschen Theaterleben, von Theodor Mehring
mit großer Sorgfalt und Genauigkeit be-
arbeitet, ein Verzeichnis der im Laufe des
Jahres neu ausgeführten Stücke, der Bühnen-
schriftsteller und Komponisten, der Gedenk-
und Jubeltage, eine Todtenschau, deren
Umfang geradezu Schrecken erregt, Mit-
theilungen, die sich auf das Vereinswesen
der Genossenschaft beziehen, und endlich das
vollständige Verzeichnis aller deutschen
Bühnen, ihrer Vorstände und Mitglieder.
Es ist ein sehr stattlicher Band von 650
Seiten Stärke in Groß-Octav, in Druck
uiü> Papier vorzüglich ausgestattet, dem
diesmal auch einige recht gute Illustrationen
— scenische Darstellungen aus Madüchs
„Tragödie des Menschen" und Bildnisse
verschiedener Künstler — beigegeben sind.
Allen, die mit dem Theater zu schaffen
haben, wird der „Neue Theater-Almanach"
die besten Dienste leisten, —n.

!70IV und 5i>0.

Von den Gesammelten Lchriften und Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Grafen Helmut von Moltke sind in schneller Folge wiederum vier Bände erschienen: der erste, „Zur Lebensgeschichte“, der fünfte, zweite Sammlung der Briefe und Erinnerungen, der sechste, Briefe an seine Braut und Frau, und der siebente. Reden, mit dem vollständigen Sachregister.

In einer kurzen Anzeige läßt sich die schriftliche Hinterlassenschaft Moltkes taunioberflächlich charakterisiren. Wir möchten diese Zeilen daher auch mir als roiläufige bezeichnen, als eine Ankündigung zu einer größeren Abhandlung, die den Eigenschaften Moltkes als Schriftsteller und Mensch in höherem Grade gerecht zu werden versuchen würde. Die Aufzeichnungen „Zur Lebensgeschichte“ enthalten das Wichtigste, was der Familie an schriftlichem Material zur Verfügung stand. „Liebe und dankbare Verehrung haben es in den einzelnen Aufsätzen verworthe.“ Aufzeichnungen und Tagebücher des Feldmarschalls wechseln mit Mittheilungen seiner Personalpapiere. Auch eine Novelle, „Die beiden Freunde“, die aus der Jugendzeit stammt, ist hier veröffentlicht worden. Das schriftstellerisch Bedeutendste ist wohl der Aufsatz „Trostgedanken über das irdische und Zuversicht auf das ewige Leben“. Im „Lebensbild seiner Frau“ schildert Moltke das Glück seiner Ehe, im „Stillleben in Kreiau“ sein Leben in den Mußeminuten, seine Liebe zu den Künsten. Endlich sind die Beziehungen des Feldmarschalls zu seinen Kriegsherren verzeichnet, die durch die zahlreichen Handschriften der preußischen Könige, von denen einige in facsimilirtem Druck wiedergegeben sind, ein besonderes Interesse gewinnen. Sehr dantesque sind auch die Nachbildungen einer Anzahl feiner Moltke'scher Zeichnungen und Aquarelle. Ueberall tritt uns Moltke als wahrhaft großer Mann in des Wortes schönster und edelster Bedeutung entgegen, als ethisch reiner Mensch, und es ist eine wahre Herzensfreude, dieser großen lauten Natur in ihren unbelauschten Aeußerungen näher treten zu dürfen. Moltkes Briefe und Abhandlungen sind klassisch zu nennen, immer tief bedeutend im Gedanken, immer vornehm in der Gesinnung und in der Form geradezu vollendet. Es giebt sehr wenige Stilisten in der deutschen Literatur, die Moltke an die Seite zu stellen wären. Unser Feldmarschall gehört zu den größten deutschen

Sprachmeistern. An klarer Durchsichtigkeit, Einfachheit und im Wohlklang der Sprache, in der lebendigen Anschaulichkeit der Schilderung hat es ihm kaum ein Zweiter gleich, Moltte hat in Wahrheit einen großen Stil, und Göthe sagt mit Recht: nur ein großartiger Charakter kann einen großen Stil haben. Zur Bezeichnung eines Mannes von diesen Dimensionen und von diesem Feingehalt scheut sich unsere Sprache, einen Ausdruck aus der Sprache der Lebenden zu nehmen. Sie bezeichnet einen Mann wie Moltte als einen antiken Charakter. Und das ist er in seiner Schlichtheit, Vornehmheit, Tiefe und Güte. In den einfachsten und treffendsten Worten hat das Richtige über ihn gesagt der menschenkundige Kaiser Wilhelm: „Das Geheimnis seiner Lebenswürdigkeit ist sein redlicher offener Charakter.“

?. I..

Luigi Veitembrini. Erinnerungen aus meinem Leben. Mit einer Vorrede von Francesco de Sanctis. Nach der i». Aussage des Italienischen Deutsch von E. Kirchner. Zwei Bände. Berlin, Verlag von Siegfried Cronbach.

Dieses Buch, sagt der Uebersetzer in der Vorrede, will dem deutschen Publikum einen jener Patrioten, und zwar der Edelsten einen, näherbringen, die ihrem Vaterlande ihr Leben gewidmet, dem Einigungswerke Italiens Gut und Blut geopfert haben.

Und das deutsche Publikum kann dem Uebersetzer nur dankbar dafür sein, denn das Buch hält mehr, als es verspricht, es ist ein Zeitgemälde von hervorragender historischer Bedeutung, wie es farbenreicher, packender nicht gedacht werden kann.

Karl Hillebrand sagt von dem Buche:

„Wer sich einen Begriff machen will von den neapolitanischen Zuständen von 1830 bis 1848, der lese das Buch. Auch wer gegen das heutige Italien, das so wenig von dem vielen Versprochenen zu halten scheint, gerechtfertigt sein will, sollte es lesen.“

Aber auch wer sich nicht für Politik und geschichtliche Entwicklung interessiert, sagt mit Recht der Uebersetzer, wird in der meisterhaften Erzählung, den plastischen Schilderungen Veitembrinis außerordentlich viel Anziehendes und Fesselndes finden und nicht umhin können, den glühenden Patrioten, den armen Märtyrer, den naiven Gefühlsmenschen, den zärtlichen Gatten und Vater lieb zu gewinnen und das wärmste Interesse für ihn zu empfinden.

Was ein Mensch vermag, der von einer großen Idee getragen, für sie lebt

Vibliographische Notizen.

273

>md kämpft, wird man ergreifender kaum dargestellt finden, als in diesem herrlichem Buche.

Die Uebersetzung ist vorzüglich.

Helene Friedlaender. Ein Denkmal.

Mit zwei Lichtdrucken. Wien. Verlag der I. u. t. Hofbuchhandlung Wilhelm Frick. 1892.

Eine unendlich rührende Erscheinung, eine Romanheldin aus dem traurigsten aller Romane, aus der Wirklichkeit, tritt uns hier entgegen. So Mancher, der mit dem schönen, lieben und einfachen Mädchen zusammengekommen ist, hat von dieser geistigen Tiefe und Bedeutung wohl nicht das Geringste geahnt. Bescheiden, nicht schüchtern, schweigsam, nicht verschlossen, wirkte das sympathische schöne Kind — im oberflächlichen Verkehr ein liebes, herziges Mädchen, wie es deren in Wien so viele giebt. In diesem armen Mädchen aber, das ein früher Tod abberufen hat, steckte in Wahrheit ein philosophischer Geist, eine echte Künstler- und Dichterseele, eine erstaunliche Willenskraft und eine reiche Begabung, die durch körperliche Leiden unheimlich schnell sich entwickelt hat, durch den frühen Tod leider vernichtet worden ist, ehe sie sich ausreifen konnte. Nicht ohne tiefe innere Bewegung wird man dieses Buch aus der Hand legen. Es sind in Wahrheit „Geständnisse einer schönen Seele“ — eines „weiblichen Hiob“, wie Ludwig August Franll Helene Friedlaender nennt, der im Verein mit Emil Elaar die Auswahl ihrer Gedichte besorgt und den Lebenslauf des unglücklichen Kindes geschildert hat. Dem Buche ist das Bild der Verstorbenen und die Abbildung des von Victor Tilgner's Meisterhand geschaffenen Grabmals in Lichtdruck beigegeben.

r. i..

Monatshefte der Lomenins«Gesell» ^ schalt. I. Jahrgang. I. Heft. Leipzig, 1892. R. Vogtländer.

Aus Anlas, des 300 jährigen Geburts- ^ tages Joh. A. Comenius' trat eine große > Zahl bedeutender Männer zusammen zur Gründung einer Eomenius-Gesellschaft, welche die Aufgabe haben soll: „den Geist des Eomenius und der ihm innerlich verwandten Männer unter uns lebendig zu erhalten und fortzupflanzen; in diesem Geist einigend und verlohnend für die gesammte Entwicklung der Zukunft thätig zu sein und in seinem Sinne bildend und erziehend auf das heutige Geschlecht zu wirken.“ Eines der Mittel zur Erfüllung dieser Aufgabe soll die Herausgabe der „Monatshefte“

sein, welche Einheit und Zusammenhang in die Comenius-Studien bringen und zugleich regelmäßige Beziehungen unter den Mitgliedern der Gesellschaft herstellen sollen. Jedes der Hefte soll in der ersten Abtheilung eine größere Abhandlung bringen, daran sollen sich Forschungen und Quellenschncke und in einer dritten Abtheilung kürzere Mittheilungen anschließen. In einem vierten Abschnitte endlich sollen Literaturberichte gebracht »Werden. In dem vorliegenden 1. Hefte, dem eine kurze Besprechung des Arbeitsplanes vorausgeht, findet sich in Abtheilung H, eine Abhandlung von Hohlfeld über Joh. A. Comenius und Karl Christ. Friedr. Krause, in Abtheilung Ii ein nicht weniger als 37 Seiten umfassendes Chronologisches Verzeichniß der gedruckten und ungedruckten Werke Comenius', von Jos. Müller - Heirenhut zusammengestellt, und in Abtheilung O eine Zusammenstellung der Comenius-Literatur in den letzten 50 Jahren. — In dem angehängten geschäftlichen Theil wird Ausführlicheres über Entstehung, Zweck und Satzungen der Ges.-llschaft mitgetheilt.

Auf die einzelnen Arbeiten können wir natürlich nicht näher eingehen: es genügt, ein Bild von der Reichhaltigkeit des Gebotenen gegeben zu haben.

Wir können den Comenius-Studien nur einen guten Fortgang wünschen: vielleicht ist dann die Zeit nicht mehr allzufern, wo der Geist des Comenius in der Art des Sprachunterrichts auf den höheren Schulen und in der ganzen Organisation der letzteren zum Ausdruck kommt. Es thut wahrlich Noch, daß wir in beiden Beziehungen endlich aus dem öden Formalismus herauskommen und ein frisches, freies Leben erblicku sehen. >Vp.

Meher» «einer H«nd»«tla«. 100

Klittenblätter und 9 Textbeilagen. Verlag des Bibliographischen Instituts. Leipzig und Wien, 1892.

Ein sehr praktischer, in seiner Anordnung sehr verständiger und in der Ausstattung musterhafter kleiner Atlas, in handlichem Format, gut gebunden, mit einer Fülle brauchbaren Materials, das jedoch nicht durch Anhäufen des Entbehrlichen beeinträchtigt wird. Das Wort unseres Klassikers, daß sich in der Beschränkung der Meister zeigt, trifft für den Kartographen ganz besonders zu. Die meisten unserer Atlanten leiden an einer Ueberfülle des Gegebenen, und aus all den

2?H

Nord und Süd.

Gebirge und Höhen, Müssen und Bächen, Bahnen und großen und kleinen Städten, die in dem unverhältnißmäßig knapp bemessenen Räume zusammengepfercht sind, entsteht ein Wirrwarr von bunten Farben, schwarzen Strichen, Schriften in allen Größen und Lagen, der den vornehmlichsten Zweck, die Uebersichtlichkeit, vereitelt. Nie Bekämpfung dieses Uebelstandes haben sich die Kartenzeichner des vorliegenden Handatlas zur Hauptaufgabe gestellt. Wir haben in dem verhältnißmäßig doch kleinen Maßstabe selten Karten gefunden, die geringere Anforderungen an das Auge des Beschauers gestellt und das Zurechtfinden in höherem Maße gestattet hätten als diese. Die Schärfe und Deutlichkeit des Drucks ist über alles Lob erhaben. Als eine sehr willkommene Beigabe zu den Karten sind die Pläne der Hauptstädte mit Umgebung, London, Paris, Berlin, Petersburg und Rom, zu begrüßen, die auch in den nothgebrungenen kleinen Verhältnissen eine vollkommen genügende Ueberschau gewähren. Für die gewöhnlichen Bedürfnisse des schnellen Nachschlages und Aufsuchens reicht der kleine Atlas vollkommen aus. Für besondere minutiöse Fälle aber erweisen sich auch die großen Kartenwerke gewöhnlich als nicht genügend. Da muß man schon zu den Specialkarten der Generalstaatsaufnahmen greifen. Der ungewöhnlich billige Preis, zehn Mark für das in Juchten gebundene Exemplar, wird die Verbreitung dieses nützlichen und guten Werkes erheblich fördern. ?, 1., Deutsche« Wörterbuch von Moriz Heyne. Vierter Halbband. Licht — Quittung. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1892.

Daß die Herausgeber der Wörterbücher die Frist, die sie sich zur Vollendung ihrer mühsamen Arbeit stecken, nur in den aller seltensten Fällen innezuhalten vermögen, ist ein alter Erfahrungssatz. Auch Moriz Helme hat zwar in Bezug auf die Schnelligkeit der Arbeit seine und der Druckerei Leistungsfähigkeit einigermaßen überschätzt, das Werk hat nicht in dem ursprünglich vorgesehenen Zeitraum von zwei bis drei Jahren abgeschlossen werden können — es wird vielmehr voraussichtlich gerade noch einmal so lange dauern, bis die Schlußlieferung vorliegt —, aber immerhin darf man dem Verfasser und Verleger zu dem verhältnißmäßig schnellen und regelmäßigen Fortgang des höchst verdienstvollen Werkes aufrichtig Glück wünschen, .hier hat man doch das

befriedigende Gefühl der Bewegung und der Sicherheit, das Ziel zu erreichen, während die bcllagenswerthen Subscribenten auf das große Grimm'sche Wörterbuch, das seit 1854, also seit nahezu vierzig Jahren, bis zum Buchstaben V vorgerückt und über die schauerlich klaffende Lücke des unseligen Buchstaben <i noch immer nicht hinweggekommen ist, kein Ende sehm — „ach, kein Ende!“ Die Bearbeitung dieses Buchstaben (^ im Grimmschen Wörterbuch ist wirklich eine literarische Tragikomödie. Die ersten Lieferungen des ü sind im Jahre 1877 oder 1878 erschienen, dann folgte vom Jahre 1879 bis zum Jahre 1884 alljährlich eine Lieferung. In sechs Jahren war der Lexikograph von „Gefoppe“ bis „Gemüth“ gediehen. Dann trat eine zweijährige Pause ein. 188N kam die Lieferung „Gemüth“ bis „genug“, und bei diesem verhängnißvollen Worte schien die Maschine völlig in's Stocken gerathen zu sein. Fünf Jahre lang erschien überhaupt gar keine Lieferung mit (i, bis im vorigen Jahre der bisherige Bearbeiter, Rudolf Hilcbbrand, sich dem vortrefflichen Germanisten K. Kant als Mitarbeiter beigesellt hatte und mit diesem vereint eine weitere Lieferung von „genug“ bis „Geriescl“ herausgab. Seit vollen sechzehn Jahren wird also an diesem Buchstaben tt des Grimmschen Lexikons gearbeitet. Wenn in demselben Tempo weitergearbeitet wird, so würde »ach dem Umfange des Buchstaben tt noch eine Zeit von scclisundzwllnzig bis siebcnundzwanzig Jahren erforderlich sein, um damit zu Ende ,u kommen.

In sehr erfreulichem Gegensatz zu dieser wirklich mit der Zeit unerträglich gewordenen Trödelei ist Moriz Henne, einer der Hauptsächlichen und verdienstvollsten Mitarbeiter am großen Grimmschen Wörterbuche, in seinem eigenen „Deutschen Wörterbuch“ rüstig, und ohne irgendwo längeren Aufenthalt zu nehmen, vorgeschritten. Ein deutsches Wörterbuch wie dieses hat uns wirklich gefehlt. Es ist in seiner Art nnstreitig da« beste: möglichst concis, nicht überbürdet mit philologischem Material, das nur für den Fachmann ein Interesse hat, aber doch vollkommen genügend, um auch hochgreifenden Ansprüchen der Gebildeten in Bezug auf sprachliche Etnmologie, begriffliche Erklärung und charakteristische Anwendung in gut gewählten Citaten zu genügen. Es ist übersichtlich in seiner Anordnung und vortrefflich in seiner typographischen Gestaltung Dem Ref. ist zufällig aufgefallen, daß gerade wie im Grimm'schen Wörterbuch.

so auch Hit! das Wort „Johannistrieb“

fehlt. ? . I..

Vas Leben ans der Walze. Roma»

von Wolfgang Kirchbach. Mit zehn

Bildern von Georg Koch. Berlin,

Verlag des Vereins des Bücher-

freunde.

Bekannt ist das Unternehmen jenes jungen Theologen, der mehrere Monate unter Fabrikarbeitern als solcher gelebt und verlehrt hat, um die Lebensverhältnisse, die Anschauungsweise, das materielle und sittliche Leben dieser Kreise eingehend zu studiren. Etwas Aehnliches unternimmt der Held des Kirchbach'schen Romans: der Privatdocent der Nationalökonomie Dr. Hans Landmann, der die Absicht hat, über das Stromerwesen und Landfahrerthum ein Büch) zu schreiben, in dem die Ursachen dieser socialen Erscheinung auseinandergesetzt werden sollen. — Als Schlossergeselle Finte, mit den Papiere« eines solchen ausgerüstet, geht er unter die Landstreicher, treibt sich auf den Herbergen und Pennen herum und lernt eine große Zahl gescheiterter Existenzen kennen. Es ist nun ein überaus glücklicher Gedanke des Verfassers, seinen Helden das Leben der Landstreicher, das er bloß studiren will, selbst durchleben zu lassen: durch einen seiner neuen Genossen sowohl seiner fingirten, als auch seiner echten Legitimationspapiere sowie aller Geldmittel beraubt, gerath er in die bedrängtest«: Lage: er wird zum Bettler, ja, in der Verzweiflung des Hungers fast zum Diebe und kommt mit den Behörden in recht unangenehme Berührung. Eine ragabondirende Time, die im Grunde eine unverdorbene Natur ist, nimmt sich des angeblichen Schlossergesellen, der ihr tiefe Zuneigung einflößt, an, und rettet ihn vor dem äußersten Elend. Schließlich bewirkt die Wandlung seines äußeren Lebens auch eine solche seines inneren: er fängt an, sich in dem Kreise, dem er durch Geburt und Erziehung so fern steht, heimisch zu fühlen, sich zu den Ausgestoßenen«, den Enterbten der Menschheit zu zählen: das Verlangen, in seine alte Lebenssphäre und in die Arme seiner verlassenen, vornehmen Braut zurückzukehren, erlischt fast in ihm. Diese aber, ein vorurtheilsfreies, edel denkendes Mädchen, das ihrem Bräutigam voll vertraut, giebt ihn nicht an; von einem seiner Freunde begleitet, folgt sie seinen Spuren; und trotz der Intriguen des falschen Freunde«, der das schöne und reiche Mädchen für sich erobern will, findet sie den Geliebten. Dieser hat inzwischen den Dieb seiner Papiere

mü) Gelder entdeckt und demselben mit List einen großen Theil der Beute wieder abgejagt; zugleich aber zu seiner Beschämung erfahren, daß der Zweck seiner Fahrt zum größten Theil verfehlt war, da denjenigen, die er studiren wollte, sein wahrer Charakter und seine Absichten wohl bekannt waren, und man mit ihm eine lächerliche Komödie gespielt hatte; er war selbst ein Studien-object gewesen, da wo er Beobachter und Forscher zu sein glaubte. Diese Erkenntniß hellet ihn völlig; und so kehrt er, von seiner Braut geleitet, in die verlassenen Lebenskreise zurück und tröstet sich für die mancherlei Enttäuschungen mit dem Bewußtsein, in jener armen Dirne, der er so viel Dank schuldet, und für die er die Gefühle eines Bruders hegt, wenigstens ein Wesen dem dunkeln Leben der Ausgestoßenen entrissen und für ein besseres Dasein gerettet zu haben. —

Kirchbach schildert die nierwürige Welt der Vagabunden, eine Welt, die ihre eigenen Gesetze und Existenzbedingungen hat, mit einer, auf sorgfältigen Studien und Beobachtungen beruhenden, kecken Realistik, mit einem derben, oft in's Groteske gehenden Humor; höchst ergötzlich sind namentlich die Versteigerungsscenen in der Peune, wobei der gutmüthige arme Dr. Landmann in verwerflichster Weise ausgebeutet wird, und die Schilderung des „Lumpenballs“.

Einige Uebersetzungen und Unwahrscheinlichkeiten muß man allerdings mit in den Kauf nehmen. Fraglich könnte es scheinen, ob die durch die realistische Darstellung durchschimmernde Symbolik dem Werke zum Vortheil gereicht: bei einer naiven, tendenziösen Schilderung jenes Stück Menschenlebens, das so eigenartig und so wenig bekannt und daher um so interessanter ist, hätte das Werk auch humoristischer Wirkung und Lebenswahrheit gewonnen, was es an Tiefe allerdings eingebüßt hätte.

Der Stil ist hier und da ein wenig salopp behandelt: in den Reden der Landstreicher läßt man das als charakteristisch gelten; dort, wo der Dichter selbst das Wort hat, muß man es tadeln. Mit dieser kleinen Ausstellung wollen wir den Werth des Kirchbach'schen Werkes, das wir mit wahrem Genuß gelesen haben und zur Lectüre empfehlen. Nicht schmalem. Es reiht sich würdig den früheren Publicationen des Verlags der Bücherfreunde an. —

Einen hübschen Schmuck des Buches bilden die zehn Bilder auf Kupferdruckpapier von Gustav Kock. 0. ^,

2?b

Nord und 3ii>.

^ä!«!», l>., iioili?!»« Usrliu, l". l^ont»ü« <l 0».

««li«^« ««!l»«!>«!te. X«u i>«l>ri,«itut « di«
llit üln«!-, u, li»tt«n, Nritlo Hnll, UunH ,>!,».

8rutt«»rf, vnio,, !<«ut«on« V«s!!«8,;e««!l««nnN.

»«»KON, 5',,, l>'l»u»ul> n»n in Hol Vxl2«it, Wi«>

»«dm» 1 »lelleke». K!«in« Hu»8»n« >ül Vu!!!

!>»», »»tot von li. 8o!>Mi<ll!^,n, ^l»t,l llonH,

— Di» dünz, tnioi», l.«i»2iF, 2ü>!i,>z5,>lu'<.

! »il. l«»«««^ v»>> »«»lei'i'cic!,, Hp!i«l>Linu»,

edel»!«», 4,, ^u,,ulul ziuttsi^.

Line ^Vi»n»r

nn<! inores« l)»lIn. l «>uüi^, NwilKonl n,,>l

v!« >>ll«» »!«<!«>̄ llan»!»,clilie» -ur Mr^emn^

^n«n«l, l, ^»nrss, X, ?, 8, 2<,ll!,,, ll. ?!!»ä

<: c«,

l,d««s!i«l>e»K>tl>, U, v., ^«««mmolt» 8onri!'t«»,

ü»ni! 1—6 K»>lin, U«»r. l>»«t>,l.

l«i»u>l,, ll, NIÜWi'MinmslUn^, Lin ««li^lit.

vnu ?, H LolimiMlt. Ülu»!em, Ü« Rlvun

p, Lo!>u, ^.,Kluit », U,, Hl,,i->>, l>i>«!»l»0».

»»»«««i!, 8., ^nitu uni! lul^nl, ün L»i!l->«

zi,l°K«n, Nl««l»n, Ü. U,!»m

««l,f^, 1^, L«Mn, l«W-18<0. ^»««diout« s»«

Xn>t«l lJHN,! ,ort» n>»! i»»it» llllNo, U«lli»,

U«bl. !>,>ot«..

llen«««!, It. ^u, ll>»in»m l,i>»!«l>nH, llilnclion,

>«»,-!, Q t!»l»m«nt»H! Lslün, ^V. <!r«v»« Luod-

U«ll»z. It., V«z,mt«nblut. »^«Hicl,»«, l^spxiss,

'V ?ri««<lr,o!>.

!!4, >Vi»ll, l'i-»^, l'. l»n>p«^5 u, lvsipli^, ü,

li!«!», H. ^,, ?üln»i »m 8t»ln»nb.!>innl ll

? l»f«!n, iHi,«!^, ü, N. zin^«r.

lll'tl«», ll., 8nuH»td<ll« 8e!>»»imel, Nun»«

2»«il» ^ull, !l»«i ln»,!» in «iue» Z»nH».

l«»z«, li,, vi« iill,,«t!«,i,<:!lo Drliellunz H«r H«nt-

l« »»l». ?l»,>2 !,!««» Lri«l«. » lUtnll« l»oi.

i»»it!«>,,!' <l Ukitol.

l»nl>, !i,. Nur v?jH«,^>lu<!!> i» H«^ Hiuzit. l<«ii!»^,

Uoitlinnl «l llilltul.

N«?ei'» lile!»«» l»»nvei,»t!»i>»>l>i!li»». z. L»»«!.

llxlt lN—23. l^ip^iz, «idün^r-l» titnt.

zlü!!«l-v!>«!»!>ninn, 4., l m ^«Qlnun^si't Nil!!-

>l»»«»>^l»»n»ell, Ü,<l«ln«r, »nl «»« ^»nr lW»,

«»«He»««« llesniin. Ullltwl inr l°LIHsmnz i«i

l!um»nit»!, ü!«l>l ^»lÜX, Xo, l 6, liintvl'

lxiiz, 0. N, >^!,l>ul»!.

r«t«lt», X. ll., Hei ^V«i!ln««!>»»»»i>, Li«

Xnvu!», l!w><i«ll, !>. >V. lvi,>«>!!> V«il»U.

plniÄt«, H. l'lsidsli ?nu <!«i. H»n<l!>ii!z nni

i««l l ni«u >'lun^>»»»» iu 8»g» ü. ««»euicnt»,

?»!>!!»»»», V?,. N», lu<!«n!>ni» uns »«in ü««l>t,

x«^«, bN.UOU unä msur ÜlinHuu. ll. !>i>»i^,

8!!»lrl«H, ?, U« ^Vi>Q«lm^u!ll»i U««t»t!n<i'.

8t«»e, <^!>, ll., N«li«l U»»<!n»i lito«,». Lil«l>

»,t l>c,lt »it. Notn», ?>-. ^, ?««!,«».

l'!»!»«^» z«5»mi»?!t<> >V«l^» Vum V«lk»»«^l

U»,,,! VI! n VIII: üs>»< »n^ ?ij«<le», » n.

<, l n«il, »«rün, «.V!!!!«lmi.

! »lle«»»!, X, U»mn, (»»lürb,. >Vi«u«l Hlln»!l»l-

V»»>ln«>', II, 0»mu«nt!>I «ll Ivnn!» XlitUc H«
>»«»«>, 1811, Vor Ili^on. V«!l,!«t ü«l?>lln»
s«» I, L»t»!!nll» ^«< «I, ÜV^iment». Ni!«!>'
ui««««iu»ü ?illutow2i<>l», I lill8l»u»tr»ti»»«i>
>»'!»!«>-, I, uns A, W»»»»!!!>«, vi« Ml«!,« I^lt»
r»t«i «it H,d»eblu« >!«> ü»»»»»», U«l »
Iri»7, 8 ll»x«^>
VII»l«,!i>. N. v., >»» äom Vo!K»!«bei. H»r
/.«ll«!ir!st llir llfnnn!l,,»»,. ^»brz. I., N«tt III.
Ij«r!,n, li L!ess«l,
Schlestliche »»chdinck»»!, Kunst» und vel!ag,'Unst»!> »«im»!» b. ?cho!!«»nd»r, »«»!»»».
Uni>««<ll!>«!r NochbiiK» nn« d»m Inholt diel« Ze>>Ichli<> un!ets»gt. Ue!>»i!>>>u»!^««ch«
»«beholnin.

Inseraten-Beilage zu „Nord und Hüd.

Vani» 6<^ . — Februar ^893. — Heft 1.9»,.

«2c- Ins»l»i«n»p««»» ^«5»

,2r die zwei«es>>»liene Nonpareillezeile «der deren Raum b» Pfg. - 3N Ir. österr. Währ. ^ «»<!«,!!»,»«»

ssül den Inhal! bei Inleilllen.yeilage veronlwoillich i Oebhard Wagner in Nrc«llln.

b. G. >l. Wir haben leider liir lbr hübsche» Märchen leine Verwendung und bittin uu« au-

»uaeben, unler luelcher «drcsse wir lhr Nanullrip! znrucslinden sollen.

Die üledaltiou »«» Nord und Snd,

Verein

seyngng>^ Romane, N oellen, all»

! «orf, für oierle!^hrl,ch MI, 3,75^

^ für aebundene t^önde MI. ^,50: im

Ausland jährlich MI. >8— snr ge>

heflele. MI. 2i 1'Ur «ebundeue Uüchrr ^

bei rostfreier Zusendun«,

P,rl»,»A»<«y»»bl»n«

Irteadr. ^lsfellstücker,

Aerlin >?. , »,,vr>ul,'ers!r. >

l!

i'«l»» »»«»»»

I ll «TN »«»«»» »V<j^e!!

u>t <!»u »«lr«u»f<>n l1nr»n lu ^l «, 8. l». >z, 15

»8. l!»!>!r»!»!>« ^»>r!»i!»!>Ui>»«8«!>r«d«!! »!«!>»n

l!> l>>«»»»n.

«erlog der «chlestichen »><>,»»<!<l««i,

«unft« UN» Verl«««»-«»««!«

vormal« «. «ch»>»»«««« !n B«sl»u.

Im römischen Palast.

Roman

A. Vver«.

2 Vände, «ea»n> brolilirt ^e. «.

^. 10.—

iein gebundin

Verkümmerte Existenzen.

»udolf von »otlschall.

2 Vände, 3b Vogen 8» Llegan! broschir! m. !<,—

Zu beziehen durch olle Vuchdondionge» de» In»

und Uu»!<mde«,

«»Äe»>>>r»!e, /Imm^re!«»«!», NI<l«t,«, ültl»

KerüiiM l'rieärieli^tr. 2! „ l!ei<l«!n«lz.

Die Modenwelt.

Illustrierte Zeitung für Toilette

und Handarbeiten.

)iil,v!lch:

!««» Abbildungen,

<»»ch«l»<n>nft«»<

Muster > voizeich»

nungen, «: g»«h«

b!l»«>? mit 80^9«

Pill« vlerleljHhrlich ! M. «5 P».-l»«»».

Zu beziehen durch alle Vuchhundlungen u

»«»!!n «. 23. — N»!«n l, Vperng, l.

IN!t jährlich ,u»«l»

!>er!aa der Kchllftsch»» <?«ch>»u«»»r«i,

Knntl- »n> P»»l»V» Knft»lt

oomals K. Kch»ttl»«nl>«»- in Bl»»l«u

Levida.

Gin Hlonran au» g»st°ZlfriKc».

Von

O. Elfter.

1 Ällnd d°. I? Bogen, Elegant brolchir» ^cl—:

iein gebunden ^l 5.—

Iu b«,!«!,«n bulch »lle »»«!,««»>«»««« »<«

In- un» «>«<>»»»»«.

— Inferaten-Veilllge.

^dbÜllUMN.
256 llett« », 56 l»t.
16000
86it6lll6Xt,
/4. /luf/l/^e.
,600l af6ln.
rbIMMIL'II!
8cliMlzlllU^
1»l.i->8»».
liail ttie<l6rinalill.
5s>« »l<l>»If, ^« i»,««»!«!,^!!«!, ein« ze!,»»«!-« K«i,i><>,!»» «en«!^ <!!«««
^«lllilum«« ni>«l«i' n«ue,!ei> vntelMn«!!»«!«»! «ex»«!«'!»« ll|^leHen ««!>!!<!!«!«!!
»»<?!«», ><«» lulelrrekt ln <lel Heu!»e!,<!> Ne»e!>el>!« n!c>>! vle dl»!»«» VNeiK
U«»>'l>«!>«!,, mit den l!«sl«!>n,^»»ieez«n »!>ln,e!>l«»»e,,, ,!e!n>«!>i dl» !8<!
lxninllib«!!
lls6.88iy Will'S cj6ui8cli6i- 668cliiclii6.
1840—1870,
neuon ä«>it,8<:!i«ll XII>L«rtliuw8.
Uli«« HlllwM, l NUnz«. ^l««»l>t !!lN8<>nilt u. >»,^l
M
^^
/

Inseroten'Veilage.

^ ^6628^^^N3^^8M^^3M8UMN^

f'wbslißfts ^2tl8!

Von Jannar ab erscheint die „Freie Sühne“
in Monatsheften.

Jede« Heft 7 Vogen stall Preis pr« Quartal Wl. 4.5V.

Geschlossener weiden unsere glotzen Aufsätze, unser« kritische« Uebersicht«n
künftig herportrcten. Und uor »llem die dichterische Produltion, die
wir al« den sichtbarsten Spiegel oller jener G«i,le«lampfe, die der Wissenschaft»
liche leil de« Monllt»h«!te« berührt, Pflegen »ollen, wird, ungehemmt ourck
zahllos« lurz« Fortsetzungen, ihr« Flügel entfalten.

Eine außergewöhnlich reiche Fiille wertvollen Material» liegt un« jiir dl«
ersten Heft« vor. — Wir eröffnen da« Quartal mit dem neuen Romane
Arne Vnrborg'»

üäe «Heele

n

u

«in »»schütter«»» K»«l»ng«mald» »»» d»n» «/««»iLs«» z»b»n
>«» Z»l».

Wii erwähnen feiner:

„Ver Ehler- u, HNenschenfreunb", Erzählung vonEmll Strauß.

„Im Vurchschnitt", Roman von Gustav Falke.

„HNcister Geltze^^, Drama von Johanne» Schlaf.

„Eißlillnll", Sonales Drama von Mar Halbe.

„Frauenmut", Comödie von Otto Erich Hartleben.

„Vle taubstumme Itatze", tzumoresle von Ernst von Wolzoaen.

Unter unseren wissenschaftliche,, Äeitiügen heben wir ganz besonder» hervor
eine größer« Arbeit von «^^, Göh«

(dem Verfasser »on »Drei Monate Fabrikarbeiter"?,

sowie ein« in abgeschlossenen Kapiteln durch mehrere Hefi« hindurchgehende große
philosophische Arbeit, in der

^_... Nruno Wille

unter dem litel:

^Vir Philosophie des reinen Mittels^

seine völlig eigenaitige Weltanschauung znm ersten Mal im Zusammenhang
vorführt,

1»u Undreo«! Kalome hat nn» ein« Reihe

ungedrucliter Nricfe von Friedrich Nietzsche

zur Verfügung gestellt.

Jedem Hefte wird ein« eingehende kritischeN und schau von individuellster
Fassung beigegeben werdln, regelmäßige Verlinrr Theaterb rief« liefert dazu

L. M«rholm.

Ueber Malerei und französische z-itteratur berichte! HerMNNN Ntthr.

Die ckedaciion führt Wilhelm Nölscht.

Abonnement» nehmen entgegen alle Ouchhandlnngen, Postanftalten sowie die
Lrpeoiton,

Neilin ^V. Köthenerstr. 44.

pro Vnartol (3 tiefte) MI, 4,5II ord, — :ii,;s!<»»mg und Form«! wie bisher.

..v^

^^^M^Ws^^^W^^M^M^W^M^^^M^^M^M^^

e^ei^ ^ ^ ^ ^r«rrec^! ^cr5« ^332l

^2tÜl-liel,S8 ><2l-l8ll2llßl-
i_i
unH
8psuclel82li
l» l2ll nixi 28l> l^rainn
51

5M
»ins 3<!<Al»«!>t >
»»6
in Vi unci V^ ^cnacnteln
in 3tüc!l«n /u 125 lülilmm
unter t^untrcile 6el 8t2cit Ker^eztellt,

7^ ^ ^r^^^ ^ ^ ^^^ ^ ^ 5^^^^^^^2222?2^^TIH

^
^
i^i
GVssM'M!
läzUebor Verzaus
^^^»'
ljllllll
»«»d|»»». . 4?^ -
se!«»^»«»!. i? -

Ä
Ä
8psUl<«! 8»li
UNll
lls^3lk»!!3i>'t.
>,! sps^xle! 8«if«.
X/VN!.88^NeN
8,,i-u!lelp2«l!llen.
-454-

vi« I^arlLdaäer I^Iiner^^äzzer unä Iusllenproäuct«
«inä lu delieben äurcli <iie

I.öbel LeI'oMänllL!', lXarlzliall '/Lünmon
sowie äulcl»
Uel>e»-8o«i8l:lis llsnnts ln 6en y!-ü88ton stallten all«!» Welttnel!«

55CUNU2 ^DloÃŕl' QNLIL l'^NN^NUI^."
Die MKrlicKen ^Ã¼llun^en am ^vollin^riZ-L^unnen
(^KrtKal, ^.Kein-?reu35en) betrugen an I^l23cnen unci
XrÃ¼^en
15,322,000 in 1869,
17,670,000 â€ž 1290.
/<3^//<35e?? ^i?^<2t7/e^ H^s'/^e^."
1^ I! iVl ^ 20. 5eM/N^ 189O.
1^ ^^!_>M^!8 LW?M, ^IMM

-wwwwwwâ«
>0^v

März 18Y3.

Inhalt.

Selle

Georg Engel in Verlin.

Das Hungerdorf, Novelle 2??

Emil Vohn in Vreslan.

Arthur Lullivan 322

Edmond Roisset in Verlin.

Das „Dovvel'Ich" in der »enesten französischen literatur 228

f)aul Habel in Vreslau.

U?andei>ngen antiker Denkmäler 3H0

Valerie Matthes in Tschweidnitz.

Piemont. historische Vde von Giosu^ Eardocci, In deutscher

Nachdichtung 36 ^

Albert von Forst in Dresden.

Die Vedeutung Velforts Süddeutschland gegenüber 366

Th. «Lbner in Stuttgart.

Georg Herwegh, Ein Dichter der Freiheit, Eine literarische 5kiz;e, 3?<^

Robert Waldmüller (<Ld. Duboc) in Dresden.

Der «irschfern.Vl.erst 383

Vibliographie ^4

Rinder» und yniüniHrch»,,, (Mi! INustl»!i«nen.> — Nrue» und I!>« uon Hcuf und
Iherese Kahn,

Vibliographische Notizen ^09

hierzu ein Portrait: Arthur Sullivan.

Radlrung von Iolianii lindner in München,

„Noid und ild' »«Icheint am Anfang jede» Manatl in heften ml! je eine, Aunstbeilag«.

—» pl»>» p»« «Lnaetal <z Heft») 6 Mail.

All» Buchhandlungen und postanftal!»» n«hm«n i»d«lz»i! V«st»ll»ng»n »n.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Mord und Siid" be>

jüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu

richten an die

Redaction von «Mord und Süd" Vreslau.

siebenhufenerslr. 2/3.

5n unsere ZVtmnnenten!

ie bereits erschienenen Vände von
^I^ord und Süd"

können entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Vänden
von uns nachbezogen werden. Oreis pro Vand (—3 Hefte) bro-
schirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Linband mit reicher
Goldpressung und 5schwarzdruct 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf verlangen, soweit der vorrath
reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle
Original - Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung
aus englischer (einwand, und stehen solche zu Vand LXIV (Januar
bis März 1.893), wie auch zu den früheren Vänden 1—I.XIII stets
zur Verfügung. — Der Oreis ist nur 1 Mark 50 Of. pro Decke.

Zu Vestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen
und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Vuchhandlung oder
sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte
bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern
bereit, gegen Einsendung des Vetrages (nebst 50 Of. für Francatur)
das Gewünschte zu expediren.

Vreslau.

öchlesische Vuchdruckerei, Kunst« und verlags»Anstalt

vorm. 5. öchottlaender.

!V«ftellz«ttel umstehend)

MesteNzettec.

Vei der Vuchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul linda»,

bchlesischr Nnchdrxckeiei, Rnnst» u, v«!ag«c,nstal! »»im, ö. Zchoüornliei in Vre^Inll,

«Lzpl, Vand I., II.. III.. IV.. V.. VI., VII.. VIII.. IX.. X..

XI.. XII.. XIII.. XIV.. XV.. XVI.. XVII.. XVIII, XIX.. XX.,

XXI.. XXII., XXIII.. XXIV.. XXV., XXVI., XXVII.. XXVIII.,

XXIX., XXX., XXXI., XXXII.. XXXIII., XXXIV.. XXXV.,

XXXVI.. XXXVII.. XXXVIII.. XXXIX.. XI., XQI., XI.II., XI.III.

XI.IV.. XI.V.. XI.VI.. XI.VII. XI.VIII., XI.IX., I... I.I., I.H.. QIII.,

I.IV., I.V., I.VI.. I.VII.. I.VIII, I.IX.. I.X., I.XI., I.XII.. I.XIII

elegant broschirt zum preise von «Ah.—

pro Vand (-- 3 Hefte)

fein gebunden zum preise von °A 8.— pro Vand.

«Lxpl. Heft ,, 2, 3, 4, 5, K. 7, 8, 9. ,0, ,,, ,2, ,2, ,4, ,5.

,6, ,7, ,8, »3, 20, 2,, 22, 22, 24, 25, 2K, 27, 28, 29, 20, 25, 22, 22,

2,, 25, 2K, 27, 28, 29, 4«, ,1. 42, 42, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 5,,

52, 52, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 6,, «2, 62, 64, 65, 66, 67, «8, «9,

70, ?, ,72, 72, 74, 75, ?K, 77, 78, ?9, 80, 8,, 82, 82, 84, 85, 8«, 8 7,

88, 89, 90, 9», 92, 92, 94, 95, 96, 9?, 9», 99, l«>. INI. 102, ,02,

,04. ,05, ,06, ,07, ,08, ,l>9, NU, IN, l<2, ,,2. ,,4, ,,5, ,,6, < ,7.

,,8. >,9, <20. ,2,, ,22, ,22, ,2,, ,25, ,26, ,27, ,28, ,29, ,20, ,2.,

,22. ,22, ,24, 125, ,26, ,27, ,28, ,29, ,40. ,41, 142. ,42, ,44, ,45.

,46, ,47, ,4«, ,49, <5U. ,5,, ,52, ,52, ,5,, ,25, ,56, ,57, ,58. ,59,

,60, ,6,, ,62, ,62, ,64, >65, ,66, ,67, ,68. ,69, ,70. ,7,, ,72. ,72.

,74, ,75, ,76, 177, ,78, ,79, ,80, ,8,, ,82. ,82, ,84, ,85, ,86, ,87,

,88, ,89. ,90, 131

zum preise von «^ 2.— pro Heft.

Einbanddecke zu Vd. I.XIV. IIanuar bis März I.893)

Expl. oo. zu Vand 1.. II., III., IV., V.. VI. VII.. VIII.,

IX.. X., XI.. XII.. XIII.. XIV., XV., XVI., XVII., xvm.. XIX.,

XX., XXI., XXII.. XXIII., XXIV.. XXV., XXVI.. XXVII.,

XXVIII.. XXIX.. XXX.. XXXI.. XXXII., XXXIII.. XXXIV.

XXXV.. XXXVI., XXXVII.. xxxvm.. XXXIX., XI... XI.I..

XI.II.. XI.III., XI.IV.. XI.V.. XI.VI.. XI.VII., XI.VIII.. XI.IX

I... I.I.. I.H.. I.III.. I.IV., QV., I.VI., QVII., I.VIII, I.IX.. I.X.. I.XI

QXII., I.XIII

zum preise von «A ^ .50 pro Vecke.

Wohnung: Nun,,:

Um gefi. «ch! «»»Niche N»m»»»> und wolinnnglangoke wir« »lsuch».

EMPTY

$\sqrt{x}^{\wedge} t. \wedge^{\wedge} x^{\wedge\wedge\wedge\wedge\wedge}$

IctiKⁱÃœckeVerlck^{HN}MvonnÃœZ^{nl}ÃœVnÃœelin^{wzl}

EMPTY

EMPTY

Rord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
herausgegeben
Faul tindau.
l.XIV. Vand. — März ^893. — Heft 02.
<M!» e!n»m Po««!« in »««dinmg: Arthur önllo»n>

Wre^lau
Schlesifche Vnchdruckerei, «nnst. und Verlag«.Anstalt
vormal« 3. Zchottlaender.

EMPTY

Das Hungerdorf.
Novelle

Georg Engel.
— Veilin. —

Motto:

Mine Mutter zweifelt im Gixnde ihre« Heizen« down,
a« icinde sich ein <5ioe,ithum «lboien zu Haien!
sseiediich N!etz!che,

Erstes Capitel.

ogernd, zitternd, gleichsam mit flüssiger Gluti), verharrte die unter-
gehende Sonne noch einen Augenblick auf dem äußersten blauen
Rande des Meeres. Dann noch ein letzter, heißer, sehnsuchtsvoller
Blick auf die kleine Ostseeinsel, über deren Wälder sie am Morgen dahin-
zogen, noch ein letzter zitternder Strahl auf die elende, armselige Fischer-
siedelung dort mitten in der steinigen Kluft — und über die stille Wasser-
fläche geht es wie ein Schauern, und das bezwungene Gestirn stürzt in das
blaudämmrige, unendliche Nette hinab.

Auf dem steinigen Strande stand unterdessen eine ältliche, armselig ge-
kleidete Frau und blickte scharf über das farbenglühende Meer, als ob sie
dort draußen etwas suchen, etwas erspähen wolle. Am Arme trug die Frau
einen Korb, aus dem ein ganz feiner, kaum sichtbarer Dampf aufstieg
und erkennen ließ, daß die Alte in das Geflecht eine gargekochte Speise ge-
stellt hatte. Und je feiner und weißlicher die Rauchwolke wurde, desto
häusiger irrten die verkniffenen, scharfen, grauen Augen der Korbträgerin von
dem Meere zu ihrer Last zurück, desto unwilliger und ungeduldiger führte sie
das Strohgeflecht an ihre hakenartige Nase und schien den ausströmenden
19*

278 Georg Lngel in Veilin.

Geruch ärgerlich und hungrig zugleich einzuathmen. Dabei öffnete sich der stark eingefallene Mund, entblößte eine Minderzahl einzelstehender Zähne, und die auffällig schmalen, blutlosen Lippen murmelten ein paar zornige Worte dazu. Fünf Schritte näher dem Meere saß ein alter Fischer in Hemds-ärmeln, zerlumpten Hosen und die nackten Füße in plumpe Holzpantoffeln gesteckt, auf einem umgestürzten Boot, und hämmerte aus Leibeskräften ein viereckiges Brettchen an eine der Schiffsrippen fest. Zu feiner Arbeit pfiß der Alte unaufhörlich vor sich hin, immer die vier hohen und die vier tiefen Takte, bis seine Gefährtin endlich auf ihn zutrat und ihn an feine fchlapp herabhängenden Halstuch zog.

„Na, was denn, mein Kücking?“ fragte der Fischer, während er ihr fein dickes, rothes Gesicht zukehrte und den Stiel des Hammers kräftig auf das Boot stemmte.

„Mein Junge bleibt aus,“ klagte die Mutter ängstlich, „der Wind ist wohl umgefrungen, seit er den Fremden nach Cona gefahren?“

Und wieder ließ die Harrende ihre Blicke über die ruhende, rothüberglänzte Fläche fchmeifen, während der Schiffer bedenklich das Haupt schüttelte — dann noch ein schüchtern schlaues Hinaufblinzeln in das abgemandte, ver-runzelte Weibsanltz, und den dicken Finger stippte er gewandt in den rauchenden Topf, welchen die Frau am Arme trug, und leckte ihn dann ver-stohlen ab.

„Kartoffelsupp' mit Wurscht — ei!“

„Was?“ fragte die Alte erstaunt.

Der Ffcher steckte die Hände gemüthlich in die Taschen und leckte sich die Lippen ab: „Iawoll,“ pflichtete er augenblinzeln bei, „Dein Clas wird woll heut nich zurückkommen. Im Conaer Krug is heut Tanz — da Hopfen die Bengels un die Mätens die ganze Nacht durch — ümmer eins, zwei, drei; eins, zwei, drei, Schottfchen un Kegelwalzer, daß ich mein Podagel bekomm', wenn ich mir es bloß so vorstelle. Warum auch nich?“ setzte er spöttisch und mit gewisser Schadenfreude hinzu. — „Einmal muß doch der Clas unter die Weibsbilder kommen, hat doch nu gerade lang genug bei Dich gesessen, mein schwarzes Hanning, nich wahr, mein Hühning, mein Kücking, mein Klucking?“

Die Alte warf dem Sprecher einen fcharfen, funkelnden Blick zu, als wollte sie ihm eine heftige Antwort geben, jedoch sie bezwang sich und brummte nur mißfällig:

„Jeder foll vor seine eigene Schwell' kehren! Was geht Euch mein Clas an? Hast Du ihn vielleicht großgezogen und ihn bewacht? Ne, ich hab's gethan, und dafür muß er auch jetzt für mich forgen, bis ich die Augen geschlossen. Soll ich vielleicht jetzt, wo der Heringsfang ganz auf-gehört hat, verhungern? Hast woll noch nich in die Bibel gelesen, was da über die Mutter gesagt is? Na die Such' is gut. Du bist ja doch man blos betrunken.“

Das liungerdoif. 2?H

„Ne," greinte der Angegriffene, während sich die verletzte Mutter wieder dem Meere zuwandte, um sehnsüchtiger denn je die rosigen Abendschleier zu durchdringen. „Ne, nich ganz — ich kann noch ganz gut ein nüdliches Frauenzimmerchen von eine olle Hex unterscheiden. Na nu bell' man nich wieber, und was Deinen Clas betrifft, der hat ja doch was mit meiner braunen Mike zu thun ^ is auch 'ne stramme Dirn' — Potzblitz — wenn Du sie gestern Beide hinter die Scheun' gesehen hältst, na. —" Der Redende strich sich behaglich über das Kinn. „Wir sind ja auch mal so gegangen, Hanning, weißt Du noch, als ich Dir pussirt habe; war 'ne hübsche Zeit, un denn hast Du mir plötzlich abgeschafft und Dich Deinen Jochen geheirathet. Gott Hab ihm selig — 's mar ne schlechte Partüh — hältst mich haben können!"

Der zerlumpfte Fischer schüttelte gerührt den Kopf und schien sich noch heute darüber zu tranken, daß seine Jugendfreundin damals eine so schlechte Wahl getroffen; die schwarze Hanne jedoch trippelte auf ihn zu und streckt wüthend die dürre Hand gegen ihn aus. Und war nichts zu merken von ehemaliger Zärtlichkeit, nein, ihr umrunzelter Mund spie vielmehr eine Fluth von Schmähungen gegen ihren Anbeter aus und schrie und keifte, wie er sich erlauben könnte, von der Mike und ihrem Clas zu sprechen, er alter Kuppler — und ihr Sohn müßte seine Mutter ernähren, nur sie — was wüßte aber ein solcher Trunkenbold davon, und gerade, wie sie mitten im lustigsten Geschimpfe war, ergriff ihr alter Liebhaber seinen Hammer und begann ohrenbetäubend auf sein Brett loszuschlagen. Immer lauter und immer lauter, bis es wie eine gelinde Kanonade klang, und dazu sprach er mit schöner Ruhe nur zwei begleitende Worte: — „Wuthdeubel — Hausdrache". Und wieder: „Hausdrache — Wuthdeubel"! bis der alten Frau der Athem ausblieb und sie mit eineni zornigen Seitenblick ihren Korb in die Höhe raffte und in aller Wuth dem höher liegenden Häuschen zurannte. Die Kanonade aber dauerte fort, und erst als hinter der steinernen Kluft die letzte Spur von einem Korb und einem Weibsrock verschwunden war, stemmte der Fischer seinen Hammer bedächtig auf's Knie und schürfte mit dem Holzpantoffel nachdenklich ein Häufchen des weichen, gelben Sandes zusammen:

„Schade," murmelte er, „sie hatte damals Haare, wie — wie'n Nabe so schwarz, und Augen so grau un hell wie, wie, hm "Dem Alten fiel kein passender Vergleich ein, und deshalb schloß er kurz: „sie hatte eben Augen, un wenn ich ihr damals gekriegt hält', war' ich vielleicht nich so ein zerlumpfter Tagdieb geworden, der keinen Pfennig in die Tasche hat und anderen Leuten ihre Böte ausflickt. Aber ich Hab' ihr eben nich gekriegt und deshalb — hopsasa, juchhei!!" —

Das alte verlotterte Menschenkind begann laut zu singen, so daß die einzelnen Töne weit über das Meer klangen.

280 Georg Engel in Veilin.

Zu derselben Zeit glitt ein Voot auf die elende Fischersiedelung zu.

Kaum einen Steinwurf von der bewaldeten Küste entfernt, zog es schwerfällig dahin, und der matte Abendwind vermochte kaum den weit ausgespannten Segeln einige Nundung zu verleihen. Deutlich vernahm man das Zwitschern und Flöten der Vögel, die sich in dem finstern Küstenmald in den Schlaf sangen, ein starker Holz- und Harzgeruch schlug herüber, und die silbernen Strahlen des heraufsteigenden Mondes enthüllten bereits die lichten Nebel, die aus dem Gehölz herausschlügen.

In dem Kahn aber saß Clas, der Sohn der schwarzen Hanne, ihr Stolz, ihr Ernährer, ihre letzte Liebe, und hielt die Leine des Segels aufmerksam in der großen schwieligen Hand. Den plumpen, von rothblonden Haaren dick umwallten Kopf hatte er dem Lande zugekehrt, und seine tiefliegenden, schüchternen blauen Augen spähten mit dumpfem, träumerischem Vlick den weißen Schleiern nach, die dort unten an den Ausläufern des Strandgestrüpps wunderliche Formen annahmen.

Was schlüpfte, tanzte, wogte dort nicht Alles hervor?

Seltsame, geisterbleiche Gesichter lugten aus dem Gebüsch heraus, weiße Leiber regten sich dort hinter den Zweigen, und zwischen den dunklen Stämmen tanzten flüchtige, zierliche Wesen.

„Nebel," sagte Clas bedenklich, „morgen giebt's schlecht Wetter."

Er dachte daran, daß er dann auch morgen seine Netze nicht auslegen könnte, daß er dann wieder nichts verdienen würde, nicht die paar kärglichen Pfennige, von denen er und seine Mutter nothdürftig leben konnten, wieder einmal gar nichts.

Clas ließ das Segel los und stemmte den Kopf in beide Hände.

Welch' ein Leben dort drüben in dem elenden Dorf! Alles, was in der kleinen Ansiedelung hauste, war täglich den, Hungertode ausgesetzt. Seit Jahren schon hatte der Fischfang fo gut wie aufgehört, die Flossentiäger flohen diesen Theil der Küste einmal, und weder Kunst noch Gebet vermochte sie in die leeren Netze zu locken. Im Sommer ging es noch allenfalls. Da kam zuweilen ein Tourist in das Dorf und lieh sich bis Cona fahren. Ein paar Groschen brachte das immerhin. Aber im Winter, wenn der eisige Schneewind über die Insel stürmte, wenn die zerbrechlichen Holzbaracken, in denen die Fischer wohnten, zusammengeschüttelt wurden, daß der Schnee durch alle Ritzen hindurchfegte, was sollte im Winter aus ihm werden, aus ihm und aus der gebrechlichen, alten Mutter?

«Ja, ja," seufzte der arme Bursche, „es ist sehr schlimm."

Und dann dachte er wieder an etwas Anderes.

Wäre er nur damals nicht in die Schenke gegangen, als er vor einen, Monat von einem Touristen einen harten Thaler erhielt. Aber die Mutter hatte es gewollt, und da war er gegangen und hatte sie tanzen sehen, die Mike, die schönste Din, aus dem ganzen Dorf, in einen, seltsamen, wiegenden, städtischen Tanz hatte er sie an sich vorüberwirbeln sehen, und ihr Nock hatte dazu gerauscht

Das Hungeidorf. 28^

und sich eng UM die breiten Hüften geschmiegt, und über die Schulter ihres Tänzers hatte sie ihm so wild, so luftig zugenickt. Und auch mit ihm hatte sie Herumwirbeln wollen, er aber hatte den Tanz nicht gekannt und war ausgelacht worden, und sie hatte mitgelacht. Allein des Abends hatte er sie nach Hause geleitet, ganz einsam waren sie durch die Dunkelheit geschritten, ja, ihre Brust flog noch auf und nieder von dem letzten, heißen Tanz, und deshalb hatten sie kein Wort mit einander gesprochen, bis sie an das Haus ihres Vaters, des alten zerlumpten und verlotterten Bootflickers, Jochen Wulkow, gekommen waren. Sie nannten ihn Mall-Iohann im Dorf, wegen seiner wirren, verrückten Reden, die ihm der Schnaps eingab, und die Stätte, in der er mit Mike hauste, war ein unbrauchbar gewordenes, winziges Mucherhaus, bienenkorbformig, aus Lehm gebaut, mit großen Sprüngen und Rissen und einem geborstenen Dach.

Hier hatte Clas seine Begleiterin festgehalten und mit seiner dicken Hand scheu, fast erstaunt, ihren vollen, runden Arm gestreichelt. Weitere Liebkosung hatte er nicht gewagt. Es war auch das erste Mal, daß ihm außer seiner Mutter ein Weib des Anschauens werth erschien, und die Dirn hatte ihm einen Nasenstüber versetzt und lachend gesagt: „Kannst mein Schatz werden, Clas, adjüs.“

Seitdem drängte sich das milde Ding in seine Nähe, neckte und höhnte ihn, und er träumte von ihr und dachte an sie.

„Hollah!“ — Das Segel flatterte schlapp an den Mast, sodaß der Steuermann seinen plumpen Kopf erhob und sich nun überzeugte, daß der Wind völlig erstorben sei. Ganz nahe war der Kahn an die waldgekrönten Dünen herangetrieben, und als sich Clas nun erhob, um das Segel an den Mast zu binden, da war es, wie wenn sich von den Nebeln, die den Strand verhüllten, eine weiße Gestalt ablöse, durch Mondesflimmer und Abendnebel hindurch, eine weiße, üppige, glänzende Gestalt, die sich aus den aufplätschernden Wassern erhob, dann regungslos in ihrer schimmernden Gliederpracht auf dem feuchten Sande stehen blieb und plötzlich aufjauchzend zwischen den monddurchstirrten Bäumen verschwand.

Deutlich, ganz deutlich hatte Clas den wilden Schrei vernommen, sein geübtes Ohr hatte ganz deutlich das Aufspritzen und Plätschern des Wassers unterschieden, ja seinen Blicken waren selbst die flatternden Haare des Meerweibes nicht entgangen.

Diese feuchten, glänzenden Glieder, Alles umwallt von den schweren, weißen Nebeln, diese dicken Strähne ^triefender !Haare, auf denen winzige blaue Flämmchen getanzt hatten, sie konnten keinem irdischen Weibe gehören. „Nein, nein,“ und der abergläubische Gesell rieb sich die Stirn, „das war irgend ein ftschblutkcütes Meerweib, von der die alten Fischer so häufig erzählten, eine Meerjungfrau, die Gefallen an ihm gefunden und nun heraufgestiegen war, in Mikes Gestalt, um ihn mit sich zu locken in die laue, unendliche Tiefe.

282 Georg Engel in Verlin.

Eine Viertelstunde fast stand er regungslos, und kalte Schauer liefen ihm über den Rücken, dann aber setzte er die Ruder ein und strebte mit aller Kraft von bannen. „Ne, ne,“ murmelte er dabei, „nach Haus, zu Muttern, nach Haus — hier is nich Alles richtig.“

Das Boot schoß wieder in die offene See hinaus.

Da hallte eine Stimme über die Fluth, lachend und lockend, und auf einem der riesigen Strandsteine erschien eine dunkle, geschmeidige Gestalt, deren Röcke im Abendwinde flatterten.

„N' Abend, Clas!“

Der Ruderschlag setzte aus, aber erst nach einer Weile fragte eine ungläubige Stimme: „Mike, Miking — bist Du's?“

„Na, warum denn nicht, dummer Clas, kennst mich nicht mehr?“

Der arme Bursche im Kahn schüttelte den plumpen Kopf, aber dann wandte er das Boot eilfertig herum. Diesmal war's keine Täuschung. Die dort oben war die Mike aus Fleisch und Blut, aber doch Dem schwerfälligen Gesellen fiel wieder das unverhüllte, zauberische Weib ein, das aufjauchzend durch die Abendnebel gesprungen, und eine heiße, furchtsame Leidenschaft für ihr Abbild dort oben auf dem Stein bemächtigte sich seiner. —

„Na, wird's bald?“ fragte die kecke Stimme von oben.

In diesem Augenblick knirschte der Kahn auf den Saud, und Clas sprang heraus, um in seinen großen Wasserstiefeln die kurze Strecke bis auf's Trockene zu waten.

„Wie geht's, Mike?“ fragte er, als er neben dem Stein stand, und blickte verstohlen zu ihr hinauf.

Auf ihren Haaren perlte noch das Wasser, und Clas starrte unverwandt auf die funkelnden Tropfen.

Einen Augenblick blieb es still zwischen den Beiden, dann blinzelte Clas zur Erde und fragte mit sichtlicher Anstrengung:

„Mike — warst Du — bist Du — da vorhin?“ Er stockte.

„Na?“ forschte das Mädchen mit seltsamein, verhaltenem Lächeln und stieß den unbeholfenen Burschen von ihrem erhöhten Sitz aus ganz leise mit ihrem Holzpantoffel an den Arm.

„Ich“ Er vollendete es nicht. Ueber seine schwere Zunge wollte das rechte Wort nicht gleiten für Alles das, was er gefühlt und gesehen. Aber während er den leisen Druck an seinem Arm spürte, tauchte vor seinen blöden Augen jene wunderbare, zauberische Gestalt wieder auf, die sich aus den rauschenden Wassern erhoben und in den Wald geflüchtet war.

„Du,“ begann die Mike nach einer Weile und warf ihre Haare kokett über die Schulter, „hat der Fremde, mit dem Du uach Cona gesegelt, gut bezahlt?“

Jetzt ermachte Clas und fuhr mit der plumpen Hand in die Tasche:

„Zwei Zehngroschenstücke,“ schmunzelte er vergnügt, „hat er mich gegeben und eine Ziegarr.“

„So?!"

Die Augen der Mite begannen zu leuchten.

„Cllls, kannst mich herunterheben," neckte sie ihn und stand auf, „aber fass' sanft an."

Die üppige, schmiegsame Gestalt beugte sich herab und legte dem Burschen ohne Weiteres die Anne uin den Hals.

„Nun geschickt!" befahl sie.

Der arme Clas wußte nicht, wie ihm geschah. Im nächsten Augenblick hatte er sie bereits in den Armen, und mährend er sie im weiten Schwung herunterbrachte, gab sie ihm mit ihren frischen, rothen Lippen einen herzhaften Kuß.

„Du bist ja doch zu blöde," lachte sie dabei, „man muß Dir's zeigen, daß man Dir gut ist. Nun komm' aber, Clas, wir wollen nach Haus."

Und kurz entschlossen ergriff das Mädchen seine Hand und versuchte ihn mit sich fortzuziehen, allein der Bursche blieb stehen und schüttelte gänzlich verwirrt den Kopf:

„Ne, ne, erst das Boot auf's Trockene bringen," stammelte er, „Du — Du."

Und dann überwältigte es ihn. Mit einem trunkenen Freudenschrei stürzte er auf sie zu und wollte das braune Kind in seine Arme schließen, aber sie bückte sich unvermuthet und entwischte ihm.

„Sei nicht dumm, Clas, und nun rasch, ich will Dir ziehen helfen."

Mit diesen Worten ergriff das kräftige Mädchen eine Leine des Bootes, die schon am Strande lag, und von dem verzückten Burschen unterstützt, brachte die Mike wirklich das Schiffein nach wenigen Minuten auf den Sand. Vann traten die Beiden bei völliger Dunkelheit den Heimweg an. Als sie in dem Küstenwald waren, begann Mike plötzlich leise zu schluchzen und lehnte ihren Kopf sanft an seine Schulter.

War es die undurchdringliche Nacht, war es die Nähe der feinen, feuchtduftenden Haare, welche den armen Burschen völlig berauschte? Athemlos, voller Mitleid legte er den Arm um die weinende Schöne und fragte mit schwankender Stimme:

„Was is Dich, mein liebes, gutes Miking, sag', was is Dich — kann ich «ich helfen? — Wein' doch nich — Du."

Wieder zog er sie an sich, und diesmal wirkte sein Zuspruch anscheinend so tröstend auf seine hübsche Begleiterin, daß sie ihr grobes Sacktuch von den feuchten Augen ließ und unter allen Anzeichen des Schmerzes hervorbrachte:

„Clas, mein Vater hat schon seit zwei Tagen nichts zu essen gehabt, der arme, alte Mann — wir müssen hungern, ich mag gar nicht mehr nach Haus."

Sie blieb jetzt stehen und ließ das Haupt auf die tiefathmende Brust herabsinken, ja trotz der Dunkelheit glaubte Clas zu bemerken, daß ihre blühenden Wangen erblaßt seien.

28H Geoig «Lngel in Verlin.

Die dunkelen, mächtigen Föhren zu ihren Häupten rauschten und murmelten, und durch das Herz des plumpen Gesellen stürmte ein heißes, schmerzhaftes Mitleid für dieses schluchzende Weib:

„Wein' nich, Miking," bat er gutmüthig und ergriff ihre Hand, „hier" — er fuhr in die Tasche — „hier hast Du eins von meinen Zehngroschenstücken — ich geb's gern, und nu sei wieder lustig."

„Er hielt ihr das Geldstück wie beschwichtigend vor die Augen; aber gerade als das Mädchen die Münze ergreifen wollte, fuhr seine Hand noch einmal zaudernd zurück:

„Und die alte Mutter?" sprach die innere Stimme zu ihm, und es tauchte die niedrige, trübe erleuchtete Kammer vor ihm auf, in welcher die Alte seiner harnte. Hatte die Mutter nicht heute Morgen schon Pläne gemacht mit dem zukünftigen Gelde und sich darüber gefreut?

Er sann und sann. Die Mike aber, die jede seiner Bewegungen mit ihren großm, leuchtenden Augen verfolgt hatte, wurde ungeduldig und stieß enttäuscht seine Hand zurück. „Mach' Andere zum Narren," sprach sie grollend, „ich Hab' Dich für besser gehalten. Laß mich in Frieden."

Heftig riß sie sich von ihm los und wollte davon eilen.

„Du Miking, Miking," rief er erschrocken und lief ihr nach, „Sei mich nich böse, Miking, ich wollt' ja bloß — hier hast Du's — ich bin Dich ja so gut," stammelte er.

„Das ist nicht wahr, Clas!" murmelte Mike, das Geld einsteckend, und drängte ihn von Neuen, zurück, „das lügst Du."

„Wirklich," stammelte Clas und legte betheuernd die Hand auf's Herz.

Die Mike stieß ihn leise mit dem Arm an: „Dann bist Du ein Geizhals," sagte sie im Weiterschreiten, „schöner Schatz, welcher der Braut noch nicht für einen Pfennig geschenkt hat!"

„Aber Mike, ich Hab doch nichts."

„Hast doch das Zehngroschenstück noch in der Tasche."

Der arme Clas blieb stehen und rieb sich die Stirn:

„Mike, das geht nich," wehrte er beklommen ab, „das is für mein Mutting zu Haus — wir müssen doch leben."

»Ja so," sagte das schöne Mädchen gedehnt, und umspannte seine dunkle Gestalt, mit einem ihrer seltsamen Blicke. Und plötzlich bot sie ihm kurz und trocken:

„Gute Nacht."

Clas faßte erschreckt ihren Arm: „Mike, willst Du nich mit mir?"

„Nein, ich kann allein gehen, laß mich los," rief sie heftig und entriß sich ihm, „Du liebst ja doch bloß Deine Mutter. Da setz' Dich man zu ihr hinter'» Ofen!"

Kaum hatte sie das herzlose Wort gesprochen, so zog sie ihre Arme gegen die Brust und begann wie ein fliehendes Reh durch den Wald zu flüchten.

Das Hungerdoif. 285

Clas stand und starrte ihr nach. Zwischen den mondüberglänzten Stämmen erschien sie ihm wieder als das berückende Meerweib, mit den blauen Flämmchen über dem Haupte und den schimmernden Gliedern. Er wußte es selbst kaum, da hatte er sich in Bewegung gesetzt und lief der Fliehenden in langen Sprüngen nach; doch schneller und schneller glitt sie dahin, schon keuchte der Verfolger, schon trat ihm der Schweiß auf die Stirn, da hielt die Mike plötzlich inne und rief athemlos: „Was willst Du von mir? Ich mag nichts mit Dir zu schaffen haben, hörst Du?“

„Jetzt stand er vor ihr und mischte sich unbeholfen den Schweiß von der Stirn: „Da, Mike,“ stammelte er mit einer Hast, als spräche er halb besinnungslos, „hier ist das Geld — ich geb' ja Alles, was ich Hab', wenn — Du mich ein bischen gut sein wolltest — so wie da unten auf dem Stein — wo“

Ein Helles Jauchzen unterbrach ihn. Das Geld war in die Hand des Mädchens geglitten, und sie hielt es im Mondlicht in die Höhe, daß es funkelte.

Es war derselbe lustdurchwehte Ruf, der Clas immerfort in dm Ohren gelegen, und während er das schmiegsame Weib wie betäubt anstarrte, streichelte sie ihn, bereits die wirren Haare und küßte in stürmischer Freude seine Wange:

„Bist doch ein guter Kerl, Clas; bist auch mein Schatz, den ich immer lieb haben will. Du großer, dummer Clas — komm.“

Und sie küßte ihn noch einmal auf seine breiten, zitternden Lippen, gab ihm noch einen neckischen Schlag auf die Schulter und huschte dann in toller Hast durch den stark abschüssigen Wald in das Dorf hinab. In wenigen Minuten war sie verschwunden, ohne sich noch einmal nach dem Verlassenen umgeblickt zu haben.

Ein Hagel von Eicheln und Tannzapfeln, welcher aus den Bäumen herunterfuhr, weckte Clas endlich aus seinem Hinbrüten und erinnerte ihn daran, daß noch Jemand im Dorfe lebe, der ihn gewiß nit Schmerzen erwarte. Schwerfällig rückte er sich die Tuchmütze tiefer in die Stirn und trat in drückenden Gedanken den Heimweg an. Bald hatte er die elende Siedelung erreicht und schritt, ohne einen Blick auf die beiden Reihen niedriger, verfallener Wohnbaracken zu werfen, seiner eigenen Behausung zu.

Plötzlich aber stockte er und hob lauschend das Ohr. Ihm zur Seite lag die runde, geborstene Räucherhütte, in welcher die Mike mit ihrem Vater, dem alten Tagedieb Jochen Wulkow lebte. Der Schein eines brennenden Kienspans drang durch die Ritzen hindurch, und laut dröhnte die trunkene Stimme des alten Mali-Johann in die stille Nacht hinaus:

Holdes Mädchen, schenk mich ein,

Schenk' mich ein den golb'nen Wein — —“

Ein dumpfer Schlag, wie wenn Jemand die Flasche auf den Tisch stößt, folgte.

286 Georg Lngel in Verlin.

Clas trat kopfschüttelnd zurück: „'N kranker, ariner Mann", murmelte er gedrückt, „sie hat's schwer mit ihm."

Weiter wagte er nicht zu denken, er beschleunigte vielmehr seine Schritte und stand bald darauf vor der Schwelle seiner eigenen, schindelgedeckten Hütte. Auch hier leuchtete trüber Lichtschein durch das kleine, kaum fußhohe Fenster, und als Clas befangen hindurch spähte, sah er, wie die alte Frau an dem Tisch saß, vor einem Lichtstümpfchen und einem verdeckten Teller, während ihr Kopf schlummernd auf den Tischrand gesunken war. Der Anblick siel dem Sohne schwer auf's Herz.

Wie müde, wie abgezehrt dies verrunzelte Antlitz aussah, — und er?

— Er fuhr sich unwillkürlich in die Tasche und suchte nach den beiden Geldstücken, die noch vor Kurzem in dem groben Futter geklumpert. „Mike, Älike", seufzte er tief, und er hörte wieder den unheimlichen Ruf, den das schöne Weib ausgestoßen.

Sollte er jetzt eintreten?

Da knarrte die Thür, und die schwarze Hanne hob den nickenden Kopf und riß die müden Augen weit auf:

„Clas, Clasing, bist Du's?" räusperte sich die Alte hoffnungsvoll, und als der Sohn rasch hereintrat, hob sie neugierig den Teller in die Höhe und schien vor allen Dingen zu untersuchen, ob dessen Inhalt noch genießbar sei. „Ganz kalt," räusperte sie sich mit einem vorwurfsvollen Blick und zog fröstelnd ihr Tuch nm die dürren Schultern zusammen. „Wo bist Du so lange geblieben, Clas?"

Der Sohn hatte sich auf die Ofenbank niedergelassen, stemmte den Kopf in die knorrigen Fäuste und starrte unverwandt vor sich hin.

Die Alte schien dies sonderbare Schweigen zu beunruhigen:

„Is Dich nich recht?" fragte sie besorgt und strich mit ihren Fingern prüfend über den starken Nacken des Sitzenden, „bist Du trank, mein Lünging?"

So ängstlich, so teilnahmsvoll klang die Frage, daß es dem kämpfenden Burschen in's Herz schnitt:

„Ne, ne, Mutter," entgegnete er und legte seine Hand auf die ihre, „ick bün'n blos müd'."

Die Mutter seufzte. „Du arbeitest zu viel," murmelte sie mitleidig, „hast woll wieder stark rudern müssen? — Na, nu zieh Dich die Stiefeln aus, mein Lünging, und setz' Dich an den Tisch. Ich Hab Dich heut, weil Du ja was extra verdient hast. Deine Lieblingsspeis gemacht, „Kartoffelsupp mit Wurscht, und will sie jetzt noch mal aufwärmen. Setz' Dich, Clasing." Geschäftig hantirte sie nun an dem breiten Herde, fauchte das glimmende Holz an, hängte den Kessel darüber, und Clas sah an dein grobgezimmerten Tisch und sah in das zuckende Herdfeuer hinüber. Derweil begann es in dem Kessel zu brodeln, die Holzstückchen knackten und barsten, und die schwarze Hanne stand daneben und wärmte sich die Hände, daß die rothe Gluth durch ihre Fingerritzen hindurchleuchtete.

Das Hungerdorf. 28?

„Fertig," sagte die Alte freundlich und trug die dampfende Schüssel ans den Tisch. „Du, wie das gut riecht? Nu iß Dich satt, mein Sohn." Behaglich setzte sie sich ihm gegenüber und sah gespannt zu, wie er mit dem zinnernen Löffel die Wurststückchen hervorsuchte.

„Schmeckt's?" fragte sie nach einer Weile.

Merkte die alte Frau nicht, daß der Sohn an den einzelnen Brocken würgte, daß seine Gedanken nicht bei ihr weilten, sondern weit unten am nebligen Meer?

„Clasing," fuhr die Mutter gemüthlich fort, „wieviel hast Du denn heut mitgebracht?"

Clas legte den Löffel fort, denn ihm war es, als hätte er jetzt eben einen wirklichen körperlichen Schmerz im Heizen drinnen empfunden. Er starrte wieder in das glimmende Holz herüber und regte sich nicht.

„Na, es is woll nich viel?" ermunterte die Mutter, obwohl ein trübes Lächeln um ihre schmalen Lippen spielte.

Keine Antwort. Plötzlich aber schlug Clas mit der Faust auf den Tisch und rief, gegen sich selbst in Wuth ausbrechend: „Nichts Hab' ich mitgebracht, nich einen Pfennig."

Die Alte rückte ihren Stuhl und riß die Augen ungläubig und erschrocken auf: „Nichts?" wiederholte sie schleppend und hob die zitternde Hand unwillkürlich empor. „Hat er Dich denn nichts gegeben?"

Clas blickte die Mutter gläsern an und wollte einen Ausflucht ersinnen, aber die Lüge ging ihm nicht über die schwere Zunge. „Ne," keuchte er, während ihm der Schweiß aus der Stirn hervorbrach, „zwei Zehngroschenstücke — ich — ich Hab sie der Mike geschenkt —"

„Geschenkt!? — Clasing," schrie die alte Frau heiser und ließ ihr Tuch zu Boden gleiten, „das lügst Du doch man blos, nich wahr?"

Clas sprang auf. „Ne, Mutter, ich hab'Z gethan."

„Und mich läßt Du hungern?" schrie jetzt die Alte und pochte mit ihrem knöchigen Finger auf die Tischplatte, „die ganze Woch' nur ein paar Pfennig, und sobald Du was hast, trägst Du's zu solch einer Lumpenliese?"

Die Thränen stiegen ihr in die Augen, so daß sie die grobe Schürze in die Höhe nahm, um das brennende Naß zu trocknen: „Und zu solch einer schlechten Dirn," schluchzte sie empört, „die's mit allen Mannsleuten hält. Ne, das geht keinen guten Gang; hör' auf Deine Mutter, Clas, laß das schandbare Ding laufen; die is nichts für Dich, hör' auf mich, Clasing, ich —" Doch die Ermahnung follte nicht zu Ende kommen.

Clas hatte sich dem Fenster zugewandt und starrte finsternen Blicks in die Nacht hinaus. Die Hände in den Hosentaschen, verharrte er an seinem Platz und träumte unaufhörlich von dem lockenden, unverhüllten Weibe, das er unten am Strande belauscht. Da berührte etwas seine Schulter, und hinter ihm erklang eine mahnende Stimme: „Clasing, Clasing, hör' auf mich, laß ab von dem schlechten Ding. Wir haben ja für uns selbst kein Brot

288 Georg Engel in Verlin.

im Haus, und wenn Du nun solch eine Dirn "Der Traum war zu Ende, die Worte der Alten hatten ihn grausam verscheucht. Etwas wie Groll und Veleidigtsein stieg in dem plumpen Burschen auf. „Nicht wahr, Clasing, Du bleibst bei Deine alte Mutter?" schluchzte die schwarze Hanne noch einmal und wollte sich an ihn hängen, allein der Bursche schüttelte sie ab und wandte ihr unwirsch den Nucken: „Laß das Gemein' sein," antwortete er kurz, „ich kann das nicht leiden." Und ohne sich noch einmal umzublicken, schritt er schwerfällig seiner Kammer zu. Es war das erste Mal, daß die schwarze Hanne ein rauhes Wort aus dem Munde ihres Sohnes vernahm, und deshalb starrte sie ihm, keiner Bewegung mächtig, mit weit aufgerissenen Augen nach. Dann aber seufzte sie tief auf und räumte langsam den Teller und die irdene Schüssel vom Tisch. Eine Viertelstunde später hockte sie an dein niedrigen Herd und hatte auf dem Schoß eine alte, abgegriffene Bibel liegen, auf deren gelbe Blätter sie durch eine Stahlbrille heruntersah. Das Herdfeuer zuckte und glimmte, über die Brillengläser der alten Frau rannen schwere Tropfen herab, und während die Hanne mit dein Zeigefinger die breiten Zeilen verfolgte, murmelten ihre Lippen halb mechanisch:

„Ehre Vater und Mutter, auf daß Du lange lebest und es Dir wohl gehe auf Erden." Und wiederholte es wohl dreimal, bis sie nach langen Blättern mit dem Kopfe nickte und andächtig die Hände über dem Buch faltete.

Drinne in der Kammer lag Clas auf dem Strohsack und träumte von dem weißen glänzenden Weibe, das sich von ihm haschen ließ und ihn wieder zurückstieß, und nebenan saß die alte Frau noch lange am Herd, und es war kaum noch zu verstehen, was sie sprach:

„Unser täglich Brot gib' uns heute — ach unser täglich Brot, Du lieber Gott, es ist ja nicht viel Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dein Uebel — ja, die Mike, die Mike — sie taugt nicht, Clasing. — Denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit, Amen."

Zweites Capitel.

Es regnete ohne Unterlaß, ohne Unterbrechung.

Die Schößlinge in der Erde verquollen, und die jnnge Saat verfaulte.

Und dabei Südwind, immer Südwind, vor dem die kleinsten Flossenträger flohen, wie vor einem giftigen Hauch. Tagelang lagen die Böte schon auf dem Sand und setzten Schimmel an. Die Fischer saßen in ihren Baracken und stopften den knurrenden Magen mit halbverfaulten Fischen, und durch das durchweichte Moos der Dächer sickerte der kalte, feuchte Regen ungehindert in die Stuben, auf Tisch und Bett herab.

—^ vas t^nngeidoif. — 28Z

Das letzte Schwein verpfändet, die letzte Kuh geschlachtet, beim Bäcker Alles unbezahlt, Siechthum überall, und draußen Regen, bleigrauer Regen, der unaufhörlich auf die kothige Landstraße herabrauschte und tausend kleine Blasen in die Höhe springen ließ.

Es war Sonntag.

Durch den nassen, schweren Nebel drangen hohle Glockentöne und riefen die Verzweifelten in die Kirche. Sie follten beten. Vielleicht, daß Gott dort oben endlich die Nebel verjagen und Brot, Brot in's Haus schaffen könnte. Ohne den üblichen Sonntagsstaat, die farbigen Oberröcke hoch über die Köpfe gezogen, wateten die Weiber dahin, die Männer folgten in ihren Thranstiefeln und den wollenen Flausjacken, die Hände trotzig in den Taschen geballt. Cills und die schwarze Hanne waren mitten unter ihnen. In der kahlen, weißgetünchten Kirche roch es nach den vielen durchnässten Kleidern. Die Weiber wisperten miteinander, die Männer standen im Hintergrund, und der feuchte Sand unter ihren Stiefeln knirschte mißtönend auf den steinernen Fliesen. Ueber die Fenster des Hauses aber rieselte der Regen, der Regen.

„Du, Iünging," flüsterte der alte Jochen Wulkow, welcher neben Clas an der Wand lehnte und zupfte ihn am Rock, „hast Du schon mal Braten von so ein feines Reh gegessen?"

„Ne, Jochen," erwiderte Clas, der gespannt zur offenen Thür heraus-sah, weil dort draußen die Mike stand und mit einem bärtigen jungen Mann in neuer grüner Gensdarmuniform angelegentlich plauderte. Der Gensdarm hatte sie am Arm gefaßt, und sie blieb lächelnd vor ihm stehen. Das peinigte den armen Clas.

„Hast Du schon mal Hasen gegessen oder Pute oder die klebrigen Austern?" fuhr der alte Mali-Johann grinsend fort.

„Ne, Jochen, Haft Du schon?"

„I wo, ick auch nich, aber ick denk, 's ist egal, ob ich kein Brot Hab' oder keinen Putenbraten. Hunger is Hunger, was?"

„Iawoll," stimmte Clas zu, der kein Wort verstanden hatte und nur noch wahrnahm, wie die Mike mit rothen Wangen durch die Kirchenthür schlenderte, immer von dem jungen Gensdarm begleitet. Die grüne Uniform, das weiße Bandelier und der klirrende Schleppfäbel machten Aufsehen.

„Das ist der neue Gensdarm, drüben von Rohrdorf," flüsterten die Weiber, doch die Blicke, die sie dem hübschen Mann zuwarfen, waren trotzig und unfreundlich.

In schlechten Zeiten liebt man die Staatsgewalt nicht.

Der Machthaber im grünen Rock ließ sich indeß ganz vorn auf einen erhöhten Seitenplatz nieder und strich sich wohlgefällig den blonden Schnurrbart. —

„Iawoll," murmelten die Fischer erbittert, „der bekommt sein Festes, und uns nimmt man's aus der Tasch'."

210 Georg «Lngel in Verlin.

Dann trat tiefe Stille ein. Die Gemeinde sang ein Lied, erst leise, dann immer lauter, und zuletzt stimmten Alle, Alle in den Choral ein:

„Eine feste Burg ist unser Gott.“

Das Lied war zu Ende, und man hörte wieder den Regen niederplätschern. Dann bestieg ein junger Geistlicher die Kanzel, sprach ein kurzes Gebet, faltete die Hände und blickte inbrünstig zu der kahlen, weißen Decke empor.

Wieder wurde es All. Aller Blicke richteten sich auf den blassen Mann dort oben auf der Kanzel. Er sprach mit leiser, dünner Stimme, aber sie tönte voll Bewegung und Schwungs, fast schien es, als ob er selbst kaum die Thränen zurückhielte: „Selig sind, die da geistig arm sind, denn das Himmelreich ist ihr. — Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.“

Das Wort der Bergpredigt hatte er zu Grunde gelegt, und er flehte zu Gott, der die Noth lindern könnte, zu dein großen, allmächtigen Gott, der die Vögel ernähre und die Lilien bekleide, und die armen Leute lauschten ihm in stumpfer Ergebenheit und starrten auf die weißen, gefalteten Hände des Mannes, und draußen rieselte und rauschte der Regen, und der schwärzliche Nebel quoll zur Thür hinein und verleidete den Aermsten das Athmen, bis das letzte Lied herabgesungen war und die Leute in störrischem Schweigen von dannen schlichen.

Vor der Kirchenthür stand die schwarze Hanne, das Gebetbuch unter dem Arm und neben ihr Clas, finster und verstört.

„Hast Du gesehn, mein Jung, wie sie ihm nachgelaufen is in's Wirthshllus zum Tanz?“ raunte die Alte und zeigte mit dein mageren Finger befriedigt die Dorfstraße hinunter. „Nu, hat die alte Mutter nich Recht? — Komm nach Haus, Clasing.“

Sie faßte ihn unter den Arm und zog ihn ein paar Schritte mit sich.

„Iawoll, Mutter,“ stöhnte der arme Bursche verzweifelt und ging eine Strecke Weges mit ihr, ohne es jedoch unterlassen zu können, sich von Zeit zu Zeit umzublicken. Dann sprach er allerlei Unzusammenhängendes von der traurigen Zeit, und es sei richtig, sich ein bischen aufzuheitern. Im Wirthshaus würde doch wenigstens etwas Lustiges aufgespielt, und schließlich blieb er stehen und blickte die Alte plump und fragend an. Doch die schwarze Hanne wußte, was das bedeutete, sie erschrak und lief weiter, so rasch, als Nebel und Regen es zuließen.

„Mutter“

„Ne, ne, Clas.“

„Mutter, nur einen lütten Schnaps trinken, dann gehn wir nach Haus.“

„Clasing, laß sein, trag' unsere letzten paar Groschen nich in's Wirthshaus, — um so 'ne Dirn. Pfui!“ Sie fpie aus.

Das Huügei>«rf. 2)^

Er faßte die Alte an« Arm und schob die sich Sträubende vor sich her.

„Mutting," keuchte er, „nich wegen ihr — wir bleiben ja zusammen

— nur ein Glas — ganz gewiß."

Die alte Mutter bettelte und stöhnte und inachte dein Sohn allerlei

Vorwürfe, aber Clas drängte vorwärts, und ehe die Alte es sich versah,

leuchtete durch den qualmigen Nebel eine elende grüne Laterne vor ihr auf

und auf den geborstenen Steinstufen des Wirthshauses stand eine untersetzte,

Gestalt, die eine ihrer Hände ergriff und sie aus Leibeskraft herauszerterte.

„Heiopoveio," gurgelte eine heisere Stimme, welche die schwarze Hanne

wüthend als die des Jochen Wulkow erkannte. „Das schwarze Hanning

kommt, mein sanftes Täubing; wollen wir wieder tanzen zusammen, wie

damals, als Du mich den Kuß gabst?"

Und er kniff sie zärtlich in den Arm.

„Oll Säufer," wimmerte die Hanne entrüstet und wollte sich noch

einmal losreißen, allein schon flog die Thür des Tanzsaals auf, und Clas

drängte sie völlig hinein. In dem langgestreckten, weißgedielten Raun: hing

eine große Lampe mit einem grünen Schirm von der Decke herunter. In

der Ecke, hinter einer braunen Gallerie saßen zwei Musikanten. Ein Geiger

und ein Harfenist. Der Wirth in Hemdsärmeln und grüner Schürze stand

hinter dem Schenktisch und hatte eine große Zahl dickbauchiger Flaschen vor

sich, rothe, gelbe, grüne. Hinter ihm lugte ein kleines Bierfaß hervor. --

Und in diesem Saal tanzten wohl zwanzig Paare. Jeder Tanz dauerte eine

Viertelstunde. War er zu Ende, so gingen die Burschen zum Schenktisch

und tranken, die Mädchen saßen auf schmalen Bänken, lachten und trippelten

mit den Füßen unter dem Tisch. Und es wurde immer später, schon wies

der Zeiger der Wanduhr die neunte Stunde, und noch immer saß Clas mit

seiner Mutter in einer Ecke und stierte in das bunte Getriebe hinein. Dort

unten hüpfte und wirbelte die Mike vorbei, immer in den Armen des

Gensdarmen, dessen Sporen lustig den Takt des Tanzes klirrten.

Wie sie den hübschen sonnengebriunten Mann ansah! Ihr Busen flog,

ihre Augen blitzten, ihre langen braunen Zöpfe flatterten bald um ihre

Schultern, bald umschlangen sie den schmucken Tänzer, als wollten sie ihn

auf ewig an die üppige Schöne fesseln. Alle blickten auf dieses Paar, alle

Mädchen beneideten die Mike. Niemals forderte der „Herr" Gensdarm eine

Andere auf, ja, selbst wenn er mit seiner Partnerin vom Tanze ruhte, saß

er bei ihr an einem entfernten Tifch und ließ herbeibringen, was der Wirth

in Küche und Keller hatte. Den Arm um ihren Stuhl geschlungen, ganz

nahe an sie geschmiegt, saß er neben ihr, und sie drehte an seinen blanken

Knöpfen und spielte mit dem blitzenden Säbel. Das war doch ein ganz

ander Ding, als mit dem Clas, dem dummen Clas, der wie ein Toffel

neben seiner Alten saß und einen lächerlich dicken, rothen Kopf hatte. Der

Hei-r Gensdarm, der war ein Mann: der wußte ihr Dinge über ihre

Schönheit zu sagen, daß ihr das Herz schlug vor geheimen« Schrecken. —

Noib und Siib. liXIV., l»2 20

222 Georg Enge! in Veilin.

„Fräulein“ nannte ei sie stets, und wenn er von seiner Vraut dort drüben auf dem Festland erzählte, die eine reiche Näckerstochter sei, dann seufzte er jedesmal und drückte der Mike die Hand:

Vielleicht heirathete er sie noch nicht, und dann — die Mike sprang auf Kling, kling, plump, plump, trala! tönte es aus der Musikecke heraus, und das junge Volk um sie herum begann einen Ländler zu walzen.

„Kommen Sie, Fräulein, wollen wir ein wenig durch den Saal gehen?“ fragte der Herr Gensdarm und bot dem Mädchen den Arm, „es wird gar zu warm.“

Und sie gingen.

Als sie bei Was vorbeikamen, nickte ihm die Mike zu und verzog lachend den Mund:

„Na, Clas, hast schon mit Deiner Mutter getanzt?“ spottete sie leise, und während Clas die knorrige Hand nach ihr ausstreckte, wie wenn er sie an ihrem braunen Röckchen zurückhalten wollte, schlüpfte sie geschickt an ihm vorüber.

Der arme Bursche stöhnte.

„Heiopopeio, mein schwarzes Hanning,“ lallte Jochen Wulkow, der schon ziemlich angetrunken durch den Saal wankte und sich jetzt hinter der alten Frau auf das Fensterbrett niederließ. „Wird sie heirathen, der Grüne mit dem Säbel. — Sühst Du, mein Hühning, hättest Du auch haben können, wenn Du ihre Mutter gewesen wärst. Aber warum hast Du Dich Dein Jochen geheirathet!“

Die schwarze Hanne achtete nicht auf ihn. Sie war vor Müdigkeit beinahe eingeschlafen und klopfte ihrem Sohn nun ängstlich auf den Rücken.

„Nu komm, Clasing, ich bitt' Dich, ich halt's nicht mehr aus. Du siehst doch, was das für eine Dirn' ist — komm mein Jüngling, komm.“

Clas reckte sich, sprang auf, und mit vorgebeugten« Hals stierte er wie toll durch den Schwann der Tanzenden hindurch. Der Gensdarm und Mike waren soeben durch eine kleine Seitenthür verschwunden.

Kling, kling, plump, plump, trala!“ jauchzte die Musik.

„Clas, Clasing,“ rief die alte Frau, allein der Sohn hörte sie nicht mehr. Ohne nach rechts oder links zu schauen, den Blick stier auf die kleine Thür gerichtet, drängte er sich durch die Tanzenden hindurch, unbekümmert, ob er mich diesem oder jenem Paare einen kräftigen Stoß versetzte. Was galt das ihm? Nur sehen wollte er diese Dirn', die ihn so betrog, diese Mike, die ihm die letzten Groschen aus der Tasche gelockt, und die gewiß jetzt den Gensdarm küßte, ebenso wie sie ihn vor wenig Tagen geliebt hatte.

O diese Mike!

Nun stand er auf den steinernen Fliesen des Flurs, von welchen! er auf die Landstraße hinaussehen konnte. Draußen lagerte dichte, qualmige

— Das Hungeidoi . 2H3

Nacht, kein Stern blinkte herunter, nur die grüne Laterne, die sich in ihren eisernen Haken ächzend hin und her wiegte, verbreitete ein verschwommenes Licht.

Aber auch dieser trübe Schein enthüllte den» armen Clas zu viel. Umflackerte er nicht zwei eng an einander geschmiegte Gestalten, die miteinander kosten und süße Worte austauschten? Sah er nicht, wie sich das Haupt des Mannes neigte, wie sich zwei volle Arme über seinen Nacken hoben und jetzt?

Ein knurrender Ruf, wie das Gebell eines gereizten Hundes erklang.

Die Beiden fuhren erschreckt auseinander, im nächsten Augenblick riß Clas das Mädchen zu sich herum.

„Komm herrein, Mike, auf der Stell“, keuchte er, während sie sich seiner feuchten Hand zu entziehen suchte, und der Gendarm klirrte mit den Sporen und fragte von oben herab:

„Was wallen Sie, Mann?“

„Laß mich los, dummer Clas,“ rief die Mike heiser dazwischen und fuhr ihm mit ihren Nägeln über die Hand, „der Herr Gensdarm wird es Dir anstreichen.“

„Aber tüchtig,“ beeiferte sich der Mann der Staatsgewalt zu versichern, und als Clas vor Wuth aufheulte und von Neuem nach dem Arm des Mädchens griff, da schob ihn Mikes Verehrer einfach die Treppe herunter und schritt dann mit dem laut auflachenden Mädchen in den Saal. Der Säbel klirrte hinter ihm her, und Clas stand draußen im Regen und schüttelte in ohnmächtiger Eifersucht die Fäuste.

O diese schlechte Mike, mit den vollen, weichen Armen und den rothen Lippen; wie er sie haßte, dieses üppige, schöne Weib, wie es ihn durchstürmte in Heiher, wilder — Sehnsucht.

Er schlich bis an die erleuchteten Fenster des Saales und spähte hindurch. Dort tanzte sie wieder dahin, den Kopf mit den krausen Härchen an die Brust des fremden Mannes geschmiegt, und die Augen, die Augen —

Mit einem Sprung stand der Gepeinigte im Flur, stand er in« Saal, stürzte auf ein rundes, wartendes Dirnlein zu und schleuderte sie wie rasend ini Tanz hemm.

„Nicht mehr — nicht mehr!“

Eine Andere und wieder eine Andere, er hielt nicht an; Alles drehte sich um ihn herum, die Wände taumelten, der Boden schwankte, die Musik gellte wie ein schriller, wüthender Hetzruf!

„Clasing,“ schrie eine verzweifelte Stimme durch den Saal.

Ein keuchender, schweißbedeckter Bursche, mit wirrem Haar und stieren Augen, taumelte auf die schwarze Hanne zu und blickte sie ungeduldig an.

Das war ihr Sohn nicht mehr, das war ein wüster, fremder Geselle, und die Mutter durchdrang ein Alles überwältigendes Entsetzen:

20*

2HH Georg «Lngel in Verlin.

„Clasing," schrie sie auf und betastete ihn zitternd, „komm nach Haus, mein süßes Söhnling, nich meinetwillen, nur Deinetwillen. Gott, Gott, Du siehst aus, wie mein Jochen, als er gestorben ist."

Allein der Bursche schüttelte mit grobein Lachen den wirren Kopf:

„Ne, jetzt grad nich — nun muß ich ihr's zeigen. Geh allein zu Haus, Mutter, ich komm' nach."

„Cllls, Deine alte Mutter". . .

„Du sitzt mich hier blos auf den« Halse," keuchte der arme Vursche in einer Wuth, die ihm sonst fremd war, „geh' auf der Stell', hörst Du's."

Die Alte wollte sich bezwingen, weil die Nachbarn schon tuschelten und raunten, aber nach diesen Worten begann sie krampfhaft zu schluchzen:

„Clasing, wenn Du nun"

„Geh' auf der Stell'," schrie der (Gereizte dunkelroth vor Scham und schoß davon, bevor die Hanne den erhobenen Arm noch sinken lassen konnte.

„«ling, klin, plump, plump, trala!" jubilirte es um sie herum.

Da ging die Alte.

Als sie wie erstarrt in die Nacht, in den Regen hinausirrte, schlich etwas unbemerkt hinter ihr her, eine schwere Hand senkte sich plötzlich auf die Schulter der Erschreckten herab, und Jochen Wulkows gebrochene Summe sagte mit rauhem Mitleiden:

„Sei nicht traurig, mein schwarzes Hanning. Eltern sein is nich leicht — denn süh mal, meine Mike is mich auch nich gerathen, und ich lieb ihr doch, Kinder sind mal Kinder." — Der alte Wulkow streichelte seiner Gefährtin die verrunzelte Wange.

„Bei die Geschicht'," schloß er rasch, „fällt mich ümmer Dein verstorbener Jochen ein. Denn nämlich Deinem Jochen hatt' ich mal einen ganzen Thaler gepumpt, und er wollt' mich eine Verschreibung darüber geben; aber da sagt' ich ihm: „Ne, Jochen, giebst Du's zurück, so is es gut, un giebst Du's nich zurück, so is es auch gut; und sühst Du, Hanning, so is es genau bei die Liebe der Kinder zu uns. Geben sie es zurück, so is es gut, und geben sie es nich zurück, so muß es auch gut sein."

Mali-Johann schwieg, der Nebel wogte auf und ab, und die Alte weinte.

Kaum hatte die Hanne den Tanzsaal verlassen, so öffnete sich noch einmal die Thür, und der Herr Gensdarm Arn: in Arn« mit der Mike traten auf den Flur hinaus. Ihnen voran schritt diesmal der Nirth und trug ein brennendes Licht in der Hand. Er hatte den Herrn Gensdnrm gebeten, das Nachtquartier, welches für ihn vorbereitet war, in Augenschein zu nehmen, denn der Wirth gab etwas darauf, mit dem grünen Machthaber auf bestem Fuße zu stehen. Vor einer offenen kleinen Kammer machte er Halt und leuchtete mit dem Licht hinein. Der trübe Kerzenglanz flackerte über ein

Das Hungerdorf. 2H5

großes Bett mit mächtigem, roth und weiß geblühten Gedeck, sowie über einen braunen Tisch und ein paar grobe Stühle.

„Ist es zu Ihrer Zufriedenheit?“ fragte der höfliche Führer mit einer plumpen Handbewegung, und als ihm sein gefeierter Gast nach einem flüchtigen Blick versicherte, daß „Alles in Ordnung“ wäre, zog er sich mit einem breiten, schmunzelnden Grinsen zurück.

Die Beiden waren allein. In der offenen Kammer flackerte die Flamme des Lichtstümpfchens hin und her, von draußen sickerte der Regen über das niedrige Fenster, sonst war Alles traulich und still. Und plötzlich schlang der Gensdarm seinen Arm um das junge Weib und preßte sie an sich, daß ihr der Athem verging.

„Sie passen nicht unter die Bauern, Fräulein,“ brachte er stürmisch hervor, während er sie küßte, „ich liebe Sie und schwöre Ihnen ewige Treue — mein süßer Schatz, nicht wahr?“

Sie zitterte in seinen Armen; das nahm ihn« alle Besinnung. Mit kecker Gewalt griff er sie an, und hob sie über die Schwelle des Zimmers, fast bis an den braunen Tisch. „Bist Du mir auch ein wenig gut?“ fragte er und klopfte ihr verliebt die Wange; allein die Mike macht sich frei und schlug die Augen nieder, daß nur noch die langen, schwarzen Wimpern sichtbar waren.

„Sie haben doch drüben eine Braut?“ fragte sie mit seltsamem Ton.

„Ja — allerdings.“ Der Gensdarm klirrte mit den Sporen und zupfte an seinem Bart; „aber ich liebe nur Dich, Schatz,“ fuhr er mit erzwungenem Lachen fort. Und wie wenn er von diesem Gespräch abkommen wollte, umschlang er sie von Neuem und suchte stürmisch ihre Lippen. Doch diesmal schnellte die Mike kräftig empor, ein kurzes Ringen entstand, dann war sie frei. Ihr Blut siedete, der Busen flog, zum ersten Mal war heiße, wilde Leidenschaft über sie hereingebrochen.

„Es is ja Alles blos dummes Zeug,“ stieß sie mit zurückgehaltener Gluth hervor, — denn — denn heirathen wollen Sie mich hinterher doch nich??“

Es war eine Frage, so voll von Angst, Drohung und zitternder, sinnbethörender Begehrlichkeit, daß der hübsche Mann in der grünen Uniform dem schwankenden Weibe rathlos gegenüberstand. Ein Wort, ein einziges, und dieses schöne Weib, über dessen Wangen Schauer auf Schauer jagten, war sein in seliger, sündhafter Lust. Noch stand er und sann. Im nächsten Augenblick jedoch siegte in dem gedienten Soldaten die militärische Ehrlichkeit. — Tief seufzte er auf und hob den Finger mit dem schmalen Goldreif empor:

„Ja, wenn ich den Ring nicht bereits hätte,“ murmelte er verwirrt, — „und dann die Verhältnisse, das leidige Geld —“

Weiter kam er nicht. Er sah nur noch ein paar funkelnde Katzenaugen vor sich aufglühen, der volle Arm, den er so oft bewundert, hob sich gegen ihn, und ein kurzes, klagendes Lachen wurde laut. Dann war die Stelle leer, wo sie gestanden.

2H6 Georg Engel in Verlin,

„Teufel vo» einin Weib," murmelte der Gensdarm verblüfft und warf den Säbel wüthend in eine Ecke, „warum muß' ich ihr auch Alles gleich auf die Nase binden. Aber der Henker soll mich holen, wenn ich noch eine Minute in diesem Loch bleibe," schimpfte er und schnallte sich wieder den Säbel um.

„He — Wirth — heda!" schrie er schallend in den Gang hinaus. —

„Wo bleibt der Kerl?"

Ini nächsten Augenblick stand der athemlose Wirth vor ihm und erhielt den Auftrag, sofort das Pferd des Gensdarmen aus dem Stall zu ziehen.

„Wat?" stammelte der dicke Mann, der sich die plötzliche Willensänderung des Machthabers nicht erklären konnte. „Wat? Jetzt in die Nacht hinaus"

„Haltet Euer Maul," befahl der Gast aufgebracht, und als der Wirth kopfschüttelnd verschwunden war, schritt der Gensdarm dröhnend vor der Saalthür auf und ab.

Drinnen war die Musik verstummt, undeutlich drang ein Gewirr von Stimmen heraus, und zuweilen hörte man das Klirren von Flaschen und Gläsern. Ganz deutlich glaubte der Harrende auch Mkes wohlklingende Stimme zu vernehmen, und plötzlich hatte er die Klinke der Thür in der Hand und trat klirrend herein. Seine scharfen Augen suchten und fanden sofort die Mike. Dort drüben an dem Ecktisch saß sie und nestelte verstimmt an ihren Flechten. Ihr gegenüber hockte Clas, den dicken Kopf in die Hände gestemmt und die großen, wasserblauen Augen starr auf den Tisch gerichtet. Die Beiden schienen noch mit einander zu schmollen. Von Tisch zu Tisch aber wanderte ein verwachsener kleiner Hausirer, der in einer breiten Lade allerlei Tand- und Schmuckgegenstände zum Verkauf bot. „Für das schöne Fräulein vielleicht ein Kreuz?" flüsterte der kleine Mann mit heiserer Stimme und schlich an Clas' Seite, „ich habe auch Armbänder und Korallenbrotschen, Pomade, silberne Ohrringe, Haarbänder, seidene Tücher; aber das Schönste ist das Kreuz, ganz aus großen Perlen."

„Brauch' nichts," murmelte Clas.

Da griff eine Hand in den Kasten hinein und hob ein Armband in die Höhe: „Wieviel? forschte die Stimme des Gensdarmen, der den erschreckten Hausirer vom Kopf bis zur Zehe musterte.

Der kleine Mann warf scheue Blicke um sich und begann zu stottern:

„Für jeden Anderen einen Thaler," stammelte er und verbeugte sich tief vor dem Beamten, für den Herrn Gensdarm jedoch nur 10 Groschen."

„Hier!"

Der Gensdarm warf ein Geldstück in die Lade und legte dann das Armband aus unechten Korallen vor die Mike auf den Tisch.

„Zum Andenken," sagte er lässig, obwohl er begehrlieh auf ihren glatten, braunen Nacken herabfah, „zur ewigen Erinnerung, Fräulein."

Doch das Mädchen rührte sich nicht, nur das Haupt hob sie unmerklich und blickte fragend zu Clas herüber. Und dieser eine Blick durchglühte den

Das Hungeidolf. 2)?

armen Menschen wie ein Heiher, berauscher Trank. Welche seltsame Anreizung lag in diesem Blick, welche neckische Vertraulichkeit; schien er nicht zu sagen: Ich habe Dich ja lieb, viel lieber als den aufgeblähten Soldaten.

Komm, Clas, komm, laß ihm nicht das letzte Wort!?

„Nein, und er wollte auch dem grünen Lassen dieses üppige, braune Weib nicht lassen — ne, ne!

Gluthroth sprang er auf, stürzte den Rest des Vranntweins herab und fuhr sich hastig in die Taschen.

Sie waren leer.

„So nehmen Sie doch, Fräulein!“ drängte auf der anderen Seite sein Feind, und diesmal wagte er es wieder, den weichen, runden Arm der Mike zu streicheln.

Clas stürzte davon, auf den Schenktisch zu, hinter dem der Wirth stand, und im nächsten Augenblick lag eine große silberne Uhr in dicker Nickelschale auf dem Tisch.

„Hier — auf die Uhr — zwei Thaler“, keuchte der Bursche flüsternd — „sie is von meinem Vater, fir, Chrischan, ftr.“

Der Wirth schüttelte den Kopf, brummte etwas und schob die beiden Thalerstücke dem Aufgeregten in die breite, zitternde Hand.

„De oll Verschwender,“ grollte er hinter ihm her.

Clas aber stand längst neben dem Haufirer und tastete wie irr und trunken in der Lade umher:

„Hier dies Kreuz,“ empfahl der Händler dringend, „lauter venetianische Perlen, junger Herr. S'is wie gemacht für's Fräulein Braut, mit der Kette zusammen kostet's nur einen Thaler.“

Keine Antwort, aber der Thaler flog in die Lade, mit zitternden Händen legte der plumpe Bursche seiner Schönen die Kette um den Hals, und die Beschenkte sprang auf und warf sich ihm vor aller Augen an die Brust.

„Wie gut Du bist, Clasing,“ brachte sie überstürzt hervor, und es war, als spräche sie wie von einer unheimlichen Macht getrieben: „Jetzt sind wir Braut und Bräutigam. Und morgen schenkst Du mir einen Ring, nicht wahr?“

„Alles, was Du willst, Miking,“ stammelte Clas fassungslos, und der Haufirer holte schmunzelnd zwei schlecht vergoldete Messingringe aus seinem Kram hervor und rieb sie mit einem Lederlappen blank.

„Was soll das?“ fuhr ihn der Gensdarm an, der das Letzte mit kaum zurückgehaltener Wuth beobachtet hatte, „was machen Sie da?“

Der verwachsene, kleine Mann knickte zusammen: „Ich habe auch Ringe für Brautpaare“, hauchte er demüthig und starrte den Machthaber hilflos an. „Ich bin ein armer, alter Mann, der — —“

„Aha! Ich dacht mir's schon“, lachte der Oensdarm, „also keinen (Gewerbeschein? Na, dann weiter keine Umstände — vorwärts. Mann!“

228 Georg Lngel in Verlin. ^-^

Klirrend eskortirte er seinen Gefangenen bis zur Thür, bevor er aber völlig verschwand, wandte er sich noch einmal und herrschte den Wirth hoch-fahrend an:

„Die Tanzerei und das Geklimper muß aufhören. Bis zwölf Uhr habt Ihr nur die Erlaubniß, merkt Euch das! — He vorwärts.“

Die Thür siel schallend in's Schloß, und bald darauf hörte man die Hufschläge eines trabenden Nosses. Seufzend packten die Musiker ihre Instrumente ein, denn die armen Tröpfe hatten um's liebe Brot aufgespielt, und die aufgestörten Gäste gingen mißmuthig ihrer Wege, in's Dorf, in's Elend hinein. Llas und die Mike waren unter den Ersten, die da gingen. Draußen wogte noch immer der Nebel, rieselte noch immer der trostlose Regen herab und setzte sich in tausend kleinen Perlen auf die Kleider und Haare der Wanderer. Beide aber achteten nicht darauf. Clas starrte unverwandt auf das Perlentreuz, das auf ihrer jungen, athmenden Brust ruhte, und der Mike tönte und sang beständig etwas im Ohr, ein Laut wie Säbelgerassel und Sporengeklirr. Das bethörte sie, machte ihr Blut rauschen, ihren Athen» fliegen, und wie in auflodernder Verzweiflung umschlang sie ihren vlnmpen Liebsten plötzlich und hob ihre heißen Lippen zu seinem Ohr.

„Clas.“

„Mike, Miking.“

„Bist mir gut, Clas?“ flüsterte sie mit wilder, widerspruchsvoller Angst. Er stürzte auf sie zu, aber er rührte sie nicht an. Noch immer starrte er wie gebannt auf das kleine Kreuz, das sich immer rascher, immer rascher hob und senkte. — Wollte ihm der Gensdarm noch nicht aus dem harten Kopf, stieg noch einmal das warnende Bild der alten Mutter vor ihm auf? Doch wie wenn ihn das zusammenschauernde Mädchen errathen hätte, flüsterte sie zerknirscht: „Ich wollt' Dich ja blos eifersüchtig machen. Komm, Clasing, sei wieder gut.“

Sie standen jetzt vor Jochen Wulkows alter geborstener Lehmhütte. Alles war dunkel, nichts rührte sich drinnen.

„Schlaft er schon?“ fragte Clas schwerathmend, und Mike schüttelte den Kopf und antwortete flüsternd: „I wo, Sonntags Abends läuft er immer nach Nohrdorf 'ruber und kommt erst gegen Morgen zurück. — „Na, gute Nacht, Clas.“

Sie streckte ihm langsam die warme Hand entgegen und blickte mit ihren eigenthümlichen, durch die Nacht leuchtenden Augen zu ihm herüber. Da war's uni ihn geschehen.

Nings rauschte der Negen herab, qualmige Dünste strichen vor dein müden Winde her, und das geborstene Dach der verfallenen Räucherhütte barg zwei junge, verlorene Menschenkinder“

Hinter dem bleigrauen Gewölk stand noch der Mond, und sein trübes Licht glitzerte merkwürdig in den großen Wasserlachen der Dorfstraße wieder. Tief unten, wo sich sonst das ewig bewegliche Meer dehnte, lagerte ein unheimliches, starres, undurchsichtiges Nichts. Himmel, Wasser und die nahe grüne Küste, Alles schwärzlicher, verschwommener Dunst, ein unbewegliches, entsetzliches Nichts.

Um diese Zeit schritt die schwarze Hanne aus ihrem Häuschen heraus und näherte sich einer kleinen, halb verfaulten Holzpumpe, aus der die Dörfler ihr Trinkwasser schöpften. Und so dicht wirrte der Nebel um sie herum, daß die alte Frau garnicht die andere weibliche Gestalt bemerkte, die bereits neben der Pumpe die Herankommende zu erwarten schien. Erst, als die Hanne ihren Eimer an den Eisenriegel gehängt hatte, fiel ihr Blick auf das dürrtfige, ganz in Lumpen gehüllte junge Weib, und sie nickte ihr wortlos zu. Auch die Andere blieb stumm, und erst als der Eimer gefüllt war, half sie der Hanne beim Herabnehmen und blieb dann vor ihr stehen:

„Hanne, ich hätt' 'ne Bitt' an Dich.“

Die Alte schüttelte ein wenig den Kopf: „Was is es denn, Liese?“

murmelte sie niedergeschlagen.

„Leih' mich ein Vischen Milch,“ bat die Jüngere, es is für das Kleine, sonst geht es drauf, das arme Würming. Ich habe nich ein Stückchen Nrot im Haus, und mein Mann liegt nun all die drütte Woch'.“

Das bleiche, abgemagerte Weib fuhr sich mit den Arm über die Augen und meinte. Die Alte hob den Eimer in die Höhe: „Das arme, arme löhr,“ sagte sie mitleidig, „aber ich selbst Hab' nich einen Tropfen. Es is jetzt zu schlimm.“ Damit wollte sie mit ihrer schweren Last davonkeuchen, allein die verzweifelte junge Mutter hielt sie an« Nock zurück:

„Dann borg' mich Geld,“ schrie sie auf, „nur ein paar Pfennig.“

Doch wieder schüttelte die Alte den Kopf und sah starr in den Nebel herauf:

„Nich einen Pfennig, habe ich,“ murmelte sie stumpf, „wo soll ich auch jetzt etwas hernehmen, es ist ja Alles aufgezehrt.“

„So, Alles?“ knirschte die Aermste jetzt mit hervorbrechendem Hohn.

„Und Dein Clas wirft man so mit die Thalerstööe?!“

„Was?“ fragte die schwarze Hanne, wie angewurzelt stehen bleibend.

„Und kauft so 'ner Dirn den allertheuersten Schmuck?“ fuhr die Andere mit triumphirendem Lachen fort. „Na, aber er hat ja seine Schacht*) ab-bekommen.“

Nun wurde es der Hanne aber doch zu viel, und als noch andere Dörflerinnen hinzukamen und allerlei spöttische Redensarten gegen sie führten,

*) Schacht bedeutet Prügel.

300 Georg «Lngel in Veilin.

da erhob sie abwehrend die Hand und brachte, tief in ihrer Mutterliebe verletzt, die Worte hervor: „Das is ja Alles gelogen; Ihr gönnt mir blos meinen Clas nich, weil er bis jetzt so gut zu mir war.“ Aber durch ihre Zuversicht hindurch llang doch der Zweifel, und das Verlangen, die sonderbaren Reden der Dörflerinnen verstehen zu können, und während sie noch einen Augenblick verweilte, schrieen und höhnten und lachten die Weiber alle durcheinander.

„Hast den Lärm heut Nacht nicht gehört?“ greinte die Erste.

„Und wie Jochen Wulkow getobt hat, als er sein Haus verschlossen fand, und drinnen — na, ha ha!“

Die ganze Gesellschaft sah sich an, winkte mit den Händen und lachte.

„Und wie die Mike an's Fenster sprang, davon weißt Du auch nichts?“

fuhr eine Dritte fort, indem sie vor Scham oder Vergnügen die Augen verdrehte, „und wie Dein liebes Söhning den alten Mali-Johann noch obendrein prügeln wollt?“

So ging es noch eine ganze Zeit fort, und die Hanne stand regungslos und hörte jedes Wort mit an, jedes einzelne, das ihr in's Herz schnitt, bis sie plötzlich mühsam ihren Eimer aufraffte und ganz ruhig sagte: „Ich dank Euch, es is gut; bei Braut und Brautjam is so was nich so schlimm — Pdjus.“

Das Herz brach ihr, während sie es sprach, zwei große Thränen rollten über ihre hageren Wangen, aber den Eimer trug sie, ohne ein einziges Mal anzuhalten, in ihre Hütte.

Die an der Pumpe jedoch sahen sich uerdutzt an und wußten nicht, ob sie ihren Ohren trauen durften.

„Ja, wenn es fo is,“ räusperte sich endlich Diejenige, die vorhin am meisten geschimpft hatte, „dann is ja eigentlich Sieh eins. Braut und Brautjam,“ fuhr sie ohne Zusammenhang fort; „da kann man mal wieder sehen, was für'n oll Säufer uns' Mali-Johann is, nich?“

„Iawoll,“ stimmten die Anderen zu. „'N schändlichen Kirl.“

Als die schwarze Hanne ihr Häuscheu betrat, war drinnen noch Alles dunkel. Clas lag in der anstoßenden Kammer im festen Schlummer, und die alte Frau hörte sein schweres Athmen durch die Ritzen der Thür hindurch. Aber merkwürdig, heute setzte sich das undeutliche Geräusch für die Mutter in allerlei Worte und Töne um, in Sehnsuchtsrufe und Kosenamen, die nicht ihr galten, sondern dem jüngeren, dein geliebteren Weibe.

Das war nun nicht mehr zu ändern. Achselzuckend entzündete sie ein kleines Talglicht und schlich damit in jene Ecke, wo die rothgeflammte Birkenholzcommode stand, die sie als junge Dirn ihrem Jochen mit in die Ehe gebracht hatte. Und da hing er selbst, ihr lieber, guter Jochen, gerade über der Commode, und obwohl es nur ein verwischtes, längst verblichesenes Lichtbildchen war, schien es der Hanne doch, als ob sich diese grauen Augen be-

Das Hungerdoif. 20j

lebten, als ob der breite, bartumrahmte Mund wirklich zu ihr spräche. Ganz nahe hielt sie den Lichtstumpf an das Bildchen heran und nahm mit dem Zeigesinger einen Staubfleck von dem runden Glase fort. Dann aber begann sie mit dem Bild ihres Seligen Zwiesprach zu pflegen und schüttete vor ihm ihr ganzes Herz aus. „Mein armes Löching,“ murmelte sie, „als Du damals Nachts von mir Abschied nahmst, da versprach ich Dir, daß unser Clas 'n anständigen Mensch werden sollt'. Und Du bist ja nun oben, Löching, un weißt, was ich Alles dazu gethau Hab'. Er is ja auch ein herzensguter Jung, aber sieh, Männing, da is nu so was in ihn gefahren, un er kann doch mal nich anders. Die Mike is ja auch eine zu hübsche Dirn, viel schmucker, als ich damals war, als Du mich das schöne Seifenherz geschenkt hast; und nicht wahr, Löching, da muß man mal ein Auge zudrücken, wenn auch nicht Alles so ist, als es sein sollte? Aber es wird ja Alles gut werden. Bitt' man recht bei den lieben Gott für unfern Clas, und wenn Du kannst, Löching, dann hol mich bald nach. Denn sieh mal. Du mußt ja mit mir vorlieb nehmen, aber wenn dann die Junge kommt — Ach, Männing, Männing, was hast Du Alles verschlafen.“

Einen Augenblick starrte sie noch auf das Bild, dann löschte sie das Licht aus und ging langsam, jedoch entschlossen, in die anstoßende Kammer. Hier lag Clas auf seinem Strohsack und blickte sich mit müden Augen um. Schon längst war er erwacht und lag nun mit schmerzdem Haupt und klopfendem Herzen da, um immer und immer wieder an das schöne Weib zu denken, das sein gewesen war und das er nie wieder aufgeben wollte. Da knarrte die Thür, ein schleppender Tritt wurde laut, ein leises Hüsteln, und plötzlich reckte sich der Liegende und preßte seinen Kopf tief in die Kissen. Seine Mutter kam, seine alte Mutter, und etwas wie heiße, quälende Scham regte sich in ihn», eine unerklärliche Furcht stieg in ihm auf, heute in dies schmale, durchrunzelte Antlitz zu blicken.

Unbeweglich lag er und schien fest zu schlummern.

Allein die Alte ging nicht. Sanft legte sie ihre zitternde Hand auf sein Haupt' und als Clas nun scheu emporblinzelte, da sprach die Mutter ernst und feierlich:

„Steh' auf, Clasing, un hol' Deine Braut. Ich will Euch zusammengehen un Euch segnen: un Dein Vating oben wird für Euch bitten.“

Ihre Stimme klang weich und freundlich, ihre Hand zitterte auf seinem Haar, und Clas bedeckte seine Augen und schluchzte plötzlich in wildeni, unerklärlichem Weh: „Mutting — Mutting!“

Viertes Capitel.

Es war Frühling geworden.

Am blauen Himmel jagten zahllose, leuchtend weiße Wolken dahin und warfen auf die sonnenlicht überftuthete Dorfstraße ihre flüchtigen, vorüber-

202 Georg Engel in Nerlin.

huschenden Schatten. Von Bäumen und Sträuchern troff glitzerndes, duftiges Wasser herab, und unten donnerte und brauste das gischtige, stürmische Meer. Ein gelber Citronenfalter gaukelte in der lauen Luft.

Es war Frühling geworden, Frühling, und die müden, verzweifelten

Augen der darbenden Fischer hoben sich sehnsüchtig dem neuen, milden Licht entgegen; vielleicht, daß es Frucht bringe, vielleicht, daß es endlich, endlich die harte Erde bersten und die goldigen Körner emporsprießen lasse, die ihnen Brot, das köstliche Brot schaffen muhten.

Welch' ein Winter war an ihnen vorübergezogen. Im tiefen Schnee

fast in ihren Hütten begraben, Frost, Hunger und Krankheit drinnen und keine Arbeit und die tödtliche, schleichende Langeweile.

Jetzt wußte Clas, was es heißt, eine Familie zu ernähren. Seit Mike, das schöne, üppige, braune Weib in dein Hause der schwarzen Hanne waltete, war die Sorge bei ihm eingezogen. Was für Zwei nicht gereicht hatte, langte für Drei nimmermehr, er muhte schassen, erwerben, verdienen, wurde ihm von der Mike gesagt — aber wie, wie?

Und dann die Mike. — Er liebte sie so sehr, dieses schlankgewachsene, vollbusige Weib. Ein freundlicher Blick aus ihren leuchtenden Augen genügte noch immer, daß er minutenlang vor ihr stand, und wenn er in stummem Entzücken ihre runden, weichen Schultern, ihre vollen Arme und die langen, glänzenden Haare bewunderte, dann konnte er auf Augenblicke vergessen, daß noch vor Kurzem Zank und Hader in dem kleinen Hause geherrscht hatte. Er hielt es für kleine Reibereien, aber es war Haß, glühender, verborgener, wachsender Haß, der in der Brust des jungen Weibes gegen Clas' alte Mutter täglich neue Wurzeln schlug. Die Alte spionierte um sie herum, die Alte verklatschte sie bei anderen Dörflern, die Alte aß ihr die besten Bissen fort, die Alte mißgönnte ihr jedes Vergnügen, hetzte den dummen, albernen Clas gegen sie auf, den blöden Töpel, den sie doch nur geheirathet hatte, um frei zu sein, frei, wie der gelbe Falter dort draußen. Die Alte zählte ihr jeden Groschen nach, die Alte schleppte und rackerte den ganzen langen Tag, nur damit die Anderen sähen, was für ein faules, unbrauchbares Ding die unerwünschte Tochter wäre, die Alte, die Alte, o dies verhaßte alte Weib ver» darb ihr die Luft zum Athmen. Fort mußte sie, fort, gleichviel ob verdorben oder gestorben; und doch — es war Frühling geworden.

In der kleinen Hütte saß die Mike am Fenster und flocht ihre langen, nußbraunen Haare. Vor ihr am Fensterriegel hing ein kleiner, viereckiger Spiegel, und wenn das junge Weib ihre Arme bis hinter den Kopf zurückbog, wenn die weiten Ärmel der rosageblühten Cattunjacke zurückfielen und ein Stück der glänzend braunen Haut enthüllten, dann zeigte der Spiegel das Weib in seiner bethörenden, sieghaften, gefährlichen Schönheit. Eben hob sie den einen Zopf über die Schulter und zog am Ende ein buntes Bändchen durch, als draußen ein Aechzen laut wurde, und zu gleicher Zeit verdunkelte sich das Fenster. Auf der Dorfstraße schlürfte die schwarze

vas Hungeidorf, ^— 303

Hanne heran und schleppte auf dem Rücken einen großen Korb, unter dessen Last die Alte ächzte und stöhnte. Die Schweißtropfen rannen ihr von der erhitzten Stirn, die ermatteten Füße schienen die Greisin nicht mehr weiter tragen zu wollen.

„Mike, Mike,“ stieß sie, nach Athem ringend, heruor, und als die Gerufene nicht gleich auf der Schwelle erschien, klagte die Hanne mit der Ungeduld des Alters noch einmal: „Mike, ich kann nicht mehr.“

Clas' Frau warf den Zopf über die Schulter zurück und erhob sich widerwillig von ihrem Stuhl. Immer mußte die Alte sie stören, immer gerade, wenn man sie am wenigsten erwartete. Ohne sonderliche Eile ging sie hinaus und stellte sich der Erschöpften grußlos gegenüber.

„Was giebt's?“ fragte sie kurz.

„Nimm mich den Korb mit Reisig ab,“ wimmerte die Hanne weinerlich, „o meine Schultern, wie das schneidet — ich muß mich mit den Ameisenspiritus reiben.“

Und während die Hanne sich mit ausgestrecktem Arm an die Mauer des Häuschens stützte, hob die Mike mit jugendlicher Kraft den Korb zur Erde:

„Gar nichts,“ meinte sie dann lässig und schritt der Mutter voran in die Stube. „Aber Du bist wohl auch wieder den weitesten Weg gegangen?“

Die schwarze Hanne nickte: „Gerade durch's Dorf,“ keuchte sie und zog sich ihre wollene Jacke aus. „Dort ist's jetzt weniger naß.“

Kaum hatte die Mutter dies hervorgebracht, so wurde das junge Weib blutroth und schleuderte den vollen Korb mit einem Stoß in die Ecke.

„Gerade durch's Dorf,“ wiederholte sie mit hervorbrechender Wuth, „damit Dich man ja Alle sehen und bemitleiden — was? aber so machst Du's ja immer,“ lachte sie laut und ging in dem Zimmer mit kurzen Schritten auf und ab, „aber das schaff' ich mir anders,“ murmelte sie kaum noch verständlich, „so oder so.“

Unterdeß hatte sich die schwarze Hanne am Tisch niedergelassen und rieb sich den entblößten Arm, an dem ein breiter, rother Striemen sichtbar wurde. Der Reden ihrer neuen Tochter achtete sie dabei gar nicht. Derlei schien sie gewohnt zu sein, ja, nach einiger Zeit fragte sie sogar ganz freundlich: „Wo is denn der Ameisenspiritus, mein Döchting^“

„Weiß nich,“ warf ihr Mike über die Schulter zu.

„Aber er steht ja auf Deinen, Schrank.“

Das junge Weib setzte seinen raschen, herausfordernden Gang fort.

„Dann Hab' ich das Zeug ausgegossen,“ sagte sie gleichgiltig, „auf dem Misthaufen liegt's vielleicht.“

Die alte Frau begann plötzlich zu zittern und tastete in ihrer Aufregung krampfhaft auf der Platte des Tisches herum. Die Falten in ihrem Gesicht wurden tiefer, die Augen traten zurück, und die Nase erschien spitz

30H Georg «Lngel in Verlin.

und hakenartig. Sie sah unschön aus, als sie jetzt mit sehr hoher Stimme hervorstieß:

„Das muß Clas wissen, und sobald er zu Haus kommt, nierd' ich's ihm erzählen. Ne, ne, sieh mich man nich so an, Clas muß Dich mal Bescheid sagen, daß man 'ne Mutter nich so rumstößt; diesmal erzähl ich's ganz gewiß.“

„Meinetwegen tausendmal,“ lachte Mike schnippisch. Sie blieb, während sie es sagte, mitten im Zimmer stehen und sah die Alte fest an. Es war ein Blick so lang und seltsam, als habe sie eben einen starken, unabänderlichen Entschluß gefaßt. Dann schritt sie ein Liedlein trillernd auf den sonnenhellen Hofraum hinaus und ließ die aufgebrachte Hanne allein. Ueber den grünmoosigen Zaun des Hauses waren ein paar weiße Wäschstücke zum Trocknen aufgehängt, daneben bewegten sich graue, rothe und blaue Wollappen in dem frischen Winde hin und her. Auf diese Stelle ging Mike zu und legte beide Hände auf zwei freie Spitzen des Zaunes. Eigentlich wollte sie die flatternden, durchsonnten Leinwandftücke herunternehmen, aber als sich das junge Weib in der milden, erwärmten Luft so langsam hin und herwiegte, als der vorbeistreichende Frühlingswind mit seinem kühleren Hauch ihre Wangen erschauern ließ, da überkam es sie wie eine betäubende, träumerische Ahnung.

Gedankenverloren wiegte sie sich weiter; sie wußte es selbst nicht mehr. Da klapperten undeutliche Hufschläge die Dorfstraße herauf, im Sonnenschein blitzte und funkelte etwas, eine Helmspitze wurde sichtbar, ein stattlicher, grünuniformirter Reiter, und jetzt hob Mike das Haupt und legte spähend die Hand vor die Augen. Ihr Herz klopfte heftig, ihre Hand zitterte, der Reiter hielt gerade auf ihr Haus zu.

Alte Gedanken stiegen in ihr auf, der Sonnenzauber hatte es dem jungen Weibe angethan.

Ein Helles Wiehern unterbrach sie, und zu gleicher Zeit sprang der Gensdarm vom Pferde und legte zwei Finger militärisch grüßend an den Helm. Ein kurzer, blonder Vollbart umrahmte jetzt sein gebräuntes Antlitz und ließ ihn noch stattlicher als früher erscheinen. Ganz nahe stand er vor der Mike, nur der Zaun trennte die Beiden:

„Ich habe einen Auftrag an Sie,“ begann der Beamte etwas verlegen und drehte an seinem Schnurrbart: „Wohnt die Mutter Ihres Mannes noch bei Ihnen?“

„I°.“

„Wie alt ist sie?“ fragte der Gensdarm weiter und schrieb Mikes Angaben mit großer Wichtigkeit in einem dicken Notizbuch nieder. Dann erkundigte er sich ausführlich nach der Religion der Hanne, wann sie Wittwe geworden, ob sie oft kränklich sei und wie groß Clasens Einnahmen wären, und machte durch dieses geheimnitzvolle Ausforschen das junge Weib so ver-

v»5 Hungerdorf. 205

wirrt, daß sie zum Schluß den Finger an die Lippen legte und neugierig fragte, was das Alles zu bedeuten hätte.

„Weiß ich nicht," antwortete der Gensdarm, das Auch sorgfältig wieder in den Wliffenroö schiebend: „Ich habe von, Landrathsamt den Auftrag erhalten und kann weiter keine Auskunft geben."

Damit wollte er wieder sein Pferd besteigen, jedoch auf halbem Wege stockte er und blickte sich verwirrt um.

Vor ihm stand Mike und lächelte. Sie hatte beide Hände über eine Zacke des Zaunes gebettet; auf die Spitzen ihrer Haare warf das Sonnenlicht einen glitzernden Blütenstaub, sie schien ihm noch schmiegsamer, noch schöner, als vor Jahresfrist.

„Nun?" fragte sie leise, als ob es ihr an Athem fehle, „fchon verheirathet?"

„Nein." Er blieb wie angewurzelt an seinem Platz und blinzelte mit verlegener Bewunderung zu ihr herüber.

Seit sie das Weib eines Anderen war, schrieb ihm seine soldatische Ehrlichkeit eine scheue Ehrfurcht gegen sie vor, und doch ein unbestimmtes Gefühl hielt ihn zurück.

„Nein, ich bin noch nicht verheiratet," fuhr er ohne Ueberlegung fort, „meine Braut ist kränklich. — In acht bis zehn Wochen vielleicht."

„So, so," murmelte die Mke mit eigenthümlichem Ton, „das ist ja sehr schön," und als der junge Mann eine Bewegung des Abschieds machte, streckte sie ihm über den Zaun fort langsam die Hand entgegen. Es war eine weiche, warme Hand, und als der junge Mann sie widerstrebend berührte, da durchströmte ihn etwas wie Furcht und seltsames, nachzitterndes Wohlbehagen.

„Können Sie mich nicht sagen, was es mit der Mutter auf sich hat?" schmeichelte die Mike und beugte sich noch weiter über den Zaun. Seine Hand ruhte noch in der ihren, und er gab unsicher zurück: „Heut Nachmittag vielleicht, wenn's mir möglich ist."

„Ja, heut' Nachmittag, ich möcht's gar zu gern wissen."

„Nun, dann spreche ich noch einmal vor — Adieu."

Mit einem Sprung saß er wieder auf seinem Rosse und ritt im Trab von bannen. Sein Helm blitzte in der Morgensonne, der Säbel prallte unaufhörlich gegen das wohlgenährte Thier, und die Mke schickte ihm einen langen, prüfenden Blick nach. Als sie dein Hause zuschritt, lächelte sie wieder.

Gegen Mittag kehrte Clas in seinen großen Wasserstiefeln von der See zurück, und warf ein paar feuchte, starkduftende Netze wortlos in eine Ecke.

„Wieder nichts?" forschte die Alte ängstlich, während Mike schweigend am Fenster lehnte.

306 Geoig Nngel in Verlin.

Clas setzte sich auf die Ofenbank und zog sich schwerfällig die Stiefeln aus. „Ne," sagte er nach einer Weile finster, wir haben nach den Lachs angelt, aber er kommt dies Jahr nich oben, nich ein einzigster — Ich weiß nu bald nich mehr."

Eine bange Stille trat ein, keiner wagte sie zu unterbrechen. Dann hob Clas den plumpen Kopf und sah nach seinem Weibe, das unverwandt auf die helle Dorfstraße hinausblickte. Unwillkürlich seufzte er tief auf und strich verzweifelt über die grünen Kacheln des Ofens. Keiner hatte ein so schlankes, begehrenswerthes Weib, wie er; sie hätte so glücklich mit ihm werden können, da zog die Noth ein und ließ es zu keiner rechten Liebe kommen.

„Mike," rief Clas halblaut vor sich hin, „Du hast mich noch nich mal Dein liebes Händina, gegeben."

„Na, sie weiß auch woll warum," grollte die schwarze Hanne, die für das ärmliche Mittagsmahl ein paar irdene Näpfe auf den Tisch stellte.

„Sie war wieder so schlecht zu mich, Clasing, lind dabei bin ich jetzt ne kranke, alte Frau, die nich mehr arbeiten kann."

„Auch das noch — Clas kratzte sich verdrießlich hinter dein Ohr und schlich auf den Socken zu seiner Frau: „Ihr sollt Euch doch vertragen, Miking," murmelte er begütigend, „die Mutter meint es doch gut mit Dich." Er wollte dabei den Arm um ihre Schulter legen, aber die Mike wandte sich heftig ab und stieß seine Hand zurück:

„Geh' man zu Deine Mutter," sagte sie dann ganz ruhig, „die verdient's ja auch."

O sie wußte, wie diese kühle Ruhe auf den blöden Clas wirkte!

„Siehst Du, Clasing, so macht sie's," stieß nun auf der anderen Seite die schwarze Hanne in ihrer Erregung hervor und suchte mit ihren grauen ebhllften Augen hilfestehend die ihres Sohnes. Allein Clas hatte die ganze Zeit sein junges, schönes Weib betrachtet und knurrte jetzt die Alte gereizt an: „Ach, Du hast auch immer was, laß mich in Frieden." Damit ging er mit langen Schritten in die anstoßende Kammer, warf die Thür hinter sich zu und suchte auffallend lange nach ein paar alten Holzpantoffeln. Als er wieder hereintrat, saßen die beiden Frauen schon am Tisch vor einer Schüssel aufgesprungener Kartoffeln, und Clas bemerkte, daß seine Mutter, ein rothes, verweintes Antlitz hatte. Das thcit ihm wieder leid, und als er sich neben ihr niedergelassen hatte, fragte er sie ganz freundlich: „Na, Muttina,, giebt's was Gutes?"

Die Alte überwand sich und blickte ihren Sohn vergrämt an. Aller unterdrückter Schmerz prägte sich in ihren Zügel, aus:

„Was soll es jetzt wohl geben?" murmelte sie abgebrochen — „Kartoffeln, sie langen nich mal. Und für Dich, Clasing, noch ein Stückchen gebratenes Speck," Dabei schob sie ihm schon das knusperige Stück herüber, und ob«

Vas Hungeidorf. 30?

wohl Elas de» kräftigen Geruch begierig einathmete, sagte er doch, einer plötzlichen Wallung folgend:

„Gieb's der Mike, sie ißt's ja auch so gem.“

Allein da kam er bei der schwarzen Hanne schlecht an: „Ne, ne," rief sie vorsichtig in ihrer Fürsorge, „für Dich ist's gemacht, Clasing; — Du hast ja die schwere Arbeit, Du allein und nicht die“

Die alte Frau sprach ihren Satz nicht zu Ende, denn Mike erhob sich plötzlich und ging schweigend zum Wassereimer, um einen frischen Trunk zu schöpfen. Nengstlich blickte sich Clas nach ihr um, dann warf er einen ärgerlichen Blick auf seine Mutter und zerschnitt endlich das fragliche Stück Speck in drei gleiche Theile:

„So," murmelte er unbeholfen, als Mike an ihren Platz zurückgekehrt war und legte mit dem Messer jedem sein Stück auf die Schüssel. „Nu kosten wir alle mal, nich Miking?" Aber die beiden Frauen rührten das Gericht nicht an, und auch der arme Bursche würgte fein Theil mit erkünstelten: Hunger hinunter.

Wieder wurde es still, die Drei sprachen nicht mehr miteinander. Erst als die Alte das Geschirr abräumte, trat Mite hinter den Sitz ihres Mannes und legte ihm die Hand auf die Schulter: „Du wolltest doch nach Nohrdorf herüber, um bei der Salzerei anzufragen, ob Sie Dich brauchen können?" meinte sie dringlich, „willst Du nich gehen?"

„Komm mit," bat Clas aufspringend.

„Ne, ne, ich Hab heut Nachmittag hier zn thun.“

„Na, wie Du willst, Miking," pflichtete Clas bei und klopfte ihr verliebt auf den Arm. „Du hast Recht.“

Er machte sich wegefertig, nahm Abschied und brach auf. Als er sich auf der Dorfstraße noch einmal umwandte, sah er die Mike am Fenster stehen und ihm unmerklich zunicken. Hinter ihr, schon im Schatten des herabhängenden Daches weilte seine alte Mutter, und es war, als habe sie ihre Hände andächtig über der Brust gefaltet. Vielleicht betete die alte Frau für ihn, vielleicht ging er endlich, endlich seinem Glück entgegen. So schritt er vorwärts, den Traum vom Glück in der jungen Brust und ohne eine Ahnung davon, daß er eilenden Fußes seinem Untergang zustrebe. Vor Mikes ehemaligem Heim, der elenden verfallenen Mucherhütte, traf er auf feinen Schwiegervater, Jochen Wulkow, der behaglich auf der Schwelle hockte und aus einer kurzen Pfeife mächtige Dampfvolken der Sonne entgegen blies.

„Wie geht's?" fragte Clas.

„Gut.“

„Wieso?"

„Na wieso?" wiederholte Jochen und öffnete die halbgeschlossenen Augen,

„ich Hab 'ne Erfindung gemacht.“

„'s ist nich möglich," meinte der Schwiegersohn verwundert.

Aoid und S»d, I ^IV,, 19l. 21

308 Georg «Lengel in Verlin.

„Ja, ich kann Dich nämlich jetzt träumen, was ich will," versetzte das alte Menschenkind ganz ruhig — Einmal träum' ich Dich von das feinste Essen, dann träum' ich von einem Sack Geld, und dann bild ich mir ein, daß ich den Wirth aus seinem Krug herausgeschmissen hab', weil er mich nich bezahlen könnt' — Kannst Du mich einen Sechser leihen?"

sehte er seine Erklärung gleichmüthig fort.

„Ne," sagte Clas mitleidig.

„Na, denn Adjüs," nickte Jochen, wieder in die Sonne hinaufblinzelnd,

„guten Weg."

Mit langen Schritten eilte Clas weiter, dem Ziel, dem Glück entgegen.

Schon hatte er fast eine Stunde Wegs zurückgelegt, schon begann sich die Sonne zu röthen und in zarten Nebelschleiern zu schwimmen, da galoppierte ihm ein eiliger Reiter entgegen, und Clas erkannte unschwer den Gensdarmen, welcher hochmüthig an ihm vorüber ritt. In kurzer Zeit verklangen die Hufschlage.

„Na ümmer zu," dachte Clas heiter, „dem Hab' ich mein Vliking schön vor die Nase weggeheirathet."

An dem Chausseegraben blühte ein Gänseblümchen. Das pflückte der Wanderer und steckte es sich an den Hut, ihm war ganz verwegen zu Mutbe.

Fünftes Capitel.

Drei Stunden später schlich Clas denselben Weg zurück. Es war Abend geworden, am Himmel standen die Sterne, und von der See stürmte ein kalter Wind herauf. Der arme Bursche merkte es kaum. In ihm gährte es wie Zorn und Wuth. Alles wieder vergebens. Der Sulzer in Nohrdorf hatte schon vor Tagen einen Theil seiner Arbeiter entlassen und für Clas nur ein bedauerndes Achselzucken gehabt. Ter Schmeiß brach dem starken Gesellen ans, wenn er sich vorstellte, wie er die Unglücks« otschaft den beiden Frauen mittheilen solle. Und dann befiel ihn eine ungestüme Angst, daß sein junges Weib dieses jammervollen Lebens überdrüssig werden, daß sie sich von ihm wenden könnte, und daß er dann über alle Maßen elend sein würde. Und dieses drückende Gefühl in seiner Brust wurde so übermächtig, daß er laut hätte stöhnen können.

„Vorwärts, Vorwärts," sprach er ermunternd zu sich selbst. „Es is ja nur noch eine halbe Stunde!" Keuchend stürmte er wieder durch die Nacht dahin. Und wieder erklang an seiner Seite dumpfer Hilfschlag, und als er sich erschreckt umwandte, da zog eine dunkle Reitergestalt an den rauschenden Chausseepappeln entlang, ein schmerfälliger Körper hing fast über den Hals des Thieres, und klapp, klapp ging es in die Dunkelheit hinein.

Clas begann es zu frösteln, aber noch einmal raffte er sich auf: „Es is ja alles Unsinn", murmelte er mit klappernden Zähnen und lief in wahn-sinniger Hast vorwärts, „nach Haus, nach Haus."

Das Hungerdorf, 30H

In wenigen Minuten hatte er die große Strecke zurückgelegt und stand bald darauf athemlos vor seinem Häuschen. Gott sei Dank, es war Alles still, durch das Kammerfenster, hinter welchem er und Mike schliefen, drang schwacher Lichtschein, und als er näher trat, sah er durch einen Ritz der hölzernen Lade sein Weib angezogen auf dem Bett liegen, den Kopf tief in die Kissen gebettet, sodaß man nur ihren Nacken wahrnehmen konnte. Clas klopfte das Herz. Die Aermfte hatte ihn gewiß lange erwartet, und dabei mußte sie wohl der Schlaf überrascht haben. Mit einem Sprung stand der geängstigte Mann in dem kleinen Wohnraum, so daß die schwarze Hanne, die zusammengedrückt am Herde saß, einen lauten Schrei ausstieß, und warf seinen Hut achtlos auf den Tisch.

Aber weshalb fragte ihn die Mutter gar nicht nach dem: Ergebnis seines Weges, weshalb hockte sie dort am kalten Herde und schauerte unaufhörlich zusammen?

„Ist der Mike was?“ schrie Clas plötzlich in namenloser, ihn schüttelnder Furcht, und stützte sich taumelnd auf den Tisch — „Mutting, is sie“ Die Alte fuhr auf. Ihr Blick war gläsern, ihre Zunge schien im offenen, zitternden Munde erstarrt. Dann aber brachte sie rasch und zusammenhangslos hervor:

„Was soll ihr sein? — ne, ne, mein Söhnling, ich weiß nichts — es is ja Alles gut. Alles gut, — Alles gut.“

Ihre Hände tasteten dabei krampfhaft auf dem Herde herum, erst allmählig schien sie sich zu beruhigen.

„Mike,“ schrie Clas und sprang bis an die Schwelle der Kammer, von wo er sein hingestrecktes Weib wahrnehmen konnte. „Is was geschehen?“ Sie richtete sich auf und blickte ihn mit einem unsicheren Lächeln an.

Auf ihren Wangen glühten zwei helle rothe Punkte: „Du bist wohl umsonst gegangen?“ fragte sie, während ihre Lippen seltsam zuckten.

„Ganz umsonst, ganz umsonst, aber hier, was ist hier vorgefallen?“

„Hat es Dir die Mutter nich gesagt? — So, ich dachte; nun also — der Gensdarm war hier.“ Ihre Stimme schwoll dabei etwas stärker an, und zugleich sprang sie völlig von, Lager herab. Im Wohnraum lief die Hanne unterdessen erregt und murmelnd auf und ab, und draußen stieß ein kurzer Windstoß gegen die Hütte.

Clas neigte den plumpen Kopf gegen sein Weib und ließ seine Blicke unstät in den Ecken herumirren.

„Der Gensdarm?“ murmelte er dumpf, „liier — bei Euch — bei Dich — Mike?“

„Na, warum denn nich? Er hatte einen Auftrag an uns.“

Von drinnen, wo die schwarze Hanne hin und her lief, tönte ein ängstliches, scharfes Geräusch dazwischen, wie wenn die Alte huste oder lache.

Clas achtete nicht darauf, sondern wiederholte gleichsam, als ob er aus einem schweren Schlaf erwache: „Einen Auftrag?“

21*

31.N Georg Engel in Verlin.

Sie stand ihm jetzt unbefangen gegenüber und band ihm geschickt das wollene Halstuch fester, das er sich in der Aufregung herabgerissen hatte. „Was für einen Auftrag?“ keuchte der Heimgekehrte, von Neuem das Weib von sich abschüttelnd.

„Er kam wegen der Mutter.“

Drinne lachte die Alte wieder.

„Mike!“

„Na?“

„Was war's?“

Mike wurde ungeduldig, biß sich in die Lippen und preßte die Hände zusammen. „Nun ist's genug,“ rief sie endlich mit bebender, heiserer Stimme und wandte ihrem Manne verächtlich den Rücken. „Bringt keinen Pfennig heim und will nicht mal erlauben, daß ihm Andre was Gutes in's Haus tragen.“

„Willst Du mir es endlich fügen?“ rief sie sich zurückhaltend, und in demselben Augenblick wurde die Mike wieder ganz ernst und erzählte mit ihrer einschmeichelnden Stimme:

„Denk' Dir, Clas, es ist ein großes Glück bei unsere jetzigen Verhältnisse. Der Gensdarm brachte nämlich einen Brief von dem Landrathsamt, in welchem steht, daß Deine Mutter, wenn sie will, sofort in der Stadt in ein Versorgungs-Spital aufgenommen werden kann. Unser Pastor hat wegen des großen Elends eine Eingabe gemacht, und da sind drei Leute aus unserem Dorf ausgewählt worden. Mein Vater ist auch darunter. Freut Dich das nicht, daß mir endlich die große Sorg' los sind? Ich hab mich das so schön gedacht, wenn ich es Dich erzählen könnt'.“ Sie stand jetzt neben ihm und berührte leise seinen Arm. Und plötzlich fuhr ihr Mann auf, schüttelte sich, und zog sie ungestüm an sich. Die weichen, wunden Frauenglieder schienen ihn mit neuen: Leben zu durchdringen: „Das ist ein großes Glück,“ stotterte er noch halb beklommen und wandte sich in den Wohnraum zurück. „Multing, das ist ein großes Glück.“

Die Alte antwortete nicht. Sie stand am Herde und wischte mit den Händen unaufhörlich hin und her.

„Da wirst Du's viel besser haben,“ fuhr ihr Sohn, sein junges Weib noch immer in den Armen haltend, fort.

„Und 'ne ganz andere Pflege,“ setzte die Mike hinzu.

„Ja, und keine Arbeit und Ruhe.“

„Laß mich bei Dich bleiben, Clas,“ schluchzte eine heisere, flehentliche Stimme, und die Hanne wandte sich und streckte dem Sohn beide Hände entgegen. Doch wie wenn er sie nicht verstanden hätte, starrte Clas die Greisin an, ohne darauf zu achten, daß ihn Mike heimlich in die Seite stieß.

„Schick' mich nicht fort, »nein füßes Söhnling,“ murmelte die Mutter und ließ sich kraftlos auf einen Stuhl nieder, „ich will ja Alles für Dich

Das Hnngerdorf. 3^

schaffen, noch mehr wie früher. Du weißt ja nich Du weißt ja nich"

Die Mike regte sich: „Nun, Hab' ich Recht?" flüsterte sie, währent» ihre Augen eigenthümlich zu glitzern begannen.

„Sei still," kreischte die Alte auf und sah das junge Weib an, daß dasselbe zusammenzuckte, „sei still — Du bist an Allem Schuld, Du schlechtes, schlechtes ". Sie suchte nach einem Ausdruck, sank aber, bevor sie ihn fand, wieder in sich zusammen.

Die Mike war schneebleich geworden und athmete schwer. „Und so was läßt Du auf mich sitzen?" fragte sie mit halblauter Stimme und rüttelte den Arm ihres Mannes.

„Ruhig," herrfchte Clas, sich gewaltsam aufrichtend, und legte feiner Mutter die große Hand auf das Haupt:

„Muttina, Du mußt Dich das ruhig überlegen, denn süh' mal"

„Ach, mein Söhning, Du weihst ja nich — ich kann Dich ja nich sagen, warum, aber es is nöthig, daß ich hier bleib'."

Er streichelte krampfhaft ihre weißen Haare: „Du würdst 'ne große Sorge von mich nehmen," stöhnte er in qualvollem Widerstreit, „ich weiß ja nicht mehr, wo ich's hernehmen soll, und deshalb Hat Dich denn der Gensdarm solche Furcht vor dem Spital gemacht?"

Ein unterdrückter Schrei gellte plötzlich durch den Raum. Wild, mit herunterfallenden Haaren Mang die Mike vor den kämpfenden Mann und riß ihn in ungestümer Angst herum:

„Hör' nicht auf sie," stieß sie mit zitternden Lippen hervor, „sie will sich blos zwischen uns stellen."

Wieder hob die Hanne das Haupt und ließ ihre grauen Augen durchdringend auf dem bebenden jungen Weibe ruhen. Dann nickte sie mehrmals und antwortete ruhig:

„Ich Hab' den Gensdarmen nich gesprochen."

Die wenigen Worte durchdrangen den plumpen Nurschen, ohne daß er mußte, warum, wie eisige Messer.

„Mutting, Du hast ihn nich , warum kam er denn nich zu Dich?"

Einen Augenblick schluckte die Alte, dann sagte sie mit derselben starren, hoffnungslosen Ruhe: „Die Mike hatte mich Wäsche gegeben. Ich mar unten am Strand und wusch."

Es wurde still.

Das Lichtstümpfchen in dem zinnernen Leuchter auf dem Herde warf seinen trüben, gelben Schein auf ein zuckendes graubleiches Männerantlitz.

„Mike," murmelte er, „Mike."

Dann erhob er sich, sein Weib wich langsam vor ihm zurück, bis an die Kammer, immer die weitaufgerissenen, grünlich braunen Augen fest auf ihn gerichtet. An der Schwelle aber umklammerte sie die Thür und blieb trotzig vor ihm stehen.

2<2 Geoig Lngel in Veilin.

„Schlag' imluer zu," stieß sie mit wogender Brust heraus und beugte sich vor, als habe sie den Schlag schon empfangen. „Sie hat Dich richtig wieder so weit gekriegt mit Deiner dummen Eifersucht. — Schlag man zu, aber das sage ich Dich — geht Deine Mutter nich, so gehe ich, und wenn ich betteln sollt'."

„Pfui," schrie die Hanne jammernd, „Du lieber Gott, hilf eine alte, arme Frau!"

An der Thür das junge Weib hatte die Hand vorgeworfen, als wollte sie die Weiten beschreiben, in die sie hinausziehen würde. Dabei entblößte sich ein Stück ihres vollen, glänzenden Armes, ihr jugendkräftiger Körper bebte, ihre Augen blitzten.

„Mite," stammelte Clas und sank an ihre Brust, „bist Du mich auch - gut?"

Sie küßte ihn und zog ihn über die Schwelle. Dann erlosch das Licht in der Kammer.

Die schwarze Hanne aber saß am Herde und schluchzte bitterlich.

Zwei Stunden später, es war mitten in der Nacht, schlich Clas wieder in den Wohnraum hinein und stutzte, als er seine Mutter noch immer am Herd sitzend fand.

Das Lichtstümpfchen flackerte hin und her. Es war fast heruntergebrannt.

„Ich Hab' keine Ruh'," murmelte Clas wie entschuldigend und lehnte sich an den Herd: „Der Wind heult so sehr."

In der That, draußen stürmte und brauste es, daß der Zug durch alle Ritzen der Hütte hindurchdrang und die Bewohner erfrosteln machte.

Die Frühlingsstürme fegten ilber das Land.

„Mutting — Du mußt fort," stotterte Clas nach einer kurzen Pause unsicher. — „Nach dem, was heut hier vorgefallen ." Er wagte nicht auszusprechen und schabte mit seinem dicken Finger an dem Lichtchen hemm.

„Mein Söhning, mein armes Söhning," seufzte die Alte und zuckte die dünnen Achseln, als ob sie an ganz etwas Anderes gedacht hätte.

Das Flämmchen des Lichtes flackerte von der hereinströmenden Luft ängstlich hin und her.

„Sie will es durchaus," fuhr Clas mit sichtlicher Ueberuiindung fort und preßte die Faust gegen die Stirn. „Sie will nich mehr mit Dich zusammen leben, nich eine Stunde, „die Roth is ja auch zu groß, und wenn sie mich verläßt, dann, Mutting, dann ." Der große, plumpe Mann schluchzte plötzlich, ein unhörbares, innerliches Schluchzen, das die riesige Gestalt erbeben ließ.

Das Hnngeidorf. 3^3

Und dieses Schluchzen ertrug die Mutter nicht. Der greise Kopf und die Hände begannen heftig zu zittern, dann strich sie sich über die Schürze und fragte mit trockener, gebrochener Stimme:

„Clasing - ^ muß — muß ich sott?“

Keine Antwort.

„Iind Du liebst Deine Frau wohl mehr als mich?“

Er schwieg und ließ die großen Hände nicht vom Gesicht.

„Clasing, mutz ich fort?“ rief die Hanne noch einmal in ihrer Herzensangst und riß die grauen Augen krampfhaft auf.

»Ja — Mutter — es is am Besten so — Du wirst es dort auch ganz anders haben — und Jung und Jung gehört doch mal zusammen, die Mike — vielleicht“ — Wieder verstummte er und wandte sein Gesicht vor innerer Scham von der Alten ab. Diese aber erhob sich langsam und nickte mehrmals mit dem Kopfe:

„Schön, schön,“ sagte sie hastig, „dann werd' ich wohl gehen müssen.

Es muß woll so sein. — Schön, schön.“ Zitternd zog sie ihr Tuch zusammen und ging rasch bis zum Tisch. Dort blieb sie stehen und umfaßte ihren Sohn noch einmal mit einem einzigen angstvollen, über alle Maßen schmerzlichen Blick.

„Was siehst Du mich so an, Mutter?“

„Clasing, ach. Du weißt ja nich, ich kann es Dich ja nich sagen —“

„Du — kannst — mich — nich?“

„Ich Hab' es Dich ja fernhalten wollen — mein armes, armes Kind: aber wenn es so — ne, ich weiß nichts.“

Clas wurde leichenblaß, klammerte sich mit beiden Händen an den Herd und starrte seine Mutter mit hervorquellenden Augen an.

„Was kannst Du mich nich sagen?“ gurgelte er, jedes Wort einzeln hervorstoßend, „weißt Du was von meine — von Mike?“

Es klang so trostlos, daß es die Mutter unwiderstehlich zu ihm zog.

Und plötzlich schlürfte sie auf ihn zu und zog seinen Kopf an ihre Brust.

„Clasing,“ tönte ihre heisere Stimme, „vielleicht is es besser so — ich bün ja Deine Mutter und muß Dich sagen, wen Du lieb haben kannst und wen nich. Ja, ich will es Dich auch sagen,“ fuhr sie unter Thränen fort, da Clas sich nicht rührte: „Sie verdient es nich ^- ach, Clasing, wenn Du gesehen hältst“

„Was, was?“

„Mein armes Kind; wie ich von der See zurückkam — in Deiner eigenen Kammer mit dem Gensdarm — ne, ne, faß Dich, mein Söhning.“

Ein höhnisches Lachen erklang hinter ihnen. An der Schwelle der Kammer stand Mike und streckte den nackten Arm drohend gegen die Alte aus. Die Angst, die sie erfüllte, hatte sie nicht ruhen lassen, sie machte jede Fiber in ihr beben, Ne malte sich in dem verzerrten Gesicht, und sie klang

3^H Georg «Lngel in Nerlin.

aus dem Ruf heraus, der von ihren trockenen Lippen gellte. Eine unerklärliche, rasende, irre Angst war es, die aus ihr schrie.

„Alles gelogen, Clas, glaub's nich — sie will uns blos trennen ich lieb' Dich, Clas, ich lieb' Dich.“

Sie wollte auf ihn zustürzen, so wie sie war, aber da, da —

War es die aufreizende Stimme, mar es die allüberwältigende Wuth?

Mit einem kurzen, stierartigen Brüllen riß sich der arme Clas aus den Armen der Alten, vor seinen Augen zuckte es hin und her, ein heißer Strom schoß ihm brausend durch die Kehle, er sprang auf sein Weib zu, packte es und grub seine halbgelähmten Finger brüllend in ihre entblößten Schulden«.

Sie^ wankte, sie schrie, ihr ganzer Körper krümmte sich, und tödtlichen Haß in den grünen Augen, umklammerte sie mit beiden Händen die auf sie herabfallende Fault: „Gelogen,“ bettelte sie noch einmal und drängte sich zitternd an ihn. „Schlag mich todt — aber es is gelogen.“ Und

„gelogen“, flüsterte sie noch einmal und lehnte ihr Haupt an seine Brust.

„Glaub's doch nich, Clas, glaub's nich — es wird Dir leid thun.“

Ihre zitternden Hände führten die seinen zu ihrem Munde.

„Du traust also wirklich dieser frechen Dirn' mehr als Deiner Mutter?“

schrie jetzt die Alte in aufbrausender Empörung und zerrte mit gekrümmten Fingern an seinem Rock, „dann bist Du sie werth, und ich geh' auf der Stell'.“

Die Mike blickte zu ihm auf, ihre Lippen stammelten etwas, er fühlte ihr Herz deutlich gegen das feine schlagen, und plötzlich ein tiefer, pfeifender Athemzug, ein dumpfes Aufbrüllen und ein kurzer, gurgelnder Ruf:

„Also Lug und Trug?“ quoll es von seinen Lippen, während er auf die Alte zustürzte.

„Clasing, ich. Deine Mutter? Sie hat den Gensdarm“

Allein die alte Frau sollte ihre Worte nicht vollenden- Alles brannte in ihm, er stieß einen kurzen, heiseren Laut aus, und mit vorgestrecktem Arm stürzte er sich auf die wankende Greisin.

„Clas,“ schrie die Mike entsetzt und wagte mit heimlichem Grauen den Ann ihres Mannes zu berühren.

Das Erste, was Clas wieder wahrnahm, mar das Lichtstümpfchen auf dem Herde. Er selbst hockte auf dem Estrich und hatte in seinen Händen das Haupt der alten Frau, die starr und unbeweglich zwischen seinen Knien lag. Durch ihre weißen Haare aber drängten sich dicke, schwärzliche Tropfen hervor.

Die Flamme des Stümpfchens flackerte so ängstlich, als wollte sie dem bleichen Antlitz noch einmal den Schein des Lebens verleihen, doch es blieb

Das Hungerdorf. 3⁵

wächsern, hart, unerbittlich starr, und Clas stierte mit weit herabhängender Unterlippe und irrem, glanzlosen« Blick auf die tief eingefallenen, geschlossenen Augen. Unbeweglich saß er da, nur wenn ihm einer der schwärzlichen Blutstropfen über die Finger rann, schüttelte er in unempfindlicher Betäubung den Kopf.

„Clas," flüsterte das junge Weib noch einmal, heifer vor Angst, ohne sich jedoch von der Stelle zu rühren, „hör' doch, ich halt's nich mehr aus." Seit jenem Moment, da der Wutschäumende seine Mutter von sich geschleudert, und die Alte an der scharfen Ecke des Tisches lautlos zusammengebrochen, seit jener Zeit schon stand Mike mit weit vorgebeugtem Körper hinter ihren, Mann und wagte auch nicht durch die leiseste Bewegung die fürchterliche Stille zu unterbrechen:

„Clas — antwort' doch — is sie todt?"

Er rührte sich nicht und starrte unaufhörlich auf das wächserne Antlitz, als sähe er es heute zum ersten Mal.

Es lag etwas Irres, Unempfindliches in dieser zusammengesunkenen Männergestalt, und die Mike begann am ganzen Leibe zu beben.

„Ich kann's nich mehr sehen," stieß sie schauernd hervor, „sitz' doch nich so da — Clas, bring' sie doch fort, damit man sie hier nicht findet' Clas, Clasing, hörst Du nich. Du sollst was sprechen!"

„Mutting," murmelte Clas und nickte mehrmals mit dem schweren Haupt, „Mutting."

Ein Windstoß klirrte an die Fensterscheiben, und in demselben Augenblicke stieß das junge Weib einen gellenden Schrei aus. — „Nur das nicht mehr — nur das nicht mehr." Der stumpfsinnige, nickende Mann zu ihren Füßen, die weißhaarige Leiche und in der Brust das zuckende rasende Herz, sie vermochte es nicht mehr zu ertragen. Fieberhitze, Frost und zugleich eine mahnsinnige Angst schüttelten ihren Vürper, und nur mit dem Hemde und einem wollenen Rock bekleidet, sprang sie zur Thür und stürmte mit nackten Füßen in die Nacht hinaus.

In dem halbdunklen Räume aber saß noch immer der Verlassene und nickte und murmelte ruhig vor sich hin.

Unterdessen lief sein Weib wie gehetzt durch die stille Dorfgasse, immer dem heranbrausenden Winde entgegen. Erst vor Jochen Wulkoms alter Räucherhütte machte sie Halt. Jetzt wußte sie, was sie vorhatte, weshalb sie hierher geeilt. Einen Menschen mußte sie um sich haben, ein Wesen das reden, toben, sie verfluchen konnte, nur nicht allein sein mit dem stummen, nickenden Manne.

Ein leichter Druck öffnete die morsche Thür der Hütte, das junge Weib drang in den rabenschwarzen Raum hinein und riß den schnarchenden Alten von seinem Seegrashaufen empor.

„Nanu?" räusperte sich Jochen Wulkom schlaftrunken, „nanu?"

„Ich bin's — die Mike — Vater, ich —"

3^6 <3e«rg Engel in Vtilin.

„Was — was willst Du, Miting?"

Sie warf sich zu ihm: nieder, schrie und flüsterte etwas und sprang wieder empor.

„Was? was?" fragte der Alte betroffen, der den Sinn der wirren Worte nicht begriff«: hatte.

Keine Antwort. Das junge Weib war schon wieder zur Thür hinaus geeilt und in der Dunkelheit verschwunden.

„S stimmt was nich," murmelte Jochen erschrocken, und da er gewöhnlich bekleidet auf seiner Seegrassstreu campirte, so erhob er sich eilfertig und hinkte seiner Tochter nach.

„Es wird doch meinein Hanning nichts zugestoßen fein?" dachte er, noch unterwegs, während er sich die offene Jacke fest zusammenzog. Nach wenigen Secunden stand er bereits vor Clasens Häuschen, fand jedoch die Thür fest verriegelt, und erst nach wiederholtem Pochen wurde ihm von Mike vorsichtig geöffnet.

Mali-Johann hatte am Abend vorher der Flasche lebhaft zugesprochen. Allein der Anblick, der sich ihm jetzt bot, nahm ihm den Rausch und ließ ihn erstarren. Zuerst blieb er ruhig an der Schwelle stehen und wischte sich mit der Hand zwei große Thränen ab, die über seine gebräunten Wangen herabrannen, dann aber jammerte er laut auf, warf sich neben der alten Frau nieder, fprang plötzlich wieder zur Höhe und schüttelte Elsas am Arm; jedoch der am Boden Hockende schien gar nichts von seiner Anwesenheit zu merken, und erst als der Eindringling Miene machte, die hingestreckte Gestalt vom Boden aufzuheben, schüttelte Clas mit dumpfem Murren das Haupt.

„Laß Batern," rief Mike, flehentlich gegen ihren Mann die Hände ringend,

„er soll sie fortschaffen, damit man sie hier nicht findet."

Wieder derselbe dumpfe Laut, ähnlich dem zornigen Knurren eines Raubthieres, dem man die Beute entreißen will.

„Was?" schrie der alte Mann dagegen, während er Clas trauervoll in's Antlitz blickte, „Euch soll ich sie lassen, die Ihr mem Hanning umgebracht habt? Pfui, Gott bewahr' mich — die Mutter, die eigene Mutter. — Aber sie lebt noch, sie muß noch zu sich kommen — sie kann nicht todt sein," stieß er heftig heraus und bettete die starre Gestalt sanft auf seine Anne, „und mit Euch will ich nichts mehr zu schaffen haben, Ihr, Ihr Mörder."

Das war sein letztes Wort. Dann trug er seine Last langsam zur Thür heraus. So lange er noch auf der Schwelle weilte, war Clas stumpf und theilnahmslos sitzen geblieben, kaum aber fiel die Thür hinter Jochen in's Schloß, so erhob er sich schwerfällig, blickte erst verwundert auf die Mike, welche vor Frost zitternd am Fenster lehnte, dann auf die leere Stelle, wo seine alte Mutter bis jetzt gelegen, und plötzlich brach er in ein marker-schütterndes Geheul aus und schwankte laut schluchzend den Vorangegangenen nach. Die Nachtluft brachte ihn zur Besinnung, sie zerriß den grauen Nebel,

Das Hungeidoif. 2^?

der bis jetzt über seinem Gedächtnis; gelegen, und mit eisiger Klarheit trat ihm seine That vor Augen. Dieses weiße Haar — diese Blutstropfen —. Er schrie, daß es weit über Dünen und Meer forthallte, und schlug mit seinen riesigen Fäusten schallend gegen seine Stirn.

Jochen Wulkows Hütte war fest verschlossen, und obwohl Clas mit Händen und Füßen gegen sie stieß, wurde ihm doch nicht aufgethan: „Jochen," bettelte der Unglückliche flehentlich, „nur noch mal seh'n."

Wieder Alles still. Aber nein, jetzt nahen Schritte. Eine gebrochene Stimme spricht etwas durch die Ritze der Thür. Athemlos nähert der Unglückliche sein Ohr und lauscht. Er will ja die Mutter nicht mehr sehen, nur hören will er noch etwas von ihr, ihren letzten Athemzug in sich aufnehmen, und während er sich gegen das geborstene Holz stemmt, spricht Jochen Wulkow von drinnen muh und trocken ein Wort: „todt."

Clas schwankt empor, der Nachtwind pfeift an ihm vorüber und wiederholt das unselige Wort. Dann ist Alles still. —

Sechstes Capitel.

Es war noch Nacht, als Clas schweißbedeckt und mit wirren Haaren heimkehrte. Die Thür seiner Hütte stand halb offen. Alles war drinnen so, wie er es verlassen, nur das Lichtstümpfchen war herabgebrannt. Er setzte sich auf den Stuhl am Fenster, preßte die Hände zwischen die Kniee und ließ den Kopf auf die Brust herabsinken. In seiner Seele war Alles ausgebrannt und erloschen, nur der Körper zuckte von Zeit zu Zeit krampfhaft zusammen.

Draußen auf der gegenüberliegenden Seite der Landstraße stand eine einsame Pappel, und zwischen ihre Zweige und Blätter hatte der Mond dünne silberhelle Lichtnetze aufgehängt. Das flimmerte und funkelte so seltsam, daß sich des Einsamen Blick unwillkürlich in den magischen Silberfäden versing.

Ob sein Mutting nun auch wohl schon dort oben weilte, ob sie ihn wohl sehen könnte, wie er hier saß mit eiskalten Füßen und gelähmtem Herzen, ihn, der sie vorzeitig hinaufgesandt hatte, durch ungeahnte Wuth dazu verführt und bethürt von der aufreizenden, blendenden Schönheit seines Weibes?

Und bei dein Gedanken an Mike begann es wieder in seiner Kehle zu kochen, genau so wie vorhin, als er den unseligen Schlag ausgeführt. Hatte denn nicht seine Mutter, seine liebe, alte, todte Mutter eine entsetzliche Anklage gegen sie erhoben? — Aber nein, die Alte hatte hierin gelogen, er wußte es ganz gewiß. Die Mike liebte ihn ja, und das Herz schnürte sich ihm darüber zusammen, daß die Folgen seiner That ihn nun auf ewig von ihr trennen follten. Ein ganzes Leben lang eingekerkert, hinter Mauern,

2^8 Georg «Lngel in Verlin.

hinter eisernen Stäben, und sie vielleicht herumgestoßen, mißbraucht, geschändet —"

Er wühlte sich in den schweißnassen Haaren und schrie in tödtlicher Angst laut auf: „Mike — Miking, komm zu mich."

Ein Geräusch entstand.

Aus der Ecke, in welcher seine Mutter stets gesessen, erhob sich eine Gestalt und kam langsam näher. Das Mondlicht zitterte über ein schneebleiches Antlitz.

„Mike," schrie der Verzweifelte, „hast Du die ganze Zeit dort gesessen?"

„Ja, ich Hab' auf Dich gemattet."

„Mike, komm zu mich."

Sie rührte sich nicht.

„Ich will Dein Händing fassen," rief Clas flehentlich, ich muß ja fort von Dich, ich muß ja sott."

Es war, wie wenn ein Schreckensruf über ihre Lippen gedrungen wäre, aber sie zitterte nicht und reichte ihm ihre kalten Finger. Sie mar noch blässer geworden, ihre Augen hielt sie halb geschlossen.

„Wenn ich Dich nun «ich wiederseh'," begann Clas dumpf und zermalmte fast ihre Hand, „Miking — Miking — ich — Hab Dich zu lieb gehabt —"

Ein bitterliches Schluchzen erstickte seine Worte, und seine feuchte Stirn sank auf ihre Hand herab.

Mike antwortete nicht. Erst nach geraumer Zeit fragte sie mit heftiger, vor Entsetzen heiserer Stimme:

„Werden sie Dich festnehmen?"

Clas nickte.

„Und mich — auch?"

„Ne, Miking, Dich nich. Dich nich, beruhig' Dich man. Du zitterst ja so. Du arme Dirn," murmelte Clas und zog sein Weib zu sich herab. Noch in seinem Unglück suchte er nur sie zu trösten. Sie lag jetzt vor ihm, wie vernichtet und entkräftet, nur die grünlich-braunen Augen glitzerten und glühten in sichtlicher Seelenangst zu ihm empor.

„Und vor Gericht werden sie Alles ausforschen?" fragte sie mit bebenden Lippen, auch die Geschicht' von dein Gensdarm und mir?"

Clas schwieg.

Plötzlich aber packte er sein Weib an den Schultern, überwand ihr Sträuben und zerrte sie in ausbrechender Verzweiflung an seine Brust:

„Is es wahr?" heulte er, dem schwerathmenden Geschöpf stier in's Antlitz sehend, „is es wahr?"

Die Geängftigte ächzte, krümmte und wand sich, aber er preßte sie, als wollte er Ne an seiner Vrust erdrücken. Die Luft stockte ihr, und in ihrer namenlosen Todesangst schlang sie die Arme um seinen Hals und biß fast in seine breiten, glühenden Lippen:

VII5 Hungeidoif. 2^9

„Es is ja nich wahr, Clasing," stieß sie gurgelnd hervor, „ich bin un-schuldig, ich lieb' Dich, Clas, ich lieb' Dich."

Tief athmete er auf, und sie fiel wie ein schwerer, lebloser Gegenstand aus seinem Arm und blieb zusammengekrümmt vor ihm liegen.

„Miking," stöhnte er erleichtert, „ich wüßt' es ja, mein süßes Miting."

Eine lange Zeit blieb Alles still, endlich erhob sich das junge Weib und strich sich in tiefen Gedanken das Haar zurück.

„Gehst Du schon heut' Morgen aufs Gericht?" forschte sie nach langem Zögern. Er warf einen erschreckten Vlick auf sie, uickte und sank wieder in sich zusammen. Abermals dasselbe bange Schweigen, dann spähte Mike auf die sich erhellende Dorfstraße hinaus und sagte kurz und entschlossen: „Ich werd' mich cmzieh'n und Dich begleiten; wart' auf mich."

Ohne sich noch einmal umzuwenden, eilte sie in ihre Kammer und schloß die Thür.

Clas war wieder allein.

Stunde auf Stunde verging, es begann zu dämmern, am Himmel erloschen die Sterne, der Mond verschwamm, durch die Zweige der Pappel rauschte der Frühwind und weckte ein Vlaukehlchen, das leise zu zirpen anfang, und auf den Scheiben des kleinen Fensters zitterte ein schwächlich-röthlicher Schein. Das erste Sonnenroth.

Clas fuhr auf, die Augen brannten ihn, es war Zeit, die Mike abzuholen. Als er die Thür öffnete, versuchte er zu lachen; sie sollte nicht merken, wie ihm das Herz brach.

„Mike!"

Keine Antwort.

Er rieb sich die Augen und blickte sich in der leeren Stube um.

Sollte sie noch einmal fortgegangen sein? — Ungeduldig trat er an's Fenster und wunderte sich, daß es nur halb angelehnt sei. Auf dem Fensterbrett lag ein Stück groben Papiers, mit großen, ungeschickten Buchstaben beschrieben, und als es Elas in die Höhe nah»: , erkannte er sofort, daß es Mikes Handschrift trug. Halb willenlos hob er es dicht vor seine Augen und buchstabirte sich jedes Wort einzeln vor:

„An meinen Mann Clas.

„Wart' nich auf mich. Ich hab's gethan und will nich erst vor die 3tichter. Warum hast Du mich auch durchaus heirathen gemußt? Dn bist gar kein Mann und hättest bei Deine zänkische Mutter bleiben sollen. Den Landarmen lieb ich auch nich, aber er is doch was ganz anderes. Kümmer Dich nich mehr um mich. Ich lauf in die Stadt und komm nie wieder. Mike."

Als Clas den Brief zu Ende gelesen hatte, legte er das Blatt wieder auf das Brett und begann seltsam zu grinsen. Der Schlag traf so ungeheuer, daß seine schwachen Sinne das Letzte nicht mehr zu Ende zu denken vermochten. Nicht einmal ein Stöhnen drang über diese geschlossenen Lippen, nur grinsen

320 Georg tngel in Verlin.

konnte er, grinsen, und seine Wangen schienen in diesem fürchterlichen Grinsen zu erstarren. Dann fiel er auf das Bett nieder, wühlte sich in die Kissen ein, und von Zeit zu Zeit stieß er einen grauenvollen Schrei aus: „Mutting, Mutting.“

Wie lange er so gelegen, wußte er nicht. Erst als es taghell in dem kleinen Raum geworden, raffte er sich auf und blickte mit dumpfem Entsetzen in den leeren, sonnendurchleuchteten Wohnraum hinein. — Die Mutter fort, die Mike fort, nur er hockte noch hier, ganz allein, ganz allein. Und was wollte er noch hier? Auch er mußte ja fort ziehen, erwarteten ihn nicht bereits die Nichter und die Vergeltung?

Keinen Aufschub mehr.

Mit wilder Hast riß er seine Mütze vom Nagel und ging Schritt vor Schritt zu dem kleinen Hause hinaus. Als er die Thür zuschlug, lief ihm eine dicke Thräne über die Wange. Doch er war nicht unbemerkt geblieben. Dicht vor ihm, an der Pumpe, stand Jochen Wulkow und schien gerade damit beschäftigt, eine kleine Schüssel zu reinigen, aus welcher er hellroth-gefärbtes Wasser herabgoß.

„Du,“ rief der alte Mall-Iohann geheimnissvoll, „komm mal her, Patron.“ Und Clas schwankte heran, mit einer Scham, mit einer Seelenpein, als sei dieser verachtete Dorfspaßmacher sein mächtigster, unerbittlichster Nichter.

„Jochen,“ schluchzte er, „als er ihn erreicht hatte und fiel ihm um den Hals. „Ick bün nich so s'lecht, als Du glaubst, nich so s'lecht, nicht so furchtbar s'lecht.“

„Na, denn is gut,“ keuchte der alte Mann, sich mühsam von der Last befreiend, „und nun hör' zu, mein Söhning, wohin gehst Du jetzt?“ Clas gab keine Antwort.

„Es will Dich vorher noch Jemand sehen,“ flüsterte Mall-Iohann und riß die Augen weit auf. „Ne, ne, laß mich sein, ich will es Dich ja sagen — Dein Mutting is heut Nacht noch mal zu sich gekommen.“

Dem armen Vurschen war es, wie wenn dicht vor seinen Augen ein blauer Blitzstrahl herniedergefahren wäre, es zuckte und gleißte förmlich vor seinen Augen, hoch hob er die Hände über sein Haupt und brach in ein von Schluchzen ersticktes Freudengeheul aus:

„Was — lebt — mein Mutting — Jochen —.“

Aus seiner keuchenden Brust drang kein Wort mehr hervor, aber seine Hand zitterte so fürchterlich in der des Alten, daß dieser Mitleid mit dem schwer Geprüften fühlte und ihm langsam anfang zu berichten:

„Ja, heut' Nacht is sie wieder zu sich gekommen,“ erzählte er, während er frisches Wasser in die Schüssel rinnen ließ. „Hat auch Alles gleich gemußt und bat mich, mit so 'ner schwachen Stimm' um 'ne Bibel. — Mein Gott, ich Hab' schon zehn Jahr nicht mehr das Buch aufgemacht, und als ich ihr's brachte, da schlug sie Panlussen seine Episteln nach und wies mich

Das Hungeidolf. 32H

eine Stell', die hieß: — Wart' mal, mein Sohning, ja, die hieß: „Es soll'n die Männer's ihre Weiber lieben, so wie ihre eigenen Leiber. Wer sein Weib liebt, liebt sich selbst. Und um dess' willen wird ein Mensch verlassen Vater und Mutter und seinem Weibe anhangen, und sie werden Dich beide wie ein Stück Fleisch sein.“

„Und als ich ihr das vorgelesen, Clasing, da fing sie an zu weinen und flüsterte mir zu, wenn sie stürbe, dann sollt' ich Dich sagen: „sie hiitt' «ich aufgehört. Dich zu lieben. Denn Du sei'ft im Recht, und sie im Unrecht, weil sie als alte Frau das junge Weib hätte darüber belehren müssen, was gut und sittig und häuslich sei. Das wäre ihr Fehl' gewesen — und Gott' sollt' Dich segnen, Clas.“

So sprach Mall-Iohann und wischte sich die Augen und fühlte mit in seinem guten Herzen, daß er den Unglücklichen mit tausend Messern verwundet habe.

„Und nun, komm mit," schloß er, und führte den Gebrochenen gewaltsam nit sich fort.

Ihnen zur Seite schwebte die Sonne über dem ruhigen Meer, der Himmel blaute und strahlte in unendlicher, leuchtender Reinheit, und über ihren Weg flatterte eine Schaar wilder, weißer Möven.

Sie standen vor der runden, geborstenen Lehmhütte, und als Mall-Iohann vorsichtig die Thür öffnete, da war es dem armen Clas, als wenn sich ihm nun sein zuckendes Herz in der Brust herumwenden sollte, der Athem stockte ihm, nit gesenktem Haupt schlich er herein. Auf einer elenden Streu lag die alte Frau und hatte das weihe Haupt auf ein Kissen gebettet. Die Hände waren auf der Decke gefaltet. Nichts bewegte sich in diesem wächsernen Antlitz, nur die blassen Lippen lächelten den Ankömmlingen entgegen. Sprachlos stierte der Sohn auf sie hin.

„Hanning," sagte Jochen liebevoll, „Dein Sohn is da.“

Die Mutter lächelte immerfort, immer dasselbe gute, liebewarme Lächeln.

„Hanning, Dein Sohn, Dein Clas, nur ein Wort — es ist ja Alles wieder gut.“

Keine Regung. Um den harten, alten Mund aber lagerte unausgesetzt das verzeihende, verklärte Lächeln.

„Mein Gott, Clas — Dein Mutting — Dein Mutting — lebt nich mehr," murmelte Jochen plötzlich neben dem Bette zusammensinkend, „todt — todt!“

Wieder Alles still.

Man hörte das leise Säuseln des Windes, der über die Hütte strich. Dann ein Iammerlaut, daß es weit über das Meer forthallte, und die riesige Gestalt warf sich vor den Vette nieder, ergriff die starren Hände, küßte sie und schrie nichts weiter, als die schauerlich einfachen Worte:

„Mutting, Mutting.“

Arthur Hullivan.

von

Lmil Voll,,.

— Vieslau. —

e Engländer haben von jeher für ein unmusikalisches Volt gegolten, und wenn auch ihre einheimischen Musikhistoriker sich bemüht haben, sie von diesem Vorwurf zu reinigen und einzelne englische Componisten als unübertreffliche Muster ihrer Gattung hinzustellen, so hat doch die musikalische Welt von dieser localpatriotischen Veräucherung wenig Notiz genommen. Geniale Tonsetzer, die wärth wären, den epochemachenden deutschen, italienischen oder französischen Meistern an die Seite gestellt zu werden, hat England nie hervorgebracht. Die besten englischen Musiker waren, wenigstens was ihr selbständiges Schaffen anbetrifft, von ausländischen Mustern beeinflusst. Die Madrigal-Componisten im Zeitalter der Königin Elisabeth, die es auf dem kleinen Gebiete des weltlichen Liedes zu einer achtungswerthen Vollkommenheit brachten, sind in ihrer Technik und in ihren Formen von den gleichzeitigen Italienern abhängig, und Henry Purcell (1658—1695), der bedeutendste englische Componist aller Zeiten, bei dem selbst ein Genie, wie Georg Friedrich Händel, sich nicht genirte, in dreistester Weise künstlerische Anleihen zu machen, ist ohne französische Vorbilder nicht denkbar. Auf dem Continent hat man von der musikalischen Kunst der Engländer nie eine sonderlich hohe Meinung gehabt, und nur ausnahmsweise haben sich englische Compositionen auf das Festland verirrt und dort sich eines längeren Lebens erfreut.

In neuester Zeit ist es einem englischen Componisten gelungen, mit einem Werke nicht nur auf den Bühnen aller Culturländer Europas, sondern

so ziemlich in der ganzen Welt festen Fuß zu fassen und einen Erfolg zu erringen, wie er in der Geschichte des Theaters einzig dasteht. Arthur Sullivans „Mikado“ ist Weltoper, oder genauer ausgedrückt, Weltopernburleske geworden. Weder Wagner, noch Offenbach, noch Strauß, noch Mascagni, noch irgend ein anderer Operngott hat ähnliche Triumphe aufzuweisen. Die englischen Musiker find allerdings von Sullivans „Mikado“ nicht sonderlich erbaut und betrachten den glücklichen Componisten, der es vom einfachen Mr. A. Sullivan bis zum adeligen Sir A. Sullivan gebracht und obendrein ein sehr respektables Vermögen zusammengescharrt hat, als einen Abtrünnigen und der wahren Kunst Entfremdeten. Sullivan schien allerdings seinem ganzen Bildungsgange nach nicht dazu bestimmt zu sein, gerade auf dem Gebiete der leichtgeschürzten Operette dauerhafte Lorbeeren einzuheimsen.

Arthur Seymour Sullivan ist am 13. Mai 1842 in London geboren; sein Vater war ein kleiner Cavellmeister und geschätzter Clarinettenvirtuos. Frühzeitig trat der junge Sullivan als Chorknabe in die königliche Ellpelle ein, wo er den Unterricht des tüchtigen Chormeisters Rev. Thomas, Helmore genoß. Da der Knabe eine hübsche Stimme besaß, ausdrucksvoll vortrug und außerdem sich mit Glück in kleinen kirchlichen Compositionen (ein Stück „O Israel“ erschien bereits 1855 im Druck) versuchte, konnte es nicht fehlen, daß man auf seine außerordentliche musikalische Begabung aufmerksam wurde. Noch während seines Aufenthaltes in der königl. Cavelle wurde er der erste Stipendiat der neu gegründeten Mendelssohn-Stiftung und besuchte als solcher die tgl. Akademie der Musik, wo sich namentlich Goß und Sterndale Bennet mit seiner weiteren Ausbildung befaßten. Nachdem seine Stimme mutirt hatte, trat er aus der tgl. Capelle aus und wandte sich (1858) nach Leipzig, wo Plaidy, Moritz Hauptmann, Ernst Richter, Julius Rietz und Moscheles seine Lehrer wurden. Als er 1861 nach London zurückkehrte, brachte er als reifste Frucht seiner Studien eine Musik zu Shakespeares „Sturm“ mit, die im April 1862 im Crystallpalast aufgeführt wurde und ihn mit einem Schlage zum berühmten Manne machte, den die besseren musikalischen Kreise Londons gern in ihre Mitte aufnahmen. Zwei Jahre später componirte Sullivan für das Musikfest zu Birmingham eine größere Cantate „Kenllmorth“, für London die Musik zu dem Ballet „^, 'Ile eucbaiMs“ und die Oper „!Ke Kappdir« UsoKI nes“, die indeß wenig Beachtung fand. Kleinere Compositionen für Gesang sowie für Clavier entstanden neben den größeren Werken hier und da. — In das Jahr 1866 fällt eine Sinfonie in N, die einzige, die Sullivan geschrieben, lind eine auf den Tod seines Vaters componirte Ouvertüre „In inymniilim“; dem nächsten Jahre gehört ein Alfred Piatti gewidmetes Violoncelloconcert und eine für die philharmonische Gesellschaft bestimmte Ouvertüre „Marmion“ an. Im Herbst des Jahres 1867 unternahm Sullivan in Gemeinschaft mit seinem Freunde Grove, deni Herausgeber des besten englischen Musiker«lerikons, eine Reise nach Wien, um daselbst nach verschollenen Schubert'schen Noil> und Süd, QXIV., 19« 22

22H «Lmi! Vohn in Vreslau.

Manuscripten zu forsche»; auf der Rückreise gelang es ihm, eine Sinfonie in N im Leipziger Gewandhause zur Aufführung zu bringen. Von 1869 an ist Sullivan nicht nur auf allen Gebieten der Composition unermüdlich und erfolgreich thätig gewesen, sondern er hat sich auch in hervorragender Weise an dem öffentlichen Musikleben Englands betheiligt. An Aemtern und Ehren hat es ihm nicht gefehlt. Sullivan war nach einander Organist und Kirchenmusikdirector, musikalischer Beirath der königl. Aquariumsgesellschaft, Dirigent der philharmonischen Gesellschaft und der Promenadenconcerte in Covent Garden, oberster Leiter vieler Musikfeste, Mitglied der Direction des Königl. OollkFß of ^Insic! u. s. w. Die Universitäten Cambridge und Oxford verliehen ihm die Doctorwürde, und 1883 endlich wurde er geadelt. Von seinen Com Positionen ist wenig nach Deutschland gedrungen, und von diesem Wenigen ist das Meiste schlankweg abgelehnt worden. Als Liedercomponist erfreut sich Sulliuau in England großer Popularität; vor einem geläuterten ästhetischen Urtheil tonnen feine lyrischen Ergüsse kaum bestehen. Sie trafen ebenso von weichlicher Sentimentalität, wie die analogen Producte unserer sogenannten noblen Bänkelfänger Abt, Gumbert, Neßler und Consorten in einen Vergleich mit den Liedern Schuberts, Mendelssohns, Schumanns oder gar Robert Franz' halten sie nicht aus. — Etwas höher stehen seine Oratorien, die in England häufig bei Musikfesten aufgeführt werden. Das unstreitig beste Oratorium „Die goldene Legende" (nach einer Dichtung von Longfellow 1886 componirt) hat man vergeblich nach Deutschland zu verpflanzen gesucht. „Die goldene Legende" gelangte auf speciellen Wunsch der Kronprinzessin von Preußen im Berliner Opernhause zur Aufführung, konnte es indessen, obschon die besten Solisten aufgeboten worden waren und der Stern'sche Gesangsverein den Chorpact übernommen hatte, nur zu einem Achtungserfolge bringen. Die Kritik erkannte wohl die Meisterschaft des Componisten in allen formellen und technischen Dingen an, vermißte aber eine bestimmt ausgeprägte Physiognomie, Einheit des Styles und Charakteristik. Auf der einen Seite war es die allzu deutliche Anlehnung an Mendelssohn, die gemißbilligt wurde, auf der anderen das Kokettiren mit Gounod'schen Phrasen. — Die Zwischenactsmusiken, die Sullivan zu Shakespeares „Sturm", „Kaufmann von Venedig", „Lustige Weiber von Windsor", „Heinrich VIII." und „Macbeth" schrieb, stehen in England in großem Ansehen; im Ausland sind sie ebenso unbekannt geblieben, wie seine für die englische Kirche bestimmten Tonsätze, die als Repertoirestücke der kgl. Capelle hoch geschätzt werden. Alles, was Sullivan auf den erwähnten Gebieten der Tonkunst geschaffen hat, wäre nicht im Stande gewesen, feinen Namen über die Grenzen Englands hinaus bekannt und berühmt zu machen. Seine eigentliche Domaine ist die Bühne. In wie weit Sullivans große Opern — er hat deren mehrere geschrieben — außerhalb Englands genießbar und lebensfähig sein werden, wird sich in der nächsten Zukunft zeigen. Sein „Ivanhoe", der als sein

Arthur Sullivan. 325

reifstes Werk gilt, wird im Berliner Opernhause vorbereitet; inmitten des gerade jetzt so massenhaft auf den Markt geworfenen neuen Opernmaterials wird er voraussichtlich einen schweren Stand haben. In der feineren Operette hingegen steht Sullivan concurrenzlos da. Die Anzahl der bisher erschienenen Werke dieser Richtung mag etwa ein Dutzend betragen. Sullivan begann 1867 mit „(ox nncL Lox, n ne^ ^Iriuinviretta" und entwickelte darin ein so originelles Geschick für musikalische Komik, daß er sofort als der beste komische Componist Englands anerkannt wurde. Wirklich populär wurden allerdings erst die in der zweiten Hälfte der 70 er Jahre componirten Operetten. In dem Dichter W. S. Gilbert hatte Sullivan einen Mitarbeiter gefunden, den« sprühender Witz und beißende Satire in gleichem Maße zu Gebote standen. Gleich das erste gemeinschaftlich gearbeitete Stück, „Horoßr«!-" schlug durch und wurde 175 Mal in London aufgeführt. Noch mehr gefiel „H. M. S. Pinafore," das, nachdem es in London an mehr als 700 auf einander folgenden Abenden vor stets ausverkauftem Hause gegeben worden war, die Runde durch die Provinzen machte und überall mit Hellem Jubel aufgenommen wurde. Bald fand es seinen Weg auch nach Nord-Amerika, und die beiden Alltoren wanderten über den Ocean, um die Aufführungen zu überwachen und ihre geschäftlichen Interessen energisch wahrzunehmen. In Berlin, wo man Sullivan ebenfalls einzuführen gedachte, war für derartige Schöpfungen der Boden nicht genügend vorbereitet; für politische Karikaturen, wie sie in „Pinafore" vorkamen, war kein Verständniß vorhanden. Ernst Dohm versuchte vergebens, das Stück für deutsche Gaumen schmackhaft zu machen; seine unter dem Titel „Amor an Bord" erschienene Bearbeitung wurde zwar gedruckt, fand aber sonst keine Gegenliebe.

Von den in den achtziger Jahren componirten Operetten verdienen besondere Erwähnung „Patience" und als Krone der ganzen Gattung „Der Mikado". Der Erfolg des „Mikado" ist einzig in seiner Art; selbst die momentan auf allen Bühnen der Welt grassirende „^avalwria ru8tio2,ila" wird in Bezug auf die Anzahl der Aufführungen ein beträchtliches Stück hinter dein „Mikado" zurückbleiben. Am 14. März 1885 ging die Burleske zum eisten Male in London in Scene; die erste Wiener Aufführung (Mai 1887 im Karl-Theater) war die 8954. Gesamt-Aufführung dieses für den Dichter wie für den Componisten eine Goldgrube repräsentirenden Werkes. Es bildeten sich in England Schausvielertruppen, die lediglich mit dem „Mikado" alle Welttheile durchzogen, und überall, selbst da, wo man weder ihre Sprache verstand, noch die speciell auf englische Verhältnisse berechneten Witze voll und ganz zu würdigen vermochte, enthusiastischen Beifall fanden. Schon allein die exotische Eostümirung der Darsteller, bei welcher eine verschwenderische Pracht entfaltet wurde, zog die Zuschauer schaarenweise herbei. Von Japan, dem aufstrebenden Culturreiche, und von seinem unnahbaren Herrscher, dem Mikado, hatte man die wunderbarsten Dinge gehört und gelesen, und die Neugierde, ihn nun mit allen Attributen seiner Macht auf der Bühne zu

326 Lmil Vohn in Vreslau,

sehen, war selbstverständlich groß. Der Bühnen-Mitado hatte allerdings mit seinem Urbilde nicht viel mehr gemein, als den Namen und die Kleidung, aber er benahm sich so ungemein komisch und drollig, daß man seinen gar nicht königlichen Spaß mit schmunzelndem Behagen zuhörte. Dazu kam, daß die bunte Gesellschaft, die sich um den Mikado gruppirte, aus Typen bestand, die bisher auf der Bühne nicht heimisch gewesen waren. Der Oberhofscharfrichter Ko-ko, der sein ungeschlachtetes Richtschwert mit derselben Grazie schwang, wie früher seine Schneiderelle, der Allerweltsminister Pooh-Ba, der Generalfeldmarschall, Finanzminister, Kanzler, Reichsgerichts-Präsident und Erzbischof in einer Person war und die Gehälter aller dieser Chargen in seiner unergründlichen Tasche unterzubringen wußte, der hübsche Nanki-Poo, der seinem Vater, dein Mikado durchgebrannt war, um der Verheirathung mit der alten Schachtel Katisha zu entgehen, die drei soeben dem Pensionat ent-schlüpften Mädchen Ium-Ium, Peep-Bo und Pitti-Sing, die aus dem Lachen, Kichern und graziösen und blitzschnellen Fächerspielen nicht herauskamen — das waren Figuren, an denen auch der griesgrämigste Pessimist seine helle Freude haben mußte. Die Sprache, in der sie sangen, wurde schließlich etwas ganz Nebensächliches; ihre Bewegungen und ihre Mimik waren so drastisch und überzeugend, daß man auch ohne Kenntniß eines englischen Wortes über das Ganze der Handlung im Allgemeinen und über die Details der Vorstellung außer jedem Zweifel war. Die reizenden und farben-prächtigen Gruppen und Bilder prägten sich dem Gedächtniß scharf und sicher ein, und selbst die Szenen, wo das Clownartige — der Clown ist bekanntlich eine specifisch englische Erfindung — allzu aufdringlich in den Vordergrund trat, waren nicht im Stande, den Eindruck des Ganzen irgendwie zu trüben. Sullivans Musik ist im Großen und Ganzen weit davon entfernt, außergewöhnlich originell zu sein. Die Mittel, mit denen er arbeitet, sind die bei Bühnenwerken ähnlicher Tendenz allgemein bekannten und traditionellen, aber wie diese Mittel mit den Texten und der jedesmaligen Situation eng und innig verwoben sind, wie sie in Verbindung mit der Handlung wirken, das ist originell und frappirend. Nie geht der Componist über die Grenzen hinaus, die durch die Eigenart der einzelnen Szenen bedingt werden. Leicht und munter, zierlich und tändelnd fließen die Melodien dahin, vom Orchester so discret begleitet, daß keiner der Sänger genöthigt ist, sich zu unschönen Kraftanstrengungen hinreißen zu lassen. Man hat Sullivan den Vorwurf gemacht, er sei bei Offenbach und dessen Nachbetern und Nachtretern in die Lehre gegangen, und seine Operetten seien im Grunde genommen nichts weiter als ein matter Abklatsch der Werke des französischen Musikkomikers. Ein Körnchen Wahrheit mag in diesem Vorwurf enthalten sein, aber was wohl zu beachten ist, Sullivan hat das ganze Genre nicht vergrößert, sondern entschieden verfeinert und vertieft. Seine ganze Vorbildung war eine derartig gediegene, daß die Versuchung, ordinär und trivial zu schreiben, über ihn keine Gewalt gewinnen konnte. Die einfachsten Motive — man denke an die Ouvertüre — weiden

Arthur Sullivan, 32?

unter seinen Händen zu interessanten musikalischen Aphorismen, und selbst wenn er gelegentlich anfängt, recht gelehrt zu schreiben, bleibt er immer liebenswürdig und elegant. Das vierstimmige Madrigal „Rosig bricht der Morgen an“ ist eine Perle leichter und zierlicher Gesangkunst; es erinnert durch seine Themen und deren Durcharbeitung an die Glanzperiode der englischen Madrigalisten und ist von so prächtiger Klangwirkung, daß es einen Vergleich mit den besten Madrigalen aller Zeiten nicht zu scheuen braucht.

Die moderne Operette ist so verflacht und verroht, daß ein Werk wie Sullivans „Mikado“ doppelt angenehm auffallen muß. Die Zweideutigkeit und die Zote, verbunden mit musikalischer Gedankenlosigkeit und Unfähigkeit, haben die Operette, die einst eine gewisse künstlerische Berechtigung hatte, auf das denkbar niedrigste Niveau herabgedrückt. Man kann es bedauern, daß ein Talent, wie Sullivan, von dem man das Höchste erwarten zu müssen glaubte, sich damit begnügt hat, seine Kraft und sein Können auf ein kleines und untergeordnetes Gebiet zu concentriren, aber man wird trotzdem nicht umhin können, einen Componisten, der innerhalb der einmal gegebenen Grenzen seine Begabung so glänzend bewahrt hat, rückhaltslos anzuerkennen. Für die Unsterblichkeit sind Sullivans lustige Operetten nicht geschaffen, aber der Mitwelt haben sie, um einen Goethe'schen Ausspruch zu gebrauchen, Spaß, viel Spaß gemacht. Das ist auch etwas, und mancher tragische Operncomponist hat mit den dickleibigsten Partituren und mit dem gewaltigsten Rüstzeug des theatralischen Pathos weit weniger erreicht.

Uebrigens hat Sullivan sein letztes Wort noch nicht gesprochen. Noch lebt und wirkt er in vollster Schaffensfreudigkeit, und wenn auch sein letztes, vor wenigen Monaten in Scene gegangenes Werk, die Oper „Haddon Hall“, nicht den gleichen Erfolg gehabt hat, wie seine früheren Bühnenwerke, so hat es doch den Beweis erbracht, daß der Strom von prickelnden Melodien und natürlicher Komik noch ebenso reichlich und üppig fließt, wie vor einem Jahrzehnt. Leider hat Sullivan bei seiner neuesten Arbeit nicht sein früherer Textdichter helfend zur Seite gestanden, und der jetzige Librettist, Mr. Sydney Grundy, scheint, soweit man aus den englischen Kritiken herauslesen kann, kein vollgiltiger Ersatz für den mit dem Componisten grollenden Gilbert zu sein. Man wirft ihm vor, er habe sich die unmögliche Aufgabe gestellt, in ein ernstes, fast geschichtliches Terbuch die wesentlichsten Elemente der Oper« Kussa hineinzutragen. Das wäre das sicherste Mittel, das Talent Sullivans, das gerade in den kleinen Formen groß ist, zu unterminiren und auf falsche Fährte zu locken. Hoffen wir, daß Sullivan den Weg zu seinem witzigen Mitarbeiter wieder zurücksinket, und daß beide vereint der lachlustigen Menschheit, die trotz des nervös überreizten Opernkrimskrams der allerneuesten Zeit für leichtverdauliche Kost noch immer nicht unempfänglich geworden ist, noch manches heitere, natürliche und lebensfrohe Stück bescheeren.

Das „Doppel-Dch" in der neuesten französischen
Literatur.
von
Edmund Noisset.
— Verlin. —

»r ungefähr drei Jahren ist von eine»! jüngeren deutschen Psycho-
logen, Mar Dessoir, in einem Vortrage ein neuer Ausdruck
zur Vezeichnung einer alten Thatsache eingeführt worden. Dessoirs
„Doppel-Ich" ist seitdem in die anderen Cultursprachen übergegangen und
von den Franzosen als „ctondw-mm". von den Engländern als „äcmdlß-
sßu", von den Italienern als „äc>ppio-i<>" verwendet worden. Aber der
seelische Thatbestand, der mit dieser Wendung geschildert werden soll, ist, wie
gesagt, seit uralten Zeiten bekannt, und was uns an ihm gegenwärtig inter-
essiit, ist bloß die moderne wissenschaftliche Auffassung desselben und — so
seltsam es klingen mag — seine eigenthümliche Vermeidung in der schönen
Literatur. Hiermit wollen wir uns ausführlicher beschäftigen, nachdem wir
einen kurzen Rückblick auf die Entstehung des Problems geworfen haben.
Der Vater der Psychologie und zugleich der Begründer einer meta-
physischen Anschauung von der Seele, Platon, versuchte als Erster eine er-
klärende Cllssisikation der psychischen Vorgänge. Er dachte die unsterbliche,
in das Gefängniß des Leibes eingeschlossene Seele aus einem vernünftigen
und einem vernunftwidrigen, sinnlichen „Theil" zusammengefügt, zwischen
welchen ein dritter vernunftloser, aber für Vernunft empfänglicher das „Band"
darstelle, und deren „Harmonie" die Vollkommenheit des psychischen Lebens
ausmache. Er zertheilte also gewissermaßen unser Bewußtsein in eine sinn-
lich-thierische und in eine geistig-menschliche Sphäre und suchte zwischen beiden

Va« „Doppel'Ich" in der neuesten französischen Literatur. 329
eine Brücke zu schlagen, damit die Einheit der Persönlichkeit gewahrt bleibe. Denn daß wir halb Fleisch, halb Geist und trotzdem ein Ganzes sind, ist eine richtige Beobachtung, die dieser Theorie zu Grunde liegt. Aehnlich unterschied Aristoteles eine vegetative, der Ernährung und dem Wachstum vorstehende (Pflanzen-) Seele, eine empfindende, sinnlich wahrnehmende und begehrende (Thier-) Seele und eine erkennende, denkende und wollende (spezifisch-menschliche, geistige) Seele. So ergab sich für die Auffassung des inneren Menschen eine stufenartige Zweitheilung in niedere und höhere Fähigkeiten, mit der von Aristoteles eine seitenartige Zweitheilung in passives Aufnehmen von Eindrücken und actives Handeln verknüpft wurde. Diese Zurückführung der psychischen Prozesse auf Fächer ist von den Späteren bis zum Ausgang des Mittelalters beibehalten worden, und nur von Einzelnen (den Neuplatonikern u. A.) die Psychologie als Lehre von der sinnlichen Seele von einer Pneumatologie als einer Lehre vom Geist unterschieden worden.

Mit dem Eindringen christlicher Anschauungen in die Philosophie erhielt die Zerlegung der Seele in Sinnlichkeit und Geistigkeit einen anderen Charakter: sie verwandelte sich aus einem sachlichen Schema in das moralische Verhältnis; von Ueber- und Unterordnung. Die obere Sphäre wurde nunmehr als das wahrhaft Menschliche gepriesen und die niedere als Regung einer thierischen Natur in uns verdammt. Geschlechtsliebe, Freude an Reichthum, Wohlleben und Schönheit, was Alles den unbefangenen Griechen und Römern keine Gewissensbisse wachgerufen hatte, wurde zu den unedlen Trieben gerechnet. Dieses zweite Ich sollte um jeden Preis unterdrückt werden, obwohl die christliche Psychologie die Macht desselben deutlich genug erkannte. Sehr bezeichnend ist die Schilderung in der Offenbarung Iohannis (Capitel XIII): „Und ich trat an den Sand des Meeres und sähe ein Thier aus dem Meer steigen, das hatte sieben Häufter und zehn Hörner und auf seinen Hörnern zehn Kronen und auf seinen Häuftern Namen der Lästerung. Und das Thier, das ich sähe, war gleich einem Pardel und seine Füße als Bärenfüße und sein Mund eines Löwen Mund. Und der Drache gab ihm seine Kraft . . . und sie beteten das Thier an und sprachen: Wer ist dem Thier gleich? Und wer kann mit ihm kriegern?"

Von den Zeiten Augustins ab ist das Thema des Doppel-Ich im christlich-spiritualistischen Sinne vielfach variirt worden. Aber erst Leibniz hat eine zweite tiefgreifende Veränderung vorgenommen, indem er nämlich die moralische Beurtheilung außer Augen läßt und den Begriff der unbewußten psychischen Thätigkeit neu einführt. In der Seele sind außer den durch die Aufmerksamkeit beleuchteten Vorgängen, so lehrt Leibniz, „kleine" oder „dumpfe" Vorstellungen thätig, welche für unser Thun und Lassen keine geringere Bedeutung besitzen als die im Selbstbewußtsein gegebenen Motive. Sie bilden gewissermaßen das innerste Gemach in der uneinnehmbaren Burg unserer Persönlichkeit. Ihre stille Thätigkeit läßt sich nicht im Einzelnen verfolgen,

230 «omond Roisset in Verlin.

sondern bloß an den Wirkungen erkennen, an jenen unwiderstehlichen Begierden, Stimmungen, Gedanken, die plötzlich wie aus dem Dunkel der Nacht hervortreten und, trotz allem Widerstreben des bewußten Ich, unsere Handlungen beeinflussen. Darum kann Faust*) klagen: „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust!“

In der That, zwei Seelen, oder klarer: zwei Personen. Denn die neuere Psychologie hat gezeigt, daß der negative Begriff des „Unbewußten“ keineswegs zur Charakteristik der sekundären Vorstellungsmassen ausreicht, vielmehr, wenn überhaupt angewendet, so auf einen ganz kleinen Theil beschränkt werden muß. Der größere Theil kann durch besondere Umstände in den Blickpunkt der Aufmerksamkeit treten und sich zu einer Kette zusammenschließen, die beispielsweise während des Schlafes Traumbilder und -Handlungen ablaufen läßt. Ein italienischer Gelehrter, Rosmini, gab 1858 die ersten schlagenden Beweise für das Vorhandensein einer solchen halbbewußten (relativ unbewußten) Seelenthätigkeit, und an ihn knüpfte die französisch-englische Physio-Psychologie an, indem sie die neue Lehre auf das Problem der Persönlichkeit sinngemäß übertrug. So hat sich die Ansicht entwickelt, daß der Organismus und das Gehirn die wahre Personalität seien, die sog. Einheit des Ich also nur in der Verknüpfung einiger klarer Bewußtseinszustände mit anderen, weniger klaren und mit einigen unbewußten physiologischen Zuständen bestehe; doch wird von besonnenen Forschern hervorgehoben, daß das Bewußtsein in sich und durch sich ein schlechthin Neues und der körperliche Vorgang keineswegs die Ursache des physischen Vorgangs sei. Wenn demnach die Einheit des Ich zum Theil eine lediglich organische, zum Theil ein Product unserer Einbildungskraft ist, so braucht man nicht davor zurückzuschrecken, die neben einander arbeitenden Bewußtseinssphären bildlich als zwei Persönlichkeiten zu bezeichnen.

Dies um so weniger, als neuere Untersuchungen nachgewiesen haben, daß auch das secundäre Bewußtsein eine besondere Erinnerungskette besitzt, die sich z. B. in der Hypnose sehr deutlich zeigt. Der Geisteszustand des Hypnotisirten ist das Ueberwiegen des Unterbewußtseins bei zurückgedrängtem Oberbewußtsein, oder um es fachwissenschaftlicher auszudrücken: die Synthetisirung unterbewußter Momente. Da nun in solchen Fällen die neue Synthese Besitz von dem Körper zu ergreifen pflegt, ihr Inhalt aber mit dem Eintreten der normalen Verfassung nicht verschwindet, sondern fort dauert, so hat man vielleicht ein Recht, von einem wirklichen „Doppel-Ich“ zu sprechen, sobald man nur den angedeuteten modernen Gesichtspunkt anzunehmen geneigt ist. Was nun die besonderen

*) Nebenbei bemerkt hat es schon 1773 in Wielands lyrischem Drama „Die Wahl des Herkules“:

„Zwei Seelen — ach, ich fühl' es zu gewiß.

Bekämpfen sich in meiner Brust

Mit gleicher Ittaft.“

das „Voppel'Ich“ in der neuesten französischen Literatur, 23<1
Eigentümlichkeiten des Unterbewußtseins betrifft, so legt man ihm Sinn-
fälligkeit und Beeinflußbarkeit bei, dem Wachbewußtsein dagegen die Masse
der die äußere Wirklichkeit repräsentierenden Hemmungsvorstellungen. Unser
vollbewußtes Seelenleben scheint auf einer gewohnheitsmäßig arbeitenden
Grundlage von hallucinatorischem Charakter zu ruhen, in der längst vergessene
Bilder ihre Stätte finden und in deren matterhellten Räumen sich die
Änderungen der Gefühlslage und die Spannungen der Triebe bewegen.
Wir übersehen nunmehr den Entwicklungsgang eines psychologischen
Problems. Von Alters her ist eine Zerteilung der Seele versucht worden,
und zwar eine Theilung in eine mehr körperliche und in eine andere mehr
geistige, abstracte Sphäre. Während die griechische Philosophie mit ihren bis
in die neueste Zeit hineinreichenden speculativen Nachfolgern versucht hat,
gegenüber diesem Tatbestand die Einheit des Ich zu retten, hat die moderne
Wissenschaft ein solches Beginnen als nutzlos aufgegeben und vielmehr einen
ganz anderen Begriff einer Bewußtseinseinheit aufgestellt. Seit Leibniz ist
das Schlagwort des Unbewußten in die Debatte aufgenommen worden; seit
Augustinus das von Gut und Böse. Wir werden nun sehen, wie der moderne
und zwar vornehmlich der französische Roman sich des Problems mitsamt allen
Ausläufern bemächtigt hat, wie er einerseits das triebartige Instinctleben für die
einzige Seite des psychischen Daseins erklärt, andererseits in den Ton morali-
sirender Verurtheilung verfällt, wie aber daneben in einer Richtung, die
freilich unbekannter als die Schule Zolas und Tolstois geblieben ist, die
wahrhafte psychologische Analysis ihre Triumphe feiert, indem sie den Janus-
kopf des inneren Menschen portraitiert.

II.

Um mit einem Typus derjenigen psychologischen Romanciers zu beginnen,
die den Mittelweg eingeschlagen haben, sei zuerst Eduard Rod genannt.
Herr Rod, gleich den: großen Jean Jacques und gleich Cherbuliez ein Pariser
Schweizer, lebt als Professor in Genf. Diese Lebensstellung ist bezeichnend.
Die Führer der modernen französischen Literatur sind fast ausnahmslos
Wissenschaftler, sei es in der äußeren Stellung oder wenigstens in der inneren
Auffassung ihres Berufes. Zumeist halten sie sich für Psychologen und benutzen
die Form des Kunstwerkes, um eine Theorie zu veranschaulichen. Aber glück-
licherweise tritt bei Rod die Tendenz nicht so aufdringlich hervor, und nur in
Anknüpfung an concrete Fälle pflegt er allgemeinere Ansichten darzulegen.
So hat er einmal, nach dem Erscheinen des Journal intims der Brüder
Goncourt, in geistreicher Weise das Wesen der Freundschaft zergliedert*).

*) Berat, auch das betr. Kapitel in Delzcm's Vnch über die Goncourts. Edmonbo
de Amicis Werte über die Freundschaft, prickelnd wie der Asti in der Heimat des Piemon.
lesen, ist im Grunde doch nichts als eine lang ausaesponnenc Plauderei über einen Wort»
witz, den der Name des Autors ihm nahe legte.

332 «dmond Roisse! in Verlin.

Bei einer anderen Gelegenheit, in der Vorrede zu „^,68 ti-ois eu6ur8“, hat er sich über die Methode des schriftstellersnden Psychologen ausgelassen und sie an Stelle der alten Etiquette „Selbstbeobachtung“, „introsvectives Verfahren“ u. dgl. mit einem neuen Schilde „Intuitivismus“ versehen. Die bezüglichen Schlagsätze lauten: „^n intritif 68t uu üollimo c^ui re^lläs 6n 8oi-mLme, st c's8t dißn 66 ^roce^b 6'c>d86rvati6li iut6iisur6 <^ui r>»r>tt clsvoir 8U666äer ü l'od8«v^tiun 6xt6ri6urs ä68 uatuiÄi8t68

l'«intuitivisme» serait aussi l'«épistémologie de l'intuition» mais «t6

cke p8votiolaFi6 littsrnii«: rL^arcier en 8oi, uon pour 86 60NUÄitr6

ui L'aimer, uillii, peur eonuaity-y 6t ilim6l 168 »utr68; olioreliyr

<|»»8 lß wiorooo3M6 66 8c»n 666NI- Is Mi äü oci6ur liumain: pÄrtir

cle lu i)our allsr plu8 loii» c>u6 8oi, ^arce c^n'6i> 8oi, ciuoi<^n'ou

11i86, 86 rßtltzobit 16 moinl6." Im Grunde genommen also nichts Anderes,

als was die Erforscher des Seelenlebens überhaupt thun, wenn sie aus der inneren Erfahrung des Individuums allgemeingültige Gesetze abzuleiten versuchen, wobei jedoch nicht verschwiegen werden darf, daß diese sehr einseitige

Methode durch andere Verfahrensweisen beträchtlich ergänzt werden muß

und wird. Rods Intuitivismus gleicht ferner auf ein Haar den ästhetischen

Grundsätzen Goethe-Schillers, denn beide Dichter verlangen die Erweiterung

des subjectiven Seelenbefundes zu einem allgemein menschlichen Erlebnis.

Doch wenden wir uns zu unseren» eigentlichen Thema. Wenn es

feststeht, daß alles innere Leben sich auf Zickzackwegen bewegt, deren ver-

schlungene Seitenpfade theils vom Bewußtsein beleuchtet werden, theils in

Dämmerung oder in tiefen Schatten gehüllt sind, wenn in der That ein

Zwiespalt in der Seele herrscht, der im Persönlichkeitswechsel und im Dua-

lismus der psychischen Activität zu Tage tritt, so wird eine Aufgabe des

psychologischen Romans darin bestehen, dieses Sachverhältnis an einem

typischen Beispiel klarzulegen. Dahin zielen nun zweifellos Rods poetische

Schriften. Und es ist interessant, daß unser Dichter durch mehrere Bände

hindurch die Entwicklung eines Individuums verfolgt, um zu zeigen, wie

es sich mit zunehmendem Alter und gemäß den Lebensschicksalen verändert. Ob

wir ein solches Verfahren vielleicht als wahren Naturalismus bezeichnen dürfen?

Ich kann den Leser mit gutem Gewissen einladen, einen Blick auf

Eduard Rods Romane zu werfen. Für gewöhnlich gilt es als Wagniß, die

kostbare Zeit mit belletristischer Lectüre zu verbringen, und wirklich, manchmal

geht es dem Genießenden mit einem verschlungenen Bande wie dem Evan-

gelikten Johannes: es war süß in seinem Munde wie Honig, und da er es

gegessen hatte, grimmte es ihm in seinen Bauche. Indessen die Erzählungen

Rods bereiten auch dem literarischen Feinschmecker keine Enttäuschung. Der

Erstling des Schriftstellers setzt ganz einfach an: „Paris – Januar –

Ich", führt uns durch eine pessimistische Traumwelt und endet mit dem

etwas melancholischen Gefandniß: „Gleichwohl giebt es gute Dinge, das

Schweigen und die Unbeweglichkeit." In diesem Buche „1^ omn-zs ü lk

Das „Doppel'Ich“ in der neuesten französischen Literatur 323
muri“, lernen wir einen jungen Mann kennen, der nach vergeblichen Versuchen, im Leben seine geistigen Kräfte nutzbringend zu verwerthen, sich in sich selbst verschließt und mit Staunen eine ungeahnte Wunderwelt in der eigenen Seelentiefe entdeckt. Das hindert ihn nicht, sich zu verheirathen. Daher trägt der Anfang des zweiten Werkes „I.s smiF clo l» viß“ die verheißende Ueberschrift „1.6 maria^: wir sehen den Helden in einem traulichen Gemache zur Seite eines klugen Weibes mit großen Augen. Es folgt ein Abschnitt „1'atornit»“ und ein weiterer mit dem Titel „H,tttni8Ns“. Aber Vatergefühle und Regungen gemeinnütziger Nächstenliebe vermögen nicht, sein Herz ganz auszufüllen, sie bilden nicht den „Sinn des Lebens“ auf der „Jagd nach dein Tode“.

Was bleibt? wird man fragen. Eduard Rod antwortet: die Religion. Freilich nicht die Religion der Strenggläubigen, sondern der Cultus eines, man möchte sagen, psychologischen Gottes, der die Summe aller Gefühle, ja „das Gefühl“ selber ist, von dem unsere Gedanken, Empfindungen, Strebungen nur absplitttern. Wir sollen uns in diesen Mutterboden der gesumten Seelenthätigkeit versenken und dem Beispiele folgen, das der Verfasser in dem letzten Werke „1^8 trc»i8 oosurs“ giebt, wo er Empfindungen pflegt, die ihm bis dahin unbekannt geblieben waren. „Banne weit von dir,“ so flüstert die Vergangenheit ihm zu, „die Neugierde, die stets gottlos ist, — eine Stunde der Träumerei unter freiem Himmel wird Dir mehr fügen, als Jahre des Studiums, und Du wirst niemals der Wahrheit näher sein, als wenn Deine Ideen in nutzlosen Geistesblitzen entschwinden werden, — die unbestimmten Erregungen, die Dir das Herz schwellen, die verschwimmenden Visionen, die vor Deinen Augen Dinge ohne Form und Gestalt vorüberziehen lassen, die unfaßbaren Melodien, die das Schweigen murmelt, die Ideen, die Du erhaben über alle Deine Formeln ob Deinem Haupte dahinfliegen fühlst — das sind die wahren, die einzigen Offenbarungen der Unendlichkeit.“

Ich brauche kaum zu sagen, daß der seelische Urgmnd, von dem alles Heil kommen soll, sich mit den, deckt, was oben das zweite Ich genannt wurde. Die Pflege des Unterbewußtseins hat bei allen Propheten, Träumern und Ekstatikern den breitesten Raum eingenommen. Denn deren „Gemeinschaft mit Gott“ besteht als innere Erfahrung vornehmlich in der machtvollen Verknüpfung eines psychischen Vorganges mit einem Außer-Ich: das Persönliche verschwindet, und das Bewußtsein gehört ganz und gar dem Gegenstand des Gedankens, der selbst wiederum in den unteren Schichten der Psyche wurzelt. Dies von altindischer Weisheit als letztes Ziel gepriesene Aufgehen in ein Ueberpersönliches beobachten wir tagtäglich in seinen ersten Ansätzen, so oft wir uns in das Nachdenken über einen Gegenstand „verlieren“; die weitere Ausbildung strebt nun danach, den erworbenen Zusammenhalt des Wirklichkeitsbewußtseins zu schwächen und die Empfänglichkeit gegen die störenden äußeren Einflüsse abzustumpfen.

32H «dmond Roisset in Verlin.

Rückkehr zu sich selbst und genauer zu dem verborgenen Theil des Selbst: so lautet das Losungswort Nods und der übrigen „p^obolc^ns^' oder „mtsllleotußIF" oder, wie sie sich auch gelegentlich nennen, der „8?n-rksti86ur8". Ursprünglich waren sie ja alle Naturalisten gewesen, aber allmählich gingen sie aus Iolas Lager zu den Fahnen eines Neo-Idealismus über. Also formulirten sie ihre Theorie: die Seele allein bedeutet etwas, sie allein existirt, nur durch und für sie haben die Gegenstände der Außenwelt einigen Werth. „/Iiomms n»it st vit dans ls3 psn8^68", sagt Amaury in „VowM". Bald erhob sich aus ihren Reihen ein Dreigestim: Narrös, Bourget, Rod. Letzterer, der am meisten Aristotelische von Allen, blieb an unmittelbarer Wirkung hinter BarröZ zurück, aber er übertraf ihn in dem bleibenden Gehalt seiner Kunstwerke. Doch auch er wurde von Paul Bourget verdunkelt, dessen Stern als erster aufgeleuchtet war und noch jetzt im hellsten Lichte strahlt.

III.

Paul Bourget gründet die Fabel seiner ersten Novelle „/ii-i-Hparadls", sowie diejenige seines Romans „I^ clizccchls" auf die Lehren zweier Professoren der Philosophie. Hieran läßt sich von Neuem erkennen, daß die Modernen nicht von der Kunst mit ihrem schönen Schein, sondern vielmehr von der wahrheitssuchenden Wissenschaft die eigentliche bildende Geistesarbeit des Jahrhunderts erwarten.

Jene erste Novelle beginnt mit einem Gespräche zwischen dem Verfasser und einem gelehrten Psychologen, der ein Werk über die Ideenassociation geschrieben hat. In diesem Werke soll sich der Nachweis dafür finden, daß die jedem Menschen innewohnende Vorstellung von einem untheilbaren, unveränderlichen Ich nur aus der Verknüpfung von ursprünglich incohärenten psychischen Momenten besteht, d. h. lediglich ein Werk der Ideenassociation ist. Daher dürfe, es nicht Wunder nehmen, wenn gelegentlich ein Riß dieses künstliche Gewebe zerreißt, die Persönlichkeit sich wandelt und ein zweites Ich Besitz von dem Körper ergreift. Und so erzählt die Geschichte von einem jungen Mädchen, das, bisher unschuldig und ehrsam, plötzlich ihre eigene Natur verleugnet und von einem unerklärlichen, aus geheimnissvoller Tiefe emporsteigenden Triebe ergriffen, in einsamer Nacht einem gewissenlosen Manne sich preisgibt.

Der „Schüler" reicht einem anderen berühmten Professor eine Studie über das Doppel-Ich ein. Die Studie soll es begreiflich machen, daß er, Greslou, kalten Blutes ein engelreines Mädchen verführen und das ihr gegebene Versprechen, nach der Brautnacht in den gemeinsamen Tod zu gehen, brechen konnte. Denn seine Handlungen würden nicht allein durch das wachbewußte Ich, sondern auch durch ein unbewußtes Princip in ihm bestimmt, das sich jeder Controle entziehe. Aus dieser Verdoppelung unseres Wesens, so heißt es in der dem Professor Adrien Sixte eingereichten „0onfk88ion

Va5 „Koppel»Ich" in der neuesten französischen Literatur, 335

cl'un Mms KominL ä'au^ourcl'dui^, erklärten sich alle Unbegreiflichkeiten unseres Thuns. Wir nähren in uns eine Schlange, die uns das Leben vergiftet. Mancher setzte Alles daran, ein Ziel zu erreichen, von dem er später erkennt, daß es den Wünschen der secundären Person in ihm durchaus nicht entspricht; ein Anderer wiederum wird durch das Ding in ihm zu den unbegreiflichsten Handlungen verleitet. In sieben Paragraphen begründet Greslou seine These. Nachdem er die „li6r«lit68", den „milisn ä'iätzys" und die „tll,n8^!«ut>tiou" untersucht hat, kommt er zu dem Ergebnis, daß die Zmiefältigkeit seines Wesens aus der Abstammung von einem Mischvolke einerseits, andererseits aus der Einwirkung der Umgebung abzuleiten ist. Das normale Doppel-Ich nämlich hat bei ihm einen pathologischen Anstrich. Während eine Person in ihm ausschließlich denkt und handelt, spielt die andere bloß die Rolle einer passiven Zuschauerin. Daher von Kindheit auf die Neigung, vor der Welt und in der eigenen Phantasie ein Anderer zu sein, als in Wahrheit, die Menschen nach Möglichkeit zu betrügen und zu verführen.

Die Moral von der Geschichte besteht in der That in einer Moral, nämlich in der Uebertragung dieser psychologischen Lehren auf das Gebiet des Sittlichen. Das zweite Ich ist das Böse in uns, so lehrt Bourget; wir müssen es auf alle Weise zu unterdrücken suchen, auf daß wir nicht zur Rechenschaft gezogen werden für das, was das Thier in uns sündigt. Die Entwicklung der Gesamtseele der Menschheit sollte dahin gehen, das primitive Bewußtsein mit allen Kräften zu unterdrücken, die Ueberlebsel aus dem Naturzustände"), wo der Mensch ohne Rücksicht auf Gut und Böse seinen Impulsen folgt, vollständig zu vernichten; anstatt dessen schlägt sie zum Unheil kommender Geschlechter den gerade entgegengesetzten Weg ein. Hier wird nun der Poet und Psychologe, der Literarhistoriker und Kritiker zu einem begeisterten Sittenprediger. Man glaubt nur mit Mühe, daß der Verfasser der flammenden Vorrede zum „Di8oir>ly" derselbe Mann ist, der die „H,veux" und einzelne Seiten der „^zzili»" geschrieben hat. Jedenfalls begegnet er sich in seinem Moralisiren patriotischen Beigeschmacks — „l^a ?lanoe a ds8«ill cls t>lsnt8 cdrötieus" — mit vielen seiner literarischen Landsgenossen. Der jüngst verstorbene Edmond Scherer hat vielfach über die Zersetzung der modernen Gesellschaft geklagt; die Boudoirkritik eines Anatole France und Lemaitre tadelt höchstens in leicht ironischem, die akademische Kritik Brunetières im elegischen Tone; und die psychologische Kritik Taines und Amiels verzichtet auf jedes Urtheil.

Nach Bourget kommt das sociale Elend außer von den freigeistigen

Wissenschaftslehren eines Adrien Sirte auch von dem Eullus des sinnlichen

*) Hiermit stimmen die Ergebnisse der ethnologischen Psychologie überein. Auch die vergleichende Thierpsychologie läuft in demselben Geleise, wenngleich man kaum mit Nolitanlu soweit gehen wird, schon das Protoplasma mit seinem aggressiven Charakter für ein ungerechtes und böses Princip zu erklären.

336 Edmond Roisset in Berlin.

Theiles unserer Seele. Das „Fleisch“, um den christlichen Ausdruck zu gebrauchen, d. h. also die halbbewußten Gefühls- und Triebkreise der Psyche, das Fleisch ist die Quelle alles Uebels. Daher wird der Dichter nicht müde, die Pflege des Fleisches, den Lurus, die Verderbtheit der Reichen in grellen Farben zu schildern; die Wahrheit zu gestehen, gelingen ihm auch solche Beschreibungen weit besser als die farblosen Porträts kleiner Leute, z. B. der Damen Offarel in den „L'homme à la paille“ oder des Fräulein Trapenard im „Le roman expérimental“. Aber seine Theorie vom „L'homme à la paille“ verleitet ihn nicht selten zu übertriebener, langweilender Kleinmalerei, und so entstehen Satzmonstra wie die folgende, möglichst schonend übersetzte Periode: „Sie lag träge auf dem Divan ihres Boudoirs, in einem gerafften, ganz weißen Morgenkleid, beschäftigt damit, Cigaretten eines Tabaks von der Farbe ihrer Haare zu rauchen; sie entnahm sie aus einer japanischen, goldgeschmückten Schachtel, neben der, auf demselben Tisch, ein Ständer aus schwarzem Eisen stand, der durch ein doppeltes Stützwerk aufrecht gehalten wurde und vier Photographien ihrer bevorzugten Freundinnen zeigte.“ Höchst interessant, nicht wahr? Der stilistische Antipode Bourgets ist der in Deutschland leider viel zu wenig bekannte Charles Epheyre, ein Meister in kurzer, prägnanter Darstellung und zugleich ein Feind aller unnützen Detailphotographie. Doch das ist nicht der Grund, weshalb ich ihn hier erwähne. Ich nenne ihn vielmehr deswegen, weil er das Problem des Doppel-Ich in einer sehr bemerkenswerthen Form novellistisch behandelt hat. Für Epheyre bildet die secundäre Person in uns nicht das bekämpfenswerthe böse Princip, sondern im Gegentheil ein höheres, von dem Wachbewußtsein leider meist verdecktes Wesen. Das zweite Ich verfügt über wunderbare Eigenschaften, die freilich gewöhnlich unbemerkt in uns schlummern, aber in ekstatischen und ähnlichen Zuständen deutlich hervortreten. Wir ahnen nicht, welche Kräfte unsere Seele birgt. — Das Alles ist zweifellos richtig. Seitdem die experimentelle Psychologie sich der Hypnose angenommen hat, die wir, wie erinnerlich, als einen Zustand überwiegenden Unterbewußtseins auffassen, sind einzelne, schier unglaubliche Fähigkeiten der psychischen Nctivität exact festgestellt worden. Der Hypnotische verfügt manchmal über eine außerordentliche Verfeinerung der Sinnesthätigkeit, er besitzt Macht über einige sonst ganz uncontrollirbare Functionen des organischen Lebens, er kann sich von Schmerzen befreien — kurz, er ist in vielen Beziehungen ein höherer Mensch. Indessen, alle diese Leistungen liegen in dem bekannten Bereich der Natur. Ob auch mystische Kräfte, so die des Hellsehens und Fernwirkens, dem zweiten Ich zugesprochen werden dürfen, unterliegt wohl sehr dem Zweifel; und wenn von Seiten der modernen Metaphysiker die secundäre Person zu einem „Metaorganismus“ oder „transcendentalen Subject“ emporgeschraubt wird, dann verlieren wir el>en jeden Boden unter den Füßen. Epheyre neigt dazu, die Wirksamkeit der verdunkelten Vorstellungsmassen zu überschätzen. Seine Heldin „L'homme à la paille“, im gewöhnlichen Leben

Vas „Doppel >Ich“ in der neuesten französischen Literatur. 32?
 eine stille, unbedeutende Novize, wird in dem zufällig herbeigeführten Somnambulismus nicht nur ein stolzes, liebeglühendes Weib, was wir begreifen können, sondern auch eine Hellseherin. Sie weiß von Ereignissen, deren sie sich unmöglich durch eine Hypermnese erinnern konnte. Sie nimmt wahr, was in der Feme vorgeht, sie heilt die beginnende Schwindsucht der „Anderen“ d. h. ihres ersten Ichs. Aber ich muß gestehen, daß ich nirgend anders eine so lebendige Schilderung des Doppelwesens unseres Ich gefunden habe, als in dieser, von dein verführerischen Reiz des Geheimnißvollen umgossenen Liebesepisode zwischen der in Schwester Martha verborgenen Angtze und dem unglücklichen Arzte Laurent Verdine. Und darum gebe ich gern alle principiellen Bedenken preis; um so mehr, als in dem Satz von der höheren Natur in uns der Hinweis auf etwas Richtiges enthalten ist- Die Fortsetzung unserer Rundschau freilich wird uns wieder zu dem entgegengesetzten Gedanken zurückführen, dem zufolge das zweite Ich das Thier, das Böse, das halb Ueberwundene in dem Menschen darstellt.

IV.

Emile Zola ist von den Tagen seiner ersten schriftstellerischen Versuche an bis zu der Zeit, wo er sich in das Netzwerk abstracter Theorien verstricken ließ, den gleichen festgezimmerten Steg gewandelt. In dem Jugendwerke „11« vuzu ä'uus morto“ schildert er einen jungen „poetischen Mathematiker mit glühenden“ Herzen“, dessen eine Seelenhälfte die Tochter seiner Wohltäterin liebt, während die andere Hälfte in Erfüllung eines der verstorbenen Gönnerin geleisteten Gelöbnisses jenes Mädchen mit einem wackeren Freunde zu vermählen strebt. Kurz vor dem Tode klingen beide Leitmotive harmonisch zusammen. „Als er, an der Schwelle der Unendlichkeit, seinen letzten Seufzer aushauchte, da vernahm er aus der Tiefe jenes blendenden Glanzes, in welchen er einging, eine wohlbekannte, freudige Stimme, die zu ihm sprach: „Du gibst sie einem würdigen Manne, Deine Aufgabe ist vollendet . . . komm' her zu mir.“

Mir scheint, als ob Zola mit der genannten Skizze seinem Ehrgeize, seine Schriften zu einem „massiven ciß <io<müsn8 8ur 1“ naturs Iniiuaine“ <Taine> zu gestalten, unvergleichlich besser gerecht wird, als mit den großen Fahnenwerten, in denen eine mechanische, lebenslose Psychologie den Creaturen die intellektuelle Selbständigkeit, die höchste, die sich selbst bezwingende Willens-thätigkeit nimmt. Den Personen der „Lßw numniu“^ als da sind: Roubaud, Phasie, Sövrine, Lantier, Flore, Pecqueur fehlt sammt und sonders die Herrschaft der Vernunft über den Instinct. Aus dem wirklichen Iwnio clupßx ist ein abnormer domo «iin^Isx geworden, der in morallosen, ungebändigten Instincten aufgeht. Jacques Lantier besteht schlechthin aus solchen, von der Urzeit übernommenen Trieben nach Sinneslust und Mord. Seine Gier, jedes nackte Weib ini Blute zu sehen, soll das Erbtheil einer

328 Edmond Roisset in Vetlin. ^—

vorhistorischen Periode sein, in der der primitive Mensch die Bosheit des anderen Geschlechtes durch sinnliche Knechtung und Tödtung bestraft. Aehnlich erscheint in „1.3, tei-rs" der Bauer in den Gedankenkreis der Erde, in „^s vsntre <ie ?»ri8" der Städter in den Gedankenkreis der rohesten Selbsterhaltung gebannt. Was Wunder, daß die leblosen Gegenstände in großartiger Symbolisirung den Charakter einseitig determinirter Menschen annehmen, daß z. B. in dem Eisenbahn-Romane die Locomotive ein triebartiges Eigenleben führt. Die Maschine ist das wahrhaft Menschliche, scheint Zola sagen zu wollen.

Das zweite Ich als Automat gefaßt und gewissermaßen zum Ideal erhoben — ja, das scheint der Herzpunkt in dem monumentalen Bekenntniß des großen Naturalisten zu sein. Das Fundament des seelischen Organismus ist für ihn ein Stück unüberwindlicher Urnatur, indem es den streng gesetzmäßigen Ablauf der Sonderexistenz aus wilden Trieben heraus regelt, jedes Aufbäumen der höheren Bewußtseinsschichten letztlich unterdrückt und den freien, vernünftigen Willen bei der thatsächlichen Handlung ausschaltet.

Zu derartigen wilden Trieben gehört nun vor allen Dingen der Geschlechtstrieb. Was ihn betrifft, wird man wohl oder übel mit einem halben Zugeständnis; an Zolas Lehre nicht zurückhalten können. Selbst Guy de Maupassant schließt sich hierin dem heißgehaßten Dichter an. In der Novelle „Hu ca8 äs clivoroL" findet er nicht Worte genug, um die Umarmung zu schmähen, „die allen verfeinerten Wesen als etwas vorkommt, worüber man Scham empfindet und wovon man nur flüsternd, mit Erröthen spricht." In einer anderen Novelle „I/iuutilo dtnuttz" antwortet er dann auf den billigen Einwurf: das sei natürlich. „Die Natur! Ich sage Dir, daß die Natur unser Feind ist, daß wir gegen die Natur unaufhörlich ankämpfen müssen; sie führt uns ewig zum Thier zurück." Alles Schöne, was das Leben bietet, ist im Widerstreit zur Natur und somit auch zum ursprünglichen Ich entstanden. Die Cultur soll uns über die Natur, über die eigene primitive Veranlagung hinausführen. „Wir sind es, die der Schöpfung, indem wir sie besingen, sie deuten, sie als Poeten bewundern, als Künstler idealisiren, als Männer der Wissenschaft erklären, einen Hauch von Schönheit und Amnuth leihen, einen Neiz, etwas Geheimnihvolles in sie legen. Denke an die Fortpflanzung! Kann man sich etwas Unedleres, Widerwärtigeres vorstellen?" *)

Wie merkwürdig ist es nun, daß von eben diesen Anschauungen aus Leo Tolstoj zu dem Wunsche nach einer Rückkehr zur Natur gelangt! Aber das erklärt sich so. Das sinnliche, instinktmähige, halbbewußte Ich erscheint ihm nicht als Ueberlebsel der Naturzeit, sondern gerade umgekehrt als Produkt einer die Natur entehrenden Civilisation. Daher sollen Cultur«errungenschaften wie Geld, Wissenschaft, Kunst, rafsinirte Wollust einen»

*) Nach der Uebersetzung von Geoiy Brandes.

Vas „voppel'Ich" in der neuesten französischen Literatur. 23Z
Nousseauscheu Primitivleben Platz machen; der natürliche Mensch, als Theil in die moderne Seele eingekapselt, ist nicht böse, erst die Uebercultur macht ihn dazu. Zurück also zur Natur! In diesen Ruf stimmt auch Björnson ein, wenn er in „Handschuh" Jungfräulichkeit des Mannes vor der Verheirathung fordert, aber er geht nicht so weit, wie Tolstoj, dessen „Kreuzersonate „ein bis zum Tode pflichtmäßiges, liebeloses Eheleben" und die Enthaltensamkeit von der „sinnverwirrenden" Kunst in lauten Worten predigt. Es bleibt seltsam genug, daß eine moralistische, im altchristlichen Sinn gehaltene Verurtheilung der einen Seite unserer seelischen Organisation solches Aufsehe» bei den Höchstgebildeten aller Nationen erregt. In Wirklichkeit liegt dem Tolstoj'schen Gedankenwerk doch bloß eine einseitige Uebertreibung und Ueberschätzung des einen, im Menschen wohnenden Ich zu Grunde. Denn der Mensch — und damit kehren wir zu dem Ausgangspunkt unseres Umblickes zurück — ist zugleich Engel und Teufel, ein Gemisch von Gut und Böse, die Summe von Vernunft und Instinkt, ein Complex aus Bewußt und Unbewußt.

Nord und Süd. I.XIV., 92,

Wanderungen antiker Denkmäler.

von

Paul Gabel.

— V«slau. —

nhlloo und kräftig sind die Verwünschungen, welche Lord Elgin, der einstige englische Gesandte bei der Hohen Pforte, wegen seiner an den prachtvollsten Tempeln Athens, dein Parthenon, dem Erechtheion und dein Heiligthum der Athena Nike, in: Anfange dieses Jahrhunderts verübten Räubereien über sich ergehen lassen mußte; und auch John Bull, welcher die Beute des edlen Lord eingeheimst hatte, bekam manche bittere Pille zu schlucken, so daß ihm die Freude an den edelsten Antiken des Britischen Museums zu London, den Elgiu-Marbles, vergällt wurde. Wilhelm Müller, der Griechenliederdichter, begnügt sich, die Ruinen von Athen an England die entsagungsvollen Worte richten zu lassen:

Auch cm aroßer Lord ist kommen, Hot wü unschrn morsche» Haupt

Im Entzücken der Ncwund'runq uns der Bilder Schmuck acrnubt.

Mag er Ziehen mit der Beute! —

Aber Lord Byron, welcher einige Jahre nach der That seines Landsmannes nach Athen kam und an eine Säule des Parthenon die berühmten, noch heute deutlichen Worte schrieb:

<Huoä non tzeslunt <^ott>i, i<l fsc/elunt 8eoti

(«Was nicht chatcn die Gotheu, das thotcu die Tcoteu")

hat in seinem Gedichte: „Der Flinch der Minerva" die Schale seines Zornes über diese Barbarei ausgegossen und Lord Elgin und mit ihm ganz England wegen dieses und ähnlicher Gewaltakte vor ganz Europa an den Pranger gestellt. Wohl keiner der Touristen, welcher der Lockung nicht widerstehen konnte,

Wanderungen antiker Denkmäler. 3^

seine Erlebnisse und Beobachtungen auf griechischem Boden weiteren Kreisen bekannt zu geben, hat es versäumt, seine Ueberlegenheit als moderner Kulturmensch über den Barbaren Elgin nachdrücklich zu betonen und seinem für die Erhabenheit und Unverletzbarkeit der antiken Kunstwerke begeisterten und durch die englische Roheit tief beleidigten Herzen Luft zu machen; unter den neuen Reisebeschreibern sei hier nur der bekannte Verfasser der reizvoll geschriebenen „Griechischen Frühlingstage“ erwähnt, Eduard Engel, der mit dem Tempelplünderer scharf in's Gericht geht und die Hellenen auch vor dem Raub« und Zertrümmerungssystem der modernen angelsächsischen Touristen angelegentlich warnt.

So wurden denn auch zu allen Zeiten Stimmen laut, welche energisch verlangten, daß die von Lord Elgin entführten Skulpturen der Stadt Athen zurückgegeben werden sollten. Die öffentliche Meinung Englands wie ganz Europas, welche anfangs über den vornehmen Räuber arg hergefallen war, gab sich allmählich zufrieden, als Lord Elgins Marbles um den Preis von 35,000 Pfund Sterling (875,000 Frs.) von Elgin-Houfe in das Britische Museum übersiedelten und so als theuer erworbenes Staatseigentum vor weiterer Beschädigung doch wenigstens bewahrt und der Nachwelt erhalten wurden. Jüngst ist die Frage in England selbst wieder in Fluß gekommen. Im December-Heft (1890) der Zeitschrift „XiuLtLentd. Osnwr.v“ fordert der bekannte Schriftsteller Frederic Harrison seine Landsleute mit feurigen Worten auf, freiwillig die Parthenonskulpturen den Hellenen zurückzuerstatten, damit sie wieder an die alte Stelle versetzt würden, und so ein Unrecht wieder gut zu machen, welches den englischen Namen entehrt habe. Die Rückgabe müsse doch einmal, meint Harrison, früher oder fväter eintreten; den Einwänden der englischen Negierung begegnet er im voraus, indem er betont, diese Marmorwerke seien unrechtmäßiger Besitz, sie seien in Athen ebenso gut aufgehoben als im Britischen Museum, ja das athenische Klima sei ihnen zuträglicher als das Londoner, für die griechische Nation seien sie von tausendmal höherem Werthe als für die englische, in ihrer alten prangenden Umgebung würden sie auf den Beschauer viel nachhaltiger wirken, als an den kahlen Wänden des Museums. Die Forderung ist gut gemeint, aber Erfolg wird sie nicht haben. Schon ist der Herausgeber derselben Zeitschrift, James Knowles, gegen diesen Plan aufgetreten und hat die Gründe erörtert, die es der englischen Nation unmöglich machen, dem Wunsche Harrisons zu willfahren. Hat doch England für die Bildwerke ein schönes Stück Geld bezahlt, hat es sie doch vor der im Laufe der Jahre, zumal in jenen politisch unruhigen Zeiten drohenden Zerstörung bewahrt und sorgt es doch gewissenhaft für ihre Erhaltung seit nunmehr dreiviertel Jahrhunderten! Mit demselben Rechte müßte man dann von den Engländern auch die Herausgabe der ägyptischen, babylonischen, assyrischen, römischen u. s. w. Denkmäler verlangen, so daß ihre Kunststätten dein Beschauer bald leere Wände zeigen würden. Ja, schließlich wäre auch ein Verzicht auf Gibraltar,

3H2 Paul Isabel in VreZlau.

Malta, Indien und ihre übrigen außereuropäischen Besitzungen unvermeidlich. Schwerlich wird die Erinnerung an altes Unrecht in Europa einen neuen Entrüstungssturm gegen England entfachen, zumal ja auch die Griechen sich über den Verlust getröstet haben.

Auch Schliemann, der sich noch zuletzt mit dem Gedanken trug, England zu bewegen, die Parthenonskulpturen ihren angestammten Besitzern zu überlassen — auch hierin ein Schwärmer wie in allen seinen Plänen und Unternehmungen, — hätte wohl vergebens auf die Großmuth der englischen Nation gerechnet. Die Elgin-Marbles, die kostbarsten Besitzstücke des Britischen Museums, welche Bewunderung bei der ganzen gebildeten Welt erregen, werden Eigenthum der Engländer bleiben. Lsati i,o88iä6QtL8!

Die Elgin-Marbles sind nicht die einzigen antiken Bildwerke, welche sich eine Entführung aus ihrem Heimatlande haben gefallen lassen müssen. London ist reich an solchen Kunstschatzen, welche dem klassischen Boden ihrer Herkunft entrissen worden sind; nicht minder Paris, während Wien, Petersburg und Madrid nur wenig bedeutende antike Originalskulpturen besitzen. Dagegen beherbergen eine größere Zahl werthvoller klassischer Kunstwerke die Sammlungen in München und Berlin; München verdankt hierin seinen Ruhm dem König Ludwig I., welcher schon als Kronprinz den Antikenschatz der Glyptothek begründete; Verlin ist erst durch die Erwerbung der pergamenischen Hochreliefs (1886) mit antiken Denkmälern bereichert worden, welche das „Alte Museum“, wenigstens hinsichtlich der hellenistischen Plastik (Zeit der Diadochen) als ebenbürtig neben das Britische Museum, den Louvre und die römischen Sammlungen stellen.

Um sich einen ungefähren Einblick in die Größe und Bedeutung der europäischen Äntiken-Museen zu verschaffen, um sich die Hauptbesitzstücke derselben zu vergegenwärtigen, dazu giebt Gelegenheit ein Gang durch die Sammlung von Gipsabgüssen antiker Bildwerke im Berliner „Neuen Museum“. An Reichhaltigkeit und Bedeutung wird dieselbe von keiner europäischen auch nur annähernd erreicht; in großartigem Maßstäbe und nach wissenschaftlichen Grundsätzen angelegt, bildet diese Sammlung von Gipsabgüssen ein werthuolles Förderungsmittel für das Studium der alten Kunst, zugleich eine Quelle lauterer Genusses. Hier liegen die „Bausteine zur Geschichte der griechisch-römischen Plastik,“ welche uns leibhaftig und eindringlicher als die beste geschriebene Kunstgeschichte den Entwicklungsgang der antiken Skulptur vor Augen führen, von den rohesten Anfängen, die unfer ästhetisches Gefühl beleidigen, über die ernsten erhabenen Götterbilder des Phidias zu der reizend schönen Aphrodite des Prariteles und den pathetisch-mächtigen oder graziöstündelnden Werken der Diadochenzeit. Mustert man die Gipsabgüsse zu Berlin hinsichtlich des Aufbewahrungsortes ihrer Originale, so sieht man, daß der größte Theil der Abgüsse von Originalen des Britischen Museums zu London genommen ist; dann folgen Rom und Athen (mit Olmnpia) ein-

Wanderungen antiker Venfmäler. 3H5

schließlich der Bildwerke, welche noch im Freien an ihrer alten Stelle stehen; München ist fast doppelt so stark vertreten als der Louvre, welchem auch Neapel de» Rang abläuft; daran schließen sich Petersburg, Wien, Florenz, Arolseu im Fürstenthum Waldcck, Karlsruhe, Madrid, Dresden, Kassel, Wiesbaden, Mainz. Der Rest entfällt zu ganz geringen Theilen auf kleine städtische und private Sammlungen, namentlich in Deutschland, England, Frankreich und Italien. Für die Hauptmasse der antiken Bildwerke also, welche den klassischen Süden Europas verlassen mußten, ist das British-Museum zu London, der Louvre zu Paris und die Glyptothek zu München der Endpunkt ihrer unfreiwilligen Wanderung gewesen. England und Frankreich haben bis in die Mitte dieses Jahrhunderts, ja bis in die Zeit der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches die Führung auf dem Gebiete der Erforschung und Sammlung antiker Kunstdenkmäler gehabt; beide Nationen haben jede Gelegenheit, welche sich ihnen bot, benutzt, um dem klassischen Boden seine Kunstwerke zu entführen und die Museen ihrer Hauptstädte damit zu schmücken. Um nnr die Hauptzierden des Britishen Museums zu erwähnen, so müssen hier die 23 Marmorplatten mit der Darstellung eines Amazonen- und eines Kentaurenkampfes genannt werden, der fast vollständig erhaltene, aus dem Ende des 5. vorchristlichen Jahrhunderts stammende innere Cellafries vom Apollotempel beim arkadischen Phigalia, ferner die Elgin-Marbles, der werthuollste Besitz des Museums, herrliche Skulpturen aus der perikleischen Zeit vom Parthenon, vom Tempel der Siegesgöttin Athena und vom Erechtheion in Athen; die archaischen Sitzbilder von der Processionsstraße bei Milet, die Demeter von Knidos, die Funde aus Priene und Ephesos, die Kalksteinreliefs des sog. Harpyienmonuments und die Marmorskulpturen vom sog. Nereidenmonument aus dem lykischen Xanthos, endlich die 13 Nelielplatten, welche von dein plastischen Schmuck des prächtigen Maussoleums im karischen Halikarnassos, eines der sieben Weltwunder, übrig geblieben waren, eingemauert in das ehemalige Iohannitercastell.

Aus der Zahl der älteren Besitzstücke des Louvre sei hier nur der „Artemis von Versailles" gedacht, welche unter Franz I. von Rom nach Frankreich kam. Napoleon I. erwarb die überaus kostbaren Schätze der Villa Borghese, die Zierden des Louvre, so — um nur einige der bedeutenderen und bekannteren Bildwerke zu erwähnen — den Ares Borghese, Kentaur und Eros, Silen und Dionysos, den borghesischen Fechter, die Colossalbüste des Antinous, des Lieblings des Kaisers Hadrianus. Auch drei Metopenplatten mit Thaten des Herakles vom Zeustempel zu Olympia mußten im ersten Drittel dieses Jahrhunderts nach Paris übersiedeln. Die hellenistisch-romische Zeit ist im Louvre durch zwei der herrlichsten Kunstwerke vertreten, durch die Venus von Milo, das hoheitsvolle, siegesbewußte, in der schwellenden Blüthe der Schönheit stehende Weib, und durch die mächtige Statue der auf dem Vordertheil eines Schiffes in stürmischer Hast befindlichen, einen großen Seesieg durch Posaunentlänge verkündenden Nike von Smnothrake. Der leider arg verstümmelte.

2HH Paul habe! in Vreslau.

aber doch noch als formvollendetes Werk zu erkennende Satyr des Louvre ist vielleicht eine Originalarbeit des Praxiteles.

Bei ihren auf die Erwerbung antiker Kunstschatze gerichteten Bestrebungen war den Engländern und Franzosen ihre eigene mächtige Stellung äußerst günstig, nicht minder die politische Lage, in welcher sich am Ende des vorigen und in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts Griechenland und Italien befanden. Wenn wir sehen, daß bei weitem der größte Theil der Schätze, welche heute die Museen von London und Paris zieren, griechischem Culturboden entstammt, so erklärt sich dieser Umstand, abgesehen von der größeren Kunstblüthe Griechenlands, dadurch, daß die Griechen bis 1830 unter der Knechtschaft der Osmanen schmachteten, welche jedes Aufkommen griechischen Nationalbewußtseins unbarmherzig unterdrückten und den Kunsterzeugnissen hellenischen Geistes nur in dem Maße Anerkennung zollten, als aus denselben eine reichlich fliehende Geldquelle gemacht werden konnte. Die ständige Geldnoth der Pforte erleichterte die Absichten der Fremden; in die Taschen des Sultans und seiner Paschas sind, namentlich von England, Taufende von Piastern für griechische Bildwerke gewandert. Aber schon Kapodistrias, der Regent Griechenlands (ermordet 1831) untersagte den Franzosen, welche seit 1828, im Anschluß an ihre Besetzung Moreas (1826 bis 31), damit beschäftigt waren, Olympia freizulegen, die weitere Ausführung von Fundgegenständen und die Fortsetzung der Ausgrabungsarbeiten, und seinem Vorgänge blieb das 1832 geschaffene Königreich Hellas treu. Auf allen Gebieten machte sich seitdem das erwachte Nationalbewußtsein immer schärfer bemerkbar, und die griechische Negierung trug nur dem stolzen vaterländischen Gefühl des Volkes Rechnung, indem sie durch ein Gesetz jede Ausfuhr von Alterthümern über die Landesgrenzen verbot. Die Kunstwerke, an denen sich die Ahnen begeistert hatten und durch welche dieselben zu unerreichten Lehrmeistern der ganzen Welt geworden waren, sollten auch die Freude und den Stolz der jetzt wieder freien Enkel ausmachen; die Griechen wollten die edelsten Schöpfungen griechischen Geistes nicht «»ehr Fremden um Geld überlassen. Zwar gestattete die griechische Regierung Fremden bereitwillig, Ausgrabungen auf griechischem Boden vorzunehmen, da sie selbst für derartige, hinter den Anforderungen des praktischen Lebens zurückstehende Unternehmungen noch nicht genügend Zeit, Geld und geschulte Kräfte besah; aber stets wahrte sie sich das ausschließliche Eigenthumsrecht an allen Fundgegenständen aus griechischem Boden.

Wie in Griechenland die Herrschaft der Türken, so ermöglichte in Italien die politische Zerrissenheit den Fremden die Erwerbung antiker Kunstdenkmäler. Italien war berufen, das Vermächtniß des Alterthums der Gegenwart zu überliefern; die Vilderwelt des alten Rom, welche zu einem bedeutenden Theile aus Griechenland zusammengeraubt war, hatte sich durch die Nacht der Zeiten besser erhalten als der plastische Schmuck des griechischen

Wanderungen antiker Venlmäler. 3H5

Bodens*). Ganz Rom war im Mittelalter ein öffentliches Skulpturenmuseum, in welchem die verschiedenen Denkmale aus den verschiedenen Jahrhunderten bunt durcheinander standen, die nationalen Erinnerungen an den sagenhaften Ursprung und an die Machtblüthe des römischen Reiches neben den Schöpfungen griechischer Meister, mit denen die Römer eine Lücke ihrer staatlichen Entwicklung auszufüllen suchten. Auf das Wahrzeichen Monis, die bronzene Wölfin mit dem Zwillingspaar Romulus und Remus, ein Werk etruskischer Kunstrichtung aus dem Anfang des dritten vorchristlichen Jahrhunderts, blickt siegesbewußt der Kaiser Marc Aurel, hoch zu Roß, eine kolossale bronzene Reiterstatue, welche ebenso wie die Wölfin Jahrhunderte lang dein mittelalterlichen Sitz der Päpste, dem Lateran, zum Schmucke diente, bis sie 1538 derselben auf das Kapital folgte. Die beiden kolossalen Marmorstatuen der Dioskuren mit ihren Rossen, aus der Zeit nach Lysippos, fälschlich inschriftlich als opus ?biäis,6 und opu8 ?rnxit«1i8 bezeichnet, hüteten einst als Thorwächter die heut völlig verschwundenen Thermen des Kaisers Constantinus, jetzt schmücken sie in der Nähe des königlichen Schlosses den Quirinalsplatz (Monte Cauallo), wohin sie von Sirtus V. im Jahre 1589 versetzt worden sind.

Schon frühzeitig begannen die Päpste die antiken Schätze zu fummeln, und ihrem Vorgang folgten glanzvolle Fürstengeschlechter, reiche Patrizier. Im Jahre 1471 wurde der bis dahin in dem päpstlichen Palast, dem Lateran, aufbewahrte Antikenschatz, die damals einzig vorhandene Statuensammlung der Welt, auf das Capitol versetzt, von Sirtus IV. „als Denkmal alter Herrlichkeit und Kraft dem römischen Volke, aus den, sie hervorgegangen, zurückerstattet und dem Senat zur Obhut übergeben". Dies ist der Anfang des cavitolinischen Museums, heut nicht mehr das umfangreichste, aber unvergleichlich dastehend hinsichtlich der Bedeutung feiner Kunstwerke und der geschichtlichen Erinnerungen, welche an diese edle humanistische Schöpfung der Päpste, an dieses lebendige Zeugniß humanen Wirkens der Kirche geknüpft sind. Das Capitol, der Sitz der Etadtbehörde, wandelte sich zur päpstlichen Kunstkammer Roms nm; die Stadt büßte ihren staatlichen Mittel» punkt ein und verlor an politischer Bedeutung zu Gunsten der päpstlichen Herrschaft. Rom entwickelte sich mehr und mehr zur Weltmetropole der Kunst im Wetteifer mit Florenz und Neapel; die Mitte des 18. Jahrhunderts ließ die großen päpstlichen Sammlungen auf ihren Höhepunkt gelangen, den sie in der Folgezeit nicht immer zu behaupten vermochten. Die weltberühmten Museen der ewigen Stadt, das jetzt städtische kapitolinische und die beiden päpstlichen des Vatikan und des Lateran, bergen antike Kunstwerke von unschätzbarem Werthe, an einem Orte, welchem die Geschichte den Stempel der Weihe aufgedrückt hat. Der unvergängliche Adel der alten Kunst wird *) Vgl. Iusti, Geschichte des caftitoliuischen Mlscums (Im neuen Reich 1871, II S. 121 ff.).

3H6 Paul Habe! in Vieslau.

hier auch denjenigen von den Beschauern ergreifen, der sonst keinen Hauch dieses Geistes verspürt hat. Wer sollte nicht die lebensvolle Darstellung des myronischen Discuswerfers bewundern, oder die leichte Eleganz des insipiden Apoxyomenos, eines sich vom Staube der Ringbahn reinigenden Athleten? Der leider halb verstümmelte, lebensverleumdende Herakles im Belvedere des Vatikan ist durch das begeisterte Loblied Winckelmanns allbekannt geworden; ohne Klage, mit finsternem Trotz blickt der sterbende Gallier dem Tode in's Auge; gewaltig, aber vergeblich müht sich Laokoon ab, sich aus der Umstrickung der Schlangen zu lösen, während ihm der eigene körperliche Schmerz und der um seine beiden Söhne ein Wuth- und Wehegeschrei entpreßt. Die „Aphrodite vom Capitol“ schickt sich eben an, in göttlicher Nacktheit in's Bad zu steigen, die im Vatikan befindliche Aphrodite, ebenfalls eine Copie der kindischen Aphrodite des Praxiteles, würde sich auch in voller Schönheit zeigen, wenn man- nicht vorsichtig ihren Unterkörper in eine Art Badetuch aus Blech eingeschlagen hätte. Sie trägt dasselbe seit 1760. Damals erging von der päpstlichen Regierung der Befehl, den Statuen im Belvedere des Vatikan mittelst eines Drahtes um die Hüften solche Bleche umzuhängen, ein Befehl, welcher den in Rom anwesenden Winckelmann zu der brieflichen Aeußerung veranlaßte: „Eine so eselmäßige Regierung ist kaum in Rom gewesen, wie die izzige ist!“

Hier im Vatikan sieht man auch den „Apollo vom Belvedere“ dahinschreiten, der eben den Pfeil von der Sehne geschneelt hat, um die sein Heiligtum Delphi angreifenden Gallier zurückzuseuchen, während der von üppigem Haar- und Bartwuchs umrahmte Kopf des „Zeus von Otricoli“, seine gedankenvolle Stirn, der feierlich-ernste und siegesbewußte Blick die Stelle der Ilias in's Gedächtniß rufen, an welcher der Olympier die Bitte der Thetis gewährt: Sprach's der Kronide und winkte ihr zu mit den dunkeln Brauen, Und die ambrosischen Locken des Königs walteten ihr weilt Von dem unsterblichen Haupt: es erbebte« die Höhle der Idmupos. Alt und bekannt ist der Kunstsinn und der Sammeleifer der römischen Nobili; leider liegt in ihren Palästen mancher Schatz verborgen, zu welchem dem Forscher und dem Reisenden der Zutritt nicht gestattet ist. Die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts war die Zeit, in welcher die weltberühmten Gärten, Paläste und Sammlungen der Albani, Borghese, Ludovisi, Barberini, Pamfili und anderer entstanden. Auch ein Theil der Alterthümer, welche jetzt zum Bestände der Florentiner Sammlung und des National-Museums zu Neapel gehören, befand sich ehemals in Villen der Stadt Rom. Das Geschlecht der Medici, der Großherzöge von Toskana, deren ruhmvollster Ahnherr Lorenzo Magnifico (1469/92) schon damit begonnen hatte, Florenz mit antiken Denkmälern zu schmücken, führte (1680) die in der Villa Medici in Rom aufgestellten Kunstschatze in die Uffizine zu Florenz über: die Niobidengruppe, die mediceische Aphrodite, der Apollino, die Ringergruppe, Menelaos mit der Leiche des Patroklos, die trauernde Germanin (Thusnelda), der

Wanderungen antiker Denkmäler. 2H?

sog. Schleifer bilden die charakteristischen Wahrzeichen des Florentiner Antikenbesitzes. Die Schätze der Villa Farnesina, seit der Mitte des Cinquecento gesammelt, kamen am Ende des vorigen Jahrhunderts in das heutige Museo Nazionale zu Neapel. Die hohe Bedeutung dieses Museums beruht eben auf der Farnesischen Sammlung und auf den zahlreichen Fundgegenständen, welche den vom Vesuv verschütteten Städten Pompeji und Herkulaneum entstammen. Die Gruppe der Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton, die Hera, die Flora, der Herakles Farnese, der Farnesische Stier haben den Namen dieses Geschlechtes weithin bekannt gemacht; der Speerträger aus Pompeji, der Dionysos aus Herkulaneum, die wieder aufgedeckten Wandgemälde und die große Masse der kleinen, oft aber sehr kostbaren Kunstsachen dienen als Beweis für die ehemalige Blüthe dieser beiden, durch den Lavaausbruch im Jahre 79 n. Chr. vernichteten Städte.

Der Boden Italiens war also eine Fundgrube, welche die Jahrhunderte nicht erschöpft hatten, besonders der Boden Roms, dessen marmorne Bevölkerung einst so zahlreich erschienen war wie die lebendige. Die Begeisterung für das Alterthum war aber nicht allgemein von dem nationalen Gedanken getragen, daß in den Kunstwerken unveräußerliche Besitzstücke der Enkel der alten Römer zu sehen seien. Zwar war auf dem Capitol unter dem Schutze der Päpste ein solcher fester Bestand von alten Statuen, Reliefs, Inschriften und anderen Denkmälern vereinigt, aber die große übrige Masse war Privateigenthum und bildete den Stolz und den Schatz der Machthaber und reichen Familien, welche jedoch in Geldnoth oder aus anderen Gründen bereit waren, sich von ihren Kunstwerken zu trennen. Der Verkauf von Denkmälern an Fremde wurde zu Zeiten in bedenklichem Maßstabe betrieben; dem regen italienischen Kunsthandel verdanken es auch die deutschen Fürsten des vorigen Jahrhunderts, daß sie ihre Schlösser und Gärten mit griechischen und römischen Originalbildwerken schmücken konnten; wanderten doch ganze Sammlungen nach Deutschland, wie die Schätze der Familie Odescalchi nach Sachsen an den Hof Augusts des Starken. Diesen Zuständen machte, ebenso wie in Griechenland, erst die nationale Einigung der italienischen Staaten zum Königreich Italien ein Ende, unter dem Hause Savoyen, dessen Wahlspruch *sempre avanti* auch der Kunstforschung neues frisches Leben eingehaucht hat; die alten und die neu gefundenen Denkmäler aus der Vergangenheit des italienischen Volkes dürfen der Heimatseide nicht mehr entfremdet werden, wenigstens hat sich der Staat das Vorkaufsrecht für alle aus Italien stammenden Alterthümer vorbehalten.

Vor dem Entstehen der Königreiche Griechenland und Italien gewährten also die inneren politischen Verhältnisse der beiden Länder den Fremden, in erster Linie den Engländern und den Franzosen, reichlich Gelegenheit, sich in den Besitz antiker Originale zu setzen. Die Erwerbungen geschahen auf doppelte Weise, rechtmäßig, d. h. durch Kauf, Tausch und Schenkung, oder gewalthätig mit dem Rechte des Stärkeren; nicht immer läßt sich die Grenze

2H8 Paul Habe! in Vieslau.

dazwischen scharf ziehen. Aber beide Arten lassen auf ein ausgeprägtes Interesse für antike Kunstgegenstände bei den Erwerbern schließen. Nicht als ob die steinernen und metallenen Ueberreste der alten Kunst bei Engländern und Franzosen größere Begeisterung geweckt, ein besseres Verständnis; gefunden hätten als bei den Deutschen; dies wird Niemand behaupten können. Ihren Willen standen aber oft Verhältnisse im Wege, welche die Aussichten auf das Vollbringen zu recht zweifelhaften gestalteten; es gebrach ihnen an Geld und Macht. Engländer und Franzosen aber konnten sich an einen bedeutenden Nationalreichtum stützen, und ihre staatliche Einheit, ihre einflußreiche Stellung im Rathe der Völker Europas eröffneten ihnen schon frühzeitig auf diesen Gebieten der antiken Kunstforschung die Bahnen, welche unser Vaterland erst in Folge seiner neuesten politischen Entwicklung betreten konnte.

Mit welchem Eifer in England und Frankreich Gemeinden, Vereine und Private zusammenwirken an dem großen Werke der historischen Wiedergewinnung früherer Zeiten des Menschengeschlechtes, zunächst der Vorzeit ihres eigenen Landes und Volkes, dies schildert anschaulich Emil Hübner in seinem neuesten Buche: Römische Herrschaft in Westeuropa (S. 149f.): „Kaum irgendwo ist diese Arbeit des Sammelns und Bemahrens aller Reste der Vergangenheit in größerem Maßstabe seit langer Zeit eingeleitet und, durch beispiellos glückliche Verhältnisse unterstützt, durchgeführt worden, als in England. Gleich nach England kommt in dieser Beziehung, ebenfalls durch seinen Reichtum begünstigt, Frankreich; erst an dritter Stelle Deutschland. Von Italien, dessen Leben bis vor Kurzem mehr die Vergangenheit betraf als die Gegenwart, soll hier nicht geredet werden. Nicht als ob nicht auch bei uns die liebevolle Hingabe an die Heimat und das gerade in den engsten Grenzen besonders mächtige Gefühl der Vaterlandsliebe sichtbar und kräftig gewirkt hätte von dem Zeitpunkte an, wo die Nation sich zu erholen begann von den tiefen Wunden, die ihr der ungelückliche Krieg der dreißig Jahre geschlagen. In England giebt es keine Grafschaft, kaum eine kleine Landstadt, welche nicht ihr meist aus privaten Mitteln gegründetes Localmuseum hätte.

Daneben verwenden zahllose Private, von den großen historischen Adelsgeschlechtern an bis herab zum Landpfarrer und Gemeindebeamten, einen Theil ihres Ueberflusses auf die Anlage von irgend welchen Sammlungen. In Frankreich hat der hochgesteigerte nationale Sinn in höherem Maße als die privaten Liebhaber die verschiedensten Körperschaften, Gemeinden, Diöcesen und andere Verbände größeren und geringeren Umfanges zu fast ebenso ausgedehnter und an Reichtum nur wenig hinter England zurückstehender Entwicklung des Sammeleifers geführt; obgleich es auch nicht an Gegenden fehlt, z. B. im Süden, welche in diesen Dingen noch weit zurück sind. In Deutschland fehlt es zwar nicht, besonders in dem begüterten Westen und Süden unserer Heimat, an mehr oder weniger reichen und wohlgepflegten

Wanderungen antiker Denkmäler. 3H9

öffentlichen, zum Theil auch privaten Sammlungen, an großen und kleinen historischen und Alterthumsvereinen mit meist schon bändereichen Veröffentlichungen, an Jahres- und Wanderversammlungen mit gelehrten und gemeinverständlichen Vorträgen, kurz, an all den Erfordernissen der geschichtlichen Massenarbeit, welche das in England besonders reich entwickelte Vereinswesen und die in Frankreich weit verbreitete Kunst der Gruppierung und Aufstellung von Denkmälern und Ueberresten ausgebildet hat. Aber was uns noch fehlt auf diesem Gebiete gegenüber unseren Nachbarn dies- und jenseits des Kanals, das ist die allgemeine und nachhaltige, die verständnißvolle und opferbereite Theilnahme aller Gebildeten an den Bestrebungen und Leistungen der verhältnitzmäßig doch nur Wenigen, welche zu jener Sammelarbeit in Vereinen und Gesellschaften zusammengetreten sind oder auf eigene Hand an ihr theilnehmen." Bei diesen: seit langer Zeit in den weitesten Kreisen der Gebildeten verbreiteten Verständnis für den Werth der Alterthümer konnten die Negierungen ihrerseits nicht zurückbleiben; natürlich griffen sie über die Grenzen des eigenen Landes und Volkes hinaus, die erhaltenen Zeugen der Culturentwicklung der ganzen Menschheit zu sammeln und so der Gegenwart eine Quelle edler Freude und ernsten Studiums zu erschließen, darin sahen sie eine ihrer Aufgaben, würdig einer großen Nation, sparten zur Lösung derselben kein Geld und nutzten die ihnen zur Verfügung stehende Macht in reichsten Maße aus.

So sind die Kunstsammlungen des British Museum in London und des Louvre in Paris weltberühmt geworden. Die Art der Erwerbung sei hier nur an einigen hervorragenden, bereits vorher genannten Denkmälern verdeutlicht.

Dem Kaiser Napoleon I. schwebte wohl das Beispiel Franz' I. und Ludwigs XIV., welche Versailles mit antiken Kunstwerken ausgeschmückt hatten, vor Augen, als er 1808 die Schätze der Villa Borghese für den Louvre aufkaufte. Die Townley'sche Sammlung, ein reicher Schatz von Marmorgruppen, Büsten, Reliefs, Urnen, welcher den Hauptbestandtheil der aus Italien stammenden Denkmäler des British Museum ausmacht, ist 1805 um 20 000 Pfund Sterling erworben worden, und eine der Hauptzierden dieses Museums, die 23 Friesplatten vom Apollotempel bei dem alten arkadischen Phigalia (in der Nähe der heutigen messenischen Stadt Andritsena) kostete England im Jahre 1813 etwa 300 000 Mark (15 000 Pfund Sterling).

Warum hat man die Fortschleppung dieses Tempelfrieses nicht auch zu scharfen Angriffen gegen die Engländer ausgebeutet? Die Verhältnisse lagen eben hier ganz anders als bei den Parthenonskulpturen: Elgin entkleidete den Tempel seines Vilderschmuckes, welcher, ein Prunkstück der Stadt, an Ort und Stelle auch noch weiter der Ungunst der Zeiten hätte trotzen können, der phigalische Fries aber war in Folge von Erbbeben mit der Bedachung und den: Obergebälk vom oberen Nande der inneren Cellawände herabgestürzt und lag, seit mehr als 1000 Jahren, theilweise zerschellt, unter Gebälk-

350 f>anl Habel in Vieslau.

trümmern, von Erde bedeckt, von dichtem Gestrüpp überwuchert am Boden umher, meist im Umkreise des stehengebliebenen Säulenkranzes, so daß seine Aufdeckung und Fortschaffung ihn erst bekannt machte und zugleich seine Rettung vor völliger Zerstörung und Beraubung war.

Wie die Pergamener in Berlin, so machte in London die Elgin-Marbles den wertvollsten Antikenbesitz des hauptstädtischen Museums aus, erworben, wie schon oben erwähnt, um 30.000 Pfund Sterling, während sich die Lord Elgin aus der Anlegung seiner Sammlung erwachsenen Ausgaben nach seinen Urkunden auf das Doppelte dieser Summe beliefen. Ihren Einzug in das Britische Museum hielten sie im Jahre 1818. Lord Elgin, seit 1799 englischer Gesandter bei der Hohen Pforte, verstand es wie kein Anderer, Kunstschatze zu „sammeln“. Die bereits abgelösten Stücke und die in ihrem Nahmen freistehenden Giebelsiguren wegzunehmen, dazu war er durch einen Firman berechtigt; aber die Gelegenheit, seine Vollmacht zu überschreiten, war für den kunstliebenden Lord zu verlockend; er brach auch noch festsitzende Metopen und Friesplatten aus und beraubte so die Bauwerke Athens ihrer Skulpturen. Der Parthenon, der Tempel der Athen« Nike, das Erechtheion waren die Hauptstätten seiner Wirksamkeit, unter welcher gerade die edelste Kultstätte auf dem Burgberge Athens weit erheblicher zu leiden hatte, als durch die Hand der Gothen und Osmanen, der wir es jedoch verdanken, daß der schönste plastische Schmuck der perikleischen Kunstblüthe, die Parthenonfiguren, vor Allem der gegen 160 in lange, überlebensgroße panathenäische Festzug vor weiterer Beschädigung bewahrt wurde und zur Freude der Nachlebenden in diesem Zustande erhalten blieb. Ohne die diplomatischen Beziehungen Englands und Frankreichs zum Großerherren wären alle diese Erwerbungen nicht möglich gewesen; von diesem Gesichtspunkte aus erscheint auch das gewöhnlich als Nillub bezeichnete Verfahren Elgins in einem milderem Lichte. Auch die Absicht der französischen Regierung war auf den Besitz dieser kostbaren Denkmäler gerichtet, aber Lord Elgin kam ihr zuvor. Die britischen und französischen Gesandten in Constantinopel suchten sich durch Ankauf von Antiquitäten für die heimischen Museen die Gunst ihrer Regierungen zu erhalten und wetteiferten, einander den Rang abzulaufen in der Aufspürung und Erwerbung von Kunstschatzen des Alterthums. So schenkte der Marquis de Rivière im Jahre 1820 seinem König Ludwig XVIII. die „Venus von Milo“, die „Nike von Samothrake“ ist eine Gabe des Konsuls Champoiseau (1863); auf Veranlassung des Viscount Stratford de Redcliffe wurden im Jahre 1846 die 13, ehemals das halikarnassische Maussoleum zierenden Relieffplatten aus den alten Festungswerken, in welche sie von den Johanniterrittern eingemauert worden waren, herausgenommen und in das Britische Museum versetzt. Nicht der letzte Platz gebührt den Denkmälern, welche England und Frankreich der Freigebigkeit ihrer Bürger verdanken.

Offene Gewaltthat, welche kein anderes Necht kennt, als das des Stärkeren, hat die Sammlung des Louvre und die anderen Pariser Museen

Wanderungen antiker Denkmäler. 25^

während der Kriege Napoleons I. in kurzer Zeit reichlich durch Kunstschätze vermehrt. Aus allen Ländern, in denen seine sieggewohnten Fahnen wehten, zumeist aus Italien, Spanien, den Niederlanden, aus Preußen und dem übrigen Deutschland, aus Staats- und Privatbesitz, hat der französische Cäsar Denkmäler aller Zeiten nach Paris zusammengeraubt, auch hierin ein Nachfolger jener römischen Imperatoren, welche die Gebilde griechischer Kunst als die Trophäen ihres Ruhmes nach Rom schleppten. Im ersten Pariser Frieden (30. Mai 1814) gelang es Tallenrand, für das neue Frankreich den gesumnten Raub an Kunstschätzen zu erhalten, soweit sie den öffentlichen Sammlungen bereits einverleibt waren; nur diejenigen Stücke, welche noch in den Magazinen verpackt lagen, sollten zurückerstattet werden. Erst der zweite Pariser Friede (20. November 1815) gab. Dank dem mannhaften Auftreten Blüchers und Wellingtons, den europäischen Nationen ihr rechtmäßiges Eigenthum wieder, so kehrten z. B. damals der Laokoon, der Apollo von Belvedere, der Heraklestorso, die schönsten Bilder von Nafael und Perugino von Paris nach Rom zurück; manches ging in anderen Besitz über, so die berühmte Gruppe Eirene und Plutos (Friedensgöttin, welche den Neichthum in Gestalt eines Knaben auf dem Arme hält), welche aus der Villa Albani in Rom über den Umweg nach Paris durch Kauf in die Glyptothek zu München gelangte. Der Gipsabguß des größten Kandelabers in der 8n!a dm cnccludri, welcher an die Stelle des in Paris gebliebenen Originals gesetzt wurde, erinnert noch heute lebhaftig an den gewaltthätigen Eingriff Napoleons in die vatikanischen Sammlungen. Napoleon handelte hierin ganz nach dem Vorbilde berühmter Muster, wenn er von seinen Kriegszügen Kunstwerke als die Zeugen seiner Triumphe in die Heimat mitbrachte. So nahm Xerxes, zugleich wohl zun: Dank für die Dienste, die Hippias seinem Vater Darius geleistet hatte, die Erzstatuen der Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton im Jahre 480 als Siegesbeilte vom Marktplatz Athens nach Susa fort, von wo sie erst nach Alexanders des Großen Zeit, vielleicht von diesem selbst wieder, an ihren alten Platz überführt und nun neben der jüngeren, im Jahre 477 zum Ersatz gearbeiteten Gruppe aufgestellt wurden. Rom gewöhnte sich mehr und mehr daran, lieber durch Plünderungen seine öffentlichen Gebäude und Plätze mit Meisterwerken zu schmücken, als selbst solche zu schaffen.*) Mit dem Wegführen der Kunstschätze aus den eroberten griechischen Städten begann in größeren Umfang M. Claudius Marcellus nach der Einnahme von Snrakus (212) im zweiten punischen Kriege; der Geschichtsschreiber Livius äußert sich hierüber (XXV, 40): „Um nicht bloß seinen Ruhm, sondern auch die Majestät des römischen Volkes zu erhöhen, schaffte Marcellus den Schmuckreichthum der Stadt, Statuen und Gemälde, woran in Syrakus Ueberfluß war, nach Rom, als Beutestücke den, Feiude nach Kriegsrecht abgenommen;

*) Vcigl. Mommsen, Römische Geschichte I, S. 940, II. 2. 4«U, III. S. 628.

252 Paul Isabel in VieZlau.

damit begann das römische Volk die Meisterwerke der griechischen Kunst zu bewundern und sich das Recht anzumaßen, überall alle dem Gottesdienst oder weltlichen Zwecken dienenden Kunstdenkmäler zu rauben, bis sich zuletzt diese Willkür auch gegen die römischen Götter kehrte, gerade gegen den Tempel zuerst, welcher von Marcellus so prächtig ausgestattet worden ist." Der sarakusmischen Beute kam die tarentinische drei Jahre später (209) fast gleich, Schaustücke aus Gold und Silber, Gemälde, Statuen; aber der alte strenge Q. Fabius Maximus, der Eroberer der Stadt, gebot, die großen Tempelbilder der erzürnten Götter den Tarentinern zu lassen, ein Verfahren, welchem Livius (XXVII, 16) im Vergleich zu dem des Marcellus das Lob der Großmuth ertheilt.

Vom 2. vorchristlichen Jahrhundert an wurden die Plünderungen der Tempel, der Märkte, der öffentlichen und privaten Gebäude der griechischen Städte auf den Feldzügen der Römer immer häufiger. Die hellenische Bildung galt damals als die moderne Civilisation; und wie die Beschäftigung mit der griechischen Litteratur, so gehörte auch die Kennerschaft griechischer Bildwerke und Gemälde zu den Erfordernissen eines gebildeten Römers. So begann man denn Jagd zu machen auf die Kunstwerke alter und neuer griechischer Meister. Als die Hauptvertreter dieses römischen Hellenismus sind hier namentlich zu nennen: T. Quinctius Flamininus, der Besieger des Makedonerkönigs Philipps V. in der Schlacht bei Krimstephala (197) und der Schiedsrichter Griechenlands, welches durch ihn zur Freiheit geführt wurde, M. Fulvius Nobilior, der Eroberer Ambrats, der einstigen «Residenz des berühmten Epirotenkönigs Pyrrhos, welcher den einen Theil der Beute der Hauptstadt des Reiches schenkte, den anderen den Musen weihte (187), L. Aemilius Paullus, der im Jahre 168 die Schlacht bei Pydna über die Phalanx des Makedonerkönigs Perseus gewann, L. Mummius, der Zerstörer Korinths (146), L. Licinius Lucullus, vielleicht der reichste Manu seiner Zeit, der Feldherr der Römer in den Kriegen gegen Mithridates von Pontus und Tigranes von Armenien. Die immer mächtiger werdenden hellenischen Eupathieen weckten den Sammeleifer; man legte sich Bibliotheken an, in welchen sich der Hausherr mit seinen Gästen, darunter oft Griechen, durch ein gelehrtes Gespräch die Zeit vertrieb; man schmückte seine Paläste und Landhäuser mit Kunstschatzen aller Art; dieselben zu beschauen, dazu bedurfte es der vom Besitzer eingeholten Erlaubniß. In diesen Galerien der vornehmen Römer trafen sich Kunstkenner und Kunstliebhaber, konnten sie doch hier ihr Kunstinteresse besser befriedigen, als auf den Marktplätzen und in den öffentlichen Gebäuden. Denn die Aristokratie verstand es sehr wohl, die besten Stücke der Beute für sich abzuheben, für die Stadt, für die große Menge war ja der Nest gut genug. Vergleicht man das artistische Interesse dieser Zeit mit dem Kunstleben des modernen Rom, welches sich anknüpft an die Villen Borghese, Albani, Ludwisi, Pamfili, Colonna, Torlonia, ein Unterschied fällt sofort in die Augen: das Herbeischaffen und Beschauen griechischer Kunstdenkmäler hat

Wanderungen antiker Denkmäler. 253

eine eigene national-römische Kunst nicht zu erwecken vermocht, erst die Renaissance hat den zauberischen Duft der griechischen Kunstblüthen kräftig eingesogen, und damit beginnt die Entwicklung Roms zur schöpferischen Metropole der Künste. In der Kaiserzeit herrschte dieselbe Sitte. Aus dem alten Rom und aus Griechenland sind dann viele Kunstwerke nach Neu-Rom (Vnzanz) gewandert, welches Constantin der Große im Jahre 330 n. Chr. zur Hauptstadt seines Weltreiches erhob. Besonders die alte Nennbahn (Hippodrom), heut Atmeidan (Nohplatz) genannt, in der Nähe der Sophienkirche gelegen, ist von Constantin und seinen Nachfolgern mit zumeist geraubten Denkmälern geschmückt worden. Drei dieser Sehenswürdigkeiten haben sich bis auf den heutigen Tag an ihrer alten Stelle erhalten: die bronzene, arg verstümmelte Schlangensäule, welche früher einen goldenen Dreifuß trug, zur Erinnerung an die Siege von Salamis und Platäa von den Hellenen dem Äpollon zu Delphi geweiht; die Namen von 31 griechischen Staaten, welche an diesen Kämpfen theilnahmen, sind noch deutlich auf den Windungen der Schlangen zu lesen; der Obelisk, welchen im Jahre 390 n. Chr. der Kaiser Theodosius aus Aegypten nach Constantinopel bringen ließ, und die 25 in hohe Säule, ehemals mit Reliefs in Goldbronze bedeckt, welche durch den Kaiser Constantin Porphyrogenetos im 9. Jahrhundert aufgeführt wurde. Die meisten der alten Denkmäler Constantinopels gingen zur Zeit der lateinischen Eroberung im Jahre 1204 durch die Venetianer und ihre Verbündeten zu Grunde. Eine Menge von Bildwerken wanderte damals von Constantinopel nach dem Occident, wo sie als monumentaler Schmuck verwendet wurden und so die Nachahmung der griechischen Kunst erweckten. Auch das berühmte eherne Viergespann des Lysippos, welches Constantin aus Korinth hatte holen lassen, um damit das Dach der kaiserlichen Tribüne auf der Nennbahn zu schmücken, wurde damals vom Dogen Dandolo nach Venedig mitgenommen, wo es noch heute eine Zierde des Hauptthores der Markuskirche ist, nachdem es auch einmal wie die Viktoria vom Brandenburger Thor die unfreiwillige Reise nach Paris hatte machen müssen*). Ebenso wollte der Doge Morosini von seinem Kriegszuge gegen die Türken (1687) nicht ohne künstlerische Siegesbeute nach Venedig zurückkehren; aber das Gespann der Athenen im Westgiebel des Parthenon, welches er als Trophäe aus Athen mitbringen wollte, zerschellte bei dem Versuche, es herabzunehmen, in tausend Stücke. Schließlich sei noch erwähnt, daß die Franzosen, als sie die Halbinsel Morea besetzt hielten (1828—1831), die Freilegung Olympias in Arbeit nahmen und dabei drei Metopenplatten von, Zeustempel mit Thaten des Herakles als bedeutendsten Fund in den Louvre entführten.

Dieser Ueberblick möge genügen, um zu erklären, auf welche Weise die Sammlungen des British Museum und des Louvre zu diesem Neid erregen-*) Vgl. H. v. Moltke, Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei, 4. Aufl. Berlin 1882, S. 186.

25H Paul Habel in Vresla»,
den Reichthum an antiken Kunstwerken gelangt sind. Mit der Befreiung Griechenlands und mit der Einigung Italiens war für die Denkmäler der alten Griechen und Römer die Gefahr, der classischen Heimatserde entrissen zu werden, vorüber; was seitdem an Gebilden der antiken Kunst von England und Frankreich erworben worden ist, das entstammt zumeist türkischem Boden. So lange die Pforte an chronischem Geldmangel leidet, wird sie immer bereit sein, griechische Kunstdenkmäler an Fremde zu verkaufen, zumal der Koran dein frommen Muselman verbietet, lebende Wesen figürlich darzustellen, ja sogar solche Darstellungen zu besehen. Allerdings besitzt Stambul ein Antiquitätenmuseum, aber in verwaarlostem Zustande; zwar beherbergen die Serailgärten eine Menge Kunstdenkmäler, aber vielfach versunken in Schutt und Trümmer; und den an Schätzen reichen Boden der Hauptstadt und des Landes zu durchwühlen, größere Ausgrabungsarbeiten vorzunehmen, das verhindert mit seinem allmächtigen Bannstrahl der Scheik ul Islam, der Oberpriester der Gläubigen, um den Moslemin nicht der Gefahr auszusetzen, das Gebot des Koran zu übertreten. Auch Fremde haben äußerst selten die Erlaubniß erhalten, in Constantinovel selbst mit Hacke und Spaten nach Resten des Alterthums zu suchen, auch dies erlaubt der Scheik ul Islam in seinem starren Orthodorismus nicht; und in den Provinzen legt der Aufdeckung des Bodens der Aberglaube und die Habsucht der Türken manches Hinderniß in den Weg, da sie in den Forschern Abkömmlinge der alten Bewohner des Landes sehen, welche nun die Schätze ihrer Vorfahren heben wollen. Das türkische Kleinasien und die Inseln, vor Allem Kreta und Kypros, bilden seit Jahren die Hauptquelle für die Erwerbung von Antiken. Hier schöpfen neben einander Deutsche und Oesterreicher, Franzosen, Engländer und Amerikaner; Berlin und Wien sind erst ini vergangenen Jahrzehnt durch die Fundstücke aus kleinasiatischem Boden in den Besitz von antiken Denkmälern gelangt, welche einen Vergleich mit den Hauptzierden der römischen Sammlungen des British Museum und des Louvre nicht zu scheuen brauchen. In Deutschland und Oesterreich mußten die aus dem neuerwachten vaterländischen Gefühl der Hellenen und Italiener für den Kunsthandel entspringenden Folgen um so fühlbarer werden, als damals die hauptstädtischen Sammlungen sich nur weniger Stücke rühmen konnten, welche sich unter den antiken Originalen wegen ihrer Schönheit oder wegen ihrer Bedeutung für die Kunstgeschichte eines weiteren Rufes erfreuten; so meist das „Alte Museum“ zu Berlin die anmuthige Vionzestatue des „Betenden Knaben“ auf, 1747 von Friedrich dem Großen um 5909 Thaler angekauft, ferner die verwundete Amazone des Polinklet, die tanzende Mänade, den tanzenden Satyr, den hängenden Marsuas, den ausdrucksvollen Cäsarkopf aus Basalt und eine Augustusstatue. Nur die Münchener Glyptothek war durch das Kunstinteresse des Kronprinzen Ludwig, späteren Königs Ludwig I., zu einem Museum ersten Ranges erhoben worden. Den kostbarsten Besitz desselben bilden die äginetischen Statuen aus parischem Marmor, Kämpfergruppen ans

Wanderungen antiker Denkmäler. 355

den beiden Giebeln des Athenatempels auf der Insel Aegina, 1812 für 120 000 Mark erworben, 1816 und 1817 von Thorwaldsen ergänzt, die edelsten Vertreter der griechischen Skulptur vor Phidias; ferner erwarb der kunstsinnige König bei der Rückgabe der durch Napoleon aus der Villa Albani entführten Schätze, welche in Paris 1815 unter den Hammer kamen, unter Anderem die schon vorher erwähnte „Friedensgöttin mit dem Reichthum“, eine marmorne Nachbildung nach dem Bronzeoriginal des Kephisodotos, des Vaters des Praxiteles, aus dem Besitze des Duca Braschi zu Rom die gelungenste Nachbildung der kindischen Aphrodite, des weltbekannten, jetzt verlorenen Werkes des Praxiteles, und die alterthümliche Artemis aus Gabii, aus dem Palazzo Rondanini zu Rom den berühmten Medusenkopf von tadelloser, aber erkältend wirkender Schönheit. Zu den Zierden der Münchener Glyptothek gehört auch die schöne Figur des knieenden Knaben, der sog. Ilioneus, welcher diesen Namen durch eine unrichtige Verbindung mit der Niobidengruppe erhalten, hat, der barberinische Faun oder Satyr, welcher auf einen Felsen gelagert seinen schweren Rausch ausschläft, ein Werk aus dem Beginn der alexandrinischen Zeit, endlich der Tempelfries, welcher den aus der Hand oder aus der Schule des Skopas hervorgegangenen Hochzeitszug des Poseidon und der Amphitrite darstellt.

Zwar sammelten auch noch andere deutsche Regenten, wie Friedrich der Große und seine Nachfolger, ferner die sächsischen, badenser und hessischen Fürsten, antike Originalbildwerke, um ihre Schlösser und Gärten damit zu schmücken, — diese Sammlungen bildeten dann den Grundstock der öffentlichen Kunstsammlungen — aber alle stehen auf diesem Gebiete hinter Ludwig von Bayern zurück. Auch hat es in Deutschland immer an Privatleuten gefehlt, welche eine Ehre darin suchten, ihren Reichthum diesen idealen Zwecken dienstbar zu machen zur Belehrung der Bürger, zur Belebung des Kunstsinnes, zur Förderung der Wissenschaft. Schlimm war unter den Deutschen eine einzig dastehende Erscheinung.

Schließlich waren auch die politischen Verhältnisse Deutschlands nicht danach angethan, um derartige im Ausland zu lösende Aufgaben mit dem nöthigen Nachdruck zu vertreten. Freilich die deutsche archäologische Wissenschaft war hochgeschätzt bei allen Nationen Europas. Johann Winckelmann, der Schustersohn aus Stendal, der Freund von Fürsten, Prälaten und Cardinälen, der erste allseitig anerkannte und verehrte deutsche Kunstforscher auf italienischem Boden, ist durch sein Werk „Geschichte der Kunst des Alterthums“ (seit 1764) der Begründer der modernen archäologischen Wissenschaft geworden, obwohl er seine Ideen nicht an den Skulpturen echt griechischen Meißels gezeitigt hat. Goethe sagt von diesem Manne, welcher überhaupt erst die Begeisterung für die Kunstschatze Italiens geweckt hat („Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung, Buch 8): „Bei allen Bemühungen jedoch, welche sich auf Kunst und Alterthum bezogen, hatte jeder stets Winckelmann vor Augen, dessen Tüchtigkeit im Vaterlande mit Enthusiasmus anerkannt Nord nnb Eiw. I.XIV,, 192, 24

356 Paul Habe! in Breslau.

wurde. Wir lasen fleißig seine Schriften und suchten uns die Umstände bekannt zu machen, unter welchen er die ersten geschrieben hatte," und sein Biograph Justi schreibt über ihn: „Der Eintritt der bildenden Kunst in den Kreis unserer Nationalbildung, die Oeffnung des griechischen Alterthums, die Anfänge der deutschen Prosa und der deutschen Geschichtsschreibung, die Erhebung der deutschen Literatur zur Weltliteratur: dieser und noch anderer Dinge ist man gewohnt, sich zu erinnern, wenn der Name Winckelmanns genannt wird." An den Kunstwerken der Alten schwang sich Lessing zum Reformator der Aesthetik empor, indem er in seinem „Laokoon" (1766) scharf wie kein zweiter das Verhältnis; der bildenden zu den redenden Künsten erörterte; die, Anregung dazu empfing er aus Winckelmanns Schrift von» Jahre 1755: „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst", und wie hoch er denselben schätzte, das beweisen die Worte, welche er beim Tode Winckelmanns an Nicolai schrieb: „Das ist seit kurzem der zweite Schriftsteller, dem ich mit Vergnügen ein paar Jahre von meinem Leben geschenkt hätte". Das deutsche Institut in Rom und Athen eröffnet seine Wintersitzungen im Anschluß an Winckelmanns Geburtstag (9. Dezember), viele der deutschen Vereine, welche sich mit der Erforschung des Alterthums beschäftigen, feiern den Winckelmannstag, vor Allem fühlt sich die Berliner archäologische Gesellschaft, welche zu ihm Mitgliedern stets die ersten unter den Archäologen gezählt hat und zählt, seit ihrem Entstehen mit diesem Geistesheroen verknüpft und hält das Andenken an denselben in Ehren durch das alljährlich erscheinende Winckelmanns-Programm, welches am 9. Dezember des Jahres 1890 zum 50. Male veröffentlicht worden ist.

Seit 1829 stand das Institut für archäologische Correspondenz (Istituto di corrispondenza archeologica) in Rom im Mittelpunkt aller die Architektur, Skulptur, Malerei, Topographie und Epigraphik des klassischen Alterthums betreffenden Forschungen; Deutsche waren seine Stifter, der Kronprinz Friedrich Wilhelm, als König dieses Namens der IV., hatte das Protektorat, deutsche Ausdauer und deutsches Geld halfen der Anstalt über die Gefahren hinweg, welche zuweilen ihr Bestehen arg bedrohten; die Vertreter der Archäologie in Italien und Frankreich, hin und wieder auch ein Engländer, Russe, Däne oder Grieche schlossen sich dem Institut an.

So sprühte aus deutscher Geistesthätigkeit der Funke, welcher das Studium der Archäologie in ganz Europa neu belebt hat. Aber es mußte erst das neue Deutsche Reich gegründet werden, es mußten erst die Mittel dieses mächtigen Reiches zur Verfügung stehen, ehe die deutsche Archäologie Erfolge aufweisen konnte, welche über die Kreise der Fachgelehrten hinausgriffen und die Masse des gebildeten Publikums erwärmten.

Aus einem Privatunternehmen wurde das Institut in Rom 1871 in eine preußische Staatsanstalt und 1874 in eine deutsche Reichsanstalt mit dem Namen „Kaiserlich deutsches archäologisches Institut" umgewandelt, zu-

Wanderungen antiker Denkmäler. 35?

gleich (1874) durch eine Zweiganstalt in Athen erweitert. Von jetzt an genossen die beidm Institute in Rom und Athen als Staatsanstalten den Schutz des mächtigsten Reiches in Europa; es wuchsen ihre Mittel, es wuchsen auch ihre Aufgaben. Hier wurde jene Wissenschaft des Spätens ausgebildet, durch welche Schliemann seinem göttlichen Homer zu seinem Rechte uerhalf, Deutschland den olympischen Lorbeer pflückte und Preußen den pergameni«schen Siegespreis davontrug.*)

Das Interesse für die Denkmäler des Alterthums wurde in Deutschland immer allgemeiner. Schliemanns Name war bald in Aller Munde; Ernst Curtius wußte seinen ehemaligen Schüler, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, für die Ausgrabung Olympias, der berühmtesten Cultstätte des Alterthums, zu begeistern; der lebendigen Antheilnahme und thatkräftigen Unterstützung, welche die Alterthumsforschung bei dein ersten Hohenzollernkaiser und bei dessen Sohne fand, ist die Aufdeckung von Pergamon zu danken. Jetzt mar genügend Geld und Macht vorhanden, um den auf die Erwerbung antiker Denkmäler gerichteten Wünschen den nöthigen Nachdruck zu geben. Aber die politischen Verhältnisse in Griechenland und Italien waren andere geworden als im Anfang und in der Mitte dieses Jahrhunderts. Auf griechischem und italischem Boden war nichts mehr an Kunstwerken zu holen. Das beweist die Freilegung Olympias auf Kosten des Deutschen Reiches in den Jahren 1875 bis 1881. In dem Vertrage zwischen den beiden Regierungen (13./25. April 1874) wahrte sich die griechische, auf Grund gesetzlicher Bestimmung, das ausschließliche Eigenthumsrecht an allen Fundgegenständen; nur eine Anzahl unbedeutender Dubletten, wie statuarische und architektonische Ueberreste nebst kleinen Weihegeschenken sind dem Deutschen Reiche als Lohn zu Theil geworden und jetzt als Besitz des preußischen Staates im Antiquarium der kgl. Museen und im „Campo Santo“ zu Berlin untergebracht. Der edelste Ertrag der deutschen Ausgrabungen verblieb den Griechen: die 9 mächtigen Metopenplatten mit den Arbeiten des Herakles und die colossilen Giebelfiguren vom Zeustempel, hervorgegangen aus der Schule des Phidias — sie stellen die Vorbereitungen zum Wagenwettkampfe des Pelops und Oinomaos um den Besitz des Peloponnes und den Kampf der Centauren und Lapithen bei der Hochzeit des Peirithoos dar, — die vom Olymp zur Erde herabschwebend gedachte, von ihrem luftigen Gewände umflatterte, beflügelte Siegesgöttin des Paionios, welche im Jahre 420 v. Chr. in Olympia geweiht worden war und am 21. December 1875 beim Beginn des deutschen Ausgrabungswerkes als ein Glück verheißendes Zeichen gefunden wurde, der Hermes des Praxiteles, mit dem Dionysosknaben auf dem Arm, welcher im Tempel der Hera am 8. Mai 1877 an's Tageslicht kam, endlich eine Reihe weiblicher Porträtstatuen aus der Zeit der Antonine sind jetzt im Olympia-Museum neben der wiederausgegrabenen *) Aal. Michaelis in dm Prelis; J. Jahrbuch. 1889, Vd. 63, Heft 1.

24"

358 Paul Kabel in Breslau.

Feststätte aufgestellt. Auch die Schätze, welche Schliemann aus griechischem Boden hob, vor Allem die reichen goldenen Schmucksachen aus den Schachtgräbern auf der Burg von Mykenä (1876), der bunte Alabasterfries und die Wandmalereien aus dem tyrantischen Palaste gehören zu den werthvollsten und interessantesten Stücken der athenischen Sammlungen. Kurz, Alles, was von alten Denkmälern im Lande gefunden wird, muß nach einem Artikel der griechischen Verfassung als Nationaleigenthum in demselben verbleiben. Ebenso scharf wird das Antikengesetz in Italien überwacht.

Unter diesen Umständen konnte der Deutsche nur noch hoffen, aus türkischen Boden, in erster Linie aus Klein-Asien, eine Ernte an antiken Kunstblüthen heimzubringen. Die Aussicht auf unerwartete Funde mußte verlocken; hatte doch an der Ostküste des ägäischen Meeres und auf den Inseln bis Knvros hin seit Alters her griechisches Leben auf jedem Gebiete ebenso stark pulsirt wie im Mutterlande, war doch dort die Erde viel weniger nach Resten der alten Cultur durchwühlt worden als hier. Freilich auf Schwierigkeiten, wie sie in den religiösen und Verwaltungs-Verhältnissen der Türkei begründet waren, mußte man sich gefaßt machen. Aber die Hindernisse wurden überwunden, die Erwartungen übertroffen. So hatte Schliemann viel unter der Willkür der türkischen Behörden zu leiden, aber er grub auf dem Hügel Hissarlit Troja aus und erwarb sich den größten Theil der Funde, darunter den berühmten reichen „Schatz des Priamos“ nach Vertrag und durch Kauf, um die Kostbarkeiten später der Hauptstadt des deutschen Reiches zu schenken; die Schliemann-Säle im Berliner Völkermuseum sind durch Erlaß Kaiser Wilhelms I. vom 24. Januar 1881 für immer mit dem Namen des Geschenkgebers, des Berliner Ehrenbürgers, verbunden. Schon während der deutschen Ausgrabungen zu Olympia begannen die im Auftrage der preußischen Negierung unternommenen Arbeiten in Pergamon, welche mit Unterbrechungen von 1878 bis 1886 dauerten. Pergamon, heut Bergama, lag in der kleinasiatischen Landschaft Mnsien, ungefähr drei Meilen von der Ostküste des ägäischen Meeres entfernt; ein felsiger Vorsprung trug die Burg, welche sich fast 300 ru über die von ihr beherrschte Kükosebene erhob. Nach dem Tode Alexanders des Großen entstand hier ein selbständiges Reich unter den Eumeniden und Attaliden, dessen Blüthezeit in das zweite vorchristliche Jahrhundert fällt; der prachtliebende König Eumenes II. (197—159 v. Chr.) schmückte seine Residenz mit prunkvollen Bauten; so weihte er unter Anderem auf dem Marktplatze der Burg von Pergamon dem Zeus und der Athen« einen Altar, um dessen mächtigen Unterbau der künstlerisch und kunsthistorisch berühmte Fries mit der Gigantomachie lief, rund 400 Fuß lang und reichlich 7 Fuß hoch. Diese pergamenischen Hochreliefs, die Darstellung des Kampfes der Götter und ihrer heiligen Thiere gegen die schlangenfüßigen Giganten, ein Werk, dem an Großartigkeit der Auffassung und Ausführung kein anderes an die Seite zu stellen ist, und welches uns erst das Verständniß für die Kunst in der Diadochenzeit erschlossen hat, wurden als Lohn der preußischen

Wanderungen antiker Denkmäler. 35)

Ausgrabungen für Berlin erworben und sind vorläufig im Alten Museum aus Raummangel in einer ihrer nicht würdigen Weise untergebracht. So kann erst seit der Mitte des vorigen Jahrzehnts, zu welcher Zeit auch (1884) eine reiche Anzahl anmuthiger attischer Kunstwerke des vierten vorchristlichen Jahrhunderts (aus Saburow'schem Besitz) angekauft wurde, das Berliner Museum einen Vergleich mit den berühmten europäischen Antikensammlungen aushalten, wenn auch seine Prachtstücke nicht alle Zeiten antiker Kunstblüthe gleichmäßig vertreten.

Auch Oesterreich trat seit der Mitte der siebziger Jahre mit der Türkei in Unterhandlungen, als es sein Augenmerk auf Vergrößerung seines hauptstädtischen Antikenschatzes richtete. Zumeist durch die Freigebigkeit der Wiener Geburts- und Geistesaristokratie in den Stand gesetzt, ließ das k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht je zweimal die Insel Samothrake und die Landschaften Karten und Lykien wissenschaftlich nach Kunstdenkmälern durchforschen, und zwar mit reicher Ausbeute, welche nach Wien überführt wurde: es sind dies die Fundstücke von den zwei samothrakischen Mysterientempeln und besonders der der griechischen Sage und Geschichte entnommene, für die Erkenntnis; der Abhängigkeit der antiken Plastik von der Malerei überaus wichtige Bilderschmuck des lykischen Grabdeukmals von Gjölbaschi-Trvsa, welcher für die österreichische Kaijerstadt dieselbe Bedeutung hat, wie die Pergamener für Berlin, nämlich ihr endlich (1882) zu einem künstlerisch und kunsthistorisch höchst bedeutsamen Skulpturenschatze verholfen zu haben.*)

Wir Deutschen müssen es von unserem Standpunkt aus bedauern, daß, wiewohl bei uns das Verlangen nach der Erwerbung antiker Denkmäler und die Macht, diesen« Wunsche Nachdruck zu geben, reichlich vorhanden ist, doch den Pergamenern aus griechischem Boden keine Erzeugnisse desselben Geistes in unsere Reichshauptstadt folgen werden; aber die größte Achtung müssen wir dem Volke der Hellenen zollen, daß es mit Eifer und Ernst für die Wahrung seiner idealen Pflichten gegenüber der Hinterlassenschaft seiner großen Vorfahren eintritt. Und eine besondere Genugthuung muß es uns bereiten, wenn wir sehen, wie die Neugriechen, welche jetzt eine neue Renaissancezeit durchleben, bei der Aufdeckung, Aufbewahrung und wissenschaftlichen Vermerthung der Denkmäler sich das Vorgehen der Deutschen zum Muster nehmen.

Die Griechen sind werth, die Schätze, welche sie von ihren Vätern ererbt haben, auch zu besitzen; Athen ist durch die Ausgrabungen im letzten Jahrzehnt, bei denen die Griechen durch die Deutschen, Engländer, Franzosen und Amerikaner rege unterstützt wurden, eine archäologische Schule von größter Bedeutung geworden, namentlich die archaischen Bildwerke der athenischen Sammlung übertreffen den Gesamtbesitz aller Museen Europas an der-

*) Archäologische Untersuchungen auf samothrake. 1. Bd. Wien 1875.

1880. Reisen in Lnticn und Karle». 1. Bd. 1884. 2. Bd. 1889.

260 Paul Habe! in Vreslau.

artigen Denkmälern nach Zahl und Werth. Unter dem heimischen griechischen Himmel werden wohl auch die Denkmäler des Alterthums, zumal wenn sie eben erst aus Jahrhunderte langem Schläfe zu neuem Leben geweckt sind, länger dem Zahne der Zeit trotzen als anderswo. — Doch den Griechen zurückzuerstatten, was ihnen im Laufe der Zeiten durch Raub oder durch Kauf genomien wurde, das wäre ein bewundersmerther Act uneigennütziger Großmuth von feiten der englischen Nation, deren Beispiel dann die anderen folgen müßten; eine folche Forderung konnte nur dem Hirne eines idealen Schwärmers entspringen. Freilich der Fluch, welchen Byron die Minerva über Lord Elgin wegen seines Tempelraubes und über sein Volk als Mitschuldigen aussprechen läßt, lastet schwer auf dem englischen Namen; doch verdient das Verfahren des schottischen Pair, welches zum typischen Beispiel für derartige Plünderungen geworden ist — Byron stellt es sogar auf gleiche Stufe wie die Verwüstung, welche die Gothen und Türken unter den Ueberresten der alten Kunst angerichtet haben, — Nachsicht und Entschuldigung, wenn man die damaligen Zeitverhältnisse bedenkt und die Folgen, welche die Entführung dieser Denkmäler von Athen nach London für ihre eigene Erhaltung, für ihre bequemere wissenschaftliche Erforschung und somit für die Förderung der Archäologie gehabt hat.

Oiemont.

Historische Ode von Giosuè «üarducci.

In deutscher Nachdichtung

von

Valerie MnttheF.

— 2chn>eid»itz. —

as Original nachstehender Uebertragung, gedichtet zum 20jährigen

Jubiläum des Einzugs der italienischen Truppen in Rom, wurde

in Italien von Kritik und Publikum mit großem Beifall aufge-

nommen; im Verlage von Nicola Zanichelli, Bologna, in Separatausgabe

erschienen, erlebte die Ode binnen kürzester Zeit mehrere Auflagen.

Interessant und bezeichnend für die eigenartige Auffassung des Dichters

ist es, daß der thatsächliche Anlaß zu der Ode in derselben gar nicht berührt

wird, sondern nur die Ereignisse, welche diesem vorangingen und die ihren

ruhmvollen Abschluß den 20. September 1870 fanden, an welchem Tage

die Soldaten Victor Emanuels Besitz von der „heiligen Stadt" ergriffen

Den Kernpunkt des Gedichtes bildet die, durch die freiheitsbegeisterten poeti-

schen Werke Vittorio Alfieris vorbereitete Erhebung der italienischen Nation

voni Drucke der Knechtschaft; vor Allem das wechselvolle Geschick der Jahre

1848/49 unter dem Könige Karl Albert von Sardinien und Piemont: Karl

Albert, welcher im März 1848 den Krieg an Oesterreich erklärt hatte und

Anfangs siegreich war, nahm am 31. Mai die Festung Peschiera; die Öster-

reicher erlangten dieselbe jedoch im August wieder zurück, schlugen die Italiener

bei Custozza und am 23. März 1849 bei Novara. Karl Albert, welcher

vergebens den Tod auf dem Schlachtfelde gesucht hatte, dankte hierauf ab,

übergab die Negierung seinem Sohne Victor Emanuel II. und zog sich nach

Ovorto in Portugal zurück, wo er bereits am 26. Juli 1849 starb. Er

ist in der Superga, der bei Turin gelegenen Gruftkirche der Könige aus

dem Zause Savoyen, beigesetzt. Im Sterbe« erscheint dem Könige als

tröstende Vision „cli Ali^a il inni-inaro dim,cku^ (der blonde Seemann

von Nizza) — Garibaldi, welcher heldenmüthig Ron: gegen die französischen

362 Deutsch von Valerie Matthes in Schweidnitz.

Belagerer vertheidigt. Aus der Höhe kommen die Geister der als Märtyrer für die italienische Freiheit Gestorbenen und geleiten versöhnt die Seele Karl Alberts zu Gott; Allen voran Santorre di Santarosa, einer der Führer der oberitalienischen Revolution im Jahre 1821, welcher mit etwa 30 anderen, den vornehmsten Adelsfamilien angehörenden Verschwörern zum Tode verurtheilt war, sich aber durch die Flucht rettete und auf der griechischen Insel Svhlkterill starb.

Die deutsche Uebertragung schließt sich getreu der Form des Originals an, einer von Carducci oft angewandten Modifikation der S apphischen Strophe; Schema:

<Iuf den gezackten, leuchtendweißen Gipfeln
Springet die Gemse, donnert die lawine,
von den gewalt'gen Gletschern stürzend durch die
Viechenden Wälder;

Doch aus dein Schweigen weiter Aetherbläue
strebet der Adler auf zur 3on»e, ziehet,
Feierlich ernst die dunklen Schwingen breitend,
tangsame Kreise.

Gruß dir, piemont! Mit trüben Melodieen,
Epischen Sängen Deines Volkes gleichend,
Steigen zu Dir die Flüsse all hernieder,
Fernhin erbrausend.

Steigen hernieder voll und schnell und kräftig,
wie deine hundert Vataillone, suchen
Dörfer und Städte dann im Thal, vom Ruhme
Zwiesvrach zu halten:

Droben Aosta, noch aus Haiserzeiten
Mauerumgürtet, das am Alpenpasse
Ueber Varbarenavesten des Augustus
Vogen erhebet;

weiter Ivrea, das die rothen Thllrme
Träumend im Schoß der blauen Vora*) spiegelt,
Düster und klagend schwebt darum der Schatten
König Arouino'z;**))

*) Die Dom Valien, ein Nebenfluß des Po.

**) Arbuino, Markgraf von Ivrea, welcher sich zum König von Italien und Gegen-
kciiser Heinrichs II. aufgeworfen hatte, wurde von Heinrich geschlagen und in das Motter
S. Bcnigno verbannt, wo er (1016) starb.

Viemont von Giosu». Earducci. 563
 Aiella, vom Verge zwischen grünen Matten
 Leiter den üpp'gen Thalgrund überschauend,
 prangend mit Waffen, Vflügen und zur Arbeit
 Rauchenden Essen;
 Cnneo, mächtig und geduldig, lächelnd
 Angeschmiegt Mondovi am sanften Abhang,
 Und Aleram«, reich an frohe» schlossern
 Rebcnnmkrä'nzet;
 Mit der superga in den» Festesreigen
 Mächtiger Alpenhöh'», im Königsschmuck
 Ziegesgekrönt Turin und Ast!, eh'dem
 Republikanisch.
 Freudig gedenk der Golhcn-!uedcrlage
 Und Varbarossas Zornes, gab in lautem
 Vrausenden Fluß es dir, viemont, die neue»
 lieder Alfieris.*)
 stolz wie der große Vogel, dem er seine»
 Namen entlehnt, kam iener Große; rastlos
 Ueber dem tiefgebeugten lande kreisend,
 Rief er: Italic»! —
 Rief's den des Alanges lang entwöhnten Vhren,
 Rief es den trägen Herzen, müden Seelen,
 Und aus den Urnen Arqrckz und Ravennas**)
 Hallt' es: Italien! —
 Und bei dem Rufe knirschten die Gebeine,
 suchend einander längs des weiten Kirchhofs
 Des unglücksel'gen laodes, sich mit Waffe»
 Zornig zu gürtten.
 laut schallt's: Italien! — Und das Volk der Todten***)
 stieg mit Gesang empor, den Krieg zu fordern.
 Und ei» geweihter König, in dem Antlitz
 Vlässe des Codes,
 *) Vittorio Alfieri war in Asti geboren. Unter dem großen Vogel („coms il
 Billuäs 2U3«l><><-) tonn sowohl eine ssnltnait (ailanstt», »llanic») verstanden weiden,
 an welche der Name Alficii erinnert, wie auch der Adler als Symbol des Sieges
 (vittoria, Vittorio).
 *) Den Grabstätten Petrarca's und Tanti's.
 ***) Hindeutung auf das Wort Lamartine's: „l'ltHlio «st In, teils äs« uwits".
 als Erwiderung darauf dichtete Giusti sein berühmtes Gedicht l.» torr» äel morti.

35H Deutsch von Valerie Matthes in Schweidnitz.
 Führte das Schwert. G Jahr der Wnnderzeiche»,
 Frühling des Vaterlandes, o ihr Tage,
 — Vlühenden Maienmonats letzte Tage —
 Da triumphierend
 Kunde des ersten italien'schen Sieges
 Tief mir das Knabenherz erschüttert! Heute
 Sing' ich, Italiens Dichter, dessen Haare
 Grau sich schon färben,
 Dir dieses lied, o König meiner Jugend;
 lange verdammter und beweinter König!
 Der du dahinzogst mit dem Schwert in Händen
 Und von des Vüßers
 Kutte die Vrust bedeckt, Italiens Hamlet!
 Unter piemonts Geschützesfeuer, unter
 Cuneos Streichen und Aostas Stürmen
 Schwanden die Feinde.
 Mählich verhallte der Kanonendonner
 Hinter der Flucht der österreich'schen Heere;
 Gegen den Untergang der Sonne lenkt' den
 Renner der König;
 Und zu den Rittern, die ihn siegesfreudig,
 Vulvergeschwiirzt und staubbedeckt umringten,
 Sprach, eine Schrift entfaltend, er: Veschiera
 Hat sich ergeben,
 (!), wie erklang da brausend aus den Herzen,
 «Lingedenk edler Ahnen, bei der Nanner
 wallen und weh'n ein einziger Ruf: Italiens
 König, er lebe!
 Rosig im Abendsonnenschein erglülhten
 Ruhmübcrrftrahlt der lombardei Gefilde,
 Und des virgilius See erbebte gleich dem
 Vrätlichen Schleier,
 Der sich dem Kusse des Geliebten öffnet. —
 Aufrecht im Sattel, bleich und unbeweglich
 starrte der König: Trocaderos Schatten
 Schaute sein Auge*).

*) Wohl symbolisch für das Übergewicht, welches die Franzosen <,1823)!tmrch (5r-
 obenma der, für die Beherrschung des atlantischen und mittelländischen Meeres bedeut-
 samen und viel umkämpften Hafenstadt Cadix mit dem Inscl-Fort Tiomdeio erlangten.

piemont von Giosue Carducci. 265
 winterlich-trüb erwartet ihn Novara,
 Und als des Irrthums letztes Ziel Vporto.
 «tinsam und still, umgeben von Kastanien,
 Vlickte das landhaus
 Auf da« atlantische, gewalt'ge Weltmeer^*)
 Aus dem Kamelienhain am kühlen Douro,
 Unter der unbewegten Ruh des Schmerzes
 Uebermaß bergend!
 Nahe dem Tode, in der Sinne Dämmerung,
 Winkte dem König an der lebenswende
 Tröstend ein wunderbar Gesicht: der blonde
 Seemann von Nizza,
 Der vom Ianiculus herab zum Kampfe
 Wider des Galliers Ueberhebung anspornt;
 Rings um ihn stammt das Vlut der Italiener
 Roth wie Rubinen.
 Und eine Thräne füllt' des Königs Auge,
 schattenhaft irrt' ein lächeln um die kippen,
 Da, zu dem Sterbelager fchwebten hehre
 «Leister hernieder;
 Vor allen andern, o f>iemont, der Tapfre,
 Der auf 5phakteria fchläft, und der als erster
 In Alessandria die Tricolore
 weh'n ließ: Santorre
 Di Santarosa. Und Carl Alberts Seele
 Führten sie hin zu Gott — >,Zieh, Herr, den König,
 welcher sein land zerstreut hat und erschüttert.
 Doch für Italien.
 Ist nun auch er, « Gott, gleich uns gestorben,
 Gieb ihm dafür das Vaterland jetzt wieder.
 Gieb um des Vlnles willen, das von allen
 Feldern empordampft,
 Gieb um des Schmerzes willen, der die Vurgen
 Gleichmacht den Hütten, um des Ruhmes willen,
 welcher vergangen, gieb um gegenwärt'ger
 teidenszeit willen
 Gott, jenem edlen, heldenhaften staube,
 Hier diesem sel'gen, engelhaften lichtgeist
 wieder das Vaterland; o gieb Italien
 Den Italienern!"

*) Der Touio (spanisch Diwio) niündet bei Oporto in dm atlantischen ^cecm.

Die Bedeutung Belforts östdeutschland
gegenüber.

von

Zilbert von Forst.

— Dresden. —

>in Artikel des „Neuen Curs“: „Das Ausfallsthor von Belfort“

hat mannigfache Erörterungen in der Presse über den Werth der
deutigen Festung Belfort für Frankreich, Deutschland gegenüber,
fowie über den Meinungswechsel Fürst Vismarcks und Graf Moltkes hin-
sichtlich der Bedeutung Belforts für Deutschland angeregt.

Ein zweiter, unter der Firma: „Belfort“, den Gegenstand einer Polemik
gegen den Fürsten Bismarck bildender Artikel derselben Zeitschrift, hat es nicht
verschmäht, die Beziehungen unserer beiden großen Männer, Fürst Bismarck
und Graf Moltke, in dem trüben Lichte, wie sich herausstellte, völlig uner-
wiesener, kleinlicher Eifersüchteleien von Seiten des Elfteren erscheinen zu lassen.
Derselbe hat bereits die gebührende Abfertigung seitens des Fürsten Bismarck
gefunden.

Der erste Artikel suchte unverkennbar, in unseres Erachtens vollkommener
Überschätzung des offensiven Werthes der Lagerfestung Belfort für Frankreich,
mit Bezug auf einen französischen Angriff gegen Deutschland, Stimmung für die
Militärvorlage in Süddeutschland zu machen. Gegenüber der offenbaren
Übertreibung der offensiven Bedeutung Belforts und der völligen Entstellung
des Werthes dieser Festung, welche sich dieser Artikel des „Neuen Curs“,
im Hinblick auf jenen Zweck, zu Schulden kommen ließ, erscheint es vielleicht
nicht unangezeigt, die Bedeutung Belforts Deutschland und besonders Süd-
deutschland gegenüber einer näheren Erörterung zu unterziehen, welche die
Auffassung Moltkes, daß der Besitz von Metz für Deutschland wichtiger, als
derjenige Belforts, und der letztere von untergeordneter Bedeutung sei, auch

Die Bedeutung Velf«ts Süd>entschlond gegenüber. 26?

im Hinblick auf die heutige Erweiterung dieser Festung, nur in jeder Beziehung zu bestätigen vermag.

Der Artikel des „Neuen Curs“ behauptet: „Heute habe Belfort die locale Bedeutung erlangt, welche 1870 Paris besaß, außerdem verbinde es damit die strategische des damaligen Metz und Straßburg zugleich“. Selten ist unseres Erachtens eine absurdere Behauptung aufgestellt worden. Denn die „locale“ Bedeutung Belforts läßt sich doch nur dahin deuten, daß Belfort ein ebenso oder doch annähernd ebenso starkes und ausgedehntes verschanztes Lager bilde wie Paris. Beides ist jedoch keineswegs der Fall. Denn während Paris — in seiner neuen erweiterten befestigten Umgestaltung mehr wie je das Herz Frankreichs — zu seiner gehörigen Vertheidigung eine Armee von 120 000 Mann beansprucht und aus 3 großen, von einander unabhängigen verschanzten Lagern in einem Gesammtumfange von 17—18 deutschen Meilen besteht, ist die Lagerfestung Belfort ein Platz von ca. 5 Meilen Umkreis, für eine normale Kriegsbesatzung von 25—30 000 Mann, welcher allerdings ebenfalls eine Armee, jedoch in Anbetracht seiner auch verhältnißmäßig geringeren Verproviantirung eine weit kleinere als Paris, und auf weit kürzere Zeit als dieses, aufzunehmen vermag.

Auch die Behauptung des Autors, „Belfort verbinde mit seiner heutigen Bedeutung die strategische des früheren Metz und Straßburg zugleich“, trifft in keiner Weise zu. Denn Metz und Straßburg waren in französischen Händen die starken Debouchéplätze am mittleren Mosel- und oberen Rhein-Abschnitt, mit dem bei Straßburg, in Folge der unmittelbaren Nähe dieser . Festung am Rhein, gesicherten Uebergänge über beide Flußabschnitte. Belfort aber liegt zwei Tagemärsche entfernt vom Rhein, und selbst ein plötzlicher überraschender Vorstoß seiner, incl. derjenigen des nahe gelegenen Montbeliards, 10 Bataillone, 1 Cavallerie-Regiment und 5 Feld-Batterien lercl. seiner Festungs-Natterien und 1 Genie-Abtheilung) starken Garnison, vermag, wie mir später ausführlicher darzulegen beabsichtigen, diese räumliche Entfernung nicht so rasch zu überwinden, als daß nicht die an Infanterie und Canallerie stärkeren und nur um 1 Feld-Batterie an Gesammtstärke schwächeren deutschen Truppen der nächstgelegenen Garnisonen Mühlhausen, Neu-Nreisllch, Colmar und Freiburg, ganz abgesehen von denjenigen Straßburgs, denen überdies sämmtlich die Benutzung der Bahn zur Verfügung steht, diesem Vorstoß rechtzeitig gegenüber zu treten vermöchten. Während das frühere Frankreich von Straßburg aus, ungeachtet der Kehler Brückensprengung und -Besetzung, jederzeit mittelst Brückenschlags das rechte Rheinufer zu gewinnen vermochte, muß ein Vorstoß von Belfort aus erst die linksrheinisch ihm gegenüberstehenden deutschen Streitkräfte schlagen und alsdann den angesichts eines aufmerksamen Feindes sehr schwierigen Rhein-Uebergang vollziehen. Hierin aber liegt ein großer zum Nachtheil Frankreichs vorhandener Unterschied der strategischen Bedeutung Belforts und Straßburgs.

368 Albert von Forst in Dresden,

Wenn auch Belfort, wie der Artikel des „Neuen Curs“ darlegt, die am weitesten nach Osten vorgeschobene starke Lagerfestung Frankreichs bildet, deren Befestigungen durch zahlreiche Bahnlinien mit dem französischen Hinterlande verbunden, sich, wie wir hinzufügen, im Norden an diejenigen des Vogesen- und des Moselabschnittes, im Süden mit ihren vorgeschobenen Werken bei Montbéliard und Montagnes du Lomont an die Schweizer Grenze anlehnen, und die nur 6 Meilen vom Lauf des oberen Rheins bei Hüningen entfernt, als Ausgangspunkt eines Vordringens bei Belfort versammelter französischer Streitkräfte gegen diesen dort nur durch Neste alter und einige Eisenbahnbrücken-Befestigungen vertheidigten Strom, sowie eines Uebergangsversuches über denselben bei Hüningen oder Müllheim dienen könnte, so ist doch die ganze geographische Lage Belforts gegenüber der äußersten Südwesteöe Deutschlands, sowohl mit Bezug auf die wichtigste französisch-deutsche Hauptoperationsrichtung Paris-Berlin, wie auch mit Bezug auf eine, wie der Artikel des „Neuen Curs“ annimmt, etwa beabsichtigte Trennung der Streitkräfte Süddeutschlands von denen Norddeutschlands, eine derart ercentrische und abgelegene, daß Frankreich starke Streitkräfte für eine solche Offensive von dem Schauplatz der ersten und wichtigsten Hauptentscheidungen am Maas- und Moselabschnitt nicht wegnehmen darf, da ihm dieselben dort in kritischer Stunde fehlen würden. Selbst der starke doppelte französische Befestigungsgürtel jenes Abschnittes und seines Hinterlandes vermag eine derartige Schwächung des wichtigsten Theiles des französischen Grenzgebietes an Streitkräften nicht zu rechtfertigen; mit einem Wort, Frankreich kann bei einem gleich starken oder selbst an Zahl etwas schwächeren deutschen Gegner es nicht wagen, im Falle eines Krieges eine Hauptentscheidung in einer starken Offensive von Belfort und den südlichen Vogesen her gegen den Oberrhein und Süddeutschland zu suchen, da es damit die kürzeste Operationslinie von Berlin auf Paris sehr bedenklich an Truppen schwächen würde. Immerhin aber könnte eine schwächere Diversion von Belfort aus, übrigens von Straßburg oder Neu-Breisach her in ihrer linken Flanke und Nucken bedroht, gegen Süddeutschland erfolgen. Einer derartigen schwächeren Diversion gegenüber würden jedoch vermöge der in letzter Zeit besonders fortgeschrittenen Entwicklung des süddeutschen Bahnnetzes — wir erinnern an die Bollendung der schweizerischen Umgehungsbahn und an die neuen projectirten Oberrheinthalbahnlinien — rechtzeitig entsprechende deutsche Streitkräfte, wenn auch zum Theil aus Truppen der zweiten Linie bestehend, am Rhein und im südlichen Schwarzwalde, sowie alsdann an den Abschnitten der westlichen Vorberge der rauhen Alp und dieser selbst und schließlich, gestützt auf das starke verschanzte Lager von Ulm, mit voller Aussicht auf Erfolg entgegenzutreten vermögen.

Von Straßburg und Neu-Breisach aus unternommene Vorstöße gegen die linke Flanke und Verbindungslinie dieser Diversion würden derselben überdies voraussichtlich sehr rasch ein Ende bereiten.

Die Bedeutung Velforts 2üddeutschl»nd gegenüber. 369

Von einer strategischen Trennung der Streitkräfte Süddeutschlands von denen des Nordens, wie dieselbe 1870 von Napoleon III. mit dem Rhein» Übergang bei Marau beabsichtigt wurde, kann jedoch weder bei einer derartigen Diversion, noch wenn eine französische Offensive mit starken oder gar den Hauptkräften von Belfort aus gegen Süddeutschland unternommen würde, die Rede sein, da, während jener geplante Rheinübergang bei Marau, mit der für seine Zwecke erforderlichen Schnelligkeit ausgeführt, in der That die Streitkräfte Norddeutschlands von denen des Norddeutschen Bundes örtlich zu trennen vermöchte, ein französischer Rheinübergang, der von Belfort aus bei Hünningen oder Müllheim unternommen wird, die Streitkräfte Süddeutschlands nicht von denen Norddeutschlands trennt, sondern denselben einfach frontal gegenübertritt, ohne ihre Verbindungen mit dem Norden irgendwie zu unterbrechen.

Es hieße daher bei unseren Feinden einen schweren Fehler voraussetzen, wenn man, wie der Autor des „Neuen Curs“, annehmen wollte, daß Frankreich noch heute die Auffassung hat, daß ein energischer Schlag gegen Süddeutschland dies von Norddeutschland militärisch und politisch trennen und auf seine Seite bringen werde. Fehler aber beim Gegner voraussetzen, ist ein eigener schwerer Fehler. Auch die Auffassung des Autors des „Neuen Curs“, daß der eine Gesichtspunkt, daß heute Deutschland und Oesterreich gewissermaßen ein politisches Ganze seien, der französischen Kriegführung geradezu vorschreibe, das Schwergewicht ihrer Macht von vornherein nach Süddeutschland zu werfen, können wir nur als eine völlig verfehlte bezeichnen. Denn einerseits liegt das militärische Schwergewicht Deutschlands, welches das französische zuerst anziehen muß, in der Hauptmasse feiner im Norden vorhandenen Streitkräfte, nicht in den fünf süddeutschen Armeecorps und deren Truppen der zweiten Linie, und ebenso sicher wie Rußland, wenn es überhaupt zur Offensive zu schreiten vermöchte, durch eine Haupt-Operation sich auf dem kürzesten Wege gegen die an der deutschen Ostfront versammelten ihm gefährlichsten Streitkräfte wenden und nicht etwa, abgesehen von der starken Besetzung des Festungs-Dreieck Lutzk, Kowno, Dubno, einen Versuch, die deutschen von den österreichisch-ungarischen zu trennen, machen würde, würde bei einem Dreibundskrieg gegen Frankreich und Rußland, den der „Neue Curs“ mit jener Annahme voraussetzt, die erwähnte französische Offensive, von einem italienischen Heere, welches unter Benützung der Vorarlberg- und Murthal-Aahn auf den« süddeutschen Kriegsschauplatz aufzutreten vermag, in der rechten Flanke und im Rücken angegriffen werden können, so daß die französische Offensive gegen Süddeutschland sehr geringe Aussicht auf unmittelbare entscheidende Erfolge besitzt. Selbst in dem günstigsten Falle, daß ihr gewachsene deutsche Streitkräfte nicht rasch genug ihr gegenüberzutreten vermöchten, so würden doch bei ihrer Fortsetzung in der Züchtung auf Wien oder Verlin die an den Maas- und Moselabschnitten engagierten deutschen Streitkräfte, indem sie den Schutz der westdeutschen

370 Albert von Forst in Dresden,
Grenzgebiete den Festungen Metz und Straßburg, sowie den Festungen
der Rheinlinie und angemessenen Streitkräften zur Vertheidigung dieser Linie
überlassen, dieser Offensive, verstärkt durch die Truppen der zweiten Linie,
im Innern Deutschlands noch unter günstigen strategischen Verhältnissen recht-
zeitig zu begegnen vermögen.

Wir müssen hinsichtlich dieser französischen Offensive noch bemerken, daß
wenn dieselbe von Belfort und den südlichen Vogesen ihren Ausgang nehmen
soll, die dortige Versammlung derart starker französischer Streitkräfte einem
schon im Frieden speciell mit Bezug auf den strategischen Aufmarsch des Gegners
gut vorbereiteten deutschen Nachrichtenwesen nicht verborgen bleiben kann, und
daß der strategische Aufmarsch der deutschen Armeen auf jene Offensive, so
unwahrscheinlich sie unseres Erachtens auch ist, entsprechend Rücksicht nehmen
dürfte. Für die Hemmung dieser Offensive aber handelt es sich zunächst, da wir
höchstens in die Lage kommen können, das Land um Mühlhausen bis zum Rhein
vorübergehend aufgeben zu müssen, um eine möglichst zähe Vertheidigung des
Oberrheins zwischen Neu-Breisach und der Schweizer Grenze, unter Anlehnung
an die Festung Neu-Breisach und secundirt von Strahburg, bis die rückwärtigen
Truppen zur Verstärkung eingetroffen sind. Für diese Vertheidigung aber
stehen außer denjenigen der nahe gelegenen deutschen Garnisonen die Truppen
der Reserve, der Landwehr und des Landsturms der Oberrheingegend zur
Verfügung, und die Mobilmachung dieser Truppenkategorien dürfte zweifellos
auf den Fall der raschesten Versammlung und Gefechtsbereitschaft jenem
plötzlichen französischen Anprall von Belfort her gegenüber vorbereitet sein.

„Wenn auch, wie der Autor des „Neuen Curs“ erwähnt, Belfort nur
zwei Tagemärsche von: Rhein bei Hüningen liegt und seine Geschütze die
nahe deutsche Grenze bestreichen, so ist doch Frankreich noch nicht, wie derselbe
behauptet, bereits ini Frieden Herrscher des ganzen Landes von Belfort bis
Hüningen. Denn der wie erwähnt 3 Infanterie-Regimenter, 1 Lägerbataillon,
1 Cavallerie-Negiment und 5 Feld-Batterien, 6 Festungs-Batterien und
1 Genie-Abtheilung starken Garnison von Belfort vermögen selbst im Falle
eines plötzlichen Vorstoßes dieser Truppen, ercl. ihrer beiden letzteren Cate-
gorien, der bei einem guten deutschen Nachrichtenwesen nicht völlig über-
raschend erfolgen kann und bei rechtzeitiger Vahnzerstörung von der Grenze
ab auf den Fußmarsch angewiesen ist, die Truppen der Garnisonen von Mühl-
hausen, Colmar, Neu-Breisach und Freiburg in Stärke von 12 Bataillonen,
2 Cavallerie-Negimentern und 4 Feldbatterien, unter Benutzung der vor-
handenen Bahnlinien, am III« und Nhein-CanalMb schnitt, in der Gegend von
Mühlhausen in überlegener Stärke entgegen zu treten und gebotenen Falles
hinter den Rhein bei Müllheim zurückzugehen und vielleicht den dortigen
Rheinübergang frei zu halten, bis entsprechende Unterstützung eingetroffen ist.
Versammelt sich jedoch eine starke französische Armee, wie der Autor
annimmt, im Lager bei Belfort, so vermag, wie erwähnt, deren Concentrirung
bei gutem Nachrichtenwesen deutscherseits nicht unbemerkt zu bleiben, und wir

Vie Vedentung Velforts Zül>t>eutschland gegenüber. 2?^

dürfen nnt Sicherheit annehmen, daß der Aufmarsch der süddeutschen Streitkräfte auch auf diese Möglichkeit hin berechnet sein wird. Wenn es nun auch einem plötzlichen Vorstoß der Belforter Garnison oder dort versammelter starker französischer Streitkräfte gelingen sollte, die deutschen Truppen am III über den Rhein und auf Müllheim, Neu-Breisach oder Hüningen zurückzuwerfen, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß, bevor die ersteren den Rheinübergang zu bewerkstelligen vermögen, sich ihnen starke deutsche Streitkräfte an diesem Strom entgegenstellen würden, und daß der Nheinübergang angesichts derselben daher kein so leichtes Unternehmen ist, wie der Autor des „Neuen Curs" dies hinstellt.

Für Süddeutschland besteht daher, die richtige Anordnung des deutschen Aufmarsches vorausgesetzt, im Hinblick auf das gut entwickelte süddeutsche Bahnnetz, die starke Rheinstrombarriöre, die Festungen Straßburg und Neu-Vreisach und das schwierige Vordringen eines Gegners durch den südlichen Schwarzwllld und die westlichen Vorberge der rauhen Alp, von Beifort her keine Gefahr, und bei einem Kriege auf zwei Fronten, d. h. dem casus belli des Dreibundes, wird die etwa vorhandene dnrch das. alsdann zu erwartende Eingreifen italienischer Streitkräfte völlig beseitigt.

Frankreich vermag daher eine Hauptoffensive gegen Süddeutschland von Nelfort her aus den dargelegten Gründen nicht anzustreben, da dieselbe weder die einfachste noch die wirksamste, wie der Autor des „Neuen Curs" annimmt, ist. Denn diese Hauptoffensive liegt naturgemäß in der Richtung Paris—Frankfurt—Berlin, oder Paris—Köln—Bertin.

Auch die bereits bestehenden Friedensverhältnisse haben Frankreich hier keine bedeutende materielle Überlegenheit, wie der „Neue Curs" meint, gesichert, da die zunächst in Frage kommenden französischen Armeecorps, das VII., V., VIII. und XIII. (das XIV. Corps als nebst dem XV. das nächste an der italienischen Grenze, gegen diese bestimmt, angenommen) und deren Reserveformationen zwischen Belfort, St. Dizier, Paris, Blois, Aurillac und Lyon auf einem größeren Raum dislocirt sind, wie die für eine Offensive von Belfort her zunächst in Betracht kommenden deutschen Streitkräfte des XIV., XIII., XV. und des I. bayerischen Armeecorps und deren Reserveformationen u. s. w. Wenn auch die besonders günstige Entwicklung des französischen Bahnnetzes in der Richtung auf Belfort hin, einen französischen Vorstoß mit überlegenen Kräften bis zum Rhein als möglich erscheinen läßt, so ergibt sich jedoch aus den deutschen Dislocations- und Eisenbahnnetzverhältnissen, richtige Gegendispositionen voraussetzt, daß die Ueberwindung des Rhein- und Schwarzwald-Abschnitts nicht niehr mit den deutschen an Zahl überlegenen französischen Streitkräften zu erfolgen vermag. Eine deutsche Offensive gegen Belfort ist allerdings, wie wir zugeben müssen, in Folge des für diese Aufgabe weniger entwickelten deutschen Bahnnetzes, im Vergleich zu einer französischen von dort her, erschwert.

Noid und Süd. I.XIV., 182. 25

272 Albert von Forst in vresben.

Süddeuschllnd aber droht in Anbetracht der dargelegten Verhältnisse in einem neuen Kriege gegen Frankreich keineswegs eine Gefahr, und es kann keine Rede davon sein, daß dasselbe, wie der Autor des „Neuen Curs“ annimmt, „sogleich unter die französische Machtsphäre gerathen werde.“ Denn Deutschland wird sich in der von uns angedeuteten Richtung „bemühen, dieser Gefahr rechtzeitig zu begegnen“, und seine Heeresleitung wird, wie wir annehmen dürfen, auch ohne die Durchführung der Militäruorlage, das ganze Elsaß und Süddeuschllnd vielleicht dennoch durch eine Offensive, jedenfalls durch eine sich anbietende Falle offensiv geführte Verteidigung auf der deutschen Westfront, die zunächst den Angriff auf die Sperrfortkette vermeiden und den Gegner sich kommen lassen kann, im Falle eines Dreibundkrieges, unterstützt durch eine italienische Armee, zu schützen wissen. Die deutsche Inferiorität an Zahl würde, wie namhafte italienische Militärs, z. B. General Maselli, dies bereits ausgesprochen haben, durch die unmittelbare Unterstützung Italiens ausgeglichen werden, und in dem Falle, daß Deutschland in einem auf beide Mächte beschränkten Kriege Frankreich allein gegenüberstände, dürfen wir uns wohl ohne Selbstüberschätzung auf die anerkannte qualitative Überlegenheit unserer Truppen und den Ausgleich des französischen numerischen Uebergewichts durch die Anforderungen, welche das französische Festungssystem und die französischen Colonien an Besatzungstruppen stellen, verlassen und mit Aussicht auf Erfolg die Offensive auf unserer Westfront ergreifen, ein Ausgleich, der übrigens auch für den Fall eines Dreibundkrieges sehr ins Gewicht fällt.

Daß die Durchführung der Militär-Vorlage aber dazu bestimmt ist, dem Einfall der Franzosen in Süddeutschland vorzubeugen, müssen wir im Hinblick auf die nachgewiesene sehr geringe Chance eines derartigen Unternehmens bestreiten. Zwar ist Belfort die stärkste Offensivstellung Frankreichs für einen den Charakter einer Nebenunternehmung oder Diversion tragenden Vorstoß desselben gegen das südliche Elsaß und den oberen Rhein, allein für eine Hauptangriffsoperation liegt daselbe, wie bemerkt, zu excentrifch zu der Gesamt-Landes- und Truppenmasse Deutschlands. Wenn in der That eine so ungeheuere Gefahr, wie die von dem Autor angenommene, von Belfort her Süddeutschland und damit dem Deutschen Reiche überhaupt drohte, so würde die deutsche Heeresleitung zweifellos schon längst die entsprechenden, auch äußerlich erkennbaren Gegenmaßregeln gegen dieselbe getroffen haben. Dieselben würden etwa in der Anlage einer starken und ausgedehnten befestigten Rheinbrückenkopfs-Position, welche wir vielleicht in der Erweiterung Neu-Breisachs schon erkennen dürfen, oder in einer Anzahl von Sperrforts vor oder unmittelbar an der oberen Rheinlinie, sowie in der Herstellung von mindestens noch einer von Osten nach Westen unmittelbar an den Oberrhein führenden strategischen Vahnlinie bestehen können. Die Herstellungskosten dieser Anlagen würden jedenfalls weit hinter diejenigen der Militärvorlage geblieben sein. Allein bis jetzt hat man offenbar die Erweiterung

Die Bedeutung Belforts gegenüber Süddeutschland. 3?2

Neu-Breisach zu einem starken zeitgemäßen doppelten Rheinbrückenkopf für die ausreichende Gegenmaßregel, der Gefahr von Belfort gegenüber, erachtet. Die Durchführung der Militärvorlage aber kann nicht als eine entsprechende Gegenmaßregel gegen diese Gefahr bezeichnet werden, da dieselbe doch mit einem verhältnißmäßig nur unbedeutenden Theil der Heeresverstärkung den Truppen Süddeutschlands zu Gute kommt und jedenfalls, da keine neue Bahnlinie durch den südlichen Schwarzwald zum Oberrhein, etwa von Donaueschingen nach Neustadt oder Waldkirch, durch sie geschaffen wird, diese Truppenverstärkung nicht vollständig für die Vertheidigung des Oberrheins unmittelbar bereit stellt, worauf es jedoch ankommen würde. Auch die heutige Verstärkung Belforts, für welches heut vielleicht statt einer Division ein Armeecorps seiner Besatzung gleichwerthiger Truppen, unter Umständen mehr, zur Beobachtung erforderlich sein würde, vermag den Ausspruch Moltkes, daß die Rheinlinie eine der stärksten Verteidigungslinien der Welt ist, nicht zu alteriren. Wenn der Autor ferner die von Belfort ausgehende Offensive auch als die wirksamste gegen Oesterreich bezeichnet, so unterläßt er es jedoch, für diesen Fall das wohl feststehende Eingreifen Italiens in Betracht zu ziehen, und er scheint überdies nicht zu wissen, daß die Reichsregierung durch die, wie aus dem Elsaß berichtet wurde, in Angriff genommene Erweiterung der Befestigungen von Neu-Breisach zu einem starken doppelten Rheinbrückenkopf sich bemüht hat, die dortigen Verhältnisse günstiger für Deutschland zu gestalten, ohne daß sie wohl im Hinblick auf den starken Abschnitt der Rheinbarrière — wie der Autor annimmt — einen Befestigungscordon von den Vogesen bis zur Schweizer Grenze herzustellen für nöthig befunden hätte. Allein ganz abgesehen von der überdies durch unsere Darlegung widerlegten Gefahr, welche Deutschland von Belfort her drohen könnte, erscheint eine Verstärkung der Wehrmacht Deutschlands zur Zeit, der militärischen Gesamtlage nach, der überwiegenden Majorität der Parteien zwar erwünscht, nur nicht in dem geforderten enormen Maße, und bei allmählicher Durchführung, welche der wirtschaftlichen Lage des Landes gebührend Rechnung trägt.

Georg Herwegh.
<Lin Dichter der Freiheit.
Eine literarische Skizze
von
LH. Ebner.
— Stuttgart. —
I.

Der Dichter, dem die nachfolgenden Zeilen gewidmet sein wollen, ist heute beinahe vergessen. Vielleicht wird die raschlebende und mit Dichtern überreichlich gesegnete Gegenwart durch die in letzter Zeit erschienene elfte Ausgabe der „Gedichte eines Lebendigen von Georg Herwegh“ wieder auf einen Mann aufmerksam gemacht, der einst, freilich nur eine kurze Spanne Zeit, zu den meistgenannten Dichtern Deutschlands gehörte, der sich als solcher rasch erschöpft und seinen Ruhm lange überlebt hat. Es ist meines Wissens bis heute noch von Niemandem der Versuch gemacht worden, die politische Entwicklung unseres Jahrhunderts im Spiegel der gleichzeitigen Dichtung zu schildern; wer sich einmal dieser zwar schwierigen, aber gewiß auch sehr lohnenden Arbeit unterziehen will, wird an dem Dichter der „Gedichte eines Lebendigen“, an dem Schwaben Georg Herwegh, nicht vorbeigehen können! Zumal die Zeit seines Schaffens in die denkwürdige Periode zwischen 1840—1859 fällt, eine Periode, in welcher die Unzufriedenheit, die gar oft recht unklare und verschwommene Freiheitsschwärmerei die traurigen Zustände unseres Vaterlandes nur noch schwerer, den Druck, der auf Allen lag, nur noch empfindlicher machte, um am Ende sich in einem Knalleffect zu äußern, der nirgends etwas besser, gar vieles schlimmer machte. Es darf ja wohl davon abgesehen werden, diese Periode hier eingehender zu charakterisiren, zumal sich, soviel auch über dieselbe schon gesprochen und geschrieben worden ist, ein objectives und den thatsächlichen Verhältnissen der damaligen Zeit gerecht werdendes Urtheil heute noch nicht fällen läßt. Der

Georg Herwegh, 275

Zwischenraum zwischen dieser Vergangenheit und unserer Gegenwart ist noch kein so großer, daß wir auf dieselbe als auf eine abgeschlossene Periode zurückblicken könnten, die Fäden des politischen Lebens und Strebens, die damals geschäftig von so vielen Händen verwirrt durcheinanderliefen, sind auch heute noch nicht entwirrt und in ihrem Gange so klargelegt, daß wir sagen könnten: hier begannen sie, und hier liefen sie aus. Merkwürdig ist und bleibt in diesem großen politischen Wirrwarr die Thatsache, daß in einem verhältnißmäßig so kleinen Lande wie in Württemberg er eine besonders große Zahl von Anhängern fand, wozu in den politischen Verhältnissen desselben unter dem geistvollen und weitblickenden König Wilhelm auch nicht die mindeste Veranlassung vorlag. Merkwürdig des ferneren ist die Thatsache, daß ein größerer Theil dieser Anhänger zu den unter dem Namen der „Stiftler“ bekannten Zöglingen des theologischen Seminars in Tübingen gehörte. Innerhalb der hohen Mauern dieser Pflegstätte protestantisch-theologischer Gelehrsamkeit, in beinahe noch mittelalterlich-klosterlicher Einengung und Selbstgeschlossenheit mochte sich freilich der Wunsch nach Freiheit und Selbstständigkeit zu einem Grade steigern, in dem so mancher die ruhige und nüchterne Ueberlegung verliert und sich ein Freiheitsideal zusammenträumt, das nachher nur wenig mit der Wirklichkeit harmonirt. So entfloß mancher, der Schiffbruch an seinem Glauben gelitten, den engen Banden und stürmte in's Leben hinaus voll froher Hoffnungen — mancher ging unter im Strome des Lebens, andere trug ihre Tüchtigkeit, nachdem sie sich einmal ernüchtert zurechtgefunden mit der Wirklichkeit, auf Höhen des Ruhmes. — Zu diesen „mißrathenen Stiftlern“, wie man sie in ihrer Heimat zu bezeichnen pflegt, gehörte Georg Herwegh, welcher, im Jahre 1817 in Stuttgart geboren, die gewöhnliche Laufbahn eines künftigen schwäbischen Pfarrherrn durch das niedere evangelisch-theologische Seminar bis zum Tübinger Stift zurücklegte, um bald dem Zwange desselben zu entfliehen, indem er zunächst in Stuttgart als Mitarbeiter an dem von August Lewald herausgegebenen „Europa“ thätig war. Ein Conflict mit Offizieren veranlaßt« ihn, sich nach der Schweiz zu wenden, erst nach Emmishofen im Kanton Thurgau und dann nach Zürich. Hier ließ er im Jahre 1842 seine „Gedichte eines Lebendigen“ erscheinen, und nach einem kurzen Aufenthalt in Paris durchreiste er, dessen Ruhm und Name sich indessen überall hin verbreitet hatte, Deutschland. Das bedeutendste Ereigniß dieser Reise, die Audienz des Dichters bei Friedrich Wilhelm IV., war zugleich sein Verhängnis. Die Selbstüberschätzung, welche hierdurch nur noch gesteigert worden war, verleitete Herwegh, nachdem zuvor seine Gedichte im Königreich Preußen verboten worden waren, zu dem bekannten, von Königsberg aus datirten Brief an den König von Preußen, in welchem er sich, gereizt durch das Verbot einer von ihm geplanten Zeitung, zu Aeüßerungen hinreißen ließ, die den König zwangen, gegen ihn einzuschreiten. Herwegh wurde aus den preußischen Staaten ausgewiesen; nachdem er, indessen mit einer reichen

276 Th, «bner in Stuttgart.

Berlinerin verheirathet, ein Sammelwerk „Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz“ herausgegeben, in welchem freilich er selbst am wenigsten vertreten war, verstummte seine Muse, und der Dichter machte erst wieder von sich reden, als er im Sturmjahr 1848 von, Frankreich aus bei dem badischen Aufstand im April mit einer Schaar von Arbeitern einen Einfall versuchend, bei Dossenbach von württembergischen Truppen rasch in die Flucht gejagt wurde. Seitdem wanderte er von Land zu Land, Uebersetzungen aus Lamartine und Shakespeare waren das einzige, mit dem er sich dauernd beschäftigte; die Schweiz, Paris und das südliche Frankreich dienten ihm zu längerem Aufenthalte, er starb, vergessen und einsam in Baden»Baden im Jahre 1875.

II.

Ich habe in der Überschrift zu diesem Aufsatz Georg Herwegh als einen „Dichter der Freiheit“ bezeichnet. Es hat zwar den Anschein, als ob diese Bezeichnung nicht ihm allein, sondern allen seinen Dichter- und Gesinnungsgenossen der damaligen Zeit zukomme. Allein wenn man auch von der leicht erklärlichen und gewiß nicht tadelnswerthen Gesinnungsänderung bei einigen derselben absehen will, wenn ein Hoffmann von Fallersleben, ein Ferdinand Freiligrath und so mancher andere im Wechsel der Tage und der politischen Ereignisse es vor sich und ihren Genossen einer stürmischen und trotzig-freiheitlichen Vergangenheit ganz wohl verantworten zu können glaubten, daß sie das neue Deutsche Reich als die Erfüllung ihrer Träume und Hoffnungen freudig begrüßten, ja wenn man gerade in dem Muthes, von einem solchen Gesinnungswechsel auch frei und offen Kenntniß abzulegen, das Zeichen des echten und auch ethisch gewiß vollgiltigen Muthes erkennen zu sollen glaubt, so bleibt doch für G. Herwegh noch eine so eigenartige Auffassung des Freiheitsbegriffes übrig, daß es wohl erklärlich ist, wenn er abseits von der breiten Heerstraße des oft besungenen und gerühmten Gedankens politischer Freiheit auf seinen eigenen stillen Wegen dem Freiheitsbilde, wie er es in Kopf und Herzen trägt, folgt und bis zu seinem letzten Athemzuge an der Verwirklichung desselben mit einer Ausdauer festhält, die um so ergreifender wirkt, als der alternde Dichter mit feinen Gesinnungen, mit seiner herben und in blinden Vorurtheilen befangenen Weltanschauung auch unter seinen Parteigenossen unserer Gegenwart wohl allein und einsam stand. Es ist sonst sicher weder ästhetisch noch psychologisch zu rechtfertigen, wenn man die Beurtheilung eines Dichters, und insonderheit eines so hoch begabten Dichters wie Georg Herwegh, nicht ohne Bezugnahme auf die charakteristischen Eigenschaften seiner Heimat meint abschließen zu können; allein gerade bei ihm ist wohl ein Hereinziehen derselben, wenn anders man ein richtiges Gesamtbild von ihm bekommen will, unerläßlich. Ich meine das namentlich mit Rücksicht auf das oben schon erwähnte zähe, und für den vorurtheilslosen Leser manchmal recht unerquickliche Beharren des ausgereiften

Georg Herwegh. 37?

Mannes auf dem Standpunkt seiner Jugend; das eigensinnige und verbitterte Festhalten an Anschauungen, die sich längst ausgelebt und überlebt haben, die trotzige Verslossenheit gegen die Einsicht, daß auch der politische Geist in steter Fortentwicklung begriffen, und daß nichts verfehlter und schwerer zu rechtfertigen ist, als gerade hier die neue Zeit gewaltsam in die Schablone veralteter Begriffe und Systeme pressen zu wollen, sie mit dem, was sie auf allen Lebensgebieten errungen und geschaffen, gewissermaßen als unmündiges und unreifes Kind zu behandeln, das ganz aus der Art schlagend, mit allen nur möglichen Straf- und Zuchtmittel zu den Anschauungen der Väter und Großväter zurückgebracht meiden müsse. Diese demokratischen Gesinnungen, die himmelweit verschieden sind von denjenigen, denen man eine Existenzberechtigung heute nicht mehr absprechen kann und darf, sind nun freilich eine jener Charaktereigenthümlichkeiten, die man namentlich den Schwaben zuschreibt, indem man sich innerhalb der politischen Dichtung unseres Jahrhunderts dabei besonders auf Ludwig Uhland, den Vertreter und Sänger des „alten guten Rechts“ beruft; und es wäre kaum irgendwie zu rechtfertigen, wenn man diese dem Schwaben selbst am besten bekannten Schwächen auf die eine oder andere Art bestreiten oder gar beschönigen wollte. Wird doch die oftmals gehörte und bis heute unseres Wissens noch nicht widerlegte Behauptung, der Schwabe sei der geborene Demokrat, gerade in der Gegenwart, wo die Gegensätze zwischen den einzelnen Parteien täglich schroffer hervortreten, durch die ganze Art und Weise, wie bei uns engere und weitere Politik getrieben wird, am besten gerechtfertigt, und das auffällige Hervortreten dieses schwäbischen Eigensinns bei Georg Herwegh giebt auch seinen Dichtungen ein bestimmendes Gepräge. Man fasse diesen Eigensinn indessen nicht von einer zu ungünstigen und trüben Seite aus auf! Denn der Freiheitsgedanke, an den der Dichter festhält, dessen Verwirklichung seine unerfüllte Hoffnung blieb bis an sein Ende, ist, so verschwommen und unklar er auch für nüchternes politisches Denken sein mag, doch in seinem Grunde ein durch und durch idealer und menschenwürdiger; der Irrthum ist nur der, daß er glaubt, derselbe stehe in unversöhnlichem Widerspruch zu einem Deutschen Reiche mit der constitutionellen Verfassung, die wir heute haben. Die Inconsequenz in dem demokratischen Gedankengang des alten Achtundvierziger liegt hauptsächlich in dem absichtlichen oder unabsichtlichen Mißverstehen und Verkennen der mehr und mehr sich ausgestaltenden Annäherung zwischen Fürst und Volk, in der Ungeduld, mit welcher der Dichter und Politiker über den in manchen Theilen noch unklaren und verworrenen Anfang die Weiterentwicklung bis zu dem systematisch und organisch gegliederten und geordneten Ganzen nicht erwarten kann oder will. Eine Ungeduld, die umsoweniger verständlich ist, als Herwegh in seinen politischen Gedichten wohl eine schwärmerische Bewunderung der Schweiz mit ihrer republikanischen Verfassung bekundet, allein doch die Zukunft seines Vaterlandes mit seinen neununddreißig Reichen nicht in einer solchen, sondern

Th. Lbner in Stuttgart.

in einem einigen deutschen Vaterland unter einem Kaiser erfüllt sah. So mag er wohl einmal mit Hogösippe Moreau rufen: vivo ia liborto, er mag nur in dem beim Alpenglühn gedichteten Vivo la i-opuKliyo die Brücke „zwischen hier und zwischen dort“ erblicken und das „Felsenwort“ der Freiheit hineinrufen in die neununddreißig Reiche, er mag von Freiheit träumen und singen, so viel er will, und sein Lied des Hasses in allen nur möglichen Variationen den Tyrannen und Fürsten ebenso wie Rom entgegenschleudern, er mag die selig preisen

„Die hier und dort,

Tic ewig Protestiren,”

immer wieder lenkt er doch Blick und Bitte um Befreiung für Deutschland aus diesen unseligen Wirrnissen auf den König von Preußen:

Nie Sehnsucht Deutschlands steht nach Dir,

Fest wie nach Norden blickt die Nadel,

O Fürst, entfalte Dein Panier.

Noch ist es Zeit, noch folgen wir,

Noch soll verstummen jeder Tadel,

Fürwahr, fürwahr, Tu thust nicht Recht,

Wenn Tu ein moderndes Geschlecht,

Wenn Du zu Würden hebst den Knecht:

Nur wer ein Adler, sei von Adel.

Laß, was den Würmern längst verfiel,

In Frieden bei den Würmern liegen.

Dir ward ein weiter', höher Ziel,

Dir ward ein schöner Ritterspiel,

Ms krumme Lanzen grad zu biegen,

Sei in des Herren tzmw ein Blitz,

Schlag in der Feinde schnöden Witz,

Schon tagt ein neues Austcrlitz,

Mögst Du in seiner Sonne siegen!

Das rathlos ansinanber irrt,

Mein Volk soll Dir cntgegcnflammcii,

Steh auf und sprich: Ich bin der Hirt,

Der eine Hirt, der eine Wirth —

Und Herz und Haupt, sie find beisammen.

Des West und Ost, des Nord und Süd —

Wir sind der vielen Worte müd.

Tu weißt, wonach der Deutsche glüht.

Wirst Tu auch lächeln und verdammen?

Der Fischer Petrus breitet aus

Auf's Neue seine falschen Netze,

Wohlan, bcgiim mit ihm den Strans,,

Tamit nicht einst im Deutschen Haus

Noch gelten römische Gesetze!

Bei jenem großen Friedrich! nein,

Das soll doch nun und nimmer sein;

Dem Pfaffen bleibe nicht der Stein,

An dem er seine Dolche wetze.

Noch ist es Zeit, noch kannst Du stchn.

Dem hohen Ahnen an der Seite,

Noch kannst Du treue Herzen sehn,

Die gern mit Dir zum Tode gehn.

Zum Tod und Sieg im heiligen Streite.

Tu bist der Stern, auf den man schaut,

Der letzte Fürst, auf dm man baut,

O eil Dich! eh der Morgen graut,

Sind schon die Freunde in der Weite.

Die Freiheit, die Herwegh für sich und sein Volk verlangt, hat freilich

in ihrem Gmndwesen mit Politik gar wenig zu thuu! Sie müßte sonst schon deswegen schärfer und klarer zum Ausdruck kommen, und nicht, je öfter er davon singt und fagt, sich mehr und mehr zu einer Allgemeinheit und — man verzeihe die vielleicht zu kühne Wortbildung — Ueberhauptyeit ausdehnen, unter der man am Ende alles und nichts verstehen kann. Die Lust zu

Georg Herwegh. 27H

protestiren, die ihm, wie so vielen seiner schwäbischen Gesinnungsgenossen von damals und heute, eben im Blute lag, die ihn zu einem ruhigen Wägen und Wagen nicht kommen ließ, mußte ihm auch Alles, was mit den bestehenden Zuständen nur irgendwie im Zusammenhang stand, als lästig drückenden Zwang erscheinen lassen, die Abweisung, die ihm durch sein eigenes Verschulden von Seiten des Königs von Preußen zu Theil geworden war, die erniedrigende Demüthigung seiner Niederlage bei Dossenbach, was konnte all das Anderes in der Brust dieses ehrgeizigen und selbstbewußten Mannes zeitigen, als blinde und nörgelnde Verbitterung gegen alle Verhältnisse und Persönlichkeiten, die ihm damals im Wege gestanden, und die nachher, getragen und Vollendet durch die unerbittliche Logik der Geschichte, ihn in eine Einsamkeit drängten, in welcher er selbst seinen eigenen, von ihm so eifersüchtig gehüteten Ruhm lange überlebte. Daß er sich in dieses Geschick nicht fügen konnte, war sein und seines dichterischen Schaffens Verhängniß; die Unzufriedenheit hat sich bald ausgesungen, der gekränkte Ehrgeiz, welcher der Zeit nicht gerecht werden kann noch will, zwingt die Freude am dichterischen Schaffen in eine Einförmigkeit und Eintönigkeit, die sich in ihren Gedanken und Vorwürfen nur immer wiederholt, und am Ende zur abgebrauchten und oftmals gehörten Phrase, zur oberflächlichen Witzelei und Spöttelei greifen muß, um ein Dasein weiterzufristen, über dessen Inhaltslosigkeit sich außer dem Dichter selbst Niemand täuschen kann. Von Paris aus schrieb Herwegh im November des Jahres 1843 an den König von Preußen.

Dein war das Amt, der Freiheit Ring, den engen,

Mit Meisterschlägen friedlich zu erweitern.

Tu hllst's verschmäh't, nun gilt es, ihn zu sprengen!

Das Schiff mit seinen ungeschickten Leitern

Mit Dir und Deinem unglückseligen Thron',

Ich seh's vor Abend an der Klippe scheitern,

Noch lebt die Sphinx der Revolution,

Dein war das Amt, die Opferzeit zu kürzen,

O, tausend Kränze harrten Deiner schon! —

Tu konntest «ur den Knoten weiter schürzen.

Und in den Sternen — hart' ich falsch gelesen,

Die Sphinx wird nicht sich in den Abgrund stürzen.

Und Tu — Tu bist kein Oedipus gewesen.

König Friedrich Wilhelm hatte einst den Dichter nach einer Audienz

mit einem Händedruck und mit den Worten: „Wir wollen ehrliche Feinde

sein" entlassen. Es ist nicht bekannt geworden, was in dieser Audienz

gesprochen wurde, und wie er über Herwegh dachte. Mögen nun die

Worte von dem Tage von Damaskus, der dem Dichter kommen möge,

damit er für Deutschland Großes leisten könne, wirklich so von ihm gesagt

worden sein, mag Friedrich Wilhelm in dem freiheitsbegeisterten Schwaben

den Propheten einer neuen Zeit und in ihr eine Ruhmesperiode für

Preußen an der Spitze Deutschlands gesehen haben, einen Mann, dessen

280 Th. Ebner in Stuttgart.

demokratischer Radikalismus vielleicht doch geheilt werden könnte durch gewaltige Ereignisse, — mag auch Herwegh nach diesem für sein ganzes Leben denkwürdigen Tage selbst eine Zeitlang mit sich im Zwiespalt gewesen sein, — diese Erklärung an den König zeigt, daß er durch die Ereignisse und durch seine oppositionellen Gesinnungen immer weiter nach links gedrängt, die Freiheit zuletzt doch nicht hier gefunden hatte. Indessen ging die Geschichte ihren Gang weiter, zornig und haßerfüllt schlugen die Worte des Dichters mitten hinein in den Kampf des Tages, je mehr er sich aber hineinlebte in diese wahllos verdammende, wahllos verhöhnende Stimmung, je schärfer und zugespitzter seine Worte sich gegen den Gegner richteten, um so rascher erschöpfte er sich, und seine eigene Ohnmacht fühlend, in dem Bewußtsein, „fertig zu sein“ als Dichter, quälte er sich ab mit dem Mühen, das, was des Jünglings kühne Phantasie zu den gewaltigen „Trutz- und Schutzliedern“ für die Freiheit begeistert, als alternder Mann vor dem deutschen Volke zu rechtfertigen durch zähes Festhalten an einer Vergangenheit, deren Ziele und Wünsche nicht einmal mehr seine Gesinnungsgenossen für ernst nehmen wollten. Das zeigen die nach seinem Tode erschienenen „Neuen Gedichte“ am deutlichsten; sie umfassen die Jahre 1844—73, aber da ist kein versöhnlicher Ton, da ist kein neidloses und über engherzig-politische Anschauungen sich erhebendes Bewundern der gewaltigen Ereignisse des Jahres 1870; der Dichter, der einst gesungen:

Wie lang mit Lorbeer« überschütten

Wollt Ihr die corsische Standarte,

Wann hängt einmal in deutschen Tzntten

Der Hütten statt des Vonaparte,

er hatte nur hämische und grämlich-verbissene Verse und Spöttereien für die große Zeit; Preußen, dessen König ihn einst ausgewiesen, war dem Beleidigten, der nicht vergessen konnte und wollte, nur die ländergierige gewalthätige Dynastie, und der von ihm bestgehaßte Mann der Reichskanzler Bismarck. So wird, befangen und gefangen von seinen engherzigen Anschauungen, der Dichter der Freiheit zu einem unfreien Mann, und es wäre schwer, dem Autor der „Gedichte eines Lebendigen,“ in seinen Anschauungen unbefangen gerecht zu werden, wenn er nicht anderseits in seinen lyrischen Gedichten Töne anschläge, die zu dem Ergreifendsten und Gehaltvollsten gehören, was die moderne Lyrik bieten kann, zu schweigen von seinen immerhin noch nicht ganz tendenzfreien „Ich bin ein freier Mann und singe,“ von seinem „Neiterlied“, dessen Stimmung so gewaltig packend ist, daß wir ihm kaum etwas Aehnliches an die Seite stellen können, nicht einmal das allbekannte und vielgehörte „Morgenroth, Morgenroth,“ da in den» Herwegh'schen Gedichte der dem letzteren eigenthümliche sentimentale Zug vollständig fehlt. Sein „Rheinweinlied“ und so manches andere ist für musikalische Composition wie geschossen; wenn er auch nur die beiden Gedichte: „Ich möchte hingehn wie das Abendroth“ und das „Heimweh“,

Georg Herroegh, 26^

einen Commentar ergreifendster Art zu dem Worte Jean Pauls „Selig sind, die Heimweh haben“, gedichtet hätte, sie beide Hütten schon den echten Dichter gezeigt. Wenigstens das letztere vielleicht nicht mehr so bekannte Gedicht soll dem Leser mitgetheilt werden:

O Land, das mich so gastlich aufgenommen,
Du Rebenlaubumkränzter stolzer Fluß,
Kaum bin ich eurer Schwelle nah gekommen.
Klingt schon mein Gruß herb wie ein Scheidegruß,
Was soll dem Auge eure Schönheit frommen.
Wenn diese arme Seele betteln muß?
Er ist so kalt, der fremde Sonnenschein,
Ich möchte, ja, ich möcht' zu Hause sein.
Die Schwalben sah ich schon in stillem Flug
Die Häuser — nur das meine nicht — umschweben,
O warme Luft, und doch nicht warm genug,
Verpflanzte Blumen wieder zu beleben;
Der Baum, der seine jungen Sprossen schlug,
Was wird dem Fremdling er im Herbst geben?
Vielleicht ein Kreuz und ein Todtenschrein —
Wich friert, mich friert, ich möcht' zu Hause sein."
Und dann eines seiner schönsten Sonette:
Ich stand auf einem Berg, da hört ich fingen
Zur Linken plötzlich ernste, trübe Lieder,
Ein Opfer war es für die Erde wieder.
Ich kannte wohl der Glocken dumpfes Klingen.
Zur Rechten sah ich einen Säugling bringen.
Wie eines Schmetterlinges bunt Gefieder
Viel lust'ge Bänder wehten auf und nieder.
Ein Glöckchen wollt' vor Freud: schier zerspringen.
Die Andacht wagt' kein Wesen rings zu stören:
Die Heerden hielten still auf ihren Weiden,
Wie fromme Betende flüsterten die Föhren.
Als ob die Glocken sich umarmt die beiden,
Könnt' ich bald einen süßen Klang nur hören
Und Tod und Leben nicht mehr unterscheiden».

Das sind Verse und Klänge, die unwillkürlich an Uhland erinnern, zumal es an und für sich schon nahe liegt, diese beiden schwäbischen Dichter mit einander in Vergleich zu stellen. Man pflegt gewöhnlich Ludwig Uhland als denjenigen zu nennen, welcher der politischen Dichtung in unserer deutschen Literatur erstmals wieder seit Walter von der Vogelweide Existenzberechtigung geschaffen habe, und es läßt sich in der That auch kaum bestreiten, daß ihm wie kaum einem Anderen vor ihm oder neben ihm die schwere Aufgabe gelang, die politischen Tagesfragen in dichterische Form zu bringen. Allein ihm kam für die Beurtheilung seiner Gedichte wohl in erster Linie der Um-

282 Th, Ebner in Stuttgart.

stand zu Statten, daß das, wofür er als Dichter mit seiner vollen Ueberzeugung eintrat, in seiner Allgemeinheit doch so bestimmt und leicht faßlich war, daß ein Zweifel darüber, was der Dichter in diesem württembergischen Verfassungslampf um das alte gute Recht praktisch verwirklicht wissen wollte, kaum aufkommen konnte. Uhland hatte als Politiker seine Anschauungen und Forderungen klar und deutlich ausgesprochen und sich nicht auf haltlose Utopien verlassen, er war hier nur der nüchterne, freilich auch eigensinnige Beobachter und Berechner der gegebenen Verhältnisse; Herweghs politisches Ideal war, wie oben schon erwähnt, so unbestimmt und unklar wie möglich und realisirte sich am Ende in der Verherrlichung eines Particularismus und einer kleinlichen Schlagbaumpolitik, mit welcher Ludwig Uhland niemals etwas zu thun hatte.

Herweghs Wunsch

Dies neue Deutschlmw bleib' mir fern

lind zähle mich zu seinen Todten.

ist in Erfüllung gegangen. Der Dichter der Freiheit starb vergessen —

nachdem er sich selbst schon lange vorher seine Grabschrift geschrieben:

Sein oder Nichtsein ist hier leine Frage,

Ich bin gewesen, was ich tonnte sein.

Kein Schelm und Schuft, bei Gott! ein Narr allein,

Der auch sein Lämpchen bronnt' am hellen Tage.

Kein Turner, aber doch von deutschem Schlage;

Und war' niein Vers wie meine Hände rein,

So ruhete dies dichtcrlich Gebein

Dereinst in einem stolzen Sarkophage.

Ick) nahm das Leben für ein Würfelspiel,

Das keinem seine stete Gunst geschworen.

Doch oft halt' ich der Augen noch zu viel;

Ich trieb's, ein Thor, wie tausend andre Thoren,

Und glücklicher als weiland Freund Schlcsmihl

Hab' niemals meinen Schatten ich verloren.

Der Kirschkern-Oberst.

von

Robert Waldmüller (<Ld. Duboc).

— Vrezde». —

! s war aus der Nordsee-Insel Sylt, zu Begiuu des Keitumer Tailben-
vprocesses, also im Winter 1773, und Pastor Hoyer schloß mit
seinem Amtssiegel soeben seine desfallsige unterthänige Eingabe
an Ihro christliche Majestät, den König von Dänemark, Herzog von u. s. w.
u. s. w. als Elke Quedens, des Pastors blonde Pflögetochter, mit verstörten
Zügen in's Zimmer trat.

„Vater," stieß sie mit zitternder Stimme heraus, „er ist nun doch
wieder da!" Sie konnte nicht weiter reden, hielt ihre Schürze vor die
Augen und brach in Schluchzen aus.

Der Pastor, ganz noch erfüllt von der Wichtigkeit seines Schriftstücks,
schob bedächtig die Schildvattbrille auf die Stirne hinauf. Ruhigen Tones
fragte er:

„Wer ist wieder da?"

Aber sie vermochte kein Wort über die Lipuen zu bringen.

„Wer ist's denn?" wiederholte er und drehte sich auf seinem knarrenden
Drehstuhl nach der sprachlos sich Abwendenden um.

Dann kam ihm iu's Gedächtnih zurück, was er über der wichtigen
Eingabe vergessen hatte.

„Der Isländer?" fragte er.

Das Mädchen schluchzte: „wer sonst, Vater!" und sie warf sich mit
Händeringen neben ihm auf die Knie: „Hilf, Vater! Was liegt au den

38H Robert Waldmüller (<Ld. vuboc) in Vresden.

Tauben! Geh' zum Landvogt! Bitte, bitte, überwinde Dich! Verhindere es! Noch ist's vielleicht Zeit."

Der Pastor war ein baumstarker Mann. Er kannte sein leicht in's Brausen kommendes Temperament. Mit dem übelberufnen Landvogt hatte der Taubenproceß ihn ohnehin verfeindet. So sagte er denn:

„Wie kann ich!"

„Ich begleite Dich."

„Zum Landvogt! Ich!"

„Vergiß, was er dir Uebles that."

„Nicht mir, — dem Regiment, das er verächtlich macht, that er Uebles, dem guten Leumund, dessen Wert!) er verspottet, den ehrlichen Leuten, die er verfolgt, weil er selbst ein Uehrlicher! Mein Amt verbietet mir, seine Schwelle wieder zu überschreiten."

„Dann erlaube, daß ich gehe."

„In meinem Auftrag?"

„Das wirst Du nicht gestatten, — also ohne Dein Wissen."

„Die erste Lüge! Elke!"

„Verzeih, — Du hast Recht."

„Wir haben uns in Gottes Willen zu fügen!"

„So ist es . . ."

Sie meinte sich aus, das Gesicht auf seinem Knie, schwerathmend, stoßweise stöhnend; wenn er in seiner theilnehmenden Redeweise zu pafstorlich wurde, schüttelte sie den Kopf, aber sie nickte auch wieder beistimmend, wenn er ihr Fassung und Muth predigte.

Es klopfte.

Pastor Houer runzelte dräuend die Stirn, Elke richtete sich angstvoll auf;

„es wird Iwen sein," sagte sie dann, indem sie sich erhob und „nur herein!" rief; „sei gütig mit ihm, Vater," bat sie, „er kann ja nichts dafür."

Die Thüre hatte sich geöffnet. „Nichts für ungut, Herr Pastor," sagte verlegenen Tons der Eintretende, ein wettergebräunter, goldlockiger junger Seemann.

„Bring' er mir keinen Schnee in die Stube."

Iwen Gotting sah seine Stiefel an und inachte mit einer entschuldigenden Handbewegung Kehrt. Gleich darauf trat er ohne Schnee an den Stiefeln leise wieder ein.

„Nenn' ihn nicht er, Vater," hatte Elke geflüstert.

„Setz' er sich," brummte der Pastor.

Iwen sah sich nach einem Stuhle um; „hier", sagte Elke und machte den einzigen im Zimmer außer den: Drehstuhl vorhandenen von Büchern frei.

„Also was giebt es, was hat er zu sagen? Oder meinetwegen" —

der Pastor zuckte mit den Achseln, „was hast Du zu sagen? — Daß Du's nur weißt, Iwen, bis zum heutigen Tage hielt ich Deine Kirschkerngeschichte für Aufschneiderei, wie ihr Seelente uns Stubenhockern dergleichen aufzu-

Her Uiischkern-Vbels!. 285

binden liebt, sonst IM' ich zu meiner Elke, als ich Deine Liebeslösseleien bemerkte, Sand davon!' gesagt. Aber nun soll jener Vamvyr wirklich auf der Insel sein? Du siehst aus, wie die theure Zeit. Hat er denn etwas Schriftliches von Dir? Du bist doch keine Schießscheibe. Die ganze Geschichte ist ja zu verrückt. Und wozu ist denn die Obrigkeit da? Geh Du doch zum Vogt, damit er ihn in's Loch stecke. Ich kann's nicht, aber Dich hindert Niemand. Geh' Du zuni Vogt."

„Thu' es, Iwen," bat Elke, „der Vater hat wirklich Recht; der Vogt soll für Nuhe und Frieden sorgen; ist das Frieden, wenn Einer den Anderen tödtet? Und diesmal, furcht' ich . . ." sie konnte vor Aufregung nicht vollenden.

„Herr Pastor," begann endlich der Seemann, wenn auch nicht allzu fließend, „Euer Wort in Ehren, — aber wenn Ihr Jemand etwas schuldig wäret und er käme, um es einzufordern, ginget Ihr da zum Vogt und sagtet: ‚weist den Mann mal von der Insel weg?'"

„Ich bin Niemandem auch nur einen Heller schuldig."

„Aber ich bin dein Isländer schuldig."

„Man hat sein Leben aus Gottes Hand. Dem bist Du Schuldner, dem allein."

„Was ich mir über diesen Knubben schon den Kopf zerbrochen habe, Herr Pastor!"

„Das glaub' ich! Wir Menschen leben zu viel zwischen unsres Gleichen. Da heißt es denn: vor Allem sich nur nicht in den Verdacht der Feigheit bringen, Muth zeigen, drauf gehen — um was? um Nichtigkeiten! Und bedenkt dabei auch nur Einer, zu welchem höheren Zweck Gott ihn gerade in diesem Bruchstück der Ewigkeit, gerade auf diesem Erdtheil, gerade mit dieser Begabung, diesen Kräften, diesen Geistesfähigkeiten in's Leben rief? Aus wie manchem mißachteten Samenkerne läßt der Herr eine Eiche werden, unter der die übrige Kreatur sich ihres Daseins freuen soll! Mit seinem Leben spielen heißt freveln."

Iwen sah rathlos vor sich nieder. Elke trat an ihn heran und streichelte seine blaue Düffeljacke; „wenn der Isländer nur erst mal eine Predigt vom Vater hören könnte! Versteht er unsere Sprache? Was meinst Du? Sonntag ist vor der Thür?"

„In einer halben Stunde treffen wir uns hinter der Vogelkoje."

„So kamst Du, um Abschied zu nehmen?!"

Iwen hatte sich erhoben. Er ging auf den Pastor zu und wollte ihm die Hand reichen.

Pastor Houer that, als habe er's nicht bemerkt. „Was foll die Pistole dort?"

„Wo?"

„In Deinem Gurl."

38b Robert waldmiiller (Cd. Dnb«c) in Dresden.

„Vater," rief Elke, von Neuem in Thrcinen ausbrechend, „geh' zum Landvogt! Thu' mir's zu Liebe! In einer halben Stunde bei der Vogelkoje, — sag's ihm! Es ist zu gräßlich! Wie kann denn dergleichen möglich sein!" Der Pastor sah sich nach der Ecke um, wo sein Hut und sein Mantel hingen.

„Herr Pastor," sagte Iwen, „bleibt sitzen. Es könnte übel ablaufen, wenn Ihr mich in den Verdacht bringt, mein Wort brechen zu wollen."

„Aber Du bist ja ein Thor! Was Du in der Trunkenheit gelobtest, an dem Strick soll Dein Feind Dich jahraus, jahrein naseführen dürfen?"

„Ich war nicht trnnken."

„Und wo steht denn geschrieben, daß man in fröhlicher Gesellschaft nicht Einen oder den Anderen zum Besten haben kann?"

„Ich hätte an seine Achselklappen denken sollen."

„Er war Soldat?"

„Hauptmann, nein, was sag' ich? Oberst."

„Däne? —"

„Isländer, ich denke aber, die Insel gehört wohl dem dänischen König."

„So brauchte er sich nicht zu Euch Seeleuten zu setzen."

„Wir hatten ihn eingeladen."

„Wie so?"

„Nun, auf der Bank war noch Platz."

«In einer Wirtschaft?"

„Bei der Wirthin zum goldenen Walfisch."

„In Stralsund, Vater," ergänzte Elke; „ach, Iwen" weinte sie, „Du warst schon bei unserem Schulmeister immer der Angeber von allerhand dummen Streichen, gewiß hast Du dem Isländer eins anhängen wollen, und nun muß ich darunter leiden."

Iwen hütete sich zu antworten.

„Weiter!" sagte der Pastor.

„Ihr wißt ja, wie es weiter sich begeben hat, Herr Pastor."

„War es um die Wirthin? Gewiß steckte eine Liebschaft dahinter."

„Um die Wirthin war es nicht."

„Die war Dir wohl zu alt?"

„Meine Mutter hätte sie sein können."

„Aber die Tochter, he?"

„Sie hatte gar keine Tochter, — um die Anna Marie ist's hergekommen, wenn Ihr's denn doch schon errathen habt."

„Schöne Geschichten! Und um einen solchen Mädchenjäger, Elke, weins Du Dir die Augen roth!"

„Er büßt es ja schwer genug," sagte Elke.

„Ein Mädchenjäger bin ich nie gewesen," widersprach Iwen.

„Was ging die Dirne Dich denn an?"

„Mich gar nichts."

Vei Kirschkern-Vberft. 38?

„Aber einen Deiner sauberen Kameraden?“

„Ihr braucht ihn nicht sauber zu schelten; wäre er nicht bei seiner letzten Reise mit seinem Schiffe an der Grönländer Küste in's Treibeis gerathen und elendiglich zu Grunde gegangen, er hätte die Anna Marie nicht sitzen lassen.“

„Das ist etwas Anderes,“ lenkte der Pastor ein; „aber was brauchtest Du deshalb den Oberst einzuladen, er möge sich zu Euch setzen?“

„Der Platz war doch frei,“ wich Imen aus.

„Der Vater meint,“ half Elke ein, „wozu wolltest Du den Isländer zum Narren haben. Etwa um ihn vor Anna Marie lächerlich zu machen? Der Oberst ging ihr wohl nach?“

Iwen nickte.

„Und sie ließ sich's gefallen?“

„Kinder,“ sagte der Pastor unwillig, „wenn ich Einen von Euch in's Gebet nehme, so hält der Andere den Schnabel. Ihr Evatöchter seid nie um Ausreden in Verlegenheit. Was der Iwen eingebrockt hat, mag er selbst aussessen. Also heraus mit der Sprache, junger Krakehler. Es war in Stralsund Kirschenzeit, nicht wahr?“

„So gegen das Ende,“ bestätigte Iwen.

„Und weil Ihr Seeleute um die Kirschenzeit oft weitweg auf dem Wasser schwimmt ...“

„So ist's, Herr Pastor.“

„Gut. Aber weiter. Wo hast Du denn gesehen, daß man Leuten die Kerne von Kirschen, die man sich eben schmecken ließ, in's Gesicht schnellte? Noch dazu einem Fremden, den man eben zuvor zum Niederfitzeu einlud! Hast Du das etwa den Wilden in öer Südsee abgelernt?“

„Das lernt man doch auf der Schulbank, Herr Pastor.“

„Wo?“

„Hier in Keitum, Herr Pastor.“

„Vater,“ wagte sich Elke wieder hervor, „der Iwen hat Recht; wir haben's bei Herrn Kuntzen auch nicht anders getrieben, vor Allem wenn er einmal einnicken wollte.“

„Ich werde dafür sorgen, daß der neue Lehrer den bunten Josef fester in der Hand hält. Aber Imen hat zu reden und nicht Du. Also was that denn Dein Kamerad, Iwen, als ihm der Fremde die Anna Marie abgünstig machen wollte? Warum verbat er sich's denn nicht? Ihn ging's doch zunächst an. Warst Du denn sein Vormund?“

„Nein, das war ich nicht.“

„Nun also?“

„Verzeih', Vater,“ schob sich Elke wieder vor, „aber wenn der Anna Marie ihr Bräutigam, — wie hieß er?“

„Wunke Boysen war's,“ sagte Imen.

„Nun denn: wenn Wunke Boysen etwa von heftiger Gemüthsart war, ...“

«ib und «i!l>. I.XIV^ 192. 26

388 Robert Waldmüller (<Ld. vnboc) in VreZden.

„Laß Du den Imen doch reden . . .“

„Nur well sich's um ein Frauenzimmer handelt, Vater, denn Du weißt:

1)ie bunten Achselklappen haben schon manchem Mädchen den Kopf verdreht, und wenn Wunke Bonsen , . .“

„Von heftiger Gemüthsart war . . . nun?“

„Ja, Vater, da mar es doch nicht rathsam, die Beiden an einander gerathen zu lassen, und deshalb . . .“

„Deshalb sollst Du schweigen, und Iwen soll mir sagen, was denn nun weiter geworden ist. Was wurde aus den fünf dummen Kirschkernen, Imen?“

„Es waren sechs, Herr Pastor.“

„Desto schlimmer! Also was wurde aus ihnen?“

„Er steckte sie bei.“

„Einen nach dem andern.“

„Allemal mit einein drohenden Blick?“ fragte Elke.

„Nein, er hatte nur mit der Anna Marie zu thun.“

„Was die Weiber auf Eiden für Unheil anrichten! Hörst Du's, Kind?

Allemal wo die Männer zuni Halsbrechen kommen, hat ein Weibsbild dahinter gesteckt.“

„Vielleicht,“ meinte Elke, „war's der Anna Marie unangenehm genug, aber sie durfte den Gästen kein böses Gesicht zeigen . . .“

„Ihr Evatöchter redet einander immer das Wort. Aber mit Dir, Imen, ist doch gar nicht aus der Stelle zu kommen. Warum verlief die Fopperei denn nun nicht im Sande?“

„Weil die Andern allemal gelacht hatten.“

„Welche Andern?“

„Die andern Seeleute.“

„Und allemal? Was heißt das?“

„Wenn ihm wieder ein Kirschkern an die Backe flog.“

„Er hatte sich also nur so gleichgiltig gestellt?“

Iwen nickte.

„O,“ seufzte Elke, „ich könnte alle Männer hassen.“

Der Pastor nahm eine Prise. Dann sagte er:

„Und als er Dich nachher im Hof auf die Seite nahm, was sagte er da zu Dir?“

„Kann er einen Vogel im Fluge schießen? fragte er mich.“

„Und ob! antwortetest Du.“

„Und ob! sagte ich, denn ich dachte: sonst meint er, ich fürchte mich.“

„Aber,“ mischte sich Elke ein, „ich denke. Du sagtest mir, er sprach vom Schwalbenschießen.“

„Das kam erst, als ich vom Mövenschießen gesprochen hatte; denn das könne jedes Kind in Island, sagte er, aber Schwalben, darauf komme es ihm an, denn er schieße sich nicht mit einem Wehrlosen. — Und nun wußte ich, was mir bevorstand.“

v

Der Rirschkern.Vberft, 389

„/Ia, M, das Prahlen!" sagte der Pastor, „wie Manchen hat es schon in Ungelegenheiten gebracht. Ich merke erst jetzt, daß ich in meinen Predigten noch eine Menge menschlicher Fehler gar nicht zum Thema nahm; hilf nächsten Sonnabend meinem Gedächtniß nach, liebe Tochter."

„Verzeih, Vater," hielt Elke die Gelegenheit zum Einspringen wieder beim Schöpfe fest, „aber ich habe Iwen im letzten April wirklich eine Schwalbe schießen sehen. . ."

„Weiter, weiter! Was wurde nnn? Du wolltest Dich also mit einem Vernfsschützen schießen? Kann man kindischer handeln?"

„Er schämte sich, Vater, das ist doch natürlich."

„Falsche Scham, auch ein Thema für die Kanzel! Hilf meinem Gedächtniß nach. Weiter!"

//Ja, Herr Pastor," kam Iwen nun wieder an die Reihe, „was war zu machen? Er nahm eine Summe Geldes aus der Tasche und ging mit mir zu dem Büchsenmacher gegenüber der Jakobikirche — Wedekind hieß er — und da ließ er sich ein Paar Pistolen vorlegen, die besten, die im Laden seien. Sind die ihm recht? fragte er mich. Ich meinte, wenn es welche ohne Silberbeschlag gäbe, wären sie mir lieber. Darauf sagte er: was sie kosten, ist meine Sache. So wurden die zwei Pistolen denn gekauft. Ich gebe ihm acht Tage Zeit zum Einschießen, sagte er, nimm er eine mit. In acht Tagen bin ich wieder in Stralsund. Frage er dann nach dem Oberst Leiferl im goldenen Walfisch". . .

„Du hättest nur nicht nachfragen sollen . . ." jammerte Elke.

„Laß ihn doch erzählen! Eben war er so gut im Zuge."

„Natürlich konnte ich nicht dafür einstehen, daß mein Schiff bis dahin noch in Stralsund sein würde. Wir hatten die halbe Ladung schon an Nord. Daraus wurde also nichts. So wird er, sagte der Isländer, mir Nachricht geben, wann er sich mir stellen kann, gleichviel wo es ist. nur nicht außerhalb Europas, denn ich liebe keine langen Seereisen, ich werde seekrank. Die sechs Kirschkerne bewahre ich für die sechs Gänge auf, die wir mit einander zu machen haben, vorausgesetzt, daß er mich nicht schon früher über den Haufen schießt oder ich ihn Wie er heißt und wo er zu Hause, will ich nicht wissen. Ein Lump, der sein Wort nicht halt."

„Gott sei Dank," rief Elke, „so mag er nur unsere sämtlichen Wattinseln nach Dir absuchen; wenn er Deinen Namen mcht weiß, wird er'Z bald müde werden."

„Schäme Dich," sagte der Pastor, und Iwen meinte, „sie hat nur den Kopf verloren, oder Hab' ich Dir nicht Alles ehrlich erzählt, Elke? wie ich ihm aus Konstantinopel meldete, jetzt sei mein Schiff bis zum nächsten Neumond vor dem 27. Thore anzutreffen, und wie er richtig zum letzten Viertel mit seinem Schnapphahn da war und mir den Zipfel meines linken Ohres abschoß?"

//Zeig' her," sagte der Pastor entsetzt.

2C*

290 Robeit Waldmüller (<Ld Vnboc) in Vlesden.

„Und der andere," bestätigte Elke weinend, „der rechte Zipfel ist das nächste Mal weggeholt worden!"

„In Lissabon."

„Mein Heiland und Erlöser!" redete der Pastor vor sich hin, „und das nennt sich Christ!"

„Ich darf mich sonst nicht über ihn beklagen," sagte Iwen, „es ging Alles manierlich zu; Pflaster und Leinwand hatte er mitgebracht."

„Der Unmensch! Schoß er einen Zoll höher, so warst Du um Dein Gehör! Heißt das christlich handeln?"

„Ich hatte ihn ja auch todt schießen können," entschuldigte ihn Iwen:

„er hatte nichts als Hemd und Hose anbehalten; es kam nur darauf an, daß ich ihn traf."

„Freilich beim Schießen etwas Wichtiges!"

„Die Entfernung war nur zwanzig Schritte. Wie viele Möven und wilde Gänse Hab' ich aus der Luft herunter geholt. Aber das ist mal ein Unterschied, Herr Pastor, ob Ihr auf ein Thier in der Luft schießt oder auf Jemand, der im selben Augenblick auf Euch zielt. Braun und blau wird's einem vor den Augen."

„Und vier Mal soll das noch so fort gehen?" fragte der Pastor, indem er seine Brille wieder vornahm und auf dem Schreibtische nach dem Briefe an Seine Majestät den König von Dänemark ausspähte, denn es lag da Vieles durcheinander; „da wäre ich werth, daß man mich von Amt und Würden jagte." Er fand das gesuchte Schriftstück, brach das Siegel wieder auf und sagte: „Wie heißt es im Evangelium Matthäi 13, V. 41 und 42? Des Menschen Sohn wird seine Engel senden, und sie werden sammeln aus seinem Reich alle Aergernisse und die da Unrecht thun, und weiden sie in den Feuerofen werfen? So fpricht unser Herr und Heiland. Ist hier etwa kein Unrecht im Schwange? Geschieht hier kein Aergerniß? Zwei Menschen kommen nun schon zu dritten Male zusammen, um die Langmut!) Gottes herauszufordern. Ist das kein Aergerniß? Ist das kein Unrecht? Die Könige leiten ihr Amt vom Herrn der Heerscharen ab. Drum ist es ihre Pflicht, an Seiner Statt dem Unrecht vorzubauen. Mir sollte neulich Unrecht geschehen; von den Visitatoren in Tondern ging mir die Weisung zu, bei 10 Thaler königlicher Brüche den Schlüssel zu meinen« Kirchthurm an die Iuraten auszuliefern, damit der Thurm von dem Taubenmist und den Taubennestern befreit werde. Dagegen habe ich in diesem Schreiben Einspruch erhoben. ‚Die Haltung dieser Tauben', — so schreibe ch an Seine königl. Majestät, — ‚ist eine Nevenu, so den Kirchenböden unjchcidlich seit undenklichen Jahren von meinen Vorwesern gezogen worden und ich in allen den Jahren meines Amts ohne Widerrede genossen. Ich kann mich also ohne großen Nachtheil nicht aus dessen Besitz gesetzet sehen, vielmehr finde ich mich gedrungen, wider das an mich ergangene Mandat das lismLclium Luppücaliouil zu ergreifen' u. s. w. u. s. w." Der Pastor schob seine Brille wieder auf

Ver «irschteln-Vberft. 39^

die Stirne hinauf, legte das von ihm theilweise vorgelesene unterthänige Schreiben auf den Tisch zurück und sagte: „Indem ich Seiner Majestät das hier gegen mich und meine Amtsnachfolger versuchte Unrecht vortrug, glaubte ich nur eine Pflicht zu erfüllen; aber wie stünde ich vor meinem Gewissen da, wenn ich von einem Frevel gegen den Schöpfer unserer Tage Kenntniß erhielt und zu seiner Verhinderung nicht die Hand rührte? Kraft meines Seelsorger-Amtes verbiete ich Dir also hiemit feierlichst, Iwen Gotting, Dich jenem Gottlosen hinter der Vogelkoje zu stellen, und bedrohe zugleich ihn, den Uebelthäter, für den Fall er sein schnödes Spiel nicht aufgeben will, mit einem Postscript an Seine königl. Majestät, seinen hohen Kriegsherrn, damit Seine königl. Majestät ihn als Unkraut in den Feuerofen werfen lasse.“ So sagend erhob der Pastor sich zu seiner ganzen Länge — und er maß volle sechs friesische Schuh — und bekräftigte das Gesprochene durch eine gewaltige Bewegung seines rechten Armes.

Dein Seemann erstarben die Worte auf der Zunge. „Und es geht doch nicht,“ wollte er sagen, „ich gab dem Isländer meine Hand darauf — Gehab' Dich wohl, Elke Quedens.“

Es kam aber nur halb unverständlich heraus. Auch hielt ihn Elke weinend am Aermel fest, so fest, daß beinah sein Nock ihm vom Leibe gerissen worden wäre — denn er hatte schon die Thürklinke in der Hand, und sie ließ den Aermel nicht los — aber da ging die Thür auf, und mit einem militärischen Gruße stand ein stattlicher Mann in schwarzem Pelzrock und schwarzer Pelzkappe auf der Schwelle, bartlos, gepudert, — er lüftete resvectvoll seine Kappe — mit wohlwollendem Gesichtsausdruck, etwa ein Fünfzigjähriger. Ehe der Pastor sich von seiner Ueberraschung erholen konnte, trat der Fremde auf ihn zu, verneigte sich, nannte seinen Namen — Oberst Leiferl — und hielt halb deutsch, halb dänisch redend, etwa folgende Ansprache. Er bitte zunächst sein unangemeldetes Eintreten zu entschuldigen. Man habe sein Klopfen nicht gehört, was ihn» lieb sei, denn indem er solcherart unbemerkt geblieben, habe er Alles vernommen, was zwischen seinem Gegner Iwen Gotting und dem Herrn Pastor gesprochen worden sei. Mit Schmerz habe er eine halbe Stunde lang hinter der Vogelkoje auf diesen seinen sonst immer pünktlich gewesenen Gegner gewartet; er sage: mit Schmerz, denn in seinem Vaterlands gelte Wortbrüchigkeit, zunächst der Feigheit, für das einen Manu auf's Tiefste Entehrende . . .

Hier hielt der Pastor nicht länger an sich. „Und das“, rief er, „wage« Sie einen« Hüter der heiligen Schrift in's Gesicht zu sagen? Wie heißt es im Ev. Lucä, Cap. 19 V. 46. Es steht geschrieben: Mein Haus ist ein Bethaus; ihr aber habt es gemacht zur Mördergrube/ Bis in diese friedliche Klausen wagen Sie mit Ihrer Mordlust einzudringen? Heben Sie sich weg von hier. Der bethörte Mann dort war eben im Begriff, zum dritten Male Mitschuldiger zu meiden an dem gotteslästerlichen Frevel, den Sie aus Ihrer nur von Bären und Seehunden bewohnten Heimat verpflanzen möchten

2)2 Robert Waldmüller (Ld, Duboc) in Vresden.

nach unseren Inseln, die sich der Segnungen christlicher Sitten erfreuen. Aber es soll Ihnen nicht gelingen. Dort liegt ein Schreiben, in dem ich Seine Majestät den König von Dänemark, unseren gnädigen Herrn Herzog, mit einer Klage behelligen wollte, die mein mir verkümmertes Recht an die Revenuen der Taubenzucht auf dein Thurm meiner Pfarrkirche betraf. Ich werde jetzt hinzusetzen, was ich über Geierzucht denke, — Sie verstehen mich, und Ihr hoher Herr wird mich auch verstehen."

Der Mann im Pelze hatte den Sturm mit gefaßter Miene über sich ergehen lassen.

„Euer Ehrwürden," sagt er dann, „haben mir das Wort abgeschnitten.

Beliebt es Ihnen, so werde ich jetzt fortfahren."

„Ich weih Alles."

„Das nehme ich an, und ich werde Ihnen vortragen, was Sie noch nicht wissen."

„Die Geschichte mit den Kirschkernen?"

„Die ist Ihnen selbstverständlich bekannt."

„Oder die von den zwei Ohrzipfeln. Ich weiß Alles, Alles. Geben Sie sich keine Mühe."

„Ohrzipfel,,, sagte der Fremde, immer ruhig bleibend, „Ohrzipfel sind ein launenhaftes Spiel der Natur, vermuthlich das einzige Ueberflüssige am menschlichen Körper. Wer ohne sie zur Welt kommt, kann im Leben so glücklich oder unglücklich sein, wie einer, dem sie in der Wiege bescheert wurden. Ich lege auf sie keinen Werth und werde nicht so unmanierlich sein, Sie davon zu unterhalten . . ."

Dein Pastor wurde das Stehen lästig.

„Dort ist ein Stuhl," sagte er über die Achsel hinweg, indem er seinen Schlafrock zusammen nahm und sich wieder auf seinen Drehstuhl niederließ.

Elke, zwischen Furcht und Hoffnung nicht wissend, was werden solle, rückte dem unheimlich artigen Verfolger ihres Bräutigams den leeren Stuhl näher. Mit einen« verbindlichen Blick seiner graugrünen Augen bemächtigte er sich der Lehne und trug dann etwa Folgendes vor, indem er, wie gewöhnt an tändelnde Beiläusigkeiten, während des Sprechens den Stuhl bald auf dessen Border-, bald auf dessen Hinterbeinen hin und her wiegte. Er sei also, sagte er, wie der Herr Pastor wisse, der Beleidigte . . .

„Wer bestreitet das?" warf der Pastor dazwischen.

Und befinde sich — was zunächst richtig gestellt werden müsse — dem-gen«iß in seinem Recht.

„Nicht nach dem Gebot des Herrn: liebet eure Feinde."

Doch, doch, er liebe den braven Jungen dort wie seinen Sohn.

„Eine schöne Liebe! Dies Mal soll der brave Innge vielleicht seine Nasenspitze einbüßen. Auch als etwas Ueberflüssiges."

„Wohl eher eine Locke von feinem goldenen Haarwulst. Aber kommen wir zur Sache . . ."

Der «irschkerN'vberst. 393

Elke schluchzte in ihre Schürze hinein.

Der Fremde bemerkte es. „Das Fräulein," sagte er, „möge sich be-
ruhigen. Ich kam als Friedensstifter Hieher."

Der Pastor fuhr von seinem Drehstuhle auf, „Herr Oberst," rief er,
„ist dies in Wirklichkeit der Fall?"

„Ich pflege nicht zu sagen, was der Wahrheit widerspricht."

„So bringen Sie, bitte," sagte der Pastor mit hörbarem Nufathmen,
„den Ihnen hier von mir gewordenen, nicht sehr schicklichen Empfang auf
Rechnung der Thränen, die meine Pflegetochter um jener zwei Ohrzipfel
willen schon vergossen hat. „Elke", wandte er sich nach der beschämt hinter
ihrer Schürze hervorguckenden, „eine Flasche, von denen mit den« gelben Lack,
und vier Gläser. Und, so höre doch, eine Thonpfeife aus dem Pfeifenstande
auf meinem Mahagoni-Kleiderschrank." Er betonte das Wort „Mahagoni".

Elke war schon hinaus.

Iwen drückte sich ihr nach.

„Ich bin kein Raucher," lehnte der Oberst ab.

„Sie fürchten, daß unser Taback nach Seewasser schmeckt? Mein
Varinas ist freilich Strandgut, selbstverständlich. Aber die Ballen waren im
Innern knochentrocken. Sonst rauchte ich selbst nicht davon."

Der Oberst machte eine zum Wiedersitzen einladende Handbewegung, und
nun der Pastor sich's von Neuem bequem machte, nahm auch er Platz.

„Mit mehr Nachsicht," begann er darauf, „werden Sie jetzt anhören,
was ich zu meiner Entschuldigung, oder sagen wir Rechtfertigung, vorzubringen
habe ..."

„Bleiben wir lieber bei dem Ausdruck Entschuldigung."

„Ganz wie Euer Ehrwürden belieben," fügte sich der Oberst mit einer
Verneigung; dann fuhr er etwa in folgender Weise fort: „Wir Militairs
taugen nicht für die Spinn- und Strick/tuben der Weiber, aber unser Herz
begehrt doch auch hin und wieder etwas andres als Avancements und Be-
lobungen und Orden. Ich hatte mich in ein Stralsunder Mädchen bis zum
Rasendwerden verguckt und ..."

„Hm hm", machte der Pastor.

„Und glaubte auf dem Wege zu sein, trotzdem ich ihr um drittehalb
Jahrzehnte vorauf war, von ihr einem Andern vorgezogen zu werden . . ."

„Da kam ihm der Schlingel dort mit feinen Kirschkernen über den
Weg ..."

„Es klingt lächerlich, ja, der kecke Junge erreichte, was jener Andere,
ihr ernster Zukünftiger, mit allem Zureden wohl nicht erreicht haben würde,
— sie ließ mich ablaufen."

„Warum schlugen Sie den Kirschkernschützen nicht auf's Maul?"

„Das mochte sie von nur erwartet haben, Sie haben ganz recht Aber
wer kann gegen seine Natur! Ich bin Isländer. Unsere Kraft besteht im
Abwarten, im Ueberlisten. Sie nannten die Robben und die Eisbären meine

39H Robert Waldmüller («Ld. vuboc) in Vresden,
Landsleute. Glauben Sie, daß wir ihnen — vor Allem den riesig starken
Eisbären — beikommen könnten ohne Ueberlisten? Nur zu! sagte ich mir,
er renne sich tiefer hinein. Und ich steckte kaltblütig einen Kirschkern nach
dein andern in die Westentasche. — So kam ich, wie wir's nennen, unter
den Schlitten, — wie gesagt: Anna Marie gab mir den Laufpaß."
„Seien Sie dessen sroh," tröstete der Pastor; „Ehen weiden im Himmel
geschlossen; bei aller Achtung vor unsem Seeleuten, — geht eine solche Schenk«
Mamsell nicht zu sehr von einer Hand in die andere? Sie waren ein paar
Stufen zu tief gestiegen. Solche Anwandlungen schlägt man sich nie zu früh
aus dem Sinn."
„Da vergessen Sie wieder," sagte der Oberst, „daß ich Isländer bin."
„Sie blieben in den Querkopf vernarrt?"
„Wie in eine Festung, die sich nicht ergeben will, die man aber doch
zu überlisten hofft."
„Und?"
„Ja, und! Es hat zwei ewig lange Jahre gedauert, dann hat sie
capitulirt, — es war in voriger Woche am Tage vor dem heiligen Abend
— ich hatte eben den Vrief abgeschickt, in welchem ich mich für heute nach
der Sylter Vogelkoje anmeldete. Hier," fügte er hinzu, indem er mit liebe-
vollem Blick seine Rechte nach eineni winterlich flüchtigen Sonnenstrahl aus-
streckte, der des Pastors Schreibtisch streifte, „hier trag' ich den Ring des
lieben Mädchens am Finger."
„Und der Seemann, dein sie gut war?" sagte Pastor Hoyer.
„Sie hätte ihm Wort gehalten, das weiß ich — wenn er am Leben
geblieben wäre. Aber es war eine Brautschaft wie hundert andere gewesen.
Als die Nachricht von seinem Tode kam, war ich zufällig wieder in Stralsund.
Ein Jahr Bedenkzeit war, was sie auf meinem erneuten Antrag zur Antwort
gab und jetzt . . ."
„Und jetzt," fiel ihm der, Pastor in die Rede, „ist das Jahr Heruni,
Sie haben das Jawort des Mädchens, und als glücklicher Bräutigam . . ."
„Hab' ich ihr versprechen müssen . . ."
„Nicht mehr auf sich schießen zu lassen,"
„So ist es."
„Hm," machte der Pastor.
„Deshalb sagte ich, als Friedensstifter fei ich Hieher gekommen."
„Weil es Ihnen angesichts ihres baldigen Liebesglücks jetzt besser paßt,
nicht mehr um nichts und wieder nichts doch vielleicht iu's Grab beißen zu
müssen."
„Damit Halle es, denke ich, keine Gefahr. Aber jedenfalls — das
bekenne ich gern — wäre mir ein Tod in der Schlacht ein gut Theil minder
schmerzlich, so sehr ich auch, seit ich Anna Marie's Ring trage, am Leben
hänge."
„Hm," machte der Pastor von Neuem.

ver Kirschtern-Vbeist. 395

«Neben dein goldenen Walfisch," ergänzte der Oberst seine Erläuterungen, „wohnt ein Juwelier. Sie haben vielleicht die Güte, der Braut meines ehemaligen Gegenparts etwas zur Annahme zu empfehlen, was ich," er griff in die Nrusttasche, „auf Wunsch meiner lieben Anna Marie für Iwen Gottings Verlobte mitgebracht habe."

Was er herausholte und von der Papierhülle sorgsam befreite, war ein goldnes Armband. Nicht ungeschickt hatte der Goldschmied unter allerlei blanken und matten Arabesken die vier, als Streitgegenstände noch nicht durch Kugelwechsel erledigten Kirschkerne dem Schmuckstück einverleibt.

Der Pastor betrachtete die hübsche Arbeit mit Wohlgefallen; aber er schüttelte doch den Kopf. „Sie wußten also, daß der junge Mann Bräutigam war?"

„Er hatte mir's gleich vor unserin ersten Gange gesagt."

„Damit, wenn er siele, Sie seiner Braut Nachricht gäben?"

„Das konnte ich ihm natürlich bereitwilligst versprechen."

„Und auch da noch, auch einem Verliebten gegenüber, hielten Sie die Partie noch für nicht ungleich? Oberst! Oberst!"

„Ich war ja nicht minder verliebt als er. Und dann: Sie vergessen, daß ich ihm nur so viele überflüssige Dinge abnehmen wollte, wie er mir Kirschkerne in's Gesicht geschneilt hatte, — davon hätte mich nichts abgebracht. Uebrigens, ich frage Sie: mußte mir nicht daran liegen, der Anna Marie eine Lection zu geben? In ihrer Gegenwart, unter ihren Augen hatte man mich gehänselt, mich, der ich des Königs Rock trug; ein Wort von ihr hätte es verhindert; statt dessen hatte sie in das Gelächter der Uebrigen eingestimmt. Dafür mußte sie gestraft werden."

„Sie wie der dummdreiste Iwen. Sie sind ein scharfer Rechner."

„Beide mußten büßen, dafür bin ich Isländer; wir machen nichts halb."

„Hm!" Pastor Hoyer sah sich nach der Thüre um. In« Grunde begann ihm der Mann zu gefallen. Aber das Disputircn war schon auf der Universität des Studiosus Hoyer große Leidenschaft gewesen. So ganz das letzte Wort behalten, durfte der Oberst nicht. „Mein lieber Herr", begann er also von Neuem, wenn auch als wolle er einlenken, „angesichts der Thronen meiner Pflgetochter bin ich wohl nicht ganz gerecht gegen Sie gewesen. Ihr Ideengang ist etwas ungewöhnlich, vielleicht etwas von dem Eis und dem Feuer beeinflußt, — ich denke an Ihren Hekla — aber es steckt — wie soll ich sagen? es steckt ein pädagogischer Kern darin. Freilich komme ich nun, wenn ich die Addition mache, in die Klemme. Sie lieben nichts halb zu machen. Das ist ganz mein Fall. Ihr Wort erinnert mich sogar — sehen Sie hier noch' an meiner rechten Schläfe die Narbe? — ich habe nämlich in Göttingen neben dem Studium der Exegese noch Anderes getrieben — also Ihr Wort erinnert mich an meine eigenen Universitäts-Händel die mußten auch ohne Halbheiten zu Ende kommen, mußten ganz ausgetragen werden. Aber Ihre jetzige Absicht, den Handel mit Iwen nicht bis zu Ende

396 Robert Waldmüller («d, vnbo) in Dresden, durchzuführen, so gut sie mir gefällt ^ ich meine in meiner Eigenschaft als Christ und Seelsorger — sie gefällt mir doch auch wieder nicht, denn sie läuft ja eben auf eine Halbheit hinaus. Ich gebe zu: Ihre Anna Marie hat ihre Strafe weg, auch Iwen Gotting wird nicht wieder mit Kirschkernen bombardieren, — wie steht es aber mit der Lection, die Sie selbst verdient hatten?"

„Ich? Wofür?"

„Für Ihr Kurschneiden."

„O! das geschah ja in Ehren . . ."

„Und, wie sich gezeigt hat, mit ernstlichen Absichten. Dennoch steht es einem Gast, der in einen ihm fremden Kreis Zutritt erhält, schlecht an, gleich nach den leckersten Nissen die Hand auszustrecken. Das haben Sie unter Mißachtung der älteren Rechte Anderer gethcm. Der Hauptschuldige sind also doch wohl Sie, mein lieber Herr Oberst."

„Und wenn ich das willig einräume?"

„Da sag' ich: der Handel kann mit jenem Armband wohl noch nicht für beendet erklärt werden."

Der Oberst stutzte. Dann sagte er nach einigem Zögern: „Gut, es soll mir nicht darauf ankommen, Ihrer und meiner Ganzmache-Theorie zu Gefallen, meinem lieben Freunde Iwen noch einige Löcher in seine Blouse oder was sonst an ihni herum hängt, zu schießen, auf der Stell: in vier Gängen, ein Gang unmittelbar nach dem andern, — auf solche Weise machen wir im Handumdrehen reines Haus, und heute Abend bin ich wieder auf der Rückreise zu meinem Schatz."

„Das meinen Sie."

„Gewiß — der Frost ist ja noch mäßig; aber was red' ich denn? Wir sind ja nicht an der Ostsee. Hier bleibt die Fahrt nach dem Festlande, denk' ich, fast immer offen."

„Es fragt sich nur . . ."

„Ob es so lange hell bleibt? Die Vogelkoje ist ja nicht weit. Vor Dunkelwerden bin ich wieder in Tondern."

„Vorausgesetzt ..."

„Daß Alles klappt? O das lassen Sie meine Sorge sein."

„Der Iwen," sagte der Pastor bedeutungsvoll, „ist nämlich ein stilles Wasser."

„Sie meinen, er hat der Obrigkeit einen Wink gegeben?"

„Das keineswegs."

„Aber?"

„Wie würden Sie in seiner Lage gehandelt haben?"

„Ich verstehe Sie nicht."

„Hätten Sie in seiner Stelle Jahr aus Jahr ein Ihre müßigen Stunden nicht mit Scheibenschießen verbracht? und im Winter hat ein Seemann viele müßige Stunden."

Der Kiischlern-Vberst. 39?

Der Oberst blickte den Pastor scharf an. „Sie wissen, daß er's that?"

Er stand ans.

Die Antwort war ein Achselzucken.

„Das ändert allerdings meinen ganzen Plan," sagte der Oberst. Er biß sich auf die Lippen. „Das ändert Alles, Alles." Er ging einige Male in's Zimmer auf und ab.

„Herr Pastor," sagte er dann, „das bringt mich in eine üble Lage und macht sehr ernst, was bis jetzt nur ein Spiel gewesen ist, — vielleicht, wie ich zugebe, ein vermessen ungehöriges Spiel. Nicht von Anfang an. Ich hielt bei'm ersten Gange die Möglichkeit nicht für ausgeschlossen, daß ich fallen würde. Es wäre mir recht gewesen, — um Anna Marie's willen, ärger hätte ich sie für ihr Lachen nicht büßen lassen können ..."

„Reden Sie nicht so gottloses Zeug, Mann!"

„Ich rede die nackte Wahrheit, es kochte damals in nur, — schieben Sie's meinetwegen auf den Hekla. Aber als ich ihm gegenüber stand, kam meine Besonnenheit zurück; ich wurde wieder, wie nennen Sie's? der Landsmann des Eisbären. Ich hatte niir gelobt, dem Menschen, der mir als Werkzeug zur Bestrafung des übermüthigen Kindes dienen sollte, kein Leides zu thun — was liegt an ein Paar Ohrzipfeln? und während er, so gut er's verstand, auf mein Herz zielen mochte, zielte ich nach jenen werthlosen Anhängseln."

Der ehemalige Göttinger Duellant konnte sich eines Schauders nicht erwehren, aber er überwand ihn und sagte in salbungsvollem Ton: „Dafür muß ich Ihnen die Hand drücken."

„Lassen Sie's gut sein ... ich könnte meine Hand heute anders gebrauchen ... anders als damals und auch noch beim zweiten Male."

„Gott behüte Sie vor solchem Unterfangen."

„Einem ebenbürtigen Widersacher gegenüber — und schon beim zweiten Male saufte Iwens Kugel unverschämt nah vorbei — einem solchen eingeschossenen Kumpan gegenüber heißt es: sich seiner Haut wehren."

Der Pastor überließ den erregten Gast einige Augenblicke seiner sichtlich tief gehenden Gemüthsbewegung. Dann fagte er: „Herr Oberst, trägt mich mein Gedächtniß oder führten Sie sich bei mir nicht mit den Worten ein: zunächst der Feigheit gelte in Ihrem Vaterlande für das Entehrendste — Wortbrüchigkeit?"

„Ich hatte Niemandem mein Wort verpfändet."

„Niemandem?"

„Nein."

„So sind Sie ein Gottesleugner. Gott hörte, was Sie sich selbst gelobten."

„Was wäre das gewesen?"

„Ihrem Gegner nur Ueberflüssiges abzuschießen, — nichts, so sagten Sie noch eben, hätte mich davon abgebracht."

Der Oberst machte eine abwehrende Handbewegung, aber er schwieg.

398 Robert Waldmüller («d. Vuboc) in Dresden.

„Sie haben vorhin," fuhr der Pastor fort, „ein Spiel genannt, was Sie mit Ihrem Leben und dem Ihres Gegners trieben . . ."

„Mit meinem ja — mit seinem nicht. Mein Auge und meine Hand versagten mir noch nie ihren Dienst."

„Ganz so horte ich einst den besten Draufgänger aus unserer Verbindung sich rühmen, und eine Mücke, die ihm in's Auge flog, war schon im nächsten Moment die Ursache, daß er — zu seinem großen Schaden — fehlschoß."

„Aber wozu das setzt, Herr Pastor? Gut, es war ein Spiel, das ich trieb, meinethwegen ein unberechenbares. Meine Braut hat mir sogar wörtlich dasselbe gesagt. Erst durch das Versprechen, es nicht fortzusetzen, Hab' ich ihr Jawort erkaufte. Und jetzt stellen Sie mich plötzlich vor die Unmöglichkeit, mein Versprechen einzulösen!"

„Warum vor die Unmöglichkeit?"

„Soll ich etwa, nuu er seine Revanche nehmen will, zur Retraite blasen? Lieber schieß' ich in die Luft. Aber seine Revanche muß er haben."

„Und Ihre Braut?"

. „Sie mag zum zweiten Male Trauerkleider anlegen."

„Trauerkleider um den Bruch Ihres Gelübdes, — denn eben bekannten Sie ja: nur durch das Versprechen, sich nicht mehr zu schlagen, hätten Sie das Jawort erlangt."

Der Oberst sah sich nach Feder und Dinte um. „Wo ist Papier?"

sagte er; „aber Sie werden, wenn ich falle, meiner Braut ja besser schreiben können, als ich es jetzt vermöchte; Sie werden Ihr Alles mittheilen, was wir hier durchgesprochen haben: daß mich «nein Gelübde verpflichtete, meinen Gegner — komme, was da wolle — zu schonen; daß Sie, Herr Pastor, mich zu meinem Heil von der Unumstößlichkeit solchen Gelübdes überzeugten, und daß ich als Mann von Ehre in die Luft geschossen habe; Sie werden ihr klar machen, daß Oberst Üeiferl wohl kein schlechter Krieger gewesen, daß ihm aber doch die Kraft gefehlt habe, die einmal zu ihr in seiner Brust entflammte Leidenschaft zu ersticken. Ist denn nicht daraus alles Uebrige entsprungen, Herr Pastor? Sie werden ihr schreiben, daß ich in Ihre Hände, Herr Pastor, das Jawort Anna Marie's zurück gab, — mit blutenden, Herzen. Das; ich sie bitte, mir zu verzeihen, und daß ich, wenn es ein Jenseits giebt, je glücklicher ihre Lebenstage sich gestalten, desto beruhigter auf sie hinabzublicken hoffe . . ." Vor übermächtiger Bewegung wandte er sich ab. Mit fester Hand schrieb er dann den Namen der Straße nieder, wohin der Brief zu richten war.

Pastor Hoyer hatte sich langsam erhoben. „Mein Amt", sagte er, „ver« pflichtet mich, den Wirrnissen, in die ich Mitmenschen verwickelt sehe, auf den Grund zu gehen. Wir Geistliche haben die kirchliche Weihe nicht erhalten, um, was kraus ist, auf der Oberfläche glatt zu machen, sondern uni zu helfen, daß die Ursachen dieser Krausheit aufgefunden, erkannt und bekriegt werden. Wie schreibt noch der streitbare Apostel Paulus in seinem sechsten Briefe

Der Ailschkein.Oberst. — 399

an die Epheser Vers 13, 14 und 15. „So ergreift den Harnisch Gottes, auf daß Ihr an dem bösen Tage Widerstand thun und Alles wohl ausrichten und das Feld behalten möget. So stehet nun, umgürtet eure Lenden mit Wahrheit und angezogen mit dem Krebs der Gerechtigkeit, und an Beinen gestieft als fertig zu treiben das Evangelium des Friedens, damit ihr bereitet seid.“ — Der Pastor wiederholte: „des Friedens“ ... Sie kamen,“ fuhr er fort, „als frohgemuther Friedensstifter hierher, Herr Oberst; mit einem Armband glaubten Sie die Thränen der Braut des armen Iwen und die ihm selbst bereiteten schlaflosen Nächte großmüthig aufwiegen zu können; daß Sie auch mit sich ernstlich in's Gericht zu gehen hatten, dessen waren Sie sich kaum bewußt; ich vermuthete: Niemand hatte Ihnen in's Gewissen geredet; solcher bitteren Wahrheiten kann aber nicht jedes Ohr entbehren. — Sie haben mir nun erlaubt, Ihnen gegenüber kein Blatt vor den Mund zu nehmen, und dafür sage ich Ihnen Dank; denn, Herr Oberst, im Vergleiche mit mir, der“ — er wies auf den für den König von Dänemark bestimmten Brief hin — „der ohne die Taubenbrätchen seines Kirchthurmes manche Woche und wohl auch manchen Monat sich mit Fastenspeise begnügen müßte und der weder gelbverlackten Bordeaux noch echten Varinas seinen Gästen vorsetzen könnte, wenn das Meer nicht von Zeit zu Zeit uns armen Watt-Insulanern etwas bescheerte, verglichen mit mir armen Seelenhirten, sind Sie ein vornehmer Herr. Nun Sie aber in sich gegangen sind, gewiß nicht ohne heilsame Folgen für Ihre ganze Zukunft, — und ich hoffe, der Himmel wird Ihnen noch manches Jahrzehnt schenken, Ihnen und der Auserwählten Ihres Herzens, nun lassen Sie — wenn es nach diesen meinen Worten noch nöthig ist — mich ein Mißverständnis; aus dem Wege räumen . . .“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre, und Iwen, mit Taback und Pfeifenstand, und Elke, mit vier Weinflaschen und ebensovielen Gläsern beladen, traten ein.

Der Oberst blickte zwischen dem schmunzelnden Seemann und dem mitten im Redefluß unterbrochenen Pastor hin und her. Ihm wollte die Nöthe in's Gesicht steigen. „Euer Ehrwürden,“ sagte er zögernd, „haben mir soeben ein langes und glückliches Leben gewünscht. Das hat nur dann Sinn, wenn alles vorher unter uns Verhandelte keine Schlacht bedeutete, sondern ein bloßes Manöver. Ist dem in Wirklichkeit so, da beuge ich mich vor Ihrem Pflichteifer, der Sie freilich in den nämlichen Fehler fallen ließ, den Sie an mir rügten, — ich hatte mit Waffen ein Spiel getrieben, Sie mit Worten.“

„Ich glaube mich nur des Ausdrucks bedient zu haben,“ antwortete der Pastor, „Iwen Gotting sei ein stilles Wasser.“

„Und als ich vom Einschießen sprach?“

„Da habe ich wohl die Achseln gezuckt, — sind Sie einem Feinde gegenüber nie in der Lage gewesen, zum Ueberlisteten Ihre Zuflucht zu nehmen?“

„Ich sehe schon,“ verneigte sich der Oberst, indem er der Einladung des Pastors, ihm die Ruhe nicht mitzuehmen, folgte, „ich sehe schon. Ehr-

H00 Rodelt walddmüller (<Ld. Duboc) in vresden.

würden, gegen Sie ist nicht aufzukommen. Und warum sollte ich nicht gern — wie nennen's die Seeleute? — warum sollte ich nicht gern vor Ihnen die Segel streichen? Das geschehe denn hiermit und zwar von ganzem Herzen. Sie haben mir eine Lection gegeben, — sie wird mir Zeit meines Lebens im Gedächtnis; bleiben. Fragt sich's nur noch, um mich landesgemah auszudrücken: was ist für die Lection die Schuldigkeit?" So sprechend wendete er sich nach dem Schreibtische um und sagte, indem er den erbrochenen, für den dänischen König bestimmten Brief in die Hand nahm, „mit Verlaub, ist es Euer Ehrmürden recht, wenn ich die Sache heute Abend in Tondern aus der Welt schaffe? Ich bin dort mit zweien der Visitatoren vervetteit, und warum wolleil Sie mit Ihrer Vorstellung bis nach Kopenhagen gehen, wenn sich die verdrießliche Angelegenheit, wie ich glaube, durch mündliche Befürwortung in der nächsten Nachbarschaft erledigen läßt?" Hier unterbrach der Pastor, der eben eine Flasche entkorken wollte, dies sein friedliches Geschäft. „Nein, Herr Oberst," rief er, „da fei Gott vor. Ich habe mich lange geduckt, zu lange. An den Höchsten im Lande will ich endlich mein Anliegen bringen, und darum rufe ich — da steht es am Kopf meiner unterthänigen Eingabe — darum rufe ich mit dem Psalmisten: „Hilf mir aus dem Nachen des Löwen und errette mich von den Einhörnern!"

Der Oberst lächelte, aber er stimmte bei: zuweilen sei es rathsnm, gleich an die höchste Instanz zu gehen. Er fügte hinzu, auch in der dänischen Nesidenz sei er nicht ohne Verbindungen, und er hoffe, dort dem Herrn Pastor nicht minder nützen zu können, wie dies in Tondern der Fall gewesen sein würde; eine Versicherung, die sich bewahrheitet hat, wenn auch erst nach dem Tode des streitbaren Pastors.*)

Einstweilen wurde das Geschäft des Entkorkens der ersten Flasche glücklich beendet, und bald mundete der vortreffliche Inhalt dem Obersten wie dem Pastor so ausnehmend gut, — Iwen wagte nur hin und wieder einen verstohlenen Schluck, und Elle nippte bloß — daß die zweite gelbverlackte Flasche, und dann auch noch die dritte dem Versöhnungsgelage zum Opfer fielen, wobei der ehemalige Göttinger Studiosus dem Isländer nichts nachgab, ebenso wenig wie im Auskramen fröhlicher Erlebnisse aus alter, durch die Ferne verschönerter Zeit.

Als jedoch der Isländer dann das dänische Lied von dem „tappern Kong Christian" anstimmte und Pastor Honer, als gelte ihm der Sang,

*) Ter am 3. November 1775, siehe» Mouatc imch dem Tode des Pastors, von der königlichen Rcgicruug zu Gottorff erthciltc Bescheid wiederholt die in der Eingabe von ihm geltend gemachten Gründe für das ssottbcstchcu der ilirchthnrms-Tanvcrcuvenü n»d kommt dann zu folgender Resolution: „So finden Wir alles das vollkommen hinlänglich, um es den voibcmcltcr uicliährigcn Einrichtung lediglich zn lassen. Wir geben Euch also solches mit dem Befehl und Auftrag hierdurch allcrgnädigst zu erkenne», auf die Vollstreckung des Eingangs angebotenen Mandat! nicht zu bestehen."

Ver Kirschkern.Vbeist. ^U^

mit dankendem Nicken sein schwarzes Häppchen lüftete, faltete Elke die Hände und entfärbte sich, — nicht wegen des Singens, denn die nächsten Häuser lagen außer Hörweite, — aber es siel ihr plötzlich auf's Herz, daß sie, irreführt durch die Vierzahl der Gläser, statt einer Masche deren vier aufgetischt hatte und daß ihr guter Pflegevater so viel nicht mehr vertragen könne. Behutsam suchte sie sofort, sich der noch nicht entkorkten Flasche zu bemächtigen; doch der Pastor zog plötzlich seine strengste Miene auf, und wenn er vorher sich hatte gehen lassen, als sei er erst eben mit dem letzten Semester durch, so kehrte er jetzt nach Möglichkeit wieder den Mann in Amt und Würden heraus, der sich jede Bevormundung verbitten durfte. Inzwischen hatte der Oberst seinen Sang beendet. Weder der abgeschlagene Angriff des besorgten Mädchens auf die Flasche, noch des Pastors plötzliche Frontveränderung war ihm entgangen, und nicht willens, die Ruhe des ehrbar bescheidenen Haushalts weiter zu gefährden, schützte er die Länge der heute noch von ihni zurückzulegenden Wegstrecke vor und erhob sich von seinem Sitz.

Aber er hatte ohne den Hausherrnstolz seines Wirthes gerechnet. Aufgetischtes durfte nach guter alter Sitte nicht wieder abgetragen weiden. Bloße Schaugerichte gab es auch in der knapp bestellten Wirtschaft des Keitumer Pastorenhauses nicht.

So wurde diesmal denn Iwen Gotting zum Entkorken der vierten Flasche herbeigewinkt, und als ihm wie seiner Braut nun in wohlgesetzter, wenn auch sprachenbunter Rede von dem Obersten Glück und Segen in den neuen Hausstand gewünscht worden war, sorgten wie der Oberst so auch Iwen und Elke dafür, daß der Antheil des Pastors an der Flasche nicht allzu reichlich ausfiel. Dieser, immer geneigt, einer Disputiergelegenheit nicht aus dem Wege zu gehen, hatte, während er mit den» geleerten Glase in der Hand zwischen dem Obersten und der Flasche hin und her blickte, nur den Schluß der Rede des Obersten abgewartet, um gegen den darin verflochtenen Vergleich der hier aufgetischten Getränk-Ueberfülle mit der Labimg der biblischen Fünftausend gegm den Obersten zu Felde zu ziehen, „denn“, sagte er, „wenn nicht etwa in Ihrer dänischen Bibel-Uebersetzung etwas vom Weintrinken oder selbst nur vom Wassertrinken der Fünftausend steht, so hinkt der Vergleich — verzeihen Sie mir, auf beiden Füßen. In unserer Luther-Uebersetzung und ebenso im Urtext heißt es kurzweg, der Heiland habe fünf Brode und zwei Fische unter die Fünftausend vertheilen lassen, ,und sie aßen Alle und wurden satt/ Getrunken haben die Fünftausend also nicht; es ist mir schon oft als das eigentliche Wunder in dieser Erzählung erschienen, und ich muß es bei Gelegenheit doch einmal in eine Fastnachtspredigt verflechten, denn es ist ja unglaublich, wie viel der Germane vom Durst geplagt wird, ich kann in diesem Punkte dem Tacitus nur beistimmen.“ Immer mit dem Glase in der Hand weiter redend, aber bei dem Leererwerden der Flasche seinen fehdemuthigen Ton mehr und mehr herabstimmend, gelangte er auf der Suche nach einem zum Bei-

H02 Robert Waldmüller («d. Duboc) in Dresden.

stilmnen, nicht zum Widerlegen des Obersten geeigneten Bibelthenm allmählich auf den Obersten im Evangelium Lucä. Aber hier begann der Wein ihm einen Streich zu spielen, denn nun verwechselte er hartnackig den vor ihm fitzenden Obersten mit dem nach der Erbschaft des ewigen Lebens trachtenden Obersten des Evangeliums, und da dieser dem Nathe des Heilands, alle seine Habe zu verkaufen und den Erlös den Armen zu geben, nicht befolgt hatte, — „es ist leichter, daß ein Kameel gehe durch ein Nadelöhr, als daß ein Reicher in das Reich Gottes komme“, — so glaubte Pastor Hoyer in seiner jetzt milden Denkweise die Nichtbefolgung dieses Naths seitens des Obersten Leiferl, im Hinblick auf dessen bevorstehenden Eintritt in den Stand der heiligen Ehe. entschuldigen zu dürfen, — „denn daraus, mein lieber Oberst“, sagte er, „erwachsen Ihnen Pflichten unabweisbarer Art, wie ich ja selber, als Nutznießer der Taubenzucht auf dem Keitumer Kirchenthurm, diese meine zeitliche Habe bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen gedenke, vertheidige ich damit doch das Besitzrecht meiner sämtlichen Nachfolger im Amt.“

Während dieser Abirrung, die übrigens weder Iwen noch Elke als solche auffaßten, hatte der Oberst ein paar Mal sinnend vor sich hingeblickt; dann war er mit der Rechten in die Brusttasche seines Rockes gefahren und hatte nach einigem Zögern ein ledernes Taschenbuch herausgeholt. Ms nun der Pastor an den Schluß seiner Auseinandersetzungen gelangt war, erhob sich der Oberst mit einer dankenden Bewegung gegen den Redner und wandte sich dann zu dem mit seiner Braut wieder abseits getretenen Seemann.

„Bei der Erwähnung des Obersten aus dem Evangelium,“ sagte er, „ist mir etwas durch den Kopf gegangen, was Dich betrifft, Iwen Gotting. Sind Ohrzipfel wirklich so überflüssig, wie ich's mir einredete? Nein, mein Sohn, sie sind es keineswegs, Beweis dafür: die Ohrringe, mit denen ihr Seeleute so gern Staat macht. Du hättest mir das vorhalten können. Daß Du es nicht thatest, soll Dir nicht zum Nachtheil gereichen. Ich wollte meinen Rückweg nach Stralsund über Tondern und Flensburg nehmen. Das ist ein Umweg, Du kannst ihn mir abnehmen. Hast Du je von einer Veranstaltung reden hören, die man Lotterie nennt? Vor mehr als hundert Jahren kam das Glücksrad zuerst bei der Wahl der Genueser Nathsherren in Gebrauch. Seitdem hat es zu allerhand Zwecken die Reise um die Welt gemacht in England, in Frankreich, in Holland — man baute in Amsterdam von dem Erlös eine Kirche, in London, oder war's in Edinburg, eine Wasserleitung, in Paris wurde die Ausstattung armer Mädchen damit bestritten. Häuser, Gärten, Güter kann man in solchen Lotterien gewinnen, neuerdings auch Schiffsantheile. Hier halte ich den Anspruch auf einen solchen Gewinnantheil in der Hand, ein Fünftel des Tarwerthes eines im Flensburger Hafen liegenden Schooners. Zum Spaß Hab' ich mir neulich ein Loos aufschwätzen lassen. Nun kam es als Treffer heraus. Wer was versteht unsereins von der Schifffahrt? Auch das Geld, was ich dafür morgen in Flensburg erheben wollte, mag ich nicht nehmen. Vom Würfel und Karten-

Der «irschkem.Oberst. ^03

spiel Hab' ich mich immer grundsätzlich fern gehalten. Wenn zwischen Dir und mir das Spiel um Dein und mein Leben glimpflich ablief — der gute Pastor hat mir den Tert darüber gehörig gelesen — so danken wir's der Gnade des Himmels. Ich will von keinerlei Spiel mehr wissen. Hier schenk' ich Dir also, als kleinen Ersatz für Deine Ohrzipfel, das Loos und die Gewinnliste dazu. Paßt Dir das Schiff, so kannst Du mit den Gewinnen« der andern vier Fünftel vielleicht einig werden, daß sie Dich als Capitain anstellen."

Hier stieß Elke einen Freudenschrei aus: „Dafür," rief sie, „muß ich dem Obersten einen Kuß geben."

„Thu's!" sagte Iwen, als sie dennoch zögerte, denn seine Freude über die Capitains-Perspective hatte ihm Thränen in die Augen gebracht, und er wußte sich vor Verlegenheit nicht zu helfen.

So bekam der ihr so verhaßt gewesene Kirsch kern'Oberst denn wirklich einen dankbaren Kuß, und mit dieser guten Wegzehrung machte er sich frohen Muths aus dem Staube.

Als draußen das eiserne Gartenthor hinter ihm dröhnend zuschlug, neigte sich Pastor Honer die Stirn. „Wenn da nicht das goldene Armband läge," sagte er, „da würde ich mir zutrauen. Alles nur geträumt zu haben. Ich muß nächsten Sonntag einmal wieder über das Evangelium Lucä und den reichen Obersten predigen; Alles sollte der den Armen geben, — Alles! Vielleicht hätte ein Fünftel genügt. Erwinnere mich doch nächsten Sonnabend daran."

Nütd und E>>!>, I^XIV,, 182. 27

Illustrierte Bibliographie.

»inder« und Hans«ärchen, gesammelt durch die Gebrüder Grimm. Illustriert von P. Grot Johann. Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart.

iaß es nöchig geworden ist, die Berechtigung des Märchens gegen phantasielose Pedanten und engherzige beschränkte Pädagogen zu verfechten, wie es vor einiger Zeit von Seiten eines berühmten Romanschriftstellers und Gelehrten in einer bekannten Zeitschrift geschehen, ist ein trauriges Zeichen für die einseitig nüchterne, auf das alltäglich Wirkliche gewandte Geistesrichtung unserer Zeit, der die herrlichen Worte, welche die Vrüder Grimm ihrer Sammlung der deutschen „Kinder- und Hausmärchen“ vorausschickten, ganz in Vergessenheit gerathcn zu sein scheinen.

„Wir finden es wohl,“ so heisjt es in jener schönen Vorrede, „wenn Sturm oder anderes Unglück, das der Himmel schickt, eine ganze Saat zu Voden geschlagen, dan noch bei niedrigen Hecken oder Sträuchern, die am Wege stehen, ein kleiner Platz sich gesichert hat, und einzelne Nchren aufrecht geblieben sind. Scheint dann die Sonne wieder günstig, so wachsen sie einsam und unbeachtet fort; keine frühe Sichel schneidet sie für die grokcn Vorillthsklmmern: aber im Spätsommer, wenn sie reif und voll geworden, kommen arme Hände, die sie suchen; und Nehre an Aehrc gelegt, sorgfältig gebunden und höher geachtet als sonst ganze Garben, weiden sie heimgetragen, und winterlang sind sie Nahrung, vielleicht auch der einzige Samen für die Zukunft. — So ist es uns vorgekommen, wenn wir gesehen haben, wie von so vielem, was in früherer Zeit geblüht, nichts mehr übrig

Illustrierte Bibliographie. -

^05

geblieben, selbst die Erinnerung daran fast ganz verloren war, als unter dem Volte Lieder, ein paar Bücher, Sagen, und diese unschuldigen Hausmärchen." . ,

„Wo sie noch da sind, leben sie so, daß man nicht daran denkt, ob sie gut oder schlecht sind, poetisch oder für gescheidte Leute abgeschmackt i man weiß sie und liebt sie, weil man sie eben so empfangen hat, und freut sich daran ohne einen Grund dafür..“

"5 27*

H06

Nord und Süd.

„Wir wollen hier diese Märchen nicht rühmen oder gar gegen eine entgegengesetzte Meinung vertheidigen: ihr bloßes Dasein« reicht hin sie zu schützen. Was so mannigfach und immer wieder von Neuem erfreut, bewegt und belehrt hat, das trägt seine Nothwendigkeit in sich und ist geläufig aus jener ewigen Quelle gekommen, die alles Leben bethlüt, und wenn auch nur ein einziger Tropfen, den ein kleines zusammengehaltenes Blatt gefaßt hat, doch, in dem ersten Morgenroth schimmert.“ ^-

|

^3

«Iz

52

3

Und das deutsche Volk bis hinab in jene Kreise, die von der gewaltigen Gelehrtenarbeit der beiden großen Brüder kaum eine Spur zu sehen haben, wird sich die von diesen mit so liebevollen« Sinne gesammelten und in einer von so tiefem Gefühl für die Seele des Volkes, von einem so lindlich reinen Gemüth zeugenden Form wiedergegeben«! Märchen nicht nehmen lassen. Vielmehr werden die Grimmschen Märchen in ihrer

Vibliographie.

HO?

Originalfassung, deren herzige Naivität u,u> bezaubernde Frische uon leiner Nachahmung erreicht ist, noch weitere Verbreitung finden; denn im kommenden September sind 30 Jahre verflossen seit dem Tode des letztuerstorbenen der beiden Brüder, und die Märchen sind somit Allgemeingut. Den zahlreichen billigen Volksausgaben, die unzweifelhaft bald erscheinen werden, geht eine billige illustrierte Pracht-Ausgabe voraus, die von der durch ihre illustrierten Classilcrausgaben vorthcilhaft bekannten Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart herausgegeben wird. Die Illustrationen liefert der bekannte Zeichner P. Grot Johann. Das erste uns vorliegende Heft erweckt das günstigste Voruttheil für das Unternehmen. Die 3 Bogen großen Formats umfassende Lieferung enthält etwa ein Dutzend Bilder verschiedener Größe, die sich dem Grimmschen Text uerständnisvoll an» schließen. Die beigelegten Illustrationsproben überheben uns weiterer Erörterung.

Papier, Druck und Ausstattung sind vorzüglich.

Die Ausgabe wird 20 Lieferungen znm Preise Uon je 1 Ml. umfassen: alle

14 Tage soll eine Lieferung erscheinen.

Wir werden, sobald das Werk vollständig vorliegt, darauf zurückkommen.

O. ^V.

Illuftratio,, zu „Dil e»te Handel"

Neueö und Alteö von Felix und Chereese Dahn.*)

Der dritte Band von Felix Dahns Erinnerungen umfaßt die letzten Jahre seines Münchener Aufenthalts (1854 — 1863) von seinem Eintritt als Rechtspraktikant beim „Königl. Landgericht München rechts der Isar" bis zu seinem Abgange nach Würzburg als außerordentlicher Professor der Rechte.

Was uns an diesen „Erinnerungen" vor Allem wohlthuend anmñthet, ist der freie und offene Ton, in dem sie geschrieben sind. Dcchn macht kein Hchl aus seinem Lieben und Hassen, er spricht ehrlich aus, was er empfindet, und hüllt auch seine Weltanschauung nicht in mystisches Dunkel, wie es häufig von Memoircnschreibern beliebt wird? sondern er bezeichnet klar und deutlich seinen Standpunkt, den er auf Grund seiner philosophischen und geschichtlichen Studien sich erworben hat (S. 361). Daß er mit dieser freien Aussprache seiner innersten Ueberzeugungen manche ängstliche Seele beunruhigen, manchen Leisetreter und Heuchler beleidigen wird, ist selbstverständlich; jeder unabhängige, ehrlich strebende Mann wird ihm dafür nur dankbar sein.

Der Lebensabschnitt, den uns Dahn in dein vorliegenden Bande schildert, ist uon hervorragender Bedeutung für die ganze spätere EntWicklung des Menschen, dB Gelehrten, des Dichters. Wir erleben mit ihm die Leiden und Freuden seiner praktischen Iuristenlaufbahn, in die er. man tonnte sagen, kaum dem Knabenalter ent-

*) Erinnerungen uon Felix Dahn. Drittes Buch. — Gedichte uon Felix Dahn. Vierte Sammlung-. Felix und Therese Dahn. — Gedichte uon Felix Dahn. Fünfte Sammlung: Vaterland. Leipzig. Breitkopf und Hättet.

408 Nord und Süd.

wachsen, eintritt; wir fühlen mit ihm den Unterschied in seinem Inneren allmählich aufdämmern zwischen dem geträumten Leben des heranwachsenden Jünglings und der rauhen Wirklichkeit, die sich in den lebhaften Volksscenen vor Gericht unter seinen erstaunten Blicke» Ilufthut. Wir folgen ihm in die viel verschlungenen Pfade seiner wissenschaftlichen Studien, freuen uns seiner ersten Erfolge auf diesen Gebieten, begleiten ihn als jungen Univeisitäts-Dozenten in seine Collegia, und sehen dem weidenden Dichter im Wcttkampf mit seinen Kameraden mit wachsendem Interesse zu. Der alte ehrwürdige Rückert hebt ihn als Dichter gleichsam aus der Taufe. Die Epitcl, welche die Anknüpfung mit Nückert schildern, den Besuch bei dem verehrten Dichter, sein Heimweseu, seine Familie, sind von einer bezaubernden Lebenswärme und Anmuth. Vom Hauche innigster Freundschaft durchweht sind die dem Andenken I. V. Scheffels gewidmeten Seiten; mit pietätvoller Dankbarkeit ist das Leben in seinem Vaterhause und der alte Tahn selbst gezeichnet. Von großer Anschaulichkeit sind auch die Schilderungen des Alt-Münchener Gesellschaftslebens und seiner kleinbürgerlichen Zustände, im Gegensatz zu dem später sich entwickelnden lebhaften Künstler- und Gelehrtenstreben und dem mächtigen Anwachsen des Fremdenverkehrs in München. Zum ersten Male erhalten wir ferner authentischen Aufschluß über die Gründung und Zusammensetzung der unter dem Namen „das Krokodil" tagenden Dichtergesellschaft, welcher auch Tahn angehörte. Er führt uns alle Mitglieder in treffenden Charakteristiken vor, wobei unserer Ansicht nach allerdings Paul Hense etwas zu kurz kommt.

Von den außerhalb des genannten Tichterkreises stehenden literarischen Persönlichkeiten interessiert uns am meisten der Charakterkopf Franz Dingeldeys, dieses hochbegabten, sich und die Welt ironisirenden, und im Grunde seines Herzens doch guten und treuen Menschen.

Von größeren wissenschaftlichen Werken fallen in den vorliegenden Zeitabschnitt vor Allem die ersten Bände der „Könige der Germanen", die Tahn selbst das wissenschaftliche Hauptwerk seines Lebens nennt; von größeren Prosadichtungen sind zu erwähnen die Vorarbeiten und einige Theile des „Kampfes um Rom." Beide Werke wurden erst viel später der Vollendung entgegengeführt, zum Theil aus rein äußeren hindernden Umständen. Zu diesen letzteren gehört auch seine erste Ehe, die er bereits im Alter von 24 Jahren einging. So zart Tahn diesen Gegenstand seiner Erinnerungen behandelt, den er wohl absichtlich in ein gewisses Dunkel hüllt, so wird doch Niemandem entgehen, daß der Dichter das gehoffte Glück in diesen Ehebänden nicht gefunden hat. Er war mit tiefen Seelenleiden verknüpft, die — wenn auch zum Theil eingebildet — doch den Dichter endlich auf's Krankenlager warfen und zu einer längeren Erholungsreise nach Süd-Tyrol und Ober-Italien zwangen.

Die Schilderung dieser Reise, die er zugleich mit eingehenden geschichtlichen Studien verband, gehört zu den besten Partien des Buches; insbesondere sein Aufenthalt in Ravenna, der für seinen „Kampf um Rom" von hervorragender Bedeutung wurde, ist in Dahns Darstellung von echt künstlerisch-historischer Wirkung. —

Wenn oben die Offenheit und Klarheit der Vortragsweise gerühmt wurde, so ist damit nicht gesagt, daß nicht auch hier wie in jedem guten Buche noch sehr viel zwischen den Zeilen zu lesen ist — für den richtigen Leser nämlich. Es sind die Dinge, die dem Andern schwer klar zu werden sind, wenn sie von der Masse nicht mißverstanden werden sollen, die der tiefer Blickende doch erkennt, auch ohne daß sie besonders ausgesprochen werden. Ab und zu rührt Tahn an solche Dinge in einer kurzen Anmerkung; mitunter klingt es aus dem Buche wie ein Seufzer, der mit Goethe fragt: was weiß denn ein Mensch vom Andern!

Durch das ganze Buch aber weht von der ersten bis zur letzten Zeile der glühende deutsche Patriotismus, die „national-heldenhafte Begeisterung", die nach des Dichters eigenem Ausspruch vielleicht der tiefste Grundzug seines Wesens ist. —

Dieser Begeisterung begegnen wir in erhöhtem Maße in der unter dem Sondertitel „Vaterland" zusammengestellten Sammlung patriotischer Gesänge. Seit Gabels „Heroldsrufen" sind so volltönende Weisen nicht mehr aufgestimmt worden. Vollendet in der Form, packend im Ausdruck, übertreffen sie Gabel an Kraft und Fülle der Empfindung, an Mannigfaltigkeit des Stoffes. Von ganz besonderer Innigkeit sind die den Kaisern Wilhelm I. und Friedrich gewidmeten Gedichte; mit tiefer Wehmuth erfüllten uns die kurzen, ergreifende Strophe „Schloß Hohenschwanstein".

In der größeren Sammlung von Gedichten, die vor uns liegt, begegnen wir vielen guten alten Bekannten, aber auch manchem schönen Neuen. In der Ballade und Romanze hat Felix Dahn neben Theodor Fontane gegenwärtig in Deutschland wohl kaum einen Ebenbürtigen. Wie ein purpurnes Prachtgewand um herrliche Glieder schlingen sich seine meisterhaften, formvollendeten Verse um den bedeutenden, jederzeit echt poetischen Inhalt. Und daß es Dahn versteht, auch ganz moderne Stoffe in echtem Balladenstyl zu besingen, beweist sein Lied vom „treuen Gordon." Unter den vielen neuen lyrischen Gaben sei besonders das Lied „Vom Nicht»alt-werden-können" hervorgehoben, eine wahre Perle unserer gesamten modernen Lyrik.

Zum ersten Male wird uns in diesem Bande eine größere Anzahl von Gedichten Therese Dahns vorgeführt, in denen sich ein ungewöhnliches Talent kund giebt. Therese Dahn ist eine geborene Diestelshoff, und die große Annette, Deutschlands bedeutendste Dichterin, ja vielleicht die größte Dichterin der modernen Welt, darf sich ihrer Namensschwester nicht schämen. In den Balladen schließt sich Therese in Vortragsweise und Wahl der Stoffe vielfach ihrem Manne an, ohne doch ihre Selbständigkeit einzubüßen. Therese ist phantastischer und weniger anschaulich als ihr Mann, findet aber meist den richtigen Balladenton. Vollkommen selbständig tritt uns Therese dagegen in ihren lyrischen Gedichten und landschaftlichen Stimmungsbildern entgegen. Ihre Liebeslyrik ist von einer Gluth und Tiefe der Empfindung, wie wir sie nur bei Vollblutlyrikern finden. Bei aller Leidenschaftlichkeit ihrer Gefühlsansprüche wird sie aber niemals die Schranken edler Weiblichkeit und künstlerischer Mäßigung überschreiten. Wahr und innig, wie diese Lieder von Herzen kommen, müssen sie auch zu Herzen gehen. Das alte Thema von Liebes Lust und Leid ist der beste Probstein für ein wirkliches Talent, und hierin hat sich Therese als echt erwiesen. Wunderbar stimmungsvoll sind ihre Haidbilder, in ihnen tritt sie dicht an ihre große Vorgängerin Annette heran-, originell und höchst wirkungsvoll sind auch die „Lieder eines Kauzes." Der erste Schritt in die große Öffentlichkeit ist gethan: wir hoffen Frau Therese recht bald wieder zu begegnen. «.

Bibliographische Notizen.

Geschichte des Orients und Griechenlands im sechsten Jahrhundert

v. Lhr. (Allgemeine Geschichte des Alterthums. 3. Band). Von Heinrich

Welzhofer. Berlin, Verlag von Oswald Seehagen.

Das Urtheil, das der zweite Theil < Geschichte des griechischen Volkes bis Solon) herausgefordert hatte, muß auch über den vorliegenden Band ausgesprochen werden: daß nämlich seine Lektüre geeignet ist, eher Schaden als Nutzen zu stiften, besonders unter dem großen, nicht streng wissenschaftlich gebildeten Publikum, für welches das Werk bestimmt ist. Nicht die sicheren Ergebnisse der neuesten Forschung werden vorgeführt, sondern sehr häufig werden rein subjektive, durchaus anfechtbare Anschauungen des Verfassers entwickelt und der Geschichtserzählung zu Grunde gelegt. Die ganze erste Hälfte, die Geschichte des Orients, durchzieht eine bis zum Uebermaß getriebene Gegenüberstellung der Indogermanen einerseits, der Semiten und Hamiten andererseits: dadurch erfahren die verschiedenen semitischen und hamitischen Völker manchen ungerechten Vorwurf, während das günstige Urtheil für die Perser als Indogermanen sich bis dahin versteigt, daß die Grausamkeit des Kambyses

als „teutonischer Furor“ entschuldigt wird, der Ruhm des Kyros soll nicht geschmälert werden: aber die Verherrlichung desselben durch Welzhofer, der die Cyropädie Xenophons, einen politischen Roman, als glaubwürdige historische Quelle ucrwerthct, geht doch zu weit. Gigenthümlich ist ferner, daß Welzhofer hier die Glaubwürdigkeit Herodots so hoch veranschlagt, obwohl er an anderem Orte seinen Angaben, wenigstens für die Perserkriege, skeptisch gcnnng entgegentritt.

Für die athenische Geschichte im 6. Jahrhundert kommt jetzt auch die neugefundene aristotelische Schrift vom Staate der Athener in Betracht: der Verfasser hat sich mit ihr auf die bequemste Weise abgefunden, indem er sie für unaristotelisch erklärt und daher sich befugt glaubt, sie ganz bei Seite zu lassen: er giebt sogar dem Zweifel an ihrer Herkunft aus dem klassischen Alterthum Raum. Man mag die Schrift dein Aristoteles absprechen, ihre Abfassung in der überlieferten Gestalt einer späteren Zeit des

4!0

Nord und Süd.

griechischen Alterthums zuweilen, man mag ihre Zeugnisse für noch so unzuverlässig halten, immerhin nutzte sie in gleichem Maße wie die übrigen Quellen, z. B. Plutarch, herangezogen werden. Wohin die fast vollständige Vernachlässigung der Schrift vom Staate der Athener geführt hat, zeigt namentlich die Geschichte der Peisistratiden, für welche sie eine Reihe guter Nachrichten bietet. — Besonderer Beachtung in geographischer Hinsicht sei noch der Satz (S. 273) empfohlen: „Nur auf der Westseite, wo sich das Land verflachte und die Berührung mit Argos einigen Verkehr hervorrief, besaß Arkadien ein paar größere Städte: Oräiomenos, Mantinea, Tegea.“

Dass übrigens die Darstellung selbst stets klar und anregend geschrieben ist, soll nicht verschwiegen werden; einzelne Partien, wie die über die jüdischen Könige und über Pscriander von Korinth, sind recht anerkennenswerth, 8b.

Rußland und England einem russischen Angriff auf Britisch-Indien gegenüber. Von Rogalla von Biederstein. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei N.-G. (vorm. I. F. Richter).

Dass das Zarenreich unentwegt das Ziel verfolgt, in dem weiten Landgebiete östlich des kaspiischen Meeres in der Richtung auf Indien nicht allein seine Fühlhörner auszustrecken, sondern noch besitzergreifend vorzugehen, hat sein ganzes Verfahren im Laufe der letzten Jahrzehnte bewiesen. Mit grobem Geschick hat Rußland es verstanden, die Colonisation und Assimilierung, oder vielmehr die Aufsaugung aller derjenigen Völkerschaften zu erreichen, welche ihm auf diesem Wege begegneten und von ihm unterworfen worden waren. Unaufhaltsam — so scheint es — rückt der nordische Coloss stets weiter in südlicher und südöstlicher Richtung vor, um die Ausbreitung des eigenen Gebiets zu ermöglichen. Es kann nicht lange Zeit mehr dauern, bis Rußland auf diesem seinen Vorschreiten in das Gehege eines anderen Großstaates gelangt, welcher sich schon seit vielen Jahren in den Besitz von Indien gesetzt und trotz der letzten starken Empörung von 1857 (des Sepoy-Aufstandes) dort zu behaupten verstanden hat, nämlich Englands. Nicht umsonst hat die Königin Victoria von England vor einigen Jahren den weiteren Titel einer „Kaiserin von Indien“ angenommen; es beweist diese Thatsache den

hohen Werth, welchen Grohbritannien auf den Besitz von Britisch-Indien legt, de» es unter allen Umständen zu behaupten suchen wird. Wenn also dereinst Rußland in seinem unausgesetzten Vordringen in Central-Asien weiter, als England dies gestatten zu sonnen vnneint, um sich zu greifen suchen wird, dann muß es in jener Gegend zu einem furchtbaren Zusammenstoß kommen, der in ähnlicher Weise über die Hegemonie beider Großstllliten in Asien entscheidet, wie die Frage im Jahre 18L6 zwischen Preußen uub Oesterreich in Bezug auf die Oberherrschafft in Deutschland znr Erledigung gebracht worden ist.

Der Verfasser der vorliegenden kleinen, aber sehr lesenswerthen Schrift, Herr Oberstlieutenant Rogalla von Nieberstein in Breslau, ist durch frühere Studienarbeiten auf manchen Gebieten längst vortheilhaft bekannt. Er gicbt nun in derselben ans 51 Druckseiten ein sehr klares und anschauliches Bild der Verhältnisse, wie sie sich jetzt in Central-Asien zwischen Rußland und Englisch-Indien gestaltet haben; er zeigt vornehmlich, wie das Zarenreich bemüht gewesen ist, ein Festsetzen auf der dem Kaschgar-Ta»-Gebirge südwestlich vorge-lagerten Hochfläche und damit dm Gewinn gesicherter Deboucheen gegen das wichtige Gebiet von Kaschgar — der Hauptstadt der Provinz Ost-Turkestan — zu erreichen. Abzuwarten bleibt freilich, wie sich solchen Bestrebungen gegenüber neben England aucl, das in seinen Interessen hierdurch nahe be-rührte China verhalten wirb. Die Bedeutung der ganzen Frage er-giebt sich klar aus dem sehr wichtigen Schluß-satze des Verf.:

„Der künftige Krieg Rußlands mit England um Indien aber wirb ein Kampf um die erste Machtstellung der Welt und um die Herrschaft in Asien sein und daher das Interesse aller Völker nnd Staaten der alten Welt beanspruchen." 6. 2.

Tie socialiftische Bewegung in Europa. Ihre Träger nnd ihre Ideen. Von T. de Wyzewa. Deutsch von Dr. Hans Altana. Verlag von Otto Solle, Braunschwcig.

Bei keiner anderen politischen Partei üben die Führer einen so starken persönlichen Einfluß aus, wie bei der socia-listischen. Je weniger die Menge zur Unterscheidung zwischen dm verschiedenen socillistischen Theorien geneigt ist, um so wichtiger werden die Gedanken der Führer für d,c Veurtheilung der von ihnen ge-

Vibliographische Notizen.

4U

leiteten Bewegung. Von dieser Erwägung ausgehend, führt uns der Verfasser in einer Reihe flott hingeworfener Skizzen die einzelnen Parteihäupter in Frankreich und Deutschland, Belgien und England vor. Er zeichnet mit einer wohlwollenden Unparteilichkeit, welche die Lektüre annehmlich macht und uns die mir in der Entfernung unheimlich Erscheinenden menschlich näher dringt. I'.

Kampf um «Vasein und «Issoci«»

Von. Von Dr. Max Freiherr von Wimpffen. Wien, Carl Konegen.

Um von diesem Buche das Beste vorweg zu sagen: es liest sich, als ob es von einem gutherzigen Optimisten geschrieben sei. Derselbe erhofft den Fortschritt der Menschheit ausschließlich vom hilfsbereiten Zusammenschluß der Gesamtheit: dagegen erklärt er dem Kampf um's Dasein seinerseits den Krieg.

Aber seinen Ausführungen fehlt sowohl wissenschaftliche Tiefe wie überzeugende Kraft. Freilich würde ein Kampf um's Dasein in übertriebener Schärfe Raub und Selbstsucht großziehen; aber wenn uns das Prinzip der Association allein selig machen sollte, würde ein Volk von Schwächlingen erstehen. Man darf eben kein Prinzip übertreiben. Hilfsbereitschaft und Wettbewerb, jedes an der richtigen Stelle, sind beide nöthig, um die Menschheit zu fördern.

«ottesdienftliche Vorträge in der Schloßkirche zu Karlsruhe gehalten von Achelis, Nassermann, Cremer, tzauck, Haupt, Herrmann, Kaftan, Lemme, Sell, Weitbrecht. Ficiburg i. B.

Es ist ein unbestrittenes Verdienst, welches sich die überaus rührige Verlagsbuchhandlung von I. E. B. Mohr (Paul Siebeck) mit der Herausgabe dieses Buches erworben hat. Die vorliegende Sammlung hat es nicht mit schulgerechten Predigten zu thun, sondern mit freierer Behandlung einer Reihe religiöser, socialer, christlich-apologetischer Probleme, die sie unter dem Lichte des Evangeliums in weitherziger Denkart und nach Stil und Gedankengang besonders für Gebildete anziehender Methode zu lösen mithelfen will. Für die Gediegenheit des Gebotenen bürgen außer der Verlagsfirma besonders Namen wie Haupt, Achelis, Kaftan, Cremer, Bassermann, und daß theologisch so divergirende Naturen wie die der zwei letztgenannten an einem Werk sich betheiligen, zeigt dessen Ernst und Werth. Dem Großherzog von Baden, dem diese

„Vorträge" ihre Entstehung wie Veröffentlichung verdanken, ist das Werk gewidmet, in welchem sich nach unserer Wahrnehmung besonders fruchtbar auszeichnen dürften: Haupts Ansprache übei Matth. 6,10 („Das Reich Gottes als höchstes Gut"), Herrmmms „Das Christentum und der geistige Fortschritt der Menschheit« (hebr. 13,8) und Cremers an Rom. 5, 20, 21 angeschlossene Ausführungen über den „modernen Pessimismus und die christl. Lehre von der Sünde". — Das Buch ist Lesern, die für eine feinere moderne Apologetik des Christentums ein Herz haben, namentlich Gebildeten warm zu empfehlen. Al.

2>ie Entwickeln« der Menschen im Lichte chriftlich»rationaler Weltanschauung. Von C. Andresen. 2. Aufl. .Hamburg, I. F. Richters Verlagsanstalt. Auf 222 S. 8° sucht der Verfasser vom Standpunkte eines regenerirten Rationalismus eine Art religions-philosophische« System zu entwickeln, welches auf die sechs Capitel „Weltanschauungen, Entstehung des Menschen, Menschlicher Wille, Religion, Sociale Entwicklung und Geschichte der Völker" aufgebaut ist. Glänzende Form und vielerlei geistreiche Pointen machen die Lectüre des Buches anziehend. Indeß leidet dasselbe andererseits an mancherlei Kühnheit des Subjectivismus. U-I.

Neber >e« christl. »tauben. V»rträge. Von Th. Ieß (f Propst und Pastor in Kiel). Freib. i. B. I. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Eine praktisch-theologische Arbeit aus der Ritschl'schen Schule. Wärme ohne dogmatisches Pathos und lebendige Ergriffenheit von der Fruchtbarkeit seines Systems zeichnet dieses nach dem Tode des in Kiel gern gehörten, am 12. December 1891 gestorbenen Predigers von Dr. Friedr. Nitzsch herausgegebene Werk aus. Es wird dasselbe namentlich in der Heimatsprovinz des Verfassers willkommen geheißen werden. Italienischer Valat. Allerlei Heiteres aus dem Land der Citronen. Aufgetischt von Oskailustinus. Berlin, Richard Wilhelmi.

Ein neuer Italienführer, aber auch wirklich neu! Was ihn von den vielen anderen Italienführern auszeichnet, ist das

4<2

Nord und Süd,
Subjective und Hunioristischc. Iustinus
plaudert harmlos wie ein guter Mensch, der
an Allem, was er sieht, Freude hat, ohne
daß er darum das Untcrscheidungsvermögen
für Groß und Klein, für Bedeutend und
Unbedeutend verliert. Man hört es ihm
an, daß Mittheilsamkeit seine Natur ist,
aber was er zu erzählen hat, ist inter-
essant, und die Art, in der er erzählt, ist
anmuthig. Die rieten Italieufahrer Deutsch-
lands, die alljährlich in das Land unserer
Sehnsucht ziehen, können eine bessere Lectüre
taum mitnehmen, Iustinus' „Italienischer
Salat' ist eine angenehme Ergänzung
jedes Bädcters. r>.

Nomeo und Julia am Pregel. Ton
Rudolf». Gottschall. Roman. Leip-
zig. Carl Ncißner.

Rudolf u. Gottschall, ein Altmeister
der deutschen Literatur, erinnert in dem
uns vorliegenden Roman an seine besten
Zeiten. Auf kräftig gehaltenem, durch
frappante Zeichnung treu wiedergegebenem
localen Hintergründe entwickelt sich die
durchweg hoch interessante Handlung zu epi-
scheu Höhen ergreifender Gewalt und hin-
reißender Innerlichkeit. Dem Hintergründe
entsprechend, tragen mich die Menschen, die
wir sich bewegen, sich lieben und hassen,
sich helfen und sich vernichten sehen, deutlich
charakteristische Merkmale: Land und Leute
Ostpreußens werden vor uns lebendig! —
Wie dort die politische und sociale Bewegung
der vierziger Jahre unseres Jahrhunderts
sich zugetragen, »reichen Einfluß sie auf die
Geschicke der Einzelnen geübt, — das giebt
der Handlung ihre Hauptimpuls, und außer-
dem ist es das Rcinmenschlichc, dessen Motive
unabhängig sind von Zeit und vom Raum,
das hier erschütternd und erhebend sich äußert.
Gottschall hat uns ein Buch geschaffen, dem
wir für Denken und Empfinden reichste An-
regung verdanken, das, ohne modern realistisch
zu sein, uns doch dorthin will, wie die
Wirklichkeit nicht cinSchäferespici, von Genien
gehütet, ist, sondern ein ernstes Ringen, das
häufig genug Dämonen bedrohen, erfordert.
Aber es ist ein Dichter, der uns erzählt,
und so liegt der Poesie verklärender Schimmer
über Allem. H.,. VV.

Astaroth. - Mentha. Von Will,.
Jensen. Zwei Novellen aus dem deut-
schen Mittelalter. Breslau, Scblc-
sische Buchdruckerei, Kunst- und
Bcrlagsanstalt vormals S. Schott-
in e »der.

Die beiden Novellen aus dem Mittel-
alter „Astaroth" und „Mentha" sind echter

Jensen! In Verschiedenen seiner Romane und Novellen hat der Dichter sich als Kenner des Mittelalters offenbart; wie er dann die Stimmung der Zeit in Einklang zu bringen weiß mit dem Schicksal seiner Menschen, und wie von überallher uns hierbei die vollsten Herzenssaccorde wiederklingen, das ist das Geheimnis; seiner dichterischen Kraft. Zu der ersten Novelle „Astaroth“ bemerkt Jensen: „An dieser geschichtlichen Begebenheit hat die Dichtung kaum da und dort einen leisen Zug hinzugefügt“, und wirklich weist er durch Eitate aus alten Chroniken das Historische der Gesammthandlung nach. Aber diese leisen Züge „da und dort“ geben dem Skelett erst Blut, und dieses Blut kreist rasch und feurig, und in der Seele regen sich die Leidenschaften in berückendstem Rhythmus, und so ist die historische Begebenheit zu einer Vollschröpfung künstlerischer Phantasie geworden. Auch in „Mentha“ ist das historische treu gewahrt. Tic düsteren, schaurigen Bilder von der Ausstoßung aus dem Ritterstande und von den „Leprosen-Gehöftcn“ sind, gleich allen Details der Handlung, authentisch der „guten alten Zeit“ entnommen: dazwischen jedoch wird das hohe Lied von der Frauen-Liebe und -Treue so tonreich, mit so ergreifendem Klange angestimmt, daß wir diese Novelle zu den gelungensten novellistischen Dichtungen Jensens zählen. H. >V.

Ein Kind. Novelle von Ida Bon-Ed.

Leipzig, Verlag von Karl Reißner.

Die feinsinnige Verfasserin behandelt in dieser Novelle ein tiefes seelisches Problem. Mit zarter und doch sicherer Hand entschleiern sie das Geheimniß eines Ehcundes, an dem wir im wirtlichen Leben achtlos vorübergehen Pflegen. Mit allen Mitteln ihrer vornehmen Erzählerkunst, mit dem poetischen Hauch, der ihrer fließenden Darstellung eigen ist, verbindet sich eine innere Wahrhaftigkeit, die mit den Pansirkünstcn unserer Modernsten nichts gemein haben will, die aber ans jedes unbefangene und gesunde Herz rührend und ergreifend wirken muß. — t.

«2 Vuch vom «labberstorche. Von

Edwin Norman». Mit Bildern geschmückt von Georg 2 chöbel. Leipzig, A. Fischer.

Ein dankbareres Thema hätte Bormann kaum wählen tonnen, und er hat es vor-

trefflich verstanden, ihm alle humoristischen Seiten abzugewinnen. Das Eingreifen des einerseits beliebten, wie andererseits gewichteten ehrwürdigen Vogels — auch sein mitunter schmerzlich bedauertes Nichteingreifen in das menschliche Leben wird hier in erschöpfender Weise in ergötzlichen Venen geschildert. Georg Schöbe! hat deren Wirkung durch hübsche, humorvolle Zeichnungen noch gesteigert.

An dem geschmackvoll ausgestatteten Büchlein wird Jedermann seine Freude haben — besonders Verständnis;- und lieberolle Würdigung wird es natürlich bei jungen Eheleuten finden. <.>. W.

Geschichten aus Tirol, von Carl Wolf.

Mit einem Vorwort von P. K. Roscggger. i Innsbruck, A. Edlingers Verlag.

Die «wahre Geschichte aus Tirol von Ludwig Steub. Mit Illustrationen von Hugo Engl. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp.

In seinem Vorwort zu Carl Wolfs

„Geschichten aus Tirol“ sagt Roscggger: „Ich wäre stolz darauf, sie geschrieben zu haben.“

Einer andern Empfehlung bedarf es nicht.

Die „ziemlich wahre Geschichte“, die «Ludwig Steub uns erzählt, ist frisch und lebendig wie die Geschichte eines wirklich und hochbegabten Schriftstellers, der für die Eigenheiten seiner Landsleute das beste Auge und das feinste Ohr besitzt. Man freut sich aufrichtig der Lectüre.

Die Ausstattung ist ungewöhnlich reizvoll.

Die kleinen Bildchen von Hugo Engl sind überaus anmuthig und meisterlich reproducirt.

Sie sind ein wirklicher Schmuck des sehr hübschen Bandes. —n—

Und doch — abergläubisch. Von

R. v. Fels. E. Piersons Verlag.

Treßden und Leipzig.

Der Verfasser gebietet über eine reiche, schwungvolle Phantasie, die uns bunte fesselnde Vilder in Fülle schauen laut: dann aber versteht er es auch trefflich, diese Vilderwelt mit einer gesunden Realistik zu verquickern und das Alles mit ungehörter Sprachgewandtheit zu schildern und zu berichten. Aber gerade jene Gewandtheit verleitet den Autor, auf die Vorreclit und Klarheit seines Strics zu wenig zu achten: die Ilbelstand, der entslledn auch dem dichterischen Werthe des interessanten Romanes Abbruch thut. H., >V.

Lachende Lieder von Richard Schmidt &

ssllbanis. Berlin, R. Volls Verlag.

Richard Schmidt-Eabanis hat den echten

iourullistischeu Sinu, einpfängliches Auge und Ohr für das, was der Tag bringt, und dazueineaunerordentlicheFormgewillndtheit, eine Leichtigkeit, einen Reichthum in der Eigenart der Reime, die beneidenswerth sind. In den „Lachenden Liedern" herrscht durchweg eine vergnügte Anschauung, lieber» all sind lustige Einfälle eingestreut. Es fehlt auch nicht an derben Seitenhleden. In unfern traurigen Tagen kommen die „Lachenden Lieder" just gelegen. —n. Die Ttunde kommt! Eine Erzählung von Georg Normann. Verlin, Ge-ll rüder Partei.

Die gut geschriebene Erzählung behandelt den novellistisch oft schon bearbeiteten ssonflict, bah eine künstlerische Begabung sich schwer in den stillen Frieden einer bescheidenen bürgerlichen Existenz einzwängen läßt, sondern nach Nethätigung drängt. Ter Verfasser gelangt zu einem sehr verständlichen Schlüsse: nachdem die junge Frau, um die es sich handelt, draußen in der Welt das berauschende Gefühl des Erfolges kennen gelernt, sich aber auch an den Torneu »rund geritzt hat, fühlt sie sich glücklich, von dem Gatten wieder aufgenommen zu werden uuter dem schützenden Tache seines Hauses; roll Tcmuth lernt sie jetzt den Werth des heimischen Herdes und dessen geräuschloses Glück schätze», und in ter Liebe der Ihrigen findet sie all das, was der Ruhm ihr nicht gewähren konnte. — Ml. —

Parabeln, Märchen und Gedichte von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetcl. Ein kleines Bändchen voll köstlicher Poesie. Wo man aufschlägt, überall, überall, in den kleinen Prosaerzählungen wie in den Gedichten pulsirt das Leben eines echten Tichtcigeistcs. Wahrlich, seit Annette von Drostens Tode hat in Teutschland keine Fran so tiefe und hohe Töne anzuschlagen genutzt, nie Marie rou Ebner-Eschenbach. Gönne ihr das Schicksal noch ein langes Leben, denn ihre poetische Quelle erscheint schier unerschöpflich. X. .l.